
WIDENER
HN 7LMB F

Charakteristiken

zur vergleichenden

Erd- und Völkerkunde

in abgerundeten Gemälden,

für Schule und Haus gesammelt und bearbeitet

von

Wilhelm Pütz,
Oberlehrer am katholischen Gymnasium zu Köln.

Zweiter Band.

Köln, 1860.
Verlag der M. DuMont-Schauberg'schen Buchhandlung.

Uebersicht des Inhalts.

III. Länder- und Völkerkunde.

b. Mittel-Europa.

cc. Die östlichen Kronländer der österreichischen Monarchie.

I. Galizien und die Bukowina.

II. Ungarn.

III. Siebenbürgen.

IV. Croatien, Slavonien und die Woiwodschaft Serbien.

V. Die Militärgrenze.

Seite

ee.*) Frankreich.

ff. Belgien und die Niederlande.

c. Nordwest-Europa.

Großbritannien und Irland.

d. Nord-Europa.

*) Durch ein Versehen ist im Texte ee statt dd gesetzt worden.

Seite

Skandinavien.

e. Ost-Europa.

Rußland und Polen.

B. Asien.

a. Nord-Asien.

b. Ost-Asien.

aa. China.

Seite

bb. Das Tiefland Turan.

cc. Die Halbinsel Arabien*).

dd. Das türkische Vorder-Asien.

ee. Das russische Vorder-Asien.

C. Afrika.

a. Nord- und Nordost-Afrika.

b. Central-Afrika.

c. West-Afrika.

d. Süd-Afrika.

*) Diese, so wie die beiden folgenden Ueberschriften (dd., ee.) sind im Texte durch ein Versehen ausgeblieben, ebenso die Bezeichnung Nr. 291.

Seite

D. Amerika.

a. Nord-Amerika.

b. Mittel-Amerika.

c. Süd-Amerika.

E. Australien.

a. Das Festland.

b. Die Inseln.

III. Länder- und Völkerkunde.

b. Mitteleuropa.

cc. Die östlichen Kronländer der österreichischen Monarchie.

I. Galizien und die Bukowina.

133. Die Karpathen.

(Nach Albrecht von Sydow, Bemerkungen auf einer Reise durch die Central-Karpathen.)

Das karpathische Gebirge, in seiner etwa hundert und vierzig Meilen langen Erstreckung von Westen gegen Osten und Südosten, auf der Grenze zwischen Mähren, Oesterreichisch-Schlesien, Galizien u. s. w. mit Ungarn, und als Wasserscheide zwischen den Zuströmen der Ostsee und des schwarzen Meeres bildet kein zusammenhangendes Gebirgssystem von gleichartiger Construction. Es besteht vielmehr nur aus einzelnen, verschiedenartig gebauten Gruppen von Gebirgsmassen, die in einem ferneren oder näheren Zusammenhange mit einander stehen.

Besonders sind es die Central-Karpathen, die durch manche ausgezeichnete Eigenthümlichkeiten unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Sie erheben sich mit den Liptauer-Alpen und dem Tatra-Gebirge bis zur Höhe der Mittel-Alpen, sind von Flüssen oder von Ebenen nach allen Seiten umgeben und durch sie gleichsam von der ganzen übrigen Masse des karpathischen Gebirges abgelös't.

Ihrer Höhe, ihrer Gebirgsarten, ihrem annährend gleichmäßigen Baue der Berge und Thäler, ihrer Stellung gegen die anderen Gruppen dieses Gebirges, ihrer Vegetation und ihrem bestimmt ausgesprochenen Einflusse auf die Atmosphäre nach, bilden sie ein selbständiges Gebirgssystem, das aber nur einen geringen Flächenraum einnimmt.

Im Tatra-Gebirge und in den Liptauer-Alpen findet man scharfe Formen, schmale Kämme, gezackte Bergspitzen, schauerliche, enge, häufig noch unausgebildete Thäler mit Gebirgsseen, und gänzliche Unwirthbarkeit, und nur die das Gebirge umlagernden Halden und Ebenen sind bewohnt. Nur ein Ort liegt in ihren hohen Felsmassen, nämlich das Dorf und Hammerwerk Koscielisko, in einem engen pittoresken Thale, an einem der ursprünglichen Bäche des schwarzen Dunajec, in der Waldregion des Gebirges.

Der Theil des karpathischen Hochlandes aber auf der Grenze Ungarns mit Oesterreichisch-Schlesien und Galizien bis zum Thale der Raba zeichnet sich durch eine abgerundete Gestalt, durch gewölbte Kuppen und Rücken, breite Thäler, durch fast bis auf alle Höhen hinaufreichende Waldungen, durch auffallend wenig zu Tage stehende Felsbildung und durch große Bewohnbarkeit aus. Alle nur einigermaßen bedeutende Thäler sind bis zum Hauptrücken des Gebirges hinauf bewohnt, und größtentheils die oft sanften, selten über 15 Grad sich senkenden Thalgelände beackert; — und so bildet denn auch dieser Theil der Karpathen ein für sich bestehendes Gebirgssystem.

Die höchsten Gipfel der Central-Karpathen tragen keinen ewigen Schnee, obgleich sich die Schneegrenze in den Alpen unter dem 45° nördlicher Breite nach Saussure schon bei 7800′ Höhe einstellt. Demnach würde sie in den Central-Karpathen unter dem 49° 10 bis 20′ zwischen 7000 bis 7800′ absoluter Höhe liegen müssen. Allein dessen ungeachtet bleibt auf den höchsten Gipfeln der Tatramassen auch im unfreundlichsten Sommer der Schnee nicht liegen, und eben so wenig erstrecken sich von ihnen wirkliche Gletscher in die Thäler hinab, wenn auch in einzelnen Schluchten ewige Schnee- und Eismassen aufbewahrt werden.

Die den Central-Karpathen eigenthümlichen hohen Seen, von den Anwohnern Stav oder Meeraugen genannt, sind oft noch im Juli, ja, selbst bis in den August in ihrer Mitte mit einem grünen Eise bedeckt, während ihre Ränder aufgethaut sind. Dies ist kein Wunder bei ihrer absolut hohen und relativ niedrigen Lage; denn einige derselben liegen in der Region, bis in welche in Savoyen und Tirol die Gletscher sich hinab erstrecken. Das bekannte mer de glace im Chamouny-Thale liegt nur 5700′ hoch.

Die Ursache, warum in dem Tatra-Gebirge und den Liptauer Alpen keine Gletscher und Eisfelder zu finden sind, ist wohl in der freien Lage der Central-Karpathen gegen Ungarn und Galizien, in dem ungehinderten Zutritte der Winde von allen Seiten, in der vielfach unterbrochenen Höhe, in der geringen Breite seines Hauptrückens, in der Kürze seiner Seitenäste und Thäler, so wie, auf der Südseite des Gebirges, in der heftigen Einwirkung der mittäglichen Sonnenstrahlen zu suchen; denn das Dasein der Gletscher und Eisfelder hängt eben so sehr von der physischen Beschaffenheit und

Ausdehnung des Gebirges, von seiner Stellung zu den dasselbe umgebenden Flächen, wie von seiner geographischen Lage und Meereshöhe ab.

134. Krakau.

(Nach J. G. Kohl, Reisen im Innern von Rußland und Polen.)

Es ist kein Zweifel, daß im ganzen Polenlande, so weit es reicht, keine Stadtansicht zu finden ist, die der von Krakau gleichkommt. Das Weichselthal scheint hier einen großen, flach vertieften Kessel zu bilden, in dessen Mitte die Stadt mit ihren zahllosen, niedrigen und hohen Kirchen und Thürmen, mit ihrem auf einem mächtigen Felsen gegründeten Schlosse, mit ihren Palästen und Hütten thront. Sie ist von Gärten, wohlangebauten Feldern, Landhäusern und Klöstern in bunter Fülle rings umgeben und zum Theil von den Armen der Weichsel umflossen. Nach Norden bekränzen niedrige, bewaldete Hügel den entfernten Horizont. Nach Süden aber umstellen ihn die höchsten Spitzen der westlichen Karpathen, die hier aus einer Entfernung von 10 Meilen besser sichtbar sind, als von irgend einem anderen Punkte Galiziens, dessen hohes, hinderliches Plateau in diesen Gegenden verschwunden ist.

In früheren Zeiten war Krakau nicht nur der Krönungs- und Begräbnißplatz der polnischen Könige, sondern auch ihre Residenz. Später erst, als der Staat sich nach Osten ausdehnte, ward dies Warschau, und Krakau kam zu dieser, seiner jüngeren Schwester, in ein ähnliches Verhältniß, wie Moskau zu Petersburg, wie Toledo zu Madrid und wie viele andere alte Königsgräberstädte zu ihren neuen Residenzschwestern.

Der Ruhm Krakau's verwebt sich mit den ältesten Berühmtheiten der polnischen Geschichte, und selbst noch bis in die neuesten Zeiten herab waren die Krakusen, der energische, die Stadt umwohnende Volksstamm, die tapfersten und eifrigsten polnischen Patrioten. Kosciusko feierte hier seine schönsten Triumphe. Nach der zweiten und dritten Theilung Polens und nach den vergeblichen Anstrengungen, die auch Krakau zu ihrer Abwendung machte, sank die Stadt zum Minimum ihrer Lebenskraft herab, und man zählte am Ende des vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts nur 16,000 Einwohner. Die Ruhe, welche in Polen bis 1830 herrschte, sammelte auch hier wieder die Menschen etwas mehr an, und jetzt zählt sie über 50,000 Einwohner.

Die Weichsel setzt hier in mehreren Armen durch eine kleine, einige hundert Fuß hohe Gypsfels-Formation, die sich von den Vorbergen der Karpathen zu den Hügeln auf der anderen Seite wie eine Bank oder ein Riegel bequem durch die Weichselebene zieht. Da zugleich mit dem Sprengen dieses Riegels auch die größere Schiffbarkeit des Stromes

begann, und jene Felsen Anlaß zur Erbauung von Schlössern gaben, so mochten diese Verhältnisse eben zur Begründung und zum anfänglichen Wachsthume der Stadt beitragen, weßhalb man Krakau in Bezug auf seine physikalischen Umgebungen und seine geographische Lage die Capitale des oberen Gebiets der Weichsel nennen kann. Ungarn, Schlesien, Galizien und Polen sind die Länder, welche in Krakau einen natürlichen Austauscheplatz für ihre Waaren finden. Ungarische Weine und schlesische Manufacturwaaren, Wieliczka'sches Salz und galizischer Honig und Wachs gehen von Krakau aus die Weichsel hinab. Eben so zieht sich ein bedeutender Handel mit Spezereien und anderen levantischen Waaren von Triest aus über Krakau nach Warschau.

Die meisten Städte stellen gewöhnlich ein integrirendes Ganze dar mit einem Alles umfassenden Namen, an welchem dann durch Benennungen wie „Neustadt", „Altstadt", „Vorstadt" und andere ihr Verhältniß zum Ganzen bezeichnende Namen gleich die Theile unterschieden werden. Krakau dagegen hat das Eigenthümliche, daß alle seine Theile eigene Namen haben, so wie sie früher auch wohl eigene Verfassungen hatten. Es besteht nämlich aus den Städten Stradom, Kasimirs (Kazimierz) und Krakau, und aus den Vorstädten Kleparz (Clepardia), Smolensk, Wessola, Wisna, Piasek u. s. w., die zum Theil sogar von eigenen Mauern umgeben waren.

Wir fuhren durch verschiedene Straßen, die zum Theil an ausgezeichneten Gebäuden reich waren, und endlich durch die große „Greksky Uliza" (die griechische Straße) auf den Marktplatz oder den „Ring" der Stadt. Er ist einer der malerischsten Marktplätze, die es geben kann, und erinnert — wenn das Meer nur nicht fehlte — an den Marcusplatz von Venedig. Es ist ein großer freier Raum, der rund umher mit schönen, neuen und interessanten alten Gebäuden besetzt ist. In der Mitte desselben steht die „Ssukonniza" (Tuchhalle), ein altes, in gothischem Stile erbautes Haus. Es ist eine lange Halle, deren weiter innerer Raum vier Ausgänge durch Thorwege nach dem Marktplatze hat. Zu beiden Seiten laufen im Innern zwei Reihen von Gewölben hin. Unser jüdischer Polenpatriot erzählte uns mit vieler Beredsamkeit, daß das Gebäude früher „Wolniza" (Freihalle) geheißen habe und daß hier die Könige von Polen bis zu denen aus dem sächsischen Hause gewählt worden seien. In der großen Halle sei die ganze Adelsversammlung beisammen gewesen, und die Seitengemächer hätten zu besonderen Berathungen der Abgesandten der einzelnen Wojewodschaften gedient. Nachher hätten die Tuchhändler ihren Kram hier ausgestellt. Jetzt fanden wir auch von diesen keine Spur mehr, vielmehr waren alle Gewölbe mit Material- und Spezereiwaaren-Krämern gefüllt, und man müßte daher wieder einen anderen Namen für die Ssukonniza erfinden.

In dieser Halle und um sie herum concentrirt sich das lebhafteste Gewühl der Stadt. Die Bauern verkaufen aus vielen herangefahrenen Wagen ihre Marktwaare und umschleichen dann scheu und furchtsam, in

Schafspelze gehüllt, die Ssukonniza, um irgend eine ihnen nöthige Kleinigkeit zu erstehen. Die Füchse (die Juden) folgen ihnen überall auf Schritt und Tritt, um sie bei irgend einer Gelegenheit übers Ohr zu hauen. Die Judenkinder schon üben sich im Handel und Wandel und schleppen sich überall mit kleinen Körben oder Mulden, die sie vor dem Leibe herabhangen haben und die mit vielen kleinen nichtsnutzigen Waaren gefüllt sind, umher, ihre Raritäten ausschreiend. Die Ssukonniza und der Ringplatz sind neben dem Schloßberge immer die Schauplätze aller merkwürdigen historischen Ereignisse in Krakau gewesen. Das letzte dieser merkwürdigen Ereignisse war die Begrüßung Kosciusko's und seine Erhebung zum Generalissimus der sich wieder erhebenden Republik in den neunziger Jahren.

Auf der Südostseite des Marktes liegt die schöne und ansehnliche Kirche der heiligen Mutter Gottes. Sie ist in gothischem Stile gebaut, ihre Gewölbe sind ungemein hoch und ihre Fenster mit vortrefflicher und wohlerhaltener Glasmalerei geschmückt. Wie die meisten polnischen Kirchen hat sie mehrere Orgeln, eine große dem Altare gegenüber und zwei kleine zu den Seiten des Chores.

Es blieb uns noch die Hauptmerkwürdigkeit von Krakau übrig, das Capitol nämlich oder die Akropolis der Stadt, oder der Kreml, wie die Russen es nennen, oder, wie man hier sagt, der „Wavel“, der befestigte Schloßberg mit seiner alten Königsburg und mit der Kathedrale der Stadt. Eine breite und schöne Auffahrt, ähnlich der, welche auf das Schloß in Edinburg führt, leitet auf die Schloß- und Kathedralenplätze, die auf dem Gipfel des Berges liegen. Fünfzig bis sechszig Könige zogen diese Straße, von welcher jeder Schritt eine prächtige Aussicht auf die Stadt, auf die Landschaft und auf die Karpathen gewährt, zweimal im Pompaufzuge hinauf, einmal zu Pferde, von Mannheit, Kraft und königlichem Prunke strahlend, umgeben von den Magnaten, um in dem hohen Dome vom Primas des Reiches sich salben und zur Uebernahme des dornenvollen Amtes eines polnischen Königs weihen zu lassen, und das andere Mal, auch von den Großen des Reichs und von königlichem Prunke umgeben, ja, wo möglich noch von größerer Pracht umstrahlt, aber mit gebrochenem Auge, entthront, hingestreckt in der Schlacht, oder gemordet von Verräthershand, gestorben im hohen Alter oder erdrückt von königlichen Sorgen und Nöthen, welche die unbändigen Großen des Polenreichs ihren Herrschern immer in Fülle bereiteten.

Ich erinnere mich nicht, wenigstens nicht östlich von der französischen Grenze, irgend eine Kirche gesehen zu haben, die so reich an Königsgräbern und interessanten Monumenten wäre, wie dieser Krakauer Dom. Unsere deutschen Kaiser sind in alle Welt zerstreut, zwei liegen hier, drei dort, fünf wieder anderswo begraben. Die Gräber der russischen Kaiser sind auch getheilt. Die der ungarischen Könige haben geringeres Interesse. Die der schwedischen sind — nach den Beschreibungen — weniger prachtvoll, ja, selbst St. Denys ist kleiner,

die Westminster-Abtei vielleicht interessanter. Am meisten gleicht der Anblick des Innern des Krakauer Domes der St.-Veits-Kirche zu Prag, wie denn überhaupt die ganze Situation und Gebäude-Zusammenstellung des Krakauer „Wavel“ mit dem Prager „Hradschin“ sich am nächsten vergleichen läßt, obgleich ohne Zweifel in Krakau Alles bei Weitem reichhaltiger und größer ist. Die Kirche ist ein majestätisches, herrliches Gebäude, in gothischem Stile gebaut.

Die Pfeiler der Kirche sind mit Marmor bekleidet, und ihr Schmuck, wie der der sämmtlichen 24 Capellen, ihre Bildhauerarbeiten, ihre Gemälde, ihre Statuen und andere Ornamente setzen durch ihren Reichthum und Geschmack in das größte Erstaunen, besonders Den, der sich in Polen nach alter Weise Alles barbarisch und roh dachte, uns etwas weniger, die wir schon am entgegengesetzten Ende Galiziens reich geschmückte polnische Kirchen gesehen hatten.

Mit sehr wenigen Ausnahmen liegen hier alle polnischen Könige vom neunten Jahrhunderte an, sowohl die, welche der 500 Jahre dauernde Stamm der Piasten gab, als die, welche an dem dreihundertjährigen Stamme der Jagellonen erblühten, als auch endlich die Wahlkönige, die Bathorys, die Sobieskis u. s. w., begraben, und es dringt hier auf den Geschichtskundigen in so engem Raume auf einmal der ganze überschwängliche Schwall von historischen Bildern und Erinnerungen, die sich an alle jene viel genannten Namen knüpfen, mit fast überwältigender Gewalt ein.

Der erste Piast, der Stifter der ersten Herrscherdynastie, Mizislaw, sein tapferer Nachfolger, Boleslaus, der erste König von Polen, Wladislaus Loketec, der erste polnische König, der sich in Krakau krönen ließ, und andere Piasten liegen in der antiksten, schmucklosesten Capelle beisammen, und einfache, kunstlos geformte Marmortafeln decken ihre Gräber.

Die Monumente werden prachtvoller und mannichfaltiger, die Titel länger und die Inschriften pomphafter, je mehr man zu neueren Königen fortschreitet, und während in einigen der älteren Capellen 16 bis 20 Leichen königlichen Geblütes ruhen, nimmt in den folgenden oft eine allein eine Capelle ein. Eine der geschmücktesten Capellen ist die der beiden Sigismunde, in welcher Sigismund's I., Sigismund's II. und Anna Jagellonka's, der Schwester des letzteren und der Gemahlin Bathory's, Bildsäulen liegen, sämmtlich aus jenem schon oben erwähnten, bei allen Statuen und Säulen hier wiedergeschauten fleischfarbenen Marmor. Man kann nicht genug die Kunst und Zierlichkeit bewundern, mit der diese Statuen gearbeitet sind, die ein Zeichen geben, wie hoch schon vor 300 und 400 Jahren die Künste in Polen geachtet wurden. Auch viele Privatpersonen, Feldherren und Bischöfe haben die Ehre eines Monuments in dieser polnischen Westminster-Abtei erhalten.

Es scheint bei den Polen Sitte zu sein, zum Andenken ihrer großen Männer künstliche Hügel zu errichten, offenbar die volksthümlichste Art von Monumenten für National-Helden, die von Weitem gesehen und begrüßt werden können, zugleich aber auch die dauerhafteste; denn weder

wird ein Feind es der Mühe werth halten, die werthlose Erde mühselig abzutragen, noch bietet der überall glatte Kegel den Naturgewalten Anhaltspunkte der Zerstörung dar. So ehrt Krakau das Andenken seines Stifters Krak oder Krakus, des Erbauers des Schlosses und des ersten großen Herrschers in diesen Gauen, so wie das seiner Tochter Wanda durch zwei Gedächtnißhügel, den der Wanda hart an der Weichsel, wo sie, nachdem ihr Geliebter, ein deutscher Ritter, im Kampfe gefallen war, sich in den Fluß stürzte, den des Krakus auf den Gypsbergen im Süden des Flusses.

Außer Krakus und Wanda gelangte tausend Jahre nach ihnen nur noch Kosciusko zu der Ehre eines Mausoleums der beschriebenen Art. Sein Hügel gleicht in Gestalt und Größe ganz und gar denen der Wanda und des Krakus, und es ist nicht wenig merkwürdig, sowohl daß in dem ganzen vorhergehenden Zeitraume der polnischen Geschichte kein Held gefunden wurde, dem man gleiche Ehre erwiesen hatte, als auch, daß man nun nach tausend Jahren wieder ganz und gar auf dieselbe uralte Monumentenform zurückkam. Wenn es wahr ist, was das Volk sagt, daß mit Krakus die Geschichte Polens beginne, und wenn man es als einen Orakelspruch nehmen muß, was Kosciusko rief, als er im Schlachtgetümmel fiel*), so erscheinen diese beiden Hügel, der Krakushügel auf der südlichen und der Kosciuskohügel auf der nördlichen Seite der Weichsel, als die beiden Grenzmarken der polnischen Geschichte, der eine am Anfang und der andere am Ende eines inhaltreichen Jahrtausends errichtet.

Kosciusko hatte eine so allgemeine Liebe bei seiner ganzen Nation, genoß so hohe Verehrung bei allen Fremden und selbst so aufrichtige Achtung bei seinen politischen Feinden, daß nicht nur aus ganz Polen, sondern auch aus dem Auslande reichliche Beiträge für sein Monument eingingen. Ja, sogar der russische Kaiser Alexander steuerte dazu bei. An der Aufschüttung des Hügels arbeitete man zwei Jahre lang, nicht nur mit gedungenen Tagelöhnern, sondern mit den vornehmsten Freiwilligen. Bürger, Rathsherren der Stadt Krakau und Edelleute, ja, sogar vornehme Damen fuhren zu dem Mausoleum ihres edeln Natschelnik die Erde zu. Jeder Pole, der während dieser Zeit durch Krakau reis'te, ließ sich die Ehre nicht nehmen, einen Schubkarren voll Erde zum Kosciuskohügel hingefahren zu haben. Der Hügel wurde 120 Fuß hoch und hat mehr als 300 Schritte im Umfange. Schneckenwege mit Blumenanlagen zur Seite führen auf seinen Gipfel, den schöne Linden beschatten. Von dem Ueberschusse der reichlich eingegangenen Beiträge kaufte man ein Grundstück an, auf welchem ein paar alte Krieger angesiedelt wurden, die für die Bewachung und Erhaltung der Anlagen sorgen.

---

*) Finis Poloniae!

135. Die Salzgruben von Wieliczka*).

(Nach Albrecht von Sydow, Reise durch die Central-Karpathen.)

Durch die organischen Ueberreste, durch seine tiefe Lage am Fuße einer hohen Gebirgskette und am Rande einer unermeßlichen Ebene, über buntem Sandstein und Thonschichten, ist das Wieliczkaer Salzlager ausgezeichnet vor allen andern Europa's. Deshalb, bemerkt Beudant sehr richtig, ist es wahrscheinlich, daß die Salzanlagerungen von Wieliczka und Bochnia, in den Ebenen Galiziens und der Bukowina, so wie in den Ebenen Ungarns und Siebenbürgens einer sehr jungen Formation angehören. Sie können daher weder mit dem Salzgebirge von Bex in der Schweiz, welches nach von Charpentier's Beobachtungen im Uebergangsgebirge vorkommt, noch mit dem in Tirol, welches nach von Buch im Alpenkalksteine liegt, und eben so wenig mit dem Salzgebirge im Salzburgischen, das vielleicht dem Kohlensandsteine angehört, in gleiche Kategorie gestellt werden. Man kann sie höchstens mit denen in Thüringen, und vielleicht mit denen der Grafschaft Chester in England vergleichen, welche nach allen Nachrichten zur Formation des bunten Sandsteines gehören.

Die Salzgruben von Wieliczka erstrecken sich von Osten nach Westen über 9500' und von Süden nach Norden über 3600', und ihre größte Tiefe beträgt 1220 Fuß. Hiernach reichen sie, wenn Wieliczka 699' über dem Meere liegt, 521' unter den Spiegel desselben, was freilich noch nicht der Teufe der tiefsten Kohlenbergwerke zu Whitehaven in England, welche 100, und zu Anzien bei Valenciennes, welche 150 Lachter unter die Meersfläche reichen, gleich, aber doch immer sehr nahe kommt, und sie nicht weniger merkwürdig macht.

Das Salzlager von Wieliczka soll unter der Regierung des Königs Boleslav des Schamhaften und seiner Gemahlin Kunigunde um das Jahr 1250 von einem Hirten Namens Wieliczk entdeckt und bald darauf die Bergwerke eröffnet worden sein.

Die Salzgruben werden in fünf Etagen oder Contignationen unter einander bearbeitet. Die Sohle der ersten liegt 34, die der zweiten 72, und die der fünften 170 Toisen unter Tage, so daß also im Durchschnitte die Sohle einer jeden 30 Toisen unter der über ihr befindlichen liegt. In den beiden oberen Contignationen wird demgemäß auf Grünsalz, in den drei unteren auf Szybitkersalz (d. h. Schachtsalz, von Szybik = Abteufen, Schacht) gebaut.

Dem Alter nach wird der Grubenbau in drei Felder getheilt:

1. in das alte Feld, welches die alten Gruben,
2. in das Janina-Feld, welches die ersten Verbesserungen im Grubenbau, und
3. in das kleine Feld, welches den neuen Grubenbau umfaßt.

---

*) Vgl. J. G. Kohl, Reisen im Innern von Rußland und Polen, III. 220 ff.

Das alte Feld ist ohne Regel geleitet; das Janina-Feld, 1718 auf ihm basirt, sollte nur einige Regelmäßigkeit in den Grubenbau bringen, und das kleine Feld ist mit wahrem Luxus ausgeführt.

Dreizehn Tageschächte, über welchen größere oder kleinere Huthhäuser stehen, führen in die Gruben. Die merkwürdigsten unter ihnen sind:

1. Der Lezno. In ihm führt eine Wendeltreppe von 470 Stufen, welche von Eichenholz erbaut ist, 200 Fuß in die Teufe hinab. Er hat 9 Fuß im Durchmesser, ist oben, so weit er durch lose Schichten geht, ausgebaut, in seinem unteren Theile aber in den festen Salzthon oder das Salz eingeschnitten. Der König August III. ließ ihn 1744, als er die Bergwerke befahren wollte, anlegen. Er wird nur vornehmen Personen zur Einfahrt geöffnet, während die übrigen Reisenden das Salzwerk größtentheils durch den Tageschacht Danielowic oder Janina befahren.

2. Der Tageschacht Danielowic kann als Hauptschacht angesehen werden. Er liegt etwa in der Mitte des neuen Feldes und wird hauptsächlich zur Förderung des gewonnenen Salzes benutzt. Die große Winde, welche Lasten von 30 Centner zu Tage bringt, wird durch einen Pferdegöpel in Bewegung gesetzt. In ihm führen weder Stufen noch Leiterfahrten hinab, sondern man wird an demselben Taue, welches die Lasten hinaufzieht, in die Teufe gelassen. Er führt 34 Toisen hinab und hat etwa 7 Fuß im Durchmesser. Die Oeffnung des Schachtes wird durch eine Fallthür geschlossen, die Reisenden, welche die Gruben befahren wollen, treten auf dieselbe, setzen sich in Sessel mit Lehnen von Gurten, die an dem 5 Zoll im Durchmesser haltenden Taue befestigt sind, und Sclag (Schlingen) genannt werden, halten sich mit der Hand am Taue fest, und hangen, wenn die Fallthür geöffnet wird, das Gesicht gegen einander gewandt, kronleuchter- oder traubenartig an dem Taue über der großen Tiefe. Je nachdem die Gesellschaft, die einfahren will, zahlreich ist, werden in einem Abstande von 4 zu 4 Ellen mehrere solche Trauben über einander gebildet. In der untersten sitzen gewöhnlich die Bergleute, welche zum Herumführen bestimmt sind, und verbreiten mit ihren Grubenlichtern einen matten Schein in der Dunkelheit des Schachtes. Auf diese Weise fuhr ich zu Tage, kann aber nicht läugnen, daß mich ein eigenthümliches Gefühl von Bangigkeit überraschte, als ich die große Tiefe unter mir wußte, und mich zwischen Himmel und Erde, an diesem einzigen Taue, schweben sah.

3. Im Janina-Schacht, durch welchen ich in die Gruben einfuhr, nachdem ich mich im Zimmer des Beamten in dem über dem Schachte stehenden Gebäude, mit einem weißleinenen Mantel hatte bekleiden müssen, führt eine gut angelegte Treppe, zum Theil mit, zum Theil ohne Geländer, in verschiedenen Absätzen in die Teufe hinab. Dieser Stufenschacht ist 10′ breit und gegen 7′ hoch, und die Stufen sind theils aus Salz gehauen und mit Holz eingefaßt, theils ganz von Holz gebaut.

Die übrigen Schachte sind gewöhnliche, bequem eingerichtete Leiterfahrten, haben 1½—2½ Lachter im Gevierte, dienen zum Hinab- und Herauffahren der Bergleute, zur Förderung oder zum Hinunterschaffen des nöthigen Gruben-Materials, oder um Heu und Stroh für die Pferde hinabzulassen. Etwa 60 bis 70 Kammern sollen sich durch ihre Größe vor den andern auszeichnen. Nur in den drei obersten Contignationen sah ich einige, von welchen besonders folgende meine ganze Aufmerksamkeit auf sich zogen.

1. Eine große Halle, die einem kolossalen gothischen Saale sehr ähnlich sieht. Schlanke Säulen, oben mit Laubwerk und den dieser Bauart eigenen palmenähnlichen Verzweigungen, tragen das mächtige Gewölbe, dessen Höhe man bei dem schwachen Fackelscheine nicht ganz zu würdigen fähig gewesen wäre, wenn nicht die an verschiedenen Punkten der Wände zu diesem Behufe aufgestellten Leitern den herumführenden Arbeitern gestatteten, in einer bedeutenden Höhe durch die helle Flamme von angezündetem Werg das schöne Gewölbe zu erleuchten. Unter der Mitte desselben hängt ein großer Kronleuchter, welcher 40′ lang sein und 20′ im Durchmesser haben soll.

2. Der noch größere sogenannte Tanzsaal, durch einen kolossalen österreichischen Adler, den großen Namenszug des Fürsten Lobkowitz, Gouverneurs von Galizien, und zwei transparente, auf Salztafeln gemalte Bilder, welche sämmtliche in dieser Grube übliche Arbeitsgeräthschaften darstellen, geschmückt. Diese Kammer dient bei allen größeren Festlichkeiten zum Versammlungs- oder Tanzsaale, und durch 6 oder 8 Kronleuchter, welche sämmtlich, wie der mächtige in der vorigen Halle, aus Salzkristallen verfertigt sind, erleuchtet, macht er einen im höchsten Grade imposanten Eindruck. Man glaubt sich nach einem mächtigen unterirdischen Feenpalaste versetzt und die Wände desselben mit grauem, schön geschliffenem Marmor ausgelegt zu sehen, so hell spiegeln die kleinen Salzkristalle derselben.

3. Die dem heiligen Anton geweihte Capelle, in der Nähe des Tageschachtes Danielowic, ist zwar nur klein, macht aber, im gothischen Stile aus Salz ausgehauen, einen sehr angenehmen Eindruck. Ihr circa 25′ hohes Gewölbe wird von geschmackvollen runden Säulen getragen. Am Eingange fordert ein mächtiges Kreuz mit dem Bilde des Erlösers, gleichfalls aus Salz gearbeitet und von einer ewigen Lampe erhellt, zur Andacht auf. Dem Eingange gegenüber steht der Altar, auf dem eine Maria mit dem Christuskinde, und einige Heiligen, welche dasselbe verehren, sämmtlich in Lebensgröße, und ein Crucifix von einer Tag und Nacht brennenden Lampe erleuchtet werden. Vor dem Altare knieen zwei Heilige und in den Nischen der Capelle stehen einige Apostel in mehr als Lebensgröße und die Büste des Königs August III. Alle diese Bildsäulen sind nicht ohne Geschmack und Kunst aus Salz gemeißelt, haben jedoch durch die Zeit sehr gelitten. Die fein gearbeiteten Gesichtszüge und Falten der Kleidung sind weggeschmolzen, und die ganzen Bildsäulen sind sehr feucht. Von allen Seiten der Einwirkung

der Luft ausgesetzt, und nur durch ihr Fußgestelle mit den übrigen Salzmassen verbunden, mußte sich an ihnen die Feuchtigkeit zuerst bemerkbar machen, weil sie dieselbe nicht den Salzflötzen mittheilen konnten. Alljährlich wird am heiligen Antonstage in der Capelle Gottesdienst gehalten, und durch die Ausdünstung der dann zahlreich versammelten Menge die Feuchtigkeit der Luft vermehrt. Früher wurden täglich in der Capelle Gottesdienst oder Gebete für die in die Gruben fahrenden Beamten und Bergleute gehalten; allein seit der Regierung Joseph's II. ist dies abgeschafft.

4. Die Corporis-Christi-Capelle, nahe dem Tageschachte Seraph, ist noch kleiner wie jene, gleichfalls in Salz gehauen, und der Altar und die Nischen derselben sind gleichfalls mit einem Crucifixe, Bildsäulen von Heiligen und dergleichen geschmückt. Auch sie wurde früher zum regelmäßigen Gottesdienste benutzt, jetzt soll jedoch nur alljährlich einmal in ihr Messe gelesen werden.

Durch die Salzgruben von Wieliczka werden 500 bis 800 Arbeiter beschäftigt, welche entweder auf Gedinge, das alle 14 Tage abgenommen wird, oder auf Tagelohn bei den nicht nach dem Kubikinhalte zu berechnenden Verrichtungen arbeiten. Wie in allen andern Bergwerken, so halten auch die Bergleute von Wieliczka nur ihre Schicht zu 8 Stunden und lösen sich gegenseitig ab. Sie versammeln sich nach verrichteter Arbeit in den Tageschachten, die stets verschlossen sind, um auszufahren, und werden erst, wenn sie gehörig visitirt worden, ob auch nicht Jemand Salz mit sich führe, entlassen. Hiedurch widerlegt sich von selbst die Fabel, daß es in den Gruben von Wieliczka Leute gebe, die in ihnen wohnten, sie jahrelang nicht verließen, oder gar in ihnen geboren wären und noch nie das Tageslicht gesehen hätten.

---

136. Die Ruthenen.

(Nach J. G. Kohl, Reisen im Innern von Rußland und Polen.)

Das Königreich Galizien mit seinen Anhängseln (Lodomirien und der Bukowina) zerfällt in vier Hauptflußgebiete, in das obere Flußgebiet des Pruth, in das des Dniestr, in das des Bug und in das der Weichsel. Eben so wie die Flußgebiete des Landes theilt sich ungefähr seine Bevölkerung ab, welche hier, wie fast überall, den Flüssen folgte. Das Pruthgebiet nahmen von seinem ersten Anfange bis beinahe ganz zu seinem äußersten Ende die Walachen oder Moldauer in Besitz; in dem Dniestrgebiete, an allen seinen Nebenflüssen hinrankend, haben sich die Ruthenen ausgebreitet, und im Weichsel- und Buggebiete die Polen oder Masuren niedergelassen.

Die Ruthenen bewohnen den Theil von Galizien, der dem ganzen Lande den Namen gab, das alte, berühmte russische Großfürstenthum Halitsch, das einige Zeit mit dem Kiew'schen Großfürstenthume verbunden war, dann als unabhängiges Königreich blühte und mächtig war und im 14. Jahrhundert von den Polen erobert wurde. Sie werden auch Rusnaken oder Rusniaken genannt, und zwar nicht fälschlich, wie

Manche behauptet haben. Sie nennen sich vielmehr selbst so, „besser, feiner und gelehrter aber“, sagte mir ein gebildeter Rusniake, „nennt man uns Ruthenen oder Russinen.“ Ihre Gesammtmasse in Galizien beträgt beinahe zwei Millionen. Eine kleinere Masse von nahe an 400,000 schob sich in der Völkerwanderung über die Karpathen hinaus nach Ungarn hinein. Einige Stämme im Gebirge sollen noch ein rein patriarchalisches Familienleben führen, so daß eine Familie mit allen ihren Sprößlingen, Söhnen, Töchtern und Enkeln so lange als möglich unter einem und demselben Dache vereint bleibt, unter dem Regimente des alten Vaters, als gebietenden Familienhauptes. Der Vater führt das Scepter der Familie, Alles wird von ihm geleitet, sogar die Beschäftigung der Frauen. Nach den Fähigkeiten seiner Söhne und Schwiegertöchter vertheilt er die Arbeiten; sein fähigster Sohn erhält nach dem Tode das Hausregiment. Alles gehorcht seinem Befehle, und sein bloßes Erscheinen ist hinreichend, kleine Händel in der Familie zu schlichten. Ein Sohn muß den Viehhandel treiben, ein zweiter als Fuhrmann in ferne Gegenden ziehen, und sind noch mehrere Söhne vorhanden, so müssen diese entweder mit Eisenwaaren handeln oder auf andere Weise sich ihren Unterhalt erwerben. Eine Tochter hilft der Mutter in der Hauswirthschaft, während andere angewiesen sind, mit der Spindel zu arbeiten, zu weben, oder das Gespinnst und die Leinwand zu verkaufen.

Wie der kleinrussische Bauer verfertigt sich der Ruthene seine sämmtlichen Geräthschaften selbst, er ist sein eigener Architekt, Wagenbauer, Tischler und Schuster. Früher mag im Ruthenenlande Alles ruthenisch gewesen sein: Bauer, Geistlichkeit, Adel und selbst die Fürsten des Landes. Es rühmt sich noch jetzt manche adelige Familie, von den alten Großfürsten von Halitsch abzustammen. Die Polen aber haben während des vierhundertjährigen Besitzes des Landes, wie überall in ihren russischen Besitzungen, sehr viel polonisirt. Völlig gelungen ist ihnen dies indeß nur mit dem Adel. Der ruthenische Bauer hängt mit großer Vorliebe an seinen alten Sitten, verheirathet sich seltener noch als die Polen, Magyaren, Slowaken und andere ihm benachbarte Völker mit Leuten fremden Stammes und scheut es vor allen Dingen, Verbindungen mit den Polen einzugehen, die er wie alle Russen von Hause aus glühend haßt und verabscheut. Er, so wie die Schlachtizen *), blieb daher in Kleidung, Sprache und allen anderen Stücken vollkommen ruthenisch. Eben so ist es mit der Geistlichkeit. Die Ruthenen hatten gleich nach der Einführung des Christenthums unter den russischen Nationen nach Wladimir dem Großen, wie alle übrigen Russen, den griechischen Glauben angenommen. Auch unter der polnischen Herrschaft blieben sie durchweg bei dieser von ihnen gewählten Religion. Darum gelang es den Bemühungen der Polen, die erst in den letzten Zeiten der Republik besonders energisch und erfolgreich wurden, zumal durch Mithülfe des damals blühenden Jesuitenordens, nicht mehr zu

*) Der niedere ruthenische Adel.

bewirken, als eine Union der alten ruthenisch-griechischen Kirche mit der katholischen, d. h. eine Anerkennung der Oberherrlichkeit des Papstes mit Beibehaltung aller griechisch-russischen Religionsgebräuche und Freiheiten.

Die Geistlichkeit der unirten ruthenisch-griechischen Kirche ist durchaus rusniakisch, und die Polonisirung des Adels hat gar keinen oder doch nur einen schwachen Einfluß auf sie geübt. Denn wie bei den Russen und wie überall in der griechischen Kirche, so hat sich auch bei den Rusniaken der Adel nie um die Aemter der Kirche beworben; vielmehr sind auch hier immer die Priester aus dem Volke hervorgegangen.

137. Lemberg.

(Nach J. G. Kohl, Reisen im Innern von Rußland und Polen.)

Lemberg liegt in einem tiefen, sehr kleinen Gebirgskessel, dessen Wände die Stadt gerade in so großer Entfernung umschließen, daß sie sich darin bequem ausbreiten kann.

Der Kessel ist einer der regelmäßigsten, der mir noch je in einem Gebirge vorgekommen ist. Er hat gerade in allen Dimensionen seines fast vollkommenen Kreisrundes etwa eine Stunde im Durchmesser. Die ihn umgebende Wand ist durchweg ungefähr 300 bis 400 Fuß hoch über den tiefsten Grund des Kessels erhoben, welcher seinerseits wieder 102 wiener Klafter hoch über dem Meere stehen soll, und steigt von allen Richtungen her unter demselben Winkel zur Mitte des Kessels bergab. Die Stadt Lemberg liegt gerade mitten darin, wie eine Henne im Neste. Einige Theile der Vorstädte treten noch auf die Abhänge hinauf, und die obersten Ränder werden von Kirchhöfen, Klöstern und Burgruinen geschmückt.

Das ganze Gemälde aller dieser Dinge gewährt einen unvergleichlichen Anblick. Prags Situation scheint — bis auf den Fluß — am meisten Aehnlichkeit mit der von Lemberg zu haben, doch ist die Position von Krakau der von Lemberg noch bei Weitem vorzuziehen. Es fehlt bei Lemberg überall Fernsicht. Was die Bauart von Lemberg betrifft, so ist zunächst von ihr zu bemerken, daß sie wahrscheinlich in der Wirklichkeit zehn Mal besser ist, als sie nach den bei uns gewöhnlichen Ideen von Polen in deutscher Phantasie erscheint. Alsdann aber ist sie auch, nicht nur in diesem relativen Sinne, sondern überhaupt ganz absolut genommen, gar nicht übel und ohne Zweifel viel hübscher und gefälliger, als z. B. die Bauart mancher großen deutschen Stadt. Die freien Plätze sind groß, die öffentlichen Spazirgänge, Boulevards und Gartenanlagen bedeutend. Die Häuser, die Kirchen, die Art der Zusammenstellung der Gebäude, die Entwickelung des Straßennetzes, dies alles hat, wie überhaupt allgemein in den großen polnischen Städten, Wilna, Krakau, Posen, Gnesen, Stanislawow u. s. w.,

sehr viel Aehnlichkeit mit dem Wesen der alten deutschen, im Mittelalter entstandenen Städte, und namentlich weit mehr als z. B. die Physiognomieen der russischen Städte. Es gibt viele Gegenden in Lemberg, wo man in Magdeburg, Nürnberg oder Frankfurt am Main zu sein glaubt. Es erklärt sich dies leicht aus der langjährigen Berührung und Verbindung der Polen mit den Deutschen. Die Stadt ist auch reich an Kirchen und Kirchthürmen, an großen und zum Theil prächtigen Häusern.

Lemberg wurde gleich nach dem Falle von Halitsch bedeutend, indem unter der Polenherrschaft alles Leben von Halitsch in Lembergs Mauern überging. Es enthält daher nicht wenige antike Gebäude, die von seiner damaligen Bedeutsamkeit zeugen. Am Markte stehen mehrere alte Paläste polnischer Großen, worunter auch noch ein schwarzes, aber in edlem, echtgothischen Stile gebautes Haus von „Stephan Bathory", der hier eine Zeit lang residirte. Die Ueberreste des Hauses von Johann Sobieski sind erst kürzlich abgerissen worden. Viele Kirchen stammen ebenfalls aus jener alten Zeit Lembergs. Obgleich also nach diesen untrüglichen Zeugnissen schon früher bedeutend, wie mehrere andere polnische Städte, so ist doch Lembergs Stern bis in die neuen und neuesten Zeiten herab immer höher und höher gestiegen. Sie mochte in alter polnischer Zeit gewöhnlich nur 15,000 und höchstens 20,000 Einwohner haben. Unter der österreichischen Regierung vermehrte sich die Zahl aber rasch auf 30,000, 40,000, 50,000, und sie beträgt jetzt gar gegen 80,000 Einwohner. Es kann sich in Bezug auf dieses rasche Steigen keine andere polnische Stadt mit Lemberg messen. Krakau sank in den letzten 100 Jahren immer mehr und mehr von seiner ehemaligen Größe herab, desgleichen Gnesen, und nicht ganz in demselben Verhältnisse Wilna. Warschau als Mittelpunkt des Ganzen verlor natürlich ebenfalls viel. Posen stieg dagegen, doch nicht so mächtig wie Lemberg, das man jetzt — mit einziger Ausnahme etwa von Warschau — entschieden für die blühendste, lebendigste und größte Stadt von ganz Polen nehmen kann.

Nichts überraschte uns in Lemberg mehr als die Zahl und der Reichthum der alten Kirchen. Der Dom, die Kirche der Katholiken, ist die größte unter ihnen. Er ist mit Monumenten polnischer Großen, Marschälle, Feldherren und Reichswürdenträger gefüllt.

Nach dem katholischen Erzbischofe, dem Primas regni, ist in geistlichen Angelegenheiten die wichtigste Person in Galizien der griechisch-unirte Metropolit, ebenfalls „Erzbischof von Lemberg". Das Kloster, in welchem er nach Sitte der hohen russischen Geistlichen, wie der petersburger Metropolit im Newskikloster und der Kiewer Metropolit im Höhlenkloster, residirt, bietet wenig Neues und Absonderliches dar.

Lemberg hat nicht weniger als drei Erzbischöfe. Der dritte ist der des armenischen Ritus, der allen armenischen Gemeinden in ganz Galizien vorsteht. Galizien bis Lemberg und das östliche Ungarn sind die letzten europäischen Länder von Westen, in denen sich der merkwürdige

Volksstamm der Armenier, der in seinem Handelsgeiste und seiner weiten Verbreitung über die Grenze seines Vaterlandes hinaus so viel Aehnlichkeit mit den Juden hat, sporadisch angesiedelt hat.

Die Rath- und Stadthäuser der großen polnischen Städte liegen gewöhnlich von allen anderen Häusern isolirt mitten auf dem Hauptplatze der Stadt, dem sogenannten „Ringe" oder Markte, so in Warschau, Krakau, Wilna u. s. w., und so auch nach einer allgemeinen polnischen Sitte in Lemberg. Das Lemberger Rathhaus ist ein so ansehnliches und schönes Gebäude, wie nur wenige deutsche Rathsherren sich eines solchen rühmen können. Es umfaßt mit seinen vier hohen und beinahe gleich langen Flügeln einen viereckigen Hof. Rund um das Gebäude herum, mit den besten Häusern und Kramläden der Stadt besetzt, läuft der geräumige „Ring", in der Regel von Käufern und Verkäufern sehr belebt.

---

138. Die Bukowina im Vergleich zur Moldau.

(Nach J. G. Kohl, Reisen im Innern von Rußland und Polen.)

Dieses hübsche Ländchen von 24 Meilen größter Länge, 15 Meilen größter Breite und etwa 180 Quadratmeilen Flächeninhalt bildet nach Norden die äußerste Spitze der großen, von den Dako-Romanen (Walachen) bewohnten Ländermasse, die sich von hier aus 150 Meilen weit nach Süden bis über die Donau hinaus und tief in die griechische Halbinsel hinabzieht*). Wie alle Grenzländchen hat sie in den heftigen politischen Stürmen und Strudeln, welche diese jetzt so freundlichen Gegenden bewegten, häufig ihren Herrn gewechselt und wurde bald von den Polen in Besitz genommen, bald von den Moldauern revindicirt. Ursprünglich aber gehörte sie entschieden den letzteren an; denn nicht nur die Grundbevölkerung des Landes ist moldauisch, was sie wahrscheinlich schon seit uralten Zeiten war, da mit äußerst wenigen Ausnahmen die Benennungen aller kleinen und großen Flüsse und Berge des Landes nicht slawisch, sondern moldauisch sind**), sondern auch neben den geselligen Verhältnissen des Landes sind alle seine physikalischen Zustände ganz dieselben wie in der übrigen Moldau, in der Bukowina wie in der Moldau und Bessarabien der Anbau des „Popeschoi" oder „Kukurus"***), hier wie dort noch Weinbau, Buchen- und Eichenwälder, Wassermelonen, die eben so wie der Mais dann nicht über die Grenzen der Bukowina vordringen und weiter nach Norden hin vorschreiten.

*) In Macedonien wohnen noch die Kutzowlachen, und in Thracien, Thessalien und Albanien sogar nennt sich ein Theil der Bevölkerung Wlachen (Blachoi oder Rumunjos).

**) Die höchsten Spitzen der Karpathen machen davon eine Ausnahme, denn sie sind von Slawen bewohnt und benannt.

***) Türkischer Weizen.

In der Bukowina, wie in der Moldau, arbeitet der Bauer nach dem alten „Ghika'schen Chryson" (Gesetzbuche) des Jahres zwölf Tage seinem Herrn. Die Familien und Familiennamen dieser Herren sind in der Bukowina ganz dieselben wie in der ganzen Moldau und Walachei. Es sind lauter alte walachische Familien, die von uralten Zeiten her, und griechische, die seit dem byzantinischen und türkischen Kaiserthume im Besitze der Güter sein mögen. Die Familien sind von früheren Zeiten her gräcisirt, und der Adel verkehrt unter sich mittels der griechischen Sprache. Durch von Wien ausgehende Einflüsse fangen sie jetzt an, sich zu germanisiren, sie lernen Deutsch und Französisch, nennen sich Barone und Grafen und kleiden sich fast ohne Ausnahme deutsch. Viele von ihnen, so z. B. die Mikultschas, sind in der Moldau, Bessarabien und der Bukowina ansässig und somit drei Kaisern zugleich unterthan, eben so wie auch manche polnische Große ihre Besitzungen unter drei verschiedenen Sceptern haben.

Charakteristisch für die geographische Lage des Ländchens ist es, daß sein jetziger Name Bukowina, welches so viel als Buchenland oder Buchenwald heißt, aus den Kämpfen der Polen mit den Moldauern hervorging. „Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, zur Zeit des polnischen Königs Albrecht," sagt Kantemir, der bekannte Geschichtschreiber der Moldau, „war hier am Pruth ein großes, offenes Feld. Als die Polen mit einer großen Armee auf demselben ihr Lager aufschlugen, griff sie Stephan der Große, Fürst von der Moldau, an, schlug sie, eroberte ihr Lager, jagte die Polen in die Flucht, erlegte die meisten und machte über 20,000, die meistentheils Edelleute waren, zu Gefangenen. Als ihm nachher der König von Polen für die Auslösung derselben eine große Summe Geldes anbot, schlug Stephan dieselbe aus, weil er sich ein solches Siegeszeichen errichten wollte, welches seine Triumphe auch noch in den künftigen Jahrhunderten verkünden sollte. Zu dem Ende spannte er alle 20,000 Polaken, Gemeine und Edelleute, an den Pflug und ließ das ganze Schlachtfeld, welches zwei Meilen lang und eine Meile breit ist, umpflügen und mit Buchensamen besäen. Dieser Same wuchs dann zu weitläufigen und schönen Wäldern auf, welche die Polaken nun „„Bukowina"" nennen, indem sie niemals ohne Thränen von jenem Orte Meldung thun." Das erwähnte Schlachtfeld und der darauf angebaute „Blutbuchenwald" liegt auf der Landenge zwischen dem Pruth und dem Dniestr bei Chotim und Tschernowize, in welcher Gegend noch jetzt zahlreiche Gräber, Ueberreste von Schanzen und Circumvallationen von den vielen Kämpfen zeugen, die auf diesen schönen ebenen Grenzfeldern die Türken, Polen, Ungarn, Moldauer, Russen und Tataren von jeher sich unter einander lieferten.

Ein Theil der Bukowina, etwa 31 Ortschaften jenseits des Pruth umfassend, ist russisch geworden, das ganze Uebrige aber, wie bekannt, seit 1775 österreichisch. Daß das Land, im Ganzen genommen, unter seiner jetzigen deutschen Regierung außerordentlich gewonnen hat, dafür lassen sich viele Zeugnisse aufführen, unter anderen auch die außeror-

deutliche Vermehrung der Einwohnerzahl. Nach einer Zählung, die nicht lange nach der österreichischen Besitznahme, im Jahre 1788, vorgenommen wurde, fanden sich nur 120,000 Einwohner, wogegen man im Jahre 1854 deren nicht weniger als 430,000 zählte. In einem Zeitraume von 66 Jahren hat sich also die Einwohnerzahl fast vervierfacht, ein Verhältniß, welches wohl weder in der russischen, noch in der türkischen Moldau stattgehabt haben möchte. Diese außerordentliche Vermehrung der Bevölkerung mag zum Theil durch Einwanderung von Deutschen, welche sich in den Städten als Bürger, Kaufleute und Handwerker niederließen, und von Rusniaken, welche als tüchtigere Arbeiter den eingeborenen Moldauern vorgezogen werden, bewirkt worden sein, zum Theil aber gewiß auch, und zwar wohl vorzugsweise, durch die bessere politische Ordnung, welche die Deutschen in allen geselligen Zuständen einführten, und insbesondere durch Verbesserung der Verhältnisse der geringeren Volksklassen, deren sich die österreichische Regierung energisch annahm und die daher im Schatten der österreichischen Gerechtigkeitspflege sich mehrten und gediehen.

Die Einwohner sind, wie gesagt, durchweg Walachen oder Dako-Romanen, und mit ihnen sind die fremdartigen Elemente ganz eben so gemischt wie in der ganzen übrigen Moldau. Die Armenier bilden ungefähr den hundertsten Theil der Stadtbewohner und sind Kaufleute, Wirthe u. s. w., die Juden, ungefähr der zehnte Theil der Stadtbewohner, leben als Krämer, Handwerker u. s. w.

Zu dieser alten Stammbevölkerung kommen nun aber noch als bukowinische Besonderheiten die Deutschen, welche sich als Beamtete und Handwerker in den Städten ausgebreitet haben, der Art, daß die Hauptstadt des Landes, Tschernowize, eigentlich ganz deutsch ist, ferner einige magyarische Ansiedelungen an der siebenbürgischen Grenze und einige russische Colonieen am Pruth, die von schismatisch-religiösen Auswanderern gestiftet wurden, und endlich in den Bergen, von denen aber die höchsten Spitzen nicht mehr zur Bukowina, sondern schon zu Siebenbürgen gehören, die „Huzzulen", ein slawisches Bergvolk, das sich in allen Stücken von der walachischen Bevölkerung unterscheidet und auch noch tief nach Siebenbürgen hineingeht. Der Name der Huzzulen ist wohl nur in der Bukowina und Moldau gebräuchlich. Er wird von dem alten dacischen Worte „Huzz", welches so viel als Räuber bedeutet, hergeleitet und mochte daher ursprünglich, wie so viele andere Volksnamen, mit denen sich die verschiedenen Völker belegten, mehr ein Scheltwort und Nomen appellativum als ein Volksname und Nomen proprium sein. Die Huzzulen bewohnen die Gruppe der „schwarzen Berge", die der höchste, südliche Theil der Karpathenkette sind, und grenzen im Norden an die „Goralen", welche dann die weiterhin folgenden Berge bewohnen. Sie beschäftigen sich hauptsächlich mit der Viehzucht und der Waldwirthschaft. Man erkennt diese Bergbewohner in der ganzen Bukowina leicht an ihrer reicheren Kleidung, ihrem festen, eigenthümlichen Gange und ihrem guten, tüchtigen Beil, das sie so

wenig entbehren können wie ihren Arm, und das ihnen immer zur Seite im Gürtel steckt.

Die Bukowina wird von Westen nach Osten von vier einander parallelen Flüssen durchflossen, dem Pruth, dem Sereth, der Sutschawa und der Moldawa, durch die sie in eben so viele parallele große Thäler getheilt wird, und man kann das Land in Bezug auf seine physikalischen Grenzen am besten als das Land der oberen Quellengebiete dieser vier Flüsse bezeichnen. Man könnte es die Schweiz der Moldau nennen, denn es ist im Gegensatze zu der übrigen flachen Moldau und Walachei, mit Ausnahme der Ebenen am Pruth, durchweg hügelig und gebirgig; auch ist es das Paradies der Moldau, denn es ist überall reizend, hübsch, bewaldet und stark bebaut. Die Geschichte lehrt auch, daß es die Wiege der Moldau sei; denn nicht nur entspringt hier der Fluß Moldawa, der dem ganzen Lande den Namen gab, sondern es liegt in seinen Grenzen auch die ehemalige alte Hauptstadt der ganzen Moldau, „Sutschawa", von wo aus erst später die Residenz nach Jassy verlegt wurde und von welcher Stadt sich noch in diesem Augenblicke der moldauische Metropolit benennt.

Die Fruchtbarkeit der Bukowina ist so groß, daß sie deßwegen bei allen Nachbarn berühmt ist. Die Galizier reden immer von ihr wie von einem gelobten Lande.

Eigentliche Städte hat das Ländchen nur drei: Tschernowize, Sereth und Sutschawa, also auf 60 Quadratmeilen nur eine Stadt, eben so drei Marktflecken; alles Uebrige sind bloße Dörfer und einzeln stehende Gehöfte. Von den drei Städten des Landes, Tschernowize, Sereth und Sutschawa, liegt jede in einem der drei Haupttheile des Landes, da wo dieselben ihren Gebirgscharakter verlieren und die Ebene beginnt, so Tschernowize am Pruth, Sereth am Sereth, Sutschawa an der Sutschawa. Die alte Residenz Sutschawa soll nach dem Fürsten Kantemir früher nicht weniger als 16,000 Häuser gehabt haben. Jetzt, nach dem Verfalle ihrer ehemaligen Macht, ist sie unbedeutend geworden, und die jetzige Hauptstadt Tschernowize ist die größte und volkreichste Stadt des Landes; man gibt ihr nahe an 21,000 Einwohner.

In der Stadt fanden wir ein fröhliches und bewegtes Leben, und so wenig sich das übrige Europa darum kümmern mag, so erfreut sich doch Tschernowize seiner guten Küchen, seiner guten Waaren, seiner frohen Feste und eines großen Ruhmes weit und breit, und alle russischen Beamten aus Chotin, Kamenjez und dem benachbarten Bessarabien, wenn sie sich einmal gütlich thun wollen, suchen einen kurzen Urlaub zu erhalten und kommen auf ein paar Tage nach Tschernowize, trinken dort guten Ungarwein und kaufen ihren Frauen hübsche Wiener Waaren. Nirgends so schroff wie hier schien uns russisches und deutsches Wesen einander gegenüber zu stehen; die Stadt kam uns nicht anders als wie eine Vorstadt von Wien vor, freilich 150 Meilen von der Hauptstadt entfernt. Alle Läden waren mit guten Wiener Waaren

gefüllt, alle Häuser mit großen bunten Inschriften versehen, durch welche die Kaufleute ihre Weine, ihre Bijouterieen, ihre Tücher und Manufacturen empfahlen.

II. Ungarn.

139. Die geographische Gestaltung Ungarns.

(Nach J. G. Kohl, Reisen in Ungarn.)

Ungarn läßt sich betrachten als ein großes, weitläufiges Kesselland, rings umher von Gebirgen (den Karpathen, den Alpen, den walachischen und illyrischen Bergzügen) umgeben. Die Hauptgewässer dieses Kessels sind die beiden Flüsse, die Donau und die Theiß, und die beiden anderen, die Drau und die Sau. Alle diese vier Flüsse führt daher auch Ungarn in seinem Wappen.

Die beiden Hauptflüsse, die Theiß und die Donau, bahnen durch den Kesselrand des Landes an drei Stellen Thore oder Eingänge, durch welche von jeher Völkereinströmung stattfand. Diese drei Hauptthore sind: 1) das bei Preßburg, wo die Donau, die südlichsten Ausläufer der Karpathen und die nördlichsten der Alpen durchschneidend, in das Land eintritt; 2) das bei Belgrad, wo sie das banatisch-serbische Gebirgsland zu durchbrechen anfängt und zum Lande hinausgeht, und 3) das bei den Quellen der Theiß, wo sich zwischen der großen Gebirgsmasse Siebenbürgens und der anderen großen Gebirgsmasse, welche das nördliche slowakische Ungarn erfüllt, die große Theißebene einkeilt und bis nahe an den höchsten Rand der Karpathen vorschreitet.

Durch das erste Hauptthor, bei Preßburg, kam Ungarn mit dem Westen Europa's in Berührung. Zu diesem Thore hinaus, in dessen Pforten ehemals das berühmte Carnuntum lag, ritten die Hunnen, Attila an der Spitze, um Westeuropa zu verwüsten, — zu diesem Thore hinaus zogen die wilden Schaaren der Magyaren, um Deutschland zu quälen. Zu eben diesem Thore hinaus strömten auch die Türken, als sie Herren des ganzen mittleren Kessellandes waren, um Wien zu belagern. Herein kamen in dieses Thor die Völker des Westens, insbesondere die Deutschen unter Karl dem Großen — dann unter vielen anderen Heerführern und Kaisern, um den Ungarn für ihre Verwüstungen zu antworten und sie aus räuberischen Nomaden zu seßhaften Bürgern zu machen, — hier herein pilgerten die Kreuzfahrer, — hier herein marschirten die Oesterreicher, ihre Erbrechte geltend zu machen, und die Franzosen unter ihrem großen Kaiser, um in Ungarn Oesterreich zu bezwingen. Durch dieses Thor kam den Ungarn das Christenthum, — der Städtebau, — die Cultur, — das Deutschthum. Hier liegen in der Ebene zu beiden Seiten der Karpathen im Marchfelde, in den Raaber Flächen die unzähligen ungarisch-deutschen Schlachtfelder und Kampfgefilde.

Durch das zweite Hauptthor, bei Belgrad, wo die große mittlere Hauptstraßenlinie vom Bosporus und von Kleinasien her eintrifft, rückten die römischen Kaiser und dann die Feldherren der byzantinischen Cäsaren durch das Thal der Morawa herein. Auf eben jener großen mittleren Hauptstraße der türkischen Halbinsel ergossen sich unzählige Male die ungestümen Schaaren der Janitscharen und der anderen asiatischen und osteuropäischen Henkersknechte des Padischahs und verbreiteten sich von Belgrad aus auf die ungarischen Viehtriften. Zu diesem Thore hinaus gingen die Einfälle der alten celtischen Nationen, dann der Jazygen und Daken und anderen Völker ins römische Oesterreich. Hier hinaus zogen die Ungarn, die Oesterreicher, um gegen die Türken zu streiten. Um diesen Punkt drehen sich alle die Kämpfe Ungarns mit der Türkei, und es liegen hier von Mohacs an der Donau und von Zenta an der Theiß herab Schlachtfelder an Schlachtfelder, auf denen unsägliches Blut vergossen wurde. Durch dieses Thor kam den Ungarn die Pest, die somatische sowohl, als auch die politische, — die Türkenherrschaft.

Durch das dritte Hauptthor endlich, das die Theißer Ebene anbahnt, kamen die Ungarn selbst, 215,000 bewaffnete Männer stark. Denn hier überstiegen sie aus den Ebenen der Moldau die Karpathen und ergossen sich in das Thal der Theiß durch die Marmaros hinab, dem Hauptlaufe des Flusses folgend. Vor ihnen kamen auch dieses Weges die Hunnen und unzählige andere Völker, und nach ihnen folgten auf eben dieser Bahn die Kumanen, die Tataren, die schon vor den Türken das Land auf türkische Weise in Asche legten. Von dieser Seite fürchteten die Ungarn auch einmal die Russen heranrücken zu sehen.

Während in dem Innern von Ungarn die Magyaren wohnen, stehen die Deutschen in dem Preßburger oder westlichen Thore, welches wir daher auch das deutsche nennen können. In dem südlichen oder Belgradischen stehen die Serbier zu beiden Seiten, und wir können es das serbische taufen. In dem östlichen aber stehen diejenigen, welche den Magyaren den Weg nach Ungarn wiesen, die Russen (Ruthenen), ebenfalls, wie die Serbier, auf beiden Seiten, und es mag daher das russische oder ruthenische Thor genannt werden.

In der Nähe des deutschen Thores hält die wichtige Festung Komorn Wache, so wie in der Nähe des serbischen oder türkischen das ebenso formidable Peterwardein. In der russischen oder marmaroser Pforte liegt nun das alte berühmte, vielumkämpfte Schloß von Munkatsch, und hier wäre wohl eine tüchtigere Festung nächstes Bedürfniß des ungarischen Königreichs.

Zwischen diesen drei Thoren spielt die ganze äußere Geschichte Ungarns. Denn wichtigere Eroberungen als die des Landes durch die Magyaren selbst, aus Osten, — die durch die Türken, aus Süden, — und die durch die Deutschen, aus Westen (wenn man Letzteres in gewissen Beziehungen eine Eroberung nennen mag) hat Ungarn nie erfahren.

Uebrigens ist es natürlich, daß wir jene Völkereinlässe nur als die vornehmsten bezeichnen. Nur in Kürze wollen wir noch auf die anderen Hauptpässe des Landes hinweisen. Hier möchte denn vor allen Dingen die große Lücke in den Karpathen zu bemerken sein, welche sich östlich von der Tatragruppe befindet, wo der Poprad und der Dunajez zur Weichsel durchbrechen und die Nebenflüsse der Donau, die Waag, die Gran und andere zu ihnen sich hinneigen. Hier haben sich von jeher die Hauptverbindungen Ungarns mit Polen gemacht, die ebenso häufig kriegerischer als friedlicher Natur waren. In dem Thale der Maros führt ein zweiter Hauptweg über Siebenbürgen herab, den Nebentrupps der Tataren und Andere wanderten. Alsdann wären noch die Thäler der Sau und Drau zu nennen, in denen schon alte römische Hauptstraßen in das obere Pannonien, Rhätien und in's nördliche Italien hinaufführten. Durch die Sau kamen die Ungarn an's adriatische Meer und geriethen in Kampf mit Venedig, so wie durch die Drau die Türken oft genug in Steiermark eindrangen.

140. Das mittlere Donaubecken.

(Nach J. G. Kohl, Skizzen aus Natur- und Völkerleben, und A. Schaubach, die Alpen.)

Die Gebirgsmassen, welche als Wasserscheiden das Stromgebiet der Donau umschließen, reichen sich von beiden Seiten her an zwei Stellen die Hand, bis dicht zum Flusse vordrängend; einmal unterhalb Wien, das zweite Mal unterhalb Belgrad. Auf diese Weise werden drei große Kessel oder Becken gebildet, welche ehemals, bevor der Fluß die Riegel durchschnitt, mit Wasser gefüllt sein und als große Binnenmeere erscheinen mochten. Das obere Donaubecken wird von den Alpen, dem deutschen Jura und dem Böhmerwald-Gebirge umschlungen und endigt mit der österreichischen Stromenge in der Gegend von Wien. Es umfaßt nicht völlig den fünften Theil des ganzen Donau-Areals. Das mittlere Donaubecken wird von den Karpathen, den Alpen und illyrischen Gebirgen umgürtet und umfaßt beinahe drei Fünftel des ganzen Gebietes. Das untere Donaubecken oder danubische Tiefland wird auf den Seiten vom Balkan und von den siebenbürgischen Karpathen ummauert, ist gegen das Meer hin ziemlich flach und offen und umfaßt etwas mehr als ein Fünftel des Ganzen.

So wie die Rhone im Westen der Alpen, nachdem sie sich mit Mühe der Nordabdachung entwunden hat, nicht umsonst ihre Selbständigkeit errang, sondern von Lyon plötzlich dem Süden zueilend, sich die ganze Westabdachung der Alpen unterwirft, ebenso wenig ist die Donau mit ihrer schon reichen Beute zufrieden, sondern weiß sich selbst im Flachlande noch das ganze Ungarn und somit die ganze Ostabdachung zu unterwerfen. Nachdem sie bis unterhalb Gran in ihrer

bisherigen Richtung nicht nur einen Theil der Karpathenflüsse (Waag, Gran u. a.), sondern auch von der rechten Seite die Alpenflüsse, welche der Innenseite jenes erwähnten Murdammes entströmen (Leitha und Raab) an sich gerissen hat, wendet sie sich plötzlich rechtwinkelig, wie die Rhone, nach Süden, um die Drau zu verschlingen. Diesem mächtigen, nun unterworfenen Strom den Verlust seiner Unabhängigkeit weniger fühlbar zu machen, folgt sie dessen Richtung, ihre bisherige verlassend, doch nur auch in der gewissen Aussicht einer nahen anderen Eroberung, welche ihr in der Theiß wird, die sich unvermuthet im sicheren trägen Laufe von den Armen der Donau unrettbar umschlungen sieht; auch hier wieder dasselbe Spiel der Nachgiebigkeit; nach dem Laufe der Theiß sich wendend, als ob sie, die Eroberin, die Unterworfene wäre, überrascht sie ebenso unvermuthet die stolze Save, und nöthigt sie, sich ihr anschließend, mit ihr vereint dem Osten, ihrer ursprünglichen Bestimmung zuzuströmen, um so durch die Wucht ihrer Gewässer sich den Durchgang zu erstürmen, den ihr die Gebirge versperrten.

Die Theiß ist der großartigste Nebenfluß, den die Donau überhaupt aufzuweisen hat. In der Theiß vereinigen sich die Gewässer des ganzen Mittelstücks der Karpathen, so wie des größten Theils von Siebenbürgen. Ihr Gebiet umfaßt etwa 2500 Quadratmeilen, also den sechsten Theil des ganzen Donaugebietes. Von der Mündung bis zur Quelle stellt ihr Hauptsammler eine Flußlinie von über 100 Meilen Länge dar. Dabei besitzt diese Hauptlinie noch Nebenzweige, wie die Samos und Maros, von 40—60 Meilen Länge, mit denen sie tief in die karpathischen Länder hineingreift. Bis Tokay fließt die Theiß von Osten nach Westen. Dann wendet sie sich nach Süden. Leider hat sie einen trägen und vielgewundenen Lauf mit vielen seichten Stellen. Im Frühling, zur Zeit der Wasserhöhe, gleicht sie einem Meeresarme. Im Sommer schrumpft sie in höherem Grade zusammen als diejenigen Donauflüsse, welche von den beschneiten Alpen kommen, denn letztere werden auch in der heißen Jahreszeit noch aus den schmelzenden Gletschern gespeist. Die Theiß-Schifffahrt ist daher vielen Unfällen unterworfen, wiewohl dieser Fluß seit uralten Zeiten bis über Tokay hinauf beschifft wurde. Bis Czongrad (30 Meilen weit) wird sie mit großen Fahrzeugen befahren. Bis Szegedin, bis zur Mündung der Maros, trägt sie eben so schwer belastete Schiffe wie die Donau. Ihre Hauptzuflüsse empfängt die Theiß von der linken Seite aus den siebenbürgischen Karpathen. Es sind dies von Norden nach Süden: 1) die Samos, 2) die Körös, 3) die Maros, 4) die Temes. Diese sämmtlichen Flüsse strömen, in ihrer Entwickelungsweise einander sehr ähnlich, in parallelem Laufe aus Osten nach Westen, haben von allen Flüssen des Donaugebietes, welche diese Richtung verfolgen, den längsten Lauf und erweisen sich auf einer ziemlich langen Strecke schiffbar, obschon sie wenig beschifft werden. Die Maros (mit einem Laufe von über 60 Meilen) ist der vornehmste jener vier Flüsse. Sie bildet

mit dem Hauptstücke des Theißlaufs einen fast vollkommen rechten Winkel und kann bis Arad (nicht ganz 15 Meilen weit) mit großen, schwer beladenen Schiffen befahren werden.

Auf der rechten Seite nimmt die Donau einige Flüsse auf, die an Größe und Bedeutung mit der Theiß rivalisiren: die Drau und Sau. Diese beiden Flüsse laufen einander parallel, auf den meisten Punkten in einer Entfernung von nur 10—15 Meilen und besitzen in ihrer ganzen Entwickelung große Aehnlichkeit. Beide kommen von den östlichen Alpen; beide strömen in ostwestlicher Richtung; beide haben ein ziemlich mageres und schmales Gebiet und eine nicht sehr bedeutende Auszweigung durch Nebenflüsse. Der einzige wichtige und einflußreiche Nebenfluß der Drau ist die Mur, die aus zwei Hauptstücken besteht, einem oberen nach Ost-Nordost bis Bruck und einem unteren nach Südost gerichteten bis zu ihrer Mündung in die Drau. Diese letztere, die Drau selbst, macht gar keinen bedeutenden Winkel, sondern legt fast durchweg, 80 Meilen weit, einen geraden Lauf zurück. Bis Marburg in Steiermark (40 Meilen weit) läßt sie sich mit ziemlich großen Schiffen von einer Tragfähigkeit von 1000 Centnern befahren. Bis Esseg eignet sie sich für Dampfschiffe; ihr Bett ist indessen, wie das der Sau, durch Untiefen, Sandbänke, eingewurzelte Baumstämme der Schifffahrt vielfach ungünstig. Auch wird der Verkehr gewöhnlich alljährlich dreimal auf einige Zeit völlig unterbrochen; im Winter durch das Eis, in der Zeit der Wasserhöhe durch Ueberfluß und Heftigkeit der Strömung, in der trockenen Jahreszeit durch großen Wassermangel der Nebenflüsse. Die Sau hat einen Lauf von 90 Meilen. Ihr Hauptsammler macht, wie die Drau, keine großen und scharfen Winkel. Sie bietet eine schiffbare Wasserlinie von 70 Meilen Länge dar, bis in die Gegend von Laibach. Von Sissek an, wo die Kulpa sich mit ihr vereinigt, kann sie 50 Meilen weit große Boote von 1000—1500 Centnern Ladungsfähigkeit tragen. Bis Sissek wird sie auch mit Dampfschiffen befahren. Die Sau verfolgt ihren Lauf, parallel der unteren Donau, von Osten nach Westen und mündet in letztere bei Belgrad. Die untere Donau bildet daher, in ihrer Verlängerung durch die Sau, bis Sissek oder Laibach eine einzige, ununterbrochene, schiffbare und ziemlich gerade Flußlinie von beinahe 200 Meilen Länge, aus der Spitze des adriatischen Golfs bis ins schwarze Meer. Die wichtigen Nebenflüsse der Sau befinden sich auf ihrem südlichen Ufer und kommen aus den illyrischen Bergen. Es sind dies die Kulpa (bis Karlstadt, 10 Meilen weit, schiffbar), die Unna, der Verbas, die Bosna, die Drinna. Diese Flüsse haben in ihrer Entwickelung, Größe und Laufrichtung sehr viel Aehnlichkeit. Sie stehen senkrecht auf ihrem Hauptsammler. Wie die mährische Morawa oder March ein kleines Zwischen-Bassin zwischen dem oberen und mittleren großen Donaubecken bildet, so stellt die serbische Morawa ein sehr ähnliches Zwischen- und Uebergangs-Bassin zwischen dem mittleren und unteren Donaubecken dar. Sie entsteht aus zwei ziemlich gleichgroßen Flußsystemen, dem der Ost-

und dem der Westmorawa, die sich, aus entgegengesetzten Richtungen fließend, begegnen, vereinigen und den Hauptstamm der großen Morawa bilden, der direct nach Norden der Donau zufließt.

141. Die Slowaken.

(Nach Albr. v. Sydow, Bemerkungen auf einer Reise durch die Centralkarpathen, und Andern.)

In der Mitte der Slawengebiete, den slawischen Norden und Süden scheidend, erstrecken sich aus Nordwesten nach Südosten die Karpathen, das berühmteste und so zu sagen nationalste der von Slawen besetzten Gebirge. Schon im hohen Alterthume opferten die Slawen auf seinen geheiligten Gipfeln den Göttern. Es ist gleichsam das Gebirge Meru der Slawen. Von ihm fließen den bedeutendsten und den für die Slawen wichtigsten Strömen Quellen zu: dem Dniestr, dem Dniepr, der Weichsel, der Oder, der Donau. Die Karpathen waren der Ausgangspunkt zahlloser slawischer Wanderungen und der Zufluchtsort vieler flüchtiger Slawenstämme. Im Süden der Karpathen treten wir in das Land der Donau. Der Zahl nach bilden jetzt im mittleren und unteren Donaugebiete die Slawen die Hauptnation. An der March, an den slowakischen Flüssen Waag, Neitra, Gran, an der oberen Theiß, im Drau- und Saugebiete, im Morawa-Systeme, an den Balkanzuflüssen haben sie seit einem Jahrtausend feste Wohnsitze.

Die Slowaken treiben theils Ackerbau, theils führen sie als Hirten während des Sommers ein Nomaden-Leben, theils beschäftigen sie sich sehr unverdrossen mit dem Bergbau und in den Hüttenwerken, und treiben schon früh ihre Kinder dazu an, theils erwerben sie endlich ihren Lebensunterhalt durch einen kleinen Handel mit Eisenwaaren, als Drahtbinder, als Flößer auf der Waag und dem Poprad, oder als Fuhrleute, indem sie Landesproducte, besonders Weine und Obst, nach Preußisch Schlesien oder Polen verfahren. Diese letzteren scheinen den größten Verdienst zu haben. Nicht selten verkaufen sie nach weiten Reisen fern von ihrer Heimath Wagen und Pferde und kehren mit ihrem Gelde zu Fuß zurück, um die Zehrungskosten zu vermindern.

Das Vieh der Ackerbau treibenden Slowaken wird im Frühjahr in große Heerden zusammen getrieben und gewissen Hirtenfamilien übergeben. Diese hüten es anfänglich auf den hohen Halden und in den Thälern; aber, sobald das Frühjahr sich über das Gebirge verbreitet und die Weiden in demselben von reichen Kräutern bedeckt sind, folgen auch die Heerden der Vegetation von den tieferen zu immer höheren Gegenden, und genießen auf diese Weise vom Mai bis zum Ende Juli einen fortwährenden Frühling. Daher geben sie eine reichliche und fette Milch. Gegen Ende des Sommers kehren sie eben so langsam von den hohen zu den tiefen Gegenden zurück, finden überall

wieder frische Wiesenmatten, und der letzte Herbsttag trifft sie unmittelbar an dem Orte, dem sie angehören. In jeder Höhenstation findet die Hirtenfamilie ihre Salasche, die wie ein gewöhnliches Haus gezimmert, aber mit Brettern nur so leicht verschlagen ist, daß der Wind durch die Fugen frei hindurch wehen kann. Ohne weitere Vorbereitung oder Einrichtung, so leer, wie sie dasteht, wird sie bezogen. Aller und jeder Bequemlichkeit des Lebens, selbst der Bank und des Tisches entbehrend, schläft Mann und Weib, Jung und Alt, völlig angekleidet neben einander auf dem bloßen, ungedielten Boden der Hütte, um das große Feuer herum, das in deren Mitte ohne Heerd brennt. Ueber dem Feuer hängt an einem Querbalken der Haken, an dem die großen Milchkessel aufgehangen werden, und das Innere der Hütte ist, da das Feuer fast immer brennt, mit einem glänzenden Ruß überzogen, der das Holz fast unverbrennbar machen soll. Vor der Salasche steht das Käsehaus, in welchem die in Formen geschlagenen Käse, von der Größe eines kleinen Kinderkopfes, getrocknet werden, und neben derselben sind die Horden (Kolyba) aufgeschlagen, in denen während der Nacht die Heerden liegen.

So einfach wie die Wohnung, ist auch der Lebensunterhalt der Hirten. Molken, Käse, Kartoffeln, etwas Brod und die Früchte des Waldes sind ihre einzigen Speisen; aber dennoch findet man sie kräftig und gesund, stets fröhlich, und besonders heiter am Abende, wenn sie, von den Weiden heimgekehrt, sich um eine Salasche sammeln, einer der Hirten den Dudelsack spielt und die Weiber singen. Schon von fern kann man in der Stille des unbewohnten Gebirges den Jubel der munteren Menge vernehmen, und man wird in der That belohnt, wenn man nicht kalt vorübergeht, sondern an einer solchen Salasche weilt, dem Treiben des gutmüthigen Volkes zusieht und erkennt, wie wenig der Mensch bedarf, um fröhlich zu sein. Ein jeder Fremde wird mit Freundlichkeit aufgenommen und ihm Käse und Molken, letztere in einem aus Weißbuchen zierlich geschnitzten Becher, Czerpoken genannt, freundlich gespendet.

Schon etwas gemächlicher, wie die Hirten, leben die Ackerbau treibenden Slowaken. Ihre Hütten sind zwar klein, ohne Schornsteine, von Schrotholz oder Fachwerk erbaut, und mit Schindeln gedeckt; doch die Zimmer sind mit allerhand selbst verfertigtem zierlichen Schnitzwerke, hölzernen Tellern, Schüsseln und Löffeln, welche rund herum an den Wänden aufgestellt sind, verziert und mit Tischen und Bänken versehen. Freilich entbehren auch sie den größten Theil des Jahres hindurch der Fleischspeisen, allein täglich kochen sie doch ihre geringe Nahrung, welche gewöhnlich aus Milch und Mehlspeisen, Eiern und Kartoffeln besteht. Ihr Brod backen sie aus Roggen-, Gersten- oder auch aus Hafermehl, je nachdem sie wohlhabender oder ärmer sind. — Nächst dem Branntweine wird der Tabak von ihnen am meisten geliebt, geraucht, geschnupft und gekaut. — Der Richter des Dorfes, der aus ihrer Mitte gewählt wird, steht bei ihnen in großem Ansehen.

Ein slowakisches Dorf kann man gewöhnlich sogleich beim Eintritte in dasselbe erkennen. Die Häuser stehen gekoppelt, d. h. je zwei und zwei hart neben einander, mit dem Giebel gegen die Dorfstraße, und hinter ihnen in derselben Richtung die Ställe und Scheunen. Zwischen zwei solchen Häuserpaaren befindet sich ein größerer Zwischenraum. Da die Slowaken Freunde großer gesellschaftlicher Wohnsitze sind, so haben sie auch die größten Dörfer inne, und die meisten neu angelegten Ortschaften gehören entweder ihnen oder den Deutschen an.

Man bezüchtigt die Slowaken der Räuberei. Doch war ihre Räuberei dem Reisenden und den Kaufleuten nie so gefährlich, wie die in anderen Ländern, denn die Slowaken beschränkten sich nur darauf, sich ohne Arbeit ihre tägliche Nahrung zu verschaffen, die Speisevorräthe der einzeln gelegenen Häuser zu plündern, auf den Salaschen Milch zu trinken, Käse zu essen, Vieh zu schlachten, sich ein Mahl daraus zu bereiten und sich an der Dudelsack-Musik der Hirten und dem Gesange der Hirtinnen zu ergötzen. Ja, man erzählt sich von diesen Räubern die wunderbarsten Geschichten eines gewissen Edelmuthes; wie sie zwar die Heerden der Reichen und Bösen beraubt, aber, nachdem sie das Vieh auf fernen Märkten verkauft, Armen und unverschuldet in Schulden Versunkenen aufgeholfen, arme Bräute ausgestattet hätten u. s. f.

---

142. Die Magyaren.

(Nach Freiherrn v. Czoernig, Charakteristik der verschiedenen Völkerschaften des österreichischen Kaiserstaates, und John Paget, Ungarn und Siebenbürgen.)

Eigenthümlich in seiner Art nimmt der Magyarische Volksstamm die Mitte ein zwischen den Völkern des Westens und des Ostens. Er bildet mitten unter Nationen indo-germanischer Abkunft die größte ethnographische Insel Europa's, hält das Tiefland von Ungarn besetzt und breitet sich von dort nach allen Seiten hin aus. Obwohl im Ganzen kompact wohnend, tritt er doch überall, das kleine Jazygien und Kumanien ausgenommen, in Contact mit Nationen fremder Zunge und der mannichfachsten Ausbildung. Und trotz dieser vielgestaltigen Verzweigung, trotz dieser vielfachen Berührung hat dieser isolirte Stamm an seinem Bestande nirgends verloren, vielmehr hat er das Fremde in sich absorbirend sich gestärkt und zum Culturvolke erhoben. Er verdankt dies der gewaltigen Lebenskraft, welche in seinen Adern rollt, und dem feurigen Nationalstolze, welcher, keinen Einfluß von sich weisend, doch sein Volk über Alles setzt. Diese Liebe zu seiner Nation, verbunden mit einer gewissen Zähigkeit in Festhaltung der hergebrachten Ansichten, ist der hervorragendste Zug seines Charakters; sie beruht auf einem weichen Gemüthe und einer feurigen Phantasie, welche die Nation zu den großartigsten, heldenmüthigsten Thaten anspornte, wie

sie auch zu innerem Zwiste führte, welcher mehr als ein Mal die Kraft des Reiches zu vernichten drohte. Obwohl die geistige Anstrengung nicht liebend, ist der Magyare doch ein geborener Redner, welcher die Gemüther seiner Stammesgenossen zu entzünden versteht und viel praktischen Verstand mit durchdringendem Urtheile vereinigt. Er zieht die landwirthschaftliche Arbeit, das Leben unter freiem Himmel, städtischer Beschäftigung und sitzender Lebensweise vor und ist der beste Reiter in der cultivirten Welt. Großmüthig und gastfrei nimmt er den Fremden wohlwollend auf, wenn er bei letzterem Achtung vor der magyarischen Nationalität antrifft. Der adelige Sinn des Volkes machte den zahlreichen Adel zum privilegirten Stande, und noch heute ist derselbe nach dem Verluste der Mehrzahl seiner Privilegien der Kern des magyarischen Volkes. Dem letzteren ist eine große Widerstandsfähigkeit gegen das Eindringen fremder Sitten und Gewohnheiten eigen; es erhält sich durch Aufnahme von außen ungeschwächt, obwohl es keine besondere Vermehrungskraft in seinem Innern entwickelt und auch keinen Ausbreitungstrieb nach außen an den Tag legt. In der Berührung mit anderen Nationalitäten gewinnt es meist durch Assimilirung der Fremden, namentlich der Deutschen, dann der Serben, endlich der Walachen; nur in der Berührung mit den Slowaken weicht es zurück, doch verändert sich im Allgemeinen sein Gebiet am wenigsten, wie auch die Nation in sich selbst die Bedingungen der Dauer und ungeschwächten Bestandes findet.

Der Stolz der Magyaren, einer seiner stärksten Charakterzüge, veranlaßt ihn, auf alle andere Nationen, von denen er umgeben ist, mit vornehmer Verachtung herabzublicken. Alle Fremde sind entweder Schwab (Deutsche) oder Talyán (Italiener), und man kann sich schwerlich das geringschätzige Ansehen vorstellen, mit welchem der Magyarenbauer diese zwei Worte ausspricht. In Betreff seiner ganz unmittelbaren Nachbarn ist dies noch ärger: denn der elendeste Paraszt-ember (Arme, Bauer) von Debreczin würde die Verbindung oder den Umgang mit den reichsten Walachen verschmähen. Der Magyaren Charakter hat eine sonderbare Mischung gewohnter Lässigkeit und Düsterheit mit großer Empfänglichkeit und Reizbarkeit. Des Magyaren Schritt ist langsam und abgemessen, sein Antlitz gedankenvoll, und seine Anrede eindringlich und erhaben; doch, einmal aufgeregt, stürzt er mit einer Eile vorwärts, deren Kraft seine Feinde oft genug gefühlt haben. Bei Erfolg gibt er sich der ungemessensten Fröhlichkeit hin, und man sucht vergebens nach seiner Feierlichkeit, wenn glühende Weine seiner Beredsamkeit Wärme geben, oder der schwindelnde Tanz in seinen mystischen Irrgängen ihn herumwirbelt.

Es ist wunderbar, wie vollständig er seinen eigenthümlichen Charakter auf seine nationale Musik übertragen hat. Nichts kann trauriger und klagender sein, als der Anfang vieler ungarischen Lieder. Eines der am meisten charakteristischen ist der Rákótzy, ein Marsch aus den Revolutionszeiten der Rákótzy's, deren Namen es trägt. Dies ist jetzt,

wie es oft mit revolutionären Liedern zu geschehen pflegt, Volkslied geworden; und hoch steht der Zigeunerfiedler in Achtung, der den Rákótzy mit wahrer Begeisterung vortragen kann. Obgleich die Magyaren sehr selten selbst musikalisch sind und die Musik als Kunst einen sehr niedrigen Standpunkt in diesem Lande hat, so sollen sie doch äußerst empfänglich für den Einfluß derselben sein. Die Schwesterkunst, die Poesie, ist stets sehr cultivirt und geschätzt worden, und wird es auch noch jetzt. Wenige Völker haben mehr Legenden in Liedern, als die Magyaren; und ich habe gehört, daß es bei den jungen Mädchen eines Dorfes allgemeine Sitte sei, sich, die Spindel in den Händen, um das Winterfeuer zu versammeln und wechselsweise die Sagengeschichte ihres Vaterlandes zu besingen, so wie sie es von ihren Müttern gelernt haben. — Der Magyar besitzt eine leidenschaftliche Vaterlandsliebe, verbunden mit der Ueberzeugung, daß Niemand so glücklich und wohlhabend ist, wie er. Der Schweizer fühlt keine innigere Neigung zu seinen Bergen, als der Ungar zu seinen Ebenen.

143. Ofen und Pesth (Buda-Pesth) im Vergleich mit Prag.

(Nach J. G. Kohl, Reisen in Ungarn, und Otto von Pirch, Caragoli).

Ofen (oder Buda) und Pesth sind nur ein und derselbe Wohnort, einer durch den andern entstanden, einer durch den anderen gefördert, und beide denselben Verhältnissen ihre Größe verdankend, nur durch die Donau von einander getrennt und durch eine Brücke innig mit einander verbunden.

In alten Zeiten, vor der türkischen Eroberung, hatte Buda-Pesth schon einmal eine glänzende Periode, wie auch viele andere ungarische Städte. Aber die Geschichte der Stadt, wie dieselbe jetzt existirt, beginnt erst nach der türkischen Eroberung. Es ist bei den ungarischen Städten ein eben solcher abermaliger Aufschwung nach der Beendigung der Türkenherrschaft zu bemerken, wie bei den russischen nach der Zertrümmerung des Tatarenreiches. Auch im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts konnte Pesth noch nicht recht aufkommen, weil der Einfluß der Türken auf die ungarischen Angelegenheiten noch fortdauerte und die Rákótzy'schen Unruhen das Reich nicht zur Ruhe kommen ließen. Die Stadt Pesth für sich allein, ohne Ofen, gehörte zu jener Zeit zu den elendesten Flecken des Reichs — und jetzt nach nicht viel mehr als 100 Jahren ist sie nicht nur die stattlichste Stadt des Königreichs, sondern vermag es auch, sich anderen schönen Städten an die Seite zu setzen.

Noch zu Maria Theresiens Zeiten war die Stadt so ziemlich auf den engen Raum der alten Stadt, oder der jetzt sogenannten inneren Stadt beschränkt, die nicht einmal den siebenten Theil des jetzt von Pesth bedeckten Flächenraumes einnimmt. Jetzt aber hat sie vier bedeutende, weit ausgedehnte Vorstädte, die zum Theil prächtigere Ge-

bäude haben als die eigentliche Stadt selbst, und zu dieser sich ganz ähnlich verhalten, wie die Vorstädte Wiens zu ihrem Kerne. Sie erhielten ihre Namen nach den vier letzten ungarischen Königen, unter deren Regierungen sie entstanden, und heißen Theresien-, Joseph-, Leopold- und Franzstadt.

Faßt man die ganze Situation und Localität von Buda-Pesth zusammen, so stellt sich darin eine so auffallende Aehnlichkeit mit der Situation von Prag hervor, daß dieselbe unabweislich zu einer Parallelisirung beider Stadtlagen auffordert.

Beide Städte, Prag wie Buda-Pesth, liegen an einem Strome, der sie in zwei, zu verschiedenen Zeiten vielfach von einander getrennte, sehr von einander verschiedene und doch zusammengehörige Theile spaltet: Ofen: = Kleinseite mit dem Hradschin, Pesth: = Alt- und Neustadt.

In Ofen läuft ein schmaler, länglicher Bergrücken zur Donau hervor, der die ältesten Bauwerke, Häuser, Paläste, Kirchen, Königsschlösser, Gouvernements-Gebäude und Festungswerke trägt.

In der Kleinseite geht ein ganz ähnlicher, langer, schmaler, auch fast gleich hoher und schroffer Bergrücken zur Moldau hervor, der ebenfalls, als Akropolis von Prag, mit den ältesten, wichtigsten und interessantesten Gebäuden der Stadt belastet ist. Ein anderes nicht bebautes, breites Vorgebirge, der Laurenzberg, umschließt die Kleinseite, und das zwischen beiden Bergen liegende Thal ist mit Häusern angefüllt. Ebenso tritt ein anderer nicht bebauter, kahler, breiter Berg, der Blocksberg, bei Ofen hervor, und das zwischen ihm und dem ersten Berge liegende Thal ist mit Häusern angefüllt. Auf der flachen Seite der Donau liegt Pesth, der wichtigste Theil des Ganzen, sich weit in der Ebene hin ausbreitend. Eben so liegt auf der ebenen flachen Seite der Moldau das Hauptstück von Prag, die Alt- und Neustadt. Wie in Prag auf dieser Seite das regste städtische Leben, die größte Einwohnerzahl, der bedeutendste Verkehr und der weitere Aus- und Anbau der Stadt statt hat, so findet man auch bei Buda-Pesth dies alles auf der pesther Seite, während Ofen zurückbleibt, das von Beamten, Adeligen, Weinbauern und anderen weniger in das städtische Leben eingreifenden Bürgern bewohnt wird, ganz ebenso wie auch die Kleinseite weniger mit fortschreitet und ebenso viele leere Paläste zeigt, wie die andere Seite neue Gebäude hat.

Ueberschaut man das ganze Buda-Pesth vom Blocksberge aus, so hat man einen ganz ähnlichen Anblick, als wenn man das ganze Prag vom Laurenzberge aus ansieht. Nur ist bei Buda-Pesth alles viel größer, alles mehr gedehnt und ausgezogen, während bei Prag alles sich concentrirter, voller, reicher, aber auch enger und schmaler darstellt, in demselben Maße, in welchem die Moldau enger und schmäler ist als die mächtige Donau. In Summa kann man behaupten, Buda-Pesth sei das im Hohlspiegel betrachtete und zerfließende Bild von Prag, jedoch mit der Beachtung des großen Unterschiedes, daß sich hier das Alte und Ehrwürdige zum Neuen und Eleganten gerade umgekehrt

verhält als in Pesth. Auch zu dem Lande, welchem beide Städte als Capitalen im Herzen liegen, verhalten sie sich ungefähr auf gleiche Weise. Ich meine nicht bloß die Gruppirung ihrer Häuser und die Lage der Stadttheile, sondern auch ihre geographische Lage ist eine ähnliche. Böhmen wie Ungarn nämlich stellen sich beide als zwei sehr gut abgerundete, fast überall von Gebirgen umschlossene Länder dar, deren Mitte der Hauptfluß des Landes (in Böhmen die Moldau-Elbe, in Ungarn die Donau) durchschneidet. An diesen Hauptflüssen nun, im Centrum seines Landes, liegt Buda-Pesth wie Prag, alle beherrschten Provinzen im Kreise um sich herum ordnend. Pesth, als Sitz des Palatins, der Magnaten, der obersten Behörden des Landes, als Brennpunkt der nationalen und wissenschaftlichen Bildung, als Sitz der Universität und Akademie, als vornehmster Stapelplatz des ungarischen auswärtigen und Binnenhandels, als entschieden reichster und bevölkertester Ort, ist die eigentliche Capitale des Landes. Das beispiellos schnelle Wachsthum der Stadt ist daher auch, weil sie Centrum ist, ein sehr treuer und richtiger Maßstab der allgemeinen schnellen Entwicklung von ganz Ungarn, denn die Zunahme der Population, der Industrie, der Bildung, der Regsamkeit des ganzen Landes muß natürlich zunächst im Centrum seine Wirkung zeigen, so wie denn auch von hier aus zunächst die Rückwirkung auf das Ganze statt findet.

An dem prachtvollen Ufer des Ister gelegen, von emporsteigenden Gebirgen geschützt, scheint Ofen in den weinreichen Segnungen zu schwelgen, welche der Himmel auf das glückliche Land herabströmt. Die Luft ist milde, balsamisch und gesund, die Hitze gemildert durch die Kühle der Berge und des Stromes. So ist es auch. In immer höheren Terrassen steigen die Häuserreihen zu dem königlichen Schlosse auf, dem Sitz des Erzherzogs Palatinus. Am Rande der Felsen hangen die Häuser der Raitzenstadt, daneben breitet sich der Stadttheil, die Festung genannt, aus, und an der Donau ziehen sich die Wasserstadt und die Landstraße lang, schmal und volkreich dahin. In diese beiden Haupttheile, die Häuserreihen an der Donau, und den obenliegenden, altbefestigten Theil muß man das Ganze trennen, um sich schnell zu orientiren.

Man könnte das merkwürdige Städtepaar Mutter und Tochter nennen, Ofen, die Matrone in altersgrauer Tracht an die Felsen gelehnt, Pesth, die heitere, schöne Tochter in der blühenden Ebene. Wir haben von der Ofener Seite her die Reihe der Pesther Paläste betrachtet (Klein-London nennt der Magyar gern seine neue Hauptstadt) und drängen uns nun über die 700 Schritte lange Kettenbrücke. Sie ist so breit, daß in der Mitte die hin und herfahrenden Wagenreihen getrennt sind, und an beiden Seiten ein geräumiger, abgesonderter Weg für die Fußgänger bleibt. Haben wir das Ende erreicht und werfen nun den Blick auf Ofen zurück, so zeigt sich uns eine köstliche Ansicht; die steile Bergwand, ganz bedeckt mit Festungswerken und Gebäuden, das große Schloß in der Mitte, das Alterthümliche der ganzen spitz

zulaufenden Masse, dahinter die höheren Gebirge, alle Bergabhänge rechts und links mit Reben bedeckt so weit das Auge reicht, dann rechts hinauf die Waitzener Gebirge, die den Horizont schließen, links hinab der Strom, der sich wie ein Meer hinausbreitet, — es ist ein imposanter und doch so völlig heiterer Anblick.

Der Haupttheil des alten Buda ist die Citadelle, welche Ofen und Pesth beherrscht. Ein großer Platz, den an der Ostseite das alte Schloß begrenzt, und einige ziemlich breite Straßen bilden diesen Stadttheil, der sich sehr von dem tiefliegenden Theil unterscheidet, wo lauter Leben, Treiben und Bewegung herrscht, während hier oben Alles still und ruhig ist; man glaubt in einer andern Stadt zu sein. Nur die Beamten wohnen hier, unten dagegen das handel- und gewerbtreibende Publikum.

Mit Vergnügen traten wir aus der Stille der obern Stadt wieder in das rege Leben hinab, und streiften in der Raitzenstadt auf und nieder. Der Ungar nennt den Serben Ratz, daher die deutsche Benennung Raitze entstanden ist. Man findet Ansiedelungen dieses Volkes selbst noch bis Gran und Waitzen hinauf; in Ofen waren sie in älterer Zeit so zahlreich, daß jenes Stadtviertel von ihnen den Namen erhielt.

Aber das helle Pesth lockt uns hinüber. Zögern wir aber noch einen Augenblick, um ein charaktervolles Bild zu betrachten, den Pesther Wochenmarkt. Sobald die Brücke überschritten ist, sehen wir rechts einen langen Weg am Wasser hin, wo die Landleute zum Verkauf versammelt sind. Eine Reihe von sieben bis achthundert Bauerwagen ist bereits am Vorabend eingetroffen und neben einander längs der Donau aufgefahren. Sie sind mit Früchten aller Art beladen und mit viel schlechtern Pferden bespannt, als man es in Ungarn erwarten sollte. Größere und kleinere Kähne, eben so beladen, liegen dicht an einander am Ufer weit hinab. Alles wird in kolossalen Vorräthen hier aufgehäuft und zum Theil sogleich verzehrt.

Nun Pesth selbst. — Mit jedem Schritt weiter ins Innere der Stadt sehen wir größere und schönere Gebäude, aber, was noch ungleich anziehender ist, ein solches Gemisch fast durchgängig interessanter, bedeutender, und völlig verschiedener Physiognomieen, so kräftige Männer, so edle und schöne Frauengesichter, daß man alle Erwartung, selbst die Phantasie übertroffen findet. Der Magyar mit seinem vollen runden Gesicht und offnen treuherzigen Augen ist von dem Slowaken mit den gedrängten Zügen und dem befangenen Blick leicht zu unterscheiden. Am leichtesten kenntlich ist der Grieche mit dem weit hervorspringenden, ausdrucksvollen Profil und dem bestimmten kaufmännischen Ausdruck, und nächst ihm der Jude mit der wollüstigen Schacher-Physiognomie. Und nun, unter dem gemeinen Volk, solche Gesichter, solche Pelze und Sandalen — es fehlt wenig, so sehen wir den Wilden vollständig vor uns. Dazu das Gemisch von Sprachen, Deutsch, Magyarisch, dann die verschiedenen slawischen Dialekte, das italienisch klingende Walachische,

das klare, helltönende Neugriechische dazwischen, es ist eine Lust, das alles durcheinander zu sehen und zu hören.

Die Familien der höheren Stände in Pesth geben denen der untern an reger Lebenslust nichts nach, und die berühmte ungarische Gastfreundschaft erstreckt sich auch auf die Bewohner der Hauptstadt. In Hinsicht jener Familien muß man immer Ofen und Pesth unterscheiden. Die Beamten (häufig Deutsche) wohnen in Ofen und zwar in der oberen Stadt, die dadurch auch jenen Charakter des stillen und ernsten Beamtenlebens an sich trägt, während in Pesth der reiche ungarische Adel immer mehr festen Fuß faßt und sich mit der wachsenden Schönheit und Größe der Stadt von der Idee entwöhnt, Wien sei für ihn der eigentliche Ort, um zu glänzen. Wie sehr Pesth dadurch gewinnt, wie sich in hundert großen und kleinen Zügen dies schöne Anwachsen und Emporblühen ausspricht, läßt sich mehr sehen und erkennen als beschreiben. Genug, nicht die Paläste, das schöne Theater, die Regelmäßigkeit geben Pesth den Hauptreiz, sondern das jugendliche frische, kräftige und reiche Leben, welches sich fast täglich mehr in dieser schönen Stadt entwickelt. Und wieder nicht allein das immer häufigere Ansiedeln der ungarischen Reichen und Großen in Pesth, sondern auch die beginnende geistige Bildung des Landes, die hier wie überall ihren Brennpunkt in der Hauptstadt hat, macht Pesth zu einem so höchst anziehenden Aufenthalt.

144. Die Puszta (östlich von der Donau).

(Nach John Paget, Ungarn und Siebenbürgen.)

Die ganze Oberfläche des Landes von Pesth bis an die Grenzen von Siebenbürgen, und von Belgrad bis an die Weinberge von Hegyalja, ist eine einzige weite Ebene von fast 5000 Quadratmeilen. Wenn der Geolog seinen Blick auf die Karte wirft und bemerkt, wie diese Ebene auf allen Seiten von Gebirgen umgeben und mit Sand und Alluvialboden bedeckt ist, wenn er dabei die Donau beobachtet und sieht, wie sie sich, jeden Tag ihren Lauf ändernd, durch das Land erstreckt, indem sie sich selbst neue Canäle gräbt und ihre frühern versandet, so daß sie zuweilen Ortschaften verschwinden macht und dann wieder von anderen, die an ihren Ufern erbaut wurden, sich auf mehrere Meilen entfernt*), so wird er, glaube ich, mit mir darin übereinstimmen, daß die ganze Ebene zu verschiedenen Perioden das Bette

*) Die Donau fließt jetzt über die Stelle, auf welcher sich ehemals das Dorf Apatin, an der untern Donau, befand; während an der obern Donau das Schloß Steyereck, das sich in dem Strome spiegelte, jetzt eine und eine halbe Meile entfernt davon steht.

jenes Stromes und seiner Nebenflüsse, der Theiß und des Maros, gewesen ist*).

Der Boden der Puszta, wie sich schon aus seiner Ausdehnung und, ich möchte hinzufügen, aus der Natur der Felsen, aus deren Ueberbleibseln er gebildet ist, abnehmen läßt, ist seiner Natur und Erzeugungskraft nach verschieden. Ein beträchtlicher Theil ist tiefer Sandboden, der, leicht bebaut, in nassen Jahren schöne Ernten ergibt; ein anderer, vorzüglich in der Nähe der Donau, der Theiß und der Temes, ist sumpfig und wegen der häufigen Ueberschwemmungen, welchen er ausgesetzt ist, sehr im Werthe gefallen, aber mit geringen Kosten der größten Verbesserung fähig; und ein dritter besteht aus einer dunkeln, fetten Lehmerde, deren Fruchtbarkeit fast unglaublich ist. Wenn man bedenkt, daß diese fruchtbare Ebene auf zwei Seiten von dem zweitgrößten Flusse Europa's begrenzt ist, daß sie von Norden nach Süden von der Theiß durchschnitten wird und mit Siebenbürgen durch den Maros in Verbindung steht, so scheint es fast unmöglich zu berechnen, was für eine Quelle des Reichthums sie für das Land werden könnte. In jedem andern Theile der civilisirten Welt würden wir sie überschwemmt von Wohnungen, belebt von ackerbauender Betriebsamkeit sehen und in ihr, beneidet von den angrenzenden Reichen, den Kornspeicher Europa's erblicken. Hier jedoch ist sie der am wenigsten bevölkerte, am schlechtesten cultivirte und am schwierigsten zugängliche Theil des Landes. Dazu haben verschiedene Ursachen beigetragen. Die meisten Bewohner der Ebene sind Magyaren, deren kriegerische Neigungen sie bewogen, an den beständigen Kriegen, in welche das Land ehemals verwickelt war, den thätigsten Antheil zu nehmen; denn seit Arpad vor tausend Jahren seinen Fuß zuerst nach Ungarn setzte, hat es bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts schwerlich einen ununterbrochenen, zehnjährigen Frieden genossen. Dies mußte schon an sich dem Anwachsen der Bevölkerung Einhalt thun. Die Leichtigkeit, Land zu bekommen, dessen Billigkeit, der Reichthum des Bodens und die wenigen Bedürfnisse des Volkes haben auch mitgewirkt, den Fortschritt des Ackerbaues zu hemmen. Die Anlegung von Landstraßen ist überdies äußerst schwierig gemacht durch die Entfernung, aus welcher die nöthigen Materialien oft geholt werden müßten; doch noch weit mehr durch die Ungerechtigkeit des Gesetzes, welches die ganze Last, sie zu erbauen, dem Bauer aufbürdete, wodurch es unmöglich ward, ein so großes Capital aufzuwenden, als zu ihrer ersten Begründung auf solchem Terrain erforderlich sein würde.

Die Puszta ist indeß weder ganz ohne Bewohner, noch auch ohne

*) Manche sind der Meinung, daß die ganze Fläche, in einer frühern Periode der Geschichte der Erde, einen großen Landsee bildete; dies ist auch sehr wahrscheinlich. Der Kalkstein, ähnlich dem des Pariser Bassins, welcher den Granit bei Margaretha und in vielen Theilen der kleinen Karpathen überdeckt, scheint diese Meinung zu bestätigen. An verschiedenen Stellen der Ebene, besonders in der Nähe der Theiß, sind fossile Ueberreste des Mammuth, des Elephanten und fossiles Rothwild entdeckt worden.

Cultur des Bodens. Sie hat Städte und Dörfer, zwar wenige und weit auseinander liegende, aber sie sind gemeiniglich groß und volkreich. An der großen Landstraße, oder vielmehr Gleisspur, zwischen Tokay und Debreczin, trifft man fast nur alle drei oder vier Stunden ein Dorf; aber in einigen Gegenden erfreut oft Tage lang keine solche willkommene Ansicht das Auge des müden Reisenden.

An lebenden Wesen ist indessen hier kein Mangel; das beständige Summen der Insecten, das Kreischen der Raubvögel und das Blöken des Viehes rief uns den ganzen Tag ins Gedächtniß, daß die Puszta keine Wüste sei. Zuweilen erblickt man große Viehheerden von mehreren hundert Stück, die von Weitem wie eben so viele Regimenter Soldaten aussehen; denn sie sind, ich weiß nicht, ob zufällig oder absichtlich, in lange, lose, drei- oder vierfache Reihen geordnet, und in dieser Ordnung weiden sie, indem sie sich langsam vorwärts bewegen. Wenn die Sonne ihre heißesten Strahlen auf die Erde niederströmt, so daß der Sand von der glühenden Hitze zu zittern scheint, dann ist es interessant, die armen Schafe zu beobachten und die Weise zu bemerken, wodurch die Natur sie lehrte, dem Mangel schattiger Wälder abzuhelfen. Die ganze Heerde hört auf zu weiden und sammelt sich in einem dicht geschlossenen Zirkel, wo jedes den Kopf in den von dem Körper seines Nachbars gebildeten Schatten hält; so schützen sie sich vor einer Gefahr, die sonst wohl üble Folgen für sie haben könnte. Heerden von 100 oder 200 Pferden sind keine ungewöhnliche Staffage dieser Landschaft.

Weit entlegen von jedem betretenen Pfade oder Dorfe bemerkt der Reisende eine Menge zusammenliegender Gebäude, umschlossen von einer dicken Lehm- oder Strohmauer mit einem bogenförmigen Thorwege, worin sich ein großer Hof befindet, umgeben von Ställen, Scheunen, Schafhürden und einer oder zwei Schäferhütten. Hier werden Schaf- und Rindvieh überwintert, um sich das Einfahren von Winterfutter zu ersparen; und hier bleiben ihre Wächter oft ganze Winter hindurch, ohne mit einem andern menschlichen Wesen, als mit denen, welche ihren eigenen kleinen Haushalt bilden, ein Wort zu wechseln; denn der pfadlose Schnee macht die Communication äußerst schwierig. Im Sommer ist das Leben des Schafhirten sogar noch einförmiger. Er bleibt oft mehrere Monate nacheinander weg, bis der Winter kommt und ihn nöthigt, ein Obdach zu suchen.

Fast alle Bewohner der Ebene, ausgenommen einige wenige Colonisten, sind ächte Magyaren, und nichts sagt ihrer Neigung so zu, als das halb müßige, halb abenteuerliche Leben eines Juhasz oder Puszta-Schäfers. Den Anzug desselben bilden weite leinene Hosen und ein kurzes Hemd, das kaum bis unter die Brust herabgeht und worüber er zuweilen eine bunt gestickte Weste oder Jacke trägt. Seine Füße sind durch lange Stiefeln oder Sandalen geschützt, und sein Kopf durch einen Hut von mehr als quäckerartigen Verhältnissen, unter welchem zwei breite Haarflechten herunterhangen. Der aufgekrämpte Rand

des Hutes dient ihm als Trinkgefäß, während der Sack, der an einem Riemen um seinen Hals hängt, das Brod und den Speck, sein dürftiges Mahl, enthält. Ueber das Ganze wird noch gemeiniglich die Bunda oder der behaarte Mantel geworfen. Ich darf jedoch nicht vergessen zu erwähnen, daß Hemd und Hosen schwarz sind. Ehe er zum Sommer auf die Weide zieht, siedet er diese beiden Kleidungsstücke sorgfältig in Schweinefett, und, nachdem er seinen Kopf und Körper mit derselben köstlichen Salbe eingeschmiert hat, ist seine Toilette auf die nächsten sechs Monate beendigt. Ich glaube sicherlich, daß meine Leser nie den Beweggrund dieser sorgsamen Vorbereitung ergründen werden, und daß sie wenig geneigt sind, mir zu glauben, wenn ich ihnen sage, daß es aus Reinlichkeit geschieht! Doch, es ist in der That so; denn das Fett schützt den Hirten wirksam gegen eine Schaar kleiner Feinde, von denen er sonst ganz bedeckt sein würde. Um seine Ausstattung zu vollenden, muß er noch eine kurze Pfeife in dem einen Stiefel stecken haben, so wie in seinem Gürtel einen Tabaksbeutel nebst einer Masse von Werkzeugen, nämlich zum Feuerschlagen, Pfeifenreinigen, Tabakstopfen, Ascheschüren und ich weiß nicht zu was noch für Erleichterungen des Rauchens.

Aber die Bunda ist einer besondern Erwähnung werth; denn in den ganzen Annalen der Schneiderei existirte nie ein Kleidungsstück, das seinem Zwecke besser entsprach und daher alles Lobes so würdig war, als die Bunda. Sie ist in Form eines engen Mantels ohne Kragen gemacht, und besteht aus den Fellen der langwolligen ungarischen Schafe, mit welchen eine oberflächliche Säuberungsprocedur vorgenommen wird, die aber keineswegs hinreicht, das Zurückbleiben eines Geruchs von nicht sehr aromatischer Art zu verhindern. Die Wolle wird völlig in ihrem natürlichen Zustande gelassen. Die glatte Seite ist oft sehr buntscheckig ausgeziert; die Näthe sind mit verschiedenfarbigen Schnürchen gesäumt, an den Seiten und Rändern sieht man Blumenbouquets in Seide gearbeitet, und ein schwarzes, siebenbürgisches Lammsfell schmückt den obern Theil des Rückens in Form einer Kapuze. Die Bunda ist für den Puszta-Schäfer Haus, Bett, kurz, Alles. Sehr selten, weder in den heißesten Tagen des Sommers, noch in den kältesten des Winters, verläßt er seinen wolligen Freund. Er bedarf keines Wechsels der Kleidung; eine Umwendung seiner Bunda macht ihn fühllos gegen jedes Extrem der Witterung.

In Debreczin, der Hauptstadt der Ebene, und seiner Umgegend kann man den ächten Magyarencharakter mit dem größten Vortheile studiren. Die Sprache wird hier in ihrer höchsten Reinheit gesprochen, Arme sowohl als Reiche kleiden sich in die Volkstracht, und jene National-Eigenthümlichkeiten, welche ein Volk stets durch zu vielen Umgang mit Anderen verliert, sind zu Debreczin noch mehr hervorstechend.

Debreczin ist in Ungarn berühmt, sowohl wegen seiner großen Messen, als wegen seiner Manufacturen, die, wenn auch unausgebildet, doch den Bedürfnissen des Volkes angemessen sind. Hier ist der große

Markt für die Erzeugnisse des Nordens und Ostens von Ungarn: Rindvieh, Pferde, Speck, Tabak, Wein, Wachs, Honig, Flachs u. s. w.; und ein großer Theil der Kleinhändler Siebenbürgens versieht sich von hier aus mit Colonial-Producten und den prangenden Waaren von Wien. Nicht weniger als 25,000 der von mir belobten Bundas werden hier jährlich verfertigt und nach allen Theilen des Landes verschickt. Die ächte ungarische Pfeife ist ein anderes Erzeugniß Debreczins; sie stellt mit dem kurzen, dicken Rohre und langen, dünnen Kopfe eine gar drollige Figur vor.

An dem einen Ende der übermäßig, zweimal so breiten Straße, wie die breiteste in London, thürmt sich, mit den einstöckigen Häusern, die zu beiden Seiten stehen, übel contrastirend, die reformirte Kirche und das Gymnasium von Debreczin auf; denn Debreczin ist nicht nur die Hauptstadt des Magyarismus, sondern auch des Calvinismus in Ungarn. Die Protestanten Ungarns zerfallen in zwei Classen, in Lutheraner, die der Augsburgischen Confession anhangen, und in Reformirte, die den Lehren Calvins folgen. Die ersteren werden besonders im Norden und Osten Ungarns gefunden, und es sind unter ihnen viele Deutsche und Slowaken; die letzteren sind fast alle Magyaren und bewohnen hauptsächlich die Städte und Dörfer der Puszta.

145. Das Banat.

(Nach John Paget, Ungarn und Siebenbürgen.)

Das Banat ist ein Landstrich in der Südostecke von Ungarn, zwischen der Theiß, dem Maros und der Donau. Es sind noch nicht volle hundert Jahre, seit die Türken nicht mehr im Besitz dieser Provinz sind, und erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts wurde sie ganz frei von den Einfällen der Moslemin. Diejenigen, die schon eins der unter türkischer Botschaft stehenden Länder besucht haben, werden sich leicht vorstellen können, in welchem wilden, rohen Zustande diese schöne Provinz damals gewesen ist. Der menschenfreundliche Joseph II. beschloß, sie eben so bevölkert und civilisirt zu machen, wie das übrige Ungarn. Durch den flachen Boden eines großen Theils der Oberfläche, und durch die Menge Flüsse, welche diese bewässern, hatten sich unermeßliche Moräste gebildet, welche die Luft verpesteten. Um Ansiedler herbeizulocken, wurde das Land zu äußerst mäßigen Preisen verkauft, und Deutsche, Griechen, Türken, Serbier, Walachen, ja, selbst Franzosen und Italiener kamen herbei, um diese üppige Wildniß zu bevölkern. Der schwarze, fette Lehmboden, bisher noch nie vom Pfluge berührt, gab die reichsten Ernten. Viele wurden schnell wohlhabend, und heutigen Tages gibt es noch Manche unter dem ungarischen Adel, die vor einem halben Jahrhunderte als arme Abenteurer nach dem Banat gekommen waren.

Die Zeugungskraft eines von Natur guten, durch Sümpfe und Flüsse abgelagerten Bodens, gesteigert durch ein fast mehr tropisches als gemäßigtes Klima ist wirklich wunderbar. Jahr auf Jahr wiederholen sich hier auf denselben Stellen dieselben Ernten; der Boden wird nur einmal aufgepflügt, um die Saat aufzunehmen; von Brachfeldern weiß man hier nichts; der Dünger wird nie gebraucht, sondern als schädlich weggeworfen; und doch sah ich bei der größten Sorgfalt und Arbeit in andern Ländern nie einen solchen Ueberfluß an Erzeugnissen, wie die schlecht gepflegte, ununterstützte Natur hier ihren Kindern schenkt. Außer der Olive und Orange gibt es kaum ein Product in Europa, das nicht im Banat gedeihe. Ich weiß nicht, ob ich alle Arten der gewonnenen Ernten aufzählen könnte; doch gibt es unter Anderm Weizen, Gerste, Hafer, Roggen, Reis, Mais, Flachs, Hanf, Rübsen, Sonnenblumen (zu Oel), Tabak in verschiedenen Sorten, Wein und Seide, ja, sogar ein Versuch mit Baumwolle soll geglückt sein.

Das Klima des Banats nähert sich im Sommer fast dem italienischen, der Winter aber, obschon weniger unfreundlich als in dem ganzen übrigen Ungarn, ist doch noch zu lang und rauh für Oliven und Orangen. Selbst im Sommer sind oft die Nächte äußerst kühl. Auch nach dem heißesten Tage erhebt sich, sobald die Sonne untergeht, ein kühles Lüftchen, das zwar Anfangs etwas erfrischt, aber denjenigen, die nicht darauf vorbereitet sind, gefährlich werden kann. Der Ungar reis't nie ohne seinen Pelz oder Schaffellrock, und der Mangel an einem solchen Schutzmittel zieht den ahnungslosen Fremden oft das Fieber zu.

Die Scenerie des Banats ist äußerst verschieden; von den platten Ebenen von Thorantal bis zu den schneeigen Gebirgen von Krasso kann man fast jede Abwechselung finden, die der Naturfreund nur wünschen kann. Die sehenswerthen, obwohl selten besuchten Schönheiten von Lugos, die dunklern Reize der Czerna und Reka, und die schönen Wälder und Flüsse, mit denen das Banat reichlich ausgestattet ist, geben ihm billiger Weise das Recht, sich zu den begünstigten Gegenden Ungarns zu zählen.

Die Minen im Banat, obgleich von hohem Alter, werden zwar noch immer bearbeitet, sind aber weniger ergiebig, als die im Norden. Aber eine der sonderbarsten Eigenthümlichkeiten des Banats ist das verschiedenartige Aeußere seiner Einwohner, welche, da die verschiedenen Geschlechter auch in besonderen Dörfern ansässig sind, ihre National-Charakterzüge auch vollkommen rein beibehalten haben. In dem einen Dorfe, welches durch das schönere Ansehen seiner Gebäude und durch das große Schulhaus sich sogleich als ein deutsches erkennen läßt, erblickt man noch die altmodische Tracht der baierischen Schnitterin und die hellblauen Augen und röthlichen Haare ihres kälteren Klima's. Einige Meilen weiter kommt man in einen, nur aus den hölzernen Hütten der Walachen gebildeten Ort. Der Magyar und der Ratz (Raize) sind gleich charakteristisch und verschieden.

An einigen Orten sind zwei oder drei Nationen unter einander ge-

mischt, und es trifft sich nicht selten, daß die Nachbarn im nächsten Hause einander nicht verstehen können. Die verschiedenen Nationen vermischen sich selten in wechselseitige Heirathen, Magyaren und Walachen nie.

Nächst dem ungemein reichen Boden des Landes hat der Banat-Bauer noch viele, ihm eigenthümliche Gerechtsame, die ihm zugestanden wurden, als man den Zweck hatte, Ansiedler aus anderen Gegenden herbeizuziehen, und diese Privilegien bewahrt er sich noch jetzt.

Temesvar, die Hauptstadt des Banats und die Winter-Residenz der reichen Banatbewohner, ist eine der schönsten Städte, die ich überhaupt kenne. Sie hat zwei schöne freie Plätze und eine Menge recht hübscher Gebäude. Die Stadt war im Jahre 1718 wenig mehr als eine Menge Hütten, zu welcher Zeit Prinz Eugen die Türken, die sie damals inne hatten, hier belagerte und für immer aus dieser schönen Besitzung trieb. Prinz Eugen entwarf den Plan der jetzigen Stadt und begann die Befestigungen, von denen sie umgeben ist.

III. Siebenbürgen *).

146. Die Verbreitung der Nationalitäten in Siebenbürgen.

(Nach A. Petermann's Mittheilungen.)

Ein besonderes Interesse in der Bevölkerungs-Statistik Siebenbürgens bietet die Verbreitung der verschiedenen Nationalitäten, die sich hier in auffallendem Gemisch neben und unter einander festgesetzt haben.

Den ersten Rang nehmen, ihrer überwiegenden Mehrzahl nach, die Romänen oder Walachen, die Ungarn (mit den Szeklern) und die Deutschen (Sachsen) ein. In bedeutender Anzahl sind noch vorhanden (80,000) Zigeuner und (15,000) Juden, weniger Armenier und Slawen, und nur einzelne Griechen und andere Nationalitäten. Man zählt nämlich:

Romänen . . .	1,227,276	596	auf je 1000 Bewohner.
Ungarn	536,011	261	" " " "
Deutsche . . .	192,482	93	" " " "

Die Walachen haben den ganzen Norden, Westen und mittleren Theil des Landes inne und kommen mit den übrigen Nationen gemischt noch überall, mit Ausnahme des östlichen Theiles des Udvarhelyer und Kronstädter Kreises, in beträchtlicher Anzahl vor. Die Ungarn bewohnen

*) Dieses Kronland heißt Erdély von Erdö (waldig, gebirgig), Transsilvania, als das Land, welches jenseits des Waldes liegt, durch welchen man von Ungarn kommt, und Siebenbürgen, wahrscheinlich von den sieben Burgen oder Bergschlössern, welche die Deutschen hier im 12. Jahrhundert erbauten.

als Szekler den Udvarhelyer und zum Theil den Maros-Vásárhelyer und Kronstädter Kreis in compacter Masse, dann in bedeutender Anzahl den Kreis Szilágy-Somlyó und die Städte, Marktflecken und Taxal-Orte im ehemaligen Lande der Ungarn, endlich zerstreut das übrige Land. Die Deutschen bilden die große Sprach-Insel des Hermannstädter Kreises, nehmen noch den mittleren Theil des Kronstädter und das Centrum des Bistritzer Kreises ein, und machen endlich einen bemerkenswerthen Theil mehrerer Ortschaften im Blasendorfer Bezirke, so wie der Bewohnerschaft von Klausenburg, Karlsburg, Broos, Fogarasch und Sárkány aus. Die Zigeuner sind so ziemlich gleichmäßig über das Land verbreitet, ohne irgendwo den beträchtlicheren Theil einer Ortschaft zu bilden, finden sich aber in überwiegender Anzahl in den von Deutschen bewohnten Landstrichen vor. Den Juden war früher nur Karlsburg als gesetzlicher Wohnort angewiesen, seit 1849 haben sie sich jedoch überall weiter ausgebreitet. Die Armenier breiteten sich ebenfalls nach und nach über das ganze Land aus und bauten 1726 Elisabeth-Stadt und 1738 Szamos-Ujvár. Unter den Slawen sind vor allen die Bulgaren zu erwähnen, welche sich zuerst in Alvinz, dann in Karlsburg, Hermannstadt und Déva ansiedelten, aber später fast ganz in den anderen Nationalitäten aufgingen; nur in Déva erhielt sich die sogenannte Bulgaren-Stadt bis auf den heutigen Tag. In bedeutenderer Anzahl sind noch die Slowaken und Ruthenen im Lande vorhanden, aber nirgends in größerer Menge beisammen. Die Zahl der Griechen, die sich namentlich in Kronstadt niederließen, ist sehr gering, und die übrigen sporadisch im Lande vorkommenden Nationen, wie Italiener, Franzosen, Engländer u. s. w., machen zusammen nur einige hundert Köpfe aus.

147. Die Romänen oder Walachen.

(Nach J. G. Kohl, Skizzen aus Natur- und Völkerleben, und Frh. v. Czoernig, Charakteristik der verschiedenen Völkerschaften des österreichischen Kaiserstaates.)

Das Hauptland der Dacier oder, wie sie sich seit ihrer Romanisirung durch den Kaiser Trajan nennen, der Dakoromanen, oder, wie Deutsche und Slawen sie heißen, der Walachen, war von alten Zeiten her Siebenbürgen, der Kern von Dacien. Hier lag Sarmizegethusa, die alte Hauptstadt ihres großen Königs Decebalus. Von hier aus verbreiteten sie sich längs der nach allen Seiten hin abfließenden Gewässer in die am Fuße jenes Berg- und Quellenlandes liegenden Ebenen. Dies geschah im Süden längs der Aluta, des Schiul, der Dumbowitza u. s. w. bis zur Donau, im Westen und Nordwesten längs der Maros, Körös, Samos u. s. w. bis zur Theiß, im Osten und Nordosten längs der Zuflüsse des Sereth und des Pruth bis zum Pruth und Dniestr. In dieser Weise geben schon die alten Schrift-

steller die Grenzen Daciens an. Aus den Ebenen wurden sie in den Zeiten der Völkerwanderung häufig vertrieben. Dann zogen sie sich (oder vielmehr wohl nur ihre Krieger, ihre Patrioten, die tonangebende Partei) in die siebenbürgischen Gebirge zurück, die bis auf den heutigen Tag ein gewöhnlicher Zufluchtsort vertriebener walachischer Fürsten waren. In ruhigen und günstigen Zeiten kamen sie dann aus jenen Bergen hervor und nahmen wieder Besitz vom Lande ihrer Väter. Da der größte Theil ihres Vaterlandes in dem nach Osten geöffneten Donautieflande, gerade im Wege der großen Völkerströmung aus Asien liegt, so hat ihre Nationalität und ihr Staatswesen nie zu rechter Blüthe und völliger Unabhängigkeit gedeihen können. Seit den Römerzeiten haben sie fast immer nur halbsouveraine Staaten gebildet, und ihre Fürsten waren bald südlichen Nationen (den Byzantinern, den Türken), bald westlichen (den Ungarn), bald östlichen (den Avaren, Bulgaren, Petschenegen, Tataren u. s. w.), bald nördlichen (den Polen und jetzt neuerdings den Russen) tributpflichtig oder unterworfen. Trotzdem nehmen sie als Grundbevölkerung noch jetzt so ziemlich dieselben Wohnsitze ein, die sie schon in den frühesten Zeiten inne hatten. Nur längs der Theiß sind sie von den Magyaren und ihren Vorgängern völlig vertrieben, sowie auch im inneren Kerne ihres Berglandes (in Siebenbürgen) aus vielen Strichen durch magyarische und deutsche Colonisten verdrängt worden. Im Ganzen besetzen sie innerhalb des Donaugebietes beinahe 3000 Quadratmeilen, und ihre Volkszahl mag sich auf mehr als fünf Millionen Seelen belaufen, nämlich: in Siebenbürgen 1,300,000, in Ungarn 1,000,000, in der Militärgrenze 100,000, in den Fürstenthümern Moldau und Walachei 3,000,000, in Bessarabien, soweit es zum Pruth- und Donaugebiete gehört, 300,000.

Sie reden eine der Wurzel und den wesentlichen Bestandtheilen nach romanische Sprache, ähnlich, nur vermischt mit fremden, besonders slawischen Elementen, — nicht so stark, aber auf ähnliche Weise wie das Englische mit französischen. In dem unteren Donaulande bilden diese Rumunji die alleinige, nur mit einigen Colonisten untermengte Bevölkerung; in Siebenbürgen die dienstbare, aber zahlreichste Classe. Durch Genügsamkeit, Fleiß, Beharrlichkeit bei National-Sitte gewinnen sie noch heute die Oberhand über Magyaren und Serbier, wo sie mit ihnen vermischt wohnen.

Die für ihre Ausbildung ungünstige Lage ihres Wohnsitzes am äußersten Ostende der europäischen Völker, der geringe Contact mit Culturvölkern und die politische Unfreiheit, in der sie durch lange Jahrhunderte lebten, mußten nachtheilig auf die Entwickelung ihres Geistes und ihres Charakters wirken und sie in einer gewissen Versunkenheit des öffentlichen Lebens erhalten. Die bedeutenden natürlichen Anlagen, welche sie besitzen, und die schnellen Fortschritte, welche Einzelne dieses Stammes unter dem Einflusse günstiger Umstände in ihrer intellectuellen Ausbildung machen, deuten an, wie bildungsfähig dieser Stamm sei, wenn er allmählig und mit gleichzeitiger Verbesserung seiner ökono-

mischen Lage der Cultur entgegengeführt wird. Der Walache ist national und fast immer auch kirchlich gegen die ihn umgebenden Nationen abgeschlossen, tritt mit ihnen seltener in nahe Berührung und vermischt sich nicht mit ihnen, aus sich aber vermehrt er sich stark und nachhaltig und entzieht seinen Nachbarn dadurch die Mittel ihrer Ausbreitung.

---

148. Die Sachsen.

(Nach A. de Gerando, Siebenbürgen und seine Bewohner.)

Man kann den Charakter der verschiedenen Nationen, welche dieses Land bewohnen, auf folgende Weise charakterisiren. Der Walache liebt das far niente, er erwirbt kaum das, was er braucht, um nicht zu verhungern. Der Magyar ist nicht faul: er arbeitet tüchtig, um sich sein und seiner Familie Auskommen zu sichern; aber sobald er sieht, daß er das ganze Jahr mit Ehren auskommen kann, so ist er zufrieden, und verlangt weiter nichts, denn er will sich nicht bereichern. Ziemlich dasselbe ist es mit dem Szekler. Der Sachse begnügt sich damit noch nicht: hat er das Nothwendige erlangt, so will er das Ueberflüssige haben, und wenn er nur Gewinn zu hoffen hat und er seinen Fleiß und seine Thätigkeit ausüben kann, so schrickt er vor keiner Thätigkeit zurück.

Schon das Aeußere des Sachsen verräth nicht nur seine Abstammung, sondern auch seine Sitten und seine Lebensweise. Es ist nicht schwer, in diesen großen und starken, ein wenig schwerfälligen Menschen, mit dem gutmüthigen, offenen Gesicht den Deutschen zu erkennen. An der Vollständigkeit seiner Kleidung erräth man auch leicht, daß er Wohlstand zu erringen und zu schätzen weiß. Seine großen schwarzen Stiefeln, seine Tuchhosen, sein ledernes Kamisol, sein langer weißer Ueberrock mit den schwarzen Börtchen, Alles ist im besten Zustand. Er gleicht weniger einem Bauer, als einem reichen Bürger einer kleinen schwäbischen Stadt.

Wenn in Siebenbürgen die Sachsen Deutsche geblieben sind, und nur ihre Tracht verändert, also nur wenig fremdem Einfluß unterlegen haben, so hat das seine besonderen Ursachen, die wir in wenig Worten andeuten wollen. Erstlich gaben ihnen die Könige von Ungarn ein besonderes Gebiet und gestatteten dort die freie Entwickelung ihrer Institutionen, deren Keime sie mitgebracht hatten. Außerdem durften die anderen Siebenbürgener keinen Grundbesitz auf dem Gebiet der Sachsen haben, wogegen jeder Deutsche, der zuwanderte, sogleich Bürgerrecht bekam. Dadurch war gewissermaßen über Ungarn zwischen Siebenbürgen und Deutschland eine Brücke geschlagen. Endlich trug die Reformation noch dazu bei, den Sachsen einen neuen Charakter zu geben: sie machte sie zu Lutheranern, während die übrigen Landesbewohner katholisch blieben, oder den Lehren Calvins anhingen. Der Vereinigung

aller dieser Ursachen bedurfte es, um dem siebenbürgischen Sachsen seine deutsche Eigenthümlichkeit bewahren zu machen. In einigen anderen Gegenden des Landes außerhalb ihres Gebietes gibt es ebenfalls Dörfer, die ursprünglich von Deutschen bevölkert sind: Torozkó zum Beispiel; hier haben sich die Colonisten mit der übrigen Bevölkerung verschmolzen: sie sind Magyaren oder Walachen geworden.

In beständiger Verbindung mit der geistigen Bewegung Deutschlands, mußten die Sachsen nothwendiger Weise den übrigen Siebenbürgenern vorausschreiten, die sich nur ungern dem Einfluß Oesterreichs unterwarfen. Sie errichteten im Lande die ersten Druckereien, sie gründeten die ersten und wichtigsten Fabriken. Nach dem 16. Jahrhundert erweiterte sich ihr Verkehr mit Deutschland durch Hülfe der Verbindungen, welche die protestantischen Fürsten von Siebenbürgen mit Brandenburg und Holland anknüpften. Auch das Hochdeutsche kommt jetzt nach Siebenbürgen und folgt hier allen Veränderungen, die es in Deutschland selbst leidet, ohne den sächsischen Dialekt jedoch zu verdrängen. Ich theile hier das Vaterunser im sächsischen Dialekt mit. Man kann sehen, daß die von den ersten Colonisten mitgebrachte Sprache nur wenig Veränderungen erlitten hat.

„Foater auser, dir dau bist em Hemmel, geheliget werde deing Numen, zaukomm aus deing Rech, dein Well geschey aff Jerden, als vey em Hemmel, auser däglich Briut gaff aus heigd, ond fergaff aus auser Schuld, vey mir fergien auser en Schuldigern. . . . .“

Der sächsische Schriftsteller Franck hat in diesem Dialekt einen dem Westfälischen nahestehenden zu erkennen geglaubt. Die Sachsen verstehen alle Hochdeutsch, in welcher Sprache auch ihre Bibel geschrieben ist. Stellen aus den heiligen Büchern stehen ebenfalls in dieser Sprache an den Wänden ihrer Häuser. Doch haben sie ihrem Dialekt nicht ganz entsagt, und sie sprechen Sächsisch, wie man Provençalisch in der Provence spricht. Das Sächsische ist sehr hart, verändert sich aber nach der Oertlichkeit. Die Bewohner von Hermannstadt sprechen einen ganz anderen Dialekt als die von Bistritz. Einige zählen drei, Andere sieben verschiedene Dialekte. Diese Verschiedenheit rührt wahrscheinlich von dem Umstande her, daß die deutschen Colonisten nicht alle aus derselben Gegend kamen und zu verschiedenen Zeiten in Siebenbürgen einwanderten.

Ueber den Ursprung der Sachsen hat man verschiedene Meinungen aufgestellt. Bald hat man behauptet, sie stammten von Kriegern, welche vor Karl dem Großen geflohen, bald meinten Andere, ihre Vorfahren seien deutsche Stämme, welche gemeinschaftlich mit den Walachen Dacien vor der Ankunft der Magyaren besaßen. Die Diplome der Könige und die verschiedenen den Sachsen ausgestellten Privilegien widersprechen diesen Vermuthungen auf das Entschiedenste. Man weiß gewiß, daß Geyza II. 1142 die Sachsen nach Siebenbürgen rief, um das Land zu bebauen und die Handwerke einzuführen, die den Magyaren noch ganz unbekannt waren. Die Einwanderungen dauerten fort, und selbst

nach Geyza, der die Deutschen herbeirief und ihnen große Vorrechte gab, sah man zu verschiedenen Zeiten neue Colonisten in Siebenbürgen erscheinen. 1206 hatten sie neun Städte gegründet oder wieder aufgebaut. Es ist eigenthümlich, daß die Deutschen in Siebenbürgen Sachsen heißen, denn sie sind nicht aus Sachsen*) gekommen.

Als die Sachsen — wir bedienen uns der anerkannten Benennung — in Siebenbürgen zugelassen wurden, wollten die Könige ihnen den im Lande stattfindenden Handel überlassen. Andreas II. ermächtigte sie, alle Jahrmärkte zu besuchen. Er wollte die Eingriffe der Juden verhüten, welche nicht die Redlichkeit der Deutschen besaßen. Seit jener Zeit sind die Sachsen Kaufleute geblieben. Daher rührt die Abwesenheit jeder Aristokratie unter ihnen; bei einem Volke von Colonisten, welches nur Ackerbau und Handel treibt, finden sich nur gleichstehende Arbeiter.

Seit ungefähr einem Jahrhundert concentrirt sich der Handel, welcher früher auf alle sächsischen Städte vertheilt war, hauptsächlich in zwei Orten, Hermannstadt und Kronstadt.

---

149. Hermannstadt und der rothe Thurm.

(Nach A. de Gerando, Siebenbürgen und seine Bewohner).

Hermannstadt ist die Hauptstadt der Sachsen. Von ihrer Gründung erzählt man sich dieselbe Fabel, wie von Carthago's Ursprung, und eine Quelle mit dem Namen „der Brunnen des Schweinehirten (Diszno Pásztor Kútja)“ erinnert noch an die Klugheit des Hirten, der die ersten Hütten auf dem Stück Feld errichtete, das er mit einer Ochsenhaut bedecken konnte. Die Stadt hat übrigens ihren Namen von einem Deutschen Hermann, der mit Gisela von Baiern, der Gemahlin Stephan des Heiligen, nach Ungarn kam, und dessen letzter weiblicher Nachkomme vor wenigen Jahren arm und ungekannt starb. Hermann vergrößerte das Dorf, welches damals noch den Namen Hermannsdorf führte, und zog seine Landsleute hin. Allmählig gewann die Stadt an Wichtigkeit und wurde zum stärksten befestigten Platz Siebenbürgens. Maria Theresia wollte den Landtag dort für alle Zukunft zusammenberufen wissen, da die guten Mauern die Stadt sicher machten. Hermannstadt hat den Ruhm, alle Angriffe der Türken zurückgeschlagen zu haben: es ist nie eingenommen worden.

Jetzt sprengen die Bewohner von Hermannstadt die Mauern, die einst ihren Stolz ausmachten, weil sie die Stadt einengen. Die befestigten Thore, unter denen man durchgehen muß, sind von Kugeln

*) Der Verfasser vermengt die alten Sachsen mit den jetzigen, und daher seine Zweifel über die Angemessenheit des Namens in dem vorliegenden Falle. Bekanntlich führten im Mittelalter sämmtliche Bewohner Niederdeutschlands, so weit es von Deutschen besessen war, den Namen Sachsen.

durchlöchert. Der untere Theil der Stadt besteht aus schmalen krummen Straßen, noch mehr verenget durch steile und enge Treppen, und aus Häusern mit Giebeldächern. Mehrere öffentliche und einige Privatgebäude (Hotels des Adels) im Rococogeschmack schmücken die obere Stadt, vor der sich anmuthige Spazirgänge befinden. Die lutherische Kirche besitzt die einzigen in Siebenbürgen noch vorhandenen gemalten Kirchenfenster. Hermannstadt wird nur von Sachsen bewohnt*). Im Ganzen ist diese zweite Hauptstadt Siebenbürgens weder ein so angenehmer noch so gesellig belebter Ort wie Klausenburg, seine Nebenbuhlerin; aber sie erscheint bedeutender. Man sieht daselbst einige gute Fabriken und bemerkt eine gewisse Handelsthätigkeit. Außerdem hat es den Vortheil einer schönen Lage. Hohe Berge begrenzen den Horizont.

Die Gegend von Hermannstadt ist der Schauplatz vieler wichtiger Ereignisse gewesen, denn häufig strömten aus der Walachei die Feinde über die Provinz. Durch dieses Thor schickte der Sultan seine schrecklichen Janitscharen, welche ebenso von denen gefürchtet wurden, die sie bekämpfen sollten, wie von den Verbündeten, denen sie zu Hülfe zogen. Dieser Landstrich war der erste, welcher sich dem Emmerich Tököli unterwarf, als dieser das Fürstenthum Siebenbürgen an der Spitze der Türken und unzufriedenen Ungarn beanspruchte.

Das Defilé, welches von Hermannstadt nach der Walachei führt, trägt den Namen des rothen Thurmes. Es heißt so nach einem Castell, welches den Paß vertheidigte, und welches jedenfalls nach Art der ungarischen Schlösser bemalt war; vielleicht auch erinnert dieser Name an die zahlreichen Kämpfe, welche unter seinen Mauern stattgefunden haben. Die Aluta, die hohe Bergkette, welche Siebenbürgen von der Walachei trennt, durchbrechend, fließt in einem sehr tiefen Bett neben einem mühsam im Felsen ausgehauenen Wege. Im Hintergrunde sieht man die Berge auf beiden Seiten sich allmählich senken, um den Fluß hindurchzulassen. Von der Spitze eines dieser Berge soll man die Donau sehen können, welche bei Nikopolis fließt. Sobald man in das Defilé eingetreten ist, hat man beständig schöne Landschaften vor Augen. Die Berge, steil und dicht mit Bäumen bewachsen, schränken wie eine ewige Mauer die Aluta ein, welche sich in ihrem Laufe ohne Unterlaß krümmt und wendet, so daß man eine Reihe Seen zu erblicken glaubt. Hier und da bemerkt man einige Trümmer von Schlössern, welche früher den Paß sperrten.

Der Paß des rothen Thurmes ist der Schauplatz zahlreicher Gefechte gewesen. Oft erwarteten die Siebenbürgener, hinter den Felsen versteckt, den einfallenden Feind, und ein wüthender Kampf entspann sich auf diesem gefährlichen Terrain: der Fluß schwemmte die Leichen mit sich fort.

Frühzeitig schon sieht man die Bewohner Siebenbürgens Sorge tragen, diesen Durchgang den Fremden zu verschließen; denn das Land ist nur durch die wenigen Pässe anzugreifen, welche die Natur selbst

*) Seine Einwohnerzahl beläuft sich auf 20,000 Seelen.

durch das Gebirge gebrochen hat. An allen anderen Orten bietet diese fortlaufende Bergkette, welche die Provinz wie ein Gürtel umschlingt, unübersteigliche Hindernisse, deren Ueberwindung nur der Räuber und der Schmuggler zu versuchen wagt. In einem Decret von 1453 schenkt der König Ladislaus VI. den Sachsen die Burgen von Tholmats und des rothen Thurms. Letztere besteht jetzt aus einem von Georg II. Rákótzy gebauten runden Thurm. Er ist jetzt halb zerstört; denn eine ganze Seite fehlt, so daß man die Treppe sieht, welche in der dicken Mauer angelegt ist. Auf der einen Seite wird er von der Aluta bespült, auf der anderen berührt er die Straße. Bezinnte Mauern verbinden den Thurm mit dem Berge, der hier noch unzugänglicher ist als anderwärts. Siebenbürgen war also an dieser Stelle im wörtlichen Sinne geschlossen. Diese Mauern waren auch noch vor anderthalb hundert Jahren wichtig genug, um die Ungarn während Rákótzy's Aufstand zu bewegen, die Oesterreicher daraus zu vertreiben. Jetzt ist dieser halbzerfallene Thurm, einem Veteranen gleich, den man auf seinem Posten vergessen hat, das einzig noch übrige Andenken so vieler blutigen Kämpfe; und wenn um diese Trümmer die Phantasie die zahllosen Schaaren Tataren und Türken heraufbeschwört, so wundert man sich, daß die Berge so stumm sind, und der Fluß ruhig und friedlich wie immer dahinströmt.

---

150. Kronstadt.

(Nach A. de Gerando, Siebenbürgen und seine Bewohner.)

Die Lage Kronstadts ist einzig. Es liegt in einem engen Becken, gebildet von dem Gebirge. Nähert man sich ihm über die Ebene, welche es von Marienburg trennt und die mehrere Stunden lang ist, so sieht man es im Hintergrunde in die Höhe steigen, wie eine Insel aus dem Meere. Kommt man dagegen auf der Straße von Hermannstadt an, so sieht man plötzlich seinen Mauerngürtel sich ausbreiten. Kronstadt hat eine originelle Physiognomie. Seine Straßen sind voll von Leuten, nicht allein von allen Stämmen Siebenbürgens, sondern auch aus den benachbarten Ländern. Man merkt, daß man an der Grenze der Türkei ist. Lebhafte und gewandte Griechen gehen auf den Spazirgängen an ernsten Männern in langen seidenen Kleidern vorüber, welche mit Würde ihre großen Pfeifen rauchen. Während der schönen Jahreszeit bleiben die Bojaren, welche die Bäder Siebenbürgens gebrauchen, mit zahlreichem Gefolge einige Tage auf der Durchreise hier. Die verschiedenen Trachten dieser Gäste, welche Geschäfte oder Vergnügen nach Kronstadt führen, geben der Stadt eine orientalische Physiognomie.

Die Bevölkerung Kronstadt's wird auf 25,000 Seelen geschätzt; man sollte sie für beträchtlicher halten. In der Mitte der Stadt ist

ein belebter Markt, wo die Menge unaufhörlich kommt und geht, und der zu Zeit der Jahrmärkte ein höchst abwechselndes Schauspiel darbieten muß.

Die Sage erzählt, bei Erbauung der Stadt habe man an dem Orte, wo jetzt das Rathhaus steht, eine Masse Flachs gefunden, welche wunderbarer Weise die Gestalt einer Krone gehabt habe. Nach Andern ist eine wirkliche goldene Krone gefunden worden, welche der neuen Stadt ihren Namen gegeben habe. Wie dem auch sei, auf den Mauern sieht man eine gekrönte Wurzel in Stein abgebildet: es ist das Wappen Kronstadts. Diese Stadt wurde 1203 gebaut, aber erst 1384 unter dem König Sigismund fing man an, die Mauern zu errichten. Johann Hunyad setzte 1450 die Befestigung fort, welche nicht damals, sondern erst lange nach ihm vollendet wurde.

Kronstadt hat vor allen andern Städten von den Unglücksfällen leiden müssen, welche Siebenbürgen betroffen haben. Es wurde 1236 von den Tataren zerstört, welche es hundert Jahre später abermals niederbrannten. Um nur von den vorzüglichsten Ereignissen zu sprechen, genügt es, die drei Angriffe anzuführen, welche es innerhalb sechszehn Jahren von dem Heere Amurath's II. erlitt, welcher alle Senatoren der Stadt mit sich wegführte; ferner die Belagerung durch Peter von der Moldau, einen Anhänger Johann Zápolya's, im Jahre 1527, und drei Jahre später die Erstürmung durch Mahomet und den Woywoden der Walachei, welche die Einwohner in die Sclaverei führten. Außerdem ist an die Verheerung durch den General Basta und hauptsächlich an den Krieg zu erinnern, welchen die Stadt gegen den Fürsten Gabriel Báthori führte.

Jetzt hat Kronstadt seine bösen Tage vergessen, und wenn es auch, wie die andern sächsischen Städte, ein wenig gesunken ist, so ist es doch noch der blühendste Ort Siebenbürgens. Die Einwohner behaupten, die Donaudampfschiffe thäten ihnen Schaden. Doch ist Kronstadt nicht allein der Markt für mehrere Waaren, welche Wien immer zu Lande in die Donaufürstenthümer schicken muß, sondern es fabricirt auch viel. Es liefert der Walachei Wagen, Seile, Tuch, Waaren von Eisen, Kupfer u. s. w. Die Liqueure von Kronstadt sind berühmt. Von Kronstadt kommen auch die ungeheuren Frachtwagen mit zwölf bis vierzehn Pferden, welche Wolle bis Oesterreich bringen. Alles in der Stadt athmet Gewerbefleiß. Breite Bäche strömen schnell durch die Straßen und helfen mit ihrem Wasser bei der Fabrication.

Kronstadt ist nicht allein eine Stadt der Industrie und des Handels, sondern es hat auch in seinen Mauern eines der besten und am meisten besuchten Lyceen, welche die Lutheraner in Siebenbürgen besitzen. Die Studenten, welchen man auf jedem Schritt in den Straßen begegnet, haben eine eigenthümliche Tracht. Sie tragen große Stiefeln, schwarze Hosen und eine Art von Tunica von derselben Farbe, festgehalten von einem Sammtgürtel, der auf der Brust mit langen, silbernen Agraffen zugeknöpft ist, welche so stark und so dicht neben einander stehen,

daß sie sich fast wie ein Panzer ausnehmen. Ein schwarzer Mantel hängt auf den Schultern und wird durch eine sehr schwere silberne Kette festgehalten. Den Kopf bedecken sie mit einem breitkrämpigen Filzhut.

Wenn man in Kronstadt ist, muß man die Zinne besteigen, einen Berg von etwa tausend Fuß Höhe, welcher die Stadt von der Ostseite beherrscht. Die Aussicht ist sehr schön. Beugt man sich über die Felsen, welche die Spitze des Berges bilden, und blickt gerade hinab, so sieht man unter sich Kronstadt in seinem engen Thale. Dieses Thal, von Bergen eingeschlossen, wird auch nach der Seite der Ebene hin durch einen Hügel, den Schloßberg, begrenzt. Zusammengedrängt in diesem engen Raume, entweichen die Häuser durch drei verschiedene Ausgänge. Sie bilden eben so viele Vorstädte. Die eine, von den Walachen bewohnt, klimmt an den Bergen im Hintergrunde des Amphitheaters hinauf: die kleinen regellos zerstreuten Wohnungen verstecken sich halb zwischen den Bäumen; in der Mitte erhebt sich die Kirche der Kaiserin Elisabeth mit ihren moskowitischen Thürmen. Die beiden andern Vorstädte liegen zu beiden Seiten des Schloßbergs. Die von den Sachsen bewohnte, welche die alte Stadt heißt, erstreckt sich nach Hermannstadt hin in einer einzigen Reihe weißer und reinlicher Häuser. Am Ende dieser langen Gasse steht eine kleine byzantinische Kirche, die auf jämmerliche Weise übertüncht ist. Viele Ungarn wohnen in der dritten Vorstadt, welche weder so regellos wie die erste, noch so genau nach der Linie wie die zweite gebaut ist, und die nach ihren zahlreichen Gärten Blumenau heißt. Wendet man seine Blicke auf die Stadt, so sieht man unter sich das lebendige Netz der Straßen von Kronstadt sich bewegen. Am Markte, wo sie ausmünden, steigen die geschwärzten Mauern des Doms in die Höhe, dessen Schatten auf die benachbarten Häuser fällt. Hier und da steigen die Glockenthürme einiger Kirchen empor, mit ihren dünnen funkelnden Spitzen, welche durch kupferne Kugeln gehen. In regelmäßigen Zwischenräumen werden die Mauern von großen Basteien unterbrochen. Sieht man in die Ferne hinaus, so verändert sich die Scene; man erblickt die ungeheure Ebene von Kronstadt, an deren äußerstem Ende sich Marienburg zeigt, berühmt durch seine Kirche, die älteste in Siebenbürgen, und durch das Schloß, welches ihm seinen magyarischen Namen gibt.

151. Die Szekler.

(Nach A. de Gerando, Siebenbürgen und seine Bewohner.)

Ein magyarischer Dichter sagt einmal, Ungarn*) sei ein heiliges Land, wo sich auf engem Raume die Trümmer der großen Völker, welche die

*) Hier in dem weitesten Sinne genommen mit Einschluß von Siebenbürgen, Kroatien, Slavonien.

Weltgeschichte mit ihren Thaten erfüllt, niedergelassen haben. Es ist etwas Wahres in diesem Gedanken. Man findet in Ungarn historisch berühmte Stämme, welche zu verschiedenen Zeiten aus fernen Ländern gekommen sind und hier neben einander wohnen, ohne sich zu vermischen. Nicht allein Dacien, Pannonien, Deutschland hat hier seine Repräsentanten, auch die Römer, welche die Vergangenheit mit ihrem Ruhm erfüllen, stehen neben den Slawen. Die Juden und die heimathlosen Zigeuner aus Indien repräsentiren den Orient, aus dem auch die Magyaren kommen. Diese verschiedenen Völker zu studiren, ist von großem Interesse. Es ist merkwürdig, die Sitten, den Charakter von jedem derselben zu beobachten; und die Nuancen darin sind um so ausgesprochener, als sie vielfältig sind. Der Gegensatz hebt die Unterschiede hervor.

Wir sehen in den Magyaren eine edelmüthige und stolze Nation, eifersüchtig auf ihre Freiheit, und ausgestattet mit jener ritterlichen Tapferkeit, welche die Vorsehung uns auch gegeben hat. Ihre heldenmüthigen Kämpfe mit den Feinden der Christenheit im Mittelalter sind uns vollkommen bekannt; aber ein Schleier bedeckt noch die Geschichte dieses Volkes in den Zeiten, wo es noch in Asien wohnte. Wir wissen bloß im Allgemeinen, daß sie dort große Thaten verrichtet haben: die Kenntniß der Thatsachen fehlt uns, und wir schenken den Ungarn nur unsere Aufmerksamkeit vom zehnten Jahrhundert an, als sie mit der Annahme des Christenthums in die große europäische Familie eintraten. Doch ist ein magyarischer Stamm, den man jetzt nicht berücksichtigt, vorhanden, dessen Geschichte lange vor dieser Zeit einen bedeutenden Platz in unseren Annalen einnimmt. Dies sind die Szekler, Ueberreste jener gefürchteten Krieger, welche Europa unter dem Namen der Hunnen durchstürmten und welche die Vorhut der jetzigen Ungarn bildeten. Die Szekler stammen von den Kriegern Attila's ab. Seit dreizehn Jahrhunderten in entlegenen Gebirgen zurückgezogen, haben sie getreu ihre Erinnerungen bewahrt, und der Name des berühmten Königs der Hunnen ist noch bei ihnen im Volksmunde.

In ihrem Aeußern sind die Szekler groß, wohlgebaut, kräftig. Aber im Allgemeinen findet man bei ihnen nicht den dem Bauer der ungarischen Steppen eigenthümlichen orientalischen Typus, den die Magyaren ihrem langen Aufenthalt im Kaukasus verdanken sollen. Der in ihren Zügen vorherrschende Ausdruck ist Festigkeit, gefaßter Muth und eine Gutmüthigkeit, welche bei so herculisch gebauten Gestalten angenehm auffällt.

Ein anderer Charakterzug der Szekler ist der Geist des Widerstandes, die Zähigkeit. Sie sind vor Allem Menschen der Vergangenheit, an die sie sich mit Entschiedenheit anschließen. Getreu bewahren sie, was die Physiognomie, das eigenthümliche Gepräge eines Volkes ausmacht, wenn sich Alles um sie verwischt. Auch sind sie heut zu Tage die Einzigen, welche die alten magyarischen Traditionen noch bewahren. Sie besitzen viel Nationalstolz; eine Szeklerin würde sich nicht

herablassen, einen Walachen, einen Mann aus dem besiegten Volke, zu heirathen. Dies Gefühl ist so stark bei ihnen, daß man sie niemals eine fremde Sprache reden hört. In allen andern Gegenden bequemen sich die Walachen nicht dazu, das Magyarische zu lernen: um sich mit ihnen zu verständigen, müssen die Ungarn und die Sachsen ihre walachische Sprache kennen. Unter den Szeklern aber verlieren die Romans ihre Sprache und ihre Nationalität. Wenn in den ungarischen Comitaten ein Dorf zur Hälfte von magyarischen und zur Hälfte von walachischen Bauern bewohnt wird, so wird mit der Zeit die walachische Bevölkerung die ungarische in sich aufnehmen und die Sprache der Romans die Oberhand gewinnen. Hier verzehrt dagegen das magyarische das walachische Element. Man zählt jetzt ziemlich viel Szekler, welche sich zur griechischen Religion bekennen. Dies sind nichts als entnationalisirte Walachen. Die Szekler hangen auch sehr an dem Boden, welchen sie bewohnen. Obgleich sich die Bevölkerung sehr stark vermehrt, können sie sich nicht entschließen, ihre Berge zu verlassen.

152. Die Zigeuner.

(Nach C. A. Quitzmann, deutsche Briefe über den Orient.)

Einsame Feuer am abendlichen Horizont bezeichnen die Lagerstellen der Wanderzigeuner, welche ohne festen Wohnsitz in Siebenbürgen und Ungarn herumstreifen, von Taschenkünsten, Wahrsagen, Kessel- und Pfannenflicken und ähnlichem Gewerbe ihren Unterhalt gewinnen und da, wo sie die Nacht überrascht, ihr durchlöchertes Zelt aufschlagen, ohne Kummer über die Vergangenheit, ohne Sorge für die Zukunft. Die Zigeuner sind die verachtetste von den Nationen, welche die genannten Länder bewohnen. „Du bist ein Zigeuner“ — ist selbst für einen Walachen das entehrendste Schimpfwort. Alle Laster und Verbrechen wirft man ihnen vor, und der bevorrechtete Bewohner hält seinen Hund höher, als das Ebenbild Gottes, wenn es ihm als Zigeuner entgegentritt. Selbst die Walachen, die nirgends unter den privilegirten Insassen wohnen dürfen, dulden die Zigeuner nicht unter sich, weshalb diese außerhalb dem Bezirke der walachischen Strohhütten ihre Erdlöcher graben müssen. Nichts ist elender als so eine Zigeuner-Colonie. Eine aus Straßenkoth aufgehäufte Erhöhung von einigen Schritten im Durchmesser bildet die Grundlage der Wohnung, welche durch Aushöhlung des Bodens geräumiger wird. Als Dach wird darüber eine zerlumpte Zeltdecke oder Schilf und Unkraut gebreitet, und die einzige Oeffnung dient als Thür, Fenster und Schlot zugleich. In diesen Löchern kauert die ganze Familie am Boden um das Feuer herum, und selbst Schweine und Hunde finden daneben noch Unterkommen.

In ihrer Lebensweise und ihren Sitten sind die Zigeuner ganz ihrer orientalen Abkunft getreu geblieben, nur werden durch verschiedene

Gewerbe mehrere Classen unter ihnen gebildet. Ueberhaupt scheint es zwei Racen von Zigeunern zu geben, indem die Einen durch krauses Wollhaar, wulstige Lippen und sehr dunkle Hautfarbe mehr den äthiopischen Typus repräsentiren, während die Andern durch helleren Teint, glatte, glänzend schwarze Haare und ihre Gesichtszüge sich mehr dem kaukasischen Typus nähern. Die Zigeuner sind von unbesiegbarer Trägheit, und daran sind von jeher die Projecte zu ihrer Colonisirung und Civilisirung gescheitert. Die leichteste Weise, ihren Unterhalt zu gewinnen, ist ihnen die liebste. Dabei herrscht eine gewisse Eitelkeit als Grundzug ihres Charakters vor, wie man besonders am weiblichen Geschlechte und an den Wohlhabendern unter ihnen beobachten kann. So verachtet sie sind, so können sie gewisse aristokratische Neigungen nicht verbergen. So z. B. bekennen sie sich stets zur Religion der Gutsherrschaft und sind heute Katholiken, morgen Griechen, Protestanten u. s. w. Denn es schmeichelt ihrer Eitelkeit, wenigstens in Einem Punkte mit dem Herrn auf gleicher Stufe zu stehen. Obgleich zerlumpt und voll Ungeziefer, weisen sie mit einer Art von Selbstgefühl auf jene Stammesgenossen, welche sich Wohlstand erworben haben. Außerdem ist der Zigeuner sehr genügsam und hat eine unermüdliche Ausdauer in Ertragung von Beschwerlichkeiten und Entbehrungen. Ein leinenes Hemd und beim Manne noch eine Hose vom selben Stoffe sind fast die einzigen Kleidungsstücke, mit denen sie sich gegen die Gluth der Sommersonne, wie gegen die heftigste Winterkälte schützen. Selten kommt dazu noch ein zerlumpter Lappen, welcher als Mantel um die Schultern flattert.

Die Zigeuner stehen immer unter einem Oberhaupte, welches der Gutsherr aus ihrem Stamme ernennt und zur Handhabung der Polizeigewalt verpflichtet. Das Gewerbe der Zigeuner wechselt nach Neigung und Geschick. Die Einen streichen Ziegel für Rechnung der Gutsherrschaft, Andere sind Maurer, wieder Andere Huf- und Nagelschmiede. Man muß aber dabei an keinen großen Apparat denken. Neben der Straße ist ein Loch in die Erde gegraben, ein paar schief an einen Baumast gelehnte Bretter bilden das Dach. In der Mitte des Loches ist ein faustgroßes Stück Eisen als Amboß, dabei liegen einige Kohlen, ein Hammer und eine Zange, ein nacktes Kind regiert den Blasebalg — das ist die Werkstätte. Eine große Anzahl von Zigeunern beschäftigt sich mit der Goldwäsche. Mit einem Erlaubnißscheine versehen, kann der Zigeuner dies Gewerbe im Lande treiben, wo er will. Er hat nur die Verpflichtung, jährlich wenigstens eine Pizete Goldstaub an den Aufseher abzuliefern. Es sind ungefähr 96 Gran bei einigem Fleiße in einigen Tagen zu gewinnen.

Die niedrigste Classe bilden die Wanderzigeuner. Sie zahlen keine Steuern, und werden von der Verwaltung eben so wenig gezählt, als das Ungeziefer in einem Hause. Ein Paar Schweine, ein struppiger Hund, eine dürre Mähre, welche das Zelt trägt, oder den Karren zieht, — das ist der ganze Hausrath dieser Nomaden. Sie schnitzen

hölzerne Löffel und leben nebenher aus freier Faust. Schon zur Zeit Kaiser Joseph's II. versuchte man es, sie zu colonisiren, aber vergeblich. Der Hang zum Umherschweifen war stärker als alle Lockungen eines behaglichen Lebens. Doch leben nicht alle Zigeuner im gleichen Elende; manche haben sich der Landwirtschaft ergeben und sind im Betriebe derselben glücklich, wie denn dieses Volk zu Allem, was es angreift, ein besonderes Geschick zeigt. Ja, es gibt eine gewisse Aristokratie unter ihnen, und nicht Wenige, welche in Städten, namentlich in Hermannstadt und Klausenburg, wohnen, sind wirklich wohlhabend zu nennen. Obgleich, wie alle Zigeuner, außerhalb der Städte verbannt, verträgt ihr Stolz nicht, zwischen den Zelten ihrer erbärmlichen Stammesgenossen ihre Häuser zu bauen, sondern sie wählen das andere Ende der Stadt. Dort stehen ihre Wohnungen an der Stadtmauer und zeichnen sich nicht selten durch Reinlichkeit aus. Sie tragen die schöne Husarentracht mit goldenen Tressen und klingenden Sporen. Ihr Haupterwerbszweig ist die Musik. Wer auf einem Instrumente tüchtig ist, wird in eine Musikbande aufgenommen, und so durchziehen sie das Land und kehren oft mit ansehnlichem Gewinn nach Hause zurück. Die Zigeuner sind geborne Musiker. Schon die kleinen Kinder greifen die Geige mit dem größten Geschick an, und sind in Kurzem so weit, ihren Vätern zu secundiren. Wie der Zigeuner die Musik leidenschaftlich liebt, so hat er auch das feinste Gehör für sie, was ihn bei Erlernung eines Instrumentes außerordentlich begünstigt. Doch befaßt er sich selten mit Noten, sondern zufrieden, eine Melodie gehört zu haben, faßt er sie sogleich vollkommen auf und behält sie mit erstaunlicher Treue. Diese Eigenschaft hat die Zigeuner bei allen Festen in Ungarn und Siebenbürgen unentbehrlich gemacht, denn sie sind eigentlich die Bewahrer der Nationalmelodie, die sie mit wundervoller Präcision in vollem Orchester wieder zu geben wissen.

IV. Croatien, Slavonien und die Woiwodschaft Serbien.

153. Das Land Syrmien.

(Nach J. G. Kohl, Reise in Ungarn.)

Slavonien zerfällt sowohl seiner Länge als seiner Breite nach in mehrere Theile, der Breite nach nämlich in das der Sau anliegende und in das an der Drau sich hinstreckende Slavonien. Jenes gehört zur Militärgrenze und wird Slavonia militaris genannt, dieses aber heißt Slavonia provincialis, oder auch im gemeinen Leben das „Provincial“ und das „Militare“.

Der Länge nach zerfällt das Militare in mehrere Regimenter und das Provincial in drei Comitate, von denen das äußerste, in die östlichste Spitze von Slavonien zur Donau und zum Mündungsgebiete

der Sau und Drau herablaufende früher das syrmische Comitat oder, wie man sich im gemeinen Leben kürzer ausdrückt, „das Land Syrmien" ist.

Der Ursprung des Namens und die Entstehung des Ländchens als eines politischen Ganzen reicht noch in die uralten Zeiten der Sordisker und Daken hinauf. Denn schon Strabo spricht von dem Orte Sirmium, und zu der Römer Zeiten wurde es der wichtigste Platz in ganz Pannonien und der Aufenthalt der römisch-kaiserlichen Majestäten, wenn sie in diesen Gegenden Krieg führten. Jetzt liegt die große Stadt in Ruinen. Aber ihr Name ist der ganzen, einst mit Städten besäeten Provinz geblieben.

In der Mitte durch Syrmien zieht sich ein zwölf Meilen langer, mit anmuthigen Wäldern und vielen in ganz Ungarn hochgerühmten Weinbergen bedeckter Gebirgszug, die sogenannte „Fruschka Gora" (die Fruschkaberge). Dieses Gebirge ist eine Fortsetzung des großen, über 60 Meilen langen croatisch-slavonischen Gebirgszuges, der als das mittlere Rückgrat Croatiens und Slavoniens beide Länder der Länge nach unter verschiedenen Namen durchzieht, indem er mit den nördlichen und südlichen Gebirgszügen Pannoniens und Bosniens parallel läuft und dadurch auch den Parallelismus der Sau- und Drauthäler und dieser Flüsse selbst bedingt.

Ich glaube, daß es unter den größeren Flüssen Europa's nicht noch zwei andere gibt, die so in ihrem ganzen Wesen wie in ihrem Namen sich auf einander reimen und in solcher Nähe mit einander parallel laufen, wie die Save und Drave. Beide Flüsse sind etwa 70 Meilen lang. Beide haben ihre Quellen und ihre Mündungen nahe bei einander, bleiben auch in ihrem Laufe ziemlich nahe beisammen (sie sind durchschnittlich 10 Meilen von einander entfernt) und strömen beide aus Westnordwest nach Ostsüdost, ohne viel von der geraden Linie abzuweichen und ohne irgend einen bedeutenden Winkel zu bilden. Beide haben auch kein sehr verzweigtes, sondern vielmehr ein mageres Flußgebiet, denn sie nehmen keine Nebenflüsse auf, deren Länge mit ihrer eigenen Bedeutsamkeit in Vergleich zu stellen wäre.

Von jenem langen Gebirge also, welches diesen seltenen Fluß-Parallelismus bedingt, ist die syrmische Fruschka-Gora das äußerste Ende und auch in jeder Beziehung die Krone, nämlich

1) in national-ökonomischer Beziehung, denn sie ist mit schönem Anbau bedeckt, reich an Producten, und schmückt sich mit dem Donaustrome, dem sie leicht und schnell ihre Producte zum Verhandeln überliefern kann, und

2) in politischer und historischer Beziehung, denn sie war ein Lieblings-Aufenthalt des Kaisers Probus und anderer Kaiser, wird von den Ungarn ein Paradies genannt und ist für die griechischen Serben und Slavonier ein zweiter Berg Athos. Von allen den 16 griechischen Klöstern, die sich in ganz Slavonien befinden, haben sich allein 13 in den Thälern und auf den Höhen dieses kleinen Gebirges aufgebaut.

Es wird daher die Fruschka-Gora bei den Serbiern auch geradezu das „heilige Gebirge“ genannt und genießt eines weiten Rufes in ganz Ungarn und den angrenzenden türkischen Provinzen.

Das Ländchen Syrmien ist eines der hauptsächlichen Schweine-Magazine, aus denen der große Schweinehandel in Ungarn seine Waare bezieht, und es sind daher auch in seinen Ortschaften, so wie in Neusatz und anderen ungarischen Städten, große Schweinehändler-Compagnieen. Aus Syrmien allein sollen jährlich 70,000 Schweine auf die ungarischen Märkte geliefert werden. Sie sind meistens von der in Ungarn sogenannten Race der Mongulitza, welche kurzbeinig ist, krause wollige Haare hat, weniger frißt als die Schweine mit langen struppigen Haaren und besser die Strapazen erträgt.

154. Die Slovenen, Croaten und Serben.

(Nach Frhrn. v. Czoernig, Charakteristik der verschiedenen Völkerschaften im österreichischen Kaiserstaate.)

Von den Süd-Slawen bewohnt der slovenische Stamm am längsten seine bisherigen Wohnsitze. In langer Abgeschlossenheit verharrend ist er bis auf die neueste Zeit, wo sich ein reges Leben und ein merklicher Aufschwung der nationalen Bildung kund gibt, in seinem früheren Verhältnisse geblieben. Er hat weniger Widerstandskraft als die übrigen slawischen Stämme bewahrt und im Norden gegen die Deutschen, noch mehr aber im Osten gegen die Croaten an Terrain verloren. Das ganze heutige Provincialgebiet von Croatien, einst zur windischen Mark gehörig, war von den Slovenen bewohnt, welche sich daselbst allmählig croatisirt und zum Mischvolke der Sloveno-Croaten gestaltet haben, welche übrigens den Slovenen mindestens ethnographisch immer näher stehen als den Croaten. Eben jetzt übt die deutsche Cultur einen wohlthätigen Einfluß auf die Slovenen aus, deren Schriftsteller die Früchte derselben ihren Stammesgenossen in der nationalen Sprache genießbar machen. — Eine merkwürdige Erscheinung bilden die Croaten und Serben, zwei Volksstämme, innig verwandt mit einander, die gleiche Sprache (mit geringen Dialekt-Verschiedenheiten) sprechend, welche dennoch, seit sie in die historische Zeit eintraten, abgesondert von einander, aber neben einander den großen Völkerzug von den Karpathen bis an die Ufer des adriatischen Meeres bewerkstelligten. Bei aller Verwandtschaft unterscheiden sich diese beiden Volksstämme dennoch durch mehr als ihre Benennung. Der croatische Stamm entwickelt eine größere Kraft und Nachhaltigkeit; sein Eintritt in die Cultur datirt erst von neuerer Zeit, wenngleich einzelne Männer dieses Volkes, ihren Zeitgenossen weit voraneilend, schon lange zuvor in der Literatur glänzten. Der serbische Stamm, von großer Beweglichkeit, vieler Verstandesschärfe und einem besonderen Talente zur Naturpoesie, hat in engem

Raume die beiden Extreme der Cultur aufzuweisen: neben dem versunkenen Naturzustande der istrischen und dalmatischen Morlaken das reiche Staats- und Literaturleben des ehemaligen Staates von Ragusa, wo die glückliche Vereinigung slawischer Ausdauer und italienischer Geschmeidigkeit inmitten der Barbarei einen Culturzustand hervorrief, der heute noch einen Glanzpunkt der Geschichte jener Völker darbietet.

V. Die Militärgrenze.

155. Die Organisation der Militärgrenze.

(Nach Otto von Pirch, Caragoli.)

Wenn man den schmalen Landstrich von 227 Meilen*) Länge und wenigen Meilen Breite betrachtet, der sich längs der ganzen österreichisch-türkischen Grenze hinzieht, von Leuten bewohnt, welche Ackerbau und Soldatendienst vereinigen; — wenn man die väterliche Art und Weise sieht, mit der diese Einrichtung betrieben wird, so wird man nicht glauben, daß sie eine gemachte, befohlene sein könne. Der Anfang der ganzen Institution erzeugte sich von selbst. Die häufigen räuberischen Einfälle der Türken zwangen die christlichen Grenzbewohner, wachsam und schlagfertig zu sein, und die Waffen immer zur Hand zu haben, um Weib und Kind, Hof und Acker zu beschützen. So vererbte die Nothwendigkeit den kriegerischen Geist von einer Generation auf die andere, lange bevor die Staatseinrichtung denselben organisirte. Diese Organisation begann erst gegen das Ende des 16. Jahrhunderts, wo die österreichischen Fürsten sich genöthigt sahen, den türkischen Einbrüchen eine kräftige, dauernde Gewalt entgegenzustellen. Nicht das Zwangsmittel einer Colonisirung aus allen Theilen des Reichs zusammengeholter Männer, noch der Unterhalt eines stehenden Heeres war hier anzuwenden; das Beste, ein waffengeübtes, tüchtiges Volk fand man vor, und es bedurfte nur der ordnenden Hand, um das ganze Verhältniß zu einem Staatsinstitut zu erheben. Die Brauchbarkeit und Zweckmäßigkeit desselben zeigte sich bald, und die Einfälle größerer Türkenhaufen hörten nach und nach auf.

Aber ein zweites, ungleich furchtbareres Uebel machte das Fortbestehen der Grenzbewachung nothwendig, die Pest nämlich, die sich in früherer Zeit so verheerend über den größten Theil Europa's verbreitete. Man kann es wohl zu den bedeutendsten Fortschritten rechnen, welche das gebildete Europa machte, daß seit einem Jahrhundert den Verheerungen der Pest völlig Einhalt gethan worden ist; und unter den Thatsachen, die man den Anhängern der guten alten Zeit, den

*) Der Verfasser schrieb vor Aufhebung der siebenbürgischen Militärgrenze, welche 1851 erfolgte.

Verächtern alles Neuen entgegenstellt, dürften die Schreckensgemälde jener fürchterlichsten aller Krankheiten wohl voranzustellen sein. Der fortschreitenden Einsicht, der Gesammtwirkung der Staaten verdanken wir die Ausschließung eines Uebels, welches sein Entstehen in dem Klima, in der Unwissenheit, Trägheit und Unsauberkeit der südlichen Himmelsstriche findet.

Wir sehen in allen Häfen des gebildeten Europa Anstalten getroffen, die Möglichkeit der Pest zu verhüten; ungleich näher liegend und nothwendiger war eine solche Abschließung im Festlande selbst. Der Fatalismus gestattete bisher den Türken nicht, Einrichtungen gegen die Pest zu treffen, das nächst angrenzende Land mußte sich daher auf das strengste von der Türkei scheiden. Oesterreich hat die ausgedehnteste Grenze mit der europäischen Türkei, von der Bocca di Cattaro bis zur Moldau. Wollte man nun diese weite Strecke so sicher bewahren, daß das materielle Berühren unmöglich würde, so war eine Militäreinrichtung eigener Art nöthig, wie sie bis dahin kein anderer Staat gehabt hatte. Hier bot nun das Anfangs nur für kriegerischen Schutz bestimmte Institut der Militärgrenze die Hand, und mit einiger Abänderung, indem man besonders aus den einzelnen stärkeren Posten eine zusammenhangende Kette bildete, und durch eine größere Vervollkommnung und Special-Einrichtung, hat man den Zweck auf eine so genügende Art erreicht, daß die Pest nunmehr auf dieser Seite völlig abgeschnitten ist.

Um diesen Zweck in seinem ganzen Umfange zu erreichen, mußte man dem Volke, oder vielmehr der Reihe verschiedener Völker, welche die Militärgrenze bewohnen, eine ganz eigene Verfassung geben und ihren Habitus einigermaßen verändern. Der steten, aber rohen Streitfertigkeit mußte die allerpünktlichste Ordnung, der Tapferkeit die Geduld, Pflichttreue und Arbeitsamkeit hinzu erzogen werden, und man hatte die schwierige Aufgabe, aus dem, an regellose Ungebundenheit gewöhnten Grenzvolke nicht nur die zuverlässigsten Wächter, sondern auch zugleich fleißige Ackerbauer zu bilden. Diese Aufgabe ist nunmehr in hohem Grade genügend gelös't.

Die ganze Militärgrenze ist in sechs Generalate getheilt. Der General ist Militär- und Civil-Gouverneur seines Provinztheils, alle militärischen und alle bürgerlichen Verhältnisse sind demselben untergeordnet. Sie lassen sich nicht trennen bei einer Einrichtung, wo der Landmann heute als Militär auf einem wichtigen Posten steht und morgen seinen Acker baut, und wo fast alle sich entwickelnden bürgerlichen Verhältnisse Bezug auf das Militärwesen haben. Jedes Generalat ist (besonders für die Kriegszeit) in Brigaden, diese wiederum in Regimentsbezirke getheilt. Das Regiments-Commando macht den wichtigsten und eingreifendsten Theil der Verwaltung aus.

Der Vorschrift zufolge hält jedes Regiments-Commando wöchentlich seine Sitzung, bei welcher der Regiments-Commandeur (Oberst) als Präsident, der Oberstlieutenant als Vice-Präsident, die außerdem noch

zum Regiment gehörigen Stabs-Officiere und einige Subalternen-Officiere (der Bau-Hauptmann für die baulichen, der Verwaltungs-Hauptmann für die ökonomischen, besonders landwirthlichen Angelegenheiten) und der Regiments-Auditeur als Gerichtsperson, versammelt sind. Die Dienst- und Amtssprache in der Militärgrenze ist durchaus die deutsche; in ihr werden alle Befehle erlassen, alle Vorträge und Rapports abgefaßt, und das Exerzier-Reglement ist ganz deutsch. Die Regimenter führen ihren Namen nach den verschiedenen Bezirken, denen wieder größtentheils die Hauptorte die Benennung gegeben. Fast jeder dieser Bezirke hat eine, von der andern mehr oder minder verschiedene Nationalität; die an der östlichen Hälfte der Militärgränze liegenden Theile sind den Russen und Walachen verwandt, die daranstoßenden sind Deutsche und Magyaren, dann in der Mitte Serben und Slavonier, weiter westlich Croaten, und am äußersten Westende ist die italienische Verwandtschaft unverkennbar. Das slawische Element aber ist durch die ganze Grenze hin bei Weitem das vorherrschende. Die östliche Hälfte ist mehr der nicht-unirten griechischen, die westliche mehr der römischen Kirche zugethan.

Große Verschiedenheit herrscht auch in Hinsicht der Landesbeschaffenheit; im Osten liegt die hohe Kette Siebenbürgens, in der Mitte die ebenen und sumpfigen Niederungen der Donau und Save, im Westen die Gebirgskette, welche das Verbindungsglied zwischen den Alpen und dem Balkan macht. In beiden Endgegenden hausen die noch wildesten Bewohner; aber der siebenbürgische Grenzer ist klein, unansehnlich, der von der Likka, nahe am adriatischen Meere, ist riesengroß, hager, und bei dürftiger Kost im rauhen, armen Lande hoch aufgeschossen; der Slavonier und Serbe in der Mitte ist mit den Gaben des Friedens schon vertraut, von milderen Sitten, mit einem Anfang geistiger Bildung, mit dem geregelteren Wesen, welches in den Ebenen so viel leichter hervorzurufen ist, als in den Gebirgen.

Jedes Regiment hat seine Unterabtheilung, zwei Bataillone zu sechs Compagnieen. Bei der Compagnie ist nächst dem Hauptmann und drei Officieren noch ein sogenannter Verwaltungs-Officier, welcher unter Anleitung des Capitains vorzugsweise den landwirthschaftlichen Theil beaufsichtigt, während die anderen Officiere nur mit militärischen Berufszweigen beschäftigt sind. Indem nun der größte Theil des Grenzlandes aus Gebirgen besteht, in welchen früher die Bewohner in zerstreuten Hütten lebten, war bei der Einrichtung der Militärgrenze zuvörderst dahin zu wirken, daß man zusammenhangende Ortschaften bildete, welche bei so wenig cultivirten Völkern allein eine ordnende Verwaltung möglich machen. Man hat diesen Zweck in dem Grade erreicht, als die Localität es gestattete. In der Ebene sind die Dörfer in regelmäßigem Zusammenhang, mit geraden Straßen, ein Haus gleicht dem andern, und dennoch haben diese Grenzdörfer keineswegs das kahle, uniforme Ansehen, welches die Colonistendörfer auf eine so wenig ansprechende Weise unterscheidet. Man kann in der

That nichts freundlicheres sehen, als ein solches Grenzdorf in den slavonischen Ebenen.

Einen anderen, aber nicht weniger anziehenden Anblick gewähren die Gebirgsdörfer in der Grenze. Ein Zusammenhang der Gehöfte kann hier nicht stattfinden, die Dörfer ziehen sich in den Thälern hin, von einem Rande zum andern wechselnd, wie es die Steilheit gebietet. Hier besonders wird jene schweizerische Bauart eine wahre Zierde, und ihre Zweckmäßigkeit und Schönheit tritt da, wo das Auge für jedes Gehöfte andere Umgebungen erblickt, am meisten hervor. Die Kirche und das Schulhaus, möglichst in der Mitte auf einer Anhöhe, bilden den Mittelpunkt für eine oft reizende Landschaft, die durch die Häusergruppe belebt und verschönert wird. Am wenigsten ansprechend ist der Anblick der Städte oder vielmehr der Flecken. Man erkennt, daß sie nicht aus dem Leben des Bürgerfleißes, sondern in Folge der Militär-Einrichtung entstanden sind oder doch ihre jetzige Gestalt angenommen haben; die Gassen sind zu breit für das wenige Gewerbtreiben, die Dienstwohnungen zwar tüchtig, sauber, regelmäßig, und nirgends mit ängstlicher Oekonomie gebaut, doch ist ihre Bauart nicht in dem Grade ansprechend, als im Verhältniß die der Wohnungen der Landleute. In diesen Flecken sind mehrentheils die Regiments-Commando's. Die größten und bestgelegensten Dörfer bilden die Compagnie-Orte, und eine Gruppe steinerner, regelmäßiger, meist neuer Gebäude läßt das Compagnie-Commando leicht heraus erkennen. In den andern Dörfern ist, wo möglich in jedem, ein Officier als Stations-Commandant, und wo diese nicht ausreichen, ein Unterofficier als solcher stationirt. Um die ganze Einrichtung recht zu verstehen, muß man zunächst einen Blick auf das häusliche Verhältniß der Grenze werfen.

Dasselbe hat seine Basis in der patriarchalischen Lebensweise und Einrichtung dieser Völker, welche, von alter Zeit herstammend, von Seiten der Verwaltung sorgfältig erhalten worden ist: — nicht nur in der Einfachheit der Sitten, welche wir gewöhnlich mit jenem Ausdruck bezeichnen, sondern vornehmlich in dem geordneten Familienverhältniß, der Würde des Hausvaters, welcher Gehorsam fordert und findet, dem Unterordnen des gesammten Hauswesens unter seine Leitung und Meinung. Hierzu kommt noch das Zusammenleben der Familie, wenn die Söhne sich verheirathen, und die dadurch erfolgende Vergrößerung des Hausstandes, die hier bei richtiger Verwaltung auch Vermehrung des Wohlstandes nach sich führt, indem sie die arbeitenden, producirenden Kräfte vervielfältigt, die gemeinschaftlichen Lasten jedes Hauses aber auf eine größere Kopfzahl vertheilt.

Jener patriarchalischen Weise völlig angemessen, und deshalb beibehalten und neuerlich noch fester geordnet, ist die Einrichtung der sogenannten Hauscommunion, indem nämlich nicht Ein Kopf oder Eine Familie, sondern Ein Haus, d. h. alle Bewohner eines Hauses, als Eins betrachtet, und danach die Begünstigungen und Lasten vertheilt werden. Mit jedem Hause ist ein Grundbesitz verknüpft, und

die Grenzerfamilie ist freier Eigenthümer dieses Grundstücks, bis zu dem Grade, daß dasselbe, wenn keine Erbberechtigten da sind, der Grenze anheim fällt, welche es unentgeltlich nach dem Bedürfniß wieder vergibt. Einem jeden solchen Hause und Besitzthum steht der Hausvater als oberster Leiter und Aufseher des Ganzen vor. Treten keine besonderen Umstände ein, so wählt man den Aeltesten des Hauses, und wo möglich einen Mann, der bereits die Felddienstzeit zurückgelegt hat, zum Hausvater. Er wird vom ganzen Hause erwählt und von dem Compagnie-Commando bestätigt, welches ihn auch in seinem Beruf und Recht nöthigenfalls unterstützt.

Im Durchschnitt beträgt die Kopfzahl einer Hauscommunion zwanzig; doch findet man Häuser, wo sie bis zu achtzig steigt; andere wieder, wo nur acht und zehn Personen wohnen. Die in einer Hauscommunion Eingeschriebenen dürfen nur mit Kenntniß des Compagnie-Commando's in eine andere übertreten. Der erste und hauptsächlichste Beruf der Hauscommunion ist nun die Gestellung der waffenfähigen Mannschaft, im Frieden zur Grenzbewachung, in Kriegszeit zum Dienst im Felde. Die ganze waffenfähige Mannschaft ist zum persönlichen Kriegsdienste in und außerhalb der Grenze verpflichtet. Als Felddienst sind die Jahre vom achtzehnten bis zum fünfzigsten des Lebensalters bestimmt; für den innern Dienst bis zum sechzigsten. Man bedarf indessen für den laufenden Dienst in der Grenze nur einen verhältnißmäßig geringen Theil jener Gesammtzahl der waffenfähigen Mannschaft. Die Entbehrlichkeit in der Wirthschaft entscheidet, wer eben zum Dienst eingeschrieben ist.

Wenn nun die Gesammtzahl der waffenfähigen Mannschaft in der Grenze über 214,000 Mann beträgt, und man noch den hohen Grad von Schlagfertigkeit berücksichtigt, welcher durch das Naturel, die ganze Einrichtung, den steten Vorpostendienst erzeugt wird, ferner die treue und feste Ergebenheit, welche diese Völker immer dem Kaiserhause bewiesen haben, so muß man die Grenztruppen wohl als einen der wichtigsten Theile der österreichischen Streitkräfte erkennen, von denen sie auch beinahe den dritten Theil ausmachen.

ee. Frankreich.

156. Weltstellung Frankreichs.

(Nach E. M. Arndt, Versuch in vergleichender Völkergeschichte).

Frankreich bildet durch seine eigenthümliche geographische Lage zwar keine so vollkommen und glücklich gestaltete Halbinsel als Spanien, aber doch eine Halbinsel im eigentlichen Sinne des Worts, indem seine gute Hälfte vom Meer umspült ist. Wenn man aber die Hochgebirge mitrechnet, welche eigentlich meistens nur Naturgrenzen werden, indem sie

gewöhnlich auch Sprachscheidungen der Völker machen, so ist Frankreich eine sehr vollkommene Halbinsel; denn vom Genfer See bis Nizza, welche Inselung oder Scheidung von Italien gegen Osten durch die höchsten Alpen! und wieder von Perpignan bis Bayonne durch die Pyrenäen von Spanien im Süden! Nur der Norden bleibt zugänglicher und bildet keine so hohe Grenzscheide; dort der Jura, die Vogesen, die Ardennen mit mäßigen Erhebungen, die höchsten Höhen nur 4000 bis 5000 Schuh über dem Meer, an der Somme fortlaufend nur geringere Hebungen und Hügel, endlich in einem kurzen Strich dem Meere näher nur Ebenen und Sümpfe. Dies ist die Halbinsel Frankreich, ein großes, schönes Land, reich an mannichfaltigen Gütern und Gelegenheiten, 10,000 Quadratmeilen groß und von 36 Millionen Menschen bewohnt. Dieses große Land zerfällt, außer wo die Hochgebirge im Nordosten an manchen Stellen ein kaltes, fast nordisches Klima machen, seiner natürlichen Beschaffenheit nach in zwei Theile. Das Land nördlich der Loire und Lyons und nördlich der Berge von Auvergne gehört schon dem Norden, es gehört schon sehr dem Klima von einem Theil Deutschlands und Englands; das Land südlich der Loire und Clermonts und Lyons bis an das Mittelmeer und die Pyrenäen spielt etwas zum Süden hin, und doch ist es noch nicht ganz Südland wie der größte Theil Italiens und Spaniens. Frankreich macht also ganz eigentlich die Mitte zwischen dem Norden und dem Süden Europa's, es macht gleichsam einen Uebergang. Frankreich hat auch zwei verschiedene Seelen in sich, eine nördliche und eine südliche Seele, die sich bis auf den heutigen Tag in mancherlei Hader und Zwietracht einander bekämpfen und das unruhige, wankelmüthige, wechselvolle, wunderliche Leben und Wesen bilden, welches wir das französische Leben und Wesen nennen, und welches wie ein siedender Topf nach unserer deutschen Seite hin, wo der Rand am niedrigsten und hin und wieder abgebrochen ist, immer überschäumen und uns mit seinem siedenden Brodem übersprühen und versengen will.

Dieses im Ganzen fruchtbare und schöne Land mit zwei großen Meeren, dem Atlantischen und dem Mittelländischen, und dem unruhigen, sturmvollen und kriegvollen Canal, den so viele Siege und Niederlagen der Römer, Sachsen, Flandrer, Holländer, Franzosen und Engländer seit anderthalb tausend Jahren blutig gefärbt haben, und mit vortrefflichen Häfen an seinen Küsten hat freilich nicht die hochgestaltige und vielgestaltige Mannichfaltigkeit Spaniens und Italiens, ja, nicht einmal die Mannichfaltigkeit Deutschlands, aber es ist reich an Wein, Getreide, Obstbau, Viehzucht und zieht im Süden schon den Oelbaum und einzelne Südfrüchte und den Maulbeerbaum mit dem Seidenwurm, ist auch durch Handel, Schifffahrt, Gewerbfleiß und Colonieen ein gesegnetes und mächtiges Reich.

157. Der Westflügel des europäischen Mittelgebirges im Vergleich zu dessen Ostflügel.

(Nach Alb. v. Roon, Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde.)

Die Gesammtbetrachtung des ausgedehnten, halbkreisförmigen Mittelgebirgslandes, welches den Alpen im Westen, Norden und Osten wie eine mächtige Vor-Terrasse angelagert ist, zeigt bei aller Mannichfaltigkeit und Abweichung im Einzelnen eine merkwürdige Uebereinstimmung und Symmetrie in der Anordnung, dem Bau und den Dimensionen des Ganzen. Die beiden Flügel im Osten und Westen stehen nur in sehr mittelbarem Zusammenhange mit dem Hochgebirge und sind vielmehr durch busenförmig eingreifende Tiefländer mehr oder minder von demselben geschieden; sie sind daher fast rings umher von niedrigen Ebenen umgeben, während die centrale Mittelgebirgslandschaft, welche an räumlicher Ausdehnung beide übertrifft, dem Hochgebirge unmittelbar angelagert ist, und, abgesehen von den nur als breitere Thalsohlen erscheinenden Tiefebenen am Oberrhein und an der unteren March, allein auf ihrem äußeren nordöstlichen Rande mit dem Tieflande grenzt. Zugleich sind aber die beiden Flügelmassen in ihren vorzüglichsten Gliedern dem deutschen Gebirgslande, hinsichtlich der verticalen Dimensionen, bedeutend überlegen; dies letztere hat kein Hochland aufzuweisen, wie das süd-französische, das transsylvanische oder die Central-Karpathen, und kaum erreicht ein einziger seiner Gipfel eine Höhe, welche mit den Spitzen dieser Gebirgs-Reviere verglichen werden könnte. Um so größer sind die Contraste zwischen Höhe und Tiefe in den beiden von niedrigen Ebenen umkreiseten Flügeln des Mittelgebirgslandes, desto plateauartiger erscheint seine Mitte, welche nur da, wo sie an die Tiefebenen stößt und zugleich absolut am höchsten ansteigt, am Oberrhein, an ihrem nordöstlichen Rande (im Schwarzwalde, in Sudeten-Theilen, im Harze) größere Gegensätze aufzuweisen hat.

Das Plateau von Deutschland ist eine einzige ungegliederte Masse; die beiden Flügel zerfallen in zwei höhere Hauptgruppen, welche durch langgestreckte, isthmusähnliche Höhenrücken mit einander verbunden werden. Dem transsylvanischen entspricht, durch Lage und Höhe, das süd-französische Hochland*), das karpathische Waldgebirge den burgundischen Wasserscheidehöhen, das ungarisch-karpathische dem rheinisch-französischen Berglande**). Aber wie verschieden ist die orographische Ausprägung dieser so symmetrisch angeordneten Massen!

*) Dieses umfaßt das Charollais- und Lyonnais-Gebirge, die Sevennen, das Lozère und Forez-Gebirge und das Hochland von Auvergne.

**) Dieses zerfällt wieder in die west niederrheinischen Berglandschaften (Eifel, Hundsrück, Ardennen) und in das west oberrheinische Gebirgsland (Vogesen und Donnersberg, Plateau von Lothringen, Argonner Wald).

Siebenbürgen und Hoch-Frankreich bilden die beiden äußersten Eckpfeiler des großen Mittelgebirgs-Bogens; beide erscheinen an ihren Ost- und Südost-Rändern am undurchbrochensten, gegen Westen und Norden durch zahlreiche Thalspalten geöffnet, beide durch altvulkanische, nun schlummernde Kräfte gewaltig zertrümmert und zerrüttet; beide ragen mit ihren Gipfeln über Mittelgebirgs-Höhe hinaus; aber bei dem siebenbürgischen Hochlande schließen die undurchbrochenen östlichen und südlichen Randgebirge gleich Felsenwällen das Gebirgsinnere gegen die östlichen und südlichen Ebenen ab, die östlichen und südlichen Sevennen-Höhen dagegen bilden nur eine unbedeutende Scheidewand; die transsylvanischen Alpen und eben so die Randgebirge im Norden und Westen Siebenbürgens sind zugleich die höchsten Massen des Ganzen, bei dem französischen Hochlande aber sind solche nicht auf einer oder zwei Randgebirgsketten zu suchen, sondern auf das mannichfaltigste in verschiedenen Gruppen im Innern vertheilt, und dasselbe gilt von den beiden Hochlanden eigenthümlichen Spuren alt-vulkanischer Thätigkeit. Nach seiner ganzen Beschaffenheit erscheint daher Hoch-Frankreich vielfach gegliedert, durch tiefe Thalfurchen zerspalten, durch mannichfaltigen Formenwechsel ausgezeichnet, von allen Seiten geöffnet oder leicht zugänglich; dennoch trägt es die Hauptwasserscheide zweier verschiedener Meeresbecken. Transsylvanien dagegen mit seinem einförmigeren Bau, seiner größeren Höhe und Abgeschlossenheit sendet seine Gewässer nicht nur Einem Meeresbecken, sondern sogar einem und demselben Strome zu.

Aehnlich ist dies Verhältniß der Wassertheilung bei den analog liegenden Gebirgsrücken des Karpathen-Waldes und der burgundischen Plateauhöhen: denn jener, der höhere von beiden, bildet nur eine Neben-, diese eine Hauptwasserscheide. Uebrigens haben beide, außer ihrer gleichartigen Lage zwischen den durch sie verbundenen Hauptgruppen des Ost- und Westflügels, nichts Gemeinsames; sie sind vielmehr wesentlich von einander verschieden durch Richtung, Höhe, Form und Ausdehnung ihrer Rücken; auch ist der karpathische dicht bewaldet, der burgundische großentheils nackt, jener stößt im Norden an plateauartige, im Süden an Tiefebenen, bei diesem ist es gerade umgekehrt.

Noch auffallender und zahlreicher sind die Verschiedenheiten in der orographischen Ausprägung der beiden nördlichen Hauptgruppen des Ost- und des Westflügels; indeß sind beide auf eine ähnliche Weise, mittelst der Gebirgslücken an der Beczwa und am Ill, dem centralen Mittelgebirgs-Lande angereiht, doch liegt die erstere an der Nordwest-, die letztere an der Südost-Ecke des betreffenden Gebirgslandes; durch jene gelangt man in das Tiefland an der March, durch diese in die Ebene am Oberrhein, die beiden Gewässer, welche die Ost- und West-Grenze des deutschen Mittelgebirgs-Landes bezeichnen.

158. Die Flüsse Frankreichs.

(Nach Ernst Kapp, philosophische Erdkunde, und J. G. Kohl, der Rhein.)

Die Ströme eines Landes sind seine Seele, sie sind die Leiter der Bodencultur und des Handels. Wie die Seele den ganzen Leib durchdringt, so gewinnt ein Land seine Lebendigkeit an seinen Flüssen, ohne die es eine Einöde, eine Wüste sein würde. Kein Land hat eine so schön geordnete Flußwelt wie Frankreich. Zwischen den Alpen und dem Jura östlich und dem Sevennensystem westlich erstreckt sich eine Ebene von Norden nach Süden, vom Plateau von Langres bis zum Golf von Lyon. Das Plateau von Langres ist das Quellgebiet der Seine und ihrer Zuflüsse, der Aube und Marne, sodann das der Saone. Die geographische Betrachtung thut sich Zwang an, wenn sie die aus dem Herzen des Alpenstocks quellende Oberrhone vor der Saone bevorzugt. Die Saone-Ebene bildet ja mit der Ebene der mittlern und untern Rhone ein zusammenhangendes Ganzes, welches da, wo die Westflügel der Alpen und der Ostrand des Central-Hochlandes der Sevennen einander entgegentreten, durch eine bedeutende Einschnürung allerdings sehr verengt, doch keineswegs unterbrochen wird. Die Saone-Rhone-Ebene ist von jeher die große Naturöffnung gewesen, durch welche der Süden Frankreichs mit dem Norden verkehrt hat, durch welche das römische und germanische Wesen vermittelt worden sind. Die Zuflüsse der Rhone haben die Bedeutung, Führer zu den Alpenpässen zu sein, die Durance zum M. Genèvre, die Isère zum M. Cenis und zum kleinen St. Bernhard, die Rhone in die Ebene des Genfersees und bis in die Nähe des St. Gotthard. Die Saone hat eine sanfte, die Rhone eine reißende Strömung, und da der Rhone außerdem wie allen Strömen des Mittelmeeres die Begünstigung der Schifffahrt durch die Flut fehlt, so hat schon aus diesem Grunde Lyon verhältnißmäßig nie dem Meere so nahe gelegen, wie Paris. An dem Rhonegebiet haben im Ganzen sechs der alten Provinzen Theil: drei davon, die Provence, die Dauphiné und die Franche Comté, gehören ihm ganz an und sind die Grenzlandschaften gegen Italien, Savoyen und die Schweiz; die drei anderen greifen in andere Flußgebiete über, so Languedoc in das der Garonne, Lyonnais in das der Loire, Burgund in das der Seine. Unter diesen Provinzen hat die Provence den geschichtlichen Vorrang. Sie ist der Posten, welchen Rom zunächst besetzte, um von da zu weiteren Fortschritten überzugehen; sie ist die Straße, welche die Völker des Mittelmeeres oder die thalassischen Völker überhaupt nach dem Nordwesten Europa's führte.

Die Rhone hat von der rechten Seite keinen Zufluß. Hier berührt sie die Steilabfälle des Ostrandes des Sevennensystems, das sich von den Ufern der Aude bis nördlich in die Nähe des Plateau's von Langres erstreckt. Seiner Mitte entströmen die meisten und bedeutendsten französischen Flüsse. Von da erhält die Garonne den Tarn, den

Lot, die Dordogne, von da quellen die **Loire** mit dem Allier, dem Cher, der Vienne nebst Creuse, und zwischen Garonne und Loire die Charente. Flußbahnen durchbrechen so überall die französischen Mittelgebirge, indem auch weiter nördlich das durch den Cote d'or an die Sevennen sich anschließende Plateau von Langres die **Seine** nebst der Aube und Marne entsendet, während die Yonne mit dem Armençon die einzigen bedeutenden linken Zuflüsse der obern Seine sind. Der Symmetrie des Naturbaues entspricht die mannichfaltige Regelmäßigkeit der Flußadern des Landes. Die Terrassenbildung überwiegt. Rings in Halbzirkelform lagern sich um das sevennische Hochland die Terrassen, rings um die Terrassen dehnen sich die Tiefländer, eingefaßt von den Küsten des Meeres. Es ist dies eine concentrische Folge von Hochland, Terrasse, Tiefland und Küste, von den Flüssen strahlenförmig durchschnitten. Wie eintönig ist dagegen der Terrassenbau z. B. der skandinavischen Halbinsel, deren Terrassenstufen ganz in geraden Linien sich erstrecken. Die Flüsse, dort zu drei verschiedener Küstenrichtung angehörigen Stromgebieten entwickelt und geeint, durchbrechen hier sämmtlich in isolirten Parallelläufen und in Vertikalrichtung die Bergstufen; das Flachland, dort in drei Stromtiefländer von verschiedener Größe und Richtung gegliedert, ist hier der schmale Küstenrand eines Meerbusens, der ihm ebenfalls parallel läuft; Skandinavien ist durch seine Flüsse gleichsam zerhackt, Frankreich bildet das Ganze eines Halbkreises, in welchem die Flußradien die Küstenperipherie und das akropole Centrum zur Einheit zusammenschließen.

Frankreich hat vor der griechischen und italischen Halbinsel die oceanische Seite, vor Hispanien die Tiefländer voraus. In Frankreich halten sich Hochland, Terrassen und Tiefland mehr und mehr das Gleichgewicht, ein Verhältniß, welches sich in Deutschland noch vortheilhafter stellt. Jene drei Stromgebiete also, der Seine, Loire und Garonne, vereinigt nicht allein durch das gemeinschaftliche Quellgebiet des Sevennensystems, sondern auch durch ein zusammenhangendes, von den West-Pyrenäen bis an den Rhein reichendes Tiefland, bilden ein Naturganzes, reich zugleich an inneren Unterschieden. Die Gebiete der Seine, Loire und Garonne bilden das **oceanische** Frankreich; das Rhonegebiet ist als die mediterrane Region ein von dem übrigen Frankreich getrenntes Glied. Bodenform wie die Richtung der Stromläufe Frankreichs gewähren die größte Leichtigkeit der Canalverbindung, wie die keines andern großen Landes. Schon Strabon sagt deßhalb: „Es haben aber die Flüsse einen so geschickten Lauf, daß die Waaren leicht aus einem Meere in das andere gebracht werden können, so daß man sie nur kleine Strecken zu Lande weiter zu schaffen braucht; die längste Strecke des Weges werden sie auf Flüssen hin- und hergeführt.“ In gleicher Weise ist das französische Bergland, welches im Allgemeinen die Landcommunication überall begünstigt, nach verschiedenen Richtungen hin von Kunststraßen durchschnitten, deren Anlage durch die zahl-

reichen Flußthäler besonders erleichtert wird. Nur das eigentliche Hochgebiet der Sevennen macht in dieser Rücksicht eine Ausnahme.

Nach dem Bisherigen ergibt sich also, daß das Verhältniß der Gebiete der Seine und der Rhone den Ausgangspunkt bilden müsse bei der Betrachtung der Landesnatur Frankreichs, so weit diese der Geschichte zu Hülfe gekommen ist. Die Seine vermittelt Frankreich mit dem germanischen, die Rhone mit dem romanischen Europa; die Seine hat Paris, die Rhone Lyon, die zweite Stadt Frankreichs, geboren, die Seine mündet in das nördliche Meer, den Ocean, die Rhone in das südliche Meer, die Thalassa. Loire und Garonne stehen weder unter sich, noch mit einem der erstgenannten Flüsse in ähnlichem Gegensatze, beide mit ihren Hauptflüssen demselben Quelllande und derselben Meerseite, der westlichen, angehörend; aber die Loire schließt sich mehr der Seine, die Garonne mehr der Rhone an. Loire und Garonne führen Frankreichs germanische und romanische Seite in einander über.

Die Flüsse Frankreichs sind schöner, größer, schiffbarer und dominirender, als die seiner südlichen und nördlichen Nachbarländer (Spanien, Italien, Großbritannien), zugleich gehören sie dem Lande fast alle von der Quelle bis zur Mündung an. Daher waren seine Flüsse immer sehr entscheidend bei allen das Land und Volk berührenden Fragen, und in neuerer Zeit hat Frankreich sogar die Flüsse als Hauptgrundlage seiner politischen Eintheilung gewählt.

159. Die Rhone (im Vergleich zum Rheine).

(Nach F. H. Müller, die deutschen Stämme.)

Die Rhone ist der große französische Alpenstrom, welcher die meisten Gewässer der Westalpen in das Innere von Frankreich hineinführt. Genauer ist sie aber als das große burgundische Stromsystem zu bezeichnen, in so fern das ursprüngliche Burgundien, aus welchem alle spätern burgundischen Reiche und Herrschaften hervorgegangen sind, mit ihrem Flußgebiete im Allgemeinen zusammenfällt. Da die Rhone gleich dem Rhein in der Mitte des Alpenlandes auf der Plateaumasse des St. Gotthard und zwar dicht neben den Rhein-Quellen ihren Ursprung nimmt, so zeigt sich auch eine gewisse Verwandtschaft zwischen den Stromsystemen des Rheines und der Rhone, obschon sie beide wiederum durch ihre Natur und Weltstellung wesentlich von einander verschieden sind. Der Rhein entspringt zwar in dem Herzen des Alpenlandes, bricht aber auf dem nächsten Wege aus demselben heraus, verläßt dasselbe gänzlich und bahnt sich durch die mitteleuropäischen Gebirgsmassen einen Weg, um sich fern von dem Alpenlande in das Meer zu ergießen. Die Rhone bricht zwar auch auf dem gradesten Wege westwärts aus dem Alpenlande hervor, aber sobald sie in die ihm angelagerte Ebene eingetreten ist, wendet sie sich nun und läuft nun an dem Westsaume

des Alpengebirges in grader Richtung südwärts bis zum Meere entlang. Sie nimmt zugleich in ihrem mittleren und unteren Laufe alle die wasserreichen Flüsse in sich auf, welche den westlichen Alpen nach der französischen Seite hin entströmen. Die Rhone ist deshalb ein Begleiter des Alpenlandes zu nennen wie der Po im Süden der Alpen und die Donau im Norden der Alpen, und ist nach allen ihren Verhältnissen auf das Alpengebirge hingewiesen.

Darum ist die Weltstellung des Rhone-Systems eine ganz andere als die des Rhein-Systems. Das Land des Rhonestromes bildet die südöstliche Mark des Landes Frankreich gegen Italien hin, und seine alpinischen Zuflüsse bis zu seiner Mündung abwärts bilden die Passagen, um von Italien aus nach Frankreich zu gelangen oder umgekehrt. Auf gleiche Weise bildete das alte Burgundien das große Vermittelungsland zwischen dem eigentlichen Frankreich (in Neustrien und Aquitanien) und Italien und zugleich nach Deutschland hin, wo das Stromsystem der Rhone mit seinen Quellströmen in der Saone, Doubs und der eigentlichen Rhone sich vielfach mit dem obern Stromgebiet des Rheins verschlingt. Auch bestätigt die Geschichte des burgundischen Landes und Volkes durch alle Jahrhunderte diese Beziehungen beider zu den drei großen Nachbarländern und Völkern im Osten, Westen und Norden.

Schon die Richtung der beiden Stromthäler des Rheins und der Rhone ist durchaus verschieden, und dies konnte nicht ohne Einfluß bleiben auf die klimatischen und vegetativen Verhältnisse ihrer Gebiete und auf die Entwickelung ihrer Bewohner. Der Rhein wendet sich grade nach Norden zum rauhen Nordoceane, in dessen Mitte die britischen Inseln seinem Mündungslande vorgelagert sind. Das Rhonethal dagegen zieht sich am Westsaume des Alpenlandes grade nach Süden entlang; die Rhone führt zu dem Golfe von Lyon und zu dem Mittelmeere, und auf solche Weise zur Verbindung mit der alten Culturwelt im europäischen Süden, von wo aus gleich wie im Alterthum so auch im Mittelalter die geistige Cultur im Verein mit den Handels-Interessen sich immer einen Weg durch dies Rhone-Land nach dem Innern des europäischen Abendlandes und Nordens gebahnt hat. Eben so ziehen sich die milden Südlüfte durch die tiefe Thalsenkung des Rhone-Landes in das Innere des Landes hinein und verbreiten ihren Einfluß in der Erzeugung der köstlichen Südfrüchte von dem Mündungslande der Rhone bis weit nach Norden. Demnach zeigt sich eine doppelte Beziehung in der Weltstellung des Stromsystems der Rhone sowohl zu dem Alpenlande als zu dem Mittelmeere. Die Vereinigung dieser beiden Verhältnisse in der größtmöglichen Annäherung der alpinischen Natur mit der Natur des Südens und ihre Ausgleichung durch die Nachbarschaft des Meeres findet sich vornehmlich in dem schönen Lande Provence, das im Mittelalter der vornehmste Sitz der südfranzösischen Bildung gewesen ist, und dessen Name mit dem burgundischen in vielfachem Wechselverkehr gestanden hat.

160. Die Franzosen.

(Nach Fr. v. Rougemont, Geographie des Menschen.)

Frankreichs Bewohner, obgleich sie in jeder Provinz einen eigenthümlichen Charakter annehmen, sind von der Natur selbst dazu bestimmt, eine gleichartige Nation zu werden, sich unter einem einzigen Oberhaupte zu vereinigen, gleichsam nur ein einziges Individuum zu bilden; und dies ist es auch, wodurch sie sich von allen andern Nationen Europa's unterscheiden. Frankreich ist eine zusammengedrängte Masse (im Gegensatze zu Italien und Griechenland); es ist ein Land, wo die Ebenen vorherrschen (im Gegensatze zu Spanien). Die Gebirgs-Landschaften sind zu klein und zu abgesondert von einander, um ihre Unabhängigkeit gegen die Tiefländer zu behaupten; übrigens liegen vier dieser Landschaften, die Pyrenäen, die Alpen, der Jura und die Vogesen, auf den Continentalgrenzen; die fünfte, das armorische Hügelland, bildet eine oceanische Halbinsel, deren Zugang von Seiten des Innern durch keine Vormauer versperrt ist. Die Gebirge der Central-Insel bedecken freilich eine beträchtliche Fläche und sind ziemlich hoch, aber statt gleich einer Mauer eine Hochebene zu umgeben, wie die der Abruzzen und die von Castilien, sind sie durch die von gemeinschaftlichen Punkten ausgehenden und nach den entgegengesetzten Ebenen sich senkenden Thäler von allen Seiten bis in ihre innersten Winkel zugänglich. Die südlichen, nördlichen und östlichen Ebenen verkehren ohne Hinderniß mit einander. Keine Gebirgskette mit Engpässen scheidet die Ströme von einander. Die Natur hat endlich, mit Ausnahme der Küsten des Mittelmeeres, in ganz Frankreich den nämlichen Charakter; das Klima der Mosel und das der Garonne sind einander so ähnlich, daß sie keinen verschiedenen Einfluß auf die Beschäftigungen und die Lebensart der Bewohner äußern; überall ist der Winter mild und der Sommer gemäßigt; der Boden ist fruchtbar, ohne die üppige Vegetation der südlichen Länder zu besitzen, die Natur heiter, lachend, anmuthig, und hat weder die glänzenden Farben und die Feierlichkeit Italiens und Spaniens, noch das traurige Aussehen und die düsteren Farben der nördlichen Länder.

Die französische Nation ist durch die Verschmelzung von Völkern entstanden, welche drei verschiedenen, wenn nicht gar feindlichen Familien angehören, den Celten, Römern und Germanen. Auf ihren Grenzen wohnen Völkerschaften, welche in mancher Beziehung den Bewohnern der verschiedenen Nachbarstaaten gleichen, und die sie sich nichts destoweniger ganz verähnlicht hat; sie ist spanisch in den Bewohnern der Landschaft Roussillon, italienisch in ihren Provençalen, schweizerisch in den Bewohnern der Freigrafschaft, deutsch in ihren Elsässern und selbst in ihren Lothringern und Burgundern, belgisch in ihren Flamändern, englisch und skandinavisch in ihren Normännern; sie ist celtisch in ihren Bretagnern, iberisch in ihren Basken und Gascognern. In der Geschichte bildet sie das Band zwischen der romanischen und germanischen Welt,

welche beide beständig und kräftig auf sie wirken, und auf welche sie wieder einen gleich starken Einfluß ausübt. Sie bewohnt ein Land, welches sowohl oceanisch, als continental ist und durch seine Lage wie durch seine Natur eine mittlere Stelle zwischen dem Süden und Norden Europa's einnimmt.

Diesen vier Ursachen verdankt sie es, daß sie einen weniger speciellen Charakter als irgend eine andere Nation hat, mit nichts ganz unbekannt, zu Allem geschickt ist, und keine Tugend in vorzüglich hohem Grade besitzt. Ihr wurde die Allgemeinheit zu Theil, die Tiefe dagegen versagt. Sie versucht sich in Allem mit Glück und ragt in nichts weit hervor, weder im Gewerbfleiß, noch in den schönen Künsten und den Wissenschaften, weder in der Freiheit, noch in der Religion.

Man findet bei ihr einigermaßen das schöne Gleichgewicht der Seelenkräfte wieder, welches die heidnischen Nationen Griechenlands auszeichnet. Aber die thätige und praktische Seite des Lebens hat über das Nachdenken und die Theorie das Uebergewicht, der Verstand über das Herz, die Vernunft über die Einbildungskraft, die sichtbare Welt über die unsichtbare, das lateinische Element über das germanische.

Die Franzosen haben nicht die charakteristischen Züge der Deutschen: hohen Wuchs, blonde Haare, blaue Augen. Sie sind von mittlerer Größe und mehr gewandt und behende als stark. Man bewundert ihre Mäßigkeit und findet unter ihnen sehr wenig mißgestaltete Menschen. Ihre große Tapferkeit macht sie zu unerschrockenen, verwegenen, im Angriff unwiderstehlichen Kriegern, deren Hitze aber bald nachläßt; sie lieben den Kampf und sind ein angreifendes, eroberndes Volk.

Die Franzosen besitzen einen unerschöpflichen Schatz von Fröhlichkeit. Mit dieser Fröhlichkeit, welche der Widerschein ihrer lachenden, anmuthigen Natur zu sein scheint, verbindet sich viel Witz, jener feine, zarte, an guten Einfällen reiche, oft spöttische, aber mehr boshafte als bösartige Witz, welchen sie in höherem Grade als irgend ein anderes Volk besitzen, oder der ihnen vielmehr allein angehört; durch ein feines Schicklichkeitsgefühl gemäßigt, verbreiten sie über alle Verhältnisse des geselligen Lebens einen Reiz, welchen man sonst nirgends findet; sie lassen über der Gegenwart Vergangenheit und Zukunft vergessen; sie arten in einen Leichtsinn aus, welcher nur noch auf das Aeußere und die Form achtet und über die wichtigsten, heiligsten Dinge spottet, in einen übermäßigen Hang zu Vergnügungen, welcher die einzige Triebfeder eines ganzen Lebens wird und nothwendig Sittenverderbniß zur Folge hat.

Die Franzosen sind offenherzig, freimüthig, zuvorkommend, leutselig, mittheilend und umgänglich; sie schließen sich leicht an Andere an, sind für die Gesellschaft geschaffen, und ziehen dieselbe dem Familienleben vor. Sie sind vorzugsweise das gesellige Volk, das liebenswürdigste Volk der Erde.

Sie haben sanfte Sitten und viel Herzensgüte; die mörderische Rache der Italiener kennen sie nicht, und ihre Volksfeste bestehen nicht

in blutigen Stierkämpfen. Ihre Großmuth ist hinlänglich bekannt. Die Leidenschaften der Franzosen sind lebhaft und werden selten durch das Pflichtgefühl bekämpft; sie besänftigen sich schnell und haben weder Ernst noch Dauer. Ihre Neigungen ermangeln gleichfalls der Tiefe: Familie, Gesellschaft, Staat haben weit weniger die Gefühle der Liebe und Treue als gegenseitige Schicklichkeitsgründe und einen Trieb nach Geselligkeit zur Grundlage. Uebrigens kann der Leichtsinn ebenso unempfindlich und grausam machen wie die Bosheit, und ein ausschweifendes Leben verhärtet das Herz. Auch sieht man alle die liebenswürdigen Eigenschaften der Franzosen im Aufbrausen der Leidenschaft ganz verschwinden und der entsetzlichsten Grausamkeit weichen.

Wenn die Bande, welche die Franzosen mit einander vereinigen, nicht sehr fest sind, so hat das Gefühl für Freiheit und persönliche Würde eine um so größere Stärke erlangt.

Die Freiheit der Franzosen, weit entfernt, nur das Ergebniß des materiellen Lebens zu sein, wie bei den Italienern, hat ihren Grund in den innigsten Gefühlen der Seele, in dem Gefühl der sittlichen Verantwortlichkeit des Menschen, seiner Ueberlegenheit über die Natur, seiner Würde und hohen Bestimmung; und sie ist durch Nachdenken zum vollen Bewußtsein ihrer Rechte und ihres Zweckes gekommen. Mit ihr verbindet sich ein lebhaftes Bedürfniß nach Gleichheit. Die Franzosen scheinen daher wie die Celten berufen zu sein, jederzeit gegen den Fanatismus in der Religion und die Sclaverei im Staate und gegen alle willkürlichen, ungerechten Vorrechte aufzutreten. Aber der Stolz hat sie verführt, und sie haben die Wahrheit überschritten: in der religiösen Freiheit sind sie bis zur Abläugnung jedes göttlichen Einflusses, in der politischen Freiheit bis zum Aufruhr und zur Zügellosigkeit gekommen. Die Individuen, nur noch auf ihre materiellen Interessen bedacht, sondern sich je mehr und mehr von einander ab, und jeder verschanzt sich hinter seinen Egoismus. Die am heftigsten für Freiheit glühende Nation ist eine von denjenigen, welche sie am wenigsten hat ertragen können.

Mehr als Pflicht gilt dem Franzosen die Ehre als Richtschnur seines Lebens; ist auch sein sittliches Gefühl schwach und sein Gewissen stumm, so wird er doch nie etwas gegen die Ehre thun. Aber diese Selbstachtung ist zu oberflächlich und leer, um die Achtung Anderer entbehren zu können; daher eine Ruhmbegierde, welche stärker als die Liebe zum Leben und die Quelle großer Thaten ist, aber sich oft auch mit Verletzung des Sittengesetzes befriedigt; daher die Sucht zu glänzen, die Eitelkeit, eine wahre Furcht vor dem Lächerlichen. Ehre und Ruhm sind die zwei großen Triebfedern der Franzosen.

Die Franzosen haben einen offenen, hellen Kopf. Sie drücken ihre immer klaren Gedanken mit Bestimmtheit aus und sprechen mit Zierlichkeit und Leichtigkeit; alles Unklare ist ihnen zuwider; sie wissen die tiefsten Ideen mit großer Einfachheit darzustellen. Die Gegenstände, mit welchen sich ihr Geist vorzugsweise beschäftigt, sind die Interessen

des zeitlichen Lebens, das Recht, die Politik, die Erscheinungen der Natur; und in den Wissenschaften wenden sie keine andere Methode als die Analyse und die Beobachtung an. Sie haben Physiker, Naturforscher, Mathematiker, politische Schriftsteller und Rechtsgelehrte von großem Rufe hervorgebracht. Das Bedürfniß, den Ursprung und die Entwickelung der Dinge kennen zu lernen, fühlen sie wenig; und selten erhebt sich ihr Geist bis zu jener Welt des Glaubens und der Vernunft, welche dem bloßen Verstande unzugänglich ist und das Wesen und die Quelle aller ächten Wahrheiten enthält. In der Philosophie hat der Empirismus bei ihnen das Uebergewicht, welcher in seiner Sphäre wahr, aber in Materialismus ausgeartet ist. Ihr Erkenntniß-Vermögen hat mehr Klarheit und Umfang als Tiefe und Erhabenheit. Ihre Sprache, merkwürdig durch ihre Bestimmtheit und ihre Methode, ist, wie das Lateinische, mehr die Sprache der Prosa und der positiven Wissenschaften, als der Poesie und Philosophie.

Ihre Literatur ist eine der schönsten und reichsten; sie zeichnet sich sowohl durch die Vollendung der Form, als durch die Weisheit und Wahrheit der Gedanken aus. Aber die Beredsamkeit hat das Uebergewicht über die Poesie, das Aeußere über den Gehalt. In derjenigen der schönen Künste, welche das Unendliche am nächsten berührt, in der Musik, haben sich die Franzosen wenig Ruhm erworben.

Das religiöse Leben ist die düsterste Seite im Charakter der Franzosen. Zwar hat Frankreich große Kanzelredner und sehr fromme Männer hervorgebracht, aber es war der Mittelpunkt der heftigsten Angriffe auf das Christenthum; ja, es hatte dasselbe sogar für einige Jahre geächtet und abgeschafft.

Mit ihrer Liebe zum Kriege, ihrem thätigen Geiste, ihrem lebhaften, unruhigen Wesen halten sich endlich die Franzosen für berufen, auf alle ihre Nachbarn zu wirken. Sie haben nicht die Absicht, der christlichen Kirche neue Nationen zuzuwenden; ihr Verlangen geht weiter, als aus Ehrbegierde und Ruhmsucht die Grenzen ihres Reiches auszudehnen; sie wollen die Erde civilisiren, unter alle Menschen feine Sitten, Freiheit und Wissenschaft verpflanzen; aber in der hohen Meinung, welche sie von sich selbst haben, glauben sie ihren Zweck nicht besser erreichen zu können, als wenn sie alle Völker nach ihrem Bilde modeln. Sie allein wissen ihren Gedanken Flügel zu geben, daß sie den Weg um die Welt machen und von Pol zu Pol reisen; und wann sie zur Erde sprechen, so hört die Erde und geräth in Bewegung; sie sind gleichsam die Sprache des Menschengeschlechts; sie sprechen zu Allen und mit mächtiger Stimme, was die Nationen nur leise sagten, was sie wünschten, ohne es sich zu gestehen, und was sie noch nicht wußten; aber sie sprechen nur von irdischen Dingen, in ihren Reden vermengt sich die Lüge mit der Wahrheit, und von ihnen sind viele Verbreiter der Unsittlichkeit, des Aufruhrs und Unglaubens ausgegangen.

161. Charakteristik der einzelnen Landestheile und ihrer Bewohner.

(Nach E. M. Arndt, Versuch in vergleichender Völkergeschichte.)

Wir betrachten nun im Einzelnen und Besonderen die verschiedenen Bestandtheile der Völker und Völkerschaften, aus welchen das jetzige französische Volk erwachsen ist, von dem Süden anfangend und so Ost und Nord durchlaufend bis gegen Westen in einem weiten Bogen herumwandelnd.

Zuerst finden wir im Südwesten zwischen der Gironde und Garonne die Landschaft Guienne und Gascogne. Da wohnen dem Hauptinhalt nach Basken oder Aquitanier mit Gothen gemischt, ein lustiges, fröhliches und gewandtes Menschengeschlecht, das die besten französischen Weine zeugt und trinkt. Wenn man nach dem Charakter und Gemüthe der Menschen urtheilen soll, haben in diesen Landschaften die Basken wohl bei Weitem das Uebergewicht, das Frische, Leichte und Spielende; freilich sind sie doch sehr anders als die spanischen Basken, auf welche der altspanische und westgothisch-kastilische Ernst seinen unverkennbar mächtigen Einfluß geübt hat, wie hier das in Frankreich allen gemeinsame Französischwälsche. Es ist bekanntlich ein Hergebrachtes, daß der Nordfranzose über den Gascogner als über einen übernärrischen, windbeuteligen Kerl lacht, eben ganz charakteristisch französisch lacht; denn der Nordfranzose bringt seine guten oder närrischen witzigen Einfälle, woran es dem Volke ja überhaupt nicht gebricht, mit einer gewissen bewußten Selbstergötzung und eitlen Selbstbespiegelung an den Mann, der Gascogner, der da die unbewußte Fülle der natürlichsten Lebendigkeit und Heiterkeit hat, öffnet dem ganzen Faß den Spund und kümmert sich nicht um die einzelnen Tropfen, die dabei in die Luft fliegen oder in den Staub fließen. Uebrigens ein durchaus gutherziges und liebenswürdiges Menschengeschlecht.

Wir kommen zu dem reizenden Languedoc mit den großen Städten Toulouse, Narbonne, Montpellier, Nismes, Beaucaire, zu der Landschaft, wo der König der Westgothen in Toulouse seinen ersten Sitz hatte, wo die letzten Westgothen in Frankreich zusammengedrängt wurden, zu dem französischen Gothien des Mittelalters. In dieser Landschaft, darf man annehmen, ist der gallische oder gallischaquitanische Menschenstamm von den einwandernden herrschenden Germanen nicht nur sehr gedrängt, sondern wohl größtentheils weggedrängt worden; die jetzigen Bewohner des Landes sind wohl meistens germanischen Stoffes. Der germanische Charakter, ich sollte sagen: das germanische Gemüth, hat sich hier auch fast mehr offenbart als in irgend einer anderen französischen Landschaft. Dieses germanische Gemüth, diese urgermanische Anlage, die mehr oder weniger bei allen Völkern des Stammes hervortritt, ist das Philosophische, das Denkende, Grübelnde, Zweifelnde, welches die germanische und deutsche Art zeigt. Die hiesigen Enkel und Urenkel der West-

gothen haben diese schöne Anlage mehrmals als ein fürchterliches Unglück büßen müssen. In diesem Lande und in den burgundischen Alpen thaten sich Sectirer auf, gleichsam die ersten Protestanten vor Huß und Martin Luther. Wer kennt nicht die fürchterlichen Religionskriege und Vertilgungen in diesem Lande im dreizehnten Jahrhundert? Wer die Geschichte dieses Landes kennt und seine Gedanken auf solche Erinnerungen zurückführt, kann sich schon ein Bild von den Menschen entwerfen; es wohnt hier ein starkes, ernstes, ungestümes und leidenschaftliches Geschlecht, von viel festerem und härterem Schlage, als die Gascogner sind.

Die Provence mit Marseille, Aix, Toulon und Avignon trägt wieder ein ganz verschiedenes Gepräge. Gothisches, Burgundisches sitzt gewiß in einzelnen Theilen, vielleicht zerstreut auch einzelnes Saracenisches; denn die drei Völker haben nach einander hier geherrscht, aber nicht in Massen einwandernd und nicht lange genug, um gleichsam ein neues Volk zu bilden. Hier kann man also voraussetzen, und die Art und Gelegenheit von Land und Volk bestätigt dies, und die gewaltige Bedeutung der alten Massilia macht es wahrscheinlich, daß der Hauptstock der Provençalen die Abkömmlinge der alten romanischen Einwohner sind. Massilia, die älteste und größte Stadt des Südens, mit einer zahlreichen Volksmenge, hielt sich in den Volksgetümmeln bei ihrem alten Wesen und gab den zersprengten Bewohnern umher eine Zuflucht, wie sie auch in den vielen abgeschnittenen und durchgeschnittenen Gebirgen dieser Landschaft als Flüchtlinge viele Leichtigkeiten der Bergung und Entrinnung fanden. Auch ist in den Sitten und Gesichtern der Menschen etwas Eigenthümliches, Fürsichbestehendes, etwas mit dem Italienischen, der ligurischen Küste Gemeinsames, eine gewisse italienische Festigkeit und Haltung mit französischer Lebhaftigkeit und Gewandtheit gepaart; doch schaut einem hier ein ganz eigenthümlicher südlicher Trotz aus den Gesichtern entgegen.

Wir steigen nun durch das Delfinat über Vienne und Lyon an der Rhone und Saone zu Macon, Auxerre, Dijon, Besançon hinauf, wir gelangen in die Ebenen und Berge der Burgunder. Dieses Volk der Burgunder zog gleich den Longobarden und Westgothen als Volk, nicht als Heer in die neue Heimath ein, es lagerte sich in dichteren Haufen darin und verwischte seinen Volkscharakter nicht so leicht unter den Eingeborenen, als dies den im Innern Frankreichs dünn gesäeten Franken begegnen mußte. Dies ist derjenige Theil Frankreichs, wo es den Deutschen gleichsam heimelt. Es weht hier ein stiller, freundlicher Lebensathem über die Lande hin, eine gewisse von allem Lärm und aller Eitelkeit entfernte, verständige Milde der Menschen, welche übrigens zu den talentvollsten, tapfersten und freiheitliebendsten Franzosen gezählt werden müssen. Einem Deutschen wird es schwerlich in irgend einem Theile Frankreichs wohler sein als unter diesem burgundischen Stamme, wo ihm so häufig eine fast deutsche Gutmüthigkeit und Treuherzigkeit begegnet. Selbst die große Fabrikstadt Lyon hat viel

von solcher Farbe, und es fehlt in diesen Gegenden fast durchweg der Ueberfluß des gallischen Geflatters und Geschnatters.

Wir gelangen nun nach Nordfrankreich, wir treten ein in Lothringen (ich meine, was in Lothringen in wälscher Zunge spricht), die Champagne, die Picardie und das Artois. Hier langen wir an unserer Grenze an, an dem alten belgischen Frankenlande. Wir werden bei jedem Schritte durch diese Gegenden durch die Art und das Wesen, auch durch die Gestalten und Gesichter, durch die hohen langen Leiber und die vielen blonden und blauäugigen Menschen, die uns begegnen, an uns selbst und an unser Land erinnert. Aus den nahen Grenzlanden des alten Frankengebietes, muß man natürlich annehmen, sind die Franken in das eroberte Gallien dichter und häufiger hinübergezogen und haben sich dort viel angesiedelt; eine Entfernung auf zehn, fünfzehn Meilen von dem Mutterlande war kaum eine Entfernung. Also die großen starken Leiber, der zum Theil gewaltige Bau der entschlossenen, kühnen Gesichter gehört entweder Abkömmlingen der Franken oder der alten Belgier, deren mächtigste streitbarste Völkerschaften eben in und an dem Ardennenwalde wohnten und an seinen Ausläufen, die an der Mosel, Maas und Schelde fortlaufen. Denn wer untersteht sich wohl, das Fränkische und Belgische hier und in den Mosel- und Maas-Landen jetzt noch scheiden und unterscheiden zu wollen? Diese genannten französischen Nordlande nun sind von einem starken, ernsten, heftigen und kriegerischen Volke bewohnt, einem rechten Kern der französischen Heere, und welche gewaltiger als irgend ein anderer Theil Frankreichs die Ehre und Macht des Reichs und was der Franzose seine Unabhängigkeit und Freiheit nennt, darstellen und empfinden. Man gehe, wenn man dies Gefühl recht ausprüfen will, von Troyes nach Metz, von Metz nach Rheims, von Rheims nach Arras und St. Omer, und man wird von zehn zu zehn Meilen an den Menschen und ihren Sitten, Weisen und Reden die gewaltige, leidenschaftliche, auffahrende und hochfahrende Franzosenart immer wachsend gewahren. Wie gesagt, es sind dies tapfere, ernste und ungestüme Menschen, welche das Tüchtigste, aber auch das Unliebenswürdigste des Franzosen in Frankreich darstellen. Von der zierlichen Gewandtheit, Hübschheit und Artigkeit, dem flatternden und sprudelnden esprit des Volkes ist hier kaum eine Spur, so wie auch die deutsche Offenheit und Treuherzigkeit hier keine Heimath hat. Man möchte sagen: dieses übrigens sehr tüchtige, arbeitsame, kriegerische Volk habe manche deutsche Gebrechen über die Grenze getragen und von den geselligen, freundlichen Eigenschaften der Franzosen sich wenig gewinnen können. Das Volk hat hier häufig eine gewisse Plumpheit und Schwerfälligkeit, eine gewisse Strenge im Ausdruck und Ungefälligkeit und Rauhigkeit im Betragen, ja, sogar manches Düstre und Trübe, was der Bauer im Limburgischen, Luxemburgischen, Brabantischen nicht kennt. O, wie viel offener, leichter und liebenswürdiger ist dagegen der auch ernste Burgunder! Diese Nordfranzosen, am meisten Menschen von unserer Art, sind gerade die

Heftigen und Hoffärtigen, die, jetzt lange romanisirt und verwälscht, sich einbilden, wir Deutsche müssen uns glücklich preisen, von ihnen erobert und beherrscht zu werden.

Die Normandie darf mehr als irgend eine andere Landschaft gothisches oder germanisches Land heißen. Der Mensch der Normandie ist ein rüstiger, kräftiger, arbeitsamer Schlag, der beste Seemann, der beste Ackerbauer, Viehzüchter und Obstgärtner in ganz Frankreich, der durch seinen Fleiß und seine frische, unverdrossene Tüchtigkeit die Normandie in eine der schönsten Landschaften des Reichs verwandelt hat. Ich habe aus diesem Lande ungeheuer lange und starke Kerle gesehen. Und welch ein Unterschied, wenn man zwischen dem Bauer der Picardie und des Artois und dem um Caen und Rouen wohnenden eine Vergleichung anstellen will! Dort häufig eine Düsterniß und Stummheit, eine verschlossene, finstere Gebärde, welche Trotz, Stolz und Jähzorn verkündigen; hier frische, helle Geberde und leicht und lustig hinfliegende Worte. Daher heißt der Normann dem Franzosen der geborene Windmacher, der fanfaron, der Lärmer, Trompeter, Schreier und Prahler; aber wollte Gott, daß alle Franzosen eitle und windige Prahler gleich diesen Normannen und Witzreißer gleich dem Gascogner wären! Wer kennt nicht die fürchterlichen und blutigen Degen dieses muthigen, ritterlichen Volkes? Sie haben mit dem Eisen ihre großen Volkszüge in die europäische Geschichte eingegraben. Von diesem normännischen und von dem westgothischen südlichen Stamm ist im Mittelalter die gewaltige französische Ritterschaft ausgegangen, welche allenthalben erschien, wo große Thaten zu thun und kühne Unternehmungen zu wagen waren, immer voran auf allen Schlachtfeldern und in allen Kriegsorden, unter den Templern, unter den Johannitern u. s. w. der Glanz.

Die Bretagne, das alte Armorikum. Es ist diese Nordwestküste Frankreichs das sogenannte Sachsengestade (Litus saxonicum), das in der Römerzeit seinen eigenen Statthalter hatte, Sachsengestade wohl genannt, nicht bloß weil die küstenplündernden Sachsen abgewehrt werden sollten, sondern wahrscheinlich, weil sächsische Haufen (gleichsam sächsische Wikinger) die Küsten vom Ausfluß der Maas bis an die Loire zum Theil besetzt hatten. Wir finden in französischen Jahrbüchern am Ende des neunten und Anfange des zehnten Jahrhunderts unweit Nantes mehrere sächsische Gemeinden erwähnt, die möglicher Weise auch von den aus Transalbingien durch Karl den Großen weggeführten Sachsen sein könnten. Die gegenwärtigen Kleinbriten in der Bretagne sind wieder ein gar eigenthümliches Völkchen für sich, welches auch ein Jahrtausend seinen eigenen politischen Zustand und, obgleich ein französisches Lehn, doch eigene Selbständigkeit hat behaupten können. Sie haben offenbar viel mit dem englischen Walliser, noch mehr mit dem Irländer gemein, vorzüglich aber das gemein, daß sie in Anhänglichkeit an ihren Herrn und Oberherrn, in Vasallentreue die meisten Franzosen immer übertoffen haben, wie denn auch der Irländer immer

einen Herrn und Oberherrn haben und das Verhältniß zu ihm ganz im Herzen tragen muß, wenn er etwas taugen und gedeihen soll. Sie sind ein ächtes Vasallenvolk, und dieser Anhänglichkeit und Treue ist ihre Beharrlichkeit in alten Sitten und Gebräuchen gleich. Die Bretagne hat übrigens schöne Menschen, viele von lichter Farbe und manche ächte Blondköpfe und Blauaugen.

Zuletzt die Mitte Frankreichs: über Senlis, Paris und Orleans ein gerader Strich gezogen, etwa 70 deutsche Meilen Länge bei einer Breite von 30 bis 40 Meilen. Dies ist der französische Kern — und doch nicht der Kern im Kernsinn —, das gallische Füllsel des französischen Fladens, wo das alte Romanischgallische von den fremden Völkern des Umkreises zusammengetrieben war und wo von dem Neuen und Fremden das Wenigste hinein gethan ward.

Was ist hier oder vielmehr was ist hier nicht? wer mag dieses bewegliche, wechselnde, in unaufhörlicher Unruhe sich mit neuen Farben gestaltende Proteuswesen beschreiben? Lebendigkeit, Leichtfertigkeit, Lüsternheit, Lust an dem Immerneuen und Wechselnden, mächtiges Leben des Scheins und der schimmernden, in allen möglichen Farben schillernden gallischen Art, jenes esprit, wie man den unbeschreiblichen wälschen Witz nennen muß, leichtes aber auch leichtsinniges Spiel mit Allem. Grundzug: in kleinlicher Selbstgefälligkeit sich spiegelnde Eitelkeit und Prahlsucht, welche bei einiger Aufwallung oder Aufreizung unleidliche Hoffart wird. Diese Mitte Frankreichs, der leichtere, faulere Theil, ist mächtig genug gewesen, den ganzen Teig zu säuern und aufzublähen und hat jenen Wankelmuth, Unbestand und Unverstand geboren, von welchem auch die edleren Theile des französischen Volkes nicht unberührt und unbeschädigt geblieben sind. In dieser gallischen Mitte wohnt auch der am meisten verkommene und verkürzte französische Mann, in größter Zahl so kurz gerathen, daß er selbst die geringe Höhe, geschweige die Stärke des französischen Soldatenmaßes nicht erreicht.

Vieles in dem Völkerleben ist zufällig. Ganz Frankreich würde ein anderes Frankreich sein, wenn für Paris irgend eine Stadt an der Rhone, Loire oder unmittelbar am Ocean seine Hauptstadt geworden wäre. Mit Paris sind alle Franzosen zu sehr in das gallische Element eingetaucht und untergetaucht worden. Dieses Element mußte auf die Eingewanderten auf jeden Fall den größten Einfluß geübt haben; aber sicher würde dieser Einfluß viel kleiner gewesen sein, wenn die große Hauptstadt nicht recht in dem gallischen Kern gelegen hätte. Von Paris aus, welches im Mittelalter ein allgemeiner Heerd war, an welchem schon damals Wissenschaft und Kunst sich wärmte, ist alles Uebrige des Reichs mehr oder weniger gefaßt und gestaltet und modificirt; und so geschieht es noch den heutigen Tag. Paris ist Frankreichs Hauptstadt wie keine andere Hauptstadt irgend eines europäischen Landes, und weil sie durch das französische Glück, daß ihre Sprache eine Weltsprache geworden, daß alles, was Feinheit, Schönheit, Anmuth und Bildung im Sinn der jüngsten Vergangenheit suchte, daß

wenigstens alles Freiherrliche und Fürstliche auf einige Jahre nach Paris gehen mußte, um sich dort den Firniß feiner Sitten überstreichen zu lassen, die stolze Einbildung gefaßt hatte, sie sei wirklich die Hauptstadt aller Bildung und Wissenschaft, so hat diese Einbildung das ganze französische Volk wie ein wahrer Zauber ergriffen und hält es immer noch fest, selbst nachdem die Fremden zum Theil von dem Wahn und Vorurtheil des siebenzehnten, achtzehnten Jahrhunderts erlös't sind. Paris ist nun auch ein Mittelpunkt der französischen Eitelkeit, welche allerdings berechtigt ist, sich auf ihr Volk etwas einzubilden, aber leider diese Einbildung nicht immer auf die edleren Eigenschaften desselben legt. Denn auch die Herrschaft der französischen Sprache ist nicht bloß etwas Zufälliges, etwa allein durch das Uebergewicht geworden, welches die Franzosen seit der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts über die anderen europäischen Völker bekamen, sondern die Leichtigkeit, Lebendigkeit, Witzigkeit des Volkes, seine Klarheit und Feinheit, sein leicht greifender Verstand der äußeren Dinge, und das Talent der leichtesten Fassung, Abbildung und Ausdrückung alles Geschauten, Empfundenen und Gedachten in klarer, netter Sprache, die gleich glatten Kieseln durch unaufhörlichen Gebrauch geschliffen, leicht über die Zunge hingleitet und fortlispelt, der im Ganzen leichte und mit einer gewissen logischen Gesetzmäßigkeit geordnete Bau machen sie wirklich zu einer Weltsprache sehr geschickt.

Wir haben die einzelnen Theile dieses großen Volks geschaut und ungefähr geschildert, wie sie geworden und woraus sie gegenwärtig noch bestehen. Keiner dieser Theile hat sich in seiner Eigenthümlichkeit behaupten können. Die Basken und Bretagner haben es am meisten gekonnt, denn sie haben neben dem Französischen ihre Muttersprache wenigstens für die unteren Regionen des Lebens hin und wieder bis auf unsere Zeit gerettet.

162. Paris.

(Nach einer Vorlesung von Karl Rosenkranz in den Tübinger Jahrbüchern, bearbeitet vom Herausgeber.)

Wie Frankreich eben so sehr eine continentale als eine maritime Mission zu erfüllen hat, indem es theils als Continentalmacht den Gegensatz zwischen den romanischen und germanischen Nationen zu vermitteln berufen ist, theils als Seemacht eben so wohl auf das Mittelmeer als auf den atlantischen Ocean hingewiesen wird, so konnte auch Frankreichs Hauptstadt weder eine rein continentale Lage haben, wie Madrid, Moskau, München, noch eine rein maritime, wie London, Kopenhagen, Stockholm, Petersburg; vielmehr mußte sie das continentale Interesse mit dem maritimen vereinigen.

Lyon konnte deshalb nicht zur Hauptstadt Frankreichs werden, weil es durch die Rhone nur einem thalassischen System integrirt ist; Vor-

deaux auch nicht, weil es wieder zu einseitig oceanisch liegt; Orleans auch nicht, weil dasselbe, obwohl an der Loire, doch zu continental gelegen ist; Rouen nicht, weil es sich bereits den Mündungen der Seine zu sehr nähert und damit dem Angriff von der See her zu bloßstellt. Nur Paris konnte demnach Frankreichs Metropole werden, weil es, als Mittelpunkt seiner centralsten Provinz, zugleich durch die Seine dem Ocean verbündet und dem nördlichen thalassischen System Europa's nicht zu entfernt ist.

So sehen wir also Paris schon durch die allgemeine Weltstellung Frankreichs zu dessen Centrum vorher bestimmt. Wenn man jetzt Paris als die Stadt der Städte, als die Weltstadt schlechthin zu bezeichnen pflegt, so hat dies den richtigen Sinn, daß bis dahin keine andere Stadt eine solche alle Interessen des heutigen Europa zusammenfassende Lage besitzt. London ist unstreitig größer und mächtiger, allein für England, weil seine ganze Tendenz eine oceanische, ist Europa fast gleichgültiger, als Asien, Afrika und Amerika.

Paris mit seinen nächsten Umgebungen bildet einen Kreis, dessen Peripherie jene liebliche Hügelreihe ist, wo der Hof seine Sommerresidenzen in St. Cloud, Versailles, Meudon, Malmaison, St. Germain u. s. w. wählte und wo die Geschichte des Hofes ungleich mehr ihren Schauplatz hatte, als in Paris, während der Durchmesser des Kreises der Fluß ist, auf dessen Inseln der erste Grund zu der heutigen Weltstadt durch Fischer und Schiffer*) gelegt ward, wie dies noch das dreimastige Schiff im Stadtwappen von Paris bekundet. Die Stadt selbst besteht seit der jüngsten Ausdehnung ihres Weichbildes bis zu der unter Louis Philipp angelegten casemattirten und crenelirten Ringmauer (enceinte) wieder aus drei concentrischen Kreisen. Der erste und weiteste derselben schließt die zahlreichen Vorstädte (Passy, les Batignolles, Montmartre, Belleville, Baugirard, Auteuil u. s. w.) ein, welche zwischen der Festungsmauer und den Barrières (den Zollstätten) liegen und durch deren Einverleibung in die Gemeinde von Paris (1859) die Einwohnerzahl der Hauptstadt auf mehr als 1½ Million gestiegen ist. Der zweite Kreis wird nach außen von den boulevards extérieurs, nach innen von den boulevards intérieurs umschlossen, welche letztere die frühere enceinte ausmachten, und enthält die vierzehn älteren Vorstädte (wie St. Antoine, du Temple, St. Martin, St. Denis, Montmartre, St. Honoré u. s. w.). Der dritte und kleinste Kreis enthält die eigentliche Stadt (la ville) im Norden der Seine, die Altstadt (la cité) auf der Insel Notre-Dame und die Université oder das sogenannte pays latin im Süden der Seine.

Diese Benennung der Südseite führt uns auf den innern Unterschied der Haupttheile der Stadt. Auf der Südseite des Flusses haben

*) K. Rosenkranz leitet Lutetia (Parisiorum) ab von dem gälischen Worte: Lu-hu-te-zi, die im Wasser Wohnenden.

sich von jeher alle großen Lehranstalten zusammengedrängt: hier werden in der Sorbonne, welche auch l'université im engern Sinne heißt, noch jetzt die Vorlesungen über Theologie, Philosophie und Literatur gehalten, hier sind die Schulen des Rechts, der Medicin, der Pharmacie, des Bergbaues, hier die polytechnische Schule, in welcher 300 Zöglinge als Ingenieure für den Land- und Seedienst ausgebildet werden, hier die Sternwarte (observatoire), hier die Kriegsschule, deren Palast das große mit einem Graben und einer Baumreihe eingehegte Parallelogramm des Marsfeldes dominirt, welches zwar seit der Revolution häufig der Schauplatz glänzender Staats-Actionen und Volksfeste gewesen, an sich selbst aber ganz kahl ist. Hier ist die Kunstschule mit ihrem wahrhaft königlichen Palast, wo die Geschichts- und Portraitmaler, die Landschafter und Kupferstecher Frankreichs gebildet werden. Hier sind alle Gymnasien, das Collège Bourbon, die Normalschule, das Collège de France, das Collège Henri IV. und St. Louis. Hier werden Blinde und Taubstumme, so weit dies möglich ist, zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft ausgebildet.

Ferner gibt es hier die vielfachste Gelegenheit zu praktischer Ausübung der Wissenschaft in den eben so zahlreichen als großartigen Hospitälern, unter denen das der Salpétrière auf einem Flächenraume von 110,000 Quadratmeter fast eine eigene Stadt bildet mit Gassen, Plätzen, Spaziergängen, einer Kirche und einer Bevölkerung von 6000 bis 7000 Seelen, dennoch aber an Berühmtheit dem Invalidenhause nicht gleichkommt.

In dessen unmittelbarer Nähe liegt der botanische Garten, jardin des plantes, der ungleich mehr darbietet, als sein einfacher Name erwarten läßt; denn er vereinigt alle Sammlungen, welche zum Studium der verschiedensten Zweige der Naturwissenschaften dienen, und hier (im Amphitheater) werden die meisten Vorlesungen über Zoologie, Botanik, Mineralogie, Chemie, Physik, Physiologie, Geologie zum Theil durch Männer von europäischem Rufe öffentlich gehalten, während die ungelehrten Freunde der Natur, die Pariser Bonnen mit ihren Pfleglingen, die Recruten und Handwerksburschen, sich an der reichen Menagerie ergötzen und vorzugsweise das Affenhaus und die Bärengruben umlagern.

Hier endlich am Pont des Arts prangt Mazarin's Schöpfung, das Institut de France, oder, wie es noch im Volksmunde heißt, das Institut des quatres nations, welches in der Académie des sciences, in der Académie des beaux arts et des inscriptions, in der Académie des sciences morales, die auch die Philosophie überhaupt enthält, und in der der nationalen Poesie, Sprache und Geschichte gewidmeten Académie Française das gesammte wissenschaftliche und ästhetische Selbstbewußtsein Frankreichs concentrirt.

Auch die Industrie, so weit sie auf der Südseite überhaupt herrscht, trägt mehr das Gepräge der Intelligenz, als der Arbeit für das materielle Bedürfniß. So hängt mit den genannten wissenschaftlichen

Anstalten die Erscheinung zusammen, daß hier die meisten Buchhändler, die ihren Geschäftsbetrieb gewöhnlich nach den Facultäten sondern, ihre Lager haben. Oder es ist die Industrie ein technischer Anhang der höheren Kunst, wie die Fabrik der Gobelins-Teppiche, deren Erzeugnisse, wenn auch Copieen bekannter Gemälde, doch wahre Kunstwerke sind und nicht in den Handel kommen, sondern nur zur Ausschmückung der kaiserlichen Residenzen und zu Geschenken an auswärtige Höfe verwendet werden.

Unter so ernsten Umgebungen, die ihre höchste Steigerung in dem unterirdischen Labyrinthe der Katakomben finden — jener Todtenstadt, welche bei der Verlegung der Kirchhöfe aus dem Innern der Stadt unmittelbar vor der Revolution die seit Jahrhunderten in den Kirchen und Kirchhöfen von Paris aufgehäuften Gebeine aufnehmen mußte —, ist selbst das Theater, das auf der Nordseite eine so große Rolle spielt, auf der Südseite niemals zu einem bemerkenswerthen Glanze gelangt. Das Odéon ist eigentlich nur eine Succursale des Théâtre Français und schließt seine Vorstellungen in den Sommermonaten.

So consequent ist die Südseite in ihrem contemplativen Charakter, daß sie auch das politische Leben der Gegenwart nur in der Form der Berathung hervortreten läßt. Bei Aufständen hat allerdings die Armuth der industriellen Bevölkerung, oder die von der Wissenschaft getragene Begeisterung der Jugend dieses Theils sich immer kühn hervorgethan und seit der Revolution mit den Arbeitermassen des Faubourg St. Antoine leicht fraternisirt, allein die Entscheidung politischer Kämpfe durch die blutige That ist niemals hieher gefallen. So finden wir denn hier die Paläste der französischen Kammern, in deren Debatten die Geschichte doch nur ein theoretisch-kritisches Leben führt. Der Senat, früher die Pairskammer, verhandelt im Palast Luxemburg, der von einem herrlichen Garten umgeben ist, dessen dichterische Einsamkeit Journalleser, Studirende, Professoren und Künstler zauberisch an sich lockt. Die Deputirtenkammer, jetzt Palais du corps législatif, liegt nicht so verborgen. Sie hält ihre Sitzungen im Palast Bourbon und kehrt der Seine eine Façade im griechischen Tempelgeschmack zu. Nicht weit von ihr nach Westen ragt die Kuppel des Doms vom Invaliden-Hôtel über die Wipfel der Bäume hervor, also nicht der Krieg, sondern das Ausruhenmüssen von ihm. Unter diesen namenlosen Helden lebt nur Ein Name, Napoleon, dessen Imperatorgestalt von der Mitte der Galerieen des Königshofes auf diese Krüppel als ihr Abgott herniederblickt. Da er sich als Dynast zu befestigen suchte, wünschte er in der Grabstätte der Könige Frankreichs, in St. Denis, begraben zu werden. Das Geschick hat poetischer gedacht und seine Asche im Dom des Invaliden-Hôtels eingesargt, wo die Trümmer seiner alten Garde ihm den letzten Cultus erwiesen haben.

Die Südseite als die contemplative Pflegerin der wissenschaftlichen und künstlerischen Sinnigkeit, vollendet ihren Reflexionstypus, indem sie als Pantheon zur Mnemosyne der Nation wird. Das Pan-

theon auf dem höchsten Punkte der Südseite greift in die älteste Geschichte von Paris zurück, denn es war die Kirche der heiligen Genofeva († 512), der Schutzpatronin der Stadt Paris, die man nicht mit der bei uns bekannten Pfalzgräfin verwechseln muß. Nach vielen Schicksalen soll sie nun die Grabmäler der verdientesten Männer der Nation in sich aufnehmen. Sie ist mit prachtvollen allegorischen Fresken vom Baron Gros ausgeschmückt, und gewährt von ihrem Thurm die Anschauung des schönsten Panorama's der ganzen Stadt. Sonst aber macht sie gerade in Ansehung ihrer Bestimmung den Eindruck der Leerheit. Durch eine sinnvolle Ironie der bisherigen Geschichte enthält dieses Pantheon im Grunde nur zwei Berühmtheiten, die kolossalen Träger der französischen Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, nämlich die Grabmäler Rousseau's und Voltaire's.

Die Altstadt, in der Mitte der beiden Haupttheile, bildet den Uebergang von der „theoretisch-contemplativen Südseite zu der praktisch-historischen Nordseite", indem sie einerseits die Kathedrale Notre-Dame so wie in dem Hôtel Dieu das älteste Spital von Paris, vielleicht von ganz Europa (gegründet um 600) enthält, andererseits den Justizpalast, wo das Revolutionstribunal seine schrecklichen Sitzungen hielt, mit der berüchtigten Conciergerie, wo nicht nur die Königin Marie Antoinette, sondern auch Robespierre ihre letzten Stunden verlebten.

Treten wir über den mit der Reiter-Statue Heinrich's IV. geschmückten Pont-neuf auf die Nordseite, so befinden wir uns mitten in der geschichtlichen Region der Stadt, deren Geschichte in der Regel mit der Geschichte Frankreichs aufs engste verbunden war. Denn das Local aller Revolutionen nach der Zerstörung der Bastille ist auf dem Raume vom Grève-Platze bis zum Carroussel-Platze zu suchen. Auf dem Grève-Platz nämlich, von welchem während der Schreckensherrschaft das Blut, das hier die Guillotine vergoß, buchstäblich stromweis in die Seine floß, steht das Stadthaus, d. h. das Centrum des Pariser Bürgerthums. Der Carroussel-Platz aber ist die Mitte zwischen dem Palaste der Tuilerieen und des Louvre, d. h. dem Centrum des französischen Königthums. Nothwendig mußte eine jede als Aufruhr sich gestaltende politische Bewegung zwischen diesen beiden Punkten sich concentriren. Sind König- und Bürgerthum einig, so ist ein Erfolg der Bewegung unmöglich. Ist aber das Bürgerthum gegen das Königthum und steht mit ihm der Volksriese von der Vorstadt St. Antoine auf, so hat das Königthum noch immer seine westliche Fluchtlinie nach St. Cloud und Rambouillet betreten müssen.

Der Culminationspunkt des Lebens der Nordseite sind die Boulevards, wo Restaurationen, Café's, Theater, Magazine, ambulante Krämer das genußsüchtige Publikum fesseln. Die Boulevards theilen sich nach den ihnen parallelen Regionen der Stadt, welche ihre südliche Substruction ausmachen, in eine mehr aristokratische und in eine mehr demokratische Physiognomie. Die erstere kann man von der Madeleine bis zur Porte St. Martin rechnen; die zweite von dieser

bis zum Bastillen-Platz. Dort stolziren von Morgens zehn Uhr bis Mitternacht die Rentiers und Börsenspeculanten, die Literaten und Künstler, die Stutzer und die Fremden, die den haut goût der modernsten Civilisation schmecken wollen. Hier sind die Boulevards am Tage ziemlich menschenleer, weil ihre Bevölkerung arbeitet. Abends dagegen füllen sie sich mit ungeheuren Massen von Kleinbürgern und Blousenmännern, die sich hier ergehen und vor den Cassen der hier gelegenen Volkstheater des Ambigu comique, der Folies dramatiques, des Cirque Olympique u. s. f. Queue machen. Der Halbkreis der nördlichen Boulevards fängt mit dem Concorde-Platz an und endigt mit dem Bastille-Platz. Welch' ein Gegensatz und doch auch welche Harmonie! Auf dem Bastille-Platz begann am 13. Juli 1789 mit Zerstörung der Zwingfeste, die hier stand, die Revolution ihre Gewaltthaten; jetzt steht hier die Julisäule mit dem Namen der sechshundert Bürger, welche 1830 für die gesetzliche Freiheit des Volkes fielen. Auf dem Concorde-Platz fiel das Haupt Ludwig's XVI., und an eben diesem Orte steht jetzt der Obelisk von Luxor mit seinen vergoldeten Hieroglyphen. Auf jeder Seite desselben sprudelt eine Cascade in mehreren Absätzen den Silberstrahl in ein Becken, aus welchem kräftige Nymphen und Tritone hervorragen. Die Peripherie, welche an den Tuilerieengarten und an die elysäischen Felder grenzt, umgibt ein Kreis riesenhafter, den römischen Rostra nachgebildeter Laternen-Candelaber. Dieser Platz ist jetzt unbedingt einer der schönsten in der Welt; denn von Süden nach Norden correspondiren über ihm fort die griechisch gehaltenen Tempelprospecte der Deputirtenkammer und der Madeleine-Kirche, von Osten nach Westen aber die Zinnen der Tuilerieen und der Triumphbogen Etoile. Ein augenfälliger, mit dem Gegensatz der Ruhe und Bewegung, der Beschaulichkeit und der Handlung zusammenhangender Unterschied ist auch, daß die Südseite sich wenig vergrößert. Nur einzelne chemische Fabrikanlagen und ein paar Eisenbahnhöfe sind die letzten zehn Jahre hier entstanden. Die Nordseite dagegen hat sich, wie schon ihre vielen Vorstädte beweisen, beständig vergrößert. Selbst die Namen ihrer Straßen tragen die Neuheit ihrer Geburt oft an der Stirn. Denn Paris ändert sich unaufhörlich. Jede Phase der Geschichte Frankreichs vertilgt und schafft in ihm Gebäude, Straßen, Brücken, Monumente. Jede ändert die Namen derselben, jede läßt Plätze, Gärten, Häuser wie mit einem Zauberschlag aus dem Nichts in das blendendste Licht der Gegenwart treten, während andere in das Dunkel des Vergessens sinken; jede erzeugt einen besondern Typus der Bauart, der in dem Architektur-Gebirge der Stadt gleichsam seine Schicht absetzt. Dieser Beweglichkeit wegen läßt sich von der chamäleontischen Stadt immer nur ein zeitweise wahres Bild geben.

163. Lyon.

(Nach Johanna Schopenhauer, Reise durch das südliche Frankreich, und G. H. v. Schubert, Reise nach dem südlichen Frankreich.)

Lyon ist die zweite Stadt Frankreichs, die erste nächst Paris. Dicht vor ihren Mauern vereinigen sich zwei große schiffbare Ströme, und die günstige Lage bestimmt sie zur bedeutenden Handelsstadt. Die Saone strömt mitten durch die Stadt und trennt den älteren Theil derselben von dem neueren, der auf einer Halbinsel oder vielmehr Erdzunge zwischen ihr und der Rhone erbaut ist. Diese begrenzt die Stadt von der Mittagsseite, an dem andern Ufer derselben liegt eine später erbaute kleine Vorstadt. Mit schönen, großen Gebäuden besetzte, breite Quais schmücken die Ufer beider Ströme und bilden den schönsten und volkreichsten Theil der Stadt.

Eine lange, mit schönen Pappeln besetzte Allee endet den Quai und geht längs der Erdzunge bis zu dem schönsten und interessantesten Punkte in Lyon, da, wo die Saone sich mit der Rhone vereinigt. Die große Wassermasse beider Ströme, der Anblick der Stadt, die mit schönen Landhäusern geschmückten, hohen, malerischen Felsenufer der Saone, die reich bebauten, hier flachern Ufer der Rhone, die Vorstadt auf diesen, alles bildet hier eine entzückend mannichfaltige Aussicht.

Der jenseits der Saone auf einer beträchtlichen Anhöhe erbaute ältere Theil der Stadt verdankt seine erste Entstehung den Römern, die hier das alte Lugdunum gründeten, eine reiche, herrlichblühende Pflanzstadt, zu einer Zeit, wo das jetzige Paris noch als Lutetia in seinen Sümpfen halb begraben lag.

Jetzt ist dieser unbeschreiblich schmutzige und dunkle Theil von Lyon der Wohnplatz seiner ärmsten Bewohner. Hier, wie in allen Fabrikstädten, stieg das Elend und die Anzahl der Armen zu großer Höhe, obgleich die Wohlthätigkeit der Reichen viel für sie thut. An öffentlichen Anstalten zu ihrer Verpflegung mangelt es nicht, doch kann dem Uebel dadurch nicht gesteuert werden, denn die immer kümmerliche Existenz dieser sehr fleißigen, arbeitsamen Menschen hängt hier mehr als irgendwo vom Gedeihen des Seidenbaues ab, und vor allem von den ewig schwankenden Gesetzen der Mode.

Unzählige Bedürfnisse des Luxus und der Mode, die nirgend besser und wohlfeiler als in Lyon befriedigt werden können, machen diese Stadt merkwürdig und berühmt. Unmöglich ist es, nur alle die einzelnen Artikel aufzuzählen, welche fleißige Hände hier in großer Menge hervorbringen; sie kleiden und putzen halb Europa. Alles wird hier gewoben und gearbeitet. Seidene Stoffe, Bänder, Stickereien, die schönsten, die man sich nur denken kann, in Gold, Seide und Baumwolle, goldene und silberne Tressen und Verzierungen aller Art, Knöpfe, Petinet, Gaze, Sammet.

Unangenehm ist es zwar, in den schmutzig-engen Straßen oft sieben bis acht Treppen hoch zu steigen, bis zur ärmlichen Wohnung einer fleißigen Familie, welcher der unerwartete Besuch oft störend erscheint, dennoch machten wir mehrere solcher Besuche. Wir erstaunten bei jedem über die bewundernswerthe Geschicklichkeit und Geschwindigkeit, mit der hier das Schönste und anscheinend Schwierigste hervorgebracht wird, während uns die augenscheinlich große Armuth dieser fleißigen, durchgängig rechtlichen Menschen mit stiller Wehmuth ergriff. Nichts kann schneidender kontrastiren, als ihre kümmerliche, fast nur auf das Unentbehrlichste beschränkte Existenz mit der Pracht der unter ihren Händen entstehenden glänzenden Stoffe.

Ueberall Armuth, und dennoch knattert der Webestuhl in allen diesen Wohnungen beinahe Tag und Nacht. Die Farbenpracht, die Schönheit der geschmackvollen Muster, welche auf ihm entstehen, übertreffen in dieser Hinsicht oft selbst die Zaubereien des Pinsels. Auch die Stickerinnen betreiben hier ihre Arbeit fabrikmäßig, sie wirken Wunder mit ihrer Nadel, müssen aber leider fast immer diese mühsam erworbene Kunst mit dem früheren Verlust ihrer Sehkraft bezahlen.

Und nun hinauf zu der alten Mutter und Beherrscherin der Stadt Lyon, zu dem Fourvièresberg, der noch jetzt mit seinen Gärten und Gebäuden und alten Gemäuern den majestätischen Hintergrund bildet, durch welchen Lyons Lage so schön wird. Der Berg ist etwas steil, aber in wenig Minuten ist man da, wo bis zu seinem, wahrscheinlich durch die früheren Zerstörungen der Sarazenen herbeigeführten Zusammenstürzen, im Jahr 840 unserer Zeitreichnung, das prächtige Forum des Trajan stand, welches als for vieil dem ganzen Berge seinen späteren Namen gab. An der Stelle des alten Forums, und zum Theil aus seinen Trümmern erbaut, findet sich hier die alte, nicht sehr große Kirche von Notre Dame, durch ein wunderthätiges Marienbild berühmt. Nahe dabei steht das alte Kloster de la visitation, wie man sagt, auf dem Grund und Gemäuer jenes Kaiserpalastes, in welchem selbst der Herrscher der damaligen Welt, Kaiser Augustus, längere Zeit mit den Seinen gewohnt hat; in welchem Antonia, die Gemahlin des Drusus, Jahre lang verweilte, als sie ihrem Gemahl aus der schönen Kaiserstadt hieher in das ferne, fremde Land und in das Getümmel des Krieges gefolgt war; hier war es, wo sie den edlen Germanicus, freilich auch den an Geist und Herzen verkümmerten Claudius gebar. Auch Severus wohnte längere Zeit hier, und der Palast war der gewöhnliche Aufenthalt des römischen Präfecten. Hier ist man also recht im Mittelpunkt des alten Lyons (Lugdunums) der Römerzeit, welches nicht unten im Thal, sondern meist hier auf dem Berge stand.

Das erste, was unser Auge hier gegen Osten hin suchte und fand, war die Alpenkette, aus welcher sich der gewaltige Montblanc in einem blendend weißen Lichte und so deutlich hervorhob, als man ihn, wie man uns versicherte, nur äußerst selten sehen kann. Vor der Kette der Alpen zeigen sich, wie eine zweite, etwas niedrigere Terrasse, die Ge-

birge Chambery's und der großen Carthause, zu deren Füßen die reiche, gesegnete Ebene der Dauphiné allmählig hinansteigt. Nach Norden sieht man den Montd'or und Mont Cindres; unten im nahen Thale die beiden herrlichen Ströme, die mächtigen Häusermassen der Stadt und eine unzählbare Menge der Landhäuser und Schlösser um die Stadt her, unter Baumpflanzungen und Rebenhügel verstreut.

164. Nismes.

(Nach Johanna Schopenhauer, Reise durch das südliche Frankreich.)

Die vielen römischen Alterthümer, welche diese Stadt vor allen andern außer Italien belegenen Städten auszeichnen, zogen hier vorzugsweise unsere Aufmerksamkeit an. Mit hoher Erwartung eilten wir hin zum Amphitheater und fanden diese durch den wirklichen Anblick weit übertroffen.

Ganz fremd der jetzigen Welt und ihrem kleinlichen Treiben, steht dunkel und ehrwürdig das kolossale Denkmal menschlicher Größe und ihrer Vergänglichkeit, aus Felsenstücken zusammen gethürmt, deren Durchmesser uns die Kräfte unbegreiflich macht, welche hier walteten, und die ohne Mörtel und Kitt, seit vielen Jahrhunderten, bloß durch eigene Schwere auf einander ruhen. Lange staunten wir diese großen Trümmer an, ohne ein eigentliches Bild davon in uns auffassen zu können. Wir durchirrten die alten gewölbten Gänge, erstiegen die Treppen, die zu den Stufen führen, auf welchen, genauer Berechnung nach, siebzehntausend Zuschauer ihre Plätze fanden. Von der höchsten dieser Stufen blickten wir sinnend herab in den weiten länglich runden Raum, den dieses Riesengebäude umschließt. Dort, wo sonst Löwen und Tiger kämpften, wo Gladiatoren, wilder noch als diese, ihr eigenes und fremdes Leben dem augenblicklichen Beifalle der gedankenlosen Menge freudig blutend opferten, dort treiben jetzt fünfzig Familien in kleinen schmutzigen Hütten ihren ärmlichen Haushalt, neben und unter den Trümmern einer gewaltigen Vorwelt. Kinder, die hier geboren wurden, spielen unter den hohen Säulen, jagen einander in den verödeten, von ihren Tritten schauerlich wiederhallenden Gängen, und pflücken für ihre Ziegen Gras und Blumen, die aus verwittertem Moose hervorblühen, zwischen zerfallenen Capitälern, welche einst der Stolz des Baukünstlers waren. So keimt überall im ewigen Kreislaufe der Welt das Leben aus dem Tode, blühende Gegenwart aus grauer Vergangenheit.

Endlich gewannen wir es über uns, den Gegenstand unserer Bewunderung auch in seinen einzelnen Theilen zu betrachten, um uns einen deutlichen festen Begriff davon anzueignen. Im Ganzen steht das Amphitheater noch wohl erhalten da, obgleich einzelne Stellen desselben sehr gelitten haben, theils durch die Macht der Zeit, theils mehr noch durch muthwillige Zerstörungslust und elenden Eigennutz der Bewohner

von Nismes, die sich nicht scheuten, Steine aus diesen ehrwürdigen Mauern zu brechen, um sich jämmerliche Hütten daraus zusammen zu flicken. Es umfaßt einen länglich runden, ungefähr vierhundert Fuß langen und dreihundert Fuß breiten Raum. Vom Boden bis zur Attika hinauf ist es gegen fünfundsechszig Fuß hoch, aber wenigstens zwölf Fuß seiner ursprünglichen Höhe wurden im Laufe der Jahrhunderte durch Schutt, Trümmer und durch das aus ihnen neu erstandene Erdreich verschüttet. Das Amphitheater ist in unregelmäßigem, dem dorischen sich nähernden Stil erbaut; der ganze untere Stock desselben bildet einen großen Porticus, in welchem sechszig hochgewölbte Bogen den Eingang zu den Sitzen gewähren. Von diesen Bogen bildeten die gegen die vier Himmelsgegenden gerichteten die vier Haupt-Eingänge und waren mit Frontons geschmückt; eines derselben steht noch wohl erhalten da und die hervorspringende Abbildung zweier Stiere ist noch darauf sichtbar. Auf einem nahe an diesem Haupteingange sich befindenden Pilaster sieht man noch ein Basrelief, auf welchem Romulus, Remus und die beide Kinder säugende Wölfin abgebildet sind. Zwischen diesen und den Stieren erblickt man auf einem Basrelief über einem der obern Bogen die Abbildung zweier Fechter, als Zeichen der Bestimmung des ganzen Gebäudes. Gewiß war es auf ähnliche Weise überall reich verziert: denn an den Bogen und den zwischen ihnen stehenden Pfeilern sind noch viele Spuren von Basreliefs und anderm architektonischen Schmucke vorhanden, bald mehr, bald minder gut erhalten.

Der zweite Stock des Amphitheaters besteht ebenfalls aus sechszig Bogen, über welche eine Attika hinläuft. Auf dieser Attika stehen hundertundzwanzig hervorragende Kragsteine, in gleichen Entfernungen vertheilt; in jedem derselben bemerkt man ein tiefes rundes Loch, in welchem Stangen befestigt wurden, an denen man Zelte ausbreitete, um die darunter sitzenden Zuschauer gegen Witterung und Sonnenschein zu schützen.

Zwei und dreißig, sich übereinander allmählig erhebende Reihen von Stufen umringten das Amphitheater, auf diesen saßen die Zuschauer und konnten überall den Schauplatz bequem übersehen. Diese Stufen sind hin und wieder sehr verfallen; wo sie noch am besten erhalten sind, zählt man ihrer noch siebzehn. Drei Reihen gewölbter, im Innern des Mauerbezirks angebrachter Gänge leiteten zu den Sitzen; die Treppen, welche aus den Portiken zu diesen Gängen hinaufführten, bestehen zum Theil noch.

Uns schwindelte selbst hier an Ort und Stelle vor dem Gedanken an das, was dieses kolossale Gebäude gewesen sein muß, als es noch in ursprünglicher Pracht dastand; wenn alle die vielen Tausende in der schönen malerischen Tracht ihrer Zeit diesen weiten Raum mit einem Kreis umschlossen, gebildet aus zweiunddreißig Reihen über einander sich erhebender Köpfe; wenn alle diese verschiedenen ausdrucksvollen Gesichter mit angestrengter Aufmerksamkeit auf das blutige Schauspiel in

der Mitte hinstarrten! Wie donnernd ertönte hier ehemals der Beifall der Menge, vermischt mit dem Brüllen der Löwen, der Tiger und dem Angst- und Wuthgeschrei der von den Bestien zerrissenen Sclaven und Kriegsgefangenen, oder der von wilder Kampfeslust entmenschten Gladiatoren, hier, wo durch die öde Stille jetzt nur noch zuweilen ein Ton des ärmsten Lebens verhallt. Die Erbauung dieses Prachtgebäudes wird von einigen dem Agrippa, von der Mehrzahl der Alterthumsforscher dem Antoninus Pius zugeschrieben. So hätten denn diese Mauern siebenzehn Jahrhunderte hindurch dem Wechsel der Zeiten widerstanden.

Einen ganz verschiedenen Eindruck von dem, welchen das Amphitheater auf uns machte, gab uns der Anblick des schönen, den Söhnen des Augustus geweihten Tempels, der unter dem Namen la Maison quarrée allbekannt ist. Dort ergriff uns nicht nur staunende Bewunderung, sondern auch Wehmuth über die Vergänglichkeit alles Großen und Schönen der Erde. Hier erfüllte uns die reinste Freude, welche nur der Anblick eines vollendeten Kunstwerks gewähren kann, und hier erfuhren wir zuerst, daß die höchste Harmonie architektonischer Verhältnisse eben so seelenerhebend rühren und erfreuen könne, als die Schöpfungen der bildenden Kunst im engern Sinne dieses Wortes. Wie vor dem Apoll von Belvedere, hätten wir auch hier vor diesem Tempel Stunden lang zu verweilen gewünscht, um uns an den schlanken Säulen, ihren schönen Capitälern, der ganz einfachen edeln Schönheit dieses Tempels mit immer neuer Freude zu ergötzen.

Besser erhalten in allen seinen Theilen ist vielleicht kein Denkmal antiker Baukunst, als dieser gar nicht große Tempel; man vergißt bei seinem Anblicke ganz, der vielen Jahrhunderte zu gedenken, die schonend an seiner hohen Schönheit vorübergingen. Darum erfüllte er uns auch mit so reiner, durch keine Trauer um ihn getrübter Freude.

Dreißig wunderschöne, kannelirte korinthische Säulen umgeben den innern Tempel, der ein längliches Viereck bildet. Die zierlichen Capitäler dieser Säulen sind aus Olivenblättern zusammengesetzt und, so wie auch die geschmackvollen Verzierungen am Fries und am Gesims, mit unendlicher Sorgfalt gearbeitet.

Zwölf breite Stufen führten sonst zu dieser Halle hinauf, jetzt sind ihrer weniger, weil das Erdreich mit der Zeit höher ward. Der innere Tempel ist bald zur Kapelle, bald zum Magazine, bald gar zu einem Bureau mißbraucht worden, jetzt ist er verschlossen, und man benutzt ihn zu unserer großen Freude zu gar nichts. Der große Platz, in dessen Mitte dieser Tempel steht, gewährt von allen Seiten eine freie Ansicht desselben, die den Genuß des Anschauens nicht wenig erhöht.

Nismes wimmelt noch von anderen Ueberbleibseln aus den Zeiten der Römer. Grundmauern großer Gebäude, antike Brunnen, Trümmer aller Arten architektonischer Verzierungen deuten auf das ehemalige Dasein großer, herrlicher Gebäude, die mit dem Volke, das sie erbaute, versanken. So wie irgend eines Baues wegen etwas tief gegraben wird, stößt man auf Spuren davon. Ein Tempel des Augustus stand

wahrscheinlich an der Stelle der jetzigen Kathedralkirche; auch von einem Tempel, der Isis und dem Serapis geweiht, und von einem Tempel des Apollo fand man bei Gründung großer neuerer Gebäude noch Trümmer, welche deren ehemaliges Dasein verkünden. Von zehn, durch die Römer hier erbauten Thoren ist noch eines einigermaßen erhalten, wenngleich durch mancherlei Neuerungen entstellt. Was muß diese enge, schmutzige Stadt in den Tagen ihres Glanzes gewesen sein? wie groß, wie herrlich! wie verschieden von der Gegenwart!

Die Gegend, durch welche wir von Nismes aus bis an den Pont du Gard kamen, gehört zu den schönsten und fruchtbarsten dieses Landes; aber der imposante, einzige Anblick, der unserer dort wartete, hätte uns auch für die mühseligste Reise überschwenglich reich belohnt.

In der tiefsten Einsamkeit einer wildromantischen Berggegend stand, ehe wir es vermutheten, dies Wunder der alten Zeit vor uns. Kaum trauten wir unsern Augen, da wir es erst aus der Ferne erblickten, so ganz fremd unsern Tagen erhebt sich majestätisch hoch der uralte Aquäduct zwischen Felsen und Bäumen, fern von menschlichen Wohnungen, ein Riesenwerk der Vergangenheit. Wir sahen drei Reihen über einander gebauter, schön gewölbter Bogen, gelehnt an beiden Enden auf das mit ihnen gleich hohe Felsenufer des unter ihnen hinströmenden Flusses Gardon. Das Gebäude ist toscanischer Ordnung, aus Quadersteinen erbaut, ebenfalls ohne Mörtel und Kitt, bloß auf sich selbst beruhend. Sechs große Bogen bilden die untere Reihe zwischen den beiden Felsen, auf diesen ist eine zweite längere Reihe von eilf eben so großen Bogen erbaut, denn die Felsen nehmen höher hinauf beträchtlich an Breite ab. Ueber diese zweite thürmt sich eine noch längere Reihe von sechsunddreißig kleinen Bogen, die mit den beiden Felsenufern, zwischen denen sie sich über den Strom hinziehen, von völlig gleicher Höhe sind. Auf dieser letzten Bogenreihe ruht der Canal, durch welchen das Wasser einer nah entspringenden Quelle bis Nismes geleitet ward. Dieser Aquäduct verdankt wahrscheinlich dem Agrippa seine Entstehung; das ganze Gebäude ist ungefähr einhundertvierundvierzig Fuß hoch, die untere kürzeste Bogenreihe fünfhundert Fuß lang, die obere längste über achthundert Fuß. Aus diesen Verhältnissen kann man sich einiger Maßen die imposante Größe dieses ungeheuren Werkes denken, aber keine Beschreibung, selbst keine Zeichnung vermag es, die hohe einfache Schönheit desselben würdig darzustellen. Unendlich erhöht wird diese noch durch die romantisch wilden, pittoresken Umgebungen, durch die starren Felsen und üppig wachsenden Bäume und den über Felsenstücke sich durch die untern Bogen hinstürzenden Gardon. Himmlisch schön ist der Blick durch die unteren Bogen hindurch in das jenseits des Aquäducts liegende stille grünende Thal. Hohe waldige Berge umschließen ringsum diese liebliche Einsamkeit, als wollten sie sie vor jedem Eindringen des gewühlvollen Lebens beschützen. Silberhell rauscht der Fluß hindurch, nur sein Brausen und das Wehen in den Bäumen unterbricht die tiefe, heilige Stille.

165. Marseille.

(Nach G. H. Schubert, Reise nach dem südlichen Frankreich.)

Marseille breitet sich fast halbmondförmig an einer felsigten Bucht aus, welche sich nach Norden und Osten an die allmählig ansteigende Landschaft gegen Aix hin anlehnt, von Süden her aber von einer aus Kalkfelsen bestehenden Landzunge umschlossen ist. Hiedurch hat schon die Natur jenen sicheren, vor allen Winden geschützten Hafen begründet, welcher seit ältester Zeit den Wohlstand und die Macht dieser Fürstin unter den Seestädten so sehr begünstigt hat.

Die eigentliche Stadt zerfällt in zwei ziemlich von einander verschiedene Theile. Der östliche, die sogenannte Neustadt, hat ansehnliche breite Straßen, einzelne freie Plätze mit Baumpflanzungen, zeichnet sich durch regelmäßig gebaute, schöne, zum Theil palastartige Häuser aus, und es herrscht auch in diesem Theil der Stadt ziemlich viel Reinlichkeit. Die westliche Hälfte, die sogenannte Altstadt, ist, an der Felsenhöhe gegen den Hafen und die äußere Bucht hin, zum Theil ganz steil ansteigend, erbaut. Sie ist weder schön noch regelmäßig, die Gassen sind eng und winklig, gar vielfältig durch Unreinlichkeit entstellt.

Da wo der Cours mit seinen schönen Baumalleen, quer durch beide hindurchgehend, jenen Punkt der Stadt erreicht, an welchem die östliche und westliche Hälfte sich scheiden, zieht sich von ihm aus die mächtig breite Cannabierestraße nach dem Hafen hinunter: die reichste, prächtigste Straße der ganzen Stadt.

Wir brachten gleich am ersten Nachmittag viele Stunden an diesem interessantesten Punkte der ganzen Stadt: am Hafen zu. Da sieht man Spanier und Portugiesen, Engländer und Holländer, zwischen ihnen die Rothmäntel und Rothshawls, die sich durch Tracht und Art als Bewohner der Barbareskenküste oder der östlichen Länder verrathen. Da, wo für die eigenthümlichen Bedürfnisse aller der verschiedenen Nationen gesorgt scheint, sieht man in dem einen Laden Gäste in der Tracht der fernen, östlichen Küste, welche mit orientalischer Ruhe ihren Sorbet oder Kaffee schlürfen; anderwärts sitzt der nordische Matrose bei einem Getränke, das, wenigstens durch Name und Farbe, an das vaterländische Bier erinnert; hier sieht man eine Gesellschaft beim Spiel versammelt, dort läßt sich mitten aus dem Geschrei der verkäuflichen afrikanischen und amerikanischen Vögel hervor eine Harfe mit Gesang oder die sanfte Flöte vernehmen. Da hört man einige Vorübergehende Englisch, andere Spanisch reden, und nicht selten vernimmt man die wohlbekannten Töne des vaterländischen Deutsch. Und bunt, wie das Gemisch der Völker, ist das der Erzeugnisse der Natur, wie der Menschenhand, welche hier feilgeboten werden; lebende Thiere, wie kostbare Gewächse und edle Gesteine der fernsten Zonen; Häute und Schädel, so wie selbst Skelette der ersteren, reizen die Kauflust des Sammlers.

Der Hafen, welcher tausend Schiffe von jener mittlern Größe zu

fassen vermag, für welche der seichte Eingang allein zugänglich ist, war zu der Zeit, als wir ihn sahen, ungefähr halb gefüllt. Sein Anblick ist, eben wegen der geringen Größe der einlaufenden Schiffe, zwar nicht mit jenem von Genua und Livorno zu vergleichen, dafür aber wieder in anderer Art, durch das bunte, mannichfache Handelsleben, das sich hier eng zusammendrängt, anziehender.

Ehe wir noch die Reise antraten, hatte ein lieber Freund im Vaterlande, der früher in Marseille war, uns öfters gewünscht, daß uns nur der Mistral nicht dort treffen möge, welcher unsern Aufenthalt gar sehr erschweren könne. Aber schon in der ersten Nacht unseres Aufenthaltes meldete sich, nach einem erquickenden Frühlingsregen, dieser Hauptfeind der Gegend, dessen Heftigkeit wir nirgends sonst in einem solchen Grade empfunden haben, als hier. Wir hörten die ganze Nacht hindurch sein lautes Brausen an den Häusergiebeln und Dächern hin, und nach Aufgang der Sonne war er in seiner ganzen verheerenden Stärke da. Der Cours, so wie die breiteren Straßen waren durch die Wolken von Staub und kleinen Steinchen, welche der Sturmwind hindurchjagte, fast unzugänglich. Der Anblick des freien, außerhalb des Hafens brandenden Meeres, dessen Wellen wie gejagte Rosse mit weißem Schaume bedeckt waren, erschien heute freilich so überaus anziehend und schön, daß wir ihn immer von Neuem, von verschiedenen Punkten her, aufsuchten. Den Marseillern selber war dieser Anblick nichts Seltenes, der Mistral hat in ihrer Bucht einen Haupt-Ausgangspunkt nach dem Meere zu und weht deshalb in jeder Jahreszeit, nach jedem Regen. Ja, man weiß Fälle, wo er, schon im vorhergehenden Jahre anfangend, in einem Zeitraume von vierhundert Tagen nur selten und wenig geschwiegen, fast ununterbrochen geweht hat. Wer daher den Anblick der Seestürme liebt, der wird sein Verlangen darnach in Marseille auch bei kurzem Aufenthalte leicht befriedigt sehen.

Nismes, das verhältnißmäßig so viel kleinere Nismes, hat die Spuren seiner alten Pracht und der Herrlichkeit des Römerreiches noch so unzerstört erhalten; und so manche kleinere und größere Stadt des südlichen Frankreichs hat aus alter Zeit bedeutungsvolle Reste aufzuweisen, nur Marseille, diese alte Freundin und mächtige Bundesgenossin von Rom, dieses zweite Athen, wie die Römer es mit Recht nannten, hat die Spuren seiner alten Herrlichkeit fast ganz verloren. Die ganze Gegend scheint nichts mehr davon zu wissen, daß einst hier das alte Massilia gestanden, in welchem schon sechshundert Jahre vor Christo, zugleich mit dem Wohllaut der ionischen Zunge, griechische Sitte und Bildung gelebt hat.

Da ist keine Spur mehr von den alten Tempeln, welche die Griechen mit den Göttern zugleich der Stadt gebracht hatten, kein Gemäuer verräth mehr das alte Amphitheater, oder die Stelle, wo sich um die Sitze seiner sechshundert Senatoren das Volk versammelte; kaum ist noch eine Spur vorhanden von den Mauern der alten Stadt, unter denen Maximian an Konstantin zugleich mit der entscheidenden Schlacht

das Leben verlor. Es scheint die alte Herrlichkeit dieser Stadt eben so verwandelt und vergangen zu sein, als ihre alte Sitte, welche uns die Schriftsteller des ältern Roms als ganz besonders rein und tadellos schildern, während dagegen freilich die späteren in ganz entgegengesetzten Ausdrücken von den Massiliensern reden. Marseille hat allerdings in seiner altclassischen Blüthezeit auf einer Stufe des äußeren und inneren Aufschwunges gestanden, auf welcher es als eine ebenbürtige Schwester selbst des hochmächtigen Roms erscheinen konnte. Rom aber ist im ganzen Verlauf seiner späteren Entwickelungsgeschichte seiner ehemaligen inneren Macht und Würde eingedenk geblieben; die jüngere Schwester, Marseille, aber hat nach dem vergänglichen Spielwerk des Reichthums und Gewinnes gegriffen und ist hiedurch ihrer alten Gestalt und Art immer mehr und weiter entfremdet worden.

Wenn denn auch keine Ueberreste der Baukunst mehr aus der Zeit der Griechen und Römer da wären, so sollte man wenigstens, weil ja nur selten eine Kunst außer Gesellschaft der andern erscheint, mehrere bedeutende und schöne aus den Zeiten des Mittelalters erwarten. Denn über Marseille und seine Umgegend hatte ja die Herrlichkeit der provençalischen Dichtkunst einen ganz besondern Glanz verbreitet; hier in der Nähe wurden jene Gerichtshöfe der Liebe gehalten, bei denen die nach Entscheidung fragenden Troubadours, so wie die Richter und Richterinnen in Versen sprachen. Hatten doch hier und in der Nähe die viel besungenen Raymund und Beatrix gelebt, König Renatus so oft, und besonders im Winter, am nördlichen Theil des Hafens so gerne verweilt und gewandelt, daß er diesen seinen Kamin nannte. Aber diese Erwartung von der etwa noch aus dem Mittelalter vorhandenen Herrlichkeit bleibt in Marseille, im Gebiete der Baukunst wenigstens, unbefriedigt.

Aber die liebliche Zeit der provençalischen Dichtkunst hat dagegen andere Spuren ihres Hierseins in Marseille und in der ganzen Provence zurückgelassen, Spuren, welche ihr vormaliges, wohlthätiges Einwirken ins Leben noch viel unmittelbarer bezeugen, als Werke der Baukunst es könnten. Es sind dies jene alten Lieder und Gebräuche, welche von dem ächt poetischen Sinne der Zeit zeugen, in welcher sie entstanden sind. Diese alten Lieder und lieblichen Geberden des innern Lebens haben sich ganz besonders bei der Feier des Weihnachtsabends erhalten, an welchem der ganze Cours, so wie alle Läden, alle Häuser, alle Buden der Blumenhändlerinnen, bis zu dem ärmsten Korbe voller Hyacinthen herunter, mit vielen Lichtern erleuchtet sind. Denn selbst die Wintermonate sind hier des Blumenschmuckes der Gärten nicht beraubt, und an geschützten Orten blühen um Weihnachten schon Hyazinthen, Tazetten und Tulpen, so wie andere Frühlingsblumen. Da ertönen dann Anfangs einzeln, dann aus allen Gassen und Häusern die der Erinnerung aus früher Kindheit theuren, alten Melodien von Weihnachtsliedern, welche zum Theil in einem Provençalisch, das jenem der Troubadours gleicht, gedichtet sind. Als die alten Gebräuche noch

bestanden, welche noch jetzt in manchen Familien sich größtentheils erhalten haben, wurde hernach vor einer kleinen, im Zimmer errichteten Capelle, in welcher man zugleich den Kindern des Hauses in einer wohlgeschmückten Krippe die Geschichte der heiligen Nacht figürlich dargestellt hatte, ein Tisch, gedeckt mit drei Tischtüchern, aufgestellt. Dreizehn Brode lagen darauf, mit Myrthenzweigen geschmückt, um sie her eine ganze Fülle von Früchten des provençalischen Himmels, eine Schüssel mit einem gebratenen Geflügel in der Mitte, dabei süße Weine. Bei dem patriarchalisch vormals unter dem Singen der alten Weihnachtslieder gefeierten Mahle brannte im Kamin ein Stock der harzreichen Seefichte, welchen der Hausvater von Zeit zu Zeit mit Oel oder feurigem Wein beschüttete, und dieses aufflammende Feuer wurde Feuer der Freundschaft genannt; denn bei diesem Feste sollte die Heiterkeit der Kindheit, Liebe und Frieden herrschen.

166. Bordeaux.

(Nach Moritz Willkomm, zwei Jahre in Spanien und Portugal.)

Bordeaux vereinigt die Reize des Südens und des Nordens, des Alterthums und der Neuzeit, der Geschichte und der Kunst und mag daher ein sehr angenehmer Aufenthalt sein. Es ist von allen Städten Frankreichs, welche ich gesehen habe, die schönste und prächtigste. Selbst Paris kann sich nicht solcher Prachtstraßen und Privatpaläste rühmen wie Bordeaux. Die Hauptstraßen, unter denen besonders die Allee d'Orleans, die Allee de Tourny, der Cours du Jardin public und die Stromquais eine namentliche Erwähnung verdienen, sind meist schnurgerade, sehr breit, prächtig gepflastert, durchgängig mit eleganten, schattigen Promenaden geschmückt und auf beiden Seiten von vier bis fünf Stockwerke hohen, mit platten Dächern und mehrfachen Balconreihen versehenen Palästen eingefaßt. Die Pracht der Kaufhallen, insbesondere der Silber-, Gold- und Juwelenläden, welche an Größe und Reichthum die pariser noch übertreffen, ist geradezu märchenhaft, zumal des Abends, wo Hunderte von Gaskandelabern diese mit fürstlichem Luxus decorirten Räume in ein blendendes Lichtmeer hüllen. Die Stadt ist rings von reizenden Promenaden und luxuriösen Villen umgeben, in deren Gärten die Cypresse noch zu hohen Bäumen aufschießt und der Feigen- und Mandelbaum gedeiht, und eine breite Riesenbrücke von siebzehn weitgespannten Bogen verbindet sie mit dem gegenüberliegenden, rebenbedeckten Ufer der majestätischen Garonne, wo immer mehrere Hunderte der größten Seeschiffe vor Anker liegen. Von hier imponirt Bordeaux ungemein, weil man mit einem Blick den ganzen langen, von hohen Gebäuden garnirten Quai überschaut, hinter dem die schöngeformten Thürme vieler Kirchen und öffentlichen Gebäude emporsteigen. Zu den bedeutendsten Denkmälern der Architektur gehören die beiden Kirchen

St. André und St. Dominique und das große Theater. Die erstgenannte Kirche ist die Kathedrale, ein prächtiger Riesenbau vom reinsten gothischem Stil mit zwei ganz vollendeten Pyramidenthürmen von der zierlichsten Arbeit, die zweite ist in römischem Stil erbaut und das Theater ein ungeheurer, auf einer Terrasse ruhender griechischer Tempel mit korinthischen Säulen.

ff. Belgien und die Niederlande.

167. Weltstellung der Niederlande im Vergleich zur Schweiz.

(Nach G. B. Mendelssohn, das germanische Europa.)

Die Schweiz und die Niederlande sind beide in die Mitte dreier großer Länder und Völker gestellt; jene als eine Insel von verschiedenen Gewässern umspült, diese als ein Becken, in dem sie zusammen fließen. Die Niederlande sind Leiter, Vermittler; — in ihren südlichen Gegenden sind sie Schauplatz der Völkerkämpfe, wo seit Jahrtausenden Germanen und Celten, seit mehr als einem halben Jahrtausend Deutsche, Franzosen und Engländer zusammentreffen, — auch in dieser Hinsicht die Lombardei des Nordens. Ganz anders die Schweiz. — Hier wie dort sehen wir zwei wesentlich verschiedene natürliche Gebiete sich von einander sondern; das eine offen, zugänglich, das andere eine natürliche Veste, durch Wasser oder Fels beschirmt. Hochgebirge und Niederung sind deutsch; die offne Ebne hier wie dort großentheils wallonisch. In der Schweiz ist das Gebirge demokratisch, die Ebne steht unter aristokratischem Städte-Regiment; so finden wir in den Niederungen demokratische, oder doch republikanische Zustände, im innern Lande, im Süden Adels- und Fürstengewalt. Auf kirchlichem Gebiete jedoch wendet sich das Verhältniß um; das Alpenland ist größtentheils katholisch geblieben, in der Ebene hat sich die Reformation herrschend verbreitet; dagegen ist Holland reformirt, Belgien katholisch. Beachten wir das Verhältniß zur Literatur, so sehen wir die deutsche sowohl als die französische Schweiz einen eigenthümlichen Antheil an dem literarischen Leben der Nationen nehmen, denen sie angehören; dagegen ist das wallonische Niederland ganz ohne eigne Literatur, und das germanische hat sich vom Mutterlande auch in dieser Beziehung gänzlich losgerissen. Handelsgröße, Reichthum, eine großartige politische Stellung eröffneten den Holländern ein weites Feld, und das verwandte England ist ihnen nah; dagegen waren die deutschen Schweizer von ganz fremden Nationen umgeben, nicht reich noch mächtig; nur im Zusammenhang mit Deutschland fanden sie ein Gebiet, welches der Literatur gedeihlichen Spielraum gewähren konnte.

Die Mündungsarme des Rheins, mit Maas und Schelde verzweigt, umfassen ein ausgedehntes insulares Reich, sandige Landstriche und In-

seln mit an- und umliegenden Alluvionen, halb den Strömen, halb der See angehörig, an das sich benachbarte, durch weitläufige Moorgründe und Moräste vertheidigte Landstriche schließen. Es ist die Brücke nach England, wie die dänischen Inseln nach Skandinavien. Aber gegen Mittag und Abend breiten sich reichbegabte Ebenen aus, von den Ebnen des nördlichen Frankreichs durch keine Naturgränze geschieden, in denen von jeher, wie noch heute, Celten und Deutsche mit ungewissen, schwankenden Grenzen neben einander wohnen und in ihrer Berührung ein amphibisches Geschlecht erzeugen.

Die Landschaften im Westen des Rheins und der Maas, **Belgien**, sehen wir alle Zeiten hindurch gleichsam nach Existenz ringen, ohne daß es jemals vollständig dazu gelangte. Eben so wenig aber geht jemals seine Eigenthümlichkeit in einer benachbarten, überwiegenden ganz unter. Seine historische Stellung ist sehr merkwürdig. Es ist der Schlüssel von Frankreich, das Land des Angriffs für Deutschland gegen Frankreich, so wie es die Ebnen der Donau und des Mains für Frankreich gegen Deutschland sind. Nicht leicht wird dagegen ein Heereszug gegen Deutschland durch Belgien unternommen werden. Er würde über große Ströme in eins der ärmeren Gebiete von Deutschland führen, wo sich nur sparsame Hülfsquellen darbieten, und auch durch große Fortschritte nur wenig gewonnen ist.

In den belgischen Ebenen haben die Deutschen ihre Sprache und Sitte vor, während und nach der römischen Zeit weiter als irgendwo sonst nach Abend hingetragen; von da aus haben sie der Römerherrschaft in Gallien ein Ende gemacht. Eine sehr feste künstliche Grenze deckt heute die offnen Ebenen Frankreichs gegen Nordosten; dennoch haben wir hier *eine* Schlacht das Schicksal des Reiches entscheiden sehen. Die Nähe des verwundbaren Mittelpunkts, der alle Fäden in sich vereinigenden Hauptstadt macht diese Grenze so empfindlich. Aus demselben Grunde wird es leicht, dort große Streitkräfte in kurzer Zeit zu versammeln. Dagegen liegt Belgien für Deutschland fern; zumal seitdem hier die politische Macht ihren Sitz nach Osten verlegt hat. Es scheint für die Franzosen eine leichte Beute; Frankreich fühlte sich nie stark, daß es sich nicht nach dieser Seite hin auszudehnen versucht hätte. Wenn Belgien nun doch nie ganz in Frankreich aufging, so ist dem dritten überseeischen Nachbar dabei ein wesentliches Verdienst nicht abzusprechen. Dem Handel mit England verdanken die Niederlande zum großen Theil ihren Reichthum; den daraus hervorgegangenen innigen Verbindungen in früheren und späteren Zeiten nicht selten wirksamen Schutz.

168. Belgien und die Lombardei.

(Nach J. G. Kohl, Reisen in den Niederlanden.)

In Belgien hat man überall entweder die Urwälder nur ausgespart und kleine Streifen und Partieen von ihnen stehen lassen, oder man hat überall Bäume in Menge angepflanzt, die Aecker, die Wiesen damit eingezäunt und außerdem mit einer überschwänglichen Fülle von Baumgärten und Baumschulen die Häuser und Dörfer umgeben. Das ganze flandrische Land von Valenciennes, Douay und Lille in Frankreich bis nach Mecheln und Antwerpen und bis auf einige Meilen von der Seeküste bietet daher, von einer Höhe herabgesehen, den Anblick eines durchbrochenen Waldes dar. Strichweise sehen ganze lange Strecken wie ein ununterbrochener Laub- und Obstbaumgarten aus.

Auf diese Weise gewinnt das Land die frappanteste Aehnlichkeit mit der Lombardei, wo man eine gleiche Fülle von Bäumen, Gärten und Ackerfeldern findet. Vergißt man die rankenden Weinreben und die hohen Maisfelder der Lombarden, so könnte man sich in Belgien oft einbilden, man habe die Lombardei selber vor sich.

Die Schelde mit ihren Nebenflüssen ist die Hauptlebensader dieses belgischen Niederlands, wie der Po mit seinen Nebenflüssen die des lombardischen. Mit zahllosen Bewässerungs- und Schifffahrts-Canälen durchfließen ihre Gewässer diese Landschaften, die sie zugleich anfeuchten, düngen und fahrbar machen.

Das reiche, üppige Belgien hat auch das mit der Lombardei gemein, daß hier von jeher alle verschiedenen Stände, Classen, Gewerbe und Beschäftigungen der Menschen auf gleich üppige Weise geblüht haben. Wie sie, die Belgier und Lombarden, alle Cultur-, alle Nutzpflanzen, alle Gemüsegattungen, Getreidearten und Obstbäume der Welt in ihren Gärten und auf ihren Aeckern anpflanzten und zu bewundernswürdiger Vollkommenheit entwickelten, so haben sie auch allen Ständen, den Priestern, dem Adel, den Bürgern, den Bauern, zu ihrem Gedeihen immer gleich fruchtbaren Boden dargeboten. Die Städte waren in beiden Ländern so reich, so groß und ihre Bürger so stolz und mächtig, wie die Adeligen und Fürsten des Landes. In jenen reichen Städten blühten alle schönen und nützlichen Gewerbe, denen Menschen sich hingeben können, der Handel in Antwerpen, die Industrie und Fabrikation in Löwen, beides in Brügge und Gent, Wissenschaften und Künste fast in allen diesen Orten. — Der Adel in Belgien war und ist noch jetzt, obwohl er seine politische Geltung größtentheils verloren hat, groß und angesehen, wie in der Lombardei. Die Nachkommen und Seitenbranchen der alten Fürsten von Flandern, von Hennegau und Brabant, Fürsten, die bloß den einfachen Titel von Grafen führten, in denen aber des reichen Landes Mark und Kraft so strotzte,

wie in den Adern von Königen und Kaisern, prunken noch heutigen Tages stolz auf die Macht ihrer Vorfahren und das Alter ihrer Abstammung. Es giebt in Belgien Geschlechter, die ziemlich hochfahrend auf die königlichen Häuser von Holland und Brandenburg hinblicken, welche sie als junge Emporkömmlinge betrachten, und mit denen eheliche Verbindungen einzugehen ein Oultremont oder Vilain nicht eben als etwas so besonders Ehrenvolles betrachten würde. — Eben so einflußreich und groß sind noch heutigen Tages in der Lombardei die Nachkommen und entfernten Verwandten der Sforza, Visconti und der anderen Beherrscher der lombardischen Städte und Landschaften, deren Reichthümer, Glanz und Thatenlust eben so von der Urkraft des Landes Zeugniß ablegen. Die lombardischen Adelsfamilien gehören noch jetzt zu den mächtigsten und angesehensten Italiens. — Auch der Priesterstand ist in Belgien von jeher mächtig und wohl dotirt gewesen. — Und selbst der Bauer ist dort neben dem Bürger, Adel und Priester zu Tüchtigkeit und Geltung gelangt. Es giebt und gab von jeher in Flandern und Brabant freie, einfache, tüchtige und reiche Bauerngeschlechter, die sich bei vielen Gelegenheiten und in manchen Beziehungen den in Gold und Seide gekleideten Bürgern von Gent, den geharnischten Gewaltigen und Herren des Landes, den Geistlichen und Domherren von Mecheln, Lüttich u. s. w. an die Seite stellen konnten. In dieser Hinsicht, ich meine für Entwickelung eines freien, wohlhäbigen, stolzen Bauernstandes, leistete die Lombardei allerdings weniger als Belgien. Ihre Coloni blieben immer elend und arm.

Man kann bei einer Parallele zwischen den belgischen und lombardischen Niederlanden zuweilen sogar ins Detail gehen. Man kann einzelne Städte auf beiden Seiten hervorheben und frappante Aehnlichkeiten an ihnen entdecken. So correspondirt Brüssel in vieler Beziehung mit Mailand, Antwerpen mit Venedig, Löwen mit Padua u. s. w. Dies letztgenannte Städtepaar hat besonders viel gleiche Züge. Löwen war einst eine Stadt von 200,000 Einwohnern wie Padua und ist wie dieses jetzt auf ein Achtel seiner ehemaligen Größe herabgesunken. Es war im 15. und 16. Jahrhundert wie Padua ein Sitz der Pflege der Wissenschaften, eine von der Jugend aller europäischen Länder besuchte Universität. Wie Padua zählte es Tausende von Studenten, bis 6000 und 7000. Eben so wie Padua war es zugleich ein Sitz der Fabrik-Industrie. Zufällig mag es sein, daß beide Städte sogar in derselben Gattung von Industrie, der Tuchweberei, excellirten. — Die Hauptblüthe der belgischen Städte fiel fast in dieselbe Periode mit der Hauptblüthe der lombardisch-venetianischen Städte. Es gab eine Zeit, wo beide Städtemassen sich gewissermaßen gegenseitig in die Hände arbeiteten und stützten. Und es kam eine Zeit, wo beiden ein großer Theil der Grundlage ihres Reichthums durch dieselben Veränderungen entzogen wurde, durch den Protestantismus, der den altkatholischen Universitäten Vieles von ihrem Glanze raubte und überall seine eigenen Lichter anzündete, der auch eines großen Theils der Fabrik-

Industrie sich bemächtigte, sowie durch das Aufstreben der Holländer und Briten, welche die Schelde verschlossen und in Ostindien noch mehr, als es die Portugiesen gethan hatten, den Venetianern die Hauptwurzeln ihrer Handelsblüthe abgruben.

169. Belgiens Bodengestaltung und Flüsse.

(Nach G. L. Kriegk, Schriften zur allgemeinen Erdkunde, J. G. Kohl, der Rhein, Joh. Schopenhauer, Ausflug an den Niederrhein und nach Belgien, und J. G. Kohl, Reisen in den Niederlanden.)

a. Die Bodengestaltung.

Die belgischen Niederlande bestehen aus drei natürlichen Abtheilungen. Da, wo dieselben an die letzten Gebirge des Rheins und der Maas stoßen, sind sie ein wahres Hügelland, in welchem Thäler und Höhen (diese ohne eigentliche Bergform) beständig wechseln, und dessen ununterbrochene Pflanzendecke besonders reich an Bäumen und Wiesen ist. Indem die Straßen beständig auf- und absteigen, wechseln bei einem und demselben bleibenden Gesammt-Charakter des Landes stets die Umgebungen und Ansichten. Die Form des Bodens, die kräftige Vegetation, die vielen Wiesen, der Baumreichthum, die Menge grüner Zäune, die zerstreut liegenden Wohnungen, das weidende Vieh und die hier auch als Saumthiere benutzten Pferde geben dem Lande, neben der Einheit des allgemeinen Charakters und dem Anschein von natürlicher Bewachsung, den heiteren Ausdruck des Mannichfaltigen und Reichen, sowie des freundlich Belebten und Idyllischen. Auf dieses vollkommene Hügelland an der innersten Continentalgränze der Niederlande folgt eine weithin sich ausdehnende wellenförmige Ebene mit langgestreckten breiten Höhen, welche mitunter, wiewohl selten, einen steileren Abhang haben. Sie nimmt den größten Theil von Belgien ein, hat sehr fruchtbaren Boden und ist fast ganz mit Getreidefeldern bedeckt. Je mehr man sich dem Küstenstrich nähert, um so mehr geht der Charakter des Ganzen in den der dritten Abtheilung über. Der Boden wird immer flacher und feuchter; man sieht in dem Uebergangsstriche viele Gräben, Canäle, stehende Wasser und Baum-Reihen und -Gruppen an denselben, sowie häufig kleine Gehölze und Wiesen; und dieser Charakter der Pflanzendecke, namentlich der Baumreichthum, überwiegt für den Anblick den der früher vorherrschenden Getreidefelder. Aus dem Uebergangslande der mittleren Abtheilung, das durch seinen Baumreichthum mannichfaltiger ist als diese in ihrer südlicheren Erstreckung, gelangt man zuletzt über einen immer sandigeren Boden in die vollkommene Fläche der Nordsee-Küste, welche sumpfig und gräbenreich, nur noch wenige Bäume hat und so ein offenes Land bildet, das fast ganz mit Gras bedeckt ist. Das frische Grün seiner nur wenige Getreide-

felder enthaltenden Ebene, die auf ihr weidenden Rinder und das Weite und Offene bilden die einzigen angenehmen Charakterzüge dieses luft- und bodenfeuchten Landstriches, den man ein Halb-Wasserland nennen kann und in welchem selbst das hier dünenreiche und seichte Meer mit seiner einförmigen, niederen Sandhügelküste seines erhabenen Charakters theilweise ermangelt. Die beiden letzteren Theile bilden mit dem anliegenden Holland für das halbe Mittel-Europa den Hauptausgang zum Meere, sind das Scheide- und Vermittlungsland dreier wichtigen Völker, von denen eines jenseit des Meeres liegt, und gewähren als ein historisch, industriell und commerciell wichtiges Städteland noch ein ganz besonderes Interesse.

b. Flüsse.

1. Die Schelde.

Die Schelde entwickelt sich aus mehreren Quellen an dem Nordrande derselben Höhen, von welchen die Sambre nach Osten und die Somme nach Nordwesten, die Oise nach Südwesten hinabfließen. Von mehreren Nebenflüssen noch auf französischem Boden verstärkt, durchbricht sie das hier niedrige Hügelland der westlichen Ausläufer der Ardennen, tritt in das nordwest-germanische Niederland hinaus und strömt mit vielen Laufveränderungen, im Ganzen aber mit südnördlicher Richtung in das Meer hinaus, nachdem sie in der Ebene noch mehrere Zuflüsse, die Rupel und ihre Zweige aus Osten, die Lys oder Leye aus Westen, aufgenommen hat.

Das untere Stück der Schelde ist für Handel, Verkehr und Völkerverbindungen das wichtigste. Bis zum Flußknie von Antwerpen pulsiren die flutenden und ebbenden Strömungen des Meeres besonders mächtig auf und ab. Bis dahin können auf der Schelde Seeschiffe von jeglicher Größe gelangen. Es giebt in einem weiten Umkreise keinen so tief im Innern des Landes gelegenen Seehafen, wo Binnenlandsproducte so bequem eingeschifft und von wo aus transatlantische Waaren so bequem vertheilt werden könnten, wie Antwerpen. Daher der Reichthum und die dauernde Blüthe dieser auch für Deutschland so wichtigen Handelsstadt, die sich auch zu deutschen Landstrichen nahe herzulegt, und die vom oberen Rhein aus von manchen Handelsströmungen fast ebenso bequem erreicht werden konnte, wie die Rheinmündung selbst.

Im Ganzen kann man das gesammte untere Scheldegebiet als ein von Canälen, schiffbaren Flüssen, ebenen Wegen und guten Kunststraßen in allen Richtungen durchzogenes und daher in allen Richtungen sehr fahrbares Gebiet betrachten, das sich mit seiner großen Bahnbarkeit nahe zu Deutschland heranzieht und deutsche Verkehrsströmungen daher vielfach anziehen mußte. Es mußte dies um so mehr der Fall sein, da es weder im Süden noch im Norden ein ähnliches Gebiet in der Nähe gab. Im Süden liegen die Ardennen mit unschiffbaren

Flüssen und einer geringen Anzahl von westöstlichen Straßenzügen. Im Norden stellt sich zwischen dem Scheldelande und dem ihm ähnlichen Rheinmündungslande (Holland) ebenfalls eine Kluft dar. Zwischen der Demer-, Dyle- und Scheldelinie und den Waal-, Maas-, Leck- und Rheinlinien bleibt ein 30 Stunden breiter Landstrich (der Hauptsache nach die Provinz Nordbrabant), in welchem es keine Flüsse und Naturbahnen aus Osten nach Westen giebt, der außerdem voll von Haiden, Morästen und unfruchtbaren Gegenden ist, der demzufolge eine schwächere Bevölkerung, wenige reiche Städte, wenige Producte und Bedürfnisse hat, und daher auch von der Kunst durch ein dichtes Netz von Canälen und Chausseen weniger wegsam gemacht ist. Dieses nordbrabantische Land theilt das Scheldeland und das Rheinmündungsland von einander, scheidet die beiden Länder Flandern und Holland und die mächtigen Städtegruppen, die sich in beiden gebildet haben.

Die Demer von ihrer Quellengegend an, die Dyle von der Einmündung der Demer an, die Rupel von der Einmündung der Dyle an, das Scheldestück von Rupelmonde bei Gent und die Lys von Gent bis Kortryk bilden eine westöstlich gestreckte Wasserlinie, die mit dem Hauptrücken der Ardennen ganz parallel geht, und von der man sagen kann, daß sie, am äußersten nördlichen Fuße der Ardennen hinlaufend, eine ununterbrochene Rinne bilde. In geologischer Beziehung kann man diese Rinne als die Hauptlinie des Scheldegebiets bezeichnen, in welche alle Ardennenflüsse: Geete, obere Dyle, Senne, Dender, obere Schelde, obere Lys, sich ausschütten.

Wie in geologischer, so kann man auch in commercieller und politischer Beziehung jenen Canal als die hauptsächlichste und namentlich für Deutschland wichtigste Linie des Scheldegebiets bezeichnen. Wie die Gewässer, so fluteten in ihm auch stets der Verkehr, der Handel, die Armeen, die Völker in dieser Richtung. Ein ganzes Bündel von Straßen, das von Köln, Bonn und Düsseldorf am Rhein ausgeht, sich über Aachen, Lüttich, Mastricht in die Niederlande wirft, an den Flüssen und in die Rinne am Nordfuße der Ardennen über Hasselt, Löwen, Brüssel nach Gent, Antwerpen, Brügge geht, bezeichnet diese Richtung.

Diese Straßenrichtung, sowie jene tief ins Land eindringenden Meeresfluten und Schifffahrtslinien, bewirkten es, daß der Scheldearm, gleichsam ein Nebenarm und das Scheldeland gewissermaßen ein zweites Mündungsland des Rheins wurden. Daher hauptsächlich die große Handelsblüthe dieser Striche im Mittelalter, daher auch jetzt wieder in neuerer Zeit ihre Bedeutsamkeit für Deutschland, seitdem auch eine große Eisenbahn von Köln her in derselben Richtung sich bis zu der Mündung der Schelde ausgebildet hat.

Zum Theil in Folge dieser Verhältnisse wurde das Scheldeland eine mit so reichen und blühenden Städten geschmückte Gegend, zum Theil aber auch, ganz abgesehen von seiner Weltlage, in Folge seines eigenen Naturreichthums und seiner innern Fruchtbarkeit. Der größte Theil des untern Scheldelandes ist, wie Holland, ein Geschenk des Flus-

ses, ein fettes Flußdelta, und seine Marschen sind ergiebig in Erzeugnissen aller Art. Schon deswegen und abgesehen von seiner günstigen Gelegenheit für den Welthandel, mußte sich hier ein reiches und mächtiges Volk entwickeln. Zugleich aber mußte es auch eben deswegen mächtigen Nachbarvölkern und Eroberern als ein kostbares Besitzthum erscheinen, und es mußte daher zugleich das Ziel vieler kriegerischer Unternehmungen und der Gegenstand von Angriffen und Eroberungen werden.

Diese Anfälle und Eroberungen mußten nach der innern Organisation und Gestaltung des Scheldelandes, nach der Verzweigung seiner Flußadern und der Zusammensetzung seiner Thäler, hauptsächlich von drei Seiten kommen: zuerst von Süden und Südwesten aus Gallien, woher die westlichen Arme unseres Flußgebiets (die Lys und die Schelde) selbst herzufließen; dann von Osten aus Deutschland, von wo die östliche Hauptflußaderbranche (Rupel, Dyle, Demer, Nethe) kommt; und endlich aus Norden, wo die äußersten Scheldemündungsarme sich in einem gemeinsamen Wasser- und Insellabyrinthe mit der Maas und dem Rheine verlieren, aus dem Rheinmündungslande Batavien.

Die Einmärsche der Gallier aus Süden ins Scheldegebiet von den ersten Expeditionen bis auf die Ludwig's XIV. und Napoleon's herab sind so alt, wie die Geschichte. Sie haben häufig eine temporäre Besetzung des ganzen Scheldegebiets durch die Gallier zur Folge gehabt. Auch war die Verbreitung französischer Sitte und Sprache bei allen gebildeten Classen der Bewohner des Scheldegebiets eine Folge dieser südlichen Einströmungen. Am bleibendsten wurzelte gallische Herrschaft und gallisches Volkselement an den obersten und südlichsten Zweigen des Scheldegebiets, an der oberen Lys, Schelde, Scarpe ꝛc. In der That wurde hier alles Germanische stets wieder völlig vertilgt und Alles den gallischen und französischen Reichen und Nationalitäten bleibend einverleibt.

Einströmung deutscher Eroberung und Herrschaft aus Westen bethätigte sich ebenfalls stets auf mannichfaltige Weise. Zuweilen eroberten und beherrschten die Deutschen vom Rhein her fast das ganze Scheldeland, so unter dem rheinischen Völkerbunde der Franken, so später unter dem österreichisch-habsburgischen Hause, jedoch dann auch meistens mit Ausnahme der stets von den Galliern festgehaltenen obersten Zuflüsse der östlichen Schelde.

Die Mündungsarme der Schelde verlieren sich in einem mit Inseln gefüllten Meerbusen, in welchem sich ihre Gewässer zum Theil mit denen der Maas und des Rheins vereinigen. Die Schelde neigt sich hier sehr nahe zu dem batavischen Rheinmündungsgebiete hin, mit dem sie eine Menge Berührungspunkte hat. Vom Rhein und von der Maas her pulsirt hier vermittels einer sehr bequemen Schifffahrt der Verkehr zur Schelde hin und her. Die Rheinmündungsvölker, die Bataver, von einem mächtigen Flusse unterstützt, frühzeitig in der

Schifffahrt, in der Bewohnungs- und Anbauungsweise der Inseln erfahren, in dem vielseitigen Kampfe mit dem Meere geübt, mußten hier die Oberhand über die Scheldebewohner gewinnen. Ihr Stamm und ihre Herrschaft mußte sich energisch über den Archipel der Inseln und Flußarme des Scheldemündungsgebiets verbreiten. Sie mußten sich gewöhnen, dieses ganze, ihrem Hauptstammlande so ähnliche Gebiet als einen Theil und Zubehör ihres Vaterlandes anzusehen. Doch mußten die Scheldebewohner, weil der Fluß, der hier mündete, ihnen gehörte, dieselbe Ansicht für sich gewinnen. Daher die vielen zu allen Zeiten der Geschichte sich wiederholenden Zusammenstöße der Rhein- und Scheldeanwohner in diesen Gegenden; daher hier an der Scheldemündung gewöhnlich bis auf die neuesten Tage herab batavische oder holländische Herrschaft; daher hier an der Scheldemündung die gewöhnlich vom Rhein her abhängige Provinz Seeland; daher hier ein Volk, das der Hauptsache nach in Sprache, Stamm und Sitte weniger der Schelde als dem Rhein (den Holländern) angehört, das aber in Allem doch auch deutliche Spuren seines natürlichen Zusammenhanges mit den Scheldebewohnern an sich trägt, das Volk der Zeeuws oder Seeländer.

2. Die Maas im Vergleich zum Rhein.

Die Maas, obgleich sie zuweilen breit genug erscheint, an einigen Stellen in wunderschönen Krümmungen zwischen blühenden Ufern sich hinwindet, und ihre Wogen über Klippen und Gestein rasch und lustig einherbrausen, ist dennoch nicht der Rhein. Sie ist nicht groß und mächtig und majestätisch, wie er. Fern von mir bleibe die Lästerung, sie über ihn zu erheben oder auch nur sie ihm gleichstellen zu wollen, diesem schönsten aller deutschen Ströme, den ich in seiner, trotz dem Wechsel der Jahreszeiten, unverwüstlichen Herrlichkeit täglich bewundere und mich daran erfreue.

Der Maas fehlen die Inseln, welche grünen Kronen gleich den Rhein schmücken, die Weinberge, deren Namen schon allein die Herzen erfreut, die grauen Denkmäler einer großen bis in jene dunkeln Jahrhunderte, in welcher die Römer hier herrschten, hinaufreichenden Vorzeit, welche von hohen Felsen hinab in den grünen, unverändert einherrollenden Fluten seit undenklichen Tagen sich spiegeln.

Das eigentliche Rheinthal ist dem ernsten Nachdenken über große, wechselvolle, längst entschwundene Zeiten geweiht, es erscheint wie ein Tempel der Vergangenheit, dessen Säulen die Felsen sind, über welche der nächtliche Sternhimmel sich wölbt. Sobald man den üppig blühenden Rheingau bei Bingen aus dem Gesicht verliert, fühlt man von einem unbeschreiblich süßen, aber wehmüthigen Gefühl sich ergriffen, von Schauern der Vergangenheit sich umweht; und dieses Gefühl verläßt uns nicht, bis der Dom von Köln, gleichsam der Grabstein, in ernster Trauer uns entgegentritt.

Die Städte und Ortschaften, deren Mauern der Rhein bespült,

stehen zum Theil, wie z. B. Bacharach, mit ihren verfallenden uralten, zackigen Mauern selbst wie Ruinen da; die am Ufer sich hinziehenden langen Reihen ihrer Häuser, so malerisch sie in der Ferne sich ausnehmen, sehen doch meistens in der Nähe schlecht erhalten, mitunter ärmlich aus. Einzelnen schönen, sogar prächtigen Schlössern und großen Landhäusern führt der Strom zwar oft vorüber, aber noch weit mehr armen verfallenen Hütten, denen freilich die sie umrankende Rebe ein sehr malerisches Ansehen verleiht.

Auch die bis zum Gipfel hinauf mit Reben bekleideten hohen Felsen, unerachtet des berauschenden Resedenduftes, mit welchem sie in der Blüthenzeit weit und breit umher das Thal erfüllen, sind doch nur während weniger Monate im Jahre eigentlich anmuthig zu nennen, die meiste Zeit stehen sie nackt und kahl, in düsteres Grau gehüllt, und nur die hohe, ernste Schönheit ihrer Formen bleibt unverwüstlich. Bei dem längs dem Rheine sehr auffallenden Mangel an alten hohen Bäumen, weitschattenden hundertjährigen Linden, würde, besonders zwischen Bingen und Coblenz, eine gewisse durch diese Baumleere entstehende Monotonie fühlbar werden, erhielten nicht die Ruinen auf den Felsenhöhen und der in grandiosen Windungen hinströmende Rhein die Aufmerksamkeit unablässig beschäftigt.

Alles am Rhein spricht zu uns von einst erlebten, bessern, glorreichen Tagen; anders ist es an der weit unbedeutenderen Maas: das Thal, durch welches ihr rascher Lauf sich windet, ist der lebensreichsten, thätigsten Gegenwart geweiht, wie das Rheinthal dem ernsten Zurückblicken. In einem verhältnißmäßig sehr kleinen Raum liegen Dörfer, größere Ortschaften, einzelne Häuser, Schlösser, große Fabrikgebäude, Kirchen, ehemalige Abteien, Eisenhämmer und Mühlen so dicht zusammengedrängt, daß auf dem ganzen Wege von Lüttich bis Dinant nicht leicht ein Punkt aufzufinden wäre, von welchem aus man nicht ganz in der Nähe menschliche Wohnungen erblickte und nicht zugleich dabei fühlte, daß es denen, die sie bewohnen, darin „wohl bereitet ist". Alle stehen gut erhalten, im behaglichsten Wohlstande da; der Geist der Ordnungsliebe und niederländischer Reinlichkeit, die nicht, wie bei den benachbarten Holländern, bis zur Caricatur sich steigert, waltet hier sichtbar über Hütten wie über Palästen und verleiht auch den unbedeutendsten Gegenständen einen ganz eigenthümlichen Reiz.

Die allgemeine Thätigkeit ist es, die in diesem glücklichen, schönen Thale das Leben frisch erhält und Freude und Wohlstand verbreitet; alle diese Fabriken, in denen Greise und Kinder, Männer und Frauen Beschäftigung finden, diese Eisenhämmer, diese Kohlengruben, sogar diese Marmorbrüche, welche die ewigen Berge umgestalten, bald in senkrecht steile Felsenwände sie umwandeln, bald durch domartige, tief in das Innere derselben dringende Gewölbe, bald durch grottenartige Vertiefungen die wunderbare romantische Schönheit der Gegend erhöhen.

Keine Reben, aber Wald und Wiesen und Kornfeld, mit prachtvollen Gruppen hoher alter Bäume untermischt, bedecken die Ufer und

ziehen hoch an den Felsen sich empor; das starre Gestein steht überall im Kampf mit der reichsten, üppig an ihm heranklimmenden Vegetation. Von der Schönheit und Mannichfaltigkeit der Form dieser Felsen kann nur der Zeichenstift, nicht die Feder einen anschaulichen Begriff geben; sie wetteifert mit der des Siebengebirges am Rhein, obgleich in ganz anderer Art. Manche sahen wir, vom Gipfel bis zum Fuß in viele der Länge nach sie spaltende, wellenförmige Vertiefungen abgetheilt; auf andern, durchaus grün bekleideten stiegen höher und tiefer, in fast regelmäßigen Abstufungen, größere und kleinere Pyramiden empor; andere hatten große Aehnlichkeit mit dem berühmten Lurleifelsen.

Und dennoch ist die Maas nicht der Rhein! Reisenden, die aber bloß zum Vergnügen die Welt durchstreifen, die an den Herrlichkeiten der Schweiz, der tiroler Gebirge, der Rheinufer, der schottischen Hochlande, sogar der sogenannten sächsischen Schweiz sich müde gesehen haben, allen solchen kann ich mit gutem Gewissen den Rath geben, auch das Maasthal zu besuchen; sie werden es nicht bereuen, ihn befolgt zu haben.

Das Maasthal ist noch kurz oberhalb Lüttich sehr eng, erweitert sich aber an diesem Punkte beckenartig. Zugleich verändert die Maas nach dem Einströmen der Ourthe ihren Lauf, der bisher von Namur westöstlich war, und fließt nun bei Mastricht vorbei direct nach Norden. — Alle diese Umstände zusammengenommen erklären die Position und Bedeutsamkeit von Lüttich. Die Maas hinauf führt von hier aus eine Wasserstraße nach Westen, auf Namur und weiter, die Maas hinab eine andere Wasserstraße über Mastricht nach Norden. Durch das Ourthe-Thal wird eine Verbindung mit Luxemburg in südöstlicher Richtung vermittelt, durch das Vesder-Thal strömt aus Osten Handel und Bewegung von Deutschland her herzu. Nach Nordwesten, nach Brüssel und Flandern hin, bietet sich von Lüttich aus ebenfalls eine bequeme Verkettung von Ebenen und Thaleinschnitten dar, durch welche das städtenährende Verkehrsleben auch in dieser Richtung herbeifließen konnte. Lüttich ist die bevölkertste, berühmteste und vornehmste Stadt an der ganzen Maas, so zu sagen die Hauptstadt des Maasgebiets, die Beherrscherin und Lenkerin des Maashandels; denn gerade hier ist es, wo die Maas ihren größten Wasserreichthum, ihre entwickeltste Schifffahrt besitzt, und wo sie zugleich als Wasserpulsader in der Mitte der Landschaften zwischen dem Rhein und der Schelde eine noch größere Bedeutung hat, als weiter unterhalb, wo der Rhein ihr ganz nahe kommt, mit ihr fast völlig parallel fließt, mit ihr also als Verkehrsbahn gleichsam concurrirt und ihre Wirksamkeit so auf ein engeres Gebiet beschränkt. Freilich kommen dann, um Lüttich noch bedeutungsvoller zu machen, auch die reichen Kohlen- und Eisenlager in der Nähe hinzu, aus denen die großen Manufactur-, Kunst- und Industriebranchen dieser Stadt erwachsen sind.

170. Belgiens Bevölkerung.

(Nach „Die Gegenwart", und E. Kapp, philosophische Erdkunde.)

Der Volksstamm im Allgemeinen hat etwas Kernhaftes, Naturwüchsiges. Und zwar findet dies seine Anwendung auf alle die verschiedenen Elemente, die durch ganz eigenthümliche Umstände im Verlauf der Zeit sich zu einem nationalen Körper amalgamirt haben. Im Allgemeinen ist der Belgier sparsam, ausdauernd und arbeitsam, zu commerciellen und industriellen Unternehmungen geneigt. Gleichwohl bestehen zwischen den Vlamingen und Wallonen, dem niederdeutschen und französischen Volkselement, erhebliche Unterschiede. Der Vlaming (Flamänder) ist seinem ganzen Wesen nach Niederdeutscher, von dem Arndt sagt, er sei weniger langmüthig als der eigentliche Deutsche, halte das Seinige grimmig, und schlage, wenn man es antaste, mit sächsischer und friesischer Schwere hart aus. Ausdauernd, aber langsam und schwerfällig ist der Vlaming. Zu kühnen und weit aussehenden Entschließungen wenig aufgelegt, klebt er an der Scholle, an den ihm über Alles theuren Erinnerungen des heimischen Heerdes, überhaupt an der ganzen, ungeschmälerten Errungenschaft seiner Voraltern in Sitten und Gebräuchen. Zum passiven Gehorsam allezeit bereit, fügt er sich nur in den Dingen, die außerhalb seines gewöhnlichen Gesichtskreises liegen und gegen die ererbten Vorstellungen nicht anstoßen. Der Kern der niederdeutschen Bevölkerung Belgiens hat seinen Sitz in Flandern, wo derselbe sich bisher ziemlich unvermischt erhalten. In der Provinz Antwerpen nähert sich der Niederdeutsche in Sprache und Sitten dem Holländer, wogegen in Südbrabant und im Hennegau Vlämisches und Wälsches mit einander vermischt sind. In dem Flußbecken der Sambre und der Maas bis vor die Thore Mastrichts herrscht das Wallonenthum mit französischer Sprache und französischem Temperament, obwohl fühlbar genug modificirt durch germanischen Einfluß. Der Wallone ist lebhaft, aufgeweckt und entschlossen, was schon daraus hervorgeht, daß die Wälschen die tonangebende Macht des belgischen Staats sind, und, obwohl in der Minderzahl, den Vlamingen das Gesetz französischer Bildung vorzuschreiben verstanden.

Betrachten wir im Anschluß an die Darstellung der Bodenbeschaffenheit und der durch sie möglich gemachten Communications-Mittel die Producte des Landes, so werden wir von selbst auf die Gestaltung der industriellen Thätigkeit der Bewohner geführt. Die waldigen Berggegenden des südlichen Belgiens liefern Holz und mineralische Schätze, vor allen Eisen und Steinkohlen. Die wichtigsten Steinkohlengruben sind in den Provinzen Hennegau und Lüttich bei Mons, Charleroi und Lüttich, die meisten Eisenbergwerke in Hennegau, Namur, Lüttich und Luxemburg. Die Abhänge und Thäler in diesen Provinzen und im Limburgischen begünstigen die Viehzucht, die Niederungen und fetten Marschen der nördlichen Provinzen gleichfalls die Viehzucht und den

Ackerbau, die Küstengegenden den Fischfang. Was das Gebirgsland erzeugt, wird, auf den zahlreichen natürlichen und künstlichen Straßen dem Niederland zugeführt, in einer Menge von Fabriken und Städten verarbeitet, um von da, wo der Transport nach allen Seiten hin erleichtert ist, im Handel abgesetzt zu werden.

In diesen gesegneten Niederungen konnten deshalb schon früh die volkreichen Städte entstehen, weil sich hier bei der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Landes große auf einen Punkt vereinigte Menschenmengen leichter ernähren konnten, als dies in Berggegenden möglich ist. Wo aber der Boden reichliche Nahrung spendet, wo der Wasserreichthum Fabriken und ungehemmte Ein- und Ausfuhr begünstigt, da wird der Entwickelung städtischen Lebens in hohem Grade von der Natur selbst Vorschub geleistet, und zwar auf dem Grund einer großartigen, besonders im Mittelalter nur innerhalb bergender Stadtmauern sichern Gewerbsthätigkeit. Die Anfänge und die Grundlagen aller Industrie eines Landes sind zunächst das natürliche Ergebniß der von ihm hervorgebrachten Producte. Der Flachs, welchen der Ackerbau, die Wolle und die Häute, welche die Viehzucht, die Metalle, welche der Bergbau liefert, sind das für die Leinen-, Woll- und Ledermanufacturen und für die Metallfabriken nöthige Material. Zu diesen vier wichtigen, auf die Verarbeitung inländischer Producte gerichteten Industriezweigen Belgiens gesellt sich noch ein anderer, dessen Material vom Auslande bezogen wird, die Baumwollen-Verarbeitung, auf welchen die beiden ersten von selbst hinleiten. Steinkohlen aber zum Betrieb der Maschinen und Hochöfen hat das Land in solchen Vorräthen, daß es darin nur von England übertroffen wird. Zu diesen natürlichen Bedingungen einer seltenen Betriebsamkeit kommt noch vor allen die dem flamändischen Volksstamm, als germanischem, innewohnende Ausdauer und Energie, welche in dem Kampf der Aneignung einer ursprünglich feindlichen Natur nur Nahrung finden wird.

171. Brüssel.

(Nach J. G. Kohl, Reise in den Niederlanden.)

Wie viele andere Städte, lehnt auch Brüssel sich an eine Anhöhe und breitet seine Häuserfülle sowohl über diese Anhöhe als über die Ebene am Fuße derselben aus, — und wie die meisten solcher an Anhöhen sich lehnender Städte dann in ein äußeres „Oben" und „Unten" zerfallen, das mit dem inneren Oben und Unten in den Ständen und Classen der Bewohner correspondirt, so ist dies auch in Brüssel der Fall. „Oben auf dem Berge, der das Thal beherrscht," sagt Kuranda in seinem Buche über Belgien, „bauten sich diejenigen an, welche das Land beherrschten, und um diese Herrscherwohnung reihten sich die der Edlen und Hofleute. Die burgundischen Herzoge zogen viel französische

Ritterschaft in ihre Nähe, die sich dann mit ihnen auf der „Montagne de la cour“ befestigte.“

Also die Akropolis von Brüssel ist nicht nur jetzt, sondern war auch schon von uralten Zeiten her französisch, während die niedere Stadt längs der Schifffahrts-Canäle um die Getreide- und Gemüsemärkte herum flämisch war. Fast in allen Städten, wo eine gebildetere und mächtigere Nation mit einer anderen tiefer stehenden zusammentrifft, bemächtigt sich jene des schöner und erhabener liegenden Bergquartiers und bannt die unterdrückte Nation in das tiefe Thal hinab.

Brüssel ist anerkannt eine der schönsten Städte von Europa und in dieser Beziehung oft mit Edinburgh, Petersburg, Stockholm, Berlin, Mailand, Neapel und anderen großen Städten verglichen worden. Doch hat Brüssel gewisse Vorzüge, die es mit keiner von diesen europäischen Hauptstädten theilt.

Die Hauptstadt jedes Landes ist gewöhnlich nicht nur in ihren Bevölkerungs-Verhältnissen, in ihren geselligen und politischen Beziehungen, sondern auch selbst in ihrem Bauplane und in ihrer äußeren Gestaltung und Physiognomie der beste und bestimmteste Ausdruck des Charakters des ganzen Volkes, dessen Herz und Centralpunkt sie darstellt. Ich will es hier nicht weiter durchführen, wie z. B. schon in der äußeren Physiognomie von Petersburg mit seinen anspruchsvollen Palästen, seinen regelrechten neuen und aller historischen Monumente entbehrenden Straßen und Plätzen, mit seiner vorschriftsmäßigen Reinlichkeit, der ganze Geist des kaiserlichen, stolzen und eingebildeten Rußlands sich ausdrückt, oder wie man in der Physiognomie des ernsten, alles Naturschmucks baren Madrid den ernsten, strengen, aristokratischen Sinn der Castilier und Spanier wiederfinden kann. Könnte man nicht bei dem bloßen Anblick von Berlin schon Manches von dem Geiste des Preußenthums errathen? Sieht man nicht in dem malerischen Edinburgh ganz Schottland gleichsam in einem Miniaturbilde abgespiegelt? — seine alte Geschichte, seine armen Hochlande in den engen Straßen und schmutzigen thurmhohen Häusern mit der armseligen Bevölkerung der Bergstadt, so wie seine reichen Niederlande, seine in der Neuzeit erwachte Industrie und Regsamkeit in den großen, neuen, prachtvollen Quartieren der Ebene? Glaubt man nicht auch in den Gebäuden, den Häusergruppen, in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen von Wien, von Venedig und von Florenz, mit Einem Worte: von allen großen Capitalen Hieroglyphen vor sich zu haben, die man nur zu entziffern braucht, um darin die Geschichte und den Charakter des Volkes und Landes zu lesen?

Brüssel scheint fast in jeder Beziehung eine Frucht zu sein, die sehr bestimmt und deutlich den Baum anzeigt, an dessen Zweigen sie erblüht ist. Daß dies in der Zusammensetzung seiner Bevölkerung, die eben so und aus denselben Elementen gemischt ist, wie die von ganz Belgien, der Fall sei, zeigte ich so eben. Aber wie gesagt, es

gilt dies auch durchaus in Bezug auf die ganze äußere Physiognomie der Stadt.

Es gibt einige wundervolle mittelalterliche, byzantinische sowohl als gothische, Gebäude in der Stadt, welche an das Alterthum und die Vorzeit Belgiens erinnern. Fast jede Periode der Geschichte des Landes, sowohl die burgundische, als die spanische, als die österreichische, als die holländische, als endlich auch die neueste belgische Zeit haben Gebäude in der Hauptstadt producirt, die noch in diesem Augenblicke dastehen, so daß man sich, je nachdem man in diesem oder jenem Theile der Stadt postirt ist, bald diese, bald jene Zeit vergegenwärtigen kann.

Die Belgier sind ein am Alten hangendes und doch zugleich das Neue adoptirendes und den Fortschritt begierig annehmendes Volk. Und so ist auch ihre Hauptstadt Brüssel eine aus vielen alterthümlichen Häusern sowohl als auch aus den schönsten und wohlgefälligsten Neubauten zusammengesetzter Ort. Man entbehrt dort weder das Poetische, das Bedeutungsvolle, das Monumentale der Vorzeit, noch das Comfortable, Bequeme, Zweckmäßige und Elegante der Neuzeit.

Belgien ist ein reiches, üppiges und productenvolles Land. Sein Reichthum strömt vor allen Dingen in seiner Hauptstadt zusammen, und dort liegt er auf den Märkten, in den Kaufläden und Boutiquen und überall im Aeußern und Innern der wohnlichen Häuser zu Tage. Die Wohlhabenheit der Belgier, ihre Gemächlichkeit und Bequemlichkeit spricht sich überall in der Physiognomie ihrer Hauptstadt deutlich genug aus.

Die Natur des Landes Belgien ist mehr ansprechend und anmuthig als großartig. Sie ist aus cultivirten Ebenen und reichbebauten Hügellandschaften gemischt. Auch dies spricht sich wieder in der Lage und Umgebung von Brüssel aus, die weder so pittoresk sind, wie z. B. die Lage und Umgebung der Hauptstädte des pittoresken Schottlands oder Süditaliens, noch auch so prosaisch und einförmig, wie die Residenzen derjenigen Kaiser und Könige, welche die Steppen von Rußland oder die Sandhaiden von Preußen beherrschen.

Wie die Elemente der Bevölkerung, wie die Züge der Natur des Landes, so findet man auch alle Beschäftigungsarten der Belgier in ihrer Hauptstadt wieder. — Rußland ist der Hauptsache nach ein militärischer Beamtenstaat, daher ist auch in seiner Capitale Petersburg fast Alles entweder Beamter oder Militär. — In Belgien dagegen blühen sowohl die Künste und Wissenschaften, als auch Fabriken und Industriezweige aller Art, und vor allen Dingen beseelte die Nation von jeher ein sehr unternehmender Speculations- und Handelsgeist. Sie hat vor allen Dingen alle diese Eigenschaften und alle jene ihre Lieblingsgewerbe auch in ihrer Hauptstadt zu erfreulicher Blüthe gebracht.

Brüssel ist daher nicht bloß eine Residenzstadt der Fürsten und des Adels des Landes, nicht bloß ein Sammelpunkt der leitenden Beamten und der militärischen Kraft des Landes, es ist zugleich auch, und war

dies von jeher, eine sehr rege Handels- und Fabrikstadt. Seine Spitzen-, Tuch- und Teppich-Fabrikate sind in der ganzen Welt eben so berühmt, wie seine wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen und Resultate.

Seit der Wiederherstellung der belgischen Unabhängigkeit und seit dem Inslebentreten der freien constitutionellen Verfassung von 1831 ist denn auch Brüssel eines der ausgezeichnetsten Asyle für politische Meinungen und Flüchtlinge aller Art und aller Länder Europa's geworden. Es haben sich daher hier auch seit zwanzig Jahren Menschen von allen Nationen unseres Welttheils vorzugsweise gern angesiedelt, sowohl Polen als Deutsche, sowohl Franzosen als Engländer, sowohl Italiener als Schweizer, sowohl reiche und Genuß suchende Capitalisten, als arme verfolgte Künstler, Autoren und Gelehrte, sowohl Herzoge und Prinzen, als auch Plebejer aller Gattungen.

Man hat Brüssel wohl zuweilen „Klein-Paris“ genannt. Allein Paris ist vergleichsweise viel französischer, viel nationaler und eigenthümlicher. Brüssel dagegen ist, wie die Nation der Belgier selbst, viel gemischter, viel versöhnender, überhaupt viel europäischer. Und eben dieser Charakter drückt sich sowohl in allen Beziehungen und inneren Zuständen der Stadt als auch schon in ihrer ganzen äußeren Physiognomie sehr bestimmt aus.

172. Lüttich und Seraing *).

(Nach Johann Georg Forster, Ansichten vom Niederrhein, Brabant u. s. w., und C. v. Hailbronner, Cartons.)

Es kommt mir vor, als wären wir durch den Schlag einer Zauberruthe in ein anderes Land versetzt; so unendlich verschieden ist alles, was ich hier um mich sehe, von demjenigen, was ich noch vor wenigen Stunden in Aachen verließ. Schon der erste Anblick der Stadt war überraschend. Man wird sie aus der Ferne nicht gewahr; denn sie liegt in einem tiefen Thal an der Maas, die in mehrere kleinere Arme zerspringt. Es gibt wenig schönere Aussichten auf eine gleichsam unter den Füßen liegende Stadt, als diese, die ich von der Carthause hinunter, indem wir hineinfuhren, genoß. Ich weiß nicht, wie es kam, aber ich hatte mich auf ein kleines Städtchen gefaßt gemacht; und wie erstaunte ich nun, als ich eine große Stadt erblickte, die hunderttausend Einwohner enthalten kann. Wunderschön schlängelt sich die Maas, die hier noch von mittlerer Breite ist, hindurch und nähert sich bald auf der einen, bald auf der andern Seite dem Abhange der Berge, zwischen denen sich das Thal als eine ebene, so weit das Auge trägt, mehrentheils mit Hopfen bepflanzte und mit einigem Wiesewachs vermannich-

*) Die Schilderung von Lüttich ist im Jahre 1790, die von Seraing 1837 geschrieben. Ueber Lüttichs Stellung für den Verkehr s. S. 101.

faltigte Fläche zieht. Nach allen Richtungen ist die Stadt mit Steinkohlengruben umgeben, ja, sie steht zum Theil auf den bereits abgebauten, ausgehöhlten Kohlenbergwerken. Zu beiden Seiten des Flusses, jedoch so, daß auf die Exposition nach Süden Rücksicht genommen wird, an den in einiger Entfernung sich erhebenden Gehängen des Thals, erstrecken sich weitläufige Weinberge, die also wieder, wie die bei Hochheim, auf Steinkohlen liegen. Die Flötze sind sehr beträchtlich und an manchen Stellen tief unter dem Bette der Maas bereits ausgeleert. Die entfernteren Hügel sind mit Ulmen, Pappeln und andern Bäumen bewachsen und mit Landhäusern, Schlössern u. s. f. reichlich verziert. Am Ufer des Flusses erstreckt sich ein Quai, der sich in eine schöne hochstämmige Allee endigt.

Die Straßen von Lüttich sind enge, winklicht, krumm und nicht sehr reinlich; es gibt indeß doch mehrere schöne Gebäude: an dem Quai, an den offenen Plätzen und auf der sogenannten Insel hinter der St. Jakobskirche bemerkte ich eine Menge guter, neuer Häuser. Der bischöfliche Palast ist ein Viereck, dessen inwendiger Hof rundum einen Säulengang hat, wenn man anders die abscheulichen, kurzen, bauchigen Dinge, mit Capitälern und Fußgestellen, so nennen will. Die äußere Facciate hingegen, nach der Kathedralkirche zu, ist desto schöner, in einem guten Geschmack, mit rein ionischen Pilastern. Die Dominicanerkirche mit einer schönen, runden, einfachen Cupole, die nach einer in Rom copirt ist, zeichnet sich ebenfalls vortheilhaft aus.

Der beständig fortdauernde Lärm und das Gewühl in den Straßen zeugt von einer außerordentlichen Betriebsamkeit. Dieses Schauspiel von durcheinander laufenden geschäftigen Menschen, so schmutzig auch die meisten aussehen, gewährt mir einen außerordentlichen, sehr lange entbehrten Genuß. Die Köhler, die Messer- und Waffenschmiede und die Spiegelmacher sind ein rohes, aber rüstiges, lebhaftes, heftiges Volk, deren Thätigkeit mit dem Phlegma der Aachener schneidend contrastirt. Die Volksphysiognomieen haben hohe, gerade in die Höhe gehende, an den Seiten zusammengedrückte Stirnen, breite Jochbeine, schwarze, nicht gar große Augen, wohlgebildete, zuweilen ein wenig aufgeworfene Nasen und dicke Lippen bei einem nicht gar reinen Teint. Sie nähern sich also den französischen und unterscheiden sich auffallend von den jülich'schen, die gewöhnlich, bei einer sehr weißen Hautfarbe und blondem Haar, durch die länglichtfleischige Form des Gesichts und die weicheren Züge eine gewisse Verwandtschaft mit den Niederländern verrathen. Die Lütticher können ihr französisches Blut nicht verläugnen: sie sind eben so leichtsinnig-fröhlich, eben so gutmüthig, eben so mit einer, ich möchte sagen: angebornen Höflichkeit begabt, und sprechen auch einerlei Sprache, wiewohl so durchaus mit Provincialismen verdorben, daß ein Mitglied der pariser Akademie sie schwerlich für Brüder erkennen würde. Außerdem spricht das gemeine Volk eine Art Kauderwälsch, welches man unter dem Namen der wallonischen Mundart kennt. Dieses ist den Fremden völlig unverständlich, indem die ur-

sprünglich altfranzösischen Wörter ganz verunstaltet, bald abgekürzt, bald mit andern Endungen und in einer ganz besondern Construction erscheinen. So zum Beispiel heißt: lei po wei, laßt mich sehen; statt des französischen: laissés moi voir; und wieder: ferre l'hou, mach die Thüre zu, statt: ferme la porte. In dem letztern Ausdruck ist hou das altfranzösische huis, wovon noch à huis clos und huissier übrig sind.

Man folgt den Ufern des Flusses, um nach Seraing zu gelangen, welches man nach halbstündiger Fahrt vor sich liegen sieht: ein schöner räumlicher Landsitz mit Alleen-Anlagen und Seitengebäuden aller Art. Noch ist man durch den Fluß davon getrennt, und noch kann man nicht begreifen, wie in diesem Schlosse, das nur das Gepräge des Comforts an sich trägt und das ruhig und scheinbar menschenleer vor uns liegt, der Centralpunkt des Continental-Maschinenbaues zu finden sein soll. Man schifft über und betritt das Schloß; rechts steht als Riesenschildwache der Löwe von Waterloo, und noch ist Alles ruhig und still in dem schönen Schloßhof. Allein nun durchschreitet man das zweite Thor, und es ist, als trete man ein in das Haus der Cyklopen. Erstaunt, betäubt bleibt man stehen; denn nichts vermag diesen Geist der Thätigkeit, dieses Ineinandergreifen aller menschlichen und künstlichen Kräfte, dieses Getöse der Dampfmaschinen, dieses Zischen des glühenden Eisens, dieses Kochen, Sprühen und Toben, diese scheinbare Gefahr bei jedem Schritte, und dennoch diese beispiellose Ordnung und Ruhe zu schildern, welche schon beim ersten Eintritt in die Augen fallen und welche gerade durch den erstaunlichen Contrast mit der fast unabweislich scheinenden Verwirrung, die eine solche Anhäufung von Menschen und Maschinen hervorbringen zu müssen scheint, am stärksten auf den Geist des Beschauers wirken. Und doch löst sich Alles in Einklang und Ordnung auf, und alle Kräfte dieses großen Ganzen vereinen sich einfach, und wie von selbst, gleich den Rädern des Uhrwerkes, zu Einem Zwecke. Welcher Zweck aber dieses ist, sieht man bereits in den fast unbegreiflichen Schöpfungen dieser Anstalt, die über den ganzen Continent verbreitet sind. Belgien darf als das industriöseste Land nach England angesehen werden. Belgien ist zwar umschlossen von feindseligen Nachbarn und hat bekanntlich durch die Trennung von Holland den Absatz dahin und in die Colonieen verloren, und dennoch schwingt sich seine Fabrikation täglich höher; Hunderte von Etablissements sind in wenigen Jahren gegründet worden, alle gedeihen und rufen wieder neue hervor, und die meisten verdanken ihre Blüthe den Maschinen von Seraing und der beispiellosen Thätigkeit John Cockerill's. Wenn man an den großen Ravin kommt, wo die Kohlenabschwefelung vorgenommen wird und der von allen Punkten des stundenweiten Umkreises der Anstalt gesehen werden kann; wenn man diese gelbgebrannten, hexenartigen Weiber ihren Metallbrei an den unzähligen Flammen kochen sieht, wenn man die schwarzen Satanslarven den 300 Fuß tiefen Kohlenschachten mit reißender Dampfesschnelle

entsteigen sieht; wenn die Hunderte halb verbrannter Menschen die eisernen glühenden Stangen handhaben, wie wir die Reitgerten, und die rauhen Eisenplatten Millionen Funken auf den Walz- und Streckwerken sprühen, und bei eintretender Nacht endlich das glänzende Gaslicht sich über dieses Schauspiel herabsenkt und den magischen Zauber dieser phantasmagorischen Gestalten und der geisterähnlich fortarbeitenden unzähligen Dampfmaschinen ins Schauerliche erhöht, und wenn die Feuerflammen zu den zahllosen thurmhohen Kaminen herausschlagen und das dumpfe Getöse und Brausen durch die Stille der Nacht dröhnt, so glaubt man sich in die Fucina del Diavolo versetzt. Dante hätte die Bilder seines Inferno hier fast so gut gefunden als am Vesuv.

173. Antwerpen.

(Nach Roscoe's Belgium.)

Antwerpen gehörte bis ins zehnte Jahrhundert den französischen Königen. Aber erst unter den Herzogen von Brabant erlangte es größere Wichtigkeit, indem es der Markt für die Beute der normännischen Seeräuber wurde, die das, was sie theils in England, theils auf dem offenen Meere geraubt hatten, hieher zum Verkauf brachten. Im eilften Jahrhundert steigerte die Häringsfischerei und der Handel, welchen diese herbeiführte, den Wohlstand Antwerpens so bedeutend, daß es später ganze Flotten ausrüsten und einen ausgebreiteten eigenen Handel nach den verschiedenen europäischen Häfen, besonders nach Spanien und Portugal, treiben konnte. Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte entstanden jene Meisterwerke der Baukunst, jene Kirchen, Paläste und öffentlichen Gebäude, welche noch jetzt die Bewunderung aller Fremden erregen, so daß man staunend fragt, wie in so verhältnißmäßig kurzer Zeit, mitten unter Volksaufständen, innern und äußern Verwicklungen, eine einzelne Handelsstadt ein so großartiges Schauspiel ans Zauberhafte gränzender Resultate freien Handels und bürgerlicher Unabhängigkeit darstellen konnte. Auch in Dichtkunst, Musik, Malerei und wissenschaftlichen Leistungen hielt die Stadt gleichen Schritt mit Italien und versah England und Frankreich mit einer Reihe ausgezeichneter Männer, welche die Günstlinge der Höfe wurden und ein neues Zeitalter in der Pflege und allgemeinen Verbreitung der Wissenschaften ins Leben riefen. Nicht minder erlangte Antwerpen in Bezug auf mechanische Künste und verschiedene Zweige der Gewerbs-Industrie eine schnelle und wohlverdiente Berühmtheit, so daß Fremde aus weit entlegenen Ländern kamen, um sich mit dem Verfahren des Diamantenschleifens, der Glasmalerei, der Verfertigung der Glockenspiele, der Spitzen- und Teppichweberei, der Schönfärberei &c. bekannt zu machen, während am Schlusse des fünfzehnten Jahrhunderts die Entdeckung von Amerika und

der Verfall mehrerer großen Städte Italiens dem Antwerpener Handel einen neuen Schwung gaben.

In den ersten Jahrzehnten des sechszehnten Jahrhunderts hatte Antwerpen gegen 200,000 Einwohner und war die größte Manufacturstadt in Europa, so wie der Hauptmarkt für die Hansestädte und die italienischen Republiken. Die hiesigen Kaufleute waren besonders durch ihre auswärtigen Verbindungen berühmt. Sie erhielten vor der Entdeckung des Weges um das Vorgebirge der guten Hoffnung die Producte Ost-Indiens über das rothe Meer, Aegypten und Alexandria durch Schiffe, die sie für eigene Rechnung in Genua und Venedig ausrüsten ließen. Zur Zeit Karl's V. war der Hafen oft so mit Schiffen angefüllt, daß neu ankommende Handelsflotten vorläufig in die Schelde einlaufen mußten, ehe sie zum Ausladen ihrer Waaren gelangen konnten. Unter den 200,000 Einwohnern der damaligen Zeit zählte man, außer der überwiegenden gewerbtreibenden Classe, 350 Maler nebst 300 Silberarbeitern und Juwelieren. Es liefen im Durchschnitt täglich 600 Schiffe in den Hafen ein, während 2500 außerhalb der Stadt vor Anker lagen. In gleichem Verhältnisse ansehnlich war der Verkehr zu Lande mit Frankreich und Deutschland. Der jährliche Umsatz im Handel belief sich auf 600 Millionen Gulden und die Zoll-Einnahmen betrugen nicht weniger als 2 Millionen.

Die Kathedrale von Antwerpen gehört unter die großartigsten Denkmäler der Baukunst, welche Europa aufzuweisen hat. Schon die Größe des Gebäudes erfüllt mit Staunen und Bewunderung. Bei einer Länge von 500 Fuß und einer Breite von 250 Fuß beträgt die Höhe 360 Fuß, und 125 herrliche Säulen und Pfeiler, von welchen einige 27 Fuß Umfang haben, unterstützen das gewaltige Bauwerk. Auch alle einzelnen Bestandtheile, der hohe Thurm, das Schiff mit seiner dreifachen Reihe von Seitenhallen, die Bogengewölbe, der gänzlich aus Marmor gearbeitete Hochaltar und die mit reichen Glasmalereien geschmückten Fenster stehen, was Größe und Pracht betrifft, zum Ganzen in richtigem Verhältniß.

---

174. Gent.

(Nach Joh. Wilh. Loebell, Reisebriefe aus Belgien.)

Es ist merkwürdig, daß alle diese großen und bedeutenden Städte, so nahe sie einander auch liegen und unter so ähnlichen Verhältnissen sie entstanden und fortgeschritten sind, doch auch wieder mit einer so bestimmten Eigenthümlichkeit durchdrungen sind, daß man schon bei einer flüchtigen Betrachtung die Verschiedenheit deutlich bemerkt. Gent steht in einer gewissen Mitte zwischen Antwerpen und Lüttich, es nähert sich dem engen und hohen Baustil mehr als das erstere, obschon mehrere Straßen ganz neu angelegt sind; dabei treten ausgezeichnete und an-

sehnliche Häuser häufiger und bemerkbarer hervor, als in jenen beiden Orten, welche mit Gent die Trias der großen Handels- und Gewerbsstädte Belgiens bilden. In Gent sehen aber auch die eigentlichen Reste des Mittelalters noch bedeutend genug in den modernen Geschmack hinein und contrastiren seltsam mit den Schornsteinen der Dampfmaschinen, die man nach allen Seiten hin sich über die Häuser erheben sieht, um die Herrschaft der modernsten Industrie augenfällig zu bekunden. Noch steht er da, der uralte Glockenthurm, Beffroi genannt, zu dessen Erbauung die Stadt schon im Jahre 1178 die Erlaubniß erhielt, als eines der bedeutenden Vorrechte, welche ihr damals ertheilt wurden. Denn wenn von diesem Thurme herab Glockenklang ertönte, so eilten die Bürger unter die Waffen und zur Versammlung. Dies besagte auch folgende Inschrift einer gewaltigen Glocke, die im vierzehnten Jahrhundert für diesen Ort gegossen und Roland genannt wurde:

Mynen naem is Roelant, als ick clippe, dann is't brandt,
Als ick luyde, dan is't storm in Vlaenderlandt.

An ihre Stelle trat im siebenzehnten Jahrhundert ein Glockenspiel, für welche langweilige und geschmacklose Bezeichnung der Zeiteinschnitte man in Belgien überhaupt eine große Vorliebe hat. Dieses besteht jetzt aus achtundzwanzig Glocken, und will sogar den ernsten Schritt des uralten Kronos dem Geschmacke des Tages anpassen, indem es die ganzen, halben und Viertelstunden durch Arien aus den neuesten Opern bezeichnet.

Mächtig lebt hier die Erinnerung auf an alle die merkwürdigen Dinge, die sich auf diesem Schauplatze begaben, in dieser Stadt, wo ein so großes und reiches politisches Leben war, die nicht nur für ihre eigenen Rechte so muthig und auch so wild leidenschaftlich kämpfte, sondern auch, wie die großen Republiken des Alterthums und Italiens, ganze Provinzen zu leiten und zu beherrschen strebte. Hier spielten die Artevelde ihre merkwürdige Rolle als vermessene Demagogen; aber der Gedanke des ältern Artevelde, das Gewicht seiner Vaterstadt und Flanderns in dem Kampfe zwischen Frankreich und England in die Wage zu legen, war kein geringer noch gemeiner. Hier war es, wo die Thränen Marien's, der Erbin der gesammten burgundischen Ländermacht, zwei ihrer vertrautesten Räthe nicht retten konnten vom Tode auf dem Blutgerüst, den der Wille des zornigen Volkes ihnen bestimmt hatte. Hier wurde aber auch der Fürst geboren, der diesen Trotz besser zu dämpfen und zu fesseln verstand, als irgend einer seiner Vorgänger.

Unter Karl V. und durch ihn endete Gents Mittelalter, wenn ich die Periode so nennen darf, in welcher es sich nicht scheute, an die Spitze des kühnsten Widerstandes gegen Könige und Kaiser zu treten. Karl liebte seine Vaterstadt, aber die gekränkte Ehre und das verletzte Ansehen des Fürsten mußte er rächen. Es war im Jahre 1539, wo die Geldforderungen, zu welchen sich der Kaiser wegen der unaufhörlichen Kriege, die ihm der Ehrgeiz Franz I. bereitete, genöthigt sah, einen Aufstand hervorriefen. Nachdem man sich einmal hartnäckig ge-

weigert hatte, die begehrte Summe zu zahlen, wurde die Stimmung immer heftiger, versöhnliche Vorschläge wurden von der Hand gewiesen, und die Stadt kam unter die Herrschaft terroristischer Demagogen, der so genannten Partei der Cressers (von cryschen, also Schreier). Als Karl sich mit Heeresmacht näherte, entfiel den Gentern der Muth. Sie wollten den Kaiser durch eine Gesandtschaft begütigen, ehe er in die Stadt käme, er aber antwortete, er würde zu ihnen kommen als Oberherr, das Scepter in der einen, das Schwert in der andern Hand. Nach seinem Einzuge soll der Kaiser, wie Strada erzählt, den Herzog von Alba um seine Meinung über die Bestrafung der aufrührerischen Stadt gefragt haben, und als dieser ihm gänzliche Zerstörung gerathen, ihn unwillig auf einen Thurm geführt, wo man den außerordentlichen Umfang Gents überschauen konnte, und gefragt haben, wie viele spanische Häute erforderlich seien, um einen solchen Handschuh (gant) zu machen, der Herzog aber nicht gewagt haben, etwas zu erwidern. Der Kaiser sprach ein anderes Urtheil, ein ernstes zwar, aber im Vergleich mit dem, was so viele andere Städte in jenen Jahrhunderten erlebten, gewiß kein übermäßig hartes. Er nahm der Stadt ihre besonderen Privilegien, ließ von den Cressers vierzehn der ärgsten enthaupten, zog Geldsummen und Güter ein, und befahl die Auslieferung des Geschützes, aller Waffen und jener Rolandsglocke, die oft einen Aufstand zusammengeläutet hatte. Von einem Theile der eingetriebenen Strafgelder wurde eine Citadelle erbaut, die Stadt in Gehorsam zu halten, auch wagte weder sie noch irgend eine andere belgische je wieder, gegen Karl aufzustehen. Das Empfindlichste war der Verlust der städtischen Vorrechte, und bald fingen auch die Gewerbe Gents die Beschränkung ihrer Freiheit zu empfinden an.

Der Gewerbfleiß Gents, der von jener Zeit an siechte, ist in unseren Tagen wieder zu neuem Leben erweckt worden. Die Baumwollenfabriken machen den vorzüglichsten Theil der Genter Industrie aus. Die Anwendung der englischen Maschinen auf die Baumwollenspinnerei, die im Jahre 1803 begann, verdankt die Stadt einem ihrer thätigsten Mitbürger, dem verstorbenen Bauwens, der deswegen fünfunddreißig Reisen nach England machte und nicht ohne drohende Lebensgefahr Maschinen zurückbrachte. Schon 1804 erklärte der Minister Captal Gent, nach Lyon und Rouen, für die dritte Manufacturstadt des französischen Reiches. Aber die große Entwickelung des Baumwollen-Gewerbes datirt erst von 1819. Damals warf diese Fabrikation einen Gewinn von durchschnittlich 45 Procent ab. Dies bewirkte eine stete Zunahme von Manufacturen bis 1827. Es herrschte eine wahre Wuth, neue Unternehmungen dieser Art anzufangen. Obgleich der Gewinn schon auf weniger als die Hälfte herabgesunken war, verkauften doch hier kleine Eigenthümer ihr väterliches Erbtheil, dort Kaufleute die Bestände ihrer Boutiquen, um gemeinschaftlich Baumwollspinnereien anzulegen.

Mit großem Vergnügen durchwanderte ich das schöne Universitäts-

Gebäude, oder, wie es hier genannt wird, den Universitätspalast. Die Räume für die Sammlungen wie für die Auditorien sind sehr zweckmäßig construirt, aber die Pracht des Promotionssaals, der Aula nach unserer Art zu reden, ist gewiß in keinem andern in Europa übertroffen, wahrscheinlich nicht erreicht. Schon die dahin führende Treppe ist in einem großen Stil, der Saal selbst, für sechszehn bis siebenzehnhundert Menschen berechnet, besteht aus einer Rotunde, die ihr Licht von oben durch die Fenster einer Kuppel erhält und mit achtzehn korinthischen Säulen verziert ist. Gitter von vergoldeter Bronze laufen von einer Säule zur andern und bilden die Brüstung einer eleganten Logenreihe. Die Sitze des Saales selbst sind theils amphitheatralisch für die Studenten und andere Zuhörer, theils auf einer diesen gegenüber liegenden Estrade angebracht und für die Professoren bestimmt. Alles ist mit vielem Geschmack und großer Eleganz ausgeführt und macht einen vortrefflichen Eindruck.

---

175. Parallele zwischen Holland und Belgien.

(Nach J. G. Kohl, Reisen in den Niederlanden.)

Die geographischen, historischen und klimatischen Abtheilungen, die verschiedenen Schattirungen, Nuancen und Contraste in Natur- und Menschenwelt, welche der Norden und Süden hervorbringt, gehen sowohl durch unseren ganzen Welttheil und seine größeren Länderpartieen, als auch fast durch jede einzelne Provinz. Man entdeckt sie in Italien, wenn man Neapel und die Lombardei vergleicht, in Spanien, wenn man den maurischen Süden und den castilischen Norden contrastirt, in Dänemark, wenn man den deutschen Süden dem skandinavischen Norden an die Seite stellt, in Schweden, wo der Süden sich mehr an Dänemark anschließt, der Norden aber sich zu Lappland hinüberneigt. Wie überall, so ist auch in den Niederlanden der Norden zunächst der rauhere und dabei der jüngere, kräftigere Bruder des Südens. — Das Klima Hollands im Norden des Rheines ist schon um eine bedeutende Schattirung kälter als das Belgiens im Süden jenes Flusses.

Die ganze Masse der holländischen Provinzen tritt nach Norden hin fast halbinselartig mit einer Ecke in die Nordsee hinaus. Die Nordost-Stürme, welche von Jütland und Skandinavien her kommen, bestreichen diese Ecke. Die Nord- und Nordwest-Stürme fallen eben so ungehindert über das Meer längs der englischen Küste her auf Batavien hin. Auch gegen den rauhen Osten nach Deutschland zu ist Holland völlig offen. Es ist der äußerste westliche Zipfel jener norddeutschen Ebene, welche sich im Osten mit den polnischen und russischen Steppen verschwistert.

Belgien, selbst ein flämisches Flachland im Süden des Rheins und der Maas, ist dagegen viel versteckter und geschützter. Ihm liegt ge-

gen Nord-Westen Britannien vor, das die Nordwest-Stürme abhält. Gegen Norden hat es Holland selbst, das die erste Wuth der Meereswinde abkühlt. Gegen Osten erstrecken sich längs der Maas die Arme des Ardennenwaldes und weiter hin scheiden die mitteldeutschen Gebirge, die sich im Norden mit dem Harze enden, sowohl das ganze mittlere Rheinland als auch Belgien mehr vom Osten und umfangen es, einen schützenden Wall gegen die slawischen Steppen bildend.

Das Scheldeland (Flämisch-Belgien) erscheint auf diese Weise dem allseitig exponirten Batavien gegenüber wie in einem schützenden Busen geborgen, und diese Umstände haben einen größeren Contrast zwischen den klimatischen Verhältnissen beider Nachbarländer hervorgebracht, als der geringe Unterschied in der geographischen Breite, der höchstens einen bis zwei Grad beträgt. Schon diese klimatischen Verschiedenheiten spiegeln sich gleich in allen Zuständen des Landes und seiner Bevölkerung ab, in der Flora, in dem Ackerbau, in dem Charakter der Landschaft, in der Kleidung und den Sitten und Eigenthümlichkeiten der Bewohner. — Die Flora von Belgien ist viel reicher, nicht nur an Gattungen, sondern auch an Individuen. Der Garten- und Ackerbau hat hier eine Menge von Bäumen und Gewächsen einheimisch gemacht, die das Klima von Holland nicht mehr ertragen.

Holland ist unvergleichlich viel „oceanischer" und insularischer, Belgien weit continentaler. Die Strecke Küstenlandes, mit welcher Belgien unmittelbar an das Meer stößt, ist mindestens 12 Mal geringer als die ganze Küsten-Entwickelung Hollands. Der baum- und pflanzenlose Landstrich, der sich hier überall in der Nähe des Meeres zeigt, ist daher bei Belgien nur sehr unbedeutend, während er im Norden, in Holland, von allen Seiten her eingreift und fast das ganze Land waldlos macht. Belgien erscheint daher dem kahlen Holland gegenüber als ein wahres Baum- und Waldland.

Die Flamländer sind freilich vielfach von südlichen (romanischen) Volkselementen durchsetzt, allein vermuthlich haben sie nicht nur in Folge davon, sondern eben auch deswegen, weil sie in einem genießbareren, minder rauhen und stürmischen Klima wohnen, jenen Anstrich von größerer Heiterkeit, Lebenszufriedenheit, jenes leichtere, gesanglustigere und mehr poetische, mit Einem Worte: mehr südliche Wesen, welches sie vor ihren Brüdern, den Holländern, auszeichnet. Wie in ganz Europa der Norden jünger ist als der Süden, so ist er es auch in den Niederlanden, und auch dieser Umstand trägt dazu bei, die ganze Physiognomie von Holland so sehr verschieden zu machen von der von Belgien. Die Cultur ging überall aus dem Süden zum Norden, wo sie langsamer reifte. Eben so wie sie im Süden Italiens oder Deutschlands um eine ganze Reihe von Jahrhunderten älter ist als im Norden dieser Länder, so ist sie auch in Belgien unvergleichlich viel älter als in Holland. Es dauerte sehr lange, bis Herkules alle Augiasställe des Landes Batavien gereinigt hatte, bis die Holländer Meister wurden

der ganzen wilden Natur ihres Vaterlandes, und ein Terrain hingestellt hatten, in dem cultivirte Menschen hausen konnten.

Alle belgischen Städte reichen mit ihrem Ursprunge und ihrer Geschichte wenigstens um ein halbes Jahrtausend weiter in die Vorzeit hinauf als die holländischen. Ja, die Holländer hatten kaum erst Städte, als schon Brügge, Antwerpen, Löwen, Lüttich längst weltberühmt waren. Die Bedeutung von Rotterdam, Amsterdam, Haag u. s. w. besteht kaum seit 400 Jahren. Die ganze Macht und Blüthe der Holländer ist im Vergleich mit der der Belgier fast um so vieles jünger als die Preußens im Vergleich zu der Oesterreichs und Baierns. Daher haben denn auch die belgischen Städte ein viel höheres historisches Interesse als die holländischen. Diese sind minder pittoresk, prosaischer und einförmiger als jene. Dort sind die Baustile einer ganzen Reihe von Zeitaltern repräsentirt, hier scheint Alles mehr nach einem Modell, das Product eines und desselben Zeitgeistes.

Die Verschiedenheit der Religion in Holland und Belgien ist ein anderer Umstand, welcher wesentlich dazu beiträgt, der ganzen innern und äußeren Physiognomie beider Länder ein so verschiedenes Gepräge zu geben. Man kann den Protestantismus wohl die Religion des Nordens, den Katholicismus aber die des Südens von Europa nennen. Das südliche Deutschland (Baiern, Oesterreich), das südliche Britannien (Irland) blieben überhaupt wie das ganze südliche Europa dem Papste getreu, und auch in den Niederlanden bildete sich dieser Contrast zwischen dem Süden und Norden heraus. Die südlichen Belgier (Wallonen und Flamländer) wurden dem Katholicismus erhalten, die nördlichen Holländer dagegen gaben sich ganz der Religion des Nordens hin. Aus dieser Ursache erscheinen daher nicht nur die Kirchen und Gotteshäuser, sondern auch überhaupt die ganzen Städte der protestantischen Holländer minder geschmückt, leerer, einförmiger und historischen Schmucks beraubter und baarer als die belgischen. Der prachtvollen gothischen Tempel gibt es von Haus aus in Holland weniger als in Belgien, und die wenigen, die es da gibt, sind kahl und öde. Die Klöster, die nie so zahlreich und prächtig wie im Süden waren, sind jetzt ganz verschwunden und zu Hospitälern und Schulen umgebaut. Von den malerischen Processionen und Festen, zu denen die katholische Kirche Veranlassung gibt, ist im Norden natürlich eben so wenig eine Spur. Wie der Anblick der Städte, so ist in Folge der Kirchenreform auch überhaupt das Volk in seinem ganzen Erscheinen einfacher und schmuckloser geworden, und es haben sich überall aus dem öffentlichen Leben der Städte die pittoresken Elemente mehr und mehr zurückgezogen.

Aus dem Allem ist denn auch unter Anderem der große Unterschied zwischen der nordniederländischen oder holländischen und der südniederländischen oder flämischen Malerschule entstanden. Im Allgemeinen kann man sagen, daß der Kunstsinn überhaupt im historischen, katholischen, pittoresken Belgien weiter verbreitet und mehr zu Hause ist als im prosaischen, protestantischen, an malerischen Scenen und Anregungen

armen Holland. Die niederländische Schule das ist eigentlich die flämische oder belgische Schule mit ihrem Appendix oder ihrer Tochter, der holländischen. Die großartigsten Künstlergenies, die van Eyck, die Rubens, waren alle aus dem Süden, und wenn man auch glauben sollte, daß man einige nördliche Geister ihnen an die Seite stellen könnte, so wurde doch die größere Masse von Talenten im Süden entwickelt. Auch geht die flämische Kunstepoche durch einen viel größeren Zeitraum der Geschichte hindurch. Sie fing um ein Jahrhundert früher an als die holländische, hat auch jetzt in neuester Zeit wieder die reichsten Blüthen und Früchte getrieben und ist der nördlichen, das Banner führend, stets vorangegangen.

Wie ihrem äußeren Umfange, ihrer Zeitdauer, ihrer Anhängerzahl nach die belgische Malerschule großartiger dasteht, so erscheint sie auch in Bezug auf ihre innere Würde und in Bezug auf die Gattung der Kunstbranchen, denen sie sich widmete, imposanter. Die Flamländer hatten eben so wie die Holländer einen ihnen von Haus aus eigenen Sinn für das Idyllische, für das Sentimentale und Ansprechende in Natur- und Menschenleben. Sie producirten eben so wie diese die sorgfältigsten und fleißigsten Darstellungen von Blumen, Landschaften, Städteansichten, Zimmerscenen u. s. w., aber daneben theilten sie auch mit den Romanen und Deutschen den Sinn für die höheren Genre, die sie zum Theil aus ihrer erstaunlich bunten und ereignißreichen Geschichte, zum Theil aus den Legenden der katholischen Kirche, der sie treu blieben, zum Theil aus ihrer südlicheren und um einige Grade sensibleren Phantasie schöpften. Die Blüthe Hollands und auch der holländischen Malerschule fiel gerade in die Zeit, wo der Geist des Volkes sich eben zur Zerstörung jener schönen und poetischen Legenden erhob. Fast alle holländischen Maler von Schoreel an abwärts waren Protestanten.

So wie ihre Religion, so lieferte auch ihre Geschichte, sowohl ihre älteste als ihre mittlere und neueste Geschichte, den Holländern viel weniger malerischen Stoff. Die Geschichte der Flamländer und Belgier überhaupt ist viel reicher an Pomp sowohl als auch an Elend, sie ist viel aristokratischer, möchte ich sagen, als die der Holländer. Die belgischen Provinzen waren von der Römer Zeiten her bis auf das französische Kaiserthum unserer Tage, bis auf die Schlacht von Waterloo, der Schauplatz großartiger und einflußreicher Weltbegebenheiten. Auf diesem Theater erschienen und spielten einen Theil ihrer Rolle ab viele der größten Männer und Gewalthaber, welche die Menschheit hervorgebracht hat.

Der römische Imperator Cäsar drang bis hierher. Mehr als ein römischer Kaiser betrat nach ihm den belgischen Boden. Die Karolinger hatten in Belgien ihre Wiege, und Karl's des Großen Name und Thaten verknüpfen sich mit sehr vielen belgischen Localitäten. Viele deutsche Kaiser kriegten oder thronten in den belgischen Städten und Landen. Es war des mächtigsten deutschen Kaisers, Karl's V., Geburts-

und Lieblingsland. Auf den belgischen Gefilden wurden die großartigsten Kämpfe zwischen Germanen und Romanen ausgekämpft. Hier ging auch in unseren Tagen auf dem Felde von Waterloo der Stern des gallischen Imperators Napoleon unter. Man kann sagen, daß Belgien, dessen Geschicke so bunt waren, das gleichsam ein goldener Apfel der Eris war, um dessen Besitz die Mächte des Ostens und Westens ewig kriegten, so reich an Erinnerungen ist, wie wenige Länder Europa's.

Die holländischen Provinzen stehen ihm darin weit nach. Sie waren etwas abseits von den großen Heerstraßen gelegen, auf welchen die Völker, die Kaiser, die Armeen unseres Welttheils einherzogen. Sie waren ursprünglich von einer Menge viehzucht- und ackerbautreibender Bataver- und Friesenstämme bewohnt, die in eine Menge kleiner Gemeinschaften zersplittert waren und sich oft in obscuren Fehden, von denen die Geschichte keine Meldung thut, aufrieben. Ihre ganze Geschichte war so zu sagen bäuerischer. Die großen Kaiser Cäsar, Karl der Große, Karl V., Napoleon erschienen dort nie. Selten kam einmal ein deutscher Kaiser (wie z. B. Maximilian) dahin. Die holländischen Grafen residirten nach altväterlicher Sitte in ihrem Dorfe „zum Haag“, während die flandrischen, brabantischen, hennegau'schen u. s. w. Grafen sich längst mit großem Pomp umgeben hatten.

Auch der Umstand, daß die Holländer, wie ich sagte, ein oceanisches oder marinisches Volk waren, hat, glaube ich, dazu beigetragen, ihre Geschichte ärmer an Inspirationen für den Maler erscheinen zu lassen, als die belgische. Sie haben in der Zeit ihrer Blüthe ihre meisten Heldenthaten zur See verrichtet, während die Schlachten ihrer belgischen Brüder meistens Landschlachten waren. Die See verwischt sehr bald alle Spuren und Erinnerungen an das auf ihr Verrichtete, während in den Thälern, Wäldern und Felsen des Festlandes noch Jahrhunderte lang die Manen der gefallenen Helden zu hausen scheinen. Auch darf man wohl mit Recht behaupten, daß eine Seeschlacht an und für sich ein schwierigerer und unergiebigerer Gegenstand für malerische Darstellung sei, als eine Landschlacht.

Diese und andere Umstände und Verhältnisse mögen es bewirkt haben, daß die holländische Malerschule keinen so hohen idealischen und historischen Schwung genommen hat, wie die flämische, daß die wohlhäbigen und gemüthlichen Holländer sich vorzugsweise mit der Verherrlichung des Alltagslebens, der Häuslichkeit, der Familienscenen, ihrer nächsten Umgebung, ihrer Kornfelder und Marschen, ihrer Rinderheerden u. s. w., abgegeben haben, daß überhaupt die Muse der ganzen Nation einen mehr idyllischen als epischen Charakter hat, und daß auch der Anblick des ganzen Landes, der Städte, der Straßen, der Bevölkerung, so viel weniger interessant, malerisch und imponirend ist, als in den Wohnorten der Belgier.

176. Die Holländer.

(Nach E. M. Arndt, Versuch in vergleichender Völkergeschichte.)

Wer nach Holland kommt aus anderen deutschen Landen, wenn er die Menschen und ihre Art und ihr Leben sieht, ihre Flüsse, Canäle, Gräben, Schleusen, Deiche, ihre mächtigen Häfen, Werften, Landstraßen, Städte, Festen, Schlösser und Thürme, die Tüchtigkeit, Kühnheit, Zweckmäßigkeit, Nettigkeit, Sauberheit, Klarheit in Allem, steht er still und staunt und wundert sich. Wenn er es länger gesehen und ruhiger betrachtet und nach Ursachen und Wirkungen und nach den Werken und Arbeiten der Menschen sich genauer erkundigt und unterrichtet hat, wenn er vollends die Geschichte dieser Menschen etwas öfter aufgeschlagen und durchblättert hat, steht er still und lobt und bewundert. Alles dies, dieses reiche Land, diese prächtigen Städte, diese blanken freundlichen städtegleichen Dörfer hat der denkende und arbeitsame Mensch aus dem Schlamm herausgehoben und zum Theil den Wogen des Meeres abgewonnen. Hier ist nun am meisten von Holland und Seeland die Rede, weil diese dem Lande und dem Bewohner desselben das eigentliche Gepräge aufgedrückt haben. Daher müssen sie es sich gefallen lassen, bei dem Fremden alle Holländer zu heißen.

Aber diesen Menschen, wie soll man ihn beschreiben? etwa wie ihn der Schwabe oder Thüringer ausschreit: ein Kerl mit Froschblut, mehr Wasser als Blut in den Adern, langsam, klotzig, steif, kalt, pedantisch und förmlich, kurz, nichts als Langweiligkeit, Steifheit und Förmlichkeit? So ist der Schein und so ist das erste Aufgreifen und Aussprechen des Gefühls, welches er bei Fremden erweckt; aber du mußt tiefer hineinbohren, länger und aufmerksamer betrachten, und du wirst anders sprechen müssen. Denn wer darf wohl so hinfahren über ein Volk, das ein solches Land gemacht, einen solchen Zustand geschaffen hat, das eine so große Geschichte hat, so große Leiden und Freuden durchgekämpft hat als diese stillen, oft so unscheinbaren und oft auch wirklich so langweiligen und steifen Holländer? Aber bei allem dem, wie sehr man diejenigen auch zurückweisen muß, welche von den Holländern als von einer nur wunderlichen oder gar lächerlichen Erscheinung reden möchten, sitzt und steckt in der holländischen Art etwas Unbeschreibliches. Man muß sie sehen und lange und viel sehen, um sie von innen heraus verstehen zu lernen. Wenn man so in die holländischen Städte und Dörfer kommt oder in die einzelnen Häuser tritt und die Menschen so still und langsam und doch so nett und reinlich, als hätten sie mit Arbeit und Mühe sich nur leicht zu befassen, einhergehen sieht, wenn der Bauer langsam und bedächtig wie ein Storch in seinen hohen Holzschuhen einherschreitet und mit wohlbehaglicher Miene und langsamer breiter Rede dir begegnet, so könnte dir einfallen, ein so stilles, bequemes Geschlecht könne dies Land nicht gemacht, diese gewaltigen, herrlichen Werke nicht geschaffen haben, die alten Cyklopen, welche diese

Mauern, Thürme, Wälle und Deiche aufgethürmt, seien lange ausgestorben und ein schlechteres, matteres Geschlecht habe ihre Stelle eingenommen. Aber tiefer auf den Grund der Dinge gestiegen wirst du, alles von einer anderen Seite ansehen lernen. Der Holländer, der jetzige Holländer, steht da im Bewußtsein der Wohlhäbigkeit und Behaglichkeit, eben daß er der Schöpfer und Herr dieses Landes ist, wo nur Frösche, Möven und Rohrdommel ihre heiseren Stimmen tönen lassen würden, wenn der Mensch nicht hinzugetreten wäre und mit Spaten, Schaufel und Ruder in der Hand sein Werde! gerufen hätte. Es ist der stille, zahme Seelöwe, der sich im Gefühl des Behagens auf die trockenen Klippen an die Sonne gelegt hat. Wenn man diesen Menschen sieht, wie nett seine Kleider, seine Schuhe, wie wohl gesetzt seine Perrücke, wie mit Blumen und Kräutern mancherlei Art seine Flur, sein Vorhaus in zierlichsten Schnörkelchen und Bildchen geschmückt ist, zwischen welchen er Wochen lang herumspazieren kann, ohne ein Spierchen zu verrücken, wenn man seine Gärten sieht, wie alles verziert, ausgeschmückt, mit bunten Muscheln und Steinen ausgelegt und zu hundert und tausend verschiedensten Gestalten wie in einer mystischen, symbolischen Zauberei gedreht, geschnitzt, gewendet ist, wenn man auf seine Dreschtenne, in seinen Kuhstall tritt, so reinlich und nett gefegt und gebonert, daß eine Prinzessin mit ihrem Schleppkleide darüber ziehen könnte, ohne daß sich etwas Ungebührliches daran hängte, dann begreift man den Inhalt des holländischen Wortes Moje, der Inbegriff alles Zierlichen, Bequemen und Lustigen in holländischer Sprache. Dieses weiche Wort drückt gleichsam durch seinen Laut schon das gewöhnliche holländische Wesen aus. Aber störe diesen Seelöwen auf und jage ihn von den Klippen der stillen, sonnigen Lage in's Wasser, da siehst du ihn spielen und plätschern, da hörst du ihn brausen, da bläs't er das Wasser aus seinen Nüstern himmelan, da brüllt sein Zorn auch wohl mitunter auf, daß dir die Haare vor Grausen auf dem Kopfe sausen. Ja, am Ruder und auf den Mastspitzen muß man den Holländer sehen, auf dem Wasser muß man ihn schalten sehen, wo der auch auf jenem wilden Element stille und ruhige Mensch mit ganz anderem Blick und mit viel geschwinderen Hand und Fuß den Wellen gebietet.

177. Süd-Holland.

(Nach J. G. Kohl, Reisen in den Niederlanden.)

In der Richtung von Rotterdam nach Amsterdam findet man auf einem engbegrenzten Terrain, auf einem Strich, der kaum 10 deutsche Meilen lang ist, nicht weniger als sechs der größten niederländischen Städte ganz nahe bei einander: Rotterdam, Delft, Haag, Leyden, Haarlem, Amsterdam. Es ist ein so dichter Städtekranz, wie er sich selbst in den städtereichen Niederlanden nicht wieder findet. Keine dieser

Städte hat unter 20,000 Einwohner, drei unter ihnen aber über 60,000. Sie sind rings umher von einer Menge anderer kleiner Städte und sehr volkreicher Dörfer umgeben. Hier ist der bevölkertste und lebenreichste Strich des ganzen Königreichs. Hier zwischen der Maas- oder Rheinmündung und dem südwestlichen Ende der Südersee ist der eigentliche Kern, das Hauptstück der ganzen Niederlande. Hier in der angegebenen Linie von Rotterdam nach Haag, nach Haarlem und Amsterdam, dieser Linie des vornehmsten Binnenverkehrs des Landes, bildete sich auch die erste Eisenbahn aus, die nun schon in den letzten Jahren auch auf Utrecht und Arnheim weiter gewachsen ist. Die Maas- und Rheinarme im Süden, das Haarlemer Meer und Het Y, das Meer von Gouda im Norden und Osten und die Dünenkette und die Seeküste im Westen schälen dieses Haupt- und Kernstück des Königreichs, welches in der Geographie die Provinz Süd-Holland genannt wird, heraus.

Die westlichen Provinzen, Gelderland, Overyssel, Drenthe, bilden den Rücken und die Schattenseite von Holland, die Küstenprovinzen aber, Seeland, Süd- und Nord-Holland, das Angesicht und das Haupt. Jene sind weniger fruchtbar und wilder und daher auch weniger bevölkert. Diese umfassen alle den fetten Bodensatz, den die Flüsse herabführten, und haben außerdem die Hauptausgänge zum Meere und daher natürlich auch den reichsten Ackerboden, die vornehmsten Märkte, Verkehrs- und Handelsplätze. Daß aber Süd-Holland, als das Haupt-Theater niederländischer Thätigkeit und Geschichte, so bevorzugt sein mußte vor Nord-Holland auf der einen und vor Seeland auf der anderen Seite, folgt eben so natürlich aus der Betrachtung der geographischen Verhältnisse. In dieser Richtung von Norden nach Süden endigte die holländische Welt d o r t mit den letzten Landausläufern bei Helder, Enkhuizen u. s. w., h i e r mit den südlichsten Besitzungen der Holländer an der Schelde. Süd-Holland hatte daher in dieser Beziehung eine c e n t r a l e Lage und wurde so mit Recht der Sitz der Regierung, der alten Grafen von Holland, der jetzigen Könige, und eben h i e r entstand denn auch die spätere Residenz und Hauptstadt, das Haag.

Seeland im Süden besteht aus einer Gruppe sehr zerrissener kleiner Inseln, die gleich vor Anker liegenden Schiffen stets von den Wellen geschaukelt und bedroht wurden. Auch waren alle Theile dieses Landes sowohl von einander als vom Ganzen sehr isolirt und zu Zeiten von diesem gänzlich getrennt. Sie waren daher wenig geeignet, die Entstehung großer und volkreicher Städte zu befördern, die immer mit dem Ganzen in Verbindung zu bleiben wünschen, und deren Leben, gleich dem Leben viele Wurzeln treibender Bäume, immer nur von einem mehr oder weniger großen Landstriche aus genährt werden kann.

Nord-Holland war eine einige, compact, aber doch sehr isolirte Insel, auf der einen Seite von der Südersee, auf der anderen vom Ocean umgeben und durch sie von inniger Verbindung mit dem Nachbarlande ausgeschlossen. Süd-Holland dagegen stellt sich als der eigent-

liche Festlandskörper an der Küste des Königreichs dar. Hieher führten ununterbrochene Landwege aus Brabant und Belgien. Hieher zielten die Wasserstraßen der Rhein- und Maasarme.

Der Körper der Provinzen Geldern und Utrecht hing durch den Landstrich im Süden der Südersee direct und innig mit diesem Küstenstriche zusammen, der außerdem gegen das Meer hin durch einen soliden Dünendamm geschützt war. Dieser Dünendamm bot den Städten und Ansiedlern schon frühzeitig, noch ehe man es gelernt hatte, durch künstliche Deiche auch andere von Natur nicht geschützte Striche zu vertheidigen, Sicherheit und Schutz dar. Die Haupteinbrüche und die bedeutendsten Zerstörungen des Meeres gingen immer um Süd-Holland herum, einmal von Nordwesten her, in der Richtung der Südersee, und einmal von Südwesten her, in der Richtung durch Seeland. Süd-Holland blieb mehr oder weniger unversehrt. Hier entstand daher auch schon frühzeitig die Stadt Leyden, die älteste Stadt der gesammten westlichen Küstengegenden des Königreichs.

178. Amsterdam im Vergleich zu Venedig.

(Nach J. G. Kohl, der Rhein, und A. Meißner, Reisebilder.)

Die stürmische und gefährliche Zuydersee spaltet die Niederlande in zwei Theile, in die östlichen Provinzen (Friesland, Overyssel ꝛc.) und in die westlichen (Nord- und Süd-Holland). Diese Provinzen liegen nebst Geldern und Utrecht rund um die Zuydersee herum, die also als Centralbecken der Hauptvermittler des Austausches aller dieser Länder unter einander werden mußte. Amsterdam, als an dem einzigen ganz sichern und großartigen Naturhafen dieses Centralbeckens gelegen, mußte demnach auch der Hauptträger des durch dieses Becken vermittelten Binnenhandels werden. Es hatte Nord- und Süd-Holland, die nach der Zuydersee keinen bequemeren Hafen besaßen als das mitten in ihre Gebiete hineindringende amsterdamer Y, hinter sich, und Friesland und überhaupt die östlichen Provinzen vor sich. Der Rhein stand eigentlich durch drei Arme mit diesem niederländischen Binnenmeere, an dem Amsterdam der Haupthafen war, im Zusammenhang. Ein Mal durch die Yssel, die nur durch Amsterdam mit der großen Welt Geschäfte machte, dann durch die Eem, die trotz ihrer Austrocknung noch heutigen Tages nicht völlig bedeutungslos für den Rheinhandel ist, und endlich durch die Vechte, für Amsterdam den wichtigsten Rheinarm, den auch die Stadt daher sehr cultivirte und mit dem sie sich nach und nach noch auf mehrfache Weise in innige Verbindung setzte. Das fast beispiellose Aufblühen des Wohlstandes jener merkwürdigen niederländischen Insel, die wir Nord-Holland nennen und die von der einbrechenden Zuydersee im Norden und Osten herausgeschnitten wurde, und der damit gleichzeitige Aufschwung ihrer Schwesterprovinz Süd-Holland, die

der Hauptsache nach ebenfalls als eine Insel oder Inselgruppe zwischen der Nordsee im Westen, den breiten Maas- und Rheinarmen im Süden, dem Haarlemer Meer im Norden und dem Goudaer Meer im Westen zu betrachten ist — das beispiellose Aufblühen dieser beiden Provinzen, in deren Mitte Amsterdam lag, hat ohne Zweifel ebenfalls bedeutend auf diese Stadt eingewirkt.

Natur und Ansehen der Stadt sind höchst eigenthümlich. Man hat es zwar gern das nordische Venedig genannt und es hat mit der Lagunenstadt allerdings Einiges gemein. Das Y kann eigentlich auch für nicht viel mehr als eine Lagune gelten. Der Boden ist auch hier nur Schlamm und Sand und mußte erst durch Pfähle, man kann sagen: durch versenkte Wälder und Berge, gewonnen und gesichert werden. Auch geht das Meer durch hundert Canäle, die eben so viele Lebensadern des Verkehrs sind, durch die Stadt; sie selbst steht auf 90 Inseln, die durch 290 Brücken verbunden sind. Aber bei näherer Besichtigung schwindet die Parallele bedeutend. Für's Erste sieht man auf Einen Blick, wie in Venedig für Kunst und Schönheit, hier fast nur für Nutzen und Bedürfniß gebaut wurde. Venedig steht unmittelbar im Wasser und steigt unmittelbar aus dem Wasser, ist nur „Wasser und Stein", kein Fleck für etwas Grünes, kein Raum, sich neben dem Wasser umzukehren, die wenigen öffentlichen Plätze abgerechnet. Der Holländer suchte aber Land zu gewinnen, Raum für breite Straßen und seinen Lieblingsanblick, grüne Bäume, abgesehen davon, daß der Rücken seiner Hauptstadt an festes Land stößt. Nun noch vollends der südliche Hauch, der über Leben und Treiben des gondelfahrenden Venetianers schwebt, während der Holländer nur schwere Schiffe mit brauchbaren Dingen schleppt und überhaupt die personificirte Prosa in allen seinen Verrichtungen ist.

Schon von alten Zeiten sind verschiedene Docks, d. h. Hafenbassins aus dem Y ausgeschnitten, wovon die berühmtesten der Reichsdock und der Freihafen sind; dazwischen liegt eine weite Wasserfläche, durch Pfähle eingepfercht. In neuester Zeit sind dazu zwei großartige Docks, der östliche und westliche, gekommen, die wohl an 1000 größere Schiffe bergen könnten. So ist die ganze Nordseite der Stadt so zu sagen zu einem einzigen großen Hafen umgeschaffen. Dazu kommt nun noch ein weit aussehender Bau für die leichte Zu- und Abfahrt der Schiffe. Die Zuydersee ist sehr stürmisch, und so lange bloß dieser Weg offen stand, mußten die Schiffe oft Wochen und Monate harren, bis sie günstig durchkamen. Nun ist durch Nord-Holland, d. i. den Landstrich Amsterdam gegenüber, der zwischen der Nord- und Zuydersee liegt, der große Nordcanal gegraben, der 120′ breit, 10′ unter dem gewöhnlichen Meeresstand, und 14 Stunden lang, vielleicht nicht seines Gleichen in der Welt hat. Man sieht, welch eine Energie und welche Kosten die Holländer daran wendeten, sich den ungeschmälerten Besitz des Handels zu erhalten.

Innerhalb dieses großartigen Rahmens gemeinsamer Opfer und

Einrichtungen hat sich nun Jeder in seiner Weise niedergelassen und sein Oertchen bereitet. Auch hier ist zu allerst für Sicherheit und Nutzen gesorgt. Wie gesagt, sind alle Häuser auf Pfähle gestellt, daher der bekannte Witz des Erasmus, er kenne Leute, die wie die Krähen auf den Gipfeln der Bäume wohnen. Man sieht daher auch manches Haus ein wenig kopfüber oder sonst zur Seite geneigt, als wollte es ein gemüthliches Schlümmerchen halten.

---

c. Nordwest-Europa.

Großbritannien und Irland.

179. Bedeutung und Weltstellung Großbritanniens*).

(Nach Friedr. Bülau, Uebersetzung von Th. B. Macaulay's Geschichte Englands, und Ernst Kapp, philosophische Erdkunde.)

Großbritannien ist das größte und wundervollste Reich der Welt, welches von einem kleinen Gebiete aus unermeßliche Länder beherrscht, welches den Machtkreis der Macedonier und der Römer mit allen Künsten moderner Civilisation und einer den Alten unbekannten Freiheit und Gleichheit des Rechts vereinigt, welches in Macht, Reichthum, Freiheit, Staatskunst, in kriegerischem Ruhme und den friedlichen Künsten des Landbaues, der Gewerbsamkeit und des Handels, in Dichtung und Wissenschaft, in häuslicher Sitte, in von lauterer Vaterlandsliebe getragenem Gemeinsinn und in weltbürgerlichen Sympathieen überall gleichmäßig hervorragt, das Land vor Allem, welches das Vaterland verfassungsmäßiger Freiheit geworden und das größte Maß persönlicher Freiheit mit gesetzlicher Ordnung, mit Heiligkeit des Rechts, der Sitte und der Religion, mit echt staatsmännischer Behandlung der Geschäfte zu behandeln gewußt hat.

Großbritannien, bestehend aus den unter Einem Scepter und zu Einem Parlament vereinigten Königreichen England, Irland und Schottland, nur wenige hundert Geviertmeilen größer, als die preußische Monarchie, mit einer Bevölkerung von acht und zwanzig Millionen Einwohnern, beherrscht in allen Erdtheilen und unter allen Zonen Länder, welche mit Einschluß auch der öden Strecken des nordischen Amerika's zusammen über 200,000 Geviertmeilen mit ungefähr 185 Millionen Bewohnern ausmachen, also ein das seinige um das Fünfzigfache übertreffendes Ländergebiet und eine mehr als sechsmal größere Menschenmenge, als die eigene beträgt. So ist die britische Herrschaft nächst dem chinesischen Reich ihrem Umfang und der Bewohnerzahl nach die

*) Vergl. die sehr ausführliche Behandlung desselben Gegenstandes in J. G. Kohl, Land und Leute der britischen Inseln, I. 313—374.

größte der Erde. Das chinesische Reich zählt nämlich auf 250,000 Geviertmeilen gegen 400 Millionen Einwohner. Das russische Reich umfaßt zwar die ungeheure Länderstrecke von nahe an 400,000 Geviertmeilen, hat aber auf denselben höchstens nur 70 Millionen Menschen. So stellt sich das Verhältniß Großbritanniens zu China und Rußland, wenn man lediglich die ganz äußerlichen Zahlenbestimmungen in's Auge faßt; in der That aber ist es beiden nach Lage, Klima und theilweise auch nach der Ertragsfähigkeit seiner Besitzungen so überlegen, daß der Vergleich mit China, welches eben aus seinem vieltausendjährigen Schlaf zu erwachen beginnt, und mit Rußland, dessen Bedeutung nur nach seinen europäischen Hülfsquellen gemessen werden kann, fast lächerlich scheint.

Großbritannien ist also gegenwärtig die erste Macht der Erde. Es verdankt diesen Vorzug zunächst seiner Weltstellung, welche ihm gestattet, sich ganz nach Belieben gegen die übrige Welt abzuschließen oder mit ihr in Verbindung zu treten, und ihm zugleich auf dem ununterbrochensten und schnellsten Wege der oceanischen Straßen die thatkräftige Ueberwachung auch der fernsten Colonie und überhaupt die ungehemmte Wendung nach allen Seiten möglich macht.

Großbritannien ist der einzige Inselstaat Europa's und, mit alleiniger Ausnahme von Japan, der einzige Inselstaat von Bedeutung auf der ganzen Erde. Die meisten andern Inseln stehen naturgemäß in räumlicher und politischer Abhängigkeit von den ihnen zunächst liegenden Continentalländern. Indessen ist diese Regel längst durch die oceanischen Staaten Europa's, deren Colonialbesitz vielfach in Inseln fremder Erdtheile besteht, außer Gültigkeit gebracht worden. Ganz besonders hat Großbritannien, wie es selbst seit sehr langer Zeit nicht mehr in Continental-Abhängigkeit gestanden hat, auch andere Inseln und inselartige Punkte aus ihrem natürlichen Verband gelös't. Um vorerst nicht über seinen europäischen Gesichtskreis hinauszugehen, nennen wir nur Helgoland, die Normannischen Inseln, Gibraltar, Malta und die Jonischen Inseln.

London bedeckt zwei Geviertmeilen Landes und zählt noch einmal so viel Einwohner, als das ganze Königreich Griechenland. In England sind alle Erscheinungen grandioser Natur, von dem Umfang und der Volkszahl der Hauptstadt, von den Schöpfungen in der Materie an bis hinauf in die geistigen Verhältnisse. Der Themsetunnel, diese mit eben so viel Ausdauer als Kostspieligkeit vollendete unterirdische Brücke, der alle bedeutendere Städte des Landes in die vielfachste Verbindung setzende Canal- und Eisenstraßenbau mit der Zugabe elektromagnetischer Telegraphen, Bergwerke, welche weit unter dem Meeresgrund hin sich erstrecken, Schiffe, deren Größe und Schnelligkeit alles bis dahin Geschehene übertrifft, einzelne Fabrikanlagen mit Tausenden von Arbeitern, eine zum Schutz der ausgedehntesten Colonieen, wie sie je ein Staat besessen, hinreichende Marine, eine Schuldenmasse als Zeugniß für das Vorhandensein eines unerschöpflichen National-

Vermögens, Anhäufung massenhaften Grundbesitzes in den Händen Weniger, ein Proletariat, welches die Hälfte der Bevölkerung umfaßt, Expeditionen zur Enthüllung des Erdkreises, für die es keine Unmöglichkeit zu geben scheint, Associationen, unter denen andere Staaten zusammenbrechen würden, Petitionen mit so viel Unterschriften, daß sie auf Wagen gefahren werden müssen — dies alles sind Erscheinungen, welche sich auch mit aus der Oceanität der britischen Nation erklären lassen. Denn gleichwie im Orient die kolossalen Bildungen der Menschenhand Abdrücke einer ins Maßlose hinausschweifenden Phantasie sind, und wie der durch die Umgebung einer übergewaltigen Natur bestimmte Geist diesem entsprechend auch die menschlichen Verhältnisse gestaltet, so ist es bei den oceanischen Völkern die schranken- und grenzenlose Wasserfläche des Weltmeers, welche den Geist mit ihrer Großartigkeit erfüllt und ihn zu Schöpfungen treibt, die jene orientalischen in sofern noch weit hinter sich lassen, als sie, das Gepräge des selbstbewußten Schaffens tragend, nicht in jenem unklaren dunkeln Drang des in der Natur vergrabenen orientalischen Geistes hervorgebracht worden sind.

---

180. Die Bodengestaltung der britischen Inseln im Vergleich zur Bodengestaltung Frankreichs.

(Nach Albr. v. Roon, Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde.)

Sehen wir auf der griechischen, italischen, iberischen Halbinsel das Gebirgsland mit entscheidender Ueberwiegenheit vorherrschen, die Tiefebenen aber auf wenige schmale Küstensäume beschränkt: so zeigt Großbritannien nur im äußersten Norden ein ähnliches Vorherrschen der Gebirgsnatur; der breitere Süden des Landes ist fast gleichmäßig zwischen Gebirg und Ebene getheilt. Ist auf jenen Halbinseln das charakterisirende Gebirgsland ein einziges, ungetrenntes, wenngleich mehr oder minder gegliedertes Ganze: so ist es für Großbritannien dagegen wesentlich charakteristisch, daß sein Gebirgsland, wenngleich vorherrschend auf einer Seite der Insel und in einer und derselben Hauptstreichungslinie gelegen, doch nicht aus einer einzigen, undurchbrochenen Masse, sondern vielmehr aus mehreren isolirten oder doch nur lose zusammenhangenden Hochlanden besteht. Dies Verhältniß, welches einen ungehemmten Verkehr zwischen den Ost- und Westküsten gestattet, mußte von dem wesentlichsten Einflusse für die Einheit der Insel werden, zugleich aber war die politische Abhängigkeit des großbritannischen Gebirgslandes von der Ebene, ebenso wie die des französischen, durch seine Trennung, durch seine Lage nothwendig bedingt, und nur im äußersten Norden, so wie im äußersten Westen, wo die Hochlande von Kaledonien und Wales wie Felsbasteien ins Meer hinaustreten, und auf den Landseiten geschlossenere, unzugänglichere Massen bilden, widerstrebte die vorwiegende Ge-

birgsnatur lange Zeit dieser Ueberlegenheit der Ebene, die sich hier erst bei geförderten Culturverhältnissen geltend machen konnte.

1. Die Ebenen Englands gleichen in mehreren Beziehungen den französischen. Ihr Boden besteht nicht, wie der der germanischen und sarmatischen, auf weiten Strecken aus tiefen Lagern losen Erdreichs, sondern die Felsunterlage tritt, wie in jener ersteren, häufig, oft plötzlich, ganz unerwartet mit malerischen Formen aus dem aufgeschwemmten Lande hervor, umsäumt die Küsten, zuweilen auch die Flußufer mit steilen Rändern, und verleiht den englischen Ebenen eine Abwechselung und Mannichfaltigkeit, die man in den deutschen und sarmatischen vergeblich sucht. Nur die östlichen Küstengegenden, namentlich die Umgebungen der unteren Ouse, des Wash-Busens, der Humber-Mündung bilden eigentliche Niederungen, Moorflächen, Marschen, sandige Strandgegenden, welche an die Natur der baltischen, mehr noch an die der deutschen oder holländischen Nordseeküsten erinnern. Dabei zeigt das wellenförmige Gelände des Innern nirgend oder doch sehr selten die Magerkeit und Eintönigkeit des französischen Tieflandes, wo häufig, wie im unteren Stufenlande der Seine, namentlich in der Champagne pouilleuse, die geringe Dicke der Humusrinde einer reicheren Vegetation nicht genügt; Englands Ebenen sind vielmehr unübertroffen durch die Fruchtbarkeit ihres Bodens, die Sorgfalt, die Mannichfaltigkeit des Anbaues, die allen Jahreszeiten widerstehende Saftfülle und Frische ihrer Haine und Wiesen: denn die Feuchtigkeit ihrer Atmosphäre schützt das lebendige Grün der letzteren nicht nur gegen Sommerdürre, sondern auch wider Winterkälte. So wie im französischen Tieflande bedeutende Terrainstrecken von höherem Niveau aufsteigen, die vermöge ihrer Oberflächengestalt kaum noch der Ebene zuzurechnen sind, so im englischen. Sie durchziehen hier die Ebene in verschiedenen Richtungen, lassen sich aber in drei Hauptzüge zusammenfassen, welche ihre gemeinsame Wurzel im Süden des Canals von Bristol haben und daher sämmtlich als niedrige Fortsetzungen des cornischen Berglandes angesehen werden können. Der eine zieht von jener Gegend ostwärts bis zu den Küsten des Pas de Calais, und gibt den Südgestaden der Insel dieselben steilen Felsränder, welche den gegenüberliegenden französischen Küsten eigenthümlich sind; — der andere streicht in ostnordöstlicher Richtung zur Wasserscheide zwischen Ouse und Themse, ohne die Ostküste zu erreichen, und wird von der oberen Themse und mehreren anderen Wasserläufen durchbrochen; — der dritte durchschneidet die Ebene in diagonaler, nordöstlicher Richtung, gibt dem Avon und Trent steile Thalränder, senkt sich auf der Ostseite gemach in die Ebene hinab, umkränzt mit niedrigen Fortsetzungen die rechte Seite des breiten Humberthals, und erhebt sich im Norden desselben in einer isolirten Gruppe bedeutender als zuvor, bis zu 1300 Fuß absoluter Höhe. Mit Ausnahme der letzteren steigen diese Hügelzüge nur 600, 800, höchstens 1000 Fuß über das Meer auf, aber ihre Abfälle sind nicht selten scharf geformt, felsig, fast ge-

birgsartig anzusehen, wenngleich ihr ebenerer Scheitel beinahe durchgängig bebaut und bewohnt ist.

Diese Höhen haben wenig Einfluß auf die Richtung der Flußläufe; sie bilden keineswegs immer die Wasserscheide. Diese liegt vielmehr zwischen dem Trent- und Severnbecken nur etwa 300—400, zwischen dem letzteren und dem Mersey nicht mehr als 200—300 Fuß über dem Meere, und die Themse, Ouse, der Trent u. m. a. Gewässer entquellen nicht auf, sondern neben jenen Hügelreihen. Daraus erklärt sich der geringe Fall, der ruhige Lauf und (unter Mitwirkung klimatischer Ursachen) der große Wasserreichthum, die frühe Schiffbarkeit der englischen Flüsse. Und was vorzugsweise wichtig ist, ihr schwaches Gefälle befördert Ansandungen, Verflachungen des Bettes nur in geringem Grade und gestattet der oceanischen Flut den Eintritt auf weite Strecken. Diese hat aber, wie bei der Elbe, die Mündungen busenartig erweitert, die Betten tief ausgehöhlt und Deltabildungen verhindert, indem sie die abgelagerten Schuttmassen beim lebhafteren Abflusse der Gewässer zur Zeit der Ebbe mit ins Meer hinausgeführt hat. Daher, ungeachtet der Kürze des Laufs, der Kleinheit des Gebiets, die große Tiefe der Mündungen, vermöge welcher die Themse (bis London), die Severn, der Humber, der Mersey, Clyde &c. Seeschiffen, theilweise den größten, zugänglich geworden sind. — Die britischen Flüsse spielen daher eine ganz andere Rolle, als die der südeuropäischen Halbinseln; wenn diese wenig oder nichts zur Verbindung der einzelnen, durch Gebirgsschranken ohnehin getrennten Landestheile gethan haben, so fördern jene hier, wo alle Naturverhältnisse zur Einheit hinstreben, die Verbindung, den Verkehr des Innern auf eine unvergleichliche Weise. Gesteigerte Culturverhältnisse haben auf den britischen Inseln außerdem eine Menge von künstlichen Wasserwegen geschaffen, die zusammengenommen die staunenerregende Länge von 1800 Meilen erreichen sollen.

2. Das cornische Bergland. — So wie die englischen Ebenen in ihren Oberflächenformen im Allgemeinen den nord-französischen gleichen, so wie sich ferner eine große Aehnlichkeit in der klippigen Gestalt beider Gestadeseiten des Canals ausspricht: so findet sich auch eine große Uebereinstimmung in der Oberflächenbildung der äußersten Nordwest- und Südwest-Spitzen Frankreichs und Englands. Denn das cornische Bergland ist nur eine Wiederholung des kleinbritannischen, mit dem Unterschiede jedoch, daß die erzreichen Gebirge des ersteren höher, theilweise sogar bis zu 1680 Fuß über das nahe Meer aufsteigen, dennoch aber im Ganzen genommen minder rauh und kahl sind, als das bretagnische Bergland. Die Durchbrochenheit der Bergzüge gibt sich indeß, hier wie dort, durch die möglich gewordene Anlage mehrerer Canäle kund, welche die cornische Halbinsel von den fiordartigen Küstenbuchten von Plymouth und Exmouth aus von Süden nach Norden ihrer ganzen Breite nach durchschneiden.

3. Das Hochland von Wales. — Wie eine Gebirgsinsel steigt

das wälsche Hochland auf drei Seiten aus den Fluten des Meeres, auf der vierten aus den grünen Gefilden des Severn-Thales empor. Kein Gegensatz ist schneidender, als die üppige, reichgeschmückte Natur des letzteren und die Unwirthbarkeit und Oede der nackten, waldlosen Felshöhen des ersteren. Sie erreichen die durch die Nähe des Meeres bedeutende Höhe von 2000—3000 Fuß. Der Snowdon (spr. Snodn), ihr höchster Gipfel, steigt an der Nordwest-Ecke des Hochlandes, — nur etwa 2 Meilen von der Nordspitze der Cardigan-, der Caernarvon-Bay und dem schmalen, überbrückten Meerarme entfernt, der das ebene Anglesea von Wales trennt, — 3348 Fuß über den Meeresspiegel auf.

4. Nord-englisches Gebirgsland. — Aus den flachen Küstengegenden von Liverpool gelangt man ostwärts an ein kleines Bergland, welches die Wasserscheide zwischen Mersey und Trent bildet, aber mit seinen Abfällen den letzteren Fluß nicht erreicht. Es stellt sich als ein Gewirr von Felshöhen und Tiefen dar, ist höhlenreich, schroffgeformt, und erreicht mit seinen kegelförmigen Piks fast die Höhe von 2000 Fuß. Es bildet nur das Süd-Ende eines ähnlich gestalteten, nordwärts auf der Hauptwasserscheide, bis zum Parallel des Solway-Busens hinstreichenden Bergzuges, dessen zahlreiche Spitzen (Peaks) noch höher, (im Croßfell 2100 Fuß) aufsteigen.

5. Das schottische Grenzgebirge erhebt sich im Norden der charakteristischen Bodensenkung, welche vom Solway-Busen bis zur Ostküste reicht und einst durch den von Küste zu Küste reichenden sogenannten Piktenwall gegen Norden abgeschlossen war, — breiter, massiger, nicht höher als das nord-englische Bergland. Es bildet, besonders auf der Südseite, plateauartige, einförmige Massen, die im östlichen Theile, im sogenannten Cheviot- (spr. Tschiwiot-) Gebirge, 2500, in der Mitte, im Hartfell, fast 3100 Fuß absoluter Höhe erreichen. Seine niedrigere, minder steile, zugänglichere Seite ist dem Norden, dem schottischen Niederlande zugekehrt. Das Gebirge endet hier mit mannichfaltiger Gruppirung, freistehenden Ketten, einzelnen Berghaufen, sanften Vorhügeln, die zum Theil die Küste, zum Theil die Gestade des Forth und Clyde in größerer oder geringerer Ferne umkränzen und häufig ohne Contrast in die wellenförmigen Ebenen übergehen, die unter dem Namen des Niederlandes vom Clyde- bis zum Forth-Busen reichen, sich auf der Wasserscheide zwischen beiden Küsten höchstens 650 Fuß über das Meer erheben und von dem Forth- und Clyde-Canal durchschnitten werden.

6. Die schottischen Hochlande. — Die Breite der Vorhöhen, welche im Norden des Niederlandes den Uebergang zum Grampian-Gebirge bilden, ist unbedeutend. Um so steiler, rascher, unzugänglicher steigen die Hauptketten des letzteren empor. Sie haben sämmtlich die Richtung von Südwest gegen Nordost, heben mit steilen Felsmassen an der zersplitterten westlichen Fiorden-Küste an und endigen in Hügelform an dem zwar ebenfalls felsigen, doch minder zerspaltenen und zertrümmerten Nordostgestade; sie sind in sich vielfältig zer-

stückt und von einander durch tiefe Längenspalten geschieden, die häufig langgestreckte Seespiegel enthalten, und mit ihren Sohlen oft kaum 100 Fuß höher liegen, als der Ocean. Dadurch aber so wie durch die Nähe des Meeres erscheinen diese Gebirge relativ bedeutender und höher, als andere, deren Fuß auf höheren Grundflächen steht; daraus erklärt sich auch theilweise ihre Unzugänglichkeit, die Wildheit und Steilheit ihrer Formen. Alles dies gilt sowohl von den Grampians, als vom nord-kaledonischen Gebirge; doch ist das letztere ärmer an großen Seen, an tiefen Thalspalten, und daher theilweise massenhafter, plateauförmiger, als das erstere. Das merkwürdige Thal aber, welches beide trennt, der längste unter den eigenthümlichen See-gefüllten Längenspalten der schottischen Hochlande, welcher sie vom Loch Linhe bis zum Murray-Busen ihrer ganzen Länge nach durchschneidet, ist fast bis auf den Meereshorizont eingefurcht: denn der höchste Punkt des für die größten Seeschiffe geeigneten kaledonischen Canals hat auf der Scheide zwischen den langgestreckten Seespiegeln des Thals nur 78 Fuß abs. Höhe. — Die schottischen Hochlande, die das wälsche an Höhe und Wildheit übertreffen und sich durch ihre malerischen Seespiegel von ihm unterscheiden, gleichen demselben übrigens durch die beiden Gebirgsmassen eigenthümliche diagonale Richtung, durch die Kahlheit der Kämme, durch moorige Thäler, den Mangel an Waldung, Vegetation und Anbau. Denn die Höhen sind hier wie dort der dichten Forsten, welche sie einst bekleideten, fast ganz beraubt; statt ihrer bilden Haidekraut und Gestrüpp eine dürftige Pflanzendecke, und nur hier und da, an den Gehängen, spiegeln sich noch Reste jener Hochwaldungen in den schönen Gebirgsseen.

181. Englands oceanische und industrielle Größe.

(Nach G. B. Mendelssohn, das germanische Europa, und Anderen, bearbeitet vom Herausgeber.)

Es ist eine auf den ersten Blick auffallende Erscheinung, daß eine so hafenreiche und daher von der Natur zur Seeherrschaft bestimmte Insel, wie Großbritannien, so spät, erst anderthalb Jahrtausend nach den Anfängen ihrer Civilisation, zu einer hervorragenden Bedeutung in dem Seewesen gelangte. In der ersten Hälfte des Mittelalters standen Albions Einwohner in der Benutzung des Elementes, worauf die Größe und Macht ihrer Nachkommen beruhen sollte, weit gegen ihre Stammgenossen in der heutigen Bretagne zurück, noch weiter gegen die Normannen, welche die Armuth des heimathlichen Bodens antrieb, ja, nöthigte, selbst durch weite Fahrten über das Meer ihren Lebensunterhalt zu suchen, und welche mit ihren leichten und gebrechlichen Fahrzeugen von Norwegen bis Sicilien alle Küstenländer und die reichsten Flußthäler heimsuchten und ausplünderten. Diese Erscheinung ist noch

auffallender dadurch, daß die Angel-Sachsen vor ihrer Niederlassung in England selbst kühne, unternehmende Seefahrer waren, welche über ein Jahrhundert lang die britische und die gallische Küste bis zur Loire als ihr Eigenthum ausgebeutet hatten. Merkwürdig! Kaum haben diese Sachsen auf britischem Boden festen Fuß gefaßt, so werden sie dem Meere entfremdet, zeigen sich wehrlos gegen die Seeräubereien der Normannen oder Dänen, und nur der Drang der Umstände zwingt sie zu vorübergehenden Anstrengungen. Eben so wenig glänzen auch die Normannen in Seekämpfen, nachdem sie sich unter Wilhelm dem Eroberer auf der britischen Insel niedergelassen haben. Dennoch ist die Lösung dieses scheinbaren Räthsels sehr einfach. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß in frühen, uncultivirten Zeiten sich nur die Bewohner unfruchtbarer oder beschränkter Küstenstriche im Seewesen auszeichnen, so die Phönizier des Alterthums; der englische Boden aber war üppig genug, um seine neuen Ansiedler reichlich zu nähren. Zu einem ausgebreiteten Seehandel war keine Aufforderung vorhanden, denn auszuführen hatte man nur wenig, und was man etwa von südlichen Natur- und Kunst-Erzeugnissen bedurfte, das lieferte das benachbarte Frankreich. Eine Seemacht entsteht erst bei höherer Cultur, bei vermehrten Bedürfnissen, bei lebhafterem Handel.

Auch in der zweiten Hälfte des Mittelalters können sich die Engländer noch keiner Ueberlegenheit zur See rühmen, wenn auch in den fast anderthalbhundertjährigen Kriegen mit Frankreich einzelne glänzende Erfolge gewonnen werden. Vielmehr blieb England bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts in Handel, Gewerbfleiß, Schifffahrt, Seemacht und Colonialwesen hinter andern Ländern, namentlich Holland und Spanien, zurück. Die ersten Vorzeichen der künftigen oceanischen Größe, auch einzelne schwache des industriellen Aufschwungs, fallen in die letzten Zeiten der Königin Elisabeth. Als die stolze Armada Philipp's II. nahte, um England als leichte Beute wegzunehmen, rüstete Elisabeth eine Flotte von 200 Schiffen, welche die sogenannte „unüberwindliche“ des Spaniers zerstreute und vernichtete, und dieselben Männer, welche im Kriege die jugendliche Seemacht anführten, ein Forbisher und Drake, hatten schon vorher begonnen, durch Entdeckungsreisen in bisher unbekannte Meere, sowohl dem Seehandel neue Bahnen zu eröffnen, als Fortschritte für die geographische Wissenschaft zu erzielen. Forbisher suchte eine nordwestliche Durchfahrt nach Indien und fand den Eingang zu der Anfangs nach ihm, später nach Hudson benannten Straße, eben so Davis den Eingang zur Baffins-Bai, der noch heute die Davisstraße heißt; Drake und Cavendish umschifften die Erde. Im Jahre 1591 segelten die Engländer zum ersten Male nach Ostindien, und im Jahre 1600 entstand die ostindische Gesellschaft, welche von geringen Anfängen sich zu einer Macht erhoben hat, die alle ähnlichen Erscheinungen übertrifft, jedoch in dem jüngsten Kriege (1858) ihre politische Bedeutung verlor. Auch in Nord-Amerika zeigten sich schon die Anfänge der englischen Colonialmacht durch die Gründung Virginiens,

welches seinen Namen von der jungfräulichen Königin erhielt. Zudem deutete Lee's Erfindung des kunstreichen Strumpfwirkerstuhles schon an, was Engländer einst auf diesem Boden noch leisten würden.

Durch Elisabeth's Tod ward die ganze Insel unter einem Scepter, dem des Hauses Stuart, vereinigt. Die bisherigen Erfolge zur See, im Kriege und im Frieden, hatten die Vorliebe der Nation dem Seewesen zugewandt, und im 17. Jahrhundert, selbst während der Bürgerkriege, machten Handel und Seefahrt reißende Fortschritte. Die Seefahrt verfolgte den doppelten Zweck, sowohl den Verkehr Europa's mit den neu entdeckten Ländern als den der verschiedenen europäischen Länder unter einander zu vermitteln.

Zur Ausbildung des Seewesens wirkten mehrere aus der insularen Stellung des Landes und seiner Küstenentfaltung hervorgehende Umstände zusammen. Zunächst liegen fast alle großen Städte, mit Ausnahme der erst später aufgeblühten neueren Fabrikstädte, an Meeresbuchten oder doch in deren Nähe; manche, die jetzt binnenländisch sind, waren früher, als die Schifffahrt mit minder tief gehenden Fahrzeugen getrieben wurde und die Flüsse nicht so versandet waren, als Seestädte zu betrachten. Ein sehr großer Theil des Binnenverkehrs wird daher auf dem Seewege durch Küstenfahrt betrieben, und diese hat durch den vermehrten Gebrauch der Steinkohlen, namentlich an der Ostküste, in hohem Maße zugenommen. Die Küstenfahrt aber ist wegen der vielen damit verbundenen Gefahren eine treffliche Schule, welche allein, ohne allen auswärtigen Handel, der englischen Marine eine hinreichende Zahl von geübten Matrosen verschaffen würde.

Zur Belebung dieser Küstenfahrt trägt auch der Umstand wesentlich bei, daß die kleinen, unbedeutenden Flüsse, wie England bei seiner geringen horizontalen Ausdehnung nur solche haben kann, durch das Eindringen der Meeresfluth, sowohl des Oceans als der Nordsee, eine frühe Schiffbarkeit erhalten und deshalb an ihren zu Meeresbuchten erweiterten Mündungen große Handelshäfen entstehen sahen, so Liverpool am Mersey, Bristol an der Severn, Hull am Trent, und in größerer Entfernung von dem Meere London an der Themse, die oberhalb London eher das Ansehen eines freundlichen Wiesenbaches, als eines Stromes hat. Während die Handelshäfen an den Mündungen der größeren Flüsse gedeihen, zieht man für die Kriegshäfen geschützte Buchten vor, die keine oder nur unbedeutende Gewässer aufnehmen und deshalb der Versandung weniger ausgesetzt sind. Eine Reihe solcher Kriegshäfen bietet die Südküste dar, nach welcher schon deshalb kein irgend bedeutender Fluß sich ergießen kann, weil die Themse in geringer Entfernung mit ihr parallel läuft. Tiefe Buchten aber bildet die Macht der Strömungen und Fluten des Meeres, zumal wo irgend ein kleiner Bach ein Thor öffnet; um so günstiger, wenn vorliegende Inseln die Rhede schützen. So konnte England gerade an seiner Frankreich gegenüberliegenden Südküste die wichtigsten Stationen für seine Kriegsflotte wählen, die vermöge ihres tüchtigen Materials, ihrer zweck-

mäßigen Organisation und des sie durchdringenden musterhaften Geistes der Ordnung, Zucht und Ehre mit Recht als Vorbild für alle Flotten der Erde gilt.

Zu dieser für den Seeverkehr günstigen Naturausstattung der Insel, welche der Unternehmungsgeist und die Betriebsamkeit des Volkes zu steigern versteht, kömmt noch die günstige Lage des Landes in der unmittelbaren Nachbarschaft des cultivirtesten aller Continente. Gerade der durch seine niedrigen Küsten und bedeutendsten Flußmündungen zugänglichste Theil Großbritanniens, seine Ostseite, ist nicht dem unermeßlichen Ocean, sondern dem europäischen Festlande zugekehrt und hat solche Gegengestade in den gegenüberliegenden Ländern am Canal und an der Nordsee, die ihm in der Seefahrt vorangegangen waren, von denen es also eine schon ausgebildetere Seekunde empfangen und mit denen es in einen geregelten und lebhaften Verkehr treten konnte. Namentlich ist Holland Englands Lehrmeister gewesen, den der von der Natur mehr begünstigte Schüler bald übertraf. Auch die Westseite Englands hat noch ein Gegengestade an der Ostküste von Irland, welches gleichsam einen oceanischen Vorposten bildet. So liegt England mit seinen drei Meeresseiten (die vierte Seite grenzt an Schottland) an Zwischenmeeren, welche ihm Bevölkerung, Cultur und Handelsverkehr zuführten: die Nordsee oder das skandinavische Zwischenmeer ist seine Verkehrsstraße mit den skandinavischen Völkern und mit Deutschland, welche ihm den germanischen Stamm der Angeln und Sachsen und seine Verbindung mit der Hansa brachte, über den Canal oder das französische Zwischenmeer hat England seine celtische und später seine französisch-normannische Bevölkerung erhalten; das irische Zwischenmeer trug die britischen Flüchtlinge nach Irland und rettete daselbst das Celtenthum vor Römern und Sachsen. So einflußreich waren diese kleineren oceanischen Formen der Zwischenmeere.

Den ersten Schritt zur Seeherrschaft verdankte also England seinen Flüssen und Meerbusen, den zweiten seinen Zwischenmeeren, den dritten aber dem Ocean, der das Inselreich in die allseitigste Weltverbindung setzte und seine Colonialmacht begründete. Während die meisten Inseln naturgemäß in räumlicher und politischer Abhängigkeit vom Festlande stehen, ist Großbritannien der einzige unabhängige Inselstaat Europa's und, mit alleiniger Ausnahme von Japan, der einzige Inselstaat von Bedeutung auf der ganzen Erde. Nachdem es nur verhältnißmäßig kurze Zeit (unter der römischen Herrschaft) in Continental-Abhängigkeit gestanden, hat es vielmehr andere Inseln und insularische Punkte aus ihrem natürlichen Verbande gelöst, so zunächst in Europa: Helgoland, die normannischen Inseln, Gibraltar, Malta und die ionischen Inseln. Nie hat eine Nation sich in gleicher Weise den Ocean dienstbar gemacht, niemals eine mit größerm Scharfblicke scheinbar unbedeutende Punkte in und am Ocean, und wie wir eben sahen, selbst an Binnenmeeren zu einer politischen und commerciellen Bedeutung zu erheben gewußt, keine hat so viele und so folgenreiche oceanische Weltfahrten

theils in politischem oder mercantilem, theils in wissenschaftlichem Interesse ausgeführt, als die britische. Welcher Unterschied zwischen den stets dieselbe Wasserstraße verfolgenden Hin- und Herfahrten der Spanier nach dem einmal aufgefundenen Amerika und der oceanischen Allgegenwart der Briten, welche sich nicht begnügen, im ewigen Einerlei die Producte des bedürfnißreichen Europa gegen den Ueberfluß der beiden so erzeugnißreichen Indien u. s. w. auszutauschen, sondern auch den ihnen dienstbaren Ocean nach allen Richtungen und Beziehungen wissenschaftlich ergründen, indem sie neue Straßen aufsuchen, seine Wasser- und Luftströmungen erforschen, seine Tiefe messen, astronomische Beobachtungen und Ortsbestimmungen treffen, die Abweichungen der Magnetnadel bestimmen u. s. w. Und wie viele dieser Fahrten sind ein Kampf unerschütterlicher Entschlossenheit gegen fast unglaubliche Gefahren und Entbehrungen gewesen! Die Folge davon war, daß das Inselreich zuletzt alle Continentalstaaten in der Vermittelung und Beherrschung des Weltverkehrs überflügelte und daß dasselbe vorzugsweise die Aufgabe übernahm und lös'te, durch Entdeckungen, Eroberungen, Colonieen und Handel europäische Civilisation in allen übrigen Erdtheilen zu verbreiten. Daher hat auch die englische Sprache, welche aus einer Vermählung der beiden edelsten Sprachen des späteren Europa, der germanischen und romanischen, entstanden ist, wobei jene die sinnliche Grundlage hergab, diese die geistigen Begriffe zuführte, sich mit beispielloser Schnelligkeit über die Küsten und Inseln der drei culturfähigen Oceane, des großen, des atlantischen und des indischen, ausgebreitet und darf schon jetzt mit vollem Rechte eine Weltsprache genannt werden. — So übertrifft denn jetzt in der Großartigkeit des Handels und der Schifffahrt die britische Nation alle europäischen bei Weitem.

Als nun in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Meeresherrschaft Englands kaum mehr bestritten war, da begann das zweite Stadium seiner Entwickelung: die Verbindung der oceanischen Größe mit der industriellen. Bisher hatten die Wollen-Manufacturen den vorzüglichsten und fast einzigen Gegenstand industrieller Thätigkeit ausgemacht und diese hatte sich auf den Osten der Insel zwischen Themse und Wash beschränkt; jetzt aber entstanden in den ärmeren, von anderen Hülfsquellen entblößten Theilen des Landes, wo Eisen und Steinkohlen, diese beiden Haupthebel einer ins Große getriebenen Fabrikation, zugleich vorkommen, aus unbedeutenden Dörfern reiche Fabrikstädte, wie Birmingham, Manchester, Sheffield, Leeds, und in ihrer Nähe blühten Hafenstädte, wie Liverpool, Hull, rasch empor, deren Aufschwung natürlich auch den Wohlstand des ackerbauenden Englands beförderte, zu dem das gewerbliche England von nun an einen entschiedenen Gegensatz bildete.

Einen weiteren unermeßlichen Fortschritt machte dieser Gewerbfleiß gegen Ende des 18. Jahrhunderts durch die Anwendung der Dampfkraft, die eine Menge von Maschinen gleichzeitig in Bewegung setzte und dem Menschen nur die Aufsicht ließ. Während früher die spär-

lichen, nicht selten im Winter gefrierenden und im Sommer versiegenden Wasserläufe die Triebkraft für eine immerhin beschränkte Zahl von Maschinen gebildet hatte, gestattete die Dampfmaschine die Ausdehnung der gewerblichen Anlagen ins Unermeßliche und die Zusammenhäufung vieler auf einem Raume zu wechselseitiger Unterstützung. Nur die Nachbarschaft reichhaltiger Steinkohlenlager war hierbei die einzige Bedingung. Nun aber hat England die ganz eigenthümliche Begünstigung von der Natur erfahren, daß reiche Lager trefflichen Eisensteins im Schooße des Steinkohlengebirges ruhen und den Kohlenflötzen so nahe, daß mitunter dieselbe Grube Kohlen und Eisenstein zugleich fördert, eine um so fruchtbarere Verbindung, seitdem man durch Abschwefelung die Steinkohle zur Gewinnung des Eisens brauchbar zu machen gelernt hat.

Zu diesem gemeinschaftlichen Vorkommen der beiden wichtigsten Urstoffe gesellt sich noch der weitere Vortheil, daß die Steinkohlenbezirke, welche 5 pCt. des englischen Bodens einnehmen, theils in der Nähe des Meeres liegen, wie der von Northumberland und Wales, theils in der von Flüssen, Canälen und Eisenbahnen durchkreuzten Sandstein-Ebene, und also die Rohstoffe leicht zu den Hüttenwerken und Fabrikstädten gelangen und das verarbeitete Product von diesen eben so leicht den Weg nach den consumirenden Gegenden des Inlandes und nach dem Meere findet. Dieser Transport kolossaler Massen von Materialien und verarbeiteten Producten wird um so mehr erleichtert, als die Fabrikbezirke alle für den Eisenbahnbetrieb günstigen Bedingungen vereinigen: ebenen Boden, Eisen- und Kohlenreichthum.

Endlich darf auch nicht übersehen werden, daß die englische Industrie nicht, wie etwa die französische, auf Gegenstände des Luxus gerichtet ist, sondern für die große Masse der Consumenten arbeitet, daher die Wohlfeilheit zu einem Hauptziele ihres Strebens macht und eben dadurch den Umfang der Consumtion ungemein gesteigert hat.

Dieser riesenhafte Aufschwung der Industrie seit einem halben Jahrhunderte hatte eine Zunahme der Bevölkerung zur Folge, wie sie in keinem andern europäischen Staate eine ungewöhnlich lange Friedens-Periode hervorrief. England nebst Wales hatte im Jahre 1800 9 Millionen Einwohner, im Jahre 1857 dagegen 19 Millionen, also eine Vermehrung von mehr als 110 Procent, wovon natürlich der bei Weitem größere Antheil auf die Fabrikregionen fällt. Denn in den Bezirken, welche sich in älterer Zeit durch Gewerbthätigkeit auszeichneten, hat sich eine allmählige Abnahme derselben gezeigt, die bei dem sonstigen ungeheuren Wachsthum der Production einem Verschwinden fast gleich zu achten ist. So sehr haben die Steinkohlenbezirke alle großen Gewerbe des Landes an sich gezogen und jeder derselben entwickelt eine besondere Thätigkeit. Im Osten und Westen der penninischen Kette hat die Baumwollen-Fabrikation ihren Sitz. Manchester erhält durch seine benachbarte Hafenstadt Liverpool den rohen Stoff und läßt denselben auf dem nämlichen Wege, als Zeuge oder Garn verarbeitet, ausführen. Die Verarbeitung der Schafwolle, theils inländischer,

theils deutscher, die der benachbarte Hafen von Hull einführt, beschäftigt vorzugsweise die Bevölkerung von Yorkshire, namentlich die von Leeds. Im südlichen Theile von Yorkshire verarbeitet Sheffield Stahl zu Messern und Scheeren. Im südlichsten Kohlenbezirk (von Warwickshire und Straffordshire) ist Birmingham der Mittelpunkt der Eisen-Fabrikation. Die Kohlenbezirke unmittelbar an der Küste im Nordosten führen zur See das rohe Product aus, um diejenigen Gegenden des Landes mit wohlfeilem Brennmaterial zu versehen, welche dessen selbst entbehren. Newcastle und Sunderland führen auf größeren Schiffen der riesigen Hauptstadt ihren unermeßlichen Bedarf zu, auf kleineren allen Küstenorten bis Plymouth; Südwales liefert der Westküste ihren ungleich geringeren Bedarf.

Somit zerfällt das heutige England in eine größere, ackerbauende und in eine kleinere, gewerbliche Hälfte mit sehr schroffen Contrasten der Physiognomie des Landes und der socialen Zustände. Das ackerbauende England, welches den Osten und Südosten des Landes umfaßt, enthält die erste Hauptstadt der Welt, die seit dem Anfange des Jahrhunderts ihre Bevölkerung verdreifacht hat, die Sitze der Wissenschaft, die Kathedralstädte des reich dotirten Clerus, die stattlichen Schlösser des hohen Adels mit ihren reichen Kunstsammlungen, von weitläufigen Parks umgeben, zahlreiche, bescheidene, aber anmuthige Landsitze der kleineren Gutsbesitzer, die reinlichen Dörfer der ackerbautreibenden Bevölkerung, endlich die besten Kriegshäfen. Auch ist die Ebene der vorherrschende Mittelpunkt der englischen Geschichte. Dagegen enthält das gewerbliche England, welches den Westen und Norden, zum Theil auch den Nordosten des Landes umfaßt, die unerschöpflichen Kohlengruben, die ergiebigsten Metalllager, die großen und kleinen Fabrikstädte nebst ihren durch Wasser- und Eisenstraßen benachbarten Stapelplätzen an der Küste zur Einfuhr von Rohstoffen und zur Ausfuhr der Erzeugnisse der Industrie. Die Fabrikstädte, schon von ferne durch eine Reihe thurmähnlicher Schornsteine sich ankündigend, im Innern mit ihren düsteren, von kasernenartigen Steinmassen eingeschlossenen Straßen sind stets in dichte, schwarze Rauchwolken gehüllt und von dem unaufhörlichen Getöse der zahllosen Werkstätten belebt, weshalb der reiche Fabrikherr sie jeden Abend verläßt, um auf seinem benachbarten Landsitze reine Luft zu athmen.

In Schottland wiederholen sich, wie im Bau des Landes, so in der Lebensweise und Beschäftigung seiner Bewohner die Gegensätze der englischen Zustände, nur in verschiedenem Verhältniß. Glasgow im Westen, in der Nähe der reichsten Steinkohlenlager, ist ein halbes Manchester, wenn auch nicht so neu, noch so ganz ausschließlich Fabrikstadt; — Edinburgh eine Hauptstadt, Universität, Versammlungsort des Adels, dem Westende von London entsprechend, wie der Hafenort Leith der City von London, in der Mitte der reichsten Kornfelder, der schönsten Landsitze. Das schottische Hochland ist ein Wales im vergrößerten Maßstabe.

182. Die Bevölkerung Großbritanniens *).

(Nach Albr. v. Roon, Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde.)

Die heutigen Bewohner der vereinigten Königreiche sind theils germanischen, theils celtischen Stammes; der letztere ist der ältere, ureingeborene, der erstere der numerisch und politisch herrschende. Nachdem die auch Großbritanniens ebenen Süden umfassende Römerherrschaft zusammengebrochen, bildeten die deutschen Stämme der Angeln und Sachsen den Keim der nachmaligen germanischen Bevölkerung und Obmacht. Dänische und normännische Abenteurer verstärkten bekanntlich das germanische Element, ungeachtet sie die Sachsenherrschaft und das Sachsenthum bedrängten. Nichtsdestoweniger erscheint dieses letztere, durch zahlreiche Nachfahrer aus der Heimath verstärkt, als der Haupt-Typus der germanischen Bevölkerung Britanniens. Diesen hat die nachfolgende Ueberflutung durch die normännisch-französische Völkerwelle nicht verwischt, vielmehr aufgefrischt, denn sie war ebenfalls ihrem Urwesen nach germanisch. Dies sind die Elemente, aus deren Verschmelzung auf britischem Boden ein Volksthum entstanden ist, das in gewissen Beziehungen unter allen germanischen das kräftigste genannt werden muß. Die heutigen Engländer sind daher vorzugsweise als die Söhne jener ersten angelsächsischen Eroberer und Einwanderer zu betrachten, wenngleich sie auch anderes germanisches und im Laufe der Zeit nicht wenig celtisches Blut in sich aufgenommen haben mögen. Dies letztere wenigstens ist fast ohne alle erkennbaren äußerlichen Spuren assimilirt worden, während die zwar in ihren Wurzeln und Formen dem Niederdeutschen noch immer sehr ähnliche englische Sprache durch die als Sieger und mit überlegener Bildung über den Canal gekommenen französirten Normannen eine unverkennbar fremdartige Beimischung erhalten hat.

Diese Sprache ist gegenwärtig in beiden Königreichen die entschieden vorwaltende, so daß es nur noch verhältnißmäßig wenige abgelegene Grafschaften in West-Irland, Hoch-Schottland, Wales und Cumberland gibt, wo ihr die Herrschaft von den der celtischen Urbevölkerung eigenthümlichen kymrischen und ersischen Mundarten bis jetzt streitig gemacht wird. Die celtische oder gälische Bevölkerung besteht nämlich aus den beiden einander nahe verwandten Stämmen der Briten oder Kymren und der Gälen oder Ersen. Beide theilen sich wieder in zwei dialektlich verschiedene Völkerschaften. Zu den ersteren gehören die Wälschen oder Walliser, welche in dem größten Theile von Wales ausschließlich die ländliche Bevölkerung bilden, und die Cambrier oder die cambrischen Briten in den Gebirgsgegenden der Grafschaften Cumberland und Westmoreland.

*) Vgl. des Nordamerikaners Ralph Waldo Emerson's Charakteristik der Engländer in K. Andree's geographischen Wanderungen, I. S. 14 ff.

Zu den gälischen oder ersischen Völkerschaften gehören die Scoten oder Schotten, die man auch vorzugsweise „Gälen" genannt hat, und die Iren (Irländer) oder Ersen im engeren Sinne. Jene, wie die britischen Bewohner Englands, in die rauheren, öderen Gegenden ihres Landes zurückgedrängt, bevölkern gegenwärtig — soweit das Fortdauern ihrer Sprache es erkennen läßt — nur noch das schottische Hochland, die benachbarten hebridischen und orkadischen Inselgruppen, so wie einen großen Theil von Mittel-Schottland, die Insel Man und die irischen Küsten des Nord-Canals. Die Bewohner Süd-Schottlands und ein großer Theil der Städtebewohner des mittleren und nördlichen sind dagegen so vollständig anglisirt, daß ihre fremdartige Abstammung kaum noch an der eigenthümlichen Aussprache und der ungermanischen Körperbildung einigermaßen zu erkennen ist. Aber auch in den erstgenannten Gegenden gewinnen englische Sprache und Sitte täglich größere Ausbreitung, so daß die Zahl der gälisch sprechenden Bevölkerung in runder Summe höchstens noch auf eine Million geschätzt werden kann. Selbst in Ireland hat die englische Sprache das Ersische mehr und mehr, ja, in noch höherem Grade als in Hoch-Schottland verdrängt.

Der eigentliche Engländer zeichnet sich noch heute durch seine germanische Leibesgestalt, so wie durch das standhafte, männlich-ernste, entschlossene, besonnene und verständige Wesen, durch jene Freiheitsliebe und Gesetzlichkeit aus, welche an seinen angelsächsischen und normännischen Urvätern gerühmt werden. Eben so sind die Kymren, obgleich manches Angelsächsische unter sie gekommen, noch immer ganz wesentlich von jenen unterschieden. Sie sind, in kürzeren, gedrungeneren, gewandteren Gestalten, mit dunklerem Auge und Haar und ausgeprägterer Gesichtsbildung, lebendiger, leichter und reizbarer, als die Abkömmlinge ihrer Ueberwinder. In den schottischen, ja, zum Theil (wie auch der Dialekt beweiset) schon in den northumberländischen Germanen scheint sich das sächsische Blut mehr mit skandinavischem gemischt zu haben. Der Schotte ist biegsamer, beweglicher, mittheilender als der Engländer; er ist minder abgeschlossen, doch zugleich minder selbständig, faßt und begreift aber darum auch Fremdes mit größerer Leichtigkeit auf, als dieser, der ihm, dieser größeren Fügsamkeit und Geflissenheit wegen, Hinterlist, Habsucht, Glücksritterei und Unredlichkeit zur Last legt. — Ganz anders, ja, theilweise ganz entgegengesetzt stellt sich die dem wälschen Typus ähnliche Eigenthümlichkeit der Ersen dar. Neben der schweren, kalten, besonnenen Art und Weise der germanischen Briten fällt ihr bewegliches, phantasiereiches, munteres, heißblütiges Wesen um so merklicher auf. Verschiedenheit der heimathlichen Natur und des historischen Geschicks haben indeß auch hier wieder eine deutliche Schattirung in den Charakteren der schottischen und der irischen Gälen bewirkt. Der Hoch-Schotte hat in seinen rauhen, schneeigen Bergen, an seinen stürmischen Felsgestaden ein festeres, selbständigeres Wesen, eine härtere Tapferkeit, kühneren Unternehmungsgeist, beständigere Neigungen gewonnen, als der Ire, dem von jeher Festigkeit, Beharr-

lichkeit, innere wie äußere Selbständigkeit und, ungeachtet seines lebhaften Verstandes, die Klarheit, die männliche Mündigkeit und Besonnenheit gefehlt hat, welche zur vernünftigen Leitung der eigenen Angelegenheiten unerläßlich ist; der Irländer ist tapfer, aber unbeharrlich; lebhaft und beweglich, aber nicht fleißig; geistreich, aber nicht verständig; er ist vorherrschend ein Phantasie-Mensch, daher erregsam, sorglos, aber auch verworren bis zur Lächerlichkeit; er ist fröhlich oder niedergeschlagen, ganz wie es die Stimmung des Augenblicks ihm eingibt; ihm fehlt die starke Selbstbeherrschung, der unerschütterliche Gleichmuth, die besonnene, unermüdliche, stets verständige Thätigkeit und Tüchtigkeit, wodurch der Engländer zu seinem und der Meere Herrn geworden.

Die Macht und Bedeutung der britischen Monarchie beruht also vorzugsweise auf der gesunden Energie ihrer germanischen Bevölkerung, der 17 Millionen Engländer und Schotten sächsisch-normännischen Blutes, unter denen aber die eigentlichen Engländer, wäre es auch nur wegen ihrer großen Ueberzahl (15 Millionen), entschieden hervorragen. Der Engländer hat also ein Recht, mit stolzem Bewußtsein um sich zu blicken. Die ganze Größe seines Namens, die Weltbedeutung seines Landes ist eine Frucht seiner Tüchtigkeit. Weil er sich als Mann und Bürger seiner Festigkeit und Würdigkeit vollkommen bewußt ist, weil er das Seinige und das Heimische mit tüchtigem, klarem Verstande faßt und versteht, aber aus seiner insularischen Einseitigkeit nicht wohl heraus kann, und Fremdes und Entlegenes nicht leicht zu begreifen vermag und begehrt: so schließt er sich mit schroffer, hochmüthiger Kälte gegen alles ab, was nicht er selbst ist, und nicht bloß gegen den Ausländer, sondern sogar gegen das Nachbarliche und Nächste, sofern sein Interesse dabei nicht im Spiele ist. Dies führt den Einzelnen oft zu dem krassesten Egoismus, während in der Gesammtheit kein Volk einen größeren, lebendigeren und aufopfernderen Gemeingeist offenbart. Ihre Gebräuche und Belustigungen (Wettrennen, Jagden, Hahnenkämpfe ꝛc.), ihre Gedanken und Empfindungen sind sämmtlich männlicher, tüchtiger Art, aber sie bewegen sich in einem gewissen Kreise, über den sie nicht hinaus können; innerhalb dieser selbstgezogenen nationellen Schranken erscheinen sie bewunderswürdig verständig, im höchsten Grade anstellig, beharrlich und consequent bis zur eigensinnigsten Wunderlichkeit: aber alles, was nicht in den nationellen oder individuellen Formalismus paßt, was ihren Ansichten und Meinungen nicht zusagt, verachten sie ohne Weiteres mit dem ihnen eigenthümlichen kaltblütigen Gleichmuth.

Dieselbe Erscheinung wiederholt sich auch in den wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen und Leistungen dieses merkwürdigen Volkes. Fast in allen Zweigen des Wissens und Könnens hat es große und leuchtende Namen aufzuweisen, aber fast überall ist die Art und Weise der Bestrebung mehr eine praktische und concrete als eine theoretische und abstracte. Darum beschäftigt sich die englische Gelehrsamkeit mehr mit der Beobachtung und Erklärung der Thatsachen, als

mit der Ergründung der obwaltenden Gesetze, und, im Gegensatze mit der tieferen, spekulativeren Geistesthätigkeit der Deutschen, mehr mit der realen als mit der idealen Seite der Dinge. Darum hat sich die englische Wissenschaftlichkeit vorzugsweise denjenigen Gegenständen zugewandt, die eine unmittelbare Nutzanwendung versprachen. Für den Zweck ihrer Weltherrschaft und Weltschifffahrt, ihrer Weltindustrie und ihres Welthandels war daher den Engländern vorzugsweise die Erforschung der mathematischen und Naturwissenschaften eine Lebensaufgabe, und sie haben sie auf bewundernswürdige Weise gelöset; noch täglich und mit wachsendem Erfolge erweitern sie diese Gebiete mit einer Unermüdlichkeit, welche alle Länder, alle Meere durchforscht und die Geheimnisse aller Zonen und Fernen aufschließt. Wo wir uns nur umschauen auf den Sternwarten, in den Erzgruben, bei Mühlen und Webstühlen, auf den von Rauch dampfenden Strömen, Meeren und Landstraßen, da erblicken wir diesen englischen Sinn, diese englische tapfere Arbeit und ihren Sieg über die blinden und willenlosen Naturkräfte.

Vornehmlich in dieser Richtung sind auch die Erfolge zu suchen, so die Engländer in den Künsten gehabt. Sie sind groß in den „Künsten der unteren Ordnung", welche der Mechanik, der Technik angehören und die Vervollkommnung und Veredlung der materiellen, aber verfeinerten Lebensbedürfnisse und Lebensgenüsse (Comforts) beabsichtigen, deren Besitz und Werth sie offenbar zu hoch anschlagen. In den schönen Künsten der Bildhauerei, Malerei und Musik haben sie dagegen bisher nur Mittelmäßiges, mehr in der Baukunst geleistet. Sie sind kein Volk voll lebhafter, warmer Phantasie, aber Humor, Witz, kaustische Schärfe, Lebendigkeit und Klarheit der Gedanken: das ist ihre Sache, das zeichnet ihre großen Dichter, ihre Redner aus, und kein Volk der Erde hat seit den großen Zeiten der Griechen und Römer seine Sprache besser zu brauchen gewußt, und in der Beredsamkeit so Großes geleistet, als dies Volk, welches auf den ersten Anblick zum Schweigen und höchstens für unartikulirte Laute geschaffen zu sein scheint.

183. Contraste zwischen den Engländern und Franzosen.

(Nach J. G. Kohl, Land und Leute der britischen Inseln.)

Die Verschiedenheit zwischen beiden Nationen ist so groß, daß es ein wahres Wunder wäre, wenn sie im Ganzen genommen etwas Anderes für einander empfänden, als Antipathie. Sie stehen sich in ihrem ganzen Wesen so schroff entgegen, daß es fast scheint, als habe ein böser Geist es so gefügt, daß diese wie Wasser und Feuer sich widerstreitenden National-Charaktere, diese wie + und — in allen Stücken sich negirenden Volks-Eigenthümlichkeiten, diese vom Kopf bis zum Fuß

verschiedenen Leute in zwei Länder versetzt wurden, die nur durch den schmalen Canal La Manche von einander getrennt sind.

Die Engländer sind lang, die Franzosen klein von Statur, — die Engländer erscheinen mit ihrem hellen Teint, ihren blauen Augen, überhaupt mit allen ihren matten Farbentönen als Kinder des Nordens, die Franzosen mit ihren feurigen, dunklen Augen, ihren schwarzen Haaren wie die Repräsentanten des Südens, — die Engländer sind auf der Oberfläche kalt und ruhig, die Franzosen warm und lebhaft, — die Engländer glimmen, die Franzosen flammen, — jene bewegen sich ernst und gemessen, oft steif, wie Statuen, diese sind in ihren Manieren lebhaft, oft überlebendig, wie Tanzmeister, — die Engländer haben die geringste Empfänglichkeit für Gegenstände des Geschmacks und der Kunst, die Franzosen die höchste, — die Engländer rühmen sich ihrer Kraft, die Franzosen ihrer Delicatesse, — die Engländer verachten den Enthusiasmus als etwas Kindisches, doch sind sie einmal in Bewegung gesetzt, so ist diese Bewegung dauernd, die Franzosen sind für Freundschaft, für Tugend, für alles Schöne und Gute leicht erregbar, schnell enthusiasmirt, doch wirkt der Enthusiasmus bei ihnen nicht nachhaltig.

Welche größere Contraste gibt es als den zwischen Mars und Mercur, als den zwischen dem militärischen Ruhme, welcher das goldene Kalb der Franzosen ist, und den industriellen und commerciellen Unternehmungen, durch welche die Engländer ihre Lorberen erringen?

Wie verschieden ist die Denkweise beider Nationen in der Politik, wie verschieden ihr Verfahren in der Behandlungsweise aller politischen Wissenschaften? Die Franzosen wollen immer Neues bauen, die Engländer immer das Alte conserviren. Die Franzosen sind Demokraten, die Engländer Aristokraten. Bei den Franzosen ist Alles Theorie, bei den Engländern Alles Erfahrung, Alles „matter of fact“. Jene verfallen daher leicht in den Fehler, die Facta zu mißdeuten, die Erfahrungen unberücksichtigt zu lassen, erst Theorieen zu ersinnen und darnach die Erscheinungen zu erklären, diese in den entgegengesetzten, der Erfahrung zu viel Gewicht beizulegen, sich in einem Irrgarten von „matter of fact“ zu verlieren und der Theorie, der Blüthe aller Erfahrung, verlustig zu gehen.

Wie verschieden ist die Einkleidung der Gedanken bei beiden Nationen, ihre Sprechweise und ihr Stil! Die Franzosen suchen Alles in sprudelndem Geist, in künstlichen Antithesen, in feinem Witz, während die Engländer Alles in einfache, natürliche Sprache, klare Darstellung, derbe und handgreifliche Vergleiche setzen. Welcher Contrast zwischen dem „esprit“, der in allen französischen Schriften sprudelt, und dem „humour“ und „common sense“, der in allen englischen Büchern fließt!

Die Franzosen sind poetisch in ihrem Wesen, aber ohne Poesie in der Tiefe ihrer Seele, — die Engländer scheinen auf den ersten Anblick die personificirte Prosa zu sein, aber im Innern sind sie von tiefer Poesie durchdrungen, — die Franzosen sind sentimental, die Eng-

länder haben tiefes Gefühl, — die Franzosen geben bald alles, was sie in sich haben, von sich, die Engländer geben von vorn herein nichts, — die Franzosen lieben zuvorkommendes Wesen, die Engländer hassen es, — die Engländer scheinen den Franzosen schwer wie Blei, die Franzosen den Engländern leicht wie Federn, — das ganze Auftreten des Franzosen ist dem Engländer in London unwiderstehlich komisch, die ganze Erscheinung des Engländers reizt den Franzosen in Paris zum lauten Lachen.

Die Franzosen finden in allen anderen Nationen etwas, das ihnen zusagt: bei den Deutschen die Bonhommie, bei den Spaniern das Feuer, bei den Slawen das gewandte Wesen, bei den Italienern sehr viele Dinge. Aber von welchen Eigenschaften des Engländers findet sich der Franzose angenehm erregt?

Bei jeder anderen Nation finden die Engländer doch wenigstens etwas, das ihnen wohlgefällt, und das sie ihrem eigenen Wesen gewissermaßen verwandt fühlen: bei den Holländern das Phlegma, bei den Spaniern die Gravität, bei den Deutschen den gesunden Menschenverstand, bei den Ungarn den aristokratischen Sinn. Aber welche Affinität mit den Franzosen empfinden die Engländer in sich? Ich glaube, ganz ohne Scherz, daß, wenn die Türken Herren und Bewohner des Landes im Süden des Canals wären, die Engländer sich leichter mit ihnen ausgleichen würden, als sie es mit den Franzosen thun.

184. Charakteristik der einzelnen Landestheile und ihrer Bewohner.

(Nach E. M. Arndt, Versuch in vergleichender Völkergeschichte.)

Der Süden Englands bis an den Humber ist von dem Volk der Angeln, Sachsen und Friesen bewohnt und bezeichnet bis heute die Art und das Gemüth dieser Stämme, ein ernstes, beklommenes und geschlossenes Wesen, Standhaftigkeit, Hartnäckigkeit und Tapferkeit und eine unbezwingliche Freiheitsliebe und Gesetzlichkeit. Hier fließt das englische Volksblut, des Sinnes für ächte und gute Freiheit und Gleichheit, hier fließt auch das kühlste Blut der Besonnenheit und Verständigkeit, wodurch allein England ist, was es ist und sein wird. London ist das Herz der acht Millionen Engländer, die in diesem Gebiete wohnen. Dieser Theil ist das erregende und belebende Element der englischen Bewegungen und Kämpfe für Erringung gesetzlicher Verfassung gewesen.

Neben diesem Süden gegen Westen liegt Wales und Cornwall, die Landschaften, wohin im fünften, sechsten Jahrhundert das Gälische zurückgedrängt ward. Hier hat sich die gälische Art selbst zum Theil noch in der Sprache unter der Herrschaft der Sachsen tapfer behauptet, doch sind ganz natürlich manche Sachsen auch unter sie ge-

kommen und haben sie nothwendiger Weise viel Angelsächsisches annehmen müssen. Bei allem dem sind sie immer noch ausgezeichnet durch viel größere Lebendigkeit, Leichtigkeit und Reizbarkeit, als die Enkel der Angelsachsen, durch kürzere, gewandtere, gedrungenere Leiber, durch dunklere Augen und Haare und mehr ausgesprochene Gesichtszüge. Der Sachse sieht übrigens den Walliser immer noch mit dem Gefühl der Ueberlegenheit an.

Nord-England oder das Land zwischen Humber und Tweed hat neben den Sachsen vorzüglich Skandinaven erhalten, die in dem Zeitraum von mehr als einem Jahrhundert als Wikinger dahin kamen und sich zahlreich dort ansiedelten. Man bemerkt nun jetzt eben keinen auffallenden Unterschied zwischen den Bewohnern dieses Landes und Süd-Englands, außer, daß in den Sitten und Gebräuchen, in dem Aberglauben und in den Mährchen mehr Nordisches, und in der Art und Gebärde der Menschen mehr Munteres und Lebendiges ist. Das aber ist eine eigenthümlich merkwürdige Erscheinung dieses Theils von England, daß in den bürgerlichen Kriegen zur Zeit Karl's des Ersten, Cromwell's und Karl's des Zweiten hier vorzugsweise die Königischen, die sogenannten Cavaliere, lebten, im Süden aber die Rundköpfe. Sollte Aeltestes so lange nachgewirkt haben? Die Skandinaven waren von jeher königlicher Herrschaft mehr gewohnt, die Sachsen und Friesen mehr freier Volksverfassung zugewandt. Oder hat im Süden die große Lebensader Englands, die Hauptstadt London, die Neigung und Richtung der Gemüther mehr gezogen und bestimmt?

Schottland. Hier scheint das Sächsische und Skandinavische sich völlig gemischt zu haben; doch ist der Schotte durch seine Verfassung, sein Klima und die Armuth und Bedürftigkeit seines Landes ein von dem Engländer sehr verschiedener Mensch geworden, ein mehr biegsamer, beweglicher, mittheilender Mensch, welchem gegenüber der Engländer eine festere, stolzere und republikanischere Haltung behauptet. Er hat mehr Leichtigkeit und Lebendigkeit, mehr Geflissenheit und Bestellsamkeit, mehr Anbequemung und Ergreifung und Begreifung des Fremden; auch hat er von jeher mehr geabenteuert und die Fremde mehr gesucht als der Engländer. Der letzte hat erst seit einem halben Jahrhundert angefangen, den Schotten als seinen ebenbürtigen Bruder zu achten und zu lieben; bei dem englischen Pöbel aber besteht noch manches Vorurtheil gegen den nördlichen Stammgenossen, z. B. er sei knechtisch, listig, habsüchtig, auf jedem möglichen Wege glücksuchend, nicht so gradedurch und redlich als der Südbrite. Beiläufig muß gesagt werden, daß der Schotte, wie der größere Theil seines Landes Norwegen und Schweden ähnelt, wie auch die Gestalt und das Wesen und selbst das wissenschaftliche Streben des Volkes sich sehr dem Skandinavischen zuneigt, auch eine außerordentliche Aehnlichkeit in der Stattlichkeit, Schönheit und Haltung der Leiber, in einer gewissen Freundlichkeit und zuvorkommenden Mittheilsamkeit u. s. w. besteht.

Die westlichen Schotten, die Kaledonier der Römer und die Gälen

der Neueren, sind durch eine lange und nahe tausendjährige Gemeinsamkeit des Landes und der Regierung mit den germanischen Schotten viel näher verbunden worden, als die Engländer mit den verwandten Brüdern derselben, mit den Irländern, aber zusammengeflossen mit ihnen sind sie noch nicht, obgleich die sich immer mehr verbreitende englische Sprache und auch die Religion, da die meisten derselben Protestanten sind, sie näher zusammengezogen hat. Sie sind noch heute das lebhafte, muntere, fröhliche, treue Völkchen, das im Gegensatz gegen die schwereren, kälteren und besonneneren Germanen heiße, bewegliche, geschwinde Völkchen, als welches ihre Väter sich immer offenbart haben. Doch ist Vieles von ihrem Alten, Eigenthümlichen in dem letzten Jahrhundert niedergerissen und eingesunken, und sie selbst sind durch die Veränderungen, welche in Ackerbau, Gewerben, Schifffahrt und jeglichem Verkehr der Menschen sich begeben haben, immer mehr aus ihren eigenthümlichen patriarchalischen Verhältnissen und aus ihrem ganzen eigenen Leben herausgetrieben worden, und die Macht und das Uebergewicht des germanischen Elements ist auch in diesem Lande selbst ohne äußere Gewalt immer mehr Herr geworden, und nach einigen Jahrhunderten wird die Art und Farbe des gälischen Lebens wohl fast ganz mit dem germanischen zusammengeflossen sein.

Der Irländer muß diesem schottischen Kaledonier ähnlich sein, nur daß sein reiches Land und sein sehr milder und sanfter Himmel ihn von jeher als einen weicheren, zarteren und leichteren Menschen haben erscheinen lassen, als den westschottischen Bruder. Vielleicht, daß dieser Bruder schon in ältester vorhistorischer Zeit eine kleine Beimischung fremden nordischen Stahls und Metalls erhalten hat, oder auch wohl nur, daß der rauhe Himmel mit hellen frischen Wintern und die Eisen und Stahl und kühnen Athem hauchende Bergluft ihm festern Unternehmungsgeist und härtere und mehr ausdauernde Tapferkeit gegeben hat. Die Römer schon fürchteten die Kaledonier; die Irländer sind immer von Fremden beherrscht worden. Dieser unser Irländer ist übrigens seinem Bruder ähnlich, ein beweglicher, lebhafter, fröhlicher, tapferer Mensch, mit den liebenswürdigsten Eigenschaften der Liebe und Treue, mit den schönsten Talenten, auch mit der Gabe körperlicher Schönheit reichlich ausgestattet; nur hat ihm von jeher die Festigkeit und Beharrlichkeit und der sichere Verstand gefehlt, sein eigener Leiter und Helfer sein zu können.

Das Facit ist also: Großbritanniens Größe und Stärke, die erstaunenswürdigen, sind in dem eigentlichen England, und zwar in dem sächsischen und skandinavischen Theil. Dieser macht jetzt in England etwa fünfzehn, in Schottland zwei Millionen Seelen aus. Dies ist das weltherrschende Volk. Es hat also der Engländer ein Recht, mit stolzem Selbstbewußtsein auf sich und auf sein Land zu blicken, und er thut es.

185. London.

(Nach Ernst Kapp, philosophische Erdkunde, und den Reisebeschreibungen von Kniewel und Neigebaur.)

Es gibt Hauptstädte, welche eben nichts Anderes sind, als Residenzen, die ohne die Hofhaltung zur Bedeutungslosigkeit herabsinken würden. London dagegen ist nicht allein die erste Handelsstadt der Erde, sondern zugleich Mittel- und Vereinigungspunkt aller der durch die übrigen Städte des Reiches repräsentirten Thätigkeiten und Richtungen. Diese sind, so zu sagen, das auseinandergelegte London, sie vertreten jede eine der vielen in London vereinigten Lebensfunctionen; so Liverpool den überseeischen Verkehr, Oxford und Cambridge die geistigen Interessen, York und Canterbury die geistlichen, Manchester, Birmingham, Leeds und andere die Industrie u. s. w., während London als Sitz der aus dem ganzen Reiche entbotenen Parlamente der mächtige Centralisationspunkt der Gesammtinteressen des Staates ist.

Mit London ist in dieser Beziehung keine andere europäische Hauptstadt zu vergleichen, als Paris. Doch fehlt diesem die Allseitigkeit, welche London als oceanischer Hafenplatz voraus hat. Als Albion, aus den Fluten auftauchend, seine jetzige Gestalt erhielt, da wurde, scheint es, der Fleck, auf welchem London steht, zu einem solchen ausersehen und gebildet. An der südöstlichen Ecke des Landes, Frankreich und den Niederlanden gegenüber, der Mündung des Rheins nahe, führt der größte Strom der britischen Insel seine Gewässer dem Meere zu. Wo seine Mündung, der Flut und den größten Seeschiffen erreichbar, tief ins Innere des Landes eindringt, liegt London im Mittelpunkt der reichsten und fruchtbarsten Provinzen von England, seines ältesten Culturgebiets, so wie aller seiner europäischen Beziehungen; ebenso zum Hauptsitz des Handels, wie zum Königssitz geschaffen. Paris hemmt die Lebendigkeit der Provinzialstädte, es ist nur Hauptstadt von Frankreich; London centralisirt gleich Paris, ist aber nicht nur die Hauptstadt Großbritanniens, es ist zugleich die erste Handelsstadt der Welt. Paris hat nur eine dürftige Flußschifffahrt, London sieht die Flaggen aller seefahrenden Nationen. London hat einen Fluß neben sich, ein Zwischenmeer unmittelbar vor sich und den Ocean hinter sich. Die Lage von Paris ist überwiegend continental, die von London oceanisch. Während Paris alle Lebendigkeit der Provinzen hemmt und nur Hauptstadt von Frankreich ist, während es alles Ausgezeichnete aus dem ganzen Lande an sich zieht, um es zu behalten, und der aus den Provinzen Kommende, sich in ihm Niederlassende seinen Provinzialcharakter verliert und zum Pariser wird, zieht London an ohne zu fesseln und läßt Jeden bleiben, was er ist, weil sich in London die Welt, in Paris nur Frankreich wiederfindet. Hat auch London durch seine Verbindungen aller Art, durch seine großartigen Anlagen und Unternehmungen,

durch seinen ungeheuren Reichthum der Großen, aber auch durch die zahlreiche Menge von Armen, durch seinen unerhörten Associationsgeist und durch viele andere in dem grenzen- und schrankenlosen Einflusse der oceanischen Kraft ihre Erklärung findende Erscheinungen Beziehungen aufzuweisen, welche es über alle Städte Europa's erheben, so konnte seine Lage die Geltung von Edinburgh und Dublin als allseitig einflußreiche Hauptstädte doch nicht verwischen, weil die Lagen derselben gleiche Charaktere haben, den Geist zu ähnlichen Unternehmungen veranlaßten und auf eine oceanische Weltverbindung hinwiesen; weil sie zur Größe der britischen Seemacht das Ihrige beitrugen und in den Kämpfen mit den Hansastädten, mit Holland u. s. w. treue Dienste leisteten.

London, der Mittelpunkt des ungeheuren britischen Reiches, liegt sechszig englische Meilen von der Mündung der Themse auf beiden Ufern des Flusses und war schon zur Zeit des römischen Kaisers Septimus Severus († 209 n. Chr.) als große, reiche Stadt bekannt. Unter der Herrschaft der Dänen nahm die Wichtigkeit des Platzes zu, und seit der Krönung Wilhelm's des Eroberers (1066) kann London als die Hauptstadt des Königreiches betrachtet werden. Sie wurde von den Herrschern des Landes mit vielen Freiheiten ausgestattet. Seuchen und Feuersbrünste richteten oft furchtbare Verheerungen an, aber dennoch wuchs die Bevölkerung und die Größe. Die Jahre 1665 und 1666 waren die verhängnißvollsten für die Stadt; 1665 raffte die Pest gegen 100,000 Menschen hinweg und 1666 wüthete „das große Feuer" vier Tage und Nächte mit unwiderstehlicher Wuth. Dies dehnte seine Verwüstungen auf ein Viereck von einer Meile Länge und einer halben Meile Breite aus. Nicht weniger als 89 Kirchen und 400 Straßen mit 13,200 Häusern wurden dadurch in Asche gelegt. Der Schaden wurde auf zehn Millionen Pfund Sterling geschätzt. Schon innerhalb vier Jahren war Alles regelmäßiger, bequemer und gesünder als früher wieder aufgebaut. Um den religiösen Bedürfnissen der vermehrten Volksmenge zu entsprechen, wurde 1711 durch eine Parlamentsacte die Errichtung von fünfzig Kirchen in und um London angeordnet, wozu man die Kosten durch eine geringe Steuer auf die Kohlen, die acht Jahre lang in den Hafen der Stadt gebracht wurden, bestritt. Die St. Pauls-Kirche ward hinsichtlich ihres allgemeinen Baues schon 1710 vollendet.

Die Stadt nimmt auf der Nordseite der Themse eine sanfte Anhöhe, auf der Südseite eine fast ebene Fläche ein. Die Breite der Themse beträgt hier ungefähr eine Viertelmeile, die Tiefe etwa zwölf Fuß. Die Flut wird bis auf fünfzehn Meilen landeinwärts bemerkt, und Seeschiffe gehen bis zur Londonbrücke. Abgesehen von den verschiedenen amtlichen Eintheilungen kann man sagen, daß London aus fünf verschiedenen Theilen besteht, diese sind die City, das Westende, Westminster, das Ostende und die Borough, letztere auf dem rechten Ufer der Themse gelegen. Die City oder die Altstadt bildet den ursprünglichen Kern mit der St. Paulskirche, dem Tower, der Börse,

dem Rathhaus (Guildhall), dem Palast des Lord-Mayors, dem neuen Zollhause (Custom-house), den Häusern der ostindischen Compagnie, dem Posthaus. Hier ist recht eigentlich im Herzen des Riesenkörpers der Stapelplatz des Handels und der Geschäfte aller Art; hier sieht man nichts als Läden, Lagerhäuser, Gewerbs- und Geschäfts-Locale. Im Westende sind die Sitze der vornehmen Welt; hier finden sich besonders schöne Squares oder gartenartige Plätze, sowie die glänzendsten Kaufläden. Westminster, wo der Hof residirt, enthält den Palast, die Abtei, die Parks, die Parlamentsgebäude, die Gerichtshöfe und andere mit der Regierung in Verbindung stehende Institute. Das Ostende ist dem Handel und Schiffbau gewidmet, ebenso die Borough oder der ehemalige Flecken Southwark und das ganze südliche Ufer von Deptford bis Lambeth; aber außerdem ist dieser letztere Theil vorzugsweise die große Werkstätte für die Manufacturen, die Eisengießereien, Glashütten, Seifensiedereien, Färbereien, Schrot- und Hutfabriken, großentheils von den hoch sich erhebenden Schornsteinen ihrer Dampfmaschinen überragt. Southwark ist daher hauptsächlich von Arbeitsleuten und den niederen Classen der bürgerlichen Gesellschaft bewohnt. Ein anderer Theil, der als die letzte Vergrößerung angelegt wurde und sich durch die regelmäßigste Anordnung der Plätze und Straßen auszeichnet, ist die nördlichste Seite der Stadt. Das neue Viertel Belgrave-square enthält die schönsten Muster der bürgerlichen Baukunst.

Unendlich ist das Volkswogen und Drängen in den besuchtesten Gegenden der City, bei der Bank, in Cornhill und Cheapside (tschihpseid), um die St. Paulskirche, in Fleetstreet (i), am Strande, auf Haymarket, in Whitehall (hweit) bis zur Westminsterkirche und dem Parlamentshause, in der Oxfordstraße, sowie auf einigen Punkten der sechs englische Meilen langen Straße Newroad (njuröhd). Im Strand sieht man wohl sechs bis sieben Wagenreihen der verschiedensten Art neben einander fahren.

Es würden zahllose Unglücksfälle durch Ueberfahren der Menschen unvermeidlich sein, wenn nicht die trefflichen Fußpfade (Trottoirs) in allen Straßen und auf den Brücken dagegen sicherten. Beim Kreuzen der Straßen aber, wo die breiten Granitquadern meistens ununterbrochen fortlaufen, warnt und hält im Nothfall jeder Hinübergehende den minder Achtsamen, so daß Beschädigungen verhältnißmäßig viel seltener vorfallen, als in anderen großen Städten. Die Zahl der zweispännigen Miethkutschen und der vierspännigen Land- oder Stationskutschen, die von mehreren großen Gasthöfen zu bestimmten Zeiten nach gewissen entfernteren Orten des Reiches abgehen, nebst den Cabs betrug im Jahre 1842: 2260. Große Gesellschaftswagen (Omnibus) hat man 700 für London, 200 für die Umgegend. Man rechnet, daß sie täglich über 70,000 Personen befördern. Sie haben Namen aller Art vom Kaiser und Nelson an bis zu den Namen der Eigenthümer oder zu den Thierzeichen hinab. Jeder Wagen hat seine fest bestimmte, mit großer Schrift deutlich bezeichnete Fahrt und muß an bestimmten

Straßenecken gesetzlich einige Minuten warten. Jede Fahrt, sie sei lang oder kurz, kostet 6 Pence oder 5 Silbergroschen. Gewöhnlich 12 bis 14 Personen im Innern, 3 bis 5 auf dem Verdecke, fahren sie mit zwei, meistens sehr guten Pferden bespannt, im schnellsten Trabe fort, und auch im Fahren, sofern noch Plätze leer sind, ruft und winkt unaufhörlich der Kutscher und der Conducteur, der außerhalb der hinten befindlichen Eingangsthür steht, den Fußgängern zu. Hinaufspringen, dem Conducteur den Namen der Straße, wohin man will, nennen, ist das Werk eines Augenblicks, und es ist ein Beweis von der großen Gewandtheit dieser Conducteurs, daß sie bei dem steten Wechsel der ein- und aussteigenden Personen die Station eines Jeden sicher behalten.

Zu dem Gewirre und Getöse der Fußgänger und Wagen kommt nun noch die industriöse Erscheinung der Anzeigewagen. Diese führen, mit einem Pferde bespannt, einen haushohen, sechs Fuß langen, vier Fuß breiten, leichten Bretterkasten, der um und um mit Ankündigungen aller Art in wahrhaft ellenhohen Buchstaben von allerlei Farben, roth, gelb, grau, blau, schwarz bedruckt ist. Langsam schreiten täglich mehrere der Art, indem sie die Stelle der Ausrufer vertreten, durch alle Hauptstraßen und locken zur Theilnahme an den täglichen Vergnügungen, musikalischen Unterhaltungen, Ausstellungen, neuen Sehenswürdigkeiten, Kunstproductionen. Ueberdem stehen noch von Strecke zu Strecke Knaben, Tafeln mit ähnlichen Anzeigen auf hohen Stangen haltend, ferner eine Menge Zettelverbreiter, die jedem im Fluge Vorübergehenden, dem sie etwas Geld zutrauen, eine gedruckte Anpreisung irgend einer neuen Erfindung, einer Quacksalberei oder eines Schauvergnügens und dergleichen unentgeltlich in die Hände stecken.

Das rege Leben auf der Themse überschaut man am besten von einer der Strombrücken, namentlich von der 1248 Fuß langen Waterloo-Brücke (der längsten), der Blackfriars- (Schwarzmönchen-) oder der Westminster-Brücke, die durch halbzirkelförmige Ausbauten mit steinernen Sitzen am bequemsten dazu ist, oder auch von der neuen London-Brücke. Von der letzteren aus übersieht man zugleich den Tower, die großen Docks, einen bedeutenden Theil der Stadt und der Themseufer. Da wimmelt es nun von früh um acht bis Abends zehn Uhr von Menschen aller Stände. Die pfeilschnell daher schießenden Passagier-Dampfboote landen an bestimmten Punkten, um Fahrlustige für einige Pence rasch und bequem Strom auf und ab zu befördern. Die abwärts fahrenden größeren Boote gehen nach Greenwich und Woolwich und weiter nach dem lieblichen Seebade Margate, wo jährlich an 30- bis 40,000 Fremde hinströmen, nach Ramsgate und bis nach Gravesend; die kleineren fahren aufwärts bis Richmond. Jene können in zwei Abtheilungen wohl 100 bis 150 Personen aufnehmen. Sie alle haben den Dampfschornstein so eingerichtet, daß er auf ein Drittel seiner Höhe im rechten Winkel sich niederbeugt, um ohne den geringsten Aufenthalt unter den Brücken durchzufahren. Eine Knabenhand bewirkt die Niederlassung vor und Aufrichtung nach der Durchfahrt mit Leichtigkeit an

einem Stricke. Das Aussteigen und Aufnehmen der Passagiere wird erleichtert und gesichert durch die bequemen Wharfs, so nennt man jedes ins Wasser gebaute Bollwerk oder Steinwerk mit lothrechten Wänden zum dichten Anlegen der Fahrzeuge. Eigentlich mit Quadern versehene Ufergänge (Kais) gibt es in London nicht; die Häuser sind dicht ans Ufer hingebaut; nur hier und da sieht man eine Terrasse, wie in Somersethouse oder an den Docks.

London hat zwei Hauptkirchen: für die City St. Pauls-Kathedrale, für die westliche Stadt den Münster, genannt Westminster. Die alte St. Pauls-Kirche war eins der schönsten Bauwerke des Mittelalters; aber der große Brand von 1666 zerstörte es. Der Grundstein zu dem jetzigen Bau wurde 1675 gelegt; der letzte und höchste Stein des Gebäudes kam 1710 auf die Spitze der Laterne. Das Ganze war demnach in 35 Jahren vollendet und zwar durch einen und denselben Baumeister Christopher Wren. Die Kosten beliefen sich auf zehn Millionen Thaler und wurden durch eine Kohlensteuer bestritten. Der Engländer vergleicht diesen Dom der evangelischen Christenheit gern mit St. Peter in Rom, dessen Bau unter 20 Baumeistern und 19 Päpsten 150 Jahre währte und wozu die ganze Christenheit beisteuern mußte. St. Paul ist von Portlandstein in Form eines langen Kreuzes erbaut und durch zwei Reihen starker Pfeiler in ein Hauptschiff und zwei Nebenschiffe getheilt. Die Höhe vom Boden bis zur Spitze des 30 Fuß hohen, vergoldeten Kreuzes beträgt 404, die Länge 500 Fuß. Den günstigsten Gesammtüberblick des kolossalen Werkes hat man von der Themse aus, zwischen der Blackfriars- und Southwark-Brücke.

Die Westminster-Abtei, welche St. Peter's Namen führt, wurde von König Heinrich III. im Jahre 1245 begonnen und erst durch Christopher Wren in den beiden 225 Fuß hohen Thürmen auf der Westseite ganz beendet. Die Länge des Tempels von Ost nach West beträgt 530 Fuß, die Höhe 114 Fuß. Kaum sieht man irgendwo eine vollendetere Ausführung gothischen Baustils und kunstvollen Schmuckes. Hier herrscht durchweg Ein Geist erhabener Größe und der vollkommensten Harmonie des Ganzen mit jedem seiner Theile. Die viereckigen Thürme laufen stumpf aus, und einer derselben steht auf der Mitte des Kreuzes der Kirche, wie das bei alten Bauwerken dieser Art in England gewöhnlich ist. Das Hauptschiff im Innern wird von achtundvierzig graumarmornen Säulen getragen. Unter den neun Capellen ist vorzüglich bewundernswerth die Capelle Heinrich's VII., wo die Gewölbe und Wände mit einem Netze der feinsten, zu Laubwerk durcheinander gezogenen Verzierungen aus Gold- und Silberdraht (Filigranarbeit) und Stickerei in Stein geschmückt sind; das Aeußere ist mit 14 achteckigen Thürmen gekrönt. Hier ruhen die Gebeine der alten Könige Englands und ihres Geschlechtes von 1495 bis 1760. Die späteren sind in der königlichen Grabstätte zu Windsor, die früheren in der Capelle Eduard's des Bekenners. Unter der zahlreichen Menge der Denkmäler ist vorzüglich ausgezeichnet das Grab Heinrich's VII.

Hier ruhen auch, von demselben Gewölbe umschlossen, die beiden königlichen Gegnerinnen Maria von Schottland und ihre Todfeindin Elisabeth, sowie deren Vorgängerin, die katholische Maria. Und wahrlich, wenn man so in den Capellen des Westminster die Geschichte Englands schaut, so ist das etwas ganz Anderes, als wenn man sie aus einem Buche lies't. Dort stehen die Todten, deren Gebeine unter den Steinbildern ruhen, auf und sehen uns an und sprechen mit uns. Die bunteste Mischung von Denkmälern entfaltet sich in der Vorhalle der Westminster-Capellen, im sogenannten Poetenwinkel und in den Kreuzgängen. Da werden wir bis ins 7. Jahrhundert zurückgeführt. Im Poetenwinkel erscheinen die Väter der englischen Dichtkunst Chaucer (tschahser), † 1400, und Spenser, † 1599, Milton, † 1674, der unsterbliche Verfasser des verlorenen Paradieses, Thomson, † 1748, der Dichter der Jahreszeiten, Addison, † 1719, der Herausgeber der wegen der treffenden Sittenzeichnung immer noch hochgeschätzten Zeitschrift „the spectator“ (der Zuschauer), der milde Oliver Goldsmith, † 1774, der den Vicar of Wakefield (Pfarrer von Wäkfeld) schrieb, und hoch über Allen der poetische Riesengeist Wilhelm Shakspeare (schäkspihr), † 1617, sowie der geistvolle Riesencomponist, der deutsche Georg Friedrich Händel, † 1759. Außerdem ruht hier der große Schauspieler David Garrick, † 1776, der gelehrte Franzose Isaak Casaubonus, † 1614, der ausgezeichnete Staatsmann William Pitt, † 1806, sowie sein gleich großer Gegner James Fox, † 1806, ferner der edle Sprecher für die Freiheit der Sclaven William Wilberforce, † 1833, und Isaak Newton (njut'n), 1726, dieser strahlendste Stern am Himmel der Naturwissenschaften.

Außer den zwei Haupt-Domen gibt es in London noch mehrere hundert Kirchen und Capellen, obgleich die Aussicht von irgend einem höheren Punkte, als dem St. Paulsthurme, oder dem Feuermonumente, oder der Yorksäule am Jamesparke, auch bei klarem Himmel wenig Thurmspitzen gewahr werden läßt.

Der Ursprung des Tower schreibt sich aus der kriegerischen Zeit Wilhelm's des Eroberers her. Da er die Nothwendigkeit erkannte, sich sowohl gegen den Aufruhr der Bürger als gegen auswärtige Feinde zu sichern, so ließ er auf einer die Stadt beherrschenden Anhöhe eine Festung anlegen, deren Mittelpunkt der jetzige „weiße Thurm“ bildete. Bis auf Elisabeth's Zeit 1558 hielten die Könige im Tower ihren Hof, und hier ist ein halbes Jahrtausend hindurch der Mittelpunkt der englischen Geschichte. Während der langwierigen Kämpfe mit Frankreich und Schottland im 13. und 14. Jahrhundert füllten sich die Gefängnisse der londoner Citadelle mit Rittern und Edlen. In einzelnen Fällen zahlten die Gefangenen ungeheure Summen als Lösegeld für ihre Befreiung. Auf diese Weise hatte der Krieg wie der Friede seine Aernte. Während der Kriege zwischen den Häusern York und Lancaster fiel der feige Heinrich VI. im Wakefield-Thurm durch den Dolch des wüsten Gloucester (1471). Im Bowyer-Thurm endete der gutmüthige

und schwache Herzog von Clarence, der es sich von seinem Bruder, dem König Eduard IV., als eine besondere Gnade erbat, in einem Fasse Malvasierwein ertränkt zu werden (1478). Im Blutthurme ließ der grausame Herzog von Gloucester (später Richard III.) die Söhne Eduards IV., seines Bruders, als letztes Hinderniß auf seinem blutbefleckten Wege zum Throne durch gedungene Mörder ersticken (1483). Im sogenannten Ziegelthurme soll Johanna Gray gesessen haben, die zur Königin ausgerufen und dann nebst ihrem Vater von der katholischen Maria hingerichtet wurde (1554). In dem oberen Zimmer des Beauchamp-Thurmes schmachtete die unglückliche Gemahlin Heinrich's VIII., Anna Boleyn († 1536). St. Peters-Kirche, von Eduard III. 1350 erbaut, ein einfach gothischer, schmuckloser Bau, ist die Begräbnißstätte vieler historisch wichtiger Personen, die auf dem Tower-Hügel jenseit des Festungsgrabens oder in der Festung selbst enthauptet wurden. Auf diesem Hügel fiel unter Anderm auch das Haupt des von der Natur und dem Glücke gleich sehr begünstigten Grafen von Essex, den sein Stolz und seine Eitelkeit verleiteten, die Königin Elisabeth als die Sclavin seiner Launen zu betrachten. Hieher ist jetzt der Königin Elisabeth Waffenkammer verlegt, die in fünf Abtheilungen eine Menge historischer Merkwürdigkeiten bewahrt: mittelalterliche Waffen, Feuergewehre der ersten Pulverzeit, mehrere Tortur-Instrumente, eine eigenthümlich geformte Streitaxt, die Heinrich VIII. als Stab gebrauchte, wenn er in den Straßen Londons umherging. In dieser Waffenkammer wird auch das Scharfrichterbeil gezeigt, an dem so viele Tropfen edlen Blutes kleben. Ganz im Hintergrunde erblicken wir die königliche Heldin Elisabeth auf milchweißem Zelter, den ein Page führt. Sie ist ganz so geschmückt, wie sie zum Dankfeste für die glückliche Befreiung von der spanischen „unüberwindlichen Armada" im Jahre 1588 nach St. Paul's Kathedrale zog.

Auf ihren häufigen Reisen suchen die Engländer überall Kunstwerke und Seltenheiten zu erwerben. Damit schmücken sie dann ihre Landsitze und Stadtpaläste, um sie, wenn die Sammlung bedeutend geworden ist, endlich dem Parlamente zum Nationalkaufe anzubieten oder zu schenken. Die Londoner Kunstsammlungen und Museen verdanken ihre Entstehung und Erweiterung meistens solchen Privatunternehmungen und Geschenken. So auch das britische Museum. Es entstand durch eine bedeutende Sammlung von naturhistorischen Gegenständen, Kunstwerken, Büchern und Handschriften, welche der berühmte Arzt Sir Hans Sloane durch eine lange Reihe von Jahren erworben, und diese wurde dann vom Parlamente nach seinem Tode für ein Billiges im Jahre 1753 angekauft. Seitdem wuchs das Museum durch Schenkungen und neue Ankäufe. Die englischen Herrscher schenkten vorzüglich Bücher, und die vollständige königliche Bibliothek, welche sich im östlichen Flügel des Museums beisammen findet, kann sich in Bezug auf den Reichthum an seltenen Büchern und Handschriften neben die königliche in Paris und die Vaticanische in Rom stellen. Das eigent-

liche Museum hat zwei Haupttheile für Naturgegenstände und für alterthümliche Kunstwerke. Wollten wir auch nur die hauptsächlichsten Stücke bezeichnen, so würden wir kein Ende finden. Aber das Eine sei bemerkt: wer nach London reis't, bloß um die Bildsäule des Theseus, an einen Fels gelehnt und mit der Löwenhaut umkleidet, im Elgin'schen Saale zu sehen, oder im Phigaleischen Saale die Marmorplatten aus dem Apollotempel bei der Stadt Phigalea in Arkadien od r im Vorsaale der Townley'schen Sammlung die vielbewunderte Portland-Vase, — der wäre reichlich belohnt. Die Phigaleischen Marmorplatten, welche in erhabener Arbeit den Kampf der Lapithen und Centauren, sowie den Kampf der Griechen mit den Amazonen enthalten, sind die schönste Darstellung eines leidenschaftlich bewegten Lebens, die aus dem Alterthume vorhanden ist. Die Portland-Vase war früher eine Hauptzierde des Barberini-Palastes in Rom, wurde dann von Sir William Hamilton gekauft und ging endlich an die Herzogin Portland über, welche sie dem Museum schenkte. Sie ist etwa drei Fuß hoch, die größte Weite beträgt anderthalb Fuß. Die Grundmasse ist dunkelblaues, durchsichtiges Glas. Darauf befinden sich, durch zwei Bäume auf der Vorder- und Rückseite geschieden, zwei herrliche, wenig erhabene Gruppen im schönsten undurchsichtigen Weiß mit vollkommenster Meisterschaft in Zeichnung und Ausführung.

Das königliche polytechnische Institut (Royal polytechnic Institution) in der schönen Regent-Straße gibt einen deutlichen Begriff von dem Erfindungsgeiste der Engländer und ihrer technischen Meisterschaft in allen zu Nutz und Putz dienenden Dingen. Alle neueren Entdeckungen in der Mechanik und Industrie liegen hier vor. Gleich unten eine Menge Werkstätten, in denen Maschinen der verschiedensten Art zu Metallarbeiten in Bewegung sind. Oben in der gewaltigen Halle sieht man ein sehr großes Wasserbassin, in und auf welchem Schiffsmodelle, Dampfmaschinen, Luftpumpen thätig sind, und eine neuverbesserte Taucherglocke, welche 4 bis 5 Personen zum „bequemen" Wassergrabe einladet.

Eine der großartigsten Anwendungen mechanischer Kraft und Kunst zeigt der weltberühmte Themse-Tunnel. Schon 1799 faßte man den Plan, einen Tunnel bei Gravesend zu graben; man erkannte die Nothwendigkeit und den großen Vortheil eines erleichterten Verkehrs zwischen den beiderseitigen Ufern, der wegen der nie zu unterbrechenden Schifffahrt durch eine Brücke nicht zu vermitteln war. Aber die Ausführung wurde wegen unübersteiglicher Schwierigkeiten an dieser Stelle aufgegeben. Aus gleichen Ursachen kam ein im Jahre 1804 entworfener Plan in der Nähe des jetzigen Werkes nicht zur Ausführung. Dennoch sank den beharrlichen Engländern der Muth nicht. Der von Sir Isambert Brunel (Brünell, ein geborener Franzose) entworfene Plan wurde 1824 vom Parlamente genehmigt und der Bau sofort begonnen, der trotz gewaltiger Schwierigkeiten und Unfälle, die eine Unterbrechung von sieben Jahren (1828 bis 1835) zur Folge hatten, sieg-

reich durchgeführt wurde. Der Tunnel besteht aus zwei gewölbten Gängen von Backstein, deren einer für die von Norden nach Süden, der andere für die von Süden nach Norden Gehenden bestimmt ist. Die Länge des ganzen, durch Gaslampen erleuchteten tonnenförmigen Schlundes beträgt 1300 Fuß, die lichte Breite jedes Ganges mit Einschluß des seitwärts laufenden Fußweges etwa 14 Fuß; die Dicke der Erde zwischen der Krone und dem Flußbette etwa 15 Fuß.

186. Die London Docks.

(Nach Max Schlesinger, Wanderungen durch London.)

Zwischen dem Tower und Blackwall liegen die Docks von London. Auf einer Strecke von beinahe einer deutschen Meile Länge reihen sich die künstlichen Bassins, von fünf bis sieben Stock hohen Waarenhäusern eingefaßt, aneinander. In den Bassins ankern die Schiffe, in den Magazinen liegen Waaren aller Art aneinandergereiht. An den Tower gegen Osten schmiegen sich die Katharinen-Docks. An sie reihen sich die eigentlichen London Docks, dann kommen die Westindia Docks. Sie sind die größten in der Reihe, ihr Bassin sieht sich wie ein kleiner Landsee an, bietet vierhundert der größten Westindienfahrer Raum zum Nebeneinanderliegen, und zur Zeit, wenn sie mit ihrer kostbaren Fracht in die Themse einlaufen, liegen in ihren Magazinen, die sich mitten zwischen Fluß und Eisenbahn eingebettet haben, oft Waaren im Werthe von über zwanzig Millionen Pfund. Die letzten in dieser Reihe gegen Osten sind die East India Docks. Zusammengenommen haben diese Docks somit einen Flächengehalt von vierhundert und fünfzig englischer Acres, fassen eintausend zweihundert Schiffe und haben für zehn Millionen sechsmalhunderttausend Centner Güter Lagerplatz.

Man staunt über diese Zahlenungeheuer. Und doch ist das Reich der Londoner Docks mit den angeführten nicht erschöpft. Noch befinden sich deren drei auf dem rechten Ufer des Flusses, zwischen Rhoterhide und Deptford, die Schiffswerften der Kriegsflotte nicht mit eingerechnet.

Die Themse ist der eigentliche Londoner Hafen, von Gravesend bis ins Herz der Stadt hinein. Am äußersten Westende dieses Hafens, hart an Londonbridge, liegt das Hauptzollamt, denn trotzdem, daß sich die Engländer seit 1846 gerne Freihändler nennen lassen, weil sie den Einfuhrzoll auf alle rohen Lebensmittel und viele andere Artikel herabgesetzt haben, gibt es der Waaren noch gar viele, die einen hohen Zoll bezahlen müssen. Diese Zölle wurden früher beim Zollhause erhoben. Das ging recht gut, so lange London nicht seine heutige Ausdehnung, als der Londoner Themsehafen noch nicht seine heutige Bedeutung erreicht hatte. Wollte man gegenwärtig, wo an manchem Tage oft dreihundert Fahrzeuge und mehr den Fluß heraufgeschwommen kommen, sie sämmtlich vor's Zollhaus postiren, damit sie dort der Reihe nach unter-

sucht werden, so müßte man das Flußbett um's Dreifache erweitern, und auch dann würde der Raum nicht hinreichen, auch dann wäre der Fluß bald von der Masse der Fahrzeuge gesperrt, abgesehen davon, daß letztere oft wochenlang zum großen Schaden der Besitzer warten müßten, bis sie an die Reihe kämen.

Diesem Uebelstande abzuhelfen wurden die Docks errichtet. Sie verdanken, wie die meisten Anstalten in England, dem Unternehmungsgeiste von Privatgesellschaften ihre Entstehung, und die Regierung hat nichts dabei zu thun, als die großen Taxen einzustecken, welche die Gesellschaften nach vorgeschriebenen Steuerrubriken zu bezahlen haben.

Auch jetzt steht es jedem Fahrzeuge frei, beim Zollhaus zu landen, und wenn es schnell abgefertigt sein muß — wie dies bei Passagierdampfern der Fall ist —, sich dort der sofortigen Visitation zu unterziehen. Aber es ist nicht dazu gezwungen; es kann in einen der Docks einlaufen und daselbst mit seiner unverzollten Fracht liegen bleiben, so lange es in seinem Interesse ist. Eben dieses Liegenbleiben der unverzollten Frachtgüter ist mehr noch als einer der oben angegebenen Umstände das hauptveranlassende Moment zur Erbauung der Docks gewesen.

Nachdem wir nun den allgemeinen Zweck und Nutzen der Docks im Kurzen auseinander gesetzt haben, wollen wir unsere Wanderung durch einen derselben antreten und uns ein wenig die Details besehen. Wir wählen dazu die London Docks, die, wenn auch nicht die größten, doch Jahr aus Jahr ein die belebtesten sind und dem Besucher die größte Mannichfaltigkeit bieten.

Wir haben durch die Güte eines City-Kaufmanns eine allgemeine Einlaßkarte erhalten, einen passe partout, der uns alle Thüren und Thore öffnet, und durch den es uns heute möglich sein wird, überall einzudringen, wo wir eben Interessantes zu finden hoffen. Da steht denn gleich rechts über einer Magazinthüre die Inschrift Ivory house, d. h. Elfenbeinhaus. Der Titel klingt pikant; wir treten ein, zeigen beim ersten Bureau unsere Karte und erhalten einen Mann zur Begleitung, der uns auf alle unsere Fragen möglichst befriedigende Auskunft geben wird. Er führt uns durch weite Räume, in denen wir auf mehr oder weniger geordnete Massen von Elephantenzähnen, Rhinozeros-Hörnern, Sägefischwaffen und Schildkrötenplatten stoßen. Was wir im Alltagsleben in tausend Formen und Gestaltungen kennen und gebrauchen, erscheint uns hier neu und fremdartig in seiner Urgestalt. Die Civilisation, auf die wir stolz sind, hat uns gewissermaßen wieder zur Uncultur zurückgebracht. Der Malaye, der den Elephanten in seinen Heimathländern jagt, kann über den Anblick eines feingearbeiteten elfenbeinernen Kunstgegenstandes, den er als metamorphosirten Elephantenzahn erkennt, nicht mehr erstaunt sein, als wir, die wir doch so viele elfenbeinerne Gegenstände täglich in die Hand nehmen, bei dem Anblick dieser naturwüchsigen Massen, an die uns in Europa nichts als die Naturgeschichte erinnert.

Aus der Straße, in welcher das Elfenbeinhaus mit noch anderen Magazinen steht, gelangen wir in einen unregelmäßigen, sich nach allen Richtungen hin erweiternden, ungeheuren offenen Raum, der im Süden durch das größte der Bassins ab- und rings herum von Waarenhäusern aller Art eingeschlossen ist. Hier fängt das eigentliche bewegte Leben der Docks an. So weit das Auge reichen kann, liegt Faß an Faß gereiht. Zwischen denselben laufen schmale Wege kreuz und quer, auf denen sich Menschen, Pferde, Karren aller Art wirr durcheinander treiben. Zur Linken, wo wir gerade stehen, sieht Alles merkwürdig blau gefärbt aus. Ein, nach drei Seiten freistehendes, wohl fünf Stockwerke hohes Gebäude zeigt uns ein tiefblau gefärbtes Eingangsthor. Die Fensterrahmen sind blau, die Wände der inneren Gänge, die Treppen und Geländer sind blau, und sonderbar — auch die Arbeiter, die aus- und eingehen, sind blau in ihrer Kleidung, in ihrer Gesichtsfarbe bis ins Weiß des Auges hinein. Auf die Gefahr, selbst blaugefärbt zu werden, treten wir ins Thor; es führt zu den Indigolagern, den größten und reichsten der Welt. Wohl liegt die kostbare Waare in tausend und aber tausend Kisten sorgfältig verpackt, die meisten von ihnen noch fest verschlossen, wie sie von den bengalischen Lieferanten zur weiten Seereise hergerichtet wurden; aber der Indigostaub ist fein wie kein anderer; er zwängt sich durch die Spalten und Poren seiner Verpackung an die freie Luft hinaus. Zudem werden hier den Tag über Hunderte von Kisten geöffnet, um den Kauflustigen als Muster für ganze Partieen zu gelten; so ist es denn natürlich, daß der feine Staub sich nach allen Richtungen hin zerstreut, alle Gegenstände in der Umgebung tiefblau überzieht und dem neugierigen Eindringling ein unverfängliches Kennzeichen mit auf den Heimweg gibt, daß er sich zu Hause, wie ein lebendiges blaues Wunder, im Spiegel beschauen mag.

Hat Einer keine Lust, wie ein Blaufärber auszusehen, so läßt er die Indigo-Magazine links liegen, und wendet seine Schritte den Theelagern zu.

Die großen Theewaarenlager in den Docks haben — Dank der Popularität, deren sich diese Pflanze jetzt auf der halben Erdoberfläche zu erfreuen hat — auch für den fremden Besucher ein viel größeres Interesse, als dieses noch vor etwa fünfzig Jahren der Fall war. Je weniger das Land selbst, in welchem das Theeblatt gebaut und getrocknet wird, für uns zugänglich ist, desto neugieriger schauen wir auf die Millionen kleiner, schmutzigbrauner Kistchen, die inwendig mit Metallpapier überzogen sind, um die trockenen Blätter vor der Seefeuchtigkeit zu schützen, und die auf der Außenseite zum großen Theile ebenfalls mit Papier überklebt sind, worauf die Sorte der Waare, ihr Erzeugungsort und die Firma, von der sie expedirt wurde, in chinesischer Schrift verzeichnet steht. Abgesehen von diesem allem, imponirt die Masse an und für sich. Magazine wie diese, die Lagerplätze für hundertundzwanzig Tausend Kisten Thee haben, findet man schwerlich auf

irgend einem andern Flecke der Erde wieder; und sage nur Keiner, daß man sich einen kleinen Theeladen in Gedanken bloß auf die hundertste Potenz zu erheben brauche, um einen eben so großartigen Eindruck vor seine Seele zu zaubern.

In der Massenhaftigkeit eines Gegenstandes liegt ein eigenthümlich anregendes Interesse, zumal in dem Falle, wo das cultur- und mercantilhistorische Interesse zugleich in den Vordergrund tritt. Hier reiht sich Saal an Saal, vom Erdgeschoß bis an das fünfte Stockwerk hinauf, von dessen Fenstern man die herrlichste Aussicht über die Themse, ihre Docks, Bassins und Schiffe genießt, hier in diesen Sälen bewegen wir uns zwischen hölzernen buntbemalten Scheidewänden, die eben nur aus über einander gethürmten Theekisten bestehen. Es ist eine kleine Stadt mit unzähligen verschlungenen Gäßchen, die hie und da in einen kleinen offen gelassenen Platz ausmünden.

Je weiter wir gehen, desto größer werden die Säle, je höher wir steigen, desto voller werden sie, je länger wir hier verweilen, desto mehr fragen wir uns, wo in aller Welt so viel chinesischer Thee, wie hier beisammen liegt, consumirt wird. Diese Frage stellt sich wohl nur der Fremde, der den Thee als Luxusgetränk bei eleganten Abend-Gesellschaften kennen gelernt hat. Gehen Sie aber kreuz und quer durch das ganze vereinigte Königreich, treten Sie um sechs Uhr Abends in das erste beste Haus des ersten besten Quartiers, das nicht eben von der Aristokratie oder vom hohen Kaufmannsstande bewohnt ist, und überall werden Sie die dampfende Theekanne auf dem Tische des Parlours finden. Maurer und Zimmerleute, die beim Neubau eines Hauses beschäftigt sind, steigen um diese Stunde von ihren Gerüsten herab und trinken ihren Abendthee auf freier Straße, mitten unter Balken, Ziegeln und Mörteltruhen; der Geselle und der Meister jedes Handwerks, der Lehrjunge in der Werkstätte, die Dienstleute in den Häusern, der Matrose auf dem Fahrzeuge, das im Hafen ein- oder auslädet, der Soldat in seiner Caserne, der Kranke im Spitale, Alles gönnt sich eine halbe Stunde, um seinen Abendthee, je nach Umständen aus Steingut, Porzellan oder rauchgeschwärzten irdenen Töpfen zu trinken. Thee ist in diesem Lande, und in allen Himmelsstrichen, wohin die angloſächsische Race gedrungen, lange nicht mehr Luxusartikel, sondern eines der dringendsten Lebensbedürfnisse geworden.

Wir kommen zu den unterirdischen Regionen des Weines und den überirdischen Waarenhäusern des Tabaks. Letztere zerfallen in drei getrennte Abtheilungen: in das Cigarrenhaus, die sogenannte Cigar Floor, wo oft Eintausendfünfhundert braune, aus rohem Mahagoniholz gezimmerte Kisten gemüthlich neben einander stehen, von denen jede im Durchschnitt einhundert Pfund Sterling werth ist, und die somit zusammen ein Capital von 150,000 L. Sterling repräsentiren, — in das Elite-Magazin, das ist ein Waarenhaus von ungefähr derselben Größe wie das erste, wo die besonders feinen Tabaksorten aufbewahrt werden, die, in Büffelhäuten oder in andern abenteuerlichen Hüllen verpackt, für die

Fabrikation besserer Cigarrensorten auf englischem Boden bestimmt sind, — endlich in das Haupt-Magazin, oder, wie es in den Docks gewöhnlich genannt wird, the Queen's Warehouse. Dieses, in seiner Art einzig dastehende Gebäude ist nicht nur durch seine Größe — es bedeckt fünf Acker Landes —, sondern auch durch die elegante Zierlichkeit seiner Bauart besonders bemerkenswerth. Den ganzen angegebenen Flächenraum deckt ein leichtes Dach, und dieses wird von schlanken, luftigen Säulen getragen, so daß man, auf einem Kistenberge stehend, den ganzen Raum übersehen kann, über den das Dachgebälke wie frei in der Luft aufgehängt erscheint. Barry, derselbe Baumeister, der bei Westminster die neuen Parlamentsgebäude aus den massivsten Quadersteinen aufführen läßt, hat, wenn wir nicht irren, den Plan zu diesem luftigen Bau gemacht; und führt uns der Weg in die London Docks gerade zu einer Zeit, wo die großen Tabaksendungen aus Amerika in den Themsehafen eingelaufen sind, dann wird es uns schwer, in diesem ungeheuren Raume auch nur einen einzigen unbenutzten Fleck zu finden. Wie dort in den Thee-Magazinen die kleinen papierüberzogenen Kistchen des Ostens, so thürmen sich hier die tabakgefüllten, großen Fässer des Westens über einander; wie dort, gibt es auch hier verworrene, endlose, sich kreuzende Straßen, in denen man hier und da einem Arbeiter, der ein Faß ausbessert, oder einem Agenten, der sich mit dem Inhalt der Verpackungen vertraut machen will, begegnet.

Jetzt stehen wir an einer breiten Treppe, die nach abwärts führt, und einer von den großen Weinkellern der Docks gähnt uns aus der Tiefe an. Vor dem Kellerthor erweitert sich die Treppe zu einer Art kleiner Vorhalle. In derselben forderte man uns die Karte ab, um zu sehen, ob wir bloß passive Besucher sind, oder ob wir auch Erlaubniß haben, von den Weinen zu kosten.

Unser Führer bleibt an der Schwelle, und an seiner Stelle tritt ein anderer Geselle vor, um uns den Weg zu zeigen. Er gibt Jedem von uns ein Grubenlicht zur Hand, und so treten wir paarweise die Wanderung ins Dunkel an. Die Wege zwischen den Fässern sind rein, mit Sand bestreut, und tragen zwei Eisenbahnschienen, um den Küfern das Hin- und Herrollen der schweren Fässer zu erleichtern. Rings herum, so weit unser Auge reicht, Faß an Faß. Aber das will nicht viel sagen; unser Auge reicht eben nicht weit durch die Dunkelheit, und nur die matten Oellampen, die wir nach allen Richtungen hin von der Decke herab wie Glühwürmer leuchten sehen, sagen uns, daß wir uns in einem unterirdischen Gewölbe von ungewöhnlicher Ausdehnung befinden. In der That kann man hier lange herumstreifen, ehe man durch alle Gänge gekommen ist. Dieser Keller, in dem wir uns eben herumtreiben, bedeckt zwölf Acker unterirdischen Bodens, und seine Schienenwege sollen dreizehn englische Meilen lang sein. Es ist dies nicht der einzige aber doch der größte von den Dockkellern, und überhaupt das weiteste unterirdische Gewölbe, das nach der Aussage unseres Führers von Menschenhänden in unserer Zeit gebaut wurde.

Der Eindruck des Ganzen, namentlich an Kreuzwegen, wo man die Lampenflämmchen sich nach allen Richtungen hin ins Unendliche verlieren sieht, ist ein sehr imposanter.

Von Zeit zu Zeit bleiben wir stehen, und lassen uns von dem uns führenden Gesellen ein Glas Portwein oder Xeres credenzen. Das wird uns Niemand übel nehmen, der mit uns die beschwerliche Wanderung Trepp auf Trepp ab zwischen Kisten und Fässer durchgemacht hat.

Etwas betäubt von der Weingeist-Atmosphäre kommen wir wieder dem Ausgang des Riesengewölbes zu, werfen noch einen Blick auf die oben stehenden Kufen, die zur Weinmischung bestimmt sind und von denen die größte dreiundzwanzigtausend zweihundertundfünfzig Gallonen faßt, und wenden uns sofort dem großen Bassin zu, um den interessantesten aller Spaziergänge an seinen Ufern längs der Waarenhäuser zu machen. In das Innere der letztern werfen wir nur hin und wieder einen schüchternen Blick; es gelüstet uns für heute nicht mehr, Wanderungen zwischen endlosen Reihen von Kisten und Ballen zu unternehmen; aber im Vorübergehen können wir uns doch nicht erwehren, unser Auge über die fabelhaften Vorräthe von australischer Wolle, von Seide aller Länder, von Farbehölzern, Thierhörnern, Baumwolle, Baumstämmen, Gewürzen aller Art, Häuten, Leder, Zucker, Kaffee u. s. w. streifen zu lassen. Es ist, als ob die Aernte aller Erdstriche unverkürzt nach diesen Lagerplätzen gebracht worden wäre; und so groß sind die aufgehäuften Quantitäten, und so viel geht von Zucker, Kaffee, Specereien u. dgl. beim Oeffnen und Umpacken der Kisten und Fässer verloren, daß das Kehricht der London Docks für eine namhafte Summe verpachtet werden kann, daß der Pächter desselben in wenigen Jahren ein reicher Mann geworden sein soll.

So reiht sich ein Waarenhaus ans andere, und vor denselben ächzen Hunderte von eisernen Krahnen unter ihrer Last, und Tausende von Arbeitern: Zimmerleute, Faßbinder, Lastträger, Makler und Dock-Beamte rennen auf und ab, aus und ein, und im großen Bassin dicht bis an die Umrandung aneinander gedrängt, liegen die Schiffe, auf denen Matrosen und Lastträger mit Ameisenthätigkeit beschäftigt sind, Waaren ans Land oder an Bord zu bringen. Hier vereinigt sich Dock- und Matrosenleben zu einem malerischen Ganzen. An keinem Punkte der Themse sind die Fahrzeuge so dicht an einander gedrängt wie in diesen Dockbassins; nirgends sieht man das Netzwerk der Takelage so dicht durcheinander gewebt; in keinem andern Hafenbassin der Welt treiben sich so viele verschiedenartige Nationalitäten herum. Neben dem Holländer ankert der Kauffahrer aus Brasilien, mit Kaffee und Farbehölzern vollgeladen; der Däne bringt sein Hornvieh ans Land; belgische und französische Schiffe laden Glas, Leder, Eier, Obst und Gemüse aus; der Amerikaner wälzt seine Tabakfässer und Baumwollenballen ans Land; russische und deutsche Ostseefahrer haben ihre Getreide-Ladungen bereits in die Magazine untergebracht und warten auf Rückfracht; englische Fahrzeuge aus Indien, Australien, Canada und dem

Cap ziehen durch die geöffneten Schleusenthore; und was eben keine Arbeit hat, vergnügt sich in seiner Weise, kocht, ißt, trinkt, sitzt oder träumt auf Verdecken und in Mastkörben, flickt am Segel oder Tauwerk, denkt der fernen Heimath und summt sich das Lied vor, das er am liebsten hat.

187. Portsmouth und die Insel Wight.

(Nach K. von Hailbronner's Cartons.)

Portsmouth liegt auf der großen Insel Portsea, und besteht eigentlich aus zwei für sich befestigten Städten. Ungefähr eine halbe Stunde westlich von der Insel Portsea liegt jenseits des ungeheuern Hafens von Portsmouth die Stadt Gosport, in deren Nähe das reizende Anglesey liegt, eine der fashionablen Residenzen Englands. Was verständige Behandlung aus sumpfigem Boden machen kann, sieht man hier. Tiefe Moräste sind in blühende Wiesen verwandelt, eigene Maschinen sind stets in Bewegung, um den Unrath in die See zu bringen, und zwei immense Wasserwerke versehen die Bevölkerung mit frischem Wasser und überschwemmen und reinigen die Straßen der Städte.

Gegenüber dem Glacis von Portsmouth erhebt sich eine Kreislinie schöner Gebäude, gleich den Terrassen des Regentpark. Das Glacis mit seinen Ulmen-Alleen und den frei dort Nahrung suchenden Kühen bietet eher den Anblick offener, zu Wohnhäusern reicher Männer gehöriger Parkanlagen, und von hier aus genießt man des einzigen Anblicks des ganzen Hafenlebens und der unausgesetzten Verbindung der Schiffe mit der Rhede von Spithead, des Landes auf der Westseite, der lieblichen Hügelkette auf der Insel Wight und der so malerisch gelegenen Stadt Ryde.

Allein die wahre Herrlichkeit von Portsmouth, der Stolz Englands, besteht in seinem Arsenal. Hier erst versteht man die Macht Britanniens. Der ganze Hafen ist umringt und beherrscht von furchtbar mit Felsen aufgedämmten Batterieen, aus denen die Riesenschlünde der kolossalsten Geschütze Verderben hauchend hinausgähnen. In dem unermeßlichen Hafen liegen über 40 Kriegsschiffe ersten Ranges, und ein großer Theil ist stets zum Auslaufen bereit. Die Thätigkeit in der Ausrüstung in allen ihren unzähligen Verzweigungen grenzt ans Fabelhafte, und man muß dies alles in den innersten Details gesehen haben, um zu begreifen, wie England in tiefster scheinbarer Friedensruhe urplötzlich Flotten aussenden kann, die alle Welttheile zittern machen. Maschinen und Menschenhände sind im steten Einklang, und schweigend und ruhig werden in den endlosen Werkstätten die ungeheuersten Arbeiten verrichtet. Mit Erstaunen sieht man, auf welche Art die Schiffsmasten, die Segelstangen, die Bugspriets und andere gewichtige Marinegegenstände vollendet werden, und wovon unter anderen der Hauptmast eines Linienschiffes

ersten Ranges, wenn es im Gange ist, nebst dem damit verbundenen Topmast und Bramsegel ungefähr die Höhe von 212 Fuß, gleich dem großen Monument in London, hat. Einen stupenden Anblick gewährt der Saal, wo die Taue gefertigt werden. Er ist 1200 Fuß lang, und die Arbeiter am andern Ende erscheinen gleich kleinen Kindern. Hier werden die enormen Ankertaue gefertigt, deren manches 140 Centner Hanf und beständig 80 Mann zur Arbeit erfordert, und wobei die Arbeit so hart ist, daß der stärkste Mann ihr nur wenige Stunden des Tages vorstehen kann. In der Ankerschmiede scheint sich die Fabel von den Eingeweiden des Aetna zu verwirklichen, und die Feueressen, wo Vulcan die Donnerkeile Jupiters schmiedete, gehören fürder nicht mehr in das Reich poetischer Träume. Die dunkeln Gestalten der von glühender Hitze geschwärzten Männer, der dumpfwiderhallende Schall der Riesenhämmer, das furchtbare Gedröhn der ewig brausenden gigantischen Blasbälge, das entsetzliche Krachen der unermeßlichen Feuerbrände, die glühenden Schlacken des schmelzenden Metalls, die Milliarden Funken, die von den ewig gepeitschten Ambosen alle Räume durchzischen: alle diese grandiosen Effecte fallen auf einmal gleich Blitzstrahlen in die Seele und geben ein Bild, das dem Dichter die Farben zum Tartarus leihen könnte und das die Sinne des Zuschauers verwirrt und entzückt. Und doch wächs't sein Erstaunen, wenn er zu den furchtbaren Kupfergießereien tritt und die immensen Kessel mit glühend flüssigem Metall gefüllt sieht, das, in Stücke gegossen, durch Dampfkraft zu Platten gewalzt wird. Stumm vor Bewunderung betrachtet man diese Höllen-Operationen und das unbegreiflichste der Wunder, daß menschliche Wesen eine solche Hitze und die versengenden Ausströmungen des nach allen Richtungen sich ergießenden Kupfers aushalten können. Eine ingeniöse Erfindung des Amerikaners Brunnel ist die Bearbeitung der Rollen zu den Schiffstauen. Das rohe Material des Holzes und Metalls wird hier ohne alle andere Arbeit in eine polirte Rolle verwandelt, als daß man die rohe Masse in die Werkstätten gibt, und nur die Rollen nach Umständen und Verhältnissen der stets arbeitenden Maschinen dreht und wendet. Ein Linienschiff bedarf ungefähr 1500 dieser Rollen, welche alle mittelst dieses bewundernswürdigen Mechanismus, und bloß mit Beihülfe von vier Männern, in einem Tag gefertigt werden können. Diese ineinandergreifenden Werke enthalten 44 Maschinen, die mit der Schnelligkeit des Blitzes durch Dampfkraft bewegt und durch den einfachsten Mechanismus zum Stehen und Gehen gebracht werden. In dieser Maschinerie sind Hämmer, Zirkelsägen und andere Formen, Drehspieße, Fugen, Hohlmeißel, Stemmeisen, Kerbhölzer und alle Meißelgattungen angebracht, die, je nachdem es die Arbeit erfordert, sich zu allen nöthigen Operationen hingeben, bis die Rolle vollendet ist. Die wunderbarste Wirkung aber, welche von dieser complicirten, vielfältigen Maschinerie hervorgebracht wird, besteht darin, daß, wenn das Werkzeug auf den metallenen oder hölzernen Theil der Rolle drückt, die Maschinerie selbst

verschiedene Abstufungen von Gewalt besitzt, um auf jeden Theil nach dem erforderten Maße einzuwirken. In allen diesen Vorrichtungen sehen wir den Triumph der Mechanik und Technik unserer Zeit; allein nichts ist zu vergleichen mit den Dockyards selbst, wo die größten Schiffe unter Dach erbaut werden.

Welches Leben ist in den Hallen, die den zu beständigem Gebrauch bereit stehenden unzähligen Boten zum Aufenthalt dienen, und wer zählte noch die zahlreichen anderen Werkstätten, die zu dem Wunder-Arsenale gehören: diese Riesenböden für Seilerei, vielleicht die größten der Welt, diese Bildschnitzerei und Modellirung, wo Figuren für die Schiffe und Modelle und Zeichnungen gefertigt werden! Hinter diesen unübersehbaren Werkstätten steht eine Reihe der schönsten Gebäude für die Chefs der verschiedenen Departements und der Palast des Hafen-Admirals.

Den würdigen Schlußstein dieses Arsenals bildet die Rüstkammer, die an Zahl der Gewehre und Geschütze nur vom Tower und Woolwich überboten wird, und worin Waffen, Kanonen und Kugeln für die Bemannung aller im Hafen befindlichen Schiffe aufgespeichert und in malerischer Ordnung ausgelegt sind.

Von diesen Schmiedeessen des Vulcans, von diesen Vernichtung drohenden Feuerschlünden wendete ich mich nach der Isle of Wight, die man auf dem stündlich hin- und hergehenden Dampfschiff in 30 Minuten erreicht, und wo man alles vereint findet, was die italienischen Inseln nur einzeln darbieten. Kein Reisender, der nach England kommt, versäume es, dieses reizende Eiland zu besuchen, über welches der Zauber der reichsten Naturschönheit ausgegossen ist. Das terrassenansteigende Städtchen Ryde, das herrliche Brading-Harbour, das schöne St. Helens und Bambridge, das prächtige Yarmouth und das unbeschreibliche Cowes, und endlich die hohen Naturwunder der sogenannten Needles, die an kühner Felsenbildung mit den himmlischen Schauern der Fingalshöhle wetteifern, und die mit Villa's und Gärten und Parks übersäeten Hügel — alles vereinigt sich, um die Insel Wight zu einem kleinen Eden umzuschaffen.

188. Birmingham.

(Nach J. G. Kohl, Reisen in England und Wales.)

Man kann alle Arbeit, die sich mit der Verfertigung von irgend welchen Gegenständen aus Metall beschäftigt, in folgende verschiedene und von einander geschiedene Abtheilungen bringen, erstlich: die Verfertigung großer, schwerer und grober Gegenstände aus Eisen, wie z. B. eiserne Schiffe, eiserne Brücken, große eiserne Ankerketten für die Seeschiffe u. s. w. —; zweitens: die Anfertigung großer, grober und feiner Maschinen und Maschinentheile —; drittens: die Anferti-

gung von dem, was die Engländer „Cutlery-ware" (Schmiedewaare) nennen, worunter alle möglichen schneidenden Instrumente verstanden werden, und viertens die Anfertigung einer unzähligen Menge anderer kleinerer Gegenstände aus Eisen und Metall, welche die Engländer mit dem gemeinschaftlichen Namen „Hard-ware" bezeichnen.

Da man überall in England mehr oder weniger Eisen findet, und überall auch mehr oder weniger fabricirende Industrie verbreitet ist, so findet man auch die Bearbeitung fast aller dieser genannten Gegenstände mehr oder weniger verbreitet. Nichts desto weniger aber lassen sich doch gewisse Landstriche und Städte als solche bezeichnen, in welchen sich die eine oder andere Branche zu einem so hohen Grade entwickelt und in einem so großen Umfange bearbeitet findet, daß man sie als die Hauptsitze dieses Zweiges betrachten kann.

Für die genannten groben und großen Eisenwaaren finden sich in Südwales die ausgedehntesten Eisengießereien. Südwales ist der eisenreichste Strich in England, und jene Waaren, bei denen ein weiter Transport des Materials der Bearbeitung wegen sehr kostspielig sein würde, halten sich daher so nahe als möglich zu den großen Eisenminen selbst.

Für die Bearbeitung von Maschinen und Maschinentheilen ist Lancashire und namentlich Manchester, die Seele des ganzen englischen Maschinenwesens, der Hauptsitz. „Lancashire-tools" (Lancashirer Instrumente und Werkzeuge) sind weit und breit berühmt. Natürlich aber finden sich auch in anderen großen Fabrikstädten, Leeds, Glasgow &c., bedeutende Maschinenfabriken.

Für die „Cutlery-ware" dann sind die 70,000 messerschmiedenden Einwohner von Sheffield die Hauptleute.

Und für alle die übrigen kleinen und großen Dinge, die man aus Eisen, oder auch aus Kupfer, Messing und anderen Metallen — denn diese sind im Vergleich mit dem Eisen so unbedeutend, daß sie nur immer in Begleitung mit demselben genannt und fabricirt werden, — verfertigen kann, für die „Hard-ware", ist endlich Birmingham der vornehmste Ort.

„Von Ambosen wiedertönend", nennt der alte Camden diese Stadt, als wenn lauter Hufeisen oder Roßbeschläge hier gemacht würden. Allein diese Ambose und diese Hämmer, mit denen die Alten das widerstrebende Metall bewältigten, haben sich auf der einen Seite in so gewaltige Maschinerieen umgewandelt und sind auf der anderen Seite zu so kleinen Ambößchen und Hämmerchen zusammengeschrumpft und in so viele Feilen und Feilchen, Polirsteine, Schleifsteine, Drahtziehereien zerbröckelt, daß jener poetische Ausdruck nicht mehr genug sagt.

Weil die verschiedenen Industriezweige von Birmingham so klein sind, d. h. nicht in so großen Etablissements und von so gewaltigen Maschinen und so vielen Händen auf ein Mal betrieben werden, wie die Manufacturen von anderen Städten, z. B. von Manchester, so kommt es daher, daß diese Stadt, obgleich sie sich in ihrer Größe der

von Manchester nähert und alle anderen Manufacturstädte Englands außer Manchester an Einwohnerzahl übertrifft (sie hat jetzt nahe an 250,000 Einwohner), doch einen noch viel einförmigeren und unlieblicheren Anblick gewährt als Manchester. Während in Manchester sich große verschieden gestaltete Fabrik-Etablissements und gigantische Waarenhäuser mit architektonischem Schmuck, prächtige Stations-Häuser von einem halben Dutzend verschiedener Eisenbahnen erheben, hat Birmingham nichts dergleichen. Die meisten Fabrikanten haben kleine Capitalien von 2000 bis 3000 Pfund, viele nur 500 bis 800 Pfund, und die Mehrzahl der Bewohner sind nur Arbeiter und Magazinbesitzer, da bei den meisten Processen der Metallarbeiten noch keine solche gewaltigen Maschinen wie beim Spinnen und Weben der Baumwolle in Anwendung gekommen sind. Wegen dieses Mangels an großen Capitalien hat auch Birmingham Manchester gegenüber einen Mangel an großartigen Instituten. — Die Stadt bedeckt einen Raum von etwa 9 englischen Quadratmeilen, und ganze weite, große Theile dieses Raumes sind mit einer ungeheuren Masse von kleinen, einförmigen und zum großen Theil ärmlichen und schmutzigen Arbeiterhäusern von unfreundlichem Aeußern bedeckt. Ganze Theile von Birmingham möchte man eine Häuserwüstenei nennen, wo ein Haus so häßlich wie das andere aussieht, und wo die ganze einförmige Masse von keinem einzigen freundlichen oder prächtig gebauten Gebäude unterbrochen wird. Die wenigen öffentlichen Gebäude, welche Birmingham hat, liegen fast sammt und sonders in einem sehr kleinen Kerne der Stadt in der Mitte auf dem Raume von kaum einer halben Quadratmeile zerstreut. Hier liegen die Hauptkirchen, die Townhall, die Gymnasien, die Haupthôtels u. s. w. In jener Häuserwüstenei der weit angeschwollenen Vorstädte ist es nur dann und wann eine Methodisten-, Independenten-, Baptisten- oder Unitarier-Capelle, welche die Einförmigkeit unterbricht.

Diese, ich möchte sagen, erstickende Einförmigkeit von Birmingham rührt hauptsächlich auch daher, daß die Stadt so ganz in einer durch nichts unterbrochenen Landebene liegt. Sie hat außer dem kleinen Bächlein Rea und einigen Canälen, die sich eben so wie die Rea unbemerkt, ohne Ufer, ohne Quai hinter den Häusern, wo sie Handels- und Manufacturzwecken dienen, herschleichen, keinen Fluß, keinen Meeresarm, keinen Hafen, der die Stadt in mehrere Theile spaltete und etwas Licht und Anmuth hinein brächte. London hat seine Themse, Liverpool seinen Mersey, Moskau und Rom haben ihre Berge, wo man Luft schöpfen kann, aber Birmingham hat von dem Allen gar nichts, und es zieht sich hier Haus an Haus und Straße an Straße auf gleichförmige Weise fort.

Auch über die Grenze der Stadt hinaus noch setzt sich die metallbearbeitende Fabrikthätigkeit, von der Birmingham das Centrum ist, fort, und es dauert lange, bis man aus dem weitgehenden Bereiche der Nagelschmiede, der Schloß-, Leuchter-, Lampen-, Schrauben-, Schnallen-, Feilen-, Medaillen-, Nadel-, Ringe-, Haken- und Knopf-

macher herauskommt. Selbst viele Städte in der Nachbarschaft von Birmingham betreiben ganz dieselben Industriezweige, wie diese Metropole der Schmiedgesellen selbst. Dudley, Walsall, Wednesbury, Wolverhampton, Bilston, Stourbridge sind lauter volkreiche Städte, die sich in der „Hardware-line“ befinden. Wir sagten schon oben, daß eben so Manchester und Glasgow, die Hauptsitze der Baumwollen-Manufactur, und Leeds, die Metropole der Wollenweber, und Sheffield, die Metropole der Messerschmiede, weitläufige Districte um sich liegen haben, in denen dieselben Waaren fabricirt werden. Es ist aber bemerkenswerth, daß die Hauptstadt aller dieser Districte alle anderen darin liegenden Städte so außerordentlich an Größe, Reichthum und Geschäfts-Ausdehnung überragt, daß sich keine von ihnen der Capitale des respectiven Industriezweiges auch nur einigermaßen an die Seite setzen und mit ihr rivalisiren kann. So hat Manchester über 400,000 Einwohner, und keine der übrigen Städte des Baumwollendistricts kommt viel über 50,000 hinaus. So hat Birmingham nahe an 250,000 Einwohner, und selbst die größte seiner mit ihm schmiedenden Städte, Wolverhampton, hat nur 30,000.

Der Hauptkunde für diese Art von Waaren wie für mehrere andere ist Nordamerika, und zwar in so hohem Grade, daß hierin fast Alles von Nordamerika abhängt, und daß die Birminghamer immer besorgt auf dieses Land hinblicken, das neun Mal mehr „Hard-ware“ und „Cutlery“ von England kauft, als irgend ein anderes Land, und etwas mehr als die Hälfte des ganzen Exports hinnimmt, oder ungefähr eben so viel als alle übrigen Länder zusammen genommen.

Wenn ich aber sagte, daß die Stadt Birmingham keineswegs eine schöne, interessante und pittoreske Stadt zu nennen sei, so versteht es sich von selbst, daß dies doch nur vergleichsweise gemeint war; denn natürlich gibt es immerhin in einer Stadt von 250,000 Einwohnern, in welcher sich so viel Reichthum anhäuft, einige prächtige Straßen und auch einige ausgezeichnete Gebäude. Von letzteren ziehen keine mehr die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich als die große „Townhall“ (Stadthalle) und das Gymnasium der Stadt. Die Townhalle ist eine ausgezeichnete und großartige Copie eines griechischen Tempels, die man der Glyptothek in München, der Magdalenen-Kirche in Paris und einigen anderen griechischen Copieen, die unsere Zeit producirt hat, an die Seite stellen muß; denn sie ist in einem vollkommen classischen und großartigen Stile gebaut und wird von einer Reihe der elegantesten korinthischen Säulen getragen. Der innere Raum ist das größte Zimmer Englands. Es können hier nicht weniger als 9000 Personen in einem vollkommen freien Raume neben einander stehen.

Das Gebäude ist theils für die großen Musikfeste bestimmt, welche hier in Birmingham wie in allen anderen Musik liebenden englischen Fabrikstädten statthaben, theils für andere große öffentliche Volksversammlungen, welche theils für religiöse, theils für politische, theils für

locale Zwecke statthaben. Die Rednertribune ist so angelegt, daß von da aus die Redner sich auf gleich gute Weise allen 9000 Versammelten verständlich machen können.

189. Liverpool.

(Nach J. G. Kohl, Reisen in England und Wales.)

Wie Chester, gleichsam die Mutter oder Vorgängerin Liverpools und bereits unter den Römern Standort der 20. Legion, sich rühmt, daß, wenn es jetzt zwar nichts sei, doch seines Ruhmes schon von den ältesten Schriftstellern gedacht werde, so macht dagegen Liverpool einen Punkt seiner Eitelkeit daraus, daß kein alter Schriftsteller seiner erwähne, und daß es alles, was es jetzt ist, nicht längst verschollenen Geschlechtern, sondern noch lebenden und wirkenden Generationen verdanke. Wenn ein alter Schriftsteller Liverpools erwähnt, so ist es gewöhnlich nur, um zu verstehen zu geben, daß dieser Ort höchst wahrscheinlich seinen Namen von dem Sumpfe oder Pfuhle (pool) habe, in dessen Nachbarschaft er liege. Noch im Jahre 1561 hatte Liverpool nur 7 Straßen und 690 Einwohner. Sein schnelles Wachsthum begann erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts, und jetzt ist diese Stadt die zweite Handelsstadt der Welt, und da ihr Fortschritt noch immer weiter geht, so prophezeit man ihr sogar, daß sie noch einmal die erste werden wird.

Die Einnahme des „Custom-house“ (Mauthhauses) von Liverpool betrug schon 1844 ¼ von der totalen Einnahme aller Customhouses der vereinigten Königreiche. Es kommen jährlich in diesem Hafen 16,000 Schiffe von allen Theilen der Welt an, und dieselben verschiffen ungefähr 2,400,000 Tonnen oder 48,000,000 Centner Waaren. Die Summe aller mit diesem Hafen in Verbindung stehenden Schiffe beträgt 10,000, oder mehr als den 12. Theil aller Schiffe Großbritanniens, natürlich die zahlreichen Küstenschiffe eingeschlossen. Daß die Anzahl dieser Schiffe noch im Wachsen begriffen ist, sah ich aus dem Eifer, mit welchem man Tag und Nacht an der Anlage eines neuen Docks für 200 Schiffe arbeitete, eines Docks, dessen Größe und Geräumigkeit in jeder deutschen Handelsstadt als ein Riesenwerk und als ein magnifiker Hafen erschienen wäre, der aber hier nur einer unter einem Dutzend war.

Wie Odessa's Handel mit der zunehmenden Bebauung der Steppe, wie New-York's und New-Orleans' Handel mit der vermehrten Ansiedelung im Innern der amerikanischen Wälder gleichen Schritt hielt, so ist Liverpool's Verkehr und seine Geschichte in Verbindung mit der Geschichte und Entwickelung der Manufacturdistricte, von denen es umgeben ist, zu betrachten. Manchester ist seine wahre Mutterstadt, und wie Manchester aus dem alten Mancunium zu der Riesenstadt, die es jetzt ist, emporblühte, so arbeitete sich auf gleiche Weise auch Liverpool

aus seinem Pfuhle hervor und stellte sich in Reichthum, Bevölkerung und Thätigkeit Manchester an die Seite.

Die Hauptspringkraft des englischen Handels liegt nicht in seinen rohen Producten, die das Land erzeugt, sondern in seinen Kunstproducten, in seiner Manufactur, die es ausführt, und in den rohen Producten, die es für diese Manufacturen einführt.

Liverpool hat alle Manufacturdistricte im Durchschnitt drei- oder viermal näher als London und ist durch Canäle und Eisenbahnen auf's innigste mit ihnen verbunden, kann also die Waaren aus allen jenen merkwürdigen Districten viel leichter beziehen als London.

Betrachtet man nun die Lage der Länder, wohin man jene Waaren am meisten verführt, so stehen hier Nordamerika und Südamerika so sehr obenan, daß alle übrigen Länder und Welttheile dagegen, wo nicht unbedeutend, doch weit geringer erscheinen.

Wie der Hauptkunde Großbritanniens für den äußeren Handel, Nordamerika, dem Westen Großbritanniens und Liverpool näher ist als London, ebenso liegt auch der Hauptkunde des inneren Handelsverkehrs, nämlich Irland, im Westen und Liverpool näher. Irland producirt außer Leinwand gar keine Manufacturen, empfängt sie daher fast alle aus England. Dagegen besitzt es eine Menge roher Producte, Korn, Vieh rc., an denen England Mangel hat, und England bezieht die meisten dieser Artikel aus Irland. England und Irland sind daher diejenigen Theile der vereinigten Königreiche, welche in dem lebhaftesten gegenseitigen Verkehr und Austausche mit einander stehen. Liverpool liegt, so zu sagen, der Mitte von Irland gerade gegenüber. Es bietet sich diesem Lande jene Einfuhr nach England so gelegen dar, daß es der unausweichliche Hafen für Irland ist.

Liverpool ist noch jung, und es hat ohne Zweifel noch nicht alle Vortheile seiner Lage benutzt und noch nicht alle die Wege ausgebildet, zu welchen die Natur ihm Anweisung gegeben hat. Die Zukunft wird daher diese Stadt noch zu weit größeren Dingen führen, als die sind, welche sie jetzt schon erreicht hat.

Es gibt unter den großen Weltstädten ersten oder zweiten Ranges keine, die so ganz ausschließlich Handelsstadt ist, wie Liverpool, und fast jedes Haus in dieser Stadt ist entweder ein Comptoir, oder ein Waarenhaus, oder ein Magazin, oder sonst ein Haus, das mehr oder weniger entweder ein Instrument oder ein Resultat des Handels ist. Jede großartige Anstalt, welche die Stadt in ihren Mauern umschließt, ist entweder ein Customhouse, oder eine Börse, oder ein Dock, oder eine Railwaystation, oder sonst etwas, was dem Handel direct oder indirect dienen soll, und jeder Bewohner des Orts ist entweder selbst ein Kaufmann, oder ein den Kaufleuten Dienender.

Vergleichen wir Liverpool bloß mit den anderen britischen Städten ersten Ranges, so zeigt sich, daß es in dieser Hinsicht ganz und gar einzig dasteht. London ist Handelsstadt und zugleich Residenzstadt des Königs, des Adels und der obersten Behörden des ganzen Reiches, —

Manchester ist bloß Manufacturstadt, — Edinburgh ist bloß die Residenz des schottischen Adels, der schottischen Gentry und der schottischen Gelehrten 2c., — Glasgow ist große Manufactur- und Handelsstadt zu gleicher Zeit, — Dublin ist Handelsstadt, aber auch Capitale des irischen Königreichs, Residenz des Vicekönigs, der obersten Behörden und eines Theiles des Adels. — In Liverpool gibt's keine Manufacturen, keine obersten Reichs-Behörden, nicht einmal die Grafschafts-Behörden (die Hauptstadt der Grafschaft ist Lancaster), keinen Adel, sondern einzig und allein Kaufleute. Die Stadt hat nur einen Gott, das ist Mercur; die Tempel aller anderen Götter sind klein und winzig.

Wie London seine Paulskirche, seine Königspaläste hat, so hat Liverpool sein Customhouse und seine Börsen. Das erste, das Customhouse (Zollhaus), ist ohne Zweifel eines der magnifiksten Gebäude, welche unsere Zeit zu Stande gebracht hat, und wenn es nicht so berühmt geworden ist, wie die Isaakskirche in Petersburg, oder wie das Museum in Berlin, oder die Glyptothek, Pinakothek, Walhalla in Baiern, oder die Magdalenenkirche in Paris, oder andere solche Riesengebäude neuerer Zeit, so kommt es nur daher, daß es nicht so edlen Zwecken dient und nur ein Zöllnerhaus vorstellt.

Das Customhouse liegt nahe bei den Docks der Stadt, und diese bieten für den Fremden ein Theater von geschäftigen Handelsscenen und eine Menge von prächtigen Hafen- und Wasserbauten dar, die in der Welt unvergleichlich sind, ich glaube, man kann sagen, selbst London nicht ausgenommen. Die Londoner Docks sind zwar größer als die Liverpooler und enthalten auch natürlich mehr Schiffe. Allein sie sind erstlich nicht so zahlreich und nicht für so verschiedene Handelszweige geeignet, bieten daher auch nicht diese bunte Scene von Bauten und Gegenständen, wie die Liverpooler dar, und zweitens gewähren sie den Kaufleuten auch deswegen nicht so große Bequemlichkeiten, weil sie in einiger Entfernung von dem Centrum der Stadt liegen. London war schon eine große Stadt, ehe man an seinen jetzigen Welthandel und an seine jetzigen großen Docks dachte. Liverpool aber wuchs mit seinem Handel und mit seinen Docks auf. Man konnte daher in London der Docks wegen nicht die halbe Stadt wegräumen, und mußte dieselben ein wenig zur Seite legen, während man hier in Liverpool immer gleich für die Docks Raum ließ oder ihn doch leicht sich schaffte, und auf diese Weise die ganze Stadt sich auf der einen Seite rund umher mit Docks gürtete, und ihre Börse, ihr Customhouse und ihre Comptoire ganz in der Nähe derselben behielt.

Die ganze Länge der Flußseite von Liverpool ist mit Docks erfüllt. Man denke sich, um sich von der Großartigkeit des Ensemble dieser Werke einen Begriff zu machen, das Flußufer in der Länge von 3 englischen Meilen, bei einer Breite von 250 bis 500 Yards, mit Hafenwerken aller Art erfüllt, mit ausgemauerten oder in Felsen ausgehöhlten Bassins, mit wundervollen alle diese Bassins umgebenden Quais, mit Einlässen und Canälen aller Art, die mit mancherlei Schleusen

gewappnet sind, die man auf eleganten Eisenbrücken oder hölzernen Stegen die Kreuz und die Quere überschreitet. Man denke sich die ganze, 3 Meilen lange Uferseite mit einer hohen mächtigen Mauer gewappnet, deren imposante Größe man besonders bei Ebbezeit bewundern muß; man stelle sich alle die verschiedenen Bassins mit Schiffen gefüllt vor, und ihre Zwischenräume meistens frei oder mit Waaren aller Art bedeckt, mit geschäftigen Leuten erfüllt, und hie und da die eleganten Häuser der Dockofficiere und die meist imposanten Waarenhäuser verstreut.

Die Zahl aller Wasserbassins, die sich hier befinden, anzugeben, hält schwer, doch sind der eigentlichen Docks ungefähr 16 und der ausgemauerten künstlichen Wasserbassins und Wasserkufen, Canäle und Häfen etwa 42. Es wird den Schiffen durch diese Docks ein immer gleich tiefes Wasser und die trefflichste Gelegenheit zum Ausladen, zum Auskalfatern und zu anderen ihnen nöthigen Operationen gegeben. Die meisten Docks sind irgend einer besonderen Classe von Schiffen bestimmt und für sie eingerichtet, die vornehmsten von allen für die großen Ostindien- und Chinafahrer und für die amerikanischen Schiffe von der größten Gattung. Je nach der Größe und Art der Schiffe ist auch jeder Dock anders eingerichtet. Auch ist oft auf die Gattung der Waare dabei Rücksicht genommen; bei den mit Holz beladenen Schiffen z. B. sind die Quais für das Ausladen der Hölzer besonders vorgerichtet.

Bei jedem Dock befindet sich ein sogenanntes „Basin“ (Bassin), das meistens mit dem Mersey in ungehinderter Verbindung steht und durch das die Schiffe erst gehen müssen, um in die Docks zu gelangen. Diese Bassins sind gewissermaßen kleine Vorhäfen, und sie sind dazu da, damit die Schiffe gleich bei jedem Wetter und bei jeder Höhe der Flut oder Ebbe daselbst Schutz finden und vor Anker gehen können, während die Docks, in denen die Höhe des Wassers immer dieselbe bleiben soll, nur bei einer gewissen Höhe der Flut geöffnet werden. Wollte man die Docks zu jeder Zeit zum Empfange der Schiffe öffnen, so würde z. B. zur Ebbezeit alles Wasser auslaufen, und wollte man die Bassins ganz weglassen, so würden die Schiffe so lange ganz der Gefahr der Stürme ohne Hafenschutz ausgesetzt sein.

Die Bollwerke, mit denen der Mensch sich hier gegen den Ocean verbarrikadirt hat, — die Schleusenwerke, oft von 50 Fuß Höhe, mit denen er die Flut und Ebbe in seinen Bassins regulirt, — die Seethore von der prächtigsten und solidesten Arbeit, oft von 70 Fuß Weite, mit denen er sich gegen die tobenden Nereiden verschließt, — die Höhlen, welche er sich geräumig und weit in den Felsen ausgegraben hat, und die immensen Wannen, welche er für seine Schiffe baute, dies alles erregt wahrhaftes Erstaunen und Bewunderung. Die Größe dieser Werke ist um so mehr zu bewundern, da sie verhältnißmäßig trotz aller widerstrebenden Hindernisse in so außerordentlich kurzer Zeit zu Stande kamen. Die meisten Docks sind aus den letzten Jahrzehen-

den, die ältesten aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts. Wollte ganz Deutschland nur so viel auf seinen Kölner Dombau verwenden wie Liverpool auf einen seiner Docks gewendet hat, so wäre jenes Prachtgebäude zur Bewunderung der Jahrtausende und zur Ehre Gottes bald fertig.

190. Manchester.

(Nach der Augsburger Allgemeinen Zeitung, 1843, Nr. 237, und C. G. Carus, England und Schottland im Jahre 1844.)

Nach London kenne ich in ganz Großbritannien keine Stadt, die auf den Fremden einen tiefern Eindruck macht, als Manchester. Nie, so lange die Weltgeschichte rinnt, gab es auf dem Globus eine Stadt, welche Manchester ähnlich war, in ihrer äußern Erscheinung, in ihrer merkwürdigen Thätigkeit, in ihrer Waarenfülle, in ihrer Masse wundersamer Erfindungen, in ihren moralischen und politischen Phänomenen.

Unter den verschiedenen bewunderswerthen Dingen, die man in Manchester sehen kann, nehmen ohne Zweifel die Baumwollenfabriken mit ihren Arbeits- und Maschinenwundern den ersten Rang ein; denn sie sind es, um welche sich hier das Interesse aller Menschen dreht.

Durch die Erfindungen, die in Bezug auf die Baumwolle gemacht sind, erscheint der Mensch nun wie mit tausend Händen gewappnet. Viele jetzt errichtete „Mules“ (Spinnräder) haben 1100 Spindeln. Selbst nicht der kühnste Projectenmacher aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts ließ es sich träumen, daß so etwas in kurzer Zeit möglich werden könnte. Keiner der bedeutenderen Handelszweige hat eine solche monströse Vermehrung erfahren. Durch die Baumwolle ist in der kurzen Zeit von fünfzig Jahren zwischen zwei der mächtigsten Staaten der Erde, zwischen den nordamerikanischen Freistaaten und Großbritannien, das Handelsband angesponnen, dessen Anschwellung ohne Gleichen ist. Welcher andere Zweig der menschlichen Erfindungsthätigkeit zeigt auf ähnliche Weise folgenreiche Erfindungen? Durch den Riesengeist der englischen Erfindungen, der in der Baumwolle thätig war, sind neue Länder in europäische Interessen gewissermaßen hineingesponnen, die wir früher mit gar keiner Waare gewinnen konnten. China und Ostindien, diese kunst- und waarenreichen Länder, in denen Baumwollenzeuge die gewöhnliche Kleidung sind, und die uns sonst vorzugsweise baumwollene Waaren sandten, haben wir, die uralte Waarenströmung aus ihrer Richtung werfend und sie umkehrend, mit ihren eigenen Waffen angegriffen.

So haben die Baumwollenfabrikate, deren Preis die englischen Erfindungen in zwanzig Jahren auf den vierten Theil herunterbrachten, uns gelehrt, was uns keines unserer Kunstproducte lehren konnte, jene

Völker des fernen Ostens an europäische Waaren zu gewöhnen und sie so von uns abhängig zu machen.

Herr M'Culloch berechnet, daß in England nicht weniger als 1,200,000 bis 1,400,000 Personen bloß mit der Fabrikation der Baumwollenwaaren beschäftigt sind. Jetzt denke man an die Hunderttausende, welche mit der Verhandlung, der Transportirung und Verschiffung dieser Stoffe sich beschäftigen; man denke an solche mit der Entwickelung der Baumwollenfabrikation schwindelnd emporgestiegene Städte, wie Liverpool, man denke an die Meere, die von mit Baumwolle beladenen Schiffen wimmeln, an die Millionen, die in Nordamerika als freie Pflanzer oder Neger, in Aegypten als Sclaven des Pascha, in Brasilien als Sclaven der Plantagenbesitzer an der Producirung der Baumwolle arbeiten und dadurch ihr Leben fristen; man denke ferner an alle Nationen des Erdballs, die sammt und sonders jetzt zwei-, drei-, zehnmal mehr Baumwollenstoffe tragen als früher, und deren Sitten und Gewohnheiten dadurch zum Theil wesentlich verändert werden und sind, und man erstaune über die Resultate, welche diese merkwürdige menschliche Thätigkeit, deren Mittelpunkt Manchester ist, herbeigeführt hat.

Man hat berechnet, daß in einem Umkreis von zwölf englischen Meilen um das Börsengebäude von Manchester herum außer Manchester nicht weniger als 280 Städte und Dörfer liegen, die auch alle mehr oder weniger mit der Baumwollenmanufactur in Verbindung stehen und die in Summa von einer Million Menschen bewohnt sind.

Die Fabrik, welche mir als die besteingerichtete aller jetzt existirenden bezeichnet wurde, war die der Herren Orell in Stockport, „Orell's Mill". (Es ist sonderbar, daß die Engländer alle ihre großen Maschinenwerke auch Mühlen nennen, obgleich in ihnen an das Mahlen irgend einer Sache nicht im geringsten gedacht wird.) Bei Herrn Orell's „Mühle", sagte man mir, würde ich alle neuesten Verbesserungen der Welt sehen können. Bis auf die neuesten Tage herab ist nämlich die Verbesserung der Spinn- und Webemaschinen noch immer fortgegangen; und seit der Zeit Hargrave's, Arkwright's, Crompton's, Whitney's und Watt's, Herren, die alle ein wesentliches Stück in das große Räderwerk einer Baumwollenmaschine hineinfügten, hat noch jedes Jahrzehend irgend eine unerwartete, außerordentliche und folgenreiche Erfahrung gebracht. Eins der letzten dieser außerordentlichen Dinge aus dem Jahrzehend der dreißiger Jahre ist die sogenannte „Selfacting mule", nämlich ein Spindelwagen, der sich von selbst, d. h. durch die Maschinerie getrieben, ein- und auszieht. Bisher mußte das Ein- und Ausziehen durch Menschenhände geschehen, und jetzt haben diese nun weiter gar nichts mehr beim ganzen Spinnen zu thun, als das Einschütten und Vertheilen der rohen Baumwolle und das Anknüpfen der zerrissenen Fäden. Sämmtliche andere Operationen, das Reinigen der Baumwolle, das Kämmen, das Spinnen, das Zwirnen, das Aufrollen, das Abhaspeln und noch mehrere andere Manipulationen werden sammt und sonders von der Maschine übernommen.

Sogar das Füttern des Ofens in der Dampfmaschine mit Kohlen hat man jetzt den Menschen entwunden. Auch dies geschieht jetzt vermittelst Maschinen, die man „Self-feeders" (Selbstfütterer) nennt. Man kann sich von dieser interessanten Maschinerie ungefähr folgende Vorstellung machen. Von dem Kohlenboden gehen große hölzerne Trichter in den Raum hinab, in welchem sich die Ofenmündungen befinden; vor jeder Ofenmündung kommt das enge Ende eines Trichters herab. Die Kohlen sind in lauter kleine Stücke zerschlagen und werden oben in den Trichter hineingefüllt. Unten fallen sie in eine kleine eiserne Kapsel, und zwar auf ein rasch sich drehendes Rädchen mit Flügel, das mit der Dampfmaschine selbst zusammenhängt und von ihr in Bewegung gesetzt wird; die Flügel dieses Rades ergreifen nun die Kohlenbrocken und werfen oder spritzen sie immer in gleichen Quantitäten in den Ofen hinein, und zwar ist die Sache so eingerichtet, daß sie sich nirgends im Ofen auf einer Stelle anhäufen, sondern daß sie sich in einem gleichmäßig vertheilten Regen heranfliegend darin vertheilen. Auch können die Leute das Rad so stellen, daß der Kohlenregen entweder stärker oder geringer wird. Die Leute haben nichts weiter dabei zu thun, als die Kohlen oben immer nachzufüllen und die Maschine zu Zeiten zu stellen. Auch geht auf diese Weise durch beständiges Oeffnen und Schließen des Ofens keine Hitze verloren.

Die meisten anderen großen Mills sind erst allmählig zu ihrer Größe angeschwollen, und die verschiedenen neuen Erfindungen und Verbesserungen sind erst von Zeit zu Zeit nachgetragen. Diese Orell'sche aber hat den Vorzug, daß sie gleich in ihrer jetzigen Größe und mit Benutzung aller neuen Erfindungen auf einmal von einem und demselben Baumeister in einem Gusse und nach einem einzigen Plane errichtet ist. Es ist eine vollständige Baumwollenfactorei, d. h. es wird die Baumwolle roh, wie sie aus Amerika oder Aegypten kommt, in Arbeit genommen, gereinigt, gesponnen und gewebt. Sie haben nicht weniger als 1300 Looms (Webestühle). Diese waren alle in einem und demselben Raume, dem weaving-room (Webezimmer), und 650 Mädchen dabei beschäftigt. Das schnurrende Getreibe in dem weiten Raume eines solchen Zimmers schlug uns mit einem Geräusch wie die Brandung des Meeres entgegen.

Der power-loom, der von Dampfkraft getriebene Webestuhl — unsere Fabrikanten sollten dies kurze Wort übersetzen und annehmen: der Kraft-Webestuhl — arbeitet nicht nur zehnmal so rasch, als der hand-loom (Hand-Webestuhl), sondern auch viel besser. Das Gewebe wird viel gleicher, da jeder Schlag von der Maschine viel gleichmäßiger ist als der, den die menschliche Hand gibt. Jeder power-loom bringt in einem Tage ein Stück Calico zu Wege. Die ganze Fabrik also an einem Tage 1300 Stück Calico, oder in einem Jahre zu etwa 300 Tagen (bei Abrechnung der Festtage) 390,000 Stück Calico. In dem oberen Raume des Hauses wurde auch noch so viel gesponnen, als etwa 50,000 Spinner sonst mit den gewöhnlichen Spinnrädern zu Stande

bringen konnten. Es gibt Processe in der Baumwollenbearbeitung, bei denen die menschliche Schaffungskraft durch die Maschinen auf das Zweihundertfache gesteigert ist. Allein nimmt man auch nur eine hundertfache Steigerung im Durchschnitt für alle jene Processe an, so würde daraus hervorgehen, daß jene eine Million Menschen, die sich mit Maschinen bewaffnet in England mit der Baumwollenfabrikation beschäftigen, jetzt so viel ausrichten, als in früheren Zeiten 100 Millionen Menschen ausrichteten. Es haben dieselben seit fünfzig Jahren wahrscheinlich so viel Baumwolle gewebt und gesponnen, als das gesammte frühere Menschengeschlecht in einer ganzen Reihe von Jahrhunderten.

Eine der interessantesten Abtheilungen der Druckerei war ihr pattern-room (Modellzimmer). Es waren in demselben nicht weniger als 3000 kupferne Cylinder mit verschiedenen eingravirten Mustern aufgestellt. Man sagte mir, es stecke bloß in diesen Cylindern ein Capital von 50,000 Pf. St., was ziemlich mit den anderen Angaben harmonirte, daß jeder Cylinder so fertig und gravirt, wie er daliege, 10, 15 und 20 Pf. St. koste, je nach der Größe und Schwierigkeit der Gravirung.

In der Regel steht ein Pattern nicht länger als zwölf Monate, und nur wenn das Muster dem Publikum besonders gefällt, und wenn es einen großen Schwung durch die Welt bekommt, steht es wohl zwei Jahre. Die Zeichner und Kupferstecher, welche diese Patterns ausdenken, zeichnen und eingraben, werden am höchsten von allen Arbeitern bezahlt; denn sie müssen nicht nur Leute von origineller und unerschöpflicher Imagination sein, sondern sie müssen auch eine genaue Kenntniß von den ihre Arbeit betreffenden chemischen Wissenschaftszweigen haben; denn wenn sie letztere nicht mit ihrer Imagination verbänden, würden sie oft Zeichnungen liefern, die der Färber wegen der Unvereinbarkeit zweier nachbarlich zusammengestellten Farben gar nicht ausführen könnte.

An der Kenntniß fehlt es den Engländern nicht, aber wohl zuweilen an Phantasie und Geschmack. Es sind daher in den englischen Seiden- und Baumwollendruckereien und Webereien sehr oft Franzosen. Wo man keine Franzosen haben kann, da sucht man sich wenigstens die neuesten französischen Muster zu verschaffen, und es sollen eine Menge von Leuten ihren Lebensunterhalt dadurch finden, daß sie sich kleine Proben von den in Frankreich neu erscheinenden Desseins schnell und in dem Augenblicke ihrer Erscheinung zu verschaffen wissen, und dieselben an die Manchester'schen Calico-printers (Kattundrucker) oft zu theuern Preisen verhandeln.

Verdient der Besitzer einer solchen immensen Fabrik auch nur einen Schilling auf jedes Stück Calico, so gibt ihm dies jährlich eine Ausbeute von 390,000 Schillingen, oder etwas mehr als 400,000 Franken. Und man begreift daher, wie solche Vermögen, wie die des Vaters von Sir Robert Peel, das jährlich eine Revenue von 50,000 Pf. St. gibt, aus diesem Maschinengewirre herausgefischt werden konnten.

Es ist übrigens eine wunderliche Oertlichkeit, dieses Manchester!

Ueberall von Rauch geschwärzte Häuser, in den äußeren Stadttheilen halbgetrocknete, schmutzige Wassergräben, zwischen bestäubten, rauchenden Fabrikgebäuden, welche alle nur nach Nutzen und ohne alle Rücksicht auf äußere Schönheit gebaut sind. Dazwischen ein bleiches Volk! — lauter nach Lohn arbeitende oder Lohn auszahlende und Arbeit bestimmende Menschen! — Es leben unter den 400,000 Einwohnern mehrere Deutsche hier, aber jeder nur einigermaßen Vermögende sucht sich in einiger Entfernung von der Stadt einen Landsitz zu verschaffen, und taucht nur ein in diese Rauchatmosphäre, so lange es ihm unumgänglich nöthig ist. Dabei fehlt es doch nicht ganz und gar an Sinn für Wissenschaft und Kunst. Man führte uns nach allen diesen technologischen Wanderungen zu einem schönen, von Säulen getragenen Gebäude — der Royal Institution —, wo Sammlungen für Naturwissenschaften zusammengebracht sind, Vorlesungen gehalten werden und gerade jetzt auch eine Kunst-Ausstellung stattfand. Zu den Vorlesungen ruft man von auswärts Professoren herbei. Besonders Physik, Chemie, Mineralogie und Geologie werden gern gehört.

Pfeilschnell verließen wir Manchester, kamen im Fluge des Dampfes durch belebte, oft wirklich sehr anmuthige Gegenden, durch schöne grüne Thäler, über seltsame Viaducte und durch manchen oft sehr langen Tunnel, und hielten endlich gerade bei Sonnenuntergang im Bahnhofe des uralten, fast zweitausendjährigen York, der Geburtsstadt Constantin des Großen.

---

191. York.

(Nach Woldemar Seyffarth, Städte und Inseln von England und Wales.)

York, Hauptstadt des östlichen Riding — dieser ersten der drei Abtheilungen der wegen ihrer mannichfachen Beschaffenheit England im Kleinen darstellenden Grafschaft Yorkshire —, ist ein schöner, stiller Ort, reich an Ruinen, Alterthümern und Kirchen aus vergangener Zeit, mit reinlichen und wenn auch engen, doch im Ganzen hübschen Straßen, die Häuser alle gut unterhalten, selbst die Ruinen wie von Gärtners Hand mit Epheu geschmückt, überall die angenehme Erscheinung einer gewissen Wohlhabenheit. Mauern, deren Fundamente aus den Tagen der Römer, und deren Hauptbefestigungen aus der Regierung des ersten Eduard stammen, und welche 1831 in dem alten Baustile, nur etwas niedriger, als sie ursprünglich gewesen, erneuert worden sind, umgürten die Stadt in der Form eines unregelmäßigen Vierecks. Wäre die Gegenwart eben so gewiß eine Glanzperiode von York, als diese gefeierte City den in ihrer Nähe aufgesprungenen Handelsstädten zwar an Pracht und Reichthum nachsteht, aber an Würde sie übertrifft, so würde die jetzige Periode seine dritte sein. Die erste hatte es als römische Capitale von Großbritannien unter dem Namen Eboracum, damals Sitz

der Regierung, zeitweilige Residenz der Kaiser Hadrian, Septimius Severus, Caracalla und Constantius Chlorus, Grabstätte des Severus und Constantius, und Geburtsort des Sohnes des Letztern, des großen Constantin. Die zweite hatte es als sächsische Hauptstadt des ganzen northumbrischen Königreichs unter der, seinen jetzigen Namen anbahnenden Benennung Ewer-wic oder Yurewik. Mit den Einfällen der Dänen, deren Führer Inguar und Abbo 867 York eroberten, und kurz darauf vor seinen Mauern die Angelsachsen unter Osbert und Ella schlugen, mußte es den Ruhm, Englands erste Stadt zu sein, nach langem Widerstreben, und obschon noch 1160 das erste in der englischen Geschichte erwähnte Parlament sich hier versammelte und später häufig englisch-normannische Könige ihren Aufenthalt nahmen, an London abtreten und sich begnügen, die zweite Stadt zu heißen, welche es bis zur Stunde geblieben.

Wie bangend nach den Ueberresten ihrer gothischen Vorfahren blickt York's schöne Kathedrale, dieses vollendete Triumphwerk deutscher Baukunst, der Münster zu St. Peter, weit über die Stadt hinaus. Vom Erzbischofe Roger 1171 begonnen, vom Erzbischofe Thoresby 1378 vollbracht, wurde sie am 2. Februar 1829 durch den wahnsinnigen Fanatismus des gegen die Priester und überhaupt gegen Kirchen-Institutionen entflammten Matrosen Martin in Folge der, wie er behauptete, in zwei Traumgesichten an ihn ergangenen Mahnung, den Tempel durch Feuer zu zerstören, an den Rand des Verderbens geführt. Eine ungeheure Menge der herrlichsten Holzschnitzwerke nebst einem beträchtlichen Theile des Chors und des ganzen Ostendes, Dach, Säulen, Bogen und die berühmte Riesenorgel fielen der Flamme zur Beute. Doch blieb das größte bekannte Fenster mit seinen gemalten Scheiben inmitten rings einstürzender Mauern bis auf geringe Verletzung wunderähnlich bewahrt. Kaum hatte ein Aufwand von 81,000 Pfund Sterling Alles im frühern Geiste und in ursprünglicher Pracht hergestellt, das Schnitzwerk und die Orgel vielleicht noch besser als Beides es gewesen, so schlug am 21. Mai 1840, verursacht durch die Unvorsichtigkeit eines Arbeiters, welcher ein Licht unterm Gebälke eines der Thürme stehen gelassen, eine neue Lohe aus dem westlichen Theile auf. Auch diesen Schaden hat eine Summe von 30,000 Pfund unsichtbar gemacht. So verjüngt erhebt sich gleichwohl der stolze Bau nach wie vor auf engem, von drei Seiten mit kleinen Häusern knapp umschlossenen Platze, indem bis jetzt nur auf der vierten, der nördlichen, genügender Raum hat gewonnen werden können, um das Aeußere, dessen größte Länge von Ost nach West 524½ Fuß und dessen gesammte Breite 109 Fuß beträgt, vollständig zu schauen.

Vor Allem schön, des Anstaunens gewiß und der Bewunderung werth ist der Orgelkorb, eine mehr als Steinmetzarbeit, die in der Mitte des Gebäudes das Chor vom Schiffe trennt, welcher der darüber stehenden Orgel mit ihren 3234 Pfeifen, nach der zu Harlem der größten in Europa, als Einfassung oder Fußgestell dient, jedenfalls eine

der reichsten, nicht zu sagen, schwelgerischsten Steinmetzarbeiten, die es geben kann. Sie ist eine Composition von einer solchen Menge Thürme und Thürmchen, Säulen und Säulchen, die sich neben einander, aus einander, hinter einander zusammen- und hervordrängen, daß sie einem Walde von Steinfiguren gleicht. Die Thürmchen sind mit Kreuzen und steinernen Blüthen gekrönt und Blättergewinde mischen sich in einer Fülle hindurch, daß die Wand das Ansehen eines Epheugebüsches hat. Inmitten der Säulen gruppiren sich fünfzehn lebensgroße Steinbilder englischer Könige, ziemlich aller, welche Shakespeare verherrlicht hat, von Wilhelm dem Eroberer bis auf Heinrich den Sechsten, und zwischen dem Steingewebe rauschen beim Gottesdienste die Töne der Orgel in vollster Majestät hervor.

Ein anderes ähnliches Steinmeisterwerk ist das Capitelhaus, welches neben der Kirche stehend mit ihr durch einen Gang so eng verbunden ist, daß von außen beide Eins erscheinen. Es bildet ein regelmäßiges Achteck von 60 Fuß Höhe und 60 Fuß Durchmesser, und die Bauart seiner Fenster, die Verhältnisse aller Theile, die Steinarbeit der Fenstergewände, die leicht geschwungenen Bögen und zierlichen Säulen, die weite, von einem Pfeiler gestützte Decke und die Glasmalereien stimmen harmonisch zusammen, wie der Bau eines Blumenkelchs.

Wie bis auf die Tage des achten Heinrich die 1088 gestiftete St. Marien-Abtei der Kathedrale im Range am nächsten stand, so sind es die Ruinen derselben, die noch vorzugsweise Erwähnung verdienen. Die Reste dieser einzigen Benedictiner-Abtei der heiligen Maria von York, deren Abt fast ein so großes Gefolge hatte wie der Erzbischof, und wenn die Barone zum Kriege versammelt wurden, durch einen seiner Ritter ihnen das Banner der heiligen Maria vortragen ließ, finden sich am Ufer des Ouse vor den Thoren der Stadt und schmücken — ein kleiner Rest der früher so großartigen Gebäude, daß die Kirche allein 370 Fuß maß — durch ihre mit Epheu umrankten Säulen, Pfeilerstumpfe, Thorwegsbögen und acht Fensterwölbungen die in einen Garten und öffentlichen Spaziergang verwandelte Umgebung. Gleichsam zur Versöhnung hat die Neuzeit inmitten dieses Gartens zwischen den Abtei-Ruinen auf der einen und den Ruinen eines römischen Gebäudes, angeblich eines Tempels der Bellona, auf der andern Seite ein naturhistorisches Museum errichtet, dessen untere Räume alles bergen, was unter jenen Trümmern gefunden worden ist, dessen Gesammtinhalt aber keineswegs den Erwartungen entspricht, die sich unwillkührlich an solche, zumal aus der Römerzeit reiche Ausbeute verheißende Fundgruben knüpften. Unvergleichbar bedeutender und überhaupt am vollständigsten ist die geologische Abtheilung.

Als eine Art Bekundung des alten Adels von York und wie zur Anerkenntniß, daß es die zweite Stadt in England sei, ist es die einzige nach London, welche laut eines von Richard dem Zweiten ihr 1389 verliehenen Rechtes einen Lord-Mayor hat. Deshalb heißt auch wie in London dessen Amtswohnung Mansionhouse, und das städtische

Rathhaus Guildhall. Beide liegen am Ufer des Ouse nahe bei einander. Das Mansionhouse hatte die Neuzeit in neuem Stile, die Guildhall das Jahr 1446 auf zwei Reihen Säulen, deren jede aus Einem Eichenstamme geschnitten ist, mit so weit nach dem Flusse vorspringenden Fenstern und Erkern gebaut, daß sie halb im Flusse zu stehen scheint. Mehrere Räume beider Gebäude zeigen in zierlicher Arbeit das Stadtwappen, fünf goldene Löwen auf rothem St. Georgskreuze, das auf silbernem Schilde ruht — ein Geschenk Wilhelm's des Eroberers zur Erinnerung an die fünf Rathsherren, welche die Stadt gegen ihn vertheidigten, bis der Hunger sie zur Uebergabe zwang. Bei öffentlichen Amtshandlungen des Lord-Mayors werden die Zeichen seiner Würde, ein blankes Schwert — das jetzt gebrauchte eine Gabe des Kaisers Sigismund — und eine silberne Keule, ihm vorangetragen, und es ist eine Befugniß des Schwertträgers, dann nur vor'm regierenden Könige das Haupt zu entblößen. Groß und schön ist die Haupthalle, zugleich der Banketsaal des Rathhauses, deren Fenster in buntem Glase die Wappen der Lord-Mayors enthalten.

192. Edinburgh.

(Nach H. K. Brandes, Ausflug nach Schottland.)

Edinburgh, möchte ich sagen, ist die prächtigste, alterthümlichste, modernste und romantischste Stadt, die ich gesehen habe. Um dir ein Bild davon zu entwerfen, besteigen wir Arthur's Sitz und beschauen von diesem erhabenen Platze Stadt und Umgebung. Arthur's Sitz (Arthurs Seat) ist ein Berg, der mit fast kreisrunder Basis von großem Umfange aus dem Erdboden tritt, dann spitzer aufsteigt und oben an der der Stadt zugekehrten Seite mit einem zwiefachen, zinnenartig ausgezackten Felskranze umgeben, wunderbar gegen das übrige Grün absticht, und dadurch etwas Eigenthümliches, Phantastisches, Zauberhaftes bekommt, ein Riese, dessen Haupt mit einem Diadem geschmückt ist. Da er nicht weit vom Schlosse Holyrood liegt, so ist er mit in den königlichen Park gezogen, der übrigens beinahe gar keine künstliche Anlagen, auch nur wenige Bäume zeigt, sondern aus grünen Triften besteht. Die Herrlichkeit der Welt liegt nun zu unseren Füßen, eine bezaubernde Landschaft, die ihres Gleichen suchen, aber nicht finden mag. Wie auffallend verschieden liegen sie da, die beiden Städte der Capitale! Auf den ersten Blick erkennst du sie und rufst: das ist die Altstadt, das die Neustadt, erstere uns zunächst, letztere nördlich darüber, beide im wahren Sinne des Wortes wie Finsterniß und Licht, jene dunkel und schwarz, diese hell und glänzend, jene auf Berg und Thal, über Höhen und Tiefen verbreitet, mit gewaltigen massiven Häusern, als wären sie aus Felsen gehauen, wie eine Reihe fester Citadellen, theils niedrig, theils mit zehn Stockwerken in den Himmel ragend, dazu nach orientalischer Weise alle mit platten

Dächern, die einen Wald von Säulen, nämlich die säulenartigen Schornsteine, empor heben, dazwischen breitere aber auch nur wenige Fuß haltende Gassen, aus welchen sich noch schmalere Gänge mit steilen Stufen zu dem obersten Stock winden. Dies der romantische Theil. Und nun die Neustadt! Fein und schmuck wie ein Königskind, die Straßen gleich und gerade wie auf dem Schachbrett, alle parallel von Ost nach West oder von Nord nach Süd, außerordentlich breit mit den schönsten Plattenwegen zu den Seiten, die Häuser Paläste von schönem, gelblichem, glatten Sandstein, sehr viele mit griechischen Säulenportalen. Dort am Westende siehst du die alte Burg (Castle) auf dem steilen Felsen thronen, gleich dem Schloß von Stirling, und ihm fast gerade gegenüber am Ostende in der Tiefe Holyrood, die moderne Residenz, jenes die alte Citadelle. Nun schaue den hohen, spitzen Thurm, der an Princes Street so stattlich und ausgezackt emporsteigt; es ist Walter Scott's Monument. Der Hügel vor uns gegen Norden ist Calton Hill, die glänzende Säulenreihe auf demselben das National-Denkmal und der Thurm Nelson's Monument. Sonach hätten wir die Hauptpunkte der Stadt betrachtet und wenden uns zur Umgebung. Ueber Calton Hill hinaus gegen Norden erblickst du die freundliche Hafenstadt Leith mit ihren Schiffen und dem breiten Meerbusen des Forth und hinter ihm zwei schön geformte Kegelberge; dies sind die Lomonds, die sich so malerisch in der Grafschaft Fife an der Ostseite des See's Leven erheben, der East Lomond und West Lomond, letzterer 1700′ hoch, und in dem See das Eiland mit dem Schlosse (Loch Leven Castle), in welchem die unglückliche Königin Maria Stuart im Gefängniß schmachtete, bis sie durch Hülfe des jungen Douglas entfloh; ostwärts von Leith den hübschen Ort Portobello am Strande und rings in Osten das blaue Meer, das gerade jetzt bei dem geringen Winde nur wenig auf und niederwallt, aber doch die schaumgesäumten Wellen eine nach der anderen ans Gestade wirft; und da wo die Küste sich nach Südost umzubiegen beginnt, hebt sich ein weißer Felsen aus den Wellen, es ist der Bass Rock, 400′ hoch, zweimal so hoch wie Helgoland, früher mit einem festen Castell, in welchem viele der hervorragendsten Covenanters in Haft gehalten sind, jetzt in Ruinen und Aufenthalt unzähliger Seevögel. Richten wir nunmehr unsern Blick nach Nordwest, so verfolgen wir weithin den Busen des Forth und den gleichnamigen Fluß, bis am Horizont das Schloß von Stirling hervorschimmert, und südlich davon die fruchtbare, wohlbebaute, mit Dörfern und Städten und vielem Wiesengrün und einzelnen Waldgruppen erfüllte Ebene, auf welcher sich wieder mehrere Bergreihen fortziehen. Die Kette in West, der Stadt nicht fern, aus deren Laubbäumen die Sommerhäuser glänzen, heißt Corstorphine Hills, südlicher dort kommen die Pentland Hills vom Flusse Clyde her aus der Gegend von Lanark und strecken sich auf unsern Arthur's Sitz zu, und hier gegen Ost ziehen die öderen Lammermoor Hills bis nahe an den Meeresspiegel.

Um den angenehmen Sommerabend im Freien zuzubringen, steige

ich auf den Calton Hill, wo mich die erfrischende Seeluft umweht. Von der Stadt her führt eine breite Treppe auf diesen 300′ hohen Hügel, und Wandelgänge schlängeln sich oben rund herum und rechts und links zwischen den Rasenplätzen und kleinen Gärten. Man überschaut die Stadt, den Hafenort und das blaue Meer und blickt über Holyrood hinweg auf den Felsenkranz des Arthur-Gipfels. Unter den oben befindlichen Bauwerken ziehen das National-Denkmal und Nelson's Monument vor allen unsere Aufmerksamkeit auf sich. Leider wartet ersteres schon geraume Zeit auf seinen Fortbau und wird der Vollendung wohl vergebens entgegen harren, wenn nicht reiche Lords ihre Schatzkasten öffnen möchten. Es sollte ein dem Gedächtniß der bei Waterloo gefallenen Helden geweihter Tempel werden, nach dem Muster des Parthenon in Athen, aber die zu dem Ende durch Unterzeichnung zusammengebrachte Summe von einigen 100,000 Thalern wurde schon für die Anfänge des Baues aufgewandt; denn nur 12 schlanke, hohe dorische Säulen von glänzend weißem Gestein stehen da mit dem Gebälk darüber an der längern und kürzeren Seite, eins der schönsten Werke andeutend, das werden sollte, doch bis jetzt eine moderne Ruine, die aber etwas ungemein Anziehendes und Erhabenes hat, zumal wenn man sie unten von Princes Street her auf der Höhe thronen sieht. Nelson's Monument (Nelson's Tower) ist ein weißer, über 100′ hoher runder Thurm von 4 Absätzen, die nach oben hin dünner werden, wie ein ausgezogenes Fernrohr; ich konnte es nicht schön finden. Im Innern führt eine Treppe auf die Spitze, von welcher man sowohl die alte als die neue Stadt in ihren Einzelheiten genauer betrachten kann. Schön stellt sich die unfern von hier erbaute neue Sternwarte dar, in Kreuzform mit einer Kuppel über der Mitte, durch welche das Licht ins Innere fällt. Ein ansehnliches Gebäude steht am südlichen Fuße des Hügels, in griechischem Stil, mit prächtiger Säulenhalle, flachem Dache, breiter Treppe, herrlichem Eingang und zierlichen Nebengebäuden; es ist ein Schulhaus (High School). Gegenüber sehen wir Burns' Denkmal mit seiner Statue von Flaxman. Von da zieht sich eine lange neue Häuserreihe um den Hügel herum, mit breitem Plattenwege vor derselben, jede einzelne Wohnung mit einem Säulenporticus, so daß man am Ende dieser zusammenhangenden Reihe die schönste Colonnade übersieht und fast wähnt, man befinde sich in einer Stadt der alten Hellenen. Ist doch die schottische Metropolis von Mehreren mit Athen verglichen und „the modern Athens“ genannt, und in der That dürfte die Vergleichung wohl einigen Grund haben. Denn außer vielen Gebäuden griechischen Stils kann man bei dem Calton Hill an die mit Tempeln und Denkmälern geschmückte Akropolis, bei dem Hafenorte Leith an den Piräeus, bei dem Busen des Forth an den Busen von Egina und bei Arthur's Sitz und den übrigen Bergen an die Berge Attika's denken.

193. Glasgow (im Vergleich zu Edinburgh).

(Nach J. G. Kohl, Reisen in Schottland.)

Glasgow hat sich beinahe aus dem baaren Nichts im Laufe eines Jahrhunderts zu einer der bedeutendsten Städte Europa's erhoben, und es rangirt in dieser Hinsicht mit Dublin, mit Berlin, mit Petersburg und anderen solchen neueren nordischen Städteschöpfungen. Zur Zeit der Vereinigung mit England vor nicht viel mehr als 100 Jahren war Glasgow ein in Europa unbekannter Name, dessen sich nur 12,000 ihm angehörende Menschen rühmten. Seit dieser kurzen Zeit hat die Stadt ihre Einwohnerzahl beinahe 36 Mal vergrößert und kann jetzt auf 380,000 geschätzt werden. Die „Virginia lords“, so nannte man die Kaufleute, welche im vorigen Jahrhundert von hier aus einen so großen Tabakshandel mit den amerikanischen Colonieen und namentlich mit Virginia führten, waren die Ersten, welche Gelder und Leute in die Stadt brachten. Nachher aber waren es insbesondere die Cotton-lords, deren in so außerordentlicher Proportion wachsendes Geschäft noch in diesem Jahrhundert die Stadtbevölkerung ungemein vermehrt hat. Landlords hat die Stadt Glasgow nie in ihren Mauern gehabt. Für diese waren immer die alten nobeln Städte im Osten des Landes die Haupt-Residenzen, und vor allen Dingen natürlich Edinburgh. Beide Städte bieten daher einen großen und zum Vergleich auffordernden Contrast dar in Bezug auf die Elemente ihrer Bevölkerung. Edinburgh vereint Alles, was durch Bildung, Erziehung und hohen Rang in Schottland ausgezeichnet ist. Glasgow dagegen hat Kaufleute und Manufacturisten in seinen Mauern; einige gibt es darunter, die ihr jährliches Einkommen bei Gelegenheit der neuerlich eingeführten „Incometax“ (Einkommensteuer) auf 30,000 bis 40,000 Pfund Sterling angegeben haben. Edinburgh's Stadtprivilegien sind vom ältesten Datum, und vor der Reformbill war es die einzige Stadt in Schottland, die allein für sich ein eigenes Mitglied ins Parlament sandte. Glasgow theilte bis zu jener Bill (1832) dieses Recht mit mehreren anderen Flecken. Glasgow ist daher natürlich von jeher whiggistisch und für Reform und für den Fortschritt gewesen, Edinburgh nicht immer.

Die Universität von Glasgow ist bei uns nicht so berühmt, wie die von Edinburgh, obgleich sie sogar älter ist als diese; denn sie wurde im Jahre 1450 gestiftet, während diese aus dem Jahre 1582 stammt. Allein Edinburgh, als die Residenz alles Ausgezeichneten und Glänzenden des Landes, wird natürlich auch von Fremden häufiger besucht, und dann werden die fremden Studenten auch von Glasgow durch einige alterthümliche Vorschriften zurückgeschreckt, die in Edinburgh nicht existiren. So müssen z. B. in Glasgow alle Studenten eine gewisse alte Uniform tragen, was in der Edinburgher Universität, die überhaupt mehr als irgend eine andere britische Universität unseren deutschen

Hochschulen ähnlich ist, nicht gefordert wird. Die Gebäude der Universität von Glasgow stellen sich äußerlich so mittelalterlich, ehrwürdig, beinahe finster dar, wie bei uns kaum die Klöster. Unsere schönen österreichischen Klöster an der Donau nehmen sich gegen diese englischen Collegiums-Gebäude in der That sehr weltlich und pomphaft aus. Sie sind aus einem finstern, grauen Steine in einem sehr nüchternen Stile gebaut, und dabei sind sie durch Mauern und Thorwege von der übrigen Welt geschieden und ziehen sich in innere, stille und saubere Gehöfte zurück. Nur in dem Gebäude, welches das Hunter'sche Museum aufbewahrt, hat sich der moderne griechische Stil schon in die Mauern des Collegiums eingeschlichen. Es ist ein schönes naturhistorisches Museum, das von dem berühmten Anatomen Hunter angelegt und der Universität geschenkt wurde, und das daher besonders durch seine herrlichen anatomischen Präparate ausgezeichnet ist. Uebrigens sind auch alle die anderen naturhistorischen Gegenstände hier nicht nur in den ausgesuchtesten Exemplaren vorhanden, sondern auch in der trefflichsten Ordnung aufgestellt. Nach dem britischen Museum und nach den Edinburgher Sammlungen, welche den ersten Rang unter den britischen naturhistorischen Sammlungen einnehmen, kommt wohl dieses Hunteriam Museum zunächst. Es rangirt mit dem naturhistorischen Museum in Manchester und übertrifft die Sammlungen von York und von Oxford an Reichthum sowohl, als auch an Ordnung.

Wie das ganze Collegium von Glasgow mit Recht noch voll ist von dem Ruhme seines berühmten Ingenieurs Watt, so ist denn auch hier in dem Hunter'schen Museum eine Statue von ihm errichtet. Auch sind noch kleine Maschinen aufbewahrt, an denen er arbeitete. Bekanntlich war der junge Watt Anfangs Ingenieur im Solde der Glasgow'schen Universität, die das Verdienst hat, sein Genie zuerst anerkannt und ihm Vorschub geleistet zu haben. Watt ist als der eigentliche Erfinder der Dampfmaschine anzusehen, denn wenngleich es schon vor ihm Dampfmaschinen gab, so wurde es doch erst durch die Verbesserung, die er daran anbrachte (den Condensator), möglich, der Dampfmaschine diejenige Anwendung im Leben zu geben, die wir ihr später gegeben haben.

Die schönsten Privathäuser in Glasgow finden sich in dem westlichen Theile der Stadt, in dem Westende (the Westend), in welches sich die reichgewordenen Leute (the moneyed people) zurückziehen. Es ist dies hier also gerade so wie in London. Auch in Edinburgh und in mehreren anderen englischen Städten gibt es ein vornehmes Westende, das nicht bloß etwa aus Nachahmung Londons den Namen Westende führt, sondern wirklich der westliche Theil dieser Städte ist. Vielleicht hängt diese Erscheinung mit dem Rauch und den herrschenden Winden zusammen. Da die meisten Winde in England aus Westen wehen, so müssen die Westenden der englischen Städte die heitersten und am wenigsten räucherigen sein, und vielleicht werden sie aus dieser Ursache von der vornehmen Welt vorzugsweise bewohnt.

Nicht weit von diesem Westende der Stadt besuchte ich noch denjenigen Theil von Glasgow, der „Port Dundas“ genannt wird, wo ein Arm des großen, den Clyde und den Forth verbindenden Canales vorübergeht. Man steigt zu diesem Canale hinauf, denn er streicht auf dem hohen Ufer des „Clydesdael“ (Clyde-Thales) hin, und man sieht daher von Weitem die Schiffe und Masten wie Thürme über die Häuser der Vorstädte hinwegragen. Das Canalsystem Schottlands ist der zerschnittenen Natur des Landes nach ein anderes als das irländische. In Irland verzweigen sich alle Canäle von einem Platze, von Dublin, aus, während in Schottland mehrere von einander separirte Canäle das Land an verschiedenen Stellen durchschneiden, besonders an zweien, erstlich hier zwischen dem Forth und Clyde und dann im Norden in dem großen Thale von Albin (Glen-more-nan-Albin), wo der große kaledonische Canal läuft. Dieser Canal ist 116 Fuß breit und 15 bis 20 Fuß tief, also ein Riesenwerk und eine wahre Verbindung zweier Meere, denn die größten Seeschiffe können ohne Umstände gleich aus dem Meere in ihn hineinsegeln, das Innere des Landes durchkreuzen und auf der anderen Seite wieder ins Meer hinausfahren.

---

194. Die Bergschotten.

(Nach C. Ritter, Europa.)

Die Bergschotten oder Hochländer sind ein uraltes Urvölkchen, das sich auf den äußersten Klippen der europäischen Gewässer viele Jahrhunderte hindurch rein bei alterthümlichen Sitten erhielt, im immerwährenden Kampfe gegen Natur und Menschen.

Die Hochländer haben den Charakter eines Bergvolkes, das sich von Viehzucht nährt, aber zugleich durch Druck von oben herab und durch die kärgliche Natur in den Fortschritten seiner möglichen Cultur gehemmt wird. Dennoch findet unter ihnen keine Rohheit und Vernachlässigung des Verstandes, keine phlegmatische Stumpfheit Statt. Kinder einer erhabenen Natur, die ihren Voreltern einen romantischen Heldenschwung gab, dessen begeisternder Nachhall unter ihnen noch nicht erstorben ist, leben sie in ihren abgeschiedenen Thälern, zwischen Felsen, Seen und Nebeln, in Familienverhältnissen, die ächte patriarchalische Sitten beibehielten. Bei dieser Einfalt erhielt sich Nationalstolz, Enthusiasmus, Energie. Das beweisen ihr lebhafter Blick, ihr rascher, fester Gang, ihr kühner Muth in Gefahren, sie sind sehr gewandt, über reißende Ströme zu setzen, sind treffliche Schiffer und Matrosen, tapfere Soldaten. Im Kriege und bei ländlichen Festen sind sie überaus thätig und ausgelassen. Gegen Fremde höflich, gastfrei in hohem Grade, ohne alle Spur von Eigennutz; man kränkt sie durch Bezahlung für die natürlichste Empfindung ihres Herzens. Sie sind neugierig, gesprächig, auch mit dem Fremden in dem einsamsten Thale,

aber zugleich sehr bescheiden gegen ihn, anständig; aber rachgierig und unversöhnlich gegen den, der darauf ausgeht, sie zu kränken und zu unterdrücken. Religion ist ihnen Bedürfniß für das bedrängte Herz, um es bei dem beständigen Kampfe mit den Umständen aufrecht zu erhalten.

Bei diesen vortrefflichen Seiten dieses Völkchens, welche alle unparteiischen Reisenden anerkennen, ist es zugleich sehr wahr, daß ihnen rasche Thätigkeit, emsiger Fleiß und ökonomische Industrie gänzlich fehlen."

Die Bergschotten leben im Zustande der Unterdrückung: denn sie sind zwar keine Leibeigene, haben aber auch kein Eigenthum. Sie besitzen kein Land eigenthümlich, das vom Vater auf den Sohn erbte, das sie nach Gutdünken anbauen, verbessern könnten, keine eigene Wohnung, von der sie eine Abgabe an den Landesherrn entrichteten u. s. w. Hier ist aller Grund und Boden Eigenthum der Gutsbesitzer (Lairds), und gehört zu größeren oder kleineren Landgütern, die meistens von Pachtern (Taksmen) verwaltet werden, welche sie nun wieder zu drei bis zehn Aeckern an die sogenannten Tenants verafterpachten, die in England Cottager, sonst Tagelöhner, Käthner, heißen. Die Lairds sind der hohe Adel des Landes. Der Bergschotte hat keinen Trieb, das Land zu bauen, die Hütte auszubessern, die Haide umzuroden, den Sumpf auszutrocknen, das Feld von Steinen zu reinigen: denn er muß Alles, was er dieses Jahr besitzt, das künftige wieder abgeben. Hierzu kommt noch die Bequemlichkeit und Gewohnheit, die bisher dem Schotten Viehzucht und Fischerei als Lieblingsbeschäftigung erhielten, ungeachtet beide nur die nächsten Bedürfnisse zu befriedigen im Stande sind. Bei der Armuth der Natur und der gedrückten Bewohner ist es kein Wunder, daß sie oft, so mäßig sie auch sind, den bittersten Hunger leiden müssen. Viele müssen Kriegsdienste nehmen, häufig werden unter ihnen Matrosen gepreßt; nicht selten ist Mißwachs in diesem rauhern Klima; ist es noch zu verwundern, daß die Schotten so gern die Gelegenheit benutzen, um in Amerika ihr Heil zu suchen, und gern Allem sich unterwerfen, um nur ihr Leben zu fristen?

Daher nimmt die Bevölkerung mehr ab als zu und mit ihr der Anbau des Landes; hierzu kommt die große Sterblichkeit der jüngern Bergschotten. Man schreibt sie theils dem Whisky oder Branntwein zu, an den sich die Bergschotten von der Muttermilch an gewöhnen und selbst den kleinsten Kindern in hohen und niedern Ständen zum Frühstück, Mittags und Abends geben. Theils schreibt man sie auch den elenden Wohnungen zu, in denen sie einen großen Theil der rauhen Jahreszeiten zubringen müssen.

Ihre Häuser auf dem festen Lande sind schlecht, noch weit elender aber die auf den Inseln; nichts als kleine, länglich viereckige Mauerkasten von Kiesel und Felsstücken, ohne Mörtel aufgeführt, die Ritzen dazwischen sind mit Moos verstopft. Die besseren sind in zwei Räume abgetheilt, einer für die Familie, der andere für das Vieh. Die Hausflur ist ungepflastert, daher der Boden immer feucht, kothig; in der

Mitte brennt auf einer Unterlage von Steinen ein Torffeuer, darüber hängt an einem Haken ein eiserner Topf. Einige haben ein Loch im Dach, daß der Rauch hinausziehen kann, andere nicht; dann sucht er sich den Weg durch die Thüröffnung, die eine Klappe von Brettern oder geflochtenem Weidenreis hat. Das Fenster ist ein Loch, einen Fuß ins Gevierte, zuweilen mit einer dicken Glasscheibe, oft auch nur mit einem Laden geschlossen. Die Bettstellen sind in die Wand eingemauert, mit Haide, Heu, Moos und ein paar schlechten wollenen Decken belegt. In einigen Gegenden sind diese Häuser so erbärmlich und niedrig, daß sie in der Ferne wie große Maulwurfshaufen aussehen; oft sind sie auch nur aus Rasen aufgeführt.

Zu ihren Kleidern nehmen die Bergschotten seit Jahrhunderten immer dasselbe Tuch, eine Art Camelot (Tartan), großwürfelig in bunten grell abstechenden Farben; meistens gelb, roth und grün. Ihre eigenthümlichen Kleidungsstücke sind: der Philabeg, eine Jacke mit Kragen, Klappen und Armaufschlägen; der Kilt, eine Art Schurz oder vielmehr ein dickgefalteter kurzer Weiberrock, der ihre Hüften umschließt und nur eine Hand hoch über die Knie reicht, die man nackt sieht; Halbstrümpfe von Scharlach in weißen Würfeln gewebt; Stücke Leder mit Riemen über dem Fuß befestigt, die sie Brogues oder Curan nennen und sich selbst verfertigen. Ein Hauptstück ist aber der Plaird oder Brechan, ein langes Stück Tartan, das auf der Schulter in Falten zusammengenommen mit einem Riemen befestigt ist, zierlich um den Leib geschlagen wird, wie eine Schärpe, und dessen Ende über dem Arm hängt. Wenn es regnet, knüpfen sie den Plaird los, falten ihn auseinander und verhüllen sich darein. Oft haben sie zu Haus und auf den Bergen unter freiem Himmel keine andere Decke, wenn sie die Nacht zubringen wollen. Auf dem Kopfe tragen sie eine Mütze von blauem Zeug, etwas aufgepufft mit einem buntgewürfelten Rand; immer ist eine schwarze oder weiße, lange, fliegende Feder auf der Mütze befestigt. Vor ihnen hängt ein großer, lederner Beutel von Fuchs- oder Otterfellen mit vielen Schnüren und Quasten geziert, in welchem sie ihr Geld, ihren Tabak u. dergl. verwahren. In dem Gürtel trägt der Schotte seinen Dolch, Dirk, von antiker Form; sonst ging er mit einem breiten Schwert und der Tartsche, einem Schilde, einher. Zum Kampf in der Nähe hatte er den Mattucashlash oder Achseldolch, und ein furchtbares Mordgewehr, die Lochaber Axt, das jetzt nur noch die Stadtwache in Edinburgh trägt. Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts bedienten sie sich noch der Bogen und Pfeile.

Die Kleidung der Frauen nähert sich schon mehr der sonst in Schottland gewöhnlichen, nur ein sonderbarer Kopfputz, der nichts zu ihrer Schönheit beiträgt, zeichnet sie aus. Sie sind arbeitsamer und industriöser als die Männer, welche vorzüglich Vieh hüten, fischen und auf die Jagd gehen. Sie weben ihr Zeug zu den Kleidern, die sie selbst machen, stricken Strümpfe und besorgen die Haushaltung.

Alle mühsamen Arbeiten erleichtern sie sich durch Gesang, der sich

bei ihren Handmühlen, beim Walken, beim Mähen des Heues und Korns im lyrischen Schwunge erhebt und sie oft bis zur Begeisterung hinreißt. Es sind Nationallieder und Gesänge, die auf ihre Einbildungskraft lebhaft wirken, weil sie dadurch in die heroische Vorzeit, unter ihre tapferen und großherzigen Ahnen versetzt werden, von denen abzustammen ihr größter Stolz ist. Wenn der Häringsfang im Loch Fyne beginnt, bedecken einige hundert Boote am Abend das Wasser, überall erschallt Gesang bei der einfachen Musik der schottischen Sackpfeife; beim Ruderschlag über die See von einer Insel zur andern tönen gälische Lieder. Oft sind es kleine Romanzen, die sich auf die Gegend beziehen, wo sie gesungen werden, welche die einsame Gegend in der Phantasie mit den größten Begebenheiten füllen. Sonntags ist es ein Genuß für den Schotten, geistliche Lieder voll tiefer Andacht im Kreise seiner Familie zu singen.

Sonst begleitete immer das Rauschen der Harfe den Gesang; sie war mit Leder und Drahtsaiten überzogen und das Lieblings-Instrument Ossian's. Ein anderes abgekommenes musikalisches Instrument der Hochländer ist die Jaws harp (Kinnbackenharfe, weil sie mit vollen Backen geblasen wurde), eine Art Trompete, die wegen ihres hohen Alterthums merkwürdig ist. Diese beiden wurden, seitdem die Dänen in Schottland einfielen, durch die Bag-pipe oder schottische Sackpfeife aus der National-Musik des Hochlandes verdrängt. Diese hört man noch überall in den Gebirgen zu Gesang und Tanz ertönen. Sie hat einige Aehnlichkeit mit dem Dudelsack, ist aber größer und tönt stärker. So rauh, wild und durchdringend auch diese Musik ist, so begeistert sie doch jeden Schotten, der sie hört; seit vielen Jahrhunderten ist sie recht eigentlich National-Musik, wild und betäubend genug, um zur Schlacht zu führen, und dann wieder so zerreißend und jämmerlich klagend, daß die Gefallenen kein besseres Todtengeheul verlangen könnten.

Aber nicht nur Sinn für Musik, auch für Poesie findet man bei den Hochländern allgemein verbreitet; sie erzählen sehr gern an dem Feuerheerde ihrer düstern Wohnungen, wenn sich im Winter Alles um ihn her versammelt, selbst erfundene Geschichten voll abenteuerlicher Begebenheiten, oder schmücken die Märchen weiter aus, welche die Tradition aus den ältesten Zeiten her ihnen überlieferte, oder singen, wie einst die Rhapsoden des Homer, ihre Fragmente Ossianischer Gesänge ab. Daß die Hochländer auch jetzt noch Anlage zur Poesie haben, beweiset der schottische Dichter Robert Burns, der sich in seinen einsamen Thälern bei der mühseligsten Arbeit zu einem allgemein bewunderten Volksdichter bildete. Die Sprache ist ihnen dabei sehr behülflich, sie ist ausdrucksvoll, bilderreich und muß immer mit Mienenspiel begleitet werden. Daher führen sie auch gern bei mancherlei Gelegenheiten, z. B. bei Leichenbegängnissen, Schauspiele historischen Inhalts auf.

Einige Feste sind bei ihnen merkwürdig, viele Gebräuche dabei sind aus dem höchsten Alterthume und beziehen sich noch auf ihren Glauben

an gute und böse Geister. So halten z. B. die Hirten eines jeden Thales am 1. Mai ihr ländliches Opferfest, das sie Bel-tein nennen. Sie werfen einen viereckigen Graben auf und lassen den Rasen in der Mitte liegen, auf welchem sie ein Feuer von Holz anlegen, eine Milchsuppe mit Eiern, Butter, Hafermehl, Bier, Whisky und Gewürz kochen. Jeder der Gesellschaft muß etwas davon hinzuthun. Die Feierlichkeit beginnt mit einem Trankopfer, das sie auf den Boden von der Suppe schütten; dann nimmt jeder einen Kuchen von Hafermehl, worauf neun viereckige Höcker sind, jeder einem besondern Wesen, dem Erhalter ihrer Heerden, oder einem gewissen Thiere, dem Verderber derselben, heilig. Ein jeder wendet sich alsdann mit dem Gesichte zum Feuer, bricht einen Höcker ab, wirft ihn über die Schulter und sagt: „Das ist für dich, bewahre meine Pferde; das ist für dich, bewahre meine Schafe“ u. s. w. Hierauf beobachten sie die nämliche Feierlichkeit in Ansehung der Raubthiere: „Das ist für dich, Fuchs, schone meine Lämmer, das ist für dich, kuppige Krähe, das für dich, Adler.“

Wenn ein Bergschotte stirbt, so wird der Leichnam auf ein Brett ausgestreckt und mit einem groben Leintuche bedeckt. Auf die Brust legen seine Freunde ihm einen hölzernen Teller mit ein wenig Salz und Erde, jedes besonders und unvermischt; die Erde ist ein Sinnbild des verweslichen Körpers, das Salz des unsterblichen Geistes. Sogleich nach dem Tode kommen die Anverwandten und Freunde des Verstorbenen im Sterbehause zusammen und bringen eine Sackpfeife mit, um die Late-wake (Leichenwache) zu feiern. Der erste Leidtragende, die Frau des Verstorbenen, der Sohn oder die Tochter, eröffnet eine Art von Trauerball, und tanzt und jammert zugleich laut; dieses dauert nun die ganze Nacht durch bis zum Morgen, bei welcher Gelegenheit dann die jungen Leute so lustige Sprünge machen, daß man den Todten darüber vergißt; bleibt der Verstorbene länger als zwei Nächte über der Erde, so wird die nämliche Feierlichkeit wiederholt. Auch ist noch hin und wieder der Coranich oder Leichengesang üblich, meistens Lobgesänge auf den Verstorbenen. Auch herrscht noch der Glaube an Feen oder Elfen, man findet viele Sagen von Alrunen und merkwürdige Reste der nordischen Mythologie.

Sie lieben bei ihren geselligen Zusammenkünften außer Gesang auch Spiele und gymnastische Uebungen. Diese bestehen vorzüglich im Springen. Zwei starke Männer halten dann oft eine Stange; der dritte kniet auf die Erde nieder, ergreift die Stange mit den Händen, schwingt sich hinauf, küßt sie und springt herunter. Der, welcher dies thun kann, wenn man die Stange am höchsten hält, erhält den Preis. Die meisten alten Spiele sind zwar abgekommen, doch haben sich noch einige erhalten, z. B. das Cloch neart, wer den schwersten Stein am weitesten werfen kann; der Pfennigstein oder das Werfen nach einer Wurfscheibe; das Shinty oder Ballspiel, indem ein hölzerner oder mit Haaren ausgestopfter Ball geschlagen wird.

Hier endigen wir die kurze Schilderung eines Völkchens, das um

so merkwürdiger ist, weil einst in seiner Mitte ein Barde auftrat, dessen begeisternde Gesänge die einzigen der neuern Zeit sind, welche der Naturpoesie in den ältesten hebräischen und griechischen Urkunden an die Seite gesetzt zu werden verdienen, die Gesänge Ossian's, deren Wahrheit durch jeden Schritt in den Thälern und an den Gestaden Hochschottlands beurkundet wird.

---

195. Eine Fahrt an und auf dem Loch Lomond.

(Nach C. G. Carus, England und Schottland.)

Da wären wir nun mit Einem Male tief in den Hochlanden von Schottland! Was für eine mannichfaltige Scenerie ist heute schon an mir vorübergegangen! Alpenhafte Berggestalten — kleiner als die wahren Alpen, aber in großer, kecker Zeichnung, — weite, spiegelnde Seen mit wunderlich gestalteten Eilanden, — schroffer Gebirgspaß und hallende Buchten des Meeres! Was aber das alles gerade zu Schottland macht, was da macht, daß es anders ist als die Seen und Berge Deutschlands oder der Schweiz, das liegt nicht sowohl in den Formen dieser Berge und in den hier überall vorherrschenden (in England so seltenen) Urgebirgsarten der Felsen, nicht in der besondern Vegetation, Erstreckung dieser Seen, das liegt in der eigenthümlichen duftigen, halb klaren und halb nebligen, sonderbar feuchten, individuell blaulichen Atmosphäre, die sich um das Alles webt, es in den verschiedensten Nuancen umhüllt, durchdringt, belebt, mildert, und oft wie in eine Art von Traum wiegt. Dazu kommt nun noch der seltsame historische Hintergrund, auf den man hier immer wieder hingewiesen wird, dieses mystische Dunkel über der alten Geschichte Schottlands, dieses barbarische Clanwesen im Mittelalter, und endlich noch die schöne, poetische Person der letzten schottischen Königin Maria, welche, vom Meere der Leidenschaft und Poesie vielfach gewiegt, von der stammverwandten Nachbar-Königin getödtet wurde, und doch immerfort die Nachhaltigkeit und größere Macht warmen Gefühls über berechnenden Verstand darin ahnen läßt, daß gerade nur der Sohn dieser Gefangenen und Gerichteten es sein mußte, der als erster König des ganzen Britanniens beide Schwesterreiche, England und Schottland, unter Einem Scepter vereinigte.

Als ich früh im Gasthause von Balloch ans Fenster trat, lag ein trüber Regenschleier über der einfachen Gegend; Waldstrecken breiteten sich umher, dicht vor dem Gasthause war der langsam ziehende Abfluß vom Loch Lomond zur Bay des Clyde, über den eine schön construirte Kettenbrücke führt, und mehrere Gesellschafts-Wagen mit Touristen kamen eben an, welche von hier das in der Nähe am Ausflusse des Loch Lomond anlegende Dampfschiff erreichen wollten. Nicht ganz im Lauf eines Tages werden so die weiten Ufer des Sees umfahren und besucht.

Nach und nach theilten sich die Wolken, die Wagen fuhren vor, wir rollten über die Kettenbrücke und waren bald an den Ufern des Loch Lomond. Anfangs sind sie flach und waldig, bald aber heben sich erst niedere, dann höhere Gebirgszüge hervor, und einige Parks lagen am Wege, von denen prächtige Linden, Eichen und selbst gute Kastanienbäume herüber schatteten. So kamen wir nach Luß, an der westlichen Seite des Sees, wo schon hohe Thonschiefer-Felsen sich gestalten, der Ben Lomond in der Ferne prächtig herauftritt und mehrere Inseln auf der spiegelnden Fläche sichtbar werden. Eine Fahrt auf dem See nach einem der Eilande wurde sogleich beschlossen, und bald schwankten wir von ein paar kräftigen Schotten gerudert im kleinen Nachen auf den auch hier nach der Tiefe zu schwarz gefärbten, klaren Wellen. Das Wetter war prächtig geworden, von Wolkenschatten umspielt, zeichneten sich die Berge um den Ben Lomond sehr schön dahin, die unbewaldeten Höhen und Felsen hinter Luß hoben sich anmuthig herauf, und die Insel, auf die wir zusteuerten, an sich selbst ein beträchtlicher, reichbewaldeter Hügel, versprach noch weit bedeutendere Ueberblicke der Gegend. Endlich legten wir an und stiegen durch Haide, die wohlriechende Myrica gale, und zwischen Birken und Kiefern die Anhöhe hinan. Die Insel hat den gälischen Namen Inchdavenock, welches unser Schiffer „die zwei Mädchen-Insel“ (two maiden island) übersetzte. Man übersieht von hier viele andere Inseln des Sees — einen wahren Archipel — und das sonderbar Einsame ihrer aller, die wilde Belaubung derselben, die Abwesenheit aller menschlichen Wohnungen, die seltsamen Strandlinien, mit denen sie vom blaulichen See abschnitten; es gab mir einen Anblick wie, wenn man in einem neuen Welttheile ins Innere eines unbekannten, see-durchschnittenen Landes tief hinein schaute. Dabei war es so still da oben, die Sträuche waren feucht vom Nebelduft und die Sonne schien warm; auf der andern Seite sah man gegen den Ben Lomond hinauf.

Als wir von unserem Hügel wieder herabgestiegen waren, auch nicht vergessen hatten, von jenem seltsamen Archipel eine Contour zu entwerfen, stiegen wir wieder in den Nachen und ließen uns noch um die ganze Insel herum rudern; die schwarzen, klaren Wellen schaukelten uns anmuthig, ernst trat der Ben Lomond über der Belaubung des Zwei-Mädchen-Eilandes hervor, ein kleines Schiff mit braunem Segel stellte sich malerisch dazu, kurz, die Fahrt war gar eigenthümlich und schön.

In Luß stieg man wieder zu Wagen, fuhr noch ein gut Stück längs des Sees hin, und schnitt dann links in die Berge hinein bis in die Meeresbucht von Loch long, welche, von hohen Bergen umschlossen, malerisch sich darstellt und wo eben ein Dampfschiff abgeht. Wieder rechts uns wendend, ging es nun einen höhern Gebirgspaß hinauf, an dessen Seite mächtige Felsen von Thonschiefer und Glimmerschiefer, zum Theil in abenteuerlichen Zacken anstiegen. Mächtige Steinblöcke liegen am Wege, Bäche rauschen herab und hoch führt der Weg hinauf

in völlig wüster Gegend. Oben auf der Wasserscheide ist ein kleiner dunkler See, und nun fällt der Weg wieder westlich ab, gegen die Bai von Loch Tyne. Hier lagern sich schöne Bergformen um das grüne Meereswasser, und die Straße windet sich am Rande der Bucht herum. Weiter geht es so unter Eichen und Eschen über Glimmerschieferklippen immer den See entlang; eine neue nördliche Einbuchtung stellt sich dar; auch hier schlingt sich der Weg so längs der Küste hin, gegenüber erscheint Inverary, man ist in den Besitzungen des Herzogs von Argyle, und bald erscheint unter hohen Linden das herzogliche Schloß von Inverary und oben auf waldiger Höhe ein luftiges Belvedere.

Jetzt war nun die Dämmerstunde herangekommen, und hier war es, wo mir das eigenthümliche Bild Schottlands, wie ich mir es in früher Zeit geträumt hatte, zum ersten Male so recht lebhaft entgegen trat. Graulicher Nebel über der See, auf der viele Fischerbarken schwankten, blauliche Ferne, ungewisser Duft über hohe Berge ringsum gebreitet, und dunstiger halb wolkiger Himmel, an dem mit unsicherm Schimmer der Mond eben hervortrat. Am Wege dann mächtige Rothbuchen und Eichen, weiterhin das alte, graue, zinnenhafte Schloß und in der Ferne der kleine Küstenort Inverary mit seinen weißen Häusern und einem eben angekommenen Dampfschiff, — es gab ein durchaus eigenthümliches Bild, und wirkte in aller Beziehung anders, als alles, was ich vorher an englischen Küsten, in den Gebirgen von Wales und an den Seen von Cumberland erfahren hatte.

196. Dublin.

(Nach J. G. Kohl, Reisen in Irland.)

Von allen drei Capitalen der drei britischen Königreiche ist Dublin als solche die jüngste. Zwar erwähnt schon Ptolemäus dieser Stadt, zwar residirten hier auch vom 9. bis zum 12. Jahrhundert nicht weniger als 25 ostmannische (dänische) Könige, und wer weiß noch vor ihnen wie viele alte Könige von Leinster, allein die Stadt war damals ein der übrigen Welt eben so unbekannter Ort, wie die anderen Capitalen der zahlreichen dänischen und norwegischen Seekönige und der zahllosen irischen Landbeherrscher. Ihre Häuser waren von Flechtwerk und Lehm gebaut, und ihr ganzer Umfang betrug kaum eine englische Meile.

Erst als die englischen Vicekönige hier ihre Residenz aufschlugen, gelangte sie zu einiger Wichtigkeit, die aber Anfangs nur langsame und unbedeutende Fortschritte machte. Denn erst zu Elisabeth's Zeiten fing man an, die Häuser von ordentlichen hölzernen Balken zu bauen, und erst unter Jakob dem Ersten ließ man an die Stelle des Holzes Steine treten. Selbst noch im Jahre 1610 überschritten die Mauern und Grenzen der eigentlichen Stadt nicht ihren alten Umfang von einer Meile (jetzt hat sie 10 englische Meilen Umfang). Bis zum 16. Jahr-

hundert war sie nur die Hauptstadt desjenigen kleinen Theils von Irland, den die Engländer besaßen, und den sie „the Pale“ (die Umpfahlung) nannten, und erst im 17. und 18. Jahrhundert wurde sie in Folge der Eroberung von ganz Irland, in Folge der allmähligen Zerstörung aller kleinen irischen Fürstenthümer, Clans und Chieftainschaften, und der völligen Organisirung und Concentrirung des ganzen Landes, von jenem lebendigen und raschen Wachsthum ergriffen, das sie innerhalb zweier Jahrhunderte von einer unbedeutenden Stadt mit 25,000 Einwohnern zu einer der ersten und berühmtesten Städte Europa's mit nahe an 300,000 Einwohnern erhob. Von Wilhelm III., der Irland in der Schlacht an der Boyne gegen Jakob II. noch ein Mal eroberte und auf ein Jahrhundert lang beruhigte, kann man das vornehmste und neueste Emporblühen dieser Stadt datiren. Seine Statue ist daher auch die älteste Königsstatue in Dublin. Weder Edinburghs noch Londons Größe sind von so jungem Datum. Beide waren längst die Hauptstädte von Königreichen, die in Europa eine Rolle spielten, während Dublin immer nur die provincielle Hauptstadt jenes bestrittenen und häufig angegriffenen Pfahl-Districtes blieb. Daher hat auch Dublin weder eine alte, engstraßige und krummwinkelige City wie London, noch einen solchen alterthümlichen, gäßchenreichen, von früheren Jahrhunderten redenden Stadttheil, wie ihn Edinburgh auf seiner Schloß- und Bergseite besitzt. Denn das Alterthümliche, Cityartige, was Dublin etwa in der Nähe seines viceköniglichen Castles besaß, war so unbedeutend, daß es beinahe ganz verwischt wurde oder kaum in der großen Masse des Neuen bemerkt wird. Dublin ist die zweite Stadt der vereinigten Königreiche. Zugleich aber ist es auch eine der größten Städte Europa's. Am besten läßt es sich mit Ofen-Pesth vergleichen, das sich eben so wie Dublin als Hauptstadt eines abhängigen Königreichs und als Sitz eines Vicekönigs von einer Flechtwand- und Holzstadt zu einer der schönsten Städte Europa's erhob.

Da die Engländer dem Gesagten zufolge Dublin gebaut haben, die englischen Könige und Vicekönige und die englischen Bürger-Colonieen, die zu wiederholten Malen erst von Bristol und dann von verschiedenen Orten Englands herüberkamen, so ist daher Dublin dem Aeußern nach eine ganz englische Stadt. Außer seinen armseligen, schmutzigen Vorstädten und vielen von Bettlern bewohnten Gassen hat es nichts, was nicht die englischen großen Städte auch hätten und was es nicht von der andern Seite des Canales empfangen hätte. Die Privathäuser der Wohlhabenden sind eben so klein, sauber, schmucklos und ganz in demselben Schnitt und derselben Zeichnung, wie die Privathäuser in allen englischen Städten. Und die öffentlichen Gebäude sind eben so schmuck- und säulenreich, so voll von Rotunden, Colonnaden und Portalen, wie die öffentlichen Gebäude der englischen Städte.

Die schönen Molos und Hafen-Anstalten wie in Liverpool, London und den anderen englischen Häfen, das prächtige „Custom-house,“ das „Post-office“ mit Säulen von ionischer Ordnung, die „Four

courts“ (Gerichtshöfe) mit Säulen von korinthischer Ordnung, lauter schöne, prächtige Gebäude, wie man sie auch in den englischen Städten überall sah. Alsdann eben solche breite Straßen, eben solche breite, bequeme Trottoirs wie in London, eben solche reizend grüne Squares inmitten der Stadt, wie inmitten der englischen Städte, vielleicht die Squares noch etwas schöner und die Gebäude noch etwas „more ornamental“.

Auch die Nelson-Pillars (eine hohe, schöne Nelson-Säule) steht in der Mitte von Sackvillesstreet, der prächtigsten Straße von Dublin, und die Wellingtons-Testimonials und König George's Statuen fehlen natürlich in Dublin eben so wenig wie in den englischen Städten. Das Trinity-College (die Dubliner Universität) hat seine schönen verschlossenen Gärten, wie die Oxforder Collegien, und das Castle, der Sitz des Vicekönigs, ist eine Repetition von vielen ähnlichen Castles, wie man sie in England sieht. Auch glaube man nicht, daß etwa, weil man nun in ein katholisches Land gekommen sei, deswegen diese seine Hauptstadt etwas Besonderes, alten Kirchen- und Klosterschmuck, prächtige katholische Kathedralen und bunte an den Straßen und Kreuzwegen sich darbietende Capellen habe. Nichts weniger als das. Man bemerkt von dem Katholicismus in Dublin so wenig wie von dem Protestantismus in Prag, eben so wenig wie in allen übrigen Städten des britischen Reiches. Obgleich in Irland auf 5 Einwohner nur ein Protestant kommt, so kann man doch in der Hauptstadt des Landes von den Katholiken kaum eine Spur finden. Man sieht keine Processionen, keine Mönche, keine Priester in den Straßen. Die katholischen gottesdienstlichen Gebäude, hier bloß Catholic chapels genannt, die sehr klein und gering an Zahl sind, verstecken sich, ich weiß nicht in welche Seitengäßchen der Stadt. Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts durften die irischen Katholiken nur allenfalls in den Mauern ihres eigenen Hauses von ihrem Haus-Caplan sich die Messe lesen lassen, und das religiöse Bedürfniß der Armen wurde von irgend einem reisenden katholischen Priester in irgend einem geräumigen Stalle oder wüsten unbewohnten Hause befriedigt. Erst 1745 durften sie wieder einige ihrer alten Capellen eröffnen, und jetzt haben sie zwar derselben mehrere, aber, wie gesagt, man bemerkt sie kaum, und die 22 oder 23 Episcopal-Kirchen, unter denen St. Patricks-Christ-church und die Capelle des vicekoniglichen Schlosses die bemerkenswerthesten sind, sehen aus wie die protestantischen Kirchen von der Hochkirche in England, selbst die alten unter ihnen. Denn die berühmte St. Patricks-church, welche das ausgezeichnetste alte kirchliche Gebäude in Irland ist, gleicht in seiner ganzen Bauart auf ein Haar den alten Kathedralen im Westen von England, denen von Chester, von Carlisle &c. Ich konnte mich Anfangs gar nicht recht darein finden, daß ich in den Kirchen St. Patrick's, St. Kevin's, St. Audeon's, St. Michian's, lauter Namen von national-irischen katholischen Männern und Heiligen, die für den protestantischen Engländer kaum einige Bedeutung haben können, keinen katholischen Gottesdienst fand.

197. Die Hebriden (Jona, Staffa)*).

(Nach C. von Hailbronner, Cartons.)

Tief im atlantischen Ocean liegen auf der Westküste des schottischen Hochlands die schönen hebridischen Eilande, das ultima Thule Europa's, ewig den donnernden Wogen des Meeres und seinen Stürmen ausgesetzt. Und aus ihnen heraus treten zwei kleine Inseln, beide noch nicht lange bekannt und zugänglich, die eine durch historische Romantik, die andere durch Naturwunder hoch berühmt. Hier sang Ossian seine unsterblichen Lieder, hier schlugen die kühnen Normänner ihre Sitze auf, hier beteten die Druiden in ihren Felsentempeln, und hier hat sich auch Sitte und Sprache der alten Gälen erhalten. Jona oder Icolmkill, das die wenigen Einwohner J nennen, war einst die Sonne der westlichen Welt, der Edelstein des Oceans, der Licht ausstrahlte auf die in Barbarei und Rohheit versunkenen Nachbarländer, wo Religion und Wissen ihren Triumph feierten, und dem der Aberglaube jener Tage die Kraft beimaß, beim jüngsten Gerichte, wenn Wasserfluten die übrige Welt verschlängen, allein übrig zu bleiben und bewahrt zu werden vor allgemeiner Vernichtung. Jona wurde die Grabstätte der Großen der Erde, deren Leiber hieher gebracht wurden, um diesem schönen alten Glauben zu huldigen, und die Grabsteine von 48 schottischen, einem französischen, vier irländischen und acht norwegischen Königen beweisen, welche Macht dieses eigene Vorurtheil damals in Europa ausgeübt haben muß. Mit stiller Rührung betritt der Wanderer, der sich auf diesem fernen Eilande aussetzen läßt, das ungeheure Grab so vieler Mächtigen dieser Erde, die längst vergessen sind und über deren verwitterten Grabsteinen Hunderte von Generationen verblichen. Mit geheimem Schauer verweilt er in den uralten Ruinen der St. Ovan's Capelle, die der heilige Columban um die Mitte des sechsten Jahrhunderts hier auf den Trümmern von Druidentempeln erbaute und die in der allgemeinen Armuth und Rohheit des Stiles, in der beständigen Wiederholung der niedern Kreisbogen alle Spuren der ältesten Gebäude christlicher Zeiten trägt, wie sie denn auch anerkannt die älteste Kirche Englands ist, während die dortige Marienkirche einer neueren Zeit und vermuthlich dem dreizehnten Jahrhundert zugeschrieben werden muß. Ueberall mischt sich hier die Religion Odin's mit den Typen der christlichen Ueberlieferung, und wunderbar sieht man hier mehrere Basreliefs, welche heidnisches Opfer ausdrücken, neben dem Sündenfalle Adam's im Paradiese abgebildet. Die kleine Insel ist von wenigen Hunderten ganz reinen Hochländern bewohnt, die völlig im Naturzustande leben. Der Herzog von Argyle, dem die Insel gehört, thut Alles, um diesen uralten Sitz der Wissenschaften und die Monumente und Ruinen zu

*) Ueber die geologische Beschaffenheit der Insel Staffa siehe C. G. Carus, England und Schottland im J. 1844, 2. Bd., S. 361—369.

erhalten. Allein eine Predigt, welche ein Geistlicher aus Mull viermal im Jahre hier hält, ist alles, was für den Unterricht seiner Einwohner geschieht, die fast ganz sich selbst überlassen sind. Wir verließen das Königsgrab, dem wohl nichts Aehnliches auf der Erde zur Seite steht, um nach Staffa zu steuern, das durch seine Naturwunder so berühmt geworden ist, und dessen Anblick dennoch alles übertrifft, was die kühnste Phantasie nach den so unzulänglichen Bildern und Beschreibungen sich davon ausmalen mag. Die Insel ist klein und unbewohnt, und der Versuch, auf der grünen hohen Plattform, welche sich über seinen Basalt-Colonnen hinzieht, ein Haus zu errichten, scheiterte an den atlantischen Stürmen, die es zerstörten, bevor es vollendet war. Staffa ist eine irreguläre ovale Figur, anderthalb englische Meilen im Umfange, das von allen Seiten senkrecht und in den wundervollsten Basalt-Formationen dem Ocean entsteigt. Die Höhlen sind so zahlreich, daß man das ganze Eiland davon durchdrungen ansehen muß, allein alle Wunder des Platzes sind auf der Westseite zusammengedrängt, und die Brandung, welche sich unaufhörlich an diesen Felsen bricht, macht den Zugang und die genaue Besichtigung eben so selten möglich, als sie stets gefährlich bleiben wird. Wochenlang liegen oft die Reisenden in den benachbarten Hochlandinseln oder in dem fernen Hafen zu Oban, um den seltenen Augenblick zu erwarten, wo der sturmreiche Ocean den Zugang in sein Heiligthum gestattet, und Tausende mußten schon unverrichteter Dinge wieder abziehen. Der Zugang führt zwischen Felsenmassen durch, welche einige Male so nahe beisammen stehen, daß die Ruder gehoben werden müssen, und der Augenblick genau abzusehen ist, wo die Woge steigt, um mit ihr hinüber zu kommen. Der Eingang der Grotte ist 40 Fuß breit und 117 Fuß hoch. Sie ist ganz aus schwarzen Basaltsäulen geschnitten, die ebenso elegant als grandios geformt sind. Das Meer, welches in der Höhle selbst ist, sieht schwarz wie Dinte aus, und bietet schon beim Eintritt in die nach hinten sich mehr schließende Grotte, mit der weiß schäumenden Brandung einen malerischen Contrast. Die Länge der Höhle ist über 370 Fuß, und die rechts und links innerhalb fortlaufenden Säulen tragen ein gewölbtes Dach, welches alle Dome der Welt beschämt. Die Formen sind durchaus in dem kühnsten Maßstabe und die Schönheit der Säulen ist vollendet. Um zu Fuß in das Innere dieses Wunders zu dringen, gibt es nur Einen Weg, und dieser gehört unbezweifelt zu den gefährlichsten. Ungefähr 30 bis 40 Fuß über dem Meeresschlunde der Höhle findet man auf der rechten Seite vom Eingang eine Reihe durch die Macht tausendjähriger Brandung gebrochener Säulen, welche es möglich machen, indem man von der einen zur andern zu steigen trachtet, bis an das äußerste Ende vorzudringen. Der Raum, den man für diesen schlimmen Spaziergang hat, beträgt nicht mehr, als um jederzeit den Fuß aufzusetzen, und da die Säulen in verschiedener Höhe abgebrochen sind, so muß man öfters an der einen hinabrutschen und auf die andere hinaufklettern. Anhaltspunkte gibt es begreiflich keine, und

dieser Felsenpfad ist so schmal, daß man nie über eine Fußbreite für seinen Körper hat, den man mit der äußersten Vorsicht an den Felsenwänden fortwinden muß. Gegen das Ende der Höhle zeigt sich ein neuer Uebelstand, indem die Macht der Brandung mehrere Säulen ganz aus der Reihe gerissen und dadurch Spalten erzeugt hat, welche man überspringen muß, was freilich unter diesen Umständen, links die brausende Brandung im schwarzen Abgrunde und rechts die schroffe Felsenwand, oft sehr schwierig wird. Die Meisten kehrten hier um, wir aber zogen die Schuhe aus, um sicherer auf den schlüpfrigen Säulenfragmenten fortkommen zu können, und waren für so viel Mühe reichlich belohnt, als wir endlich im Hintergrunde der Höhle ankamen. Lautlos horchten wir der himmlisch-majestätischen Sphärenmusik, wodurch die Fingalshöhle so berühmt geworden, und die sich bald mit den grandiosesten Tonmassen, bald mit dem Rollen des Donners, bald mit dem Klange einer schönen Stimme hören läßt, je nachdem die akustischen Fibern dieses majestätischen Baues durch die an den Basaltfelsen brechenden Wogen berührt werden. Ungeachtet der Tiefe dieser Grotte empfängt sie doch Licht genug von ihrer erhabenen Felsenpforte, um in Stand zu setzen, die Namen zu lesen, welche im Hintergrunde von Reisenden eingegraben wurden; auch ist die Luft darin ganz frei von dem Dunst und Stickgas, welches sonst in großen Höhlen angetroffen wird. Wie mag es hier brausen in furchtbarer Novembernacht, wenn die Wogen des ergrimmten Oceans über den schönen Säulenwänden zusammenschlagen und jedes Schiff verloren ist, das in diese Gegend geworfen wird! Und wie wenn die Natur ihre Laune hätte zeigen wollen — denn es war das erste Mal in diesem sturmreichen Jahre, daß der Eingang möglich wurde —, so hatten wir kaum die Anker gelichtet, als es in Strömen anfing zu gießen und zu stürmen, und wir das Glück, das seltene Glück, in der himmlischen Fingalshöhle gewesen zu sein, doppelt zu schätzen wußten.

---

d. Nord-Europa.

198. Vergleichung zwischen Nord- und Süd-Europa *).

(Nach J. F. Schouw, Europa.)

Süd-Europa ist voller Gebirge, ohne eine Tiefebene von Bedeutung, wogegen Nord-Europa die beiden großen: die ost- und die nord-europäische, außer einigen anderen von minderem Umfange, aufzuweisen hat. Dies erzeugt in Nord-Europa eine größere Einförmigkeit, und veranlaßt einen viel bedeutenderen Landhandel. Hier leben Völker, die nie das Meer

*) Als Grenze zwischen Nord- und Süd-Europa werden hier die Alpen angenommen, so daß also ganz Mittel-Europa zu Nord-Europa gerechnet ist.

kennen lernen, und denen daher auch die Beschäftigungen, welche es hervorruft, fremd bleiben. Dagegen liegt die höchste und ausgedehnteste Hochebene in Süd-Europa, nämlich die spanische; in Nord-Europa hat die baierische die meiste Höhe. Die höchste aller Gebirgsmassen Europa's ist die gewaltige Masse der Alpen, die Nord- von Süd-Europa scheidet; aber südlich sind die Gebirge im Ganzen höher als nördlich derselben. Die Sierra Nevada, der Aetna, die höchsten Theile der Apenninen und die Gebirge Corsica's sind höher als die Karpathen, die skandinavische Bergmasse oder die Gebirge des mittleren Europa.

In Folge der bedeutenden Höhe der süd-europäischen Gebirgsmassen kann der Süd-Europäer bei ihrer Besteigung gleiche klimatische Verhältnisse und dieselben Gewächse finden, die das nördliche Europa darbietet, wogegen die süd-europäische Natur dem Nord-Europäer in seiner Heimat fremd bleibt. So kann der Italiener, der Spanier auf der mittleren Höhe seiner Berge Buchenwälder, Haselgebüsche, Roggenfelder und frische Wiesen sehen; noch höher hinauf trifft er lappländische Pflanzen und Schnee mitten im Sommer; nie aber lernt der Nord-Europäer in seinen Ländern den milden Winter, die klare Luft des Südens kennen, nirgends sieht er den Lorber, die Myrthe, die immergrünen Wälder, den Oelbaum, die Orange.

Süd-Europa's geringerer Umfang und größere Einschnitte des Meeres sind die Ursachen, weshalb hier nicht so große Ströme als in Nord-Europa's weiten Ebenen ihre Wogen ergießen können. Europa's mächtigste Ströme, die Wolga, Donau, der Dniepr, Don, fließen alle nördlich der großen Gebirgsketten. Auch die Binnenseen sind im Norden viel zahlreicher und größer; besonders gilt dies von den die Ostsee umgebenden Ländern.

Minder verschieden ist der innere Bau der Gebirge im Norden und Süden. Bergbau wird vorzugsweise im Norden getrieben; die reichsten Bergwerke haben England, Skandinavien, Ungarn und Sachsen.

Da Nord-Europa so große, von den Küsten entfernte Ebenen umfaßt, Süd-Europa dagegen vom Meere zerschnitten wird, so entsteht in jenem eine weit größere Verschiedenheit zwischen den Klimaten im Osten und Westen; ferner haben im nördlichen Europa die Küsten und Inseln des atlantischen Meeres das mildeste Klima; in Süd-Europa scheinen die Küsten dieses Meeres kein so warmes Klima zu haben, als die Bucht des mittelländischen Meeres zwischen Spanien und Italien.

Der klimatische Unterschied zwischen Nord- und Süd-Eurpoa liegt mehr in der Temperatur des Winters, als in der des Sommers. Gewächse, die einen sehr milden Winter fordern, hat das nördliche Europa natürlich nicht aufzuweisen, so die immergrünen Laubhölzer, den Oelbaum, die Orange, und diese sind es daher vornämlich, die dem Süden eigenthümlich angehören.

In Folge des größeren Unterschiedes der Jahreszeiten im Norden fällt hier auch die Wiederkehr des Frühlings mehr ins Auge. Die strenge Kälte weicht einer milderen Luft, die gefrornen Seen und Flüsse

thauen auf, das Schneegewand der Erde verschwindet vor dem jungen Grase und den Kräutern, die Bäume belauben sich neu. Zugvögel kommen an und Insekten zeigen sich wieder. Im Süden dagegen, wo kein Schnee die Erde verhüllt, wo Flur und Au im Winter grünen und die meisten Bäume und Büsche ihr Laub behalten, besteht die Veränderung nur darin, daß mehr Gewächse hervorsprossen und blühen, mehr Bäume sich belauben, mehr Vögel und Insekten sich zeigen, als vorher. Die Rückkehr des Frühlings macht dort in dem Leben des Landmannes keine so wichtige Epoche, da er den ganzen Winter hindurch in seinen Feldern, seinem Garten, Weinberge oder Olivenhaine thätig bleiben kann.

Der Schnee, der im nördlichen Europa, besonders im Osten, eine so wichtige Rolle spielt, gehört in den niedrigeren Gegenden des südlichen Europa zu den Seltenheiten; Hagel dagegen ist viel häufiger im Süden, und dort mehr vom Landmanne gefürchtet. Blitz und Donner, welche im Norden außer zur Sommerzeit selten vorkommen, sind im Süden zu allen Jahreszeiten und zumal im Herbst gewöhnlich.

Die heißen, erschlaffenden Winde (Sirocco, Solano) sind im Norden unbekannt, wo man auch wenig von ungesunden Dünsten weiß, die im Süden in vielen Gegenden die Luft verpesten.

Der Hauptunterschied zwischen Süden und Norden in Bezug auf die wild wachsenden Pflanzen besteht darin, daß der Süden eine größere Mannichfaltigkeit erzeugt, namentlich mehrere Arten Bäume und Stäuche, mehrere jener Pflanzenformen, die besonders in der heißen Zone sich zeigen, mehr Schlingpflanzen und Zwiebelgewächse, mehr schöne Blumen und wohlriechende Kräuter; auch sind die immergrünen Laubhölzer dem südlichen Europa ausschließlich eigen. Dagegen grünt der Rasen wegen der Sommerregen, die im Süden viel seltener fallen, im nördlichen Europa frischer.

Obgleich im mittleren Europa auch viel Weizen gebaut wird, so ist doch der Roggen im Ganzen charakteristisch für den Norden; wogegen Weizen, Mais, und zum Theil Reis dem Süd-Europäer das gewöhnliche Brodkorn liefern. Kartoffeln und Buchweizen, diese im Norden so wichtigen Nahrungsmittel, sind im Süden selten. Das Bier ist des Nordländers, der Wein des Südländers gewöhnliches Getränk: doch fällt die Weingrenze nördlich der scheidenden Gebirgsmassen. Dagegen trifft der Gegensatz von Oel und Butter gänzlich mit dem Gegensatze der beiden Haupttheile Europa's zusammen. Im südlichen Europa werden Küchengewächse und Obst weit mehr als im Norden angebaut, und es gibt dort mehrere Arten. Orangen und Pistacien gedeihen nur südlich der großen Gebirgsmassen; Aprikosen, Pfirsichen, Mandeln, Feigen, Trauben gehen zwar nördlicher, finden sich jedoch nur in einem kleinen Theile des nördlichen Europa, und dort meistens nur in Folge einer sorgsamen, künstlichen Pflege.

Aus dieser Verschiedenheit der Producte geht ein bedeutender Unterschied der Lebensweise hervor: Roggenbrod, Bier, Butter, eine größere

Menge Fleisch und weniger Gemüse und Obst beim Nordländer; Weizenbrod, Mais, Wein, Oel, mehr Obst, mehr Gemüse und weniger Fleisch beim Südländer.

Flachs und Hanf werden mehr im Norden gebaut; die Baumwollenpflanze findet sich nur im Süden, und auch der Seidenbau ist fast ausschließend auf diesen beschränkt.

In den wilden Säugethieren spricht sich kein merklicher Gegensatz zwischen dem Norden und dem Süden aus; nur die Polarländer haben einige eigenthümliche Thiere, als das Rennthier und den Eisbär. Schlangen und Eidechsen sind viel häufiger im südlichern Europa, wie auch die Anzahl der Insekten und Würmer gegen Süden zunimmt. In den südlichen Meeren kommen auch mehrere Arten von Fischen vor, aber die Anzahl der Individuen scheint im Norden größer, weshalb auch der Nordländer Fische nach dem Süden führt. Die wichtigsten Fischarten des Nordens sind: die Dorscharten und der Häring; der Hauptfisch des Südens ist der Thunfisch.

Die Hausthiere, sowohl Vierfüßler als Vögel, sind im Norden und Süden dieselben, nur daß der Esel und das Maulthier, welche im südlichen Europa häufig sind, nicht weit über die Scheidelinie gehen, und daß das Rennthier im nördlichen Skandinavien als Hausthier gehalten wird.

Der Südländer hat eine dunklere Hautfarbe, dunklere Haare und Augen, im Allgemeinen minder plumpe Formen, mehr Behendigkeit, kleidet sich leichter, lebt mehr im Freien und kennt wenigere Bedürfnisse. Er ist mehr den Fiebern ausgesetzt, während Brustkrankheiten und Gicht im Norden häufiger Gesundheit und Leben bedrohen.

Skandinavien.

199. Die Physiognomie von Skandinavien.

(Nach Joh. Fr. Ludw. Hausmann, Umrisse der Natur.)

Wandert man vom südlichen, gebirgigen Theile Niedersachsens gegen Norden, so entziehen sich dem Auge zuerst die durch sanfte Wellenlinien begrenzten Hügel der nördlichen Ringmauer des Harzes; bald folgen diesen die durch mehr eckige Umrisse ausgezeichneten, den Fuß des ehrwürdigen Brockens umgebenden Harzberge nach; endlich verbirgt auch dieser sein kahles Haupt hinter dem Horizonte; und wohin sich nun das Auge des Wanderers wendet, da erblickt es eine unbegrenzte Ebene, bedeckt mit Sand, Moor und Haide, aus welcher kümmerlich hier ein Wachholderstrauch, dort eine verkrüppelte Kiefer hervorkriecht. In der Nähe der Elbe wird die Sandhaide hügeliger; mehr noch nimmt dies zu, je weiter man in das Holsteinische und Schleswig'sche gehet. Die Hügel, welche in Wellenlinien das Land durchziehen, schließen hin und

wieder Seen ein, die, von schöner Buchenwaldung umgeben, u. A. den Gegenden von Plön und Eutin eine so große Anmuth verleihen. In Jütland, besonders in dessen westlichen und nördlichen Theilen, bekommen Sand und Haide noch einmal wieder sehr die Oberhand; auf Seeland und den kleineren dänischen Inseln gedeihet aber die Vegetation zum Entzücken und erfreuet das Auge im größten Theile des Sommers mit einem frischen, hohen Grün, welches der größeren Feuchtigkeit der Atmosphäre und des Bodens zuzuschreiben sein dürfte. Die herrlichsten Buchenwaldungen wechseln in diesen Theilen von Dänemark mit fruchtbaren Aeckern und üppigen Wiesen; und kleine Seen, so wie die hie und da eröffneten Durchblicke auf das Meer, bringen Mannichfaltigkeit und Leben in die Landschaft.

Der südliche Theil von Schonen zeigt noch in Hinsicht der Gegenden große Aehnlichkeit mit dem benachbarten Seeland, mit dem es auch vermuthlich einmal zusammenhing. Aber mit dem 56. Grade nördlicher Breite, hinter einer noch mit Laubholz bewachsenen Landhöhe, die Schonen von Südost nach Nordwest durchzieht, gewinnt das Land ein völlig anderes Ansehen und nimmt den Charakter an, den es mehr und weniger durch ganz Schweden beibehält. Fester Fels, zum Theil nur in das dünne, seine Umrisse nicht entstellende Gewand zahlloser Steinflechten gekleidet, zum Theil aber auch von einer schwachen Erdlage bedeckt, die nur das horizontale Wurzeln treibende Nadelholz und die genügsame Birke Wurzeln treiben läßt, bildet entweder hügelige Ebenen, bergiges Land oder höheres Gebirge. Die Thäler zwischen den Felsenhügeln und Felsenbergen sind von einer Menge unzähliger kleinerer und größerer Landseen, die gemeiniglich durch Flüsse unter einander und mit dem Meere in Verbindung stehen, bewässert. Die Seen, von denen einige, wie namentlich der Wener- und Wettersee, eine Längenausdehnung von zehn und mehreren Meilen haben, sind als Erweiterungen der Flüsse zu betrachten. Sie sind daher beinahe ohne Ausnahme länger als breit; ihre dem Hauptstreichen der aufgerichteten Schichten des kristallinischen Grundgebirgs-Gesteins im Allgemeinen entsprechende Längen-Ausdehnung hat gleiche Richtung mit dem Laufe der Flüsse, deren Erweiterungen sie sind; und ihre Ausdehnung in die Breite nimmt, so wie ihre Anzahl, in dem Verhältnisse ihrer Entfernung von den Hauptgebirgsketten zu; daher das südliche Schweden bis zum 60. Breitengrade ganz besonders mit Seen erfüllt ist.

Fester Fels und Ebene stehen im ganzen mittleren und südlichen Europa geradezu mit einander im Widerspruch. Befinden wir uns hier auf dem flachen Lande, so wissen wir uns auch am weitesten entfernt vom Felsenboden. Auf den schwedischen Ebenen sieht man hingegen gar oft mitten zwischen Kornfeldern und Wiesen eine nackte Klippe hervortreten, die nicht einen Halm gedeihen läßt. Wenn wir unsere Ebenen von ruhig fließenden Gewässern durchschnitten sehen, so wird man dagegen auf jenen nicht selten durch das Geräusch eines in ein tiefes Felsenbett eingeschlossenen und über Felsentrümmer fortschäumenden

Flusses überrascht. An die Vorstellung von den berühmten Katarakten von Trollhätta in West-Gothland knüpfte sich in mir zugleich die Idee von einem nicht unbedeutenden Gebirge; wie sehr fand ich mich getäuscht, als eine große, mit Kornfeldern bedeckte, den unübersehbaren Spiegel des Wenersees begrenzende Ebene, auf welcher nur einzelne, mehr durch ihre abgestufte und oben abgeflachte Form, als durch ihre Höhe ausgezeichnete Berge sich erheben, mich dem schon aus großer Ferne sich verkündigenden Donner des drei Mal wiederholten Sturzes der breiten Götha-Elbe entgegen führte! Solche Contraste: unfruchtbare Felsen zwischen reichen Kornfeldern; ein tobender, nimmer rastender, auch das festeste Gestein allmählig vernichtender und alles, was ihm nahe kommt, verschlingender Wasserfall, umgeben von einer in abwechselnder Thätigkeit ihr ruhiges Leben fortsetzenden, Nehmen und Geben in sich vereinigenden Vegetation — machen die schwedischen Ebenen nicht sowohl schöner als die unserigen, aber unstreitig ungleich interessanter.

Mehr vereinigt findet man das Liebliche der Natur mit dem Erhabenen in den Gegenden eines Theils von Norwegen, namentlich des südlichen. Wenn der größere Theil von Schweden nur als berggiges Land sich darstellt, so ist dagegen beinahe ganz Norwegen ein hohes Gebirge zu nennen. Die Arme dieses Gebirges schließen lange und zum Theil weite Thäler ein; beträchtliche Flüsse, hin und wieder zu Seen erweitert, bewässern die Tiefen; reiche Kornfelder und üppige Wiesen, aus denen sich hier der Hof eines wohlhabenden Landmannes, dort der Landsitz eines reichen Kaufmannes erhebt, ziehen sich bis zu dem Anfangs sanften Gehänge des Gebirges hinan. Da, wo dieses anfängt, sich steiler zu erheben, wird der hochgrüne Teppich der Wiesen von den blaugrünen Nadeln der Kiefern verdrängt, die mit vergoldetem Stamm ihr stolzes Haupt bis zu den unerklimmbaren Felsenwänden erheben, die, entblößt von aller Vegetation, ihre Zackengipfel in Schnee- und Wolken verhüllen. Die tief in das Land eindringenden Meerbusen, welche die Ströme mit dem Meere verbinden, wimmeln von Masten, und an ihren Gestaden sind freundliche Städte, Wohnsitze des Reichthums gelagert. Je genäherter die Flüsse dem Gebirge sind, welchem sie ihren Ursprung verdanken, um so mehr haben sie mit dem Gesteine zu kämpfen, durch welches sie ihren Weg bahnen mußten. Da, wo sie jenes nicht zu überwältigen vermochten, stürzen sie, ihrer Anstrengungen überdrüssig, mit furchtbarem Getöse, oft ihrer ganzen Breite nach, von einer hohen, schroffen Wand herab. An die Felsen, welche diese mächtigen Wasserfälle beschränken, lehnt sich kühn eine Schaar von Sägemühlen, um die durch den Sturz vermehrte Kraft des Wassers zum raschen Umtriebe ihrer Räder zu nutzen.

In der rauheren Jahreszeit kleiden sich die nordischen Gegenden zwar in ein ganz anderes, aber darum nicht minder schönes Gewand. Die unermeßlichen, mit Kristallen überzogenen Eisflächen, an der Stelle der Seen; ihr abstechender, dunkelgrüner, durch das nimmer welkende Nadelholz gebildeter Saum; die von der Sonne beleuchteten Schnee-

gipfel des höheren Gebirges und die aquamarinfarbenen Eiszapfen, welche die glasurten Felsenmassen verbrämen — gewähren Anblicke von unbeschreiblicher Schönheit, die durch den fast beständig heiteren, dunkelblauen Himmel noch um Vieles erhöhet wird. In der allergrößten Pracht zeigt sich aber das winterliche Kleid des Nordens, wenn des Nachts bei sternenklarem Himmel die hellen, bläulichen oder feuerrothen Strahlen des Nordlichts hinter dem nördlichen Horizonte hervor und mit Pfeilesschnelle dem Zenithe entgegen schießen und dann ihr unaufhörlich wechselnder Schein von den hell phosphorescirenden Schneefeldern noch einmal in das Auge des Beobachters zurückkehrt.

Bisher übersah die kurze Schilderung von dem Charakter des europäischen Nordens die Gegenden ganz, welche nur ungünstige Eindrücke hinterlassen können; und doch ist Skandinavien, eben so wenig wie andere große Länder, ganz frei von solchen Gegenden. Es gibt in Norwegen, wie in Schweden, sehr weite Strecken, ja, ganze Provinzen, die mit dem Gepräge der größten Rauhheit und Unfruchtbarkeit bezeichnet sind und in deren Mitte man die angenehmen Eindrücke von den zuvor angedeuteten Natur-Scenen beinahe vergessen könnte. Zu diesen Gegenden gehören nun namentlich die Rücken und Abhänge der Haupt-Gebirgskette von Skandinavien, welche sich in einer Hauptrichtung von Süd-Südwest gegen Nord-Nordost erstreckt und ungefähr auf ²/₃ ihrer Längenausdehnung die Grenze zwischen Norwegen und Schweden bildet. Die höheren Theile dieser Gebirgskette, die im südlichen Norwegen wohl bis gegen 8000 Fuß über das Meer sich erheben, werden von ewigem Schnee gedeckt, der an der Westseite, wo das Gebirge außerordentlich steil gegen das Meer abstürzt, weit gegen die tief in das Gebirge einschneidenden Fjorde sich hinabzieht und hin und wieder in Gletschern endet. Die niedrigeren Punkte jener Gebirgskette sind zwar im hohen Sommer vom Schnee befreit; aber ihr von Erde entblößter Felsenboden und ihre hohe Lage versagen den sichtbar blühenden Gewächsen das Fortkommen. Nur die zahlreiche Familie der Flechten und Moose hat hier ihren Sitz, unter denen sich besonders das Rennthiermoos (Lichen rangiferinus Lin.) auszeichnet, welches oft unabsehbare Flächen mit einem weißen elastischen Teppich bekleidet.

Wenn nun gleich Norwegen und Schweden, zumal im hohen Norden, weite Strecken besitzen, in denen der Natur alle Anmuth fehlt, so wird doch dieser Mangel weit überwogen von den hohen Reizen der übrigen Theile jener Länder. Mit Recht darf behauptet werden, daß das nördliche Europa nicht weniger wie das südliche zur Bewunderung der mannichfaltigen Schönheiten auffordert, worein der Schöpfer unsern Erdball gekleidet hat. Das Gewand des Nordens ist im Ganzen zwar einfach; aber gerade dadurch wird ihm seine eigenthümliche Physiognomie ertheilt, in welchem Ernst und Würde die hervorstechendsten Züge sind.

---

200. Vergleich des skandinavischen Gebirges mit den Alpen.

(Nach J. Fr. Schouw, Europa.)

Beim Vergleiche der mächtigen Gebirgsmasse der Alpen mit der skandinavischen treten uns folgende Unterschiede entgegen. In Hinsicht der Ausdehnung ist die Gebirgsmasse Skandinaviens viel bedeutender als jene der Alpen, aber diese sind fast doppelt so hoch, sowohl in ihrer mittleren Höhe, als in ihren erhabensten Gipfeln (Montblanc 14,700, Skagestöltind 8000 Fuß). Die Richtung der skandinavischen Gebirge läuft mehr von Norden nach Süden, die der Alpen mehr von Osten nach Westen; jene umfassen 13 Breitengrade, diese nur 4½, woher in Skandinavien die größere Verschiedenheit in Klima und Pflanzen rührt, wenn man bloß das flache Land berücksichtigt; da indessen die Alpen so sehr viel höher sich aufthürmen, so finden hier im Ganzen dennoch größere klimatische Verschiedenheiten Statt. Die skandinavische Gebirgsmasse ist mehr dem Einflusse des Meeres unterworfen, welches ihrer Westseite in hohem Maße das Küsten-Klima mittheilt. Durch die Fjorde dringt das Meer tief in die Bergmasse hinein, nicht so bei den Alpen. Das skandinavische Gebirge bricht sehr schroff gegen Westen ab und verflacht sich sehr sanft gegen Osten; ein so großer Unterschied findet sich nicht zwischen der Süd- und der Nordseite der Alpen. Die nordische Bergmasse ist oben flach, und die Pässe führen mehr oder minder über breite Gebirgsebenen; in den Alpen fehlen diese Gebirgsebenen, und tiefe Einschnitte in den Kamm des Gebirges bilden im Allgemeinen die Pässe, wo zwei Thäler von entgegengesetzten Seiten auf einander stoßen. Große Längethäler, welche in Skandinavien fehlen, durchziehen die Alpen, und der Unterschied der Querthäler auf beiden Seiten ist hier nicht so auffallend wie in den skandinavischen Gebirgen, wo sie auf der Ostseite so lang ausgehen und auf der Westseite verhältnißmäßig so kurz sind. Ein gleicher Unterschied findet sich in Rücksicht der Gewässer; in Skandinavien nehmen alle größeren Flüsse ihren Lauf nach Osten; die mächtigsten Ströme der Alpen ergießen sich zwar nach Norden, doch ist der Unterschied gegen jene der Südseite nicht so bedeutend. Am Fuße der Alpen liegen beträchtliche Seen auf beiden Seiten, in Skandinavien finden sich dergleichen nur am östlichen Abhange; hier sind große Gebirgsseen, in den Alpen nur kleine. In den Alpen ist der Kalk vorherrschend, in Skandinavien fehlt er ganz. Die Schneelinie liegt auf dem nördlichen Abhange der Alpen 6000 Fuß höher, als in dem nördlichsten Theile Skandinaviens, und auf ihrer Südseite 3400 Fuß höher als im südlichen Skandinavien. Nichtsdestoweniger haben die Alpen, wegen ihrer gewaltigen Höhe, mächtigere Schnee- und Eismassen; in den Alpen steht das Nadelholz, in Skandinavien die Birke an der Grenze des Baumwuchses. Die beiden unteren Gürtel der Alpen, nämlich die Region der Buche und der Eiche, und jene des Kastanienbaumes, fehlen auf dem Gebirge des Nordens.

Der Kornbau geht in den Alpen, im Vergleich mit den Bäumen und dem Klima, nicht so hoch hinauf, als er in Skandinavien gegen Norden reicht, denn in den Alpen hört er ungefähr auf gleicher Höhe mit der Buche auf, und die Region des Nadelholzes hat in der Regel nur Viehzucht, während in Skandinavien die Buche nicht nördlicher als 59 Grad, der Kornbau dagegen bis zum 70., also eben so weit wie das Nadelholz geht. Das Getreide kommt hier bei einer mittleren Temperatur auf dem Gefrierpunkte noch fort; in den Alpen nicht weiter als bei einer mittleren Temperatur von 4 Grad Wärme. Die natürliche Ursache dieser Erscheinung liegt in der größeren Sommerwärme der nördlichen Gegenden. Die Alpen bringen Wein und Mais hervor, welche in Skandinavien fehlen: der Graswuchs ist in den Alpen reicher und die Viehzucht daher ergiebiger.

201. Der Trollhätta-Fall *).

(Nach J. Fr. Schouw, die Erde, die Pflanzen und der Mensch.)

Es sind besonders drei Momente, welche die Bedeutung und den Charakter eines Wasserfalles bestimmen: die Menge des Wassers, die Höhe des Falles, und der Winkel, den er mit dem Horizont bildet. Die beiden letzten werden leicht geradezu durch Messung bestimmt, die Wassermenge zu bestimmen, ist schwieriger. Sie verändert sich je nach den Jahreszeiten und Jahren und kann nicht durch die Breite des Wasserfalles bestimmt werden, denn dieser beruht nicht auf der Wassermenge allein, sondern auch, und dies hauptsächlich auf der Form der Erdoberfläche; ist diese dergestalt, daß die Wassermenge zwischen Klippen zusammengedrängt wird, so kann die Breite viel geringer sein als bei einem andern Fall, der eine weit unbedeutendere Wassermenge hat. Bei dem Mangel wirklicher Messungen muß man deshalb auf die Wassermenge, nach der Größe der Gewässer und Seen, welche in den Fall strömen, schließen.

Ueber die Wassermenge des Trollhätta können wir also einen ungefähren Begriff erhalten, wenn wir Rücksicht auf den Umfang des Wenern-Sees nehmen, dessen Wassermenge sich durch den Götha-Elv, welcher den Fall bildet, in das Kattegat ergießt; er ist beinahe von derselben Größe wie ganz Seeland, weshalb auch die altnordische Sage berichtet, daß Gefion diese Insel an der Stelle auspflügte, wo jetzt der Wenern liegt, und sie dann nach dem Einlauf der Ostsee versetzte. Wenern wird von einer Menge größerer und kleinerer Gewässer gespeis't, aber besonders vom Klar-Elv, welcher 50 Meilen entfernt im Gebirgssee Faemund entspringt. Die Höhe des Wenern beträgt 145 Fuß über dem Meer; so groß ist also der Fall von diesem Binnensee bis zur

*) Trollhätta heißt Zauberhöhle.

Küste in einer Entfernung von ungefähr 10 Meilen; hiervon kommen auf den Trollhätta 112 Fuß, jedoch nicht auf Einen Fall, sondern auf mehrere kleinere, welche so nahe auf einander folgen, daß der Elv nirgends eine ruhige Strömung hat. So wie die einzelnen Abtheilungen, jede für sich, einen überraschend schönen Naturanblick bieten, so übersieht man auch den gesammten Fall sehr gut von den naheliegenden Höhen. Die Klippen, welche theils den Wasserfall umgeben, theils aus demselben hervorragen, und der Nadelwald auf diesen Klippen tragen wesentlich dazu bei, die Schönheit der lothrecht niederstürzenden, ungeheuren Wassermassen, der großen, weißschäumenden, pfeilgeschwinden Wogen, der umhüllenden Dampfwolken zu erhöhen.

Europa hat viele Wässerfälle, welche den Trollhätta an Höhe übertreffen, ja, nicht wenige, welche mehrere Male so hoch sind, wie der Marboré-Fall bei Gavernie in den Pyrenäen, welcher durch eine Sammlung von 10—12 Wasserläufen gebildet wird, von denen einer einen Sturz von 1250 Fuß Höhe thut; ferner der Staubbach im Lauterbrunnen-Thal, dessen Höhe 900 Fuß beträgt; aber es sind kleine Gebirgsbäche, welche diese Fälle bilden, indem sie an steilen Felsenmassen hinunterstürzen, und welche sich entweder ganz oder zum Theil in Tropfen auflösen, ehe sie den Fuß des Falles erreichen; diese kleinen Silberstrahlen, welche an den oft lothrechten Klippen hinuntergleiten, haben auch ihre Schönheiten, besonders wenn sie von der Sonne beschienen werden und Regenbögen an der Klippenwand bilden, aber sie entbehren, wegen der geringen Wassermenge, der Großartigkeit des Trollhätta-Falles.

Dem Trollhätta am nächsten, hinsichtlich der Höhe und der Wassermenge, stehen ohne Zweifel Norwegens berühmter Sarpen und der Rheinfall der Schweiz. Sarpen empfängt so wie der Klar-Elv das Wasser von Norwegens Hochgebirgen, 50 Meilen nördlicher, nämlich Laugens und Glommens (Guldbrandalens und Oesterdalens) vereinte Wasserläufe, welche unterwegs die großen Seen Miösen und Oiren durchströmen, aber die Wassermenge steht doch bedeutend unter der des Wenern und des Götha-Elv's. Die Höhe, 60 Fuß, ist dabei nur ungefähr die Hälfte von der des Trollhätta. Der Rheinfall bei Laufen in der Nähe von Schaffhausen hat ungefähr dieselbe Höhe wie Sarpen, nämlich 50—70 Fuß; auch die Wassermenge, welche von den Hochalpen kommt und den Bodensee durchströmt, ist ungefähr wie diejenige, welche den letztgenannten Wasserfall bildet.

Es scheint also, daß wir, wenn wir nicht auf Fälle von ganz unbedeutender Höhe Rücksicht nehmen wollen, den Trollhätta als denjenigen betrachten müssen, der in Europa alle anderen an Wassermenge übertrifft. Aber wie groß der Riese auch ist, so muß er doch einem Mächtigeren weichen, wenn wir den Blick nach anderen Welttheilen richten.

Der Niagara-Fall in Nord-Amerika wird von dem Wasser der riesengroßen Landseen: Ober-See, Huronen-See, Michigan-See und

Erie-See, gebildet, bevor dieses Wasser sich in den Ontario-See ergießt, welcher durch den Lorenzstrom Abfluß nach dem atlantischen Meer erhält. Der Umfang jener Seen macht beinahe zwei Drittheile der Ostsee aus, und ist über 40 Mal so groß als der des Wenern-Sees. Man muß annehmen, daß die Wassermenge des Niagara und des Trollhätta in einem ähnlichen Verhältniß zu einander stehen, und während also der schwedische Wasserfall ein Riese im Vergleich mit den übrigen europäischen Wasserfällen ist, so bleibt er doch dem nordamerikanischen gegenüber ein Zwerg. Auch in der Höhe hat der Niagara den Vorzug; der Fall beträgt nämlich 140 oder 160 Fuß.

Der Trollhätta bietet nicht nur eine der merkwürdigsten Naturerscheinungen in Europa; er gibt auch Zeugniß der Kraft des menschlichen Geistes und namentlich der Naturwissenschaft im Kampf mit der Natur.

Seen und Flüsse sind wichtige Verkehrsmittel, aber Wasserfälle hindern den Verkehr. So unterbrach der Trollhätta die Wasserverbindung, in welcher sonst das große Oberland des Wenern zur Küste und dadurch zu anderen Ländern stehen würde. Dieses Hinderniß ward nur höchst unvollkommen dadurch überwunden, daß die Fahrzeuge am Fuße und an der Höhe des Wasserfalls anlegten, daß die Waaren gelöscht, über Land geführt und wieder eingeladen wurden. Aber die Naturwissenschaft wußte Rath, und bürgerliche Thatkraft folgte dem Rath. Durch einen Canal ist ein Theil des Flusses oberhalb des Falles zur Seite abgeleitet; ruhig segelt das Schiff durch diesen theilweise in Klippen ausgehauenen Weg und durch einen dabei liegenden See, aber hier trifft es eine steile Bergwand; von unten sieht man deshalb die Masten des Schiffes hoch oben über dem Berg hervorragen, aber die Kunst vermag es, selbiges hinunter zu bringen. In die harte Klippe, einige siebzig Fuß hoch, ist ein tiefer Canal hineingesprengt, in diesem liegen fünf Schleusen unmittelbar nach einander, und unterhalb der Klippe befinden sich noch drei Schleusen. Soll das Schiff hinunter, so öffnet man die Hinterpforte der obersten Schleuse, das Wasser strömt allmählig hinein, und erreicht zuletzt in der Schleuse denselben Stand wie oben, und das Schiff kann nun in die Schleuse hineinsegeln. Nun wird die Hinterpforte derselben geschlossen, die Pforte der nächsten Schleuse wird geöffnet, das Wasser der obersten Schleuse strömt hinein, das Schiff sinkt langsam, bis das Wasser dieselbe Höhe in beiden Schleusen erreicht, und auf diese Weise kommt das Schiff in die zweite Schleuse, welche darauf, nach oben zu, geschlossen wird, und dies wird durch alle Schleusen fortgesetzt, wodurch man das Schiff bis zum Fuß des Wasserfalles hinabsenkt. Auf dieselbe Weise, aber in umgekehrter Ordnung, verfährt man, wenn man das Schiff auf die Klippenwand hinaufheben will; die vorderste Pforte in der untersten Schleuse wird nämlich geöffnet, um das Wasser darin in gleichen Stand mit dem Fluß zu bringen; nachdem das Schiff in die Schleuse eingetreten

ist, wird sie vorn geschlossen und hinten geöffnet, und dasselbe Verfahren wird nach oben durch sämmtliche Schleusen fortgesetzt.

Noch in anderer Hinsicht hat die Naturkunde den Verkehr hier erleichtert. Mit Segelschiffen mußte die Fahrt langsam auf dem sich krümmenden Fluß gehen, der Aufenthalt wurde ohnedies bei dem Durchgang durch die Schleusen vermehrt; aber die Dampfkraft ist besonders zur Flußfahrt geeignet; die Anzahl der Dampfschiffe zwischen Gothenburg und dem Binnenlande nimmt deshalb beständig zu.

202. Die Dänen.

(Nach E. M. Arndt, Versuch in vergleichender Völkergeschichte.)

Der Däne, welcher alle Eigenschaften des germanischen, oder, wie er viel lieber hört, des gothischen Stammes theilt, ist ein sehr reizbarer Mensch, raschen Muthes und raschen Entschlusses, überhaupt geistig sehr beweglich. Man sagt da gewöhnlich so hin: Das ist er als Seemann, das ist überhaupt der Charakter eines Insel- und See-Volks; aber man kann sogleich einwenden: warum ist der Holländer und Friese es nicht in gleichem Maaße? warum hat der entschlossenste Seemann, der Engländer, doch eben eine ausgezeichnete Gleichmüthigkeit und Ruhigkeit? Es muß sein, was ich schon anderswo gesagt habe, daß es mit Kopenhagen, dem Mittelpunkt und der Seele von ganz Dänemark, und mit der Insel Seeland und den nächstanliegenden Inselchen wahrscheinlich eine eigene Bewandtniß hat, daß sie ein eigenthümliches Völkchen, gleichsam ein Völkchen für sich bilden. Wahrscheinlich ist hier in den dunkeln Jahrhunderten des Mittelalters, besonders im zehnten und elften Jahrhundert, fremder Samen ausgesäet worden, der gothische Stamm der Inseln ist wahrscheinlich sehr gemischt worden. So viel wissen wir aus den bruchstückigen Berichten jener Jahrhunderte, daß die Seeräuberei der verschiedenen Völker der Ostsee immer frisch fort ging, daß die dänischen Wikinger von dem mecklenburgischen, pommer'schen, preußischen, kurischen Wall ganze Schiffsladungen gefangener Wenden, Kuren und Lieven als Beute entführten, daß sie auch deutsche Gefangene oft als Sclaven gebrauchten. Als nun im Anfange des eilften Jahrhunderts Sven und Knut das Reich und die Herrschaft gleichsam nach England verlegten, da ist gewiß dieses Seeland, der Sitz der Herrschaft, von Rittern und Kriegern sehr ausgeleert worden. Da mögen sie die leeren Stellen für den Pflug und die Heerden und selbst für das Ruder viel mit fremden Armen besetzt haben, und auf die Weise mag in Seeland ein Geschlecht erwachsen sein, welches viele fremde Zuthat erhielt und durch diese fremde Zuthat einen eigenthümlich lebendigen und heftig aufspringenden und aufsiedenden Charakter. Denn das ist ausgemacht, wenn man die Gesichter und Leiber der Menschen betrachtet, so bestand und besteht Dänemark gleichsam aus

zwei verschiedenen Nationen. Erstlich der Südschwede und Jüte, der längste Mann aller nordischen Volksstämme, im Durchschnitt noch länger als der auch lange und schlanke Friese und Westfale, fast durchgängig mit blondem Haupthaar und großen blauen Augen, im Gemüthe von großer Ruhigkeit und Bedächtigkeit, am Leibe schwerfällig und langsam, sonst mit einem eigenthümlich zugleich schelmischen und gutmüthigen Ausdruck. Bei den Schweden noch aus überlieferter Abneigung gegen die dänische Art die gewöhnliche Redensart: der Schone ist ein eben so schlauer, als dummer und knechtischer Kerl; auch der Jüte hat bei den andern Dänen den Ruf, er sei listig und pfiffig. Aber diese beiden gewaltigen nordischen Riesenarten, die Männer aus Schonen und Halland und die aus Jütland, sind wirklich sehr fleißige, arbeitsame, kluge und anstellige Leute und von einer berühmten stillen Tapferkeit, wie sie ihren Armen und Beinen gebührt. Zweitens gegen diesen Langen und Starken sehen wir nun den Seeländer und seinen inselbewohnenden Nachbar, mit welchem auch die Kleinbürger der Hauptstadt so ziemlich das ähnliche Gepräge tragen. Dieser Mensch ist mehr von mittlerem oder kurzem Bau, und die häufig schwarze Haarfarbe und der eigenthümliche Fall der Haare um und über die Stirn und ein meistens eng und kurz zusammengedrängtes Gesichtchen mit tiefliegenden, blitzenden, ja, leicht zornblitzenden Augen und eine leichte und geschwinde leibliche Beweglichkeit läßt ihn fast als ein Volk anderer Art erscheinen, als die beiden obgenannten. Dieser Däne der Mitte, dieser Inselbewohner, führt jetzt die geistige und politische Bewegung und Leitung Dänemarks an.

---

203. Kopenhagen.

(Nach Theod. Mügge, Skizzen aus dem Norden.)

Das grüne Seeland lag vor uns und in der Tiefe stiegen nach und nach alle Thürme der Königsstadt auf, und diese selbst erschien mit ihrem reichen Baumschmuck, welcher von allen Seiten die Paläste und Häuserreihen umzingelt. Der Anblick derselben von der Seeseite hat etwas Großartiges, vorzüglich durch den breit eindringenden Meeresarm, der die Insel Christianshafen von der Stadt scheidet. Dort, jenseit der Brücke, liegt der Kriegshafen und die Reihen der Schiffskolosse, welche Dänemark jetzt, ziemlich unnützer Weise, besitzt und unterhält. Dort liegen die großen Werften und auf der andern Seite, an der Stadt, ankern die Handelsschiffe zum Aus- und Einladen der Waaren.

Kopenhagen ist im 11. Jahrhundert erbaut, wo einige Kaufleute sich zuerst hier festsetzten. Daher auch wohl ihr Name Kiöbenhavn (Kaufmannshaven). Ihnen zum Schutz wurde eine feste Burg gegen die Seeräuber nöthig, welche der Erzbischof Absalon von Roeskilde errichtete, dem Waldemar der Erste den Ort und anliegende Dörfer ge-

schenkt hatte. Die Burg stand auf der Insel, wo jetzt das Christiansburger Schloß liegt. Bald blühte aber Kopenhagen auf. Schon im Jahre 1254 erhielt sie Stadtrechte, und die Könige nahmen nun den Bischöfen wieder, was sie ihnen gegeben. — Unter König Christoffer von Baiern 1443 ward Kopenhagen Residenz und ist es geblieben. Im Jahre 1479 erhielt sie ihre Universität; kein Fürst hat jedoch so viel für sie gethan, wie der gute König Christian IV. Der machte sie stark, befestigte sie sorgsam, hob ihren Handel, baute und besserte, und hinterließ seinen Nachfolgern einen mächtigen Kriegs- und Fürstensitz, welcher Stürme überdauern konnte. Es hat auch an Prüfungen nicht gefehlt, zumal unter der Regierung Friedrich's III., wo Dänemark vielleicht verloren war, wenn die Stadt nicht den Angriffen Karl's X. von Schweden widerstand. Mit wichtigen Privilegien ausgerüstet, trieb Kopenhagen bedeutenden Handel, wurde reich, groß und geehrt und befand sich wohl unter der Herrschaft des oldenburgischen Fürstenhauses.

Was Kopenhagen in neuester Zeit gelitten: das furchtbare Bombardement der Engländer am 2. September 1807, ist bekannt. In einem geheimen Artikel des Tilsiter Friedens hatte Napoleon sich mit dem Kaiser Alexander von Rußland verständigt, Dänemark mit Güte oder Gewalt zu bewegen, an Frankreich die dänische Flotte zum neuen Angriff auf England zu überlassen. Das Cabinet in London wußte wohl, daß man in Kopenhagen dem willfahren werde und müsse, darum erschienen die Engländer, die Flotte fortzuholen, welche bis zum Frieden in englischem Verwahrsam bleiben sollte. Es war ein Gewaltstreich, aber Dänemark zu schwach, ihm zu widerstehen; für den unnützen Widerstand mußte, wie immer, der Bürger büßen. Die Stadt wurde von Brandkugeln und Raketen in einen Schutthaufen verwandelt; 305 Häuser sanken in Asche, dann lieferte man die Flotte aus. Die Arsenale wurden geplündert, und was vom alten Wohlstande übrig geblieben, verschlang der Krieg bis zum Jahre 1814. Jetzt ist Kopenhagen zwar wieder aufgebaut, aber der Reichthum ist nicht wiedergekehrt. Die Rhederei der Ostsee gehört nicht mehr vorzugsweise den Dänen, der Hafen ist gegen früher leer, und die neue, mit großen Anstrengungen geschaffene Kriegsflotte ist eine kostbare Spielerei. Was will das kleine Inselreich mit den theuren Kolossen, die unbenutzt in seinen Docks verfaulen?

In keiner Hauptstadt kann der Fremde sich so leicht zurecht finden, wie in Kopenhagen. Ihr wahrer Mittelpunkt ist der große, schöne Platz, Königs-Neumarkt. Hier concentrirt sich das Leben von allen Seiten; hier liegt das Theater, das königliche Schloß Charlottenburg, wo Thorwaldsen wohnte, sein Atelier und die Akademie der Künste sich befindet. Hier münden nicht weniger als zwölf Straßen, darunter die belebtesten der Stadt. Wenn der Neumarkt regelmäßig wäre, würde er unzweifelhaft einer der schönsten Plätze aller Hauptstädte Europa's sein, aber er ist auch so imposant genug. — Ein anderer schöner Platz ist der Schloßplatz vor Christiansburg. Dieses Schloß, das größte in

Kopenhagen, ist aber keineswegs das schönste. Seine Hauptfaçade hat etwas Düsteres, Gefängnißartiges. Ueber dem großen Thore sind die Basreliefs von Thorwaldsen, im Rittersaale dessen berühmter Alexanderzug. Das ungeheure Haus steht leer. Ein Theil der Räume wird zu den wissenschaftlichen Museen benutzt, welche man wahrscheinlich in und um Christiansburg zu concentriren gedenkt; denn dicht am Schlosse wird Thorwaldsen's Museum gebaut*), das alle Kunstschätze dieses berühmten Mannes aufnehmen soll. Der König aber wohnt in dem nördlichen, aristokratischen Stadttheile, der Friedrichsstadt, welche einen ganz eigenthümlichen Charakter der Oede und Stille hat, schnurgrade Straßen besitzt und von Friedrich V. angelegt ist. Vier adelige Geschlechter kamen damals überein, vier gleichförmige Paläste auf dem Amalien-Burgplatze zu erbauen. Nach dem Brande der Christiansburg 1794 kaufte sie der König, und seit dieser Zeit wohnt die herrschende Familie hier. Die Straßen sind öde, der Platz ist einsam, der Tritt der Schildwachen, wiederhallend auf dem Pflaster, hat etwas Gespenstisches. Es ist als spiegele sich hier das Herabkommen des Staates in dieser Vereinsamung.

Kopenhagen, sagen die Meisten, ist zu groß für das Land. Es hat 144,000 Einwohner, es ist der Magen, der Alles verschlingt, zum Schaden des Ganzen. In Kopenhagen concentrirt sich der Staat; Kopenhagen ist Dänemark, der Rest ist ohne alle Bedeutung, er liefert nur die Mittel, daß Kopenhagen leben kann. Eine Hauptstadt wie Kopenhagen erscheint allerdings für den kleinen Staat fast zu groß; die sieben und sechszig übrigen Städte des Landes haben zusammen keine viermalhunderttausend Einwohner. Größtentheils liegen sie auch an Meeresbuchten, treiben Schifffahrt und Handel, und holen sich, was sie brauchen, aus ganz anderen Orten als aus Kopenhagen. Die Hauptstadt hat also kein Hinterland, welches sie versorgen könnte, sie führt ein, was sie selbst und die nächste Umgebung verbraucht, führt aus, was Ackerbau und Viehzucht in Seeland geben: das ist ihr commercieller Verkehr. Dazu kommt Rhederei, Fischerei und was die glückliche Lage an der Sundstraße an Vortheilen bringt. In der Hauptstadt drängt sich jedoch Alles zusammen: Beamte und Militär, Gelehrte und Künstler, die höchsten Behörden des Staates, der Hof, der Adel und Jeder, der sonst unabhängig und vermögend ist.

204. Island.

(Nach Georg Hartwig, der hohe Norden.)

Von größeren Meerbusen und unzähligen Fjorden vielfach durchschnitten, erhebt sich Island aus den Fluten des nordischen Oceans.

*) Jetzt vollendet.

An manchen Stellen steigen die größtentheils klippigen Küsten zu einer Höhe von 2000 Fuß empor; nur im Süden erstreckt sich ein schmales, aus vulkanischem Sande gebildetes Flachufer zwischen Meer und Hochland. Die ganze Insel starrt von eisigen Gebirgen, von ungeheuren Gletschermassen, von verhärteten Lavaströmen; überall trifft man die Spuren von fürchterlichen Erdbeben und verwüstenden Revolutionen. Nirgends auf Erden hat sich Vulkan eine großartigere Werkstätte gebaut, nirgends hat das unterirdische Feuer, welches im Schooß unseres Planeten glüht, auf eine schrecklichere Weise sein Dasein dem Menschen verkündigt. Im Winter, wenn eine tiefe Schneedecke diese unermeßlichen Einöden überzieht, wenn die Wogen des Oceans vom Sturmwind getrieben, am Gestade der Fjorde donnern und dann plötzlich die Finsternisse der Nacht durch das unheimliche Leuchten eines brennenden Kraters erhellt werden, vermöchte die Einbildungskraft sich kein lebhafteres Bild der chaotischen Verwirrung vorzustellen.

Doch man komme im Juni wieder, wenn des Sommers schnell vergängliche Sonne die kalten Fluren erwärmt, und man wird finden, daß auch Islands wildromantische Natur sich mit anmuthigen Reizen zu schmücken vermag.

Dann verweilt das Auge mit Entzücken auf den grünen Matten, den kleinen Seen, den mit purpurner Haide bedeckten Hügeln, den blendend weißen Berghäuptern, und fast möchte man ausrufen mit dem patriotischen Isländer, der vor seiner bescheidenen Hütte den in der Abendsonne glühenden Snäfiall-Jökull oder das schimmernde Schneehaupt des Hekla bewundert:

„Island ist das beste Land unter der Sonne!“

Eins der interessantesten ist es jedenfalls; interessant durch seine Geschichte, durch seine Naturmerkwürdigkeiten, durch seine Einwohner. Es hat Alles, was den Dichter, den Künstler, den Geologen, den Historiker nur fesseln kann; der nüchterne Utilitarier allein, der ein Land nur nach dessen Ertragsfähigkeit schätzt, möchte sich mit einiger Verachtung von einem Boden abwenden, der kein Getreide hervorbringt, keinen Wald trägt und zu zwei Dritteln aus Lawawüsten, Gletschern, Morästen und Haiden besteht.

Die isländischen Gletscher können mindestens ihrer Oberfläche nach zu 200 Quadrat-Meilen (also zum siebenten Theil der ganzen Insel) veranschlagt werden. Sie bilden sich nur da, wo weit ausgedehnte Gebirgsmassen in die Schneelinie reichen, in einer Höhe von beinahe 4000 Fuß; von hier aus senken sie sich in die tieferen Regionen, selbst in die Nähe des Meeres herab, indem sie mit unwiderstehlicher Kraft, wie in den Thälern der Alpen, manchen fruchtbaren Wiesengrund zerstören. In der ganzen nördlichen Hälfte von Island, wo die Gebirge meist von geringerer Höhe sind, gibt es fast keine Gletscher; die größten liegen im Südosten der Insel, in der Gegend, wo in den letzten Jahrhunderten die furchtbarsten vulkanischen Ausbrüche stattfanden, wo die

Zerstörungen des Wassers wetteifernd wechselten mit denen des unterirdischen Feuers.

So wie die isländischen Gletscher die ewigen Eismassen der Alpen an Größe bei Weitem übertreffen, so erscheinen auch die Lavaströme am Aetna klein und unbedeutend, wenn man sie mit den ungeheuren Feldern geschmolzenen Gesteins vergleicht, welche zu verschiedenen Zeiten Islands zahlreiche Vulkane ausgespieen haben. So erblickt der staunende Reisende vom Berge Skjaldebreith an, auf beiden Seiten des Sees von Thingvalla, bis zum Cap von Reykjanes eine ununterbrochen fortlaufende Lavamasse über 20 Meilen lang und zuweilen 4 bis 5 Meilen breit, und Lavafelder von noch größerem Umfang erscheinen in vielen anderen Gegenden, zumal im Innern der Insel.

Im Allgemeinen zeigen diese großen isländischen Lavaströme das grauenvolle Bild einer trostlosen Wüste, einer unheimlichen Wildniß: ihre schwarzen Schollen thürmen sich in phantastischen Gestalten über einander, indem sie sich gegen Felsen und den Fuß mancher Gebirge anstemmen, gleichen sie in ihrer Wirkung dem Eisgang riesiger Ströme zur Frühlingszeit. So liegt nach dem Erlöschen des Ausbruchs das chaotische Steingewirr Jahrtausende lang aller Vegetation entblößt, und wenn diese endlich wieder Fuß zu fassen beginnt, bemerkt das Auge nur Teppiche von traurigen Kryptogamen oder flach am Boden hinkriechende, wollige Weiden und Birken.

Wenn Vulkan durch die furchtbaren Ergüsse seiner gigantischen Rauchfänge — des Hekla (5298 Fuß hoch), des Krabla, des Kötlugia, des Skaptar-Jökull, des Eyafialla, des Snäfiall-Jökull (fast 5000 Fuß), des Oeräfa (über 6000 Fuß, der höchste Punkt der Insel) — die Isländer häufig mit unabsehbarem Unglück heimsuchte, wenn er mit verheerenden Lavaströmen und Aschenregen äußerst freigebig ist, so sind dagegen seine Gaben an nutzbaren Mineralien sehr dürftig und karg. So viel man weiß, kommen auf Island weder edle noch unedle Metalle in irgend bauwürdiger Menge vor, und Steinkohlen — deren Gegenwart für den Mangel aller übrigen unterirdischen Schätze reichlich entschädigen würde — sind nirgends zu finden.

Braunkohlen- oder Suturbrandschichten gibt es allerdings an verschiedenen Stellen, doch sind sie zu unbedeutend, als daß an eine industrielle Benutzung dieses Brennmaterials zu denken wäre.

Wo so viele Feueressen glühen, sollte man wenigstens einen reichen Schwefelsegen erwarten, aber auch dieses Mineral gewährt der in fast jeder Art verwahrlos'ten Insel nur einen höchst geringen Gewinn.

Doch wenn auch die „brennenden Berge" (Brennisteinnamur) von Krisnoik den wohlfeilen Schwefel nur in ungenügender Menge liefern, so gehören sie zu den größten Merkwürdigkeiten der Insel und bleiben von keinem sich an schaurigen Naturscenen ergötzenden Reisenden unbesucht; denn hier vereinigt sich alles, was einen Mann, sogar von starken Nerven, nur erschüttern kann. Man denke sich einen ganzen Bergabhang, und die Höhlung an dessen Fuße, in dichte Dämpfe ge-

hüllt, die in ewig sich erneuernden Wolken dem Boden entsteigen. Dieser ist an manchen Stellen so weich, daß man bei jedem Schritt befürchten muß, die dünne Schwefelkruste zu durchbrechen oder durch den nachgiebigen Thon in die Erde zu versinken. Das Schicksal, das einem dort bevorstände, läßt sich schon daran ermessen, daß, so wie man den Schwefel wegräumt, ein erstickender Qualm hervorwallt und das in den Schlamm gesenkte Thermometer durchgehends bis auf wenige Grade unter dem Siedepunkte steigt. In der Tiefe der Höhlung liegt ein gewaltiger Kessel kochenden Schlammes, etwa 15 Fuß im Durchmesser, wie man sich keinen passenderen für Macbeth's Hexen denken könnte. Die schwarze Masse wallt und plätschert in beständiger Bewegung auf und nieder, und spritzt oft einzelne Garben des Höllenbreies 10 bis 15 Fuß hoch in die Luft. Der Eindruck dieser grausigen Bilder wird noch durch das donnernde Geräusch einer gewaltigen Dampfsäule erhöht, die mit furchtbarem Ungestüm aus einer engen Felsspalte hervorbricht, und deren ewiges Gebrüll, lauter als das des größten Dampfkessels beim Zerplatzen, schon in der Entfernung einer Meile die Nachtruhe des im Zelte lagernden Reisenden stört und ihn zugleich mit Furcht und Staunen erfüllt.

Doch nicht nur an Krisuviks brennenden Bergen oder durch die vulkanischen Ausbrüche, die schon so oft unabsehbares Unglück über die armen Isländer gebracht haben, offenbaren sich die Wirkungen des unterirdischen Feuers; sie zeigen sich auf nicht minder auffallende Weise durch die unzähligen warmen und heißen Quellen, die an hundert verschiedenen Orten am Fuße der Berge hervorsprudeln. Einige fließen ruhig in gleichmäßigem Tempo und werden manchmal vom Isländer zum Waschen und Baden benutzt; andere dagegen wallen kochend empor und werden zwar bewundert und angestaunt, ohne jedoch im Geringsten zum materiellen Wohl des Menschen beizutragen. Unter letzteren gehören der große Geysir und der Strokkr nicht nur zu den Sehenswürdigkeiten Islands, sondern in ihrer Art zu den Hauptmerkwürdigkeiten der Welt.

Am Fuße des Laugafjalls, in einer etwa zwei Meilen breiten Ebene, die sich vom Gebirge gegen das Ufer des Meeres hin erstreckt, liegt das Quellensystem des großen G e y s i r. Das weite Thal ist mit einem dichten grünen Teppich üppiger Wiesengründe überkleidet, durch welche mehrere Flüsse wie Silberfäden sich winden, und ringsum bilden in düstern blaugrauen Tönen verhüllte Berge oder Hügel, hinter welchen einzelne schneebedeckte Scheitel hervorstarren, ein großartiges, wenn auch melancholisches Rundgemälde.

Schon aus der Ferne verkündigen sich die warmen Quellen und Kochbrunnen, die, über 40 an der Zahl, auf einem Raume von etwa 30 Morgen beisammen liegen, durch leichte, weiße, über den Boden hinziehende Dämpfe oder kräftigere Rauchsäulen, die wolkenartig emporwirbeln. Im Laufe der Zeiten hat dieser mächtigste Springbrunnen auf Erden aus abgesetztem Kieselsinter sich einen flachen, 30 Fuß hohen

Eruptionskegel gebildet, in welchem ein schüsselartiges, im weitesten Durchmesser 65, im schmälsten 52 Fuß messendes Becken ausgehöhlt ist.

In der Mitte führt, wie ein riesiges Bohrloch oder ein Brunnen, eine cylindrische Röhre in die geheimnißvolle Tiefe. An der Mündung in das Becken hat sie einen Durchmesser von 18 und 16 Fuß, doch verengt sie sich in geringer Entfernung bedeutend und scheint dann nicht mehr als 10 oder 12 Fuß im Durchmesser zu halten. Sie ist etwa 70 Fuß tief; daß sich aber von hier ab die verborgenen Canäle weiter verzweigen, ist mehr als wahrscheinlich. Die Wände sind glatt polirt und so hart, daß es nicht möglich ist, ein Stück mit dem Hammer loszuschlagen. Gewöhnlich findet man das Becken mit kristallklarem, seegrünem Wasser angefüllt, welches eine Temperatur von 82° C. besitzt und nach Osten abfließt. Man staunt über die Ruhe und fragt sich, wie es möglich sei, daß ein so friedfertiger Brunnen zu Zeiten auch so zornig emporbrausen könne. Doch plötzlich erschallt ein unterirdisches Donnern, der Boden zittert, das Wasser im Becken kocht auf, große Dampfblasen steigen aus der Röhre, zerplatzen an der Oberfläche und schleudern das siedende Wasser fußhoch empor. Schon hofft man das große Schauspiel zu genießen, doch bald tritt Stille wieder ein, und die dichten Dampfwolken, welche das Emporwallen erzeugte, verlieren sich, vom leichten Windhauch getrieben. Zwar wiederholen sich diese kleineren Explosionen in sehr regelmäßigen Zwischenräumen von einer Stunde und zwanzig bis 30 Minuten, doch kann man oft einen ganzen Tag und auch wohl länger warten, ehe der Geysir seine ganze wunderbare Kraft entfaltet. Ein stärkeres Donnern geht dem riesigen Ausbruch voran, das Wasser im Becken schlägt hohe Wellen und wirbelt umher, in der Mitte erheben sich gewaltige Dampfblasen, und in feinen, blendend weißen Staub gelös't, schießt nun ein 80—100 Fuß hoher Wasserstrahl, dem bald ein zweiter und dritter folgt, unter entsetzlichem Gebrause in die Lüfte. Größere und kleinere Strahlen verbreiten sich nun in allen Richtungen, einige seitwärts sprühend, andere senkrecht emporschießend, ungeheure Dampfwolken wälzen sich über einander und verhüllen zum Theil die Wassergarbe; nur noch ein Stoß, ein dumpfer Schlag aus der Tiefe, dem ein spitziger, alle anderen an Höhe überragender Strahl (gewöhnlich etwas über 90, bei besonders günstigen Gelegenheiten gegen 150 Fuß hoch), zuweilen von Steinen begleitet, nachfolgt, und die ganze Erscheinung stürzt nach einigen Minuten wie eine phantastische Traumgestalt in sich zusammen. Das vorher ganz mit Wasser erfüllte Becken liegt nun trocken da, und blickt man über den Rand der in die Tiefe führenden Röhre, so sieht man mit Erstaunen fast 6 Fuß von der Oberfläche das Wasser ruhig und still, wie in einem gewöhnlichen Brunnen. Etwa nach 30—40 Minuten fängt es wieder an zu steigen, und nach einigen Stunden ist das Becken bis zum Rande wieder angefüllt. Bald meldet sich auch der unterirdische Donner auf's Neue, und so wiederholt sich Jahr aus, Jahr ein dasselbe wundervolle Spiel. Vom ungeheuren Alter des

Geysir zeugt aber das Becken, das er sich selbst geschaffen, und welches um so mehr Staunen erregt, wenn man die geringe Menge Kieselerde bedenkt, welche sein Wasser enthält. Vielleicht war er schon vor der Geburt des ersten Menschen da, vielleicht wird er den letzten überdauern.

---

205. Die Norweger und die Schweden.

(Nach der Zeitschrift: die Gegenwart, und Th. Mügge, Reise durch Skandinavien.)

Der Norweger.

Die eigentlichen Norweger, deren Gesammtzahl jetzt etwa 1,400,000 Individuen umfaßt, gehören dem germanischen Stamme der indo-europäischen Race an. Stellt man, was sicherlich das Richtigste sein mag, für den germanischen Stamm drei Hauptzweige auf: den nordgermanischen, den mittelgermanischen und den südgermanischen, so werden die Norweger dem ersten beizugesellen sein. Dieser theilt sich wiederum in zwei Haupt-Abtheilungen: in den nördlich-westlichen, dem die Norweger, und den südlich-östlichen, dem die Schweden und Dänen angehören. Im südlichen Schweden und besonders in Dänemark sind indessen die nordgermanischen Elemente mit den daselbst früher befindlichen mittelgermanischen so verschmolzen, daß man daselbst kaum mehr den reinen nordgermanischen Stamm antrifft; von derselben Verschmelzung finden sich sogar im südöstlichen Norwegen Spuren, zumal in den Städten, wo überall mehr fremdartige Elemente zusammen kamen. Als rein kann man daher das norwegische Volk nur auf der Westseite der Gebirge und an der Ostseite in den vom Meere wenigstens 5 bis 6 Meilen entlegenen Gegenden ansehen; wie auch das schwedische Volk nur im Norden der großen Seenreihe als unvermischt anzusehen ist. Im Ganzen genommen ist der Norweger von hohem oder mittlerm Wuchs, stark gebaut und dauerhaft, nicht so blond wie der Schwede oder der Norddeutsche, mit entschieden germanischem Gepräge. Der National-Charakter des Norwegers ist Ehrlichkeit und Redlichkeit, Besonnenheit, die nicht selten in ungebührliches Zögern, Nachdenklichkeit, die bisweilen in melancholisches Brüten, und Wißbegierde, die öfters in Neugierde übergeht. Von Natur und durch die Verhältnisse conservativ, ist der Norweger allen Aenderungen und Neuerungen ohne genaue Prüfung abhold. Vielleicht hängt er sogar in seinem täglichen Treiben und der häuslichen Wirthschaft zu viel an der alten Lebensweise; im öffentlichen Leben hat er jedoch jetzt gelernt, Schritt mit der Zeit zu halten. Es fehlt den Norwegern nicht an guten Anlagen zu allerlei Wissenschaften und Künsten; doch scheint es, als ob insbesondere der Sinn für bildende und mechanische Künste im Volke vorherrschend sei. Norwegen hat bekanntermaßen in den letzten Zeiten eine nicht unbedeutende Anzahl trefflicher Maler hervorgebracht, die sich alljährlich ver-

mehrt, und unter den norwegischen Bauern findet man viele mechanische Talente, die, meist nur als Autodidakten, Arbeiten liefern, welche mit den besten ausländischen verglichen werden können. Obgleich in stetem Kampfe mit einer schwer zu bezwingenden, wenig freundlichen Natur begriffen, findet der norwegische Bauer doch Zeit zum Lesen und überhaupt zur Erweiterung seiner Kenntnisse; wie denn auch andererseits die isolirte Lage seiner Wohnung, die großartige Natur, die ihn umgiebt, die langen Winterabende, wo nichts außer dem Hause vorgenommen werden kann, ihn zum Nachsinnen und zur Beschäftigung des Geistes anregen müssen.

Liebe zum Vaterlande könnte man vielleicht dem Norweger mehr als anderen Gebirgsbewohnern absprechen, weil von Norwegen alljährlich so viele Auswanderungen nach Amerika geschehen. Doch muß bei der Beurtheilung dieses Phänomens auch der den Norwegern von Alters her angeborene Hang zum Reisen und Wandern erwogen werden, wozu noch andere Rücksichten sich gesellen, insbesondere die Wirkung der politischen Freiheit auf den Charakter des Norwegers: er entwickelt nämlich ein entsprechendes Streben nach Gleichheit auch in äußern Beziehungen, dem nur die amerikanischen Verhältnisse vollkommen Genüge leisten. Es ist gar zu gewiß, daß auch bei den glücklichsten Emigrirten eine Sehnsucht nach der fernen Heimath sich immer regt, und vielleicht werden sie sich ihrer Vaterlandsliebe erst bewußt, wenn der Ocean sie vom Vaterlande auf immer trennt. Vor Allem ist der Norweger dem Seeleben geneigt und dazu, wie es scheint, von der Natur selbst bestimmt. Viel mag hierzu die Lage Norwegens beitragen, die den Fischfang wie überhaupt das Seewesen zur Haupternährungsquelle so vieler Einwohner macht. Es muß jedoch auch außerdem ein innerer, mit dem ganzen Wesen des Volkes verbundener Trieb zu Grunde liegen, der die Norweger so innig an die See fesselt, denn auch Gebirgsbewohner, die früher nicht das Meer gesehen, werden in kurzer Zeit treffliche Seeleute und scheinen auf der See ihr rechtes Element erst gefunden zu haben. In den älteren Zeiten findet man sogar, daß nicht allein die Küstenbewohner, sondern auch die Bauern des inneren Landes ihre Schiffe besaßen und theils als Geschäftsleute, theils als Wikinger ferne Meere durchkreuzten. Norwegen zählt bei einer Einwohnerzahl von etwa 1,400,000 Köpfen nicht weniger als ungefähr 25,000 Seeleute, die in wirklichem Dienste begriffen, und vielleicht an 50,000 zum Seedienste fähige Individuen. Die norwegischen Matrosen sind überall geschätzt und gesucht und stehen den Matrosen keiner andern Nation nach, sogar der britischen nicht.

Der Schwede.

Niemand in der Welt kann sein Vaterland mehr lieben, als der Schwede. Er fühlt sich als Nation, und dies Nationalgefühl gibt ihm Selbstbewußtsein. Dies ist es auch, was ihn oft blind gegen eigene Mängel und Gebrechen und ungerecht gegen andere Nationen macht.

Der Schwede überschätzt gern die Vorzüge und die Tapferkeit seines Volkes. Er ist stolz auf dessen Helden und große Könige, stolz auf deren Antheil an der Geschichte, stolz auch auf seinen Freiheitssinn.

Der Schwede ist von heißer, heftiger Sinnesart, meist sanguinisch-cholerischen Temperaments. Leicht wird er von einem Gefühle ergriffen und hingerissen. Er ist edelmüthig, empfindsam gegen fremdes Unglück, dessen er sich thätig annimmt, aber eben so leicht kann er in den Ausbrüchen seiner Leidenschaft roh, hart und grausam sein und eine Gefühllosigkeit an den Tag legen, die in Erstaunen setzt.

Der Adel ist zum Theil verarmt, herabgekommen, zum Theil aber wahrhaft patriotisch gesinnt, voller Vaterlandsliebe, der größten, edelsten Opfer fähig, ernsten Studien und Beschäftigungen ergeben. Der Bürgerstand liebt seine Privilegien, sein Zunft- und Gewerbezwangwesen. Der reichere Theil drängt sich an die höheren Stände, an den Adel, hat gern Excellenzen und Betitelte an seinen Tafeln, will besonders in Stockholm gern als Officier bei der Bürgergarde paradiren, irgend ein Bändchen oder Titelchen erhaschen; aber, obwohl es schlecht genug in diesem selbstsüchtigen, wenig gebildeten Stande steht, so tauchen auch in ihm schon manche Bessergesinnte auf.

Der Bauernstand ist leider vielfach in Armuth, Elend und Laster, besonders in Trunksucht und Faulheit versunken, aber gerade in ihm gibt es auch manche Beispiele seltener Geistesgaben, seltener Bildung und Tüchtigkeit. Aus dem Bauernstande sind die ausgezeichnetsten Männer hervorgegangen, und wenn Schweden sich reformiren wird, kann es nicht anders geschehen als von unten auf eben durch den Bauernstand, in dem die Kraft und das Mark der Nation noch immer enthalten ist. Der Bauernstand hat seit alten Zeiten es in Schweden mit den Königen gehalten, die ihm Schutz gegen die Tyrannei des Adels gaben. Dies Gefühl liegt tief im Volke, das Gefühl der Verehrung und Unterwerfung gegen den Herrscher, der ihnen Ehrfurcht und Liebe einflößt.

206. Christiania.

(Nach Willibald Alexis, Herbstreise durch Skandinavien.)

Es scheint, als habe die Natur von Süden aus einen Riß versucht, die skandinavische Halbinsel für die zwei Volksstämme zu theilen. Dies ist der Fjord von Christiania. Sie hielt inne, weil nördlich der große Kiölen*) das Werk vollendete. Aber die Völker kehren sich nicht an die Theilung. Noch jetzt bewohnt der Normanne die östlichen Ufer des Fjords, und längs diesem führte unser Weg nach Christiania. Erst

*) Der Verfasser gebraucht diesen Namen in der bekannten unrichtigen Ausdehnung.

mit Moß, einer anmuthigen Hafenstadt an einer kleinen Bucht dieses großen Fjords, beginnt eine reichere Gegend. Der Granit ist verschwunden, Thonschieferlagen bilden pitoreskere Felsgruppen, der grüne Teppich kleidet frischer Fels, Berg und Abhang, die Tanne erhebt sich zu ihrer luftigen Höhe, die Esche wuchert, die Birke weht, Ahornbäume grüßen am Wege. Dieser wird, je mehr wir uns der Hauptstadt am Ende der Bucht nähern, mannichfaltiger. Ueber das grüne Vorgebirge zur Linken blicken wir hinüber auf die blauen Berge am westlichen Ufer des Fjords.

Aber nun tritt man auf eine Höhe, und ein Schauspiel liegt plötzlich zu unsern Füßen, das uns aus Norwegen nach Italien versetzt. Weit ausgebreitet in der Tiefe ein blühendes Thal, in welches der große Fjord sich mündet, und um dessen Spitze die Stadt Christiania mit ihrer Bergfestung Aggerhus und dem alten Obslo. Ein zweites Neapel ist eine beliebte Metapher geworden, um eine Meeresstadt zu bezeichnen, deren Häuser sich terrassenförmig am Ufer erheben. Diese Hebung der Stadt selbst findet zwar hier nicht Statt, nur Aggerhus liegt mit seinen blendend weißen Mauern auf einem Uferfels, die glänzend rothen Dächer der neuen Stadt schwimmen um den Hafen und die Festung ebenmäßig; aber die Lage an dem terrassirten Thale, wo Felsen, Ackerfelder, Laubwälder und Landhäuser mit dem frischesten Wiesengrün wechseln, bringt einen Eindruck hervor, den nur eine südliche Gegend zu machen pflegt. Nur das Blaßblau des Horizontes kann nicht täuschen. Die Höhe, von welcher man sie in dieser zauberischen Lage erblickt, heißt der Eggeberg.

Nur etwas fehlt diesem ovalen Amphitheater — der eigentliche Charakter des Meeres; dieses verschwindet in der bunten Verschlingung der Buchten, Vorgebirge und Inseln, so daß der Fjord hier eher das Ansehen eines Landsees hätte, wenn nicht stolze Dreimaster dicht vor der Stadt lägen und die blaue Schattirung der Küstenberge nach dem Meere zu dessen Nähe verriethe. Dafür schaut jedes Landhaus nach der Hauptstadt zurück, und der Anblick kann dem patriotischen Sinne genügen.

Hauptstadt ist Christiania seit 1814 geworden, und wünscht es mit jedem Jahre mehr zu werden. Die Ansprüche der beiden anderen Städte, Bergen und Drontheim, mußten zurücktreten. Christiania's südliche Lage war zu günstig. Die Bevölkerung ist, seit Norwegen ein eigenes Königreich ward, unglaublich gestiegen. Wie reizend Christiania auch von außen erscheint, so dürftig sehen die sonst regelmäßigen Straßen aus; außen hat das Holz hier dem Steine weichen müssen, allein weder das Alterthum — die ältesten Häuser scheinen nicht über 1640 hinauszugehen — noch moderne Gebäude treten aus der geschmacklosen Dürftigkeit der Bauart heraus. Keine Kirchthürme ragen hervor, nur die blendenden Kalkmauern von Aggerhus könnten für den Maler als Haltpunkt dienen.

Seit derselben Zeit ist eine eigene Universität errichtet; früher waren die Norweger genöthigt, in Kopenhagen zu studiren. Sie ist nicht nach dem alten Muster der deutschen Hochschulen, auch dürfte noch Vieles geschehen, ehe sie einen bedeutenden Rang unter ihren Schwestern einnähme.

207. Bergen und der Häringsfang.

(Nach Theodor Mügge, Skizzen aus dem Norden.)

Unter allen norwegischen Städten hat keine einen so deutschen Charakter als Bergen. Machen es die Giebelhäuser mit den Erkern, machen es die reinlichen, schmalen Straßen voller Lebendigkeit, die Plätze mit Bäumen bepflanzt, macht es, daß hier die meisten Einwohner Deutsch sprechen, daß eine deutsche Kirche noch besteht; genug, überall steht es deutlich geschrieben, daß Deutsche hier einst schalteteten und walteten, daß es eine deutsche Colonie war, eine Colonie jener meerbeherrschenden stolzen Kaufleute, welche einst Königen Gesetze vorschrieben, Könige demüthigten, deren Bund und Freundschaft die mächtigsten Fürsten ihrer Zeit suchten.

Bergen führt seinen Namen so recht in der That, denn es liegt mitten zwischen sieben hohen Fjellen, die von allen Seiten es einschließen. Nackte Massen von Glimmerschiefer und Gneuß steigen wohl zweitausend Fuß hoch auf und stürzen in den Fjord, der seine Arme zwischen felsige Landzungen in die Stadt schiebt und den schönen, sichern Hafen bildet. Aber rund umher liegt ein dicht grünes Thal von Wiesen und Gärten, aus denen in Nähe und Ferne die schönen Landhäuser der reichen Kaufleute aufsteigen, und mitten darin ruht die Stadt, welche westlich mit ihren Straßen an dem Flöifjeld emporzieht, das ganz dicht sich anschmiegt. Steigt man empor bis zu den letzten Gärten auf den Absätzen des Gebirgs, so ist die Aussicht über Stadt und Meeresarm von großer Schönheit. Das breite Wasserbecken des Fjord, die mannichfache Belebung der Ufer, der Hafen mit seinem Mastenwalde, die Festungswerke, die hohen alten Geschützthürme daran, die Forts Bergenhaus und Frederiksberg, welche mit ihrem glänzend weißen Gemäuer von den Höhen niederschauen auf die weiße geschäftige Stadt, deren helle große Fenster und leuchtend rothe Dächer im Feuer der sinkenden Sonne glühen.

Bergen ist auch eine Stadt von Holz, aber sie sieht neuer und zierlicher aus, als die andern. Wenige Gebäude sind von Stein; in den Straßen aber doch oft die Eckhäuser, um bei Feuersnoth der Flamme den Sprung über die Querstraßen zu verwehren.

Bergens wohlhabende Einwohner wissen diese Holzwände geschmackvoll zu bekleiden und ihren Reichthum auch äußerlich geltend zu machen. Die lebhafte Stadt ist der Mittelpunkt des ganzen norwegischen Han=

dels; ja, Kaufleute nennen sie den einzigen wirklichen Handelsplatz des Landes, obgleich in Bergen von einer Geschäfts-Organisation, wie deutsche, englische oder französische Seestädte sie besitzen, nicht die Rede ist. Adel ist gar nicht vorhanden, Beamte in geringer Zahl; man kann sich also nicht wundern, daß Bergen, trotz seiner dreißigtausend Einwohner, trotz des Mastenwaldes in seinem Hafen, trotz seines wachsenden Wohlstandes, nichts von der lärmenden Fröhlichkeit zeigt, von jenen wilden und leidenschaftlichen Vergnügungen, die der Zusammenfluß von Seeleuten und der Jugend des Handelsstandes, von Officieren, Beamten und reichen Geschäftsleuten an anderen Orten hervorbringt.

Bergen ist aber der recht eigentliche Fischplatz Europa's; denn nicht allein der große Stockfischhandel wird von hier aus betrieben, es ist auch der Stapelplatz für die Häringsfischerei, welche an keinem Orte so ausgedehnte Niederlagen hat, wie hier. — Der Häring und der Kabeljau sind die beiden Meerbewohner, denen die Norweger eine Art Cultus widmen müßten, denn jährlich gewähren sie dem Lande einen reichen Quell des Einkommens, der mehrere Millionen abwirft.

Kaum gibt es ein wunderbareres Geschöpf, als den Häring, dessen Geschichte in den tiefsten Tiefen des großen Salzwassers noch gar nicht so genau erforscht ist, als man meinen mag. Unter allen den kaltblütigen Geschlechtern in beschuppter Haut ist das seine wahrscheinlich das zahlreichste; denn wer zählte die ungeheuren Schwärme, welche jährlich aus den Meerestiefen aufsteigen, an allen Küsten des nördlichen Europa's erscheinen, zu Milliarden gefangen werden, zu Milliarden eine Beute der Raubfische und Vögel erliegen und doch immer wieder in der gleichen, zahllosen Fülle zum Vorschein kommen. Der Häring erscheint und verschwindet mit bewunderungswürdiger Regelmäßigkeit. Lebt er eine Zeitlang in dem hohen Polarmeere, hat er dort in Tiefen, wohin kein Senkblei reicht, seinen geheimen Staat gegründet und zieht er von dort, wie die Reitervölker der Steppen, jährlich aus, um die Meere zu durchschwärmen? Man kann sich solchen Träumen hingeben, wenn man von den Häringskönigen hört, welche die Schwärme anführen und in ihren silberglänzenden Rüstungen ihnen voraufziehen. Die Häringskönige sind Sensenfische, welche zehn Fuß lang werden und häufig, als Prinzen und Herzoge, in Wahrheit den Kreuzzug zu leiten scheinen.

Zu allen Zeiten aber ziehen einzelne, unermeßliche Heere aus, bald nach Schottland hinüber, bald in die Ostsee, bald an Hollands Küsten, bald in die Fjorde der Finnmarken, oder tief hinab an die norwegische und schwedische Küste, durch Kattegat und Sund, und so genau ist der Mensch von ihrem Kommen und Gehen unterrichtet, daß er Alles vorher zu ihrem Empfange vorbereiten kann. Woher sie kommen, wohin sie gehen, das weiß er freilich nicht, aber den Fischern und Kaufleuten ist es auch genug: sie sind da! und er eilt, diesen Besuch zu benutzen. Merkwürdig ist es aber, daß eine fast regelmäßige Ab- und Zunahme der Schwärme bemerkt wird, als herrsche darin auch Ordnung und

Gesetz: zuweilen auch verlassen sie aus unbekannten Ursachen auf eine Zeit lang oder für immer, manches Mal ganz plötzlich, die bisher stark besuchten Küsten und zeigen sich nicht wieder. So ist es Gothenburg gegangen, wo der Häring früher in zahlloser Menge erschien und jetzt seit einer Reihe von Jahren nichts mehr gefangen wird. Die Fischer an der Küste sind verarmt; dagegen hat der Andrang des Thieres zur norwegischen Westküste, von Bergen bis Cap Lindesnaes, außerordentlich zugenommen. Möglich jedoch, daß sich dies periodisch ändert. In Bergen und Stavanger bangt man davor aber schon jetzt. Diese Städte haben durch die zunehmende Häringsfischerei ungemein gewonnen, die Ausfuhr hat Geld ins Land gebracht, der Wohlstand des Ganzen ist gewachsen. So wirkt ein Thiergeschlecht auf Leben und Wohl der Menschen ein, und ganze Länder werden durch sein Kommen oder Nichtkommen erfreut oder in Trauer versetzt. Der Häring erscheint jährlich drei Mal an der Küste von Norwegen, aber der Hauptfang geschieht im Februar. Es ist dies die Frühlingsfischerei, sie liefert die größte Menge und die fetteste, größte Art des Fisches, der Vaarsild, Frühlings-Häring, genannt wird. Der Fang geschieht vornehmlich an dem Küstenstriche zwischen Bergen und Stavanger. Auf diesem Raume sind im Februar wenigstens zweitausend Böte, die mit zwölftausend Menschen bemannt sind, mit Häringsfischerei beschäftigt. Die Fischer begeben sich Ende Januar auf die Inseln hinaus, miethen Plätze und Hütten und empfangen Vorschüsse für ihren Fang von den Kaufleuten, die sie mit dem, was sie nöthig haben, versorgen. Sie thun sich nun in Gesellschaften zusammen und bestimmen die Theilung, fügen sich den gesetzlichen Anordnungen, lassen sich die Fischplätze anweisen, wo sie ihre Netze auswerfen sollen, treffen Verabredungen mit dem Empfänger ihrer Waare und erwarten dann die Häringsschwärme, denen sie ungeduldig bis ins Meer hinaus entgegenfahren, um den lang ersehnten silbergrauen Schein zu entdecken, welcher das Nahen der Beute anzeigt.

Noch ehe jedoch diese Stunde schlägt, verkünden schnelle und fürchterliche Wächter den Heranzug des Thieres. Einzelne Wallfische streichen an der Küste hin und werden mit lautem Jubel begrüßt, denn der Wallfisch ist der sichere Verkündiger des Härings. Es ist, als habe er den Auftrag erhalten, den Menschen die Botschaft zu bringen, sich zum Angriff bereit zu machen. Sein Schnauben in der ungeheuren Wasserwüste, seine Fontainen, die aus den Wogen steigen, wunderbare Springbrunnen, welche in den Lüften funkeln, sind seine Sprache: Gebt Acht! wir liefern sie euch, seid bereit und fertig! Hat der Wallfisch seine Sendung vollbracht, so jagt er zurück zu seinen Gefährten und hilft ihnen, den geängstigten Häring rascher gegen die Küste treiben, wo sich dieser in die Scheeren zwischen die Inseln und Klippen drängt, und um den grimmigen Feinden draußen zu entkommen, anderen noch schrecklicheren in die Hände fällt. Denn hier erwarten ihn die Fischer mit ihren Netzen. Jedes Boot hat deren sechsunddreißig, die meisten zwei Faden lang und einen Faden tief. Mehrere werden aneinander

geknüpft, und man stellt sie in Reihen auf, mit Steinen unten beschwert und von Holzklammern oben gehalten. Wären die Netze größer, so würden sie reißen, denn der Häring steht so dicht zusammen, daß, wenn der Fang gut ist, in jeder Masche des Netzes auch ein Fisch steckt. Achtzehn Netze stellt jedes Boot, und wirft die andere Hälfte aus, sobald es die erste mit dem Fang herausgezogen. Und während nun jene sich wieder füllt, rudern die Fischer mit den armen Opfern ihrer Schlauheit zum Strande, wo der Kaufmann wartet. Dort werden sie gezählt und ihm überliefert. Schaluppen stehen bereit, in deren Raum die Fische geworfen werden, und sobald die Fahrzeuge gefüllt, eilen sie nach Stavanger oder Bergen.

Dort nun eröffnet sich an der deutschen Brücke ein neues Schauspiel. Arbeiter karren den Häring aus den Schiffen unter die weiten Durchgänge der Häuser. Hier sitzen, von Tonnen umringt, eine gehörige Anzahl Menschen, größtentheils alte Frauen, die mit dem Messer in der Hand, das Werk des Auskehlens verrichten. Die Karren werden bei ihren Plätzen umgestürzt, so daß sie halb in Fischbergen vergraben sind, und sie ergreifen den einen nach dem andern, schneiden ihm die Kehle auf und reißen mit einem kunstgemäßen Zug Gedärm und Eingeweide heraus. Dann werfen sie ihn in die bereitstehenden Tubben, und sie haben in dieser Arbeit eine solche Virtuosität, daß viele Tausend Fische täglich dieselbe Procedur erfahren.

Sobald die Tubben gefüllt sind, werden sie von anderen Arbeitern an den Platz des Einsalzens gefahren, dort in die Fässer gepackt, mit der Salzlake begossen, vom Böttcher geschlossen, und nun, in den Magazinen aufgestapelt, sind sie zur Ausfuhr fertig und bereit. Wenn man bedenkt, daß in den letzten guten Zeiten von Bergen allein jährlich beinahe 300,000 Tonnen Häringe ausgefahren sind, kann man sich wohl einen Begriff von der Lebendigkeit und Größe dieses Handels machen. Alle gewinnen dabei. Das Holz zu den Tonnen kommt aus den Wäldern, und die Eigenthümer derselben, die Bauern, welche es heranfahren, die Handwerker, welche es verarbeiten, die Frauen und Kinder, die den Häring kehlen, die Männer, welche ihn herbeischaffen, die Fischer und Schiffer, die Bootsleute und Rheder, vor allen aber die Kaufleute, theilen sich in den Vortheil.

Kehren wir einen Augenblick noch zu den Fischern auf Skudesnaes zurück. Hier geht der Fang ununterbrochen vier Wochen lang und oft länger vor sich. Wie viel Fische auch täglich in dieser ungeheuren Zahl von Netzen herausgezogen werden, die Masse der übrig bleibenden scheint dadurch nicht vermindert. Immer neu drängt sich das unermeßliche Heer herauf an die Oberfläche, und draußen vor den Scheeren, oft mitten zwischen den Fischerbooten, liegen die Wale, wie abgerichtete Schäferhunde, auf der Lauer, und scheuchen die furchtsame Heerde zurück, wenn sie Miene macht, sich entfernen zu wollen. Mensch und Wallfisch haben einen Bund geschlossen zur Vernichtung des unglücklichen, widerstandlosen Gefangenen, der ihrer Wuth allein durch

seine unvertilgbare Menge spottet, welche sich zur Schlachtbank drängt. Hunderte von Walen haben das Häringsheer herangetrieben, sie haben es schon weit im Meere erspäht, als es von unbekannten Ursachen gezwungen, aus den Tiefen emporstieg. Kühnen Wüstenräubern gleich haben sie dem Zuge aufgelauert, täglich ihn angefallen, ihren gierigen Hunger gestillt, und jetzt liegen sie, riesenhaften Baumstämmen gleich, bewegungslos dicht vor dem Fischwalle, der nicht mehr entgehen kann, und in ihre geöffneten Rachen ziehen sie, wie im Strudel, mit jedem Athemzuge eine Anzahl lebendiger Geschöpfe hinab, deren Blut und Fleischstücke mit grünlichem, übelriechendem Wasser vermischt, ihre Naslöcher in hohen Fontainen wieder ausspritzen. Wie viele Tonnen Häringe täglich von diesen Ungeheuern verbraucht werden, ist leicht zu denken; aber die Fischer machen sie ihnen nicht streitig, sie haben ja dennoch mehr als sie nehmen können. Der Wallfisch ist im Gegentheil Gegenstand ihrer Sorge, Niemand darf ihn beleidigen, Niemand ihn von seinem Platze treiben; er ist ihr Gefährte, ihr Freund und Diener, den sie lieben, und der Fisch scheint dies wohl zu wissen, denn so scheu und empfindlich er auch sonst ist, ruhig liegt er hier zwischen den Barken und verspeis't, ganz unbekümmert um alles Geschrei und Gelärm, seinen Antheil von der gemeinsamen Beute. Daher sind denn auch die Fischer einig darüber, daß der Wal ein so kluges, verständiges Geschöpf sei, wie irgend eines auf Erden, und sie erzählen viele Beispiele, welche Zeugniß dafür geben. Eines darunter ist folgendes: Ein Fischer war vor einigen Jahren bei Skudesnaes mit dem Fange beschäftigt; rund umher lagen mehr als hundert Boote in gleicher Arbeit; dicht neben dem seinen aber ruhte ein ungeheurer Wal, der sich nicht im geringsten genirte, und beim Heraufziehen der Netze kein Haar breit aus dem Wege ging. Er vertilgte eine Tonne Häring zum Frühstück in völliger Gemüthsruhe und schlief vielleicht halb und halb dabei, denn er schüttete seine übelriechenden Fontainen über das Boot aus, und kehrte sich nicht einmal daran, daß die Ränder desselben seinen Rücken streiften. Der Fischer, als ein erfahrener Mann, ließ sich dies von dem unhöflichen Thiere in Betracht des Bündnisses und der sonstigen guten Dienste gefallen, sein Knabe aber fürchtet sich, die Hände ins Wasser zu stecken und das Netz aufzuziehen dicht am aufgesperrten Schlunde des Ungeheuers, in welchen die Tourbillons von Wasser und Häringen verschwanden. Er nahm daher hinter dem Rücken des Vaters den Bootshaken und gab der schwarz aufragenden Insel eine hinterlistige Erinnerung, zu verschwinden. Der Stoß half wie mit Zaubergewalt; denn kaum war er empfunden, als das Thier mit Blitzesschnelle fünfhundert Ellen weit, mitten durch den Fischplatz, zwischen Booten und anderen Walen hinschoß. Plötzlich aber kehrte es um, nahm denselben Weg zurück, und als wisse es genau, wo und an wem es die Beleidigung zu rächen habe, suchte und fand es das Boot mit dem verrätherischen Knaben und zerschmetterte es mit einem Schlage seines Schwanzes. — Solche Beispiele mögen dazu gekommen sein, um den

Fischern Achtung vor ihren starken Freunden zu lehren, die eine so ungeheure Kraft besitzen, daß das stärkste Boot davon in Splitter zerfliegt.

Aber der Wallfisch ist es nicht allein, der die Beute mit dem Fischer theilt. Luft und Wasser beleben sich mit gefräßigen Räubern, die unermüdlich im Vernichten sind. Delphine, Kabeljaue, Schellfische und Haie umschwärmen in Schaaren die Verfolgten und machen wüthende Angriffe auf ihren Phalanx; aus der Luft stürzen die unzähligen Schwärme wildschreiender Möven, Seeraben, Skarfe und Fischadler. Alle Klippen und Felsen sind bedeckt mit den unersättlichen Räubern; von unten dringen sie aus den tiefsten Meerestiefen, von oben schießen sie aus den Wolken nieder, und der Mensch läßt sie gewähren, sie treiben dasselbe Geschäft wie er. Ein besonders glückliches Ereigniß ist es für die Fischer, wenn der Häring, gejagt von seinen Feinden, dicht an die Küste geht und in die Buchten derselben tritt. Ist dies der Fall, so wird die Bucht, wenn es irgend angeht, sogleich durch große Netze abgesperrt, und dann sind alle die armen Eindringlinge verloren; sie werden mit Gemächlichkeit ausgefischt. Auf diese Weise wird ein Fang oft ungeheuer reich. Man hat acht bis zehn Tausend Tonnen schon aus einer Bucht gezogen, und eben so viele waren erstickt durch das gewaltsame Zusammendrängen des Thieres. Ohne Zweifel kann man annehmen, daß jährlich an den Küsten Norwegens, Englands, Hollands und in der Ostsee weit über tausend Millionen Häringe gefangen und wohl eine noch größere Zahl von den Raubthieren verschlungen werden. Endlich im März senken sich die Schaaren mehr und mehr in die Tiefe, und mit dem Ende des Monats verschwinden sie gewöhnlich ganz. Der Fang ist beendet, und die Fischer ziehen nach Haus, um zu empfangen, was sie vom Kaufmann zu fordern haben, aber dies ist meist, trotz aller Gunst des Schicksals, doch nur eine geringe Summe. Man hat vorher geborgt, das Leben ist theuer, der Fisch wohlfeil, und bald pocht das alte Elend wieder an die schmutzige Hütte des Armen, dessen Hoffnung sich dann auf den nächsten Glücksstern seiner Netze richtet.

Unter allen Beschwerden ist aber wohl keine so furchtbar, wie die des Fischfangs an diesen Küsten. Man denke sich dies nordische Meer am Ende des Januarmonats, von Orkanen zerpeitscht, die mit rasender Wuth über nackte Klippen jagen. Man denke sich diese Brandungen, diese eisigen Wogen, diese kalten Regengüsse, diese Schneestürme, die Elemente verbündet und im Aufruhr, dann erst erscheint es doppelt wunderbar, wie zähe die Kraft des Menschen, wie kühn sein Wollen, wie gierig sein Verlangen nach Gewinn, wie sonderlich seine Körper- und Geistes-Organisation. Er, der sich nur durch Kunst des ewig beweglichen Elements bemächtigt hat, der sich nur mit Verachtung seines Lebens darauf erhält, er fragt nicht nach Sturm und Eis und den entsetzlichsten Entbehrungen. Eine Art Raserei bemächtigt sich seiner: die Fische sind da! und er muß sie fangen, sie tödten, mit Walen und Adlern um den Preis streiten! Diese Empfindungen hat er mit zur

Welt gebracht, er hat sie mit der Muttermilch eingesogen, er kann nicht anders. Gebt dem armen Fischer ein gutes Feld, das ihn ernährt wenn er halb so viel arbeitet, als in seinem lecken Boote, er wird es verschmähen; verschmähen, wie der Jäger das bequeme Haus verschmäht. Die Sehnsucht des Einen hängt an den Meereswogen, die des Andern an dem rauschendem Waldesdunkel; der Eine träumt von ungeheuren Netzen und dem Gewimmel silberglänzender Beute darin, der Andere von dem Horngeäste weidender Heerden, von dem Knall seines Feuerrohrs und fließendem Blut.

208. Drontheim (Trondhjem).

(Nach Willibald Alexis, Herbstreise durch Skandinavien.)

Die alte, durch die Poesie vielfach gefeierte Stadt Drontheim liegt an der Bucht des Nordmeeres, welche von ihr den Namen führt. Wir hielten inne und ließen Herz und Auge lange an dem entzückenden Panorama zu unseren Füßen weiden. Hiergegen verschwand Kopenhagen, Gothenburg, Christiania. Selbst das majestätische Stockholm mit seinem wunderbaren Insel- und Uferbau schreibt den wohlgefällig schönen Eindruck nicht von einem einzigen Anblick her, wie er hier bei Drontheim den Sinn besticht. Alt ist nichts mehr, denn den Dom gewahrt man nicht sogleich, aber in poetischem Glanze tritt uns noch jetzt Drontheim entgegen. Unter dem dreiundsechszigsten Grade nördlicher Breite, abgeschieden von der übrigen Welt, gegen hundert Meilen durch unwegsame Hochgebirge, selbst vom eigentlichen Nordmeere noch an 30 Meilen entfernt, liegt eine Stadt von germanischer Cultur im Winkel eines tief verschlungenen, buchtenreichen Fjords. Daß sie wirklich Seeluft athmet und hinausschaut auf einen weiten Golf, unterscheidet ihre schöne Lage durchaus von der reizenderen Christiania's. Dort sind die Ufer die Hauptsache, der silberne, also farblose Fjord schlängelt sich nur dazwischen, um die grünen Vorgebirge, Landzungen und Inseln auffällig für das Auge zu trennen. Hier ist es der weite, blaue Meeresraum selbst, der Aug' und Sinn fesselt; die Uferfelsen mit scharf abschüssigen Wänden umklammern, wie mit zwei Armen, vom Lande aus den Golf. Weiterhin verlieren sie sich in blaue Ferne, ohne daß man jedoch durch die grauen Felskrümmungen die Richtung nach der offenen See verfolgen könnte. Aber die Meeresluft weht uns entgegen, und beim Anblick der tiefen und von allen Seiten wohlgeschützten Rhede glauben wir daran, daß hier einst die Flotten der alten Seekönige gerüstet lagen, in alle Welt den Ruf der Normannen zu tragen. Wer hätte sich nicht ein düsteres Bild von dieser Stadt aus dem grauen Alterthume im farblosen Norden entworfen! Uns lächelte das Glück, und wir sollten sie in aller Glorie poetischer Verklärung durch einen heiteren Abendhimmel erblicken. Es war ein Gemälde von Blau und Violett. Blau

das weite Bassin, darauf schwimmend weiße Segel mastenreicher Kauffahrer, vom Meere bespült die Häuser der Stadt, alle von munterer Farbe, und ringsum im violetten Dufte die grauen Felsmauern. Merkwürdig bleibt es, daß das weit südlicher gelegene Bergen ungleich mehr den düstern Charakter des Nordens an sich trägt.

Unsere liebste Ausflucht des Abends blieb nach dem Hafen. Denke man sich aber kein reges Gewühl der Schiffer, Kaufleute und Packträger, kein buntes Gemisch aller Sprachen unter den Matrosen aller Nationen. Hier in dem äußersten Thule ist kein Stapelplatz; nur selten sucht ein verschlagener Nordfahrer Zuflucht zwischen den bergenden Felsen, es liegen nur die Kauffahrer darin, welche auf bestimmte Ladung rechnen, oder sie gebracht haben.

Der Dom des heiligen Oluf, jenes Königes und Martyrers, von dessen Andenken fast jeder Ort in Norwegen spricht, liegt auf einer sanften Erhöhung, umgeben von den Grabeshügeln der Drontheimer. Eine echt gothische Kirche, gewaltig in ihrer Anlage, ohne durch großartige Einfachheit ihrer Form einen ähnlichen Eindruck zu machen. Zweimal brannte der alte Dom nieder und zweimal erhob er sich wieder aus der Asche. Die letzten Restauratoren verstanden es aber nicht oder hatten nicht die Mittel dazu, im Geiste ihrer Vorfahren zu bauen. Von außen begegnet uns ein gothischer Stil aus allen Zeitaltern, und kein himmelanragender Thurm spricht den Hauptcharakter des Gebäudes aus. Nachdem seine Höhe von schwedischen Kugeln niedergestürzt worden, hat man ihn abgestumpft und ein unpassendes Dach darauf gesetzt. Geräumige Seitenflügel sind bei dem neuen Auf- oder Zusammenbau ganz unbenutzt geblieben und schließen sich nun, verwittertes Gemäuer mit Unkraut überwachsen, den wohlerhaltenern, mit Strebepfeilern, Unterdächern und hohen Chorfenstern geschmückten Wänden seltsam an. Dennoch bleibt der ganze Dom ein erhebender Anblick.

Merkwürdigkeiten und historische Erinnerungen sind vielfältig mit diesem Münster verknüpft. Schon der Name, der Dom von Drontheim, erweckt eine ganze Reihe poetischer Bilder. Oehlenschläger's „Axel und Wallborg" spielt fünf Acte hindurch in dem Dome. Die Zeit der Kämpfe des Christenthums mit dem Heidenthum hat um ganz Drontheim ihr classisches Terrain, besonders aber noch in diesem Tempel und dem daran grenzenden Kongsgaard (Königshof), einem alterthümlich quadrirten Gebäude vom festesten Stein. Bei dem Ringen und Kämpfen zwischen Hakon Jarl, dem heidnischen Beherrscher Norwegens, und dem christlichen Kron-Prätendenten Oluf dienten beide Gebäude zum Schutz und Schirm für den Tyrannen und den Bedrängten. Manche Geräthschaften werden dem heiligen Könige zugeschrieben; merkwürdiger bleiben aber die hohlen Mauern des Doms, durch welche schmale, dunkle Wege und enge Winkeltreppen in labyrintischem Gewirr nach einem kleinen Gemache führen, das dem späteren Martyrer als Versteck gegen Hakon Jarl's Nachsuchungen gedient haben soll. Im Kongsgaard residirte der letztere, und auch hier weis't die Sage Trep-

pen und Winkel, merkwürdig durch einige Mord- und Unthaten des heidnischen Herrschers.

Drontheim ist eine Handelsstadt, aber der kaufmännische Geist waltet nicht vor dem vaterländischen ob. Den Kaufleuten in Bergen und Christiania wirft man den mehr kosmopolitischen Sinn vor; den Drontheimern den Stolz auf ihr Alterthum, ihre Gesinnung; sie hielten sich für die ächten Norweger. Bei Gelegenheit der streitigen Frage, welche von den drei Handelsstädten zur Hauptstadt ernannt werden müsse, soll sich diese stolze Ansicht besonders hervorgethan haben. Drontheim hat aus jenem Prozeß außer der Königskrönung nur die neu errichtete Bank errungen. Sein Handel beschränkt sich auf die Ausfuhr von Brettern und das Kupfer von Röraas, beide aber ein bedeutender Artikel, zumal da letzteres aus seiner Grube am Fuß des Kiölen keinen anderen Weg zu Handelsplätzen findet, als über Drontheim.

---

209. Die lange Nacht in Hammerfest.

(Nach Theodor Mügge, Skizen aus dem Norden.)

In Hammerfest ist die lange Nacht die Zeit der Ruhe für alles Handelsleben, und man möchte sagen: vom Polarkreise setzt die Natur dadurch dem ruhelosen Menschengeschlecht einen Markstein seiner Thätigkeit. Das Wasser ist öde, die Fische haben Frieden, der schmutzige Seelappe und der nordische Fischer liegen in Erdhütten am qualmigen Feuer und warten dort im trägen Winterschlaf, bis der neue Tag erscheint. Die Kaufleute in Hammerfest bringen ihre Bücher in Ordnung, und dann sitzen sie wohl am Bostontisch Tag oder Nacht, halten Bälle und Schmausereien, spielen sogar Komödie, denn sie haben sich ein kleines Privattheater errichtet, und sehnen sich endlich unruhig nach der Zeit, wo der Lichtstreif im Osten hervorbricht. In Hammerfest wohnt außer den Kaufleuten kein anderer gebildeter Mensch, als ein Arzt; einen Apotheker brachte unser Schiff zum ersten Male jetzt mit.

Die Zeit der langen Nacht ist doch nicht ganz so, wie wir sie uns vorstellen. Die Sonne geht freilich acht Wochen unter den Horizont, und vier Wochen lang, von Mitte December bis Mitte Januar, ist tiefe Finsterniß, wo beständig Licht gebrannt werden muß. Indeß ist sie doch nicht so schwarz, daß nicht bei hellem Wetter zur Zeit der Mittagsstunde eine Art Dämmerung einträte, bei der man am Fenster auf eine halbe Stunde oder eine Stunde lesen könnte. Die Sterne stehen dabei glänzend hell am Himmel; Nordlichte jedoch sind auch hier seltener, als mehr südlich. Ist aber trübes Wetter, so herrscht die finsterste, ununterbrochenste Nacht. Mitte Januar wird die Dämmerung lichter, und ist der Tag erst einmal angebrochen, so wächst er auch rasch. Nun gleicht die Natur den Unterschied aus, und im Juni und Juli beschreibt die Sonne Kreise um den Himmel, ohne jemals sich vom Horizont zu

entfernen. Der ganze Unterschied zwischen Mittag und Mitternacht ist dann, daß die Strahlen etwas bleicher und matter werden, ohne daß sie aufhörten, die belebende Wärme zu verlieren. Es ist sehr eigenthümlich, daß, so lange diese tageshelle und sonnenvolle Nacht dauert, der Wind ganz schweigt und eine durch nichts gestörte Ruhe in der Natur herrscht, als wolle diese gleichsam dadurch die Zeit des Schlafes ankündigen. Mit dem Morgen erhebt sich der Wind wieder und die Wetter werden losgelassen von den Nebelgeistern und abendlich eingefangen; die Sonne der Nacht scheint aber oft so heiß, daß sie lästig werden kann. Ein Bekannter erzählte mir, daß, als er sich in Hammerfest auf einem Ball befand und gerade um Mitternacht an den Bord des Schiffes zurückfuhr, die Sonne so mächtig war, daß er den Rock auszog. Als er darauf das Thermometer nahm, zeigte dies 18 Grad. Dieser anhaltende Tag und Sonnenschein macht es auch wohl allein möglich, daß noch Aernten gedeihen.

Wie seltsam ist aber der Mensch! Es wohnen hier reiche Handelsherren, welche ihr ganzes Leben unter diesem fürchterlichen Klima zubrachten. Manche von ihnen könnten, wenn sie wollten, im schönen Süden leben, allein sie bleiben in dieser Wüste und sterben darin. Wer hieher kommt, sagte mir ein Anderer, thut es natürlich des Gewinns wegen, wer möchte sonst wohl hier wohnen? Ist man aber ansässig, so kommt man nicht wieder fort, denn wer kauft uns ab, was wir besitzen? Menschen, welche Vermögen besitzen, wandern nicht nach Hammerfest, es sind nur solche, die es sich erwerben wollen. Wer hier geboren ist, der liebt diese Einöden eben so sehnsüchtig, wie der Lappe seine Rennthieralpen oder der Grönländer seine Eisbuchten.

210. Das Nord-Cap und die Mitternachts-Sonne.

(Nach Bayard Taylor, Reise am Nord-Cap.)

Nachdem wir Hammerfest verlassen und ich am andern Morgen das Verdeck betrat, befanden wir uns in der schmalen Meerenge zwischen der Insel Magerö — deren nördlichste Spitze das Nord-Cap bildet — und dem Festlande. Zu beiden Seiten stiegen die Küsten — kalte, nackte Felsen — jäh aus dem Wasser in die Höhe, mit hie und da einem kleinen Flecke Moos und welkem Gras, während die Spalten vom Gipfel bis zur See hinab mit Schnee angefüllt waren. Kein Baum, kein Strauch, kein Zeichen einer menschlichen Wohnung war sichtbar; keines Fischers Segel zeigte sich auf den einsamen Gewässern, und nichts als das Schreien einiger, die Klippen umkreisenden Möven unterbrach die lautlose Stille. Nachdem die Meerenge sich erweitert hatte, erschien im Osten ein Boot, welches nach Kjelvik zu trieb, einem Orte am südöstlichen Winkel der Insel gelegen, der uns aber durch ein dazwischen tretendes Vorgebirge verborgen blieb. Es ist dies die

nämliche Stelle, welche v. Buch im Jahre 1807, gerade vor 50 Jahren, besuchte, und die Beschreibung, die er davon gab, würde noch heutiges Tages gleich treffend sein. Hier, wo der Scorbut die Hälfte der Bevölkerung dahinrafft, und Geistliche, die aus dem südlichen Norwegen dahin kommen, binnen einem Jahre sterben, wo keine Bäume wachsen, keine Vegetabilien zur Reife kommen, und das letzte schwache Leben der Natur von den Stürmen ausgepeitscht wird, die aus jedem Winkel des Eismeeres hervorbrechen — hier beharrt der Mensch noch, augenscheinlich allen Naturgesetzen zum Trotz, seine Wohnung aufzubauen. Eine Entschuldigung dafür indessen liegt für ihn in der wunderbaren Fürsorge der Vorsehung in Betreff seiner Nahrung und seines Feuermaterials. Das Meer und die Fjords wimmeln von Fischen, die nicht nur zur Fristung seiner Existenz dienen, sondern ihm auch Gewinn bringen, während der wunderbare Golfstrom, der 5000 engl. Meilen des atlantischen Oceans durcheilt, um an diesem ultima Thule in einem letzten Kampfe mit dem Polarmeer zu verenden, ihm den Raub tropischer Wälder heranspült, mit dem er sein Feuer nährt. Denkt euch: auf dem Heerd des arktischen Fischers brennen die Palmen Hayti's, das Mahagonyholz von Honduras, und die kostbaren Holzarten des Amazonenstromes und des Orinoco!

Im Frühjahre befinden sich im Durchschnitte 800 Fahrzeuge mit einer Bemannung von 5000 Fischern an der nördlichen Küste zwischen Nord-Cap und Vadsö, und der durchschnittliche Gewinn derselben beläuft sich selbst bei dem geringen Preis, den sie erhalten, auf 30 Pfd. Sterl. für einen Jeden, was im Ganzen ein Ergebniß von 750,000 Dollars ausmacht. Die norwegische Regierung hat erst seit den letzten Jahren angefangen, diesem entfernten Winkel der Halbinsel ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Die Communicationsmittel sind jetzt in Betracht der dünnen Bevölkerung während acht Monate des Jahres in gutem Gang, und das Ergebniß ist ein Zuwachs an Thätigkeit und Gedeihen im Lande.

Beim Ausgang der Meerenge wendeten wir uns südlich in das große Porsanger Fjord, welches beinahe 100 Meilen weit sich in das Innere Lapplands erstreckt und West-Finnmarken von Ost-Finnmarken trennt. Die Küsten desselben sind sehr einförmige Hügel, zur Hälfte mit Schnee bedeckt, einzelne Stellen ausgenommen, auf welchen Gras und Moos wächs't, jeder Vegetation baar. Sollten sie einst gleich dem dem Alten-Fjord bewaldet gewesen sein, so sind die Bäume schon längst verschwunden und nichts kann, so wie es jetzt ist, trüber und verödeter aussehen.

Dicht an der östlichen Küste entlang segelnd, vertauschten wir die furchtbare Eintönigkeit, an der wir vorüber geschifft waren, mit einer wildern und pittoreskern Scenerie. Vor uns stieg auf eine Mauer jäher, düsterer Klippen 5—600 Fuß hoch, hier und da scharfe Ritzen und Spalten klaffend zeigend, gerade als wären sie, nachdem die vorweltliche Feuersgluth vorüber, im Verkühlen aus einander gesprungen.

Die Höhe dieser Klippen war die durchschnittliche Flachlinie des Landes, und wie ich fand, ist diese Eigenthümlichkeit auf die ganze nördliche Küste Finnmarkens anwendbar, wodurch die Gestalten der Vorgebirge und Inseln sich von denen vom Alten und Hammerfest unterscheiden, welche letztere wiederum ganz verschieden von denen der Lofoden sind. „Wenn ich von Spitzbergen zurückkehre," sagte ein Kaufmann aus Hammerfest zu mir, „brauche ich, sobald ich die Küste erblicke, weder auf Karte noch Compaß zu sehen; die Formation der Klippen sagt mir deutlich, wo ich mich befinde". Sie sind im Allgemeinen den Kreidefelsen Englands ähnlich, nur daß der Felsen hier aus Glimmerschiefer zu bestehen scheint, der in dünnen, senkrechten Schichten, von vielen gewaltigen Brüchen durchschnitten, gelagert ist.

Als wir uns dem Ende des Vorgebirgs naheten, welches das Porsanger-Fjord von Lax-Fjord trennt, wurden die Felsen jäher abfallend und gewaltsam zerrissen. Ungeheure, von der Höhe herabgestürzte Massen faßten die Basis des Absturzes ein, der, in gähnende Wölbungen ausgehöhlt, Myriaden von Seemöven eine Heimath war. Der in das Meer hinausgerückte Felsen von Svärholtklub glich einer in Trümmer zerfallenen, massenhaften Festung. Ihre Wände von glattem Mauerwerk ruhten auf drei enormen Gewölben, deren Pfeiler von schräg abfallenden Haufen zersplitterter Felsenstücke gestützt waren. Die Wälle, ausgezackt an einigen Stellen, waren zerstoben an andern, und man konnte sich einbilden, an den Rissen und Narben des riesigen Bauwerkes die Spuren der Kugeln und Bomben zu sehen, die seinen Ruin herbeigeführt hatten. Tausende weißer Seemöven, die den nächtlichen Horst aufgesucht hatten, ruhten auf jeder Leiste und jedem Karnies des Felsens; aber schon waren Vorbereitungen getroffen, ihren Schlummer zu stören. Die Kanone des Dampfers ward auf das größte der Gewölbe gerichtet und entladen. Die Festung erbebte von dem krachenden Wiederhalle; da erhob sich ein Schrei, wie von einer erstürmten Stadt — ein wilder, durchdringender, myriadenzüngiger Schrei, der noch immer in meinem Ohre forttönt. Mit dem Schrei kam ein schwirrendes Sausen, wie wenn der Sturm durch die Wälder zieht. Eine weiße Wolke brach hervor aus der Höhle Wölbung, gleich dem Rauch eines Gegenschusses, und nach Verlauf einer Secunde war die Luft erfüllt von Vögeln, dichter wie die fallenden Blätter des Herbstes, und ertönte von einem einzigen gellenden Angstgeschrei. Ein zweiter Schuß, dem ein zweiter Schrei und eine unmittelbar darauf folgende Entladung der anderen Höhlen folgte, verdunkelte beinahe den Himmel. Das Schwirren, Rauschen und Kreischen der Vögel, die uns zu Häupten kreiseten oder gleich dichten Schwärmen vom Wind gejagter Schneeflocken auf das Wasser herabfielen, war wahrhaft grauenerregend. Es konnten kaum weniger als 50,000 zugleich in der Luft gewesen sein, während eben so viele sich an den Felsen anklammerten oder aus der Tiefe der Wölbungen gellend schrieen.

Es war 11 Uhr, als wir Svärholt umschifften; der Felsen glühte

im Schein feuriger Bronze und die kreisenden Wirbel zurückkehrender Vögel schimmerten golden in der nächtlichen Sonne, gleich zusammen getriebenen Buchenblättern im herbstlichen Winde. Fern im Norden, über dem klaren Horizonte des arktischen Oceans lag die Sonne in einer Bettung safrangelben Lichtes. Ueber ihr schwebten ein paar Wolkenstreifen von blendender Orangenfärbung und noch höher am Himmel, da wo das Safrangelb sich durch zartes Rosenroth zum Blau umschmolz, hingen leichte Duftgewinde, die in perl- und opalartigem Feuer roth und grau golden flimmerten. Die See war ein Gewebe von blasser Schieferfarbe, das vom Tanze des ewig schwankenden und flimmernden Wellengekräusels mit orange- und safrangelben Fäden durchschossen ward. Die Luft wurde erfüllt und durchdrungen von der milden, geheimnißvollen Gluth, und der Azur selbst des südlichen Himmels schien durch ein Netz goldenen Flores hindurch zu leuchten. Rings um uns lagen die Landspitzen dieser tief eingezackten Küste — die Vorgebirge des Lax- und Porsanger-Fjords und der Insel Mageröe — in verschiedenem Grad von uns entfernt, die Stirnen alle aber waren von überirdischer Glorie umstrahlt. Weit nach Nordosten zu lag das Nord-Kyn, die allernördlichste Spitze des europäischen Festlandes, matt und rosig schimmernd in den vollen Strahlen der Sonne, und gerade als unsere Uhren Mitternacht anzeigten, erschien das Nord-Cap im Westen, eine lange Linie purpurner Felsen, die in einer senkrechten Wand von 900 Fuß sich dem Polarmeer zuwenden. Mitten zwischen diesen beiden großartigen Landspitzen stand die Mitternachts-Sonne, im gedämpften Feuer auf uns scheinend und im prächtigen Farbenglanz einer Stunde, für die wir keinen Namen haben, da es weder Sonnen-Nieder- noch Sonnen-Aufgang ist, sondern die in einander geschmolzene Herrlichkeit beider — und zu gleicher Zeit schien sie auch in der Gluth und Pracht des Mittags auf den Inseln des stillen Meeres.

Fünfzehn Minuten nach Mitternacht fand eine merkliche Vermehrung der Sonnenhöhe Statt, und in weniger als einer halben Stunde war die ganze Färbung des Himmels verändert, das Gelb in Orange aufgeflammt und das Safran in das blasse Feuer der Morgenröthe übergeschmolzen. Aber es waren weder die Farben, noch derselbe Ton des Lichtes, wie wir es eine halbe Stunde vor Mitternacht gesehen hatten. Der Unterschied war so gering, daß es kaum zu beschreiben ist, und doch war es der Unterschied zwischen Abend und Morgen. Die schwächste Umwandlung einer Farbe in die andere hatte den ganzen Ausdruck des Himmels und der Erde verändert, und in so unmerklicher und wunderbarer Weise, daß ein neuer Tag bereits in unser Bewußtsein getreten war.

211. Die Lappen*).

(Nach Theodor Mügge, Skizzen aus dem Norden.)

Ob die Lappen Nachkommen der alten Mongolen sind, oder zu dem großen Finnenstamme an der Ostsee gehören, mag unerörtert bleiben; gewiß ist es wohl, daß sie die frühesten Einwohner in diesem Lande waren, welche nach und nach, immer nördlicher gedrängt, ihr altes Eigenthum verloren und von den germanischen Siegern gedemüthigt und verachtet wurden. Man kann sich jedoch nicht vorstellen, daß das Leben dieses Nomadenstammes vor tausend Jahren ein anderes gewesen sei, als jetzt. Das ist kein Volk, welches von einer höheren Culturstufe herabgestiegen, sondern eines, das nie fähig war, eine höhere anzunehmen, und dessen Lebenskraft nun im Verlöschen ist. Der ganze Volksstamm in Norwegen, Schweden und Rußland zählt höchstens zehntausend Köpfe, wovon die Hälfte vielleicht auf Norwegen kommt. Aber ein großer Theil von ihnen mag eigentlich kaum als einem der drei Reiche angehörend zu betrachten sein, denn er zieht mit seinen Rennthieren durch die bahnlosen Einöden vom Meere hinauf in ferne, namenlose Wüsten, wo er sein Winterlager aufschlägt, und kehrt mit dem Sommer zur Seeküste zurück, an der er sechs bis acht Wochen verweilt.

Das Leben dieser Berglappen ist mit dem Leben des Geschöpfes, das seine einzige Habe ausmacht, innig und unmittelbar verbunden, und dies Thier selbst zwingt ihn zum steten Wechsel seines Wohnplatzes. Das Rennthier weidet auf den hohen wüsten Fjellen Finnmarkens, auf jenen fürchterlichen Sümpfen, deren braune Decke das bittere Rennthiermoos trägt, und neben ihm reift die Moltebeere als einzige Frucht. Wenn die Sommerhitze hier oben eintritt, sieht es sich von Wolken von Mücken, Schnaken und Stechfliegen gequält, welche die Existenz der Menschen wie der Thiere unerträglich machen. Es dringt daher von selbst darauf, daß seine Herren mit ihm an die kühle Meeresküste hinabziehen, wo die Schwärme des Ungeziefers in den Winden verwehen; kaum aber naht der Herbst, so erwacht die Begierde nach dem Schnee des Gebirges, und vergebens würde es sein, sich dagegen zu sträuben. Die Heerde würde gewaltsam entlaufen und, ihre wilde Freiheit zurückfordernd, sich mit den Schaaren ihrer Brüder vereinen, welche die Gebirge durchirren und Gegenstand so vieler kühner Jagden sind. Der gezähmte Zustand des Rennthiers der Lappen ist überhaupt doch immer nur ein halbwilder. Jedes verirrte Thier hat bald das Gefühl der Dienstbarkeit verloren. Der Trieb der Freiheit wohnt in ihm, es sucht die Gamme seines Herrn, die langgewohnten Gefährten nicht auf, es stürzt sich in die unermeßliche Wildniß und findet andere, freie Gefährten, mit denen ver-

*) Man theilt die Lappen in Berglappen, Waldlappen, Fischerlappen und Bettlerlappen.

eint es der List der Wölfe und Bären wie der fürchterlichen Feuerröhre der Menschen zu entkommen sucht.

Die Fjeld- oder Berglappen bilden die Aristokratie des Volksstammes; nur der arme und elende Theil desselben bequemt sich, an der Küste und an den Flüssen und Seen zu wohnen, zu fischen und auch wohl ein dürftiges kleines Feld zu bestellen. Mit dürftigem Verlangen hangen aber ihre Augen an dem Lande ihrer Väter, an den düstern, nebelvollen, lappischen Gebirgen, von denen das Bellen des zottigen Rennthierhundes, der Ruf ihrer bevorzugten Brüder herabschallt. Wenn irgend ein Seelappe, von einem glücklichen Umstande begünstigt, die Mittel erhält, Rennthiere zu kaufen oder sich einer Fjeldlappenfamilie einzuverleiben, so kann man sicher sein, daß er augenblicklich die Hütte am Strande verläßt und zu den spitzen Zelten im Gebirge aufsteigt, welche für ihn das Paradies aller irdischen Glückseligkeit enthalten.

Aber nur ein kleiner Theil der Fjeldlappen kommt zur Sommerzeit ans Meer, die übrigen ziehen von den Gebirgen in die große lappische Ebene, oder in die tieferen Thäler nieder und lassen dort ihre Thiere weiden.

Es gibt auch Lappen, die Rennthiere halten, aber einen gewissen Hauch von Civilisation dadurch empfangen haben, daß sie innerhalb eines begrenzten Landtheils auf- und abziehen, dort auch jagen und die Producte ihrer Jagd, wie die ihrer Rennthierzucht, auf die Märkte an der Küste bringen. Diese Lappen sind meist tüchtige Schützen. Sie treffen mit ihren unvollkommenen Büchsen ein weites Ziel mit Sicherheit und schießen kleine Vögel im Fluge mit der Kugel. Außer diesen Waldlappen und den Seelappen an der Küste gibt es Boelappen, welche in den Flußthälern Ackerbau treiben, in festen Hütten wohnen und gewöhnlich auch einige Rennthiere halten. Unter diesem Theil des Volkes befinden sich fleißige und arbeitsame Menschen, denen es wohl geht, indeß sind es nur wenige.

Der eigentliche Fjeldlappe und der Waldlappe sind meist kräftiger und breitgeschulterter, als der schwächliche, elend ernährte Seelappe, obgleich der ganze Volksstamm bekanntlich klein ist und die meisten Männer nicht viel über fünf Fuß messen, eine Größe, welche die Weiber nicht erreichen. Gewöhnlich haben die Lappen braunes Haar und braune Augen, die schief nach der Nase hinabziehen und sehr tief liegen. Diese Augen sind lebhaft, aber häßlich dadurch, daß sie meist keine Wimpern besitzen, wogegen ein roth entzündeter Rand darum hinläuft, welcher Folge des Qualms ihrer Hütten und Zelte und des ewigen Schnees ist. Wenn die Sonne blendend auf diese ungeheuren Schneefelder scheint, außer denen nichts zu sehen ist, entstehen Entzündungen und die bekannte Schneeblindheit, an welcher auch Capitän Roß und seine Gefährten in den hohen arktischen Regionen häufig litten. Die Stirn des Lappen ist kurz und breit, die Nase dick, die Backenknochen mongolisch vor-

springend, das Kinn spitz und die Haut gelblich braun, mehr als Folge des Rauchs und Schmutzes, als von der Natur ihnen gegeben.

Für gewöhnlich ist die Kleidung aller Lappen sehr einfach. Alle, ohne Unterschied des Geschlechts, tragen bis auf die Knöchel reichende Beinkleider von grobem Wollenzeug, über welche sie Halbstiefeln von gegerbtem Leder, und im Winter, wo ihr ganzer Anzug Pelzwerk ist, von Rennthierfell ziehen. Den Oberleib des Lappen bedeckt eine Art Hemd, gewöhnlich zur Sommerzeit von braunem oder blauem grobem Zeug. Zwischen ihm und dem bloßen, nie gewaschenen Leib verwahrt er sein Brod, seine Tabaksdose, seinen Branntwein, seinen Fisch, Käse, kurz alles, was er besitzt. Zu diesem Zweck wird das Hemd etwas in die Höhe gezogen, daß es beutelt und über den Hüften zur Befestigung auch des Beinkleids mit einem breiten Ledergürtel geschlossen. Dieser Gürtel ist das Prachtstück. Er ist mit Verzierungen von Messing, Zinn, sogar von Silber versehen und in ihm liegt das Messer des Lappen, seine Ringe, sein Geld, wenn er etwas hat, und gewöhnlich auch einige metallene Figuren, Amulette gegen Zauberei, an welche sie meist Alle noch glauben. In früheren Zeiten waren die Lappen selbst große Zauberer, namentlich konnten sie Wetter machen, und die norwegischen Fischer und Schiffer kauften sich von ihnen guten Wind. An den Gürteln der Männer hängt gewöhnlich eine Tasche, in welcher sie ihre kleine eiserne Tabakspfeife nebst Löffel und Trinkgeschirr von Holz verwahren. Die Weiber tragen in ihren Gürteln dagegen eine Scheere, Nadel, Zwirn, Fingerhut und dergleichen. Sie verfertigen alle Kleidungsstücke selbst. Im Winter tragen sie Rennthierpelze, welche mit den Sehnen des Rennthieres genäht sind. In Pelzmütze, die den größten Theil des Gesichts bedeckt, Stiefeln, Beinkleid und Oberkleid, ist der Körper dann unförmig eingehüllt, und wenn es sehr kalt ist, oder auf Reisen, werden doppelte Pelze angezogen, deren haarige Seite nach Innen gekehrt ist.

Die Kleider beider Geschlechter unterscheiden sich in nichts, als daß der Mann eine Mütze trägt. Die Kinder bleiben bis zum zweiten Jahre nackt, werden in hölzerne Kasten gesperrt und in diesen herumgetragen. Können sie laufen, so bekommen sie die Kleidung der Erwachsenen. Im Uebrigen wissen die Lappen wenig von elterlicher Zärtlichkeit. Sie entledigen sich der Kinder häufig, indem sie sie an die Küste zum Dienst auf eine Reihe von Jahren verkaufen, und was sollten sie den meisten auch bei den unaufhörlichen Wanderungen durch die Gebirge? Es sind unnütze Verzehrer.

Die Fjeldlappen theilen sich in große Familien, welche unter sich verwandt und verschwistert, den gleichen Geschlechtsnamen führen. Bemerkenswerth ist es, daß sie mit ihren Thieren gewöhnlich auf demselben Breitegrade auf- und abziehen, und daß danach auch die Sprache dieses so wenig zahlreichen Stammes in viele Dialekte zerfällt, welche oft so sehr abweichen, daß sie sich mit Mühe oder gar nicht verstehen. Dies macht die Erlernung der Sprache außerordentlich schwierig und

hindert jeden gemeinsamen Fortschritt. Das Lappische ist mißtönig. Es hat eine große Zahl von Gurgel- und Kehllauten, die dem Ohr wehthun und schwer nachzusprechen sind; aber was kümmert es ihn, ob seine Sprache Anderen gefällt? Ihm dünkt sie schön, und nur sehr schwer kann er sich entschließen, eine fremde zu erlernen. Die meisten Lappen verstehen weder Norwegisch noch Schwedisch, und nur mit den Quänern können sie sich leichter verständigen, da diese eine der ihrigen stammverwandte Sprache reden.

Die Quäner sind eingewanderte Finnen, welche von der Ostsee im vorigen Jahrhundert nach und nach herüber gekommen sind und als Ackerbauer und Fischer sich an den Küsten festgesetzt haben. Es ist seltsam, daß diese Finnen hier Quäner heißen, die Finnen aber Lappen genannt werden. Die Quäner sind meist große, starke Menschen, fleißig und rüstig, doch streitsüchtig und zornig; der Lappe ist dagegen meist gutmüthig, hat aber die Tücke und List des Unterdrückten und Verachteten. Er ist schlau, heuchlerisch, ein Bettler, ein Dieb, wenn er es sein kann, und zuweilen selbst ist auch ein Mord tief in den wilden Bergen vorgefallen, wenn ein einzelner Fremdling sich unbesonnen unter sie begab. Früher waren die Lappen aufs tiefste verachtet und mißhandelt. Der Lappe ist noch der Paria, dem man sich nur zögernd naht. Selten vermischt sich der Quäner mit ihm. Thut er es, so zieht er gewöhnlich auch mit ihm in die Alpen, denn er ist sicher, ein Gegenstand des Spottes und Hohns zu sein.

Die Zelte der Lappen sind zur Sommerzeit nichts als spitze Hütten aus Stangen zusammengestellt und von außen oft nur unvollkommen, da wo der Wind herkommt, mit einem Stück grobem Wollenzeug bedeckt, seltener mit einem alten Segeltuch, das bis zur Erde schleppt. Oben ist ein Loch für den Rauch frei, die Thüröffnung wird mit einem Stück Zeug behängt und im Innern der Feuerplatz mit Steinen umstellt. Der übrige Raum ist mit Birkenzweigen bestreut und Rennthierfelle darüber gedeckt; dies bildet die Wohn- und Schlafstätte der ganzen Familie, welche hier bunt durcheinander liegt, mit den Hunden vermischt, deren jeder Lappe wohl ein Dutzend hat. Neben dem Wohnplatze des Lappen steht meist noch ein Vorrathszelt, in welchem er, was er an Mehl, an Fellen und an Geräthen etwa besitzt, aufspeichert; gewöhnlich aber hat er nichts als einige hölzerne Schüsseln, einen Kessel, einige Kleidungsstücke, einige Decken aus Rennthierfellen, und an den Zeltstangen hangen die Rennthiermagen, in denen er seinen Vorrath an Milch und Käse verwahrt.

Bei der Hütte ist aus Pfählen eine Art Hürde gemacht, in welche die Rennthiere zweimal des Tags getrieben und gemolken werden, und dies ist der interessanteste Anblick für einen Fremden, der eine Gamme besucht. Die Hunde und Hirten treiben die Heerde herbei und die schönen Thiere mit den klugen, sanften Augen bilden einen Wald von Geweihen. Die Kälber umringen die Mütter, die jungen Thiere erproben spielend und stoßend ihre Kraft, und unaufhörlich hört man das

seltsame Knistern, das aus dem Knacken der Kniegelenke des Rennthieres entsteht. Das Rennthier gibt wenig Milch, aber sie ist fetter als jede andere und außerordentlich nahrhaft. Jedes Mitglied der Familie bekommt sein Theil davon; ein anderer Theil wird zu der täglichen Suppe verbraucht, welche mit Mehl, oder im Herbst auch mit Rennthierblut und Fleisch eine wohlschmeckende und stärkende Speise gewährt. Der Rest wird zu Käse gemacht. Fleisch und Milch des Rennthiers ist die vorherrschende Nahrung des Lappen, und nur durch die Kräftigkeit derselben ist es möglich, daß er die Furchtbarkeit des Winters überdauern kann.

Da nun die Lappen bloß von Fleisch, Milch und Käse der Rennthiere leben, die eigentlichen Fjeldlappen auch kaum ein wenig Jagd und Fischfang treiben, so kann man denken, daß eine bedeutende Anzahl Thiere nöthig ist, um eine Familie zu ernähren. Wer nicht wenigstens zweihundert hat, kann nicht bestehen, aber es gibt wohlhabende Lappen, die zweitausend und mehr haben.

Zieht der Lappe im Herbst auf die Alpen zurück, so werden die Rennthiere mit allem Eigenthum beladen, wie man Pferde beladet. Es werden dazu die stärksten Männchen ausgesucht und man vertheilt möglichst die Last, denn das Rennthier trägt nicht viel. Den großen Leitthieren werden Glocken angehängt, und so wandelt der Wald von Geweihen die öden Fjellen aufwärts in die unermeßlichen Wüsten, gefolgt von der Familie und umkreis't von den wachsamen Hunden. Der Hausvater bestimmt endlich einen Ort, wo es an Holz und Wasser nicht fehlt. Er baut seine Hütte gern in der Nähe einer geschützten Schlucht, wo Birke und Kiefer wächst, wo ein Bach niederstürzt, und er baut dann diese Winterhütte etwas fester, bedeckt sie von Außen mit Rasen, bekleidet sie innen mit den Fellen des Thiers, dem er Alles verdankt, und erwartet nun, umringt von seinen Vorräthen, die weiße warme Decke, welche der Himmel ihm aus den Wolken schickt. Der Schnee fällt ellenhoch, aber das Rennthier achtet das nicht. Es weiß mit seinen Hufen die Hülle fortzuscharren, weiß die Kräuter und Moose darunter zu finden und irrt auf diesen ungeheuren Schneefeldern umher, ohne je eines Stalles oder einer Wartung zu bedürfen.

Die kleinen, gelben, zottigen Hunde sind die Wächter vor dem Wolf, der hungrig sie umschleicht. Der Lappe mit seiner Familie theilt dabei abwechselnd die Aufsicht, und auch Nachts, wenn die Heerde um die Hütte ruht, hat immer Einer, begleitet von mehreren Hunden, die Aufsicht. Jedes Familienglied hat darum seine eigenen Hunde, welche nur den Worten und Winken ihres Herrn Gehorsam leisten, und man erzählt, daß ihre instinktmäßige Klugheit so weit geht, daß sie nur bellen und munter sind, wenn an ihnen die Reihe des Wachens ist, sonst sich aber um nichts kümmern.

Wenn man in einer Lappengamme übernachtet, hat man von diesen vierbeinigen Familiengliedern Manches zu leiden, und schon Leopold von Buch erzählt, daß, wenn Hunde und Menschen in der Nacht vom Posten

abgelöst werden, sie ohne Weiteres über die Köpfe und Leiber der Schlafenden springen und sich den besten Feuerplatz aussuchen.

Abgaben zahlen die Lappen nicht, aber die meisten, wenn sie nicht allzuweit nach Schweden und Rußland hinein mit ihrem Aufenthalt wechseln, geben dem Pastor die Kirchensteuer und kommen zum Tauschhandel, auch wohl zur Schlichtung ihrer Streitigkeiten auf die Lappenmärkte, welche in Lyngenfjord und an anderen Orten gehalten werden. Hier wird von Vogt und Sorenskriver Recht gesprochen, meist aber wohl den mehr fest ansässigen Lappen, die übrigens viele Streite haben und sehr häufig das Schiedsgericht der Pastoren in Anspruch nehmen. Die Wald- und Thallappen, wie die Seelappen an der Küste sind in den sechs Kirchspielen Finnmarkens eingepfarrt. Sie zahlen den Pfarrern die Zehnten und besuchen die Kirchen von Kautokaino und Karasjok, wenn sie im Lande wohnen. Die übrigen Kirchen liegen an der Küste.

Dem Pastor von Kautokaino ist die Seelsorge über das ganze innere Finnmarken aufgetragen. Er hat einen Kirchsprengel von mehr als fünfzig Meilen Länge und wohnt abwechselnd am Porsangerfjord, in Karasjok und Kautokaino, wo die Hauptkirche ist, an jedem Orte zwei bis drei Monate. Zweimal im Jahre schifft er über nach Mageröe, um in Kjelwig zu predigen; im Sommer aber, wenn seine Gemeinden von Karasjok und Kautokaino sich mit ihren Heerden über die Alpen zerstreuen, zieht auch er aus der Wüste hervor und wohnt in Hammerfest, um Menschen zu sehen und nicht ganz zu verwildern oder wahnsinnig zu werden.

Wer sie gesehen hat, diese schreckliche Welt ohne Baum, ohne Strauch, diese nackten Wildnisse mit ihren kahlen, zertrümmerten Felsenhäuptern, diese braunen Sümpfe und den grauen, öden Himmel darüber, der kann es nicht als besonders erachten, daß zwei Pfarrer von Kautokaino nach einander in Tiefsinn verfallen und umgekommen sind; denn es läßt sich kaum Schrecklicheres vorstellen, als dort getrennt von aller besseren menschlichen Gesellschaft, zwischen Lappen und Rennthieren zu leben. Man denke sich den Pfarrer von Kautokaino allein in einer Nacht, welche zwei Monate hier währt, allein in den fürchterlichen Stürmen und Schneewehen, in seinem öden Hause bei einer Kälte, welche hier häufig bis auf 40 Grade steigt. Ist es da ein Wunder, daß Schwermuth den Geist überfällt und umnachtet?

Die Regierung hat jetzt festgesetzt, daß kein Pfarrer länger als sechs Jahre in Kautokaino bleiben soll. Wenn der Pfarrer von Kautokaino einmal unter gebildeten Menschen sein will, muß er eine Reise von 30 Meilen den Alten hinab nach Kaa-Fjord am Alten-Fjord machen.

Die Lappen sind jetzt alle Christen und zum Theil eifrige Verehrer des unsichtbaren Gottes. Seit Friedrich III. hat man sie bekehrt. Früher beteten sie viele Götter an, besonders Jubinel, den Vater aller Wesen, und Pekel, den Herrn des Bösen, den Teufel. Bei Karasjok im Gebirge liegen noch viele alte Zauberkreise, aus Steinen errichtet,

Seita genannt, wo sie den guten und finstern Göttern, Styka, dem Donnergott, und Joubaherra, dem Gott der Freude, baarhäuptig und entblößten Leibes Opfer brachten. Sie sind Christen geworden, aber eine geheime Ehrfurcht vor diesen Altären ihrer Väter ist ihnen noch immer geblieben. Ungern sehen sie es, wenn ein Fremder diese heiligen Stätten betritt, und sie leiden es nicht, wenn er etwa Steine aufnehmen oder etwas daran verrücken will.

212. Weltstellung Schwedens.

(Nach E. Kapp, philosophische oder vergleichende allgemeine Erdkunde.)

Die Weltlage Schwedens beruht auf seiner räumlichen Nähe oder Ferne in Bezug auf die Culturgebiete der Erde. Was zunächst die continentale Welt angeht, so hat Skandinavien zwar eine Landverbindung mit dem Continent von Osteuropa, aber ohne daß seine Cultur von Osten her irgendwie Nahrung erhalten hätte. Dagegen trat es auf dem Wasserwege mit den Slawen in Berührung, nachdem es sich einen Theil der Küstenländer an der Ostseite des baltischen Meeres angeeignet hatte.

Zum romanischen Europa trat Skandinavien in keine dauernde Beziehung schon wegen seiner räumlichen Entfernung, denn die Raub- und Plünderungszüge der Normannen nach den Mündungen der Rhone rc., des Arno waren als solche nur vorübergehend, und durch Niederlassungen, z. B. in Unter-Italien, wurde der Normanne für immer von der verlassenen Heimath losgerissen. Vielmehr bildet das rein germanische Skandinavien den Gegensatz zum rein romanischen Italien. Gleichwie dieses eigentlich nur dem Mittelalter angehört und in neuerer Zeit ohne welthistorische Wichtigkeit gewesen ist, so hat jenes eine solche erst in der neueren Zeit erlangt, als es durch die Reformation in das europäische Staatsleben eingeführt worden war. Wie Italien ganz katholisch ist, so ist Skandinavien ganz protestantisch; aber dem kalten Klima des Landes und der kalten Weltanschauung des Volkes gemäß ist hier der Protestantismus erkaltet und hat von seiner Innigkeit verloren. Denn obgleich sich deutsche Bildung seit Jahrhunderten nach dem europäischen Norden verbreitet hat, so sind doch durch die äußere Beschaffenheit der skandinavischen Länder deren Bewohner in einer Starrheit erhalten, welche sie nicht in die Tiefe des Wissens schauen und sie nicht des hohen Genusses der Kunst wahrhaft sich erfreuen läßt. Weil das Licht der Sonne hier vorzugsweise blaß erscheint und dadurch die Außenwelt den farbigen Glanz mehr oder weniger verliert, muß der Sinn für Kunst, welcher die südlichen Völker so sehr auszeichnet, zurücktreten, und weil dieser fehlt, hat auch die wahre Wissenschaft, welche das zur Erkenntniß bringt, was die Kunst erst ahnen läßt, hier nicht geboren werden können.

Die Stellung Schwedens zur oceanischen Welt ist stets eine sehr beschränkte gewesen, sowohl durch seine Binnenlage an einem rings geschlossenen Meerbusen, als durch peninsulare Außenlage. Schweden war überdies durch sein kaltes Klima in sich zurückgedrängt. Alle Halbinseln haben zwar als solche eine Außenlage in Beziehung auf ihren continentalen Stamm, aber wenige liegen so isolirt, wie Skandinavien. Die Halbinseln Süd-Europa's haben andere Erdtheile und wirthliche Küsten sich gegenüber oder rings um sich herum. Skandinavien ragt in die Oede eines Eismeers hinein. Wie der einzelne Mensch durch anhaltende Kälte in der Richtung seiner Thatkraft nach außen gehemmt wird, so gehen auch Völker, deren Landesnatur eine überwiegend winterliche ist, im Allgemeinen selten aus sich heraus, um bestimmend in die Geschichte einzugreifen. Selbst die kriegerischen Unternehmungen Schwedens in der neueren Zeit ähneln jenen mit dem Aufgehen des Eises ins Werk gesetzten Wikingszügen, die wie die Wanderungen gewisser Thierclassen in regelmäßigem Wechsel nach den Jahreszeiten kommen und gehen. Gustav Adolph, Karl X. und Karl XII. standen an der Spitze solcher modernen Wikingsfahrten, nach deren Schluß Schweden wieder in sich zurückgegangen ist in die winterliche Häuslichkeit seines früheren Daseins, ohne sich in dem Zusammenhang, in den es sich durch ein so momentanes Hinausgehen über seine Natur mit der übrigen Welt gesetzt hatte, behaupten zu können. Der Winter unterbricht immer wieder und läßt Zusammenhang geschichtlicher Thätigkeit nicht zu Stande kommen.

Obgleich Schweden der oceanischen Seite Europa's angehört, so ist es doch nicht im Stande gewesen, die physische Bestimmtheit seiner Lage selbstthätig als gestaltendes Moment in seine Geschichte zu verlegen, indem es nicht zu den Staaten gehört, welche oceanische Lebenskeime geistig zu befruchten im Stande gewesen sind. Was andere Nationen an und auf dem Ocean errungen und entwickelt haben, nimmt es auf, greift aber nicht selbstthätig in die Entwickelung selbst ein. Schweden läßt sich alle Culturfortschritte bringen, ohne dafür wiederzugeben, und verhält sich überhaupt mehr receptiv als productiv. Mit dem, was Andere schaffen, arbeitet es sich nach. Ohne in der Staatenreihe der erste zu sein, ist es aber auch nie der letzte. Es läßt sich die Bildung der oceanischen Welt zu Gute kommen, ohne daß es anders als secundär zu ihrer Herbeiführung und Darstellung thätig gewesen wäre.

In der Geschichte der großen Länder-Entdeckungen kommt der Name der Schweden nicht vor. Die einzige Colonie, überhaupt die einzige auswärtige Besitzung Schwedens, ist die Insel Barthelemy, eine der kleinen Antillen von fast zwei Geviertmeilen Größe mit gegen 18,000 Einwohnern. Die Erwerbung dieser Insel ist auf diplomatischem Wege geschehen, indem Frankreich sie für Ertheilung gewisser Handelsfreiheiten in Gothenburg an Schweden 1784 abtrat. Für die schwedische Flagge, welche in der neuesten Zeit auch in überseeischen Häfen gesehen zu werden beginnt, und zur Wahrnehmung der schwedi-

schen Interessen hat Barthelemy zunächst die Bedeutung eines mercantilen Stützpunktes.

Solcher Gestalt erblicken wir Schweden zwar in räumlicher Betheiligung an der oceanischen Seite Europa's, jedoch auch wieder durch die klimatische Beschaffenheit dieser Räumlichkeit in historischer Abgelöstheit.

213. Bodengestaltung und Klima Schwedens.

(Nach L. v. H., Reise-Fragmente aus Nord und Süd.)

Die Natur-Beschaffenheit und plastische Physiognomie eines mehr als 8000 Geviert-Meilen großen Landes wie Schweden, welches über 200 Meilen von Süden nach Norden fortgeht, ist zwar eine sehr verschiedenartige, doch läßt sich dieselbe unter einige Hauptübersichten bringen. So bildet der Süden oder Götarike ein fruchtbares Flachland, welches nur wenig über die beiden angrenzenden Meere sich erhebt, während die Mitte des Reiches oder Swearike aus einem höheren Tafelland besteht, das mit vielen Hochseen, Flüssen, Mooren und isolirten Hügeln angefüllt ist. Nördlich angrenzend folgt Norrland, welches zuerst terrassenförmig in höheren und niederen Staffeln vom Bottnischen Meerbusen aufsteigt; hierauf durch mehrere Bergrücken, die aus der Kjölen-Gebirgskette abzweigen, in viele Querthäler geschieden, größtentheils zu einem vollkommenen Gebirgslande gestaltet und von bedeutenden Flüssen durchströmt wird. Endlich vom Polarkreise an noch weiter gegen Norden bis in die arktischen Zonen dehnen sich die Lappmarken aus; ein gebirgiges, den größten Theil des Jahres unter Schnee begrabenes Land, mit spärlichen Weideplätzen und wenigen festen Wohnsitzen, fast nur von Nomaden bevölkert.

Die Meeresküsten sind zwar an vielen Orten steil, felsig und mit Klippen (Skiären) besetzt, im Allgemeinen jedoch nur flache Strandgegenden und Dünen, deren fortdauernde Vergrößerung zwar unzweifelhaft; ob diese Zunahme jedoch eine Folge vom Sinken des Meeres oder aus plutonischen Erhebungen des Festlandes entstehet, immer noch ungewiß ist. Inzwischen zeigen die schwedischen Seeufer bei Weitem keine solche Menge von Buchten, Fjords, Klippen und vorliegende Eilande, noch haben dieselben eine so wilde, zerrissene Gestaltung, wie die benachbarten norwegischen Gestade.

Da in der südlichen Hälfte von Schweden, auf dem bis 1100 Fuß über das Meer ansteigenden Tafellande, nur einige 3—400 Fuß hohe Hügel, wie der Kinnekulle und Omberg, vorhanden sind, so kann in orographischem Bezuge allein die nördliche Hälfte des Landes zur Betrachtung kommen. Denn erst dort steigt das Kjölen-Gebirge bis zur Höhe von 7000 Fuß empor, und da in diesen hohen Breiten die Schneelinie bereits mit 3600 Fuß, auch wohl noch früher beginnt, ist der größte Theil des Gebirges mit ewigen Schneefeldern überdeckt, von

denen ausgedehnte Gletscher (Bräs) sich tief hinabziehen. Noch weiter als diese Eisfelder verbreiten sich die Kjölen in vielen steilen Felsenrippen, wie das Dalfjället und Keglan-Gebirge, über das Binnenland, um endlich in flacheren Seitenzweigen bis zum Meere auszulaufen, indem diese oberhalb voller engen Felsenthäler, Schluchten und gefährlicher Bergpässe sind, unterhalb aber in breiten Flußthälern gegen die See sich öffnen. Ungeachtet dieses geologischen Gepräges vollkommener Hochgebirge gewähren die Kjölen doch nicht den großartigen Anblick wie die Alpen, die Pyrenäen und die Sierra Nevada, wiewohl auch diese Giganten gegen den 27,212 Fuß hohen Mount Everest fast bloße Hügel sind, weil alles nur in der Vergleichung groß oder klein erscheint. Denn bei der fortdauernden Erhebung des Landes, in dem weiten Raume vom Bottnischen Meerbusen bis zum Fuße der Kjölen, bleibt für die relative auf das Auge einwirkende Höhe des Gebirges zu wenig übrig; andererseits bestehen die Gipfel, ungeachtet ihrer krystallinischen Formation, aus Granit und Gneus, fast nur in abgerundeten, selten pyramidal aufsteigenden Felsenmassen, die verbunden sind durch einen breiten Kamm formloser Hochflächen. Diese monotone Configuration erklärt sich durch die Wasserabspülungen, welchen jene Gebirge bei den letzten neptunischen Umwandlungen unseres Planeten vorzugsweise unterlagen, von deren Gewalt die außerordentliche Menge erratischer Felsenblöcke aller Größen Zeugniß geben, die von den Fluten nicht nur über ganz Schweden verbreitet, sondern bis nach Norddeutschland geführt wurden, wie die Berliner Riesenschaale aus schwedischem Granit erkennen läßt.

In hydrographischer Beziehung wird Schweden durch seine Flüsse, Wasserfälle, Seen und Canäle zu einem der interessantesten Länder. Die Göta, Umea, Angermanna und Tornea Elf sind bedeutende Ströme, doch wegen ihres rapiden Wasserlaufes, vieler Katarakte, Stromschnellen und Felsen für die Schifffahrt nur in ihrem unteren Laufe tauglich, während die übrigen Flüsse bei der Nähe des Meeres zu keiner Bedeutung gelangen. Sehr groß ist die Anzahl schöner, wildromantischer Wasserfälle, welche die meisten Ströme bilden, besonders prachtvoll, hoch und wasserreich sind aber: der Trollhätta-, der Elfkarleby-, Tännsjöforß-, der Fjällforß- und der Niaumelsaskas-Fall, welche Fallhöhen von 3-—500 Fuß erreichen. Noch beträchtlicher erscheint der Reichthum an Landseen von bedeutenden Größen bis über hundert Geviert-Meilen Oberfläche, und diese Zierden aller Landschaften werden solches für die schwedischen um so mehr, als jene klaren Wasserbehälter von Flüssen durchströmt, in höchst mannichfaltiger Grundfigur gezeichnet, durch bewaldete Felsenufer eingefaßt und mit Felsen-Eilanden geschmückt sind, wie hauptsächlich bei dem Wenern-, Wetter-, Hjelmar-, Mälar-, Siljan- und Runn-See in Swearike, so wie in Norrland am Umea, Lulea und Tornea Träsk bemerkbar ist.

Ungeachtet Götarike bereits holzarm geworden, Swearike nur noch gruppenweise vorkommende Forsten besitzt, blieb doch die Ausdehnung weiter, zusammenhangender Waldungen in Jämtland und Norrland im-

mer noch sehr groß, die aus Fichten, Kiefern und Birkenhölzern bestehen, während andere Baumarten nur sporadisch erscheinen. Aber schon unterm 66. Grad hört der Baumwuchs völlig auf, und nur bis zum 62. Grad vermögen noch Eichen, Eschen, Buchen, Linden und Weiden auszudauern. In botanischer Hinsicht zeigt weder die Flora noch das Pflanzenreich überhaupt viele Mannichfaltigkeit und kräftige Ausbildung, denn überall wird der Druck des Klima's bemerklich.

Dieses Klima, ein rauhes und dem 55. bis 69.° angemessenes, ist nach Maßgabe dieser Breitengrade, der höheren Lage auf den Gebirgen und Hochplateaux oder an den niedrigen Meeresküsten natürlich von äußerst verschiedener Beschaffenheit. Während das Maximum der Wintertemperatur dieses Landes schon unter dem 60.° öfter eine Kälte bis zu 34° R. bringt, herrscht dagegen im Sommer zuweilen eine Hitze von + 33° R. im Schatten, und zu allen Zeiten sind plötzliche, sehr große Temperatur-Differenzen etwas ganz Gewöhnliches. Wegen der trockenen Ostwinde, welche vorherrschen, hat Schweden im Allgemeinen viel strengere Winter und weniger Regen im Sommer, als das angrenzende Norwegen. Schon unter dem 64.° treten bereits Mitte August wieder die ersten Frostnächte ein, und noch weiter nördlich ist das Land acht Monate lang durch Schnee überdeckt. Während Südschweden mit Nord-Deutschland ein gleiches Klima besitzt, sogar Wallnuß, Maulbeer, veredelte Obstbäume, alle Cerealien und Gemüse-Arten ganz gut gedeihen, können bis zum 63.° kaum Roggen, Erbsen, Bohnen und Kohl, unterm 64.° nur noch Gerste, Kartoffeln und Rüben, endlich unter dem 65.° allein Hafer und lediglich in sehr geschützten Gärten einige dürftige Gemüsearten erbaut werden. Als Ersatz nimmt indeß gegen Norden die Ausbildung aller Pflanzen in gleich schneller Progression zu, wie die Sommer sich verkürzen, so daß schon unter dem 60.° in drei Wochen nach Befreiung der Felder vom Schnee das Getreide mit entwickelten Aehren erscheint. Inzwischen beträgt unter solchen klimatischen und topischen Hindernissen das bebaute Land doch nur den achtundvierzigsten Theil der gesammten Bodenfläche von Schweden, außer dem etwa noch einmal so großen Areal, welches als Wiesen und Weideland benutzt wird. Im Hinblick auf diese rauhe Beschaffenheit des Klima's können Ansprüche an nordische Naturreize nicht hoch gesteigert, deshalb aber um so mehr die Wahrscheinlichkeiten vorhanden sein, daß durch die originell plastische Physiognomie des Landes diese geringen Erwartungen übertroffen werden. Niemals darf zwar jene äußere Naturgestaltung mit dem überwältigenden Zauber des Südens sich zu entfalten hoffen, wohl aber in der anspruchslosen, ruhigen Schönheit aufzutreten vermögen, welche in ernster Größe und wildromantischer Mannichfaltigkeit auf dem eigenthümlichen Typus Skandinaviens ruhet, wie dieser vorzugsweise in den Provinzen Dalarne, Medelpad und Angermanland ausgebildet ist. In diesen Gebirgsgegenden, so wie auf andere Art auch an den Ufern der vielen Landseen und rauschenden Ströme zeigen die schwedischen Landschaften keine geringen Naturreize,

welche, weil unerwartet, nur um so überraschender sind, mindestens keine der mancherlei Enttäuschungen zur Folge haben, wie oft im Süden, namentlich in den hesperischen Gefilden der Fall ist.

214. Stockholm.

(Nach L. v. H., Reise-Fragmente aus Nord und Süd, und Th. Mügge, Reise in Skandinavien.)

Die fortdauernde Erhebung der östlichen Küsten von Schweden hat besonders vor Stockholms Län eine Menge von Inseln über den Meeresspiegel hervortreten lassen, welche sich bereits fünfzehn Meilen weit vom Festlande in die Ostsee ausdehnen. Diese Skiären, eine Unzahl von größeren oder kleineren, höheren und niedrigen Felsen-Eilanden, sind nur selten mit so viel Dammerde bedeckt, um einige verkümmerte Birken oder niedrige Rothtannen zu erhalten. Ein verschlungenes Labyrinth von breiten oder schmalen Sunden, voller Klippen und Untiefen, durchfurcht dieses insularische Chaos, und nur erfahrene Lootsen dürfen es wagen, durch jene gefährlichen Meeresräume zu steuern. So werden, in Verbindung mit einer bewaffneten Scheeren-Flotille, diese Inselgruppen gleichzeitig zu der wichtigsten Schutzwehr von der Meerseite für die schwedische Hauptstadt. Weiter gegen das Festland hin erscheinen größere Inseln, und etwa fünf Meilen vor Stockholm vereinigen sich die vielen Sunde in wenige Durchfahrten, von denen der Fura-Sund das tiefste und sicherste Fahrwasser enthält; daher bei der Stadt Waxholm die Einfahrt auch durch das Fort Frederiksborg vertheidigt wird. Endlich schließt diese Scheerenfahrt hinter Djurgarden-Insel in dem weiten Salt-Sjön oder dem großen Hafen von Stockholm ab, welcher durch die drei Inseln Beck, Castell und Skepps Holmen vor allen Winden geschützt ist.

Wie unbestritten Schwedens Capitale jederzeit für die am prachtvollsten belegene Stadt des nördlichen Europa erkannt wurde, eben so unstatthaft erscheint eine Vergleichung derselben mit andern durch ihre Lage berühmten südlichen Hauptstädten, wie Stambul, Neapel, noch weniger aber mit Venedig, denn Stockholm ist weit vom Meere abgelegen, die hohe See wegen der Scheeren-Inseln nirgend zu erblicken, und von zwei großen Binnenseen umgeben. Außer dem Mangel jenes großartigen Eindruckes, welchen der Hinblick auf die unabsehbare Meeresfläche überall hervorbringt, fehlt hier auch die südliche Beleuchtung durch glänzende Lichttinten und tiefe Schlagschatten, nicht minder das dunkle Blau eines reinen Himmels, so wie der Schmuck und die Fülle kräftig ausgebildeter Vegetation; in Summa also der Zauber des Südens. Alle jene unverkennbaren Indigenzen sind indeß nicht vermögend, diesem „Auge von Schweden" seinen völlig eigenthümlichen Reiz zu entziehen, weil solcher auf den stabilen Fundamenten einer in den Hauptzügen

bevorzugten Natur niedergelegt wurde, zu dessen Erhöhung die Kunst nur sehr wenig mitgewirkt hat. Ausgebreitet vor der Mündung eines langen Thales, dessen Grundfläche der Mälar-See erfüllt, und an der Vereinigung dieses Süßwassers mit dem Salzsee, welcher durch die Scheeren-Sunde wieder mit dem Meere sich verbindet, ist die innere oder Altstadt auf mehreren Inseln völlig zwischen diesen beiden Seen belegen, während die zwei anderen Hauptttheile der Stadt längs den Bergen amphitheatralisch emporsteigen, welche das Mälar-Thal nördlich und südlich begrenzen. Diese außerordentliche Mannichfaltigkeit der Naturgestaltung von Seen und Inseln, von Bergen und Thälern, verbunden mit dem Aufbau einer großen, durch viele Gärten, Schlösser und Landhäuser eingefaßten Stadt auf jenem Raume, kann in der Wechselwirkung der einzelnen pittoresken Theile auf einander, so wie in ihrer Einrahmung zu dem malerischen Hauptbilde nothwendig nur einen Total-Eindruck hervorbringen, welcher so einzig und unvergleichlich ist, daß er die hochgespanntesten Erwartungen noch übertrifft; weil eben die unerreichbare Natur Alles aufgeboten, um diesen begünstigten Erdfleck im vollkommensten Grade auszustatten. Wird nach solch allgemeinem Ueberblick das seltene Pracht-Tableau specieller gemustert, so zeigt Stockholm fünf Hauptttheile, nämlich: Staden oder die Altstadt auf drei Inseln, dann nördlich an und auf den Bergen Normalm mit Ladugards Landet, westlich auf einer großen Insel am Mälar-See Kungsholmen, südlich an den Berg-Abhängen des Mälar-Thales steil aufsteigend Södermalm, und endlich die Stadtquartiere, welche auf fünf kleineren Inseln erbaut wurden. Sowohl die Berglehnen als sämmtliche Eilande, über welche die Stadt sich lagert, sind von felsiger Beschaffenheit, in Södermalm mehrere Straßen-Pavimente sogar aus dem festen Felsen gehauen. Alle Holme wurden mit den verschiedenen Stadtquartieren durch Stein-, Holz- oder lange Schwimm-Brücken in Verbindung gebracht; besonders sind unter den ersteren die schönen Norr- und Söder-Bros, welche aus Staden nach Norr- und Södermalm führen, zu beachten. Außerdem vermitteln noch eine Menge kleiner Dampf-, Handräder- und Ruderboote auf beiden Seen den städtischen Verkehr und tragen zur verschönenden Belebung dieser See-Landschaft ebenfalls viel bei. Alle Gewässer zeigen eine klare, durchsichtige Reinheit, da sie auf Felsengrund, nicht über Lagunen und Sümpfen wie die in Venedig und Amsterdam, sich ausdehnen; noch weniger verbreiten sie mephitische Dünste, wie dort. Die Holme sind keine flachen Düneninseln mit morastigen Ufern, sondern über dem Wasserspiegel in Berg und Thal wechselnde Eilande. Mehrere tiefe Buchten, wie der Rörstrands, Clara, Brunns, Hammarby und Arsta Viken, treten aus den Seen weit in das Land hinein und verstärken die reizende Mannichfaltigkeit der Stadtlage so wie deren Umgebung. Da mehr als die Hälfte des gesammten Stadt-Areals von Wasser überdeckt ist, so hat Stockholm nicht nur eine sehr große Ausdehnung, sondern diese von Seen, Sunden, Viken, Bergen und Thälern coupirte

Situation verursacht bei der hydro- und topographischen Orientirung überdem auch viele Schwierigkeiten.

Stockholm ist keine Stadt prachtvoller Kirchen und Paläste wie ihre venetianische Schwester, denn sie besitzt nur in dem Residenzschlosse einen würdigen Repräsentanten der Architektonik. Nach mehreren großen Feuersbrünsten sind lediglich steinerne Gebäude entstanden, außer in der engen City nur breite Straßen und geräumige Plätze angelegt worden; besonders gewähren jedoch die Quais, welche alle Ufer einsäumen, eine schöne Bordirung mit sehr belohnenden Aussichten nach den Inseln und den verschiedenen Stadttheilen.

Ueber die Gebäude von Staden und sichtbar in allen Theilen der Stadt, erhebt sich das Residenzschloß im florentinischen Baustile, als das großartigste und geschmackvollste Bauwerk, welches die Architektonik des vorigen Jahrhunderts hervorzubringen vermochte; noch mehr verherrlicht durch eine so prachtvolle Lage, daß kein anderer Palast hiermit vergleichbar wird. Frei belegen in der Mitte von Stockholm auf einem sanft ansteigenden Berge, dessen Fuß an zwei Seiten vom Mälar- und Salz-See bespült wird, eröffnet sich in allen Richtungen hier die weiteste Uebersicht, sowohl auf beide Seen, sämmtliche Holme, Sunde und Viken hinweg über den Hafen nach den Scheeren-Eilanden, als auch empor zu den an den Bergen aufsteigenden Stadttheilen, welche jede Schilderung vergeblich machen und weit hinter sich lassen würde. In edler Einfachheit aus behauenen Granitwürfeln und fest wie ein Felsen, von dem Pommern Tessin erbaut, bildet diese Königsburg ein geschlossenes Oblong, mit vier an der Ost- und Westseite vorspringenden jedoch niedrigeren Flügeln, wodurch zwei Vorhöfe entstehen, von denen einer die erhöhten Garten-Terrassen, der andere einen halb elliptischen Pronaon darstellt. Das Innere des geschmackvollen Königsbaues ist dem prächtigen Aeußern entsprechend und enthält außer den fürstlichen Gemächern, der Schloß-Capelle, dem großen Thronsaale, auch noch die Räume für mehrere Kunst- und Wissenschafts-Sammlungen.

Will man unter großen Erinnerungen der Vorzeit weilen, so muß man die Riddarholmskirche sehen. Diese Kirche ist das Pantheon Schwedens, es ist der große Nationaltempel seines Waffenruhms. Wenn man diese weit erschallenden Räume durchwandert, wo an den Säulen und in den Capellen zehntausend eroberte Fahnen und Trommeln, mannichfach geordnet, modernde Tropäen bilden, so sind es die alten Erinnerungen blutiger Siege eben so wenig, wie die leeren Königsrüstungen in der Mitte, die auf ausgestopften Pferden sitzen, welche die meiste Theilnahme in Anspruch nehmen. Diese wendet sich in weit höherem Grade den beiden großen Seitencapellen zu, wo in der einen die Sarkophage der Könige stehen, welche den Namen Gustav führten, in der andern die, deren Namen Karl war. So finden wir denn zur Rechten die Grabstätte Gustav Adolph's, zur Linken den schwarzen Marmorsarg Karl's des Zwölften. Die blutbefleckte Kleidung König Gustav's, welche er trug, als man ihn auf der Wahlstatt von Lützen unter

Haufen von Todten ganz entstellt hervorzog, ist hier als eine Reliquie unter Glas und Rahmen verwahrt.

An den Wänden der Kirche ziehen Grabgewölbe hin. Hier sind die Gräber der Bauer, der Wasaborg, der Torstenson und Anderer.

Stockholm ist der Hauptplatz alles schwedischen Handels; fast die Hälfte der Aus- und Einfuhr erfolgt von hier aus, darum ist der große schöne Hafen auch immer während der Schifffahrtszeit lebendig. Wenn man bedenkt, daß der Bothnische Meerbusen und diese Scheerenküste wenigstens fünf Monate lang unter festem Eis und Schnee begraben liegt, so sieht man ein, welch großes Hinderniß sich den schwedischen Handels- und Schifffahrts-Verhältnissen entgegenstellt. Norwegen ist weit glücklicher auch darin, denn seine ganze Westküste ist frei von Eis, und während hier im Februar und März Schlittenzüge nach Finnland hinüber gehen, wird von Cap Lindenäs bis über den Polarkreis hinaus der große Fischfang abgehalten und alle Häfen sind offen.

Trotz dieser Ungunst der Verhältnisse, zu welcher es auch gerechnet werden muß, daß der Häringsfang fast ganz aufgehört hat, ist die schwedische Schifffahrt ziemlich lebendig und im Aufblühen begriffen.

Wenn man von Söder- nach Nordermalm um das Becken des Hafens geht, braucht man beinahe eine Stunde, so groß ist dieser. An der Nordseite ist der Holzhafen. Hier ankern die Schiffe, welche den Bedarf übers Meer und selbst aus Finnland bringen. Dieser ganze große Kai von Söder- nach Nordermalm ist von Quadern aufgemauert, ein Werk Gustav's des Dritten, ein vortrefflicher, mächtiger Bau, der jedem Lande Ehre machen würde. Nordermalm selbst hat eine Menge sehenswerther Gebäude. Es erstreckt sich lang auf den Hügeln am Mälar hin, die von einem Arm des Sees, Karlsberg's-Sund, getrennt werden, über welchen Verbindungsbrücken liegen.

Es ist merkwürdig, wie viele öffentliche Anstalten aller Art Stockholm besitzt, wie viele Stiftungen, Bildungs-Anstalten und wie viele gelehrte Vereinigungen, Akademieen, die der Ausdruck für die Masse der Bildung im Lande sind. Merkwürdig auch, wie in diesem Lande der Sinn für die Wissenschaften sich regen, wie er ohne große Pflege und Hülfe geweckt und erhalten werden konnte. Es ist wahr, daß die meisten dieser Akademieen mehr den pomphaften Namen als die wissenschaftliche Berühmtheit besitzen, aber dennoch muß man anerkennen, daß in Schweden, wo die Kluft der Stände doch so groß ist, ein eigenthümlicher Drang nach Bildung der Nation beiwohnt, der es möglich macht, daß so viel Bedeutendes hier im hohen Norden geschehen konnte, daß eine Literatur möglich ward, die hervorragend Treffliches leistete.

Am östlichen Ende von Nordermalm, Blasiholmen, führt eine Schiffbrücke nach den Inseln im Hafen, nach Skeppsholmen und Castellholmen, wo man eine der herrlichsten Aussichten auf Stadt und Meer hat. Hier liegen Kriegs-Magazine, Pulverthürme und Marine-Anstalten, aber von Kriegsschiffen gewöhnlich nur ein paar Schaluppen. Der große Kriegshafen Schwedens ist Karlskrona, das feste Bollwerk an der Ostsee.

215. Die Provinz Schonen.

(Nach Willibald Alexis, Herbstreise in Skandinavien.)

Einen auffallenden Unterschied bildet die Provinz Schonen von dem eigentlichen Schweden. Schonen ist ein angeschwemmtes Erdland an das alte Steingerippe des ächten Schwedens. Nachdem man die letzte Kette bröckliger Felshügel in Smaland überstiegen, breitet sich vor uns die weite Fläche des alten Skaniens aus. Schwarze Dammerde, fruchtreicher Lehmboden und hie und da eine Sandscholle sind der Grundbestandtheil der Provinz. Nirgends fast schießt mehr ein eigentlicher Steinrücken, den Schweiß des Pflügers verhöhnend, aus den Feldern in die Höhe. Die Ufer, wo Sandbrüche vorwalten, gleichen denen unserer Ostseeküsten. Hier zum ersten Mal in Schweden hat man den freien Anblick der offenen See, denn nirgends treten Scheeren heraus, kaum daß kleine Inseln um Schonen liegen; die Gewalt des alten Meeres hat alle vortretenden Erd- und Sandmassen auf das Hauptland zurückgeschwemmt.

Das ganze Land ist dem Ackerbau geheiligt. Nichts von jenem buschigen Dickicht Smalands. So weit das Auge reicht, sind die Flächen und die sanften Höhenzüge vom Pflug aufgerissen und geebnet. Nur hie und da hat man einen schönen, hochstämmigen Eichenwald stehen lassen. Aber auch er hat den Anstrich eines künstlichen Parks, denn das Buschwerk ist unten ausgereutet, und die stolzen Bäume strecken frei über das weite Furchenland ihre Kronen in die Höhe. Daß die Vorzeit lebendig gewesen, verrathen die zahlreichen Hünengräber, kreisförmig, wie überall, die Anhöhen krönend. Doch hat sie der Pflug wenig geschont.

Stattliche Schlösser sah ich, am Wege mindestens, wenig. Dafür tragen die steinernen Kirchen, meist sehr anmuthig gelegen, schon einen völlig verschiedenen gothisch-feudalistischen Charakter von denen des übrigen Schwedens. Sie führen breite, mit vielen Strebepfeilern spitz anlaufende Thürme, die Kirchendächer sind hoch und spitz gewölbt. Man nähert sich der deutschen Heimath. Deutlicher wird dies in den Dörfern. Die einzelnen großen Gehöfte verschwinden, die deutsch-slawische Dorfgemeinschaft tritt hervor. Das Wirthschaftliche herrscht überall, das Geräumige in schwedischen Herren- und Bauernhäusern geht aus. Behaglichkeit, Betriebsamkeit regiert. Das Auge blickt sich verwundert um und trifft auf kein einziges hölzernes, hoch aufgezimmertes Haus mit seinen glänzenden, gastlichen Scheiben. Fachwerk und Lehm dazwischen ist an die Stelle der rothen Balken getreten, auch Mauern von Backsteinen. Statt in die Höhe, wie die schwedischen, sind die Häuser hier in die Breite gebaut. Zäune und Mauern umschließen weite Höfe, die mit Mist, Pfühlen und Federvieh bedeckt sind. Nichts von Grün darum, weder Rasen noch Baum. Nur daß hie und da ein

breites Pachterhaus mit holländischen Backsteinen zum Vorschein kommt, sonst wären die Dörfer durchaus niedersächsisch.

Auch die Wege erinnern an das sandige Vaterland. Sie sind breit, halb chaussirt, an der Seite wachsen kümmerlich angepflanzte Bäume. Man hat Gräben darum gezogen, wo das Unkraut im Staube wuchert. Sie biegen um keinen Felsvorsprung, sie schießen keine schroffe Höhe hinab, kein Anklang von schöner Wildheit eines Gebirgslandes. Die leichten Karren haben sich verwandelt in schwere norddeutsche Leiterwagen, die nur von zwei handfesten Rossen gezogen werden können. Schweigende Betriebsamkeit grüßt uns in den lebenden und leblosen Gegenständen.

Ein ganz anderes Geschlecht bewohnt dieses Niederland. Die hohen Tannengestalten sind verschwunden; ein untersetzter Menschenschlag mit tüchtigen Schultern und feinen Zügen ist hier einheimisch. Die Sorgen des Lebens haben die Gesichter gefurcht. Doch zeichnet ein gewisses sinnig stilles Wesen die Skanier aus. Nichts von Wildheit, nichts von Kühnheit, dagegen lernte ich zur Genüge neben der Demuth den stummen Trotz des slawisch-niedersächsischen Bauern kennen. Sie vergeben kein Titelchen ihres Rechtes, sprechen aber kein Wort dabei. Das war mir eine wehmüthige Rückerinnerung an die Heimath. Der Landmann in Schonen gehört auch darin nicht zu Schweden, daß er nicht die Freiheit der Bonden theilt. Wie weit seine Unterthänigkeit gegen die Herrschaft noch geht, weiß ich nicht, aber auf dem Gesichte drückt es sich aus, daß er nicht so frei und kühn um sich schaut, wie die Männer am Silja und den Katarakten der nördlichen Elfs.

---

e. Ost-Europa.

Rußland und Polen.

216. Das Tiefland von Ost-Europa.

(Vom Herausgeber.)

Während Süd-Europa und noch mehr Mittel-Europa sich durch eine große Mannichfaltigkeit in den physischen, ethnographischen und politischen Erscheinungen auszeichnet und selbst auf kleinen Räumen (z. B. in der Schweiz) schroffe Gegensätze in der Bodenform, dem Klima, der Religion, der Sprache, den Sitten und Nahrungsquellen, der geistigen Bildung der Bewohner aufzuweisen hat, besteht das Charakteristische von Ost-Europa in der entschiedensten Einförmigkeit in allen diesen Verhältnissen: eine einzige, vom Meere nirgends durchbrochene, in sich geschlossene Continentalmasse ohne bedeutende horizontale und vertikale Gliederung, ohne irgend erhebliche Küstenentwickelung, nur durch niedrige Landrücken und in Binnenmeere mündende Ströme unterbrochen,

die klimatischen Unterschiede auf die Lage nach den Breitegraden beschränkt, nicht aber durch die Contraste absoluter Höhe gesteigert, eine einzige vorherrschende Nationalität, Sprache und Kirche, und eine politische Individualisirung so gering als möglich, denn ganz Ost-Europa, obgleich es mehr als die Hälfte unseres Erdtheils umfaßt, gehört nur einem einzigen Staate an.

Die einzelnen Theile dieses kolossalen Staates werden nicht, wie in den Ländern Mittel-Europa's oder gar der süd-europäischen Halbinseln, durch Mannichfaltigkeit in der Bodengestaltung zu selbständigen Ganzen von einander gesondert. Die großen Ströme, deren Wassersysteme zum Theil in einander übergehen, bilden mit ihren größtentheils flachen Ufern nirgendwo trennende Grenzen. Zwar erstrecken sich in der ganzen Breite dieses, den asiatischen Länderräumen an Größe ähnlichen Flachlandes zwei sogenannte Landrücken, welche bei größerer Erhebung das Tiefland in drei Regionen in der Richtung von Nord nach Süd theilen würden, aber es sind nur mäßige Bodenanschwellungen, die sich von dem Ganzen um so weniger unterscheiden, als sie mit sehr allmähligen Abdachungen in die von ihnen eingeschlossenen Tiefebenen abfallen und durch ihren breiten, zum Theil ganz ebenen Scheitel die allgemeine Einförmigkeit des Ganzen theilen.

Die äußersten Enden dieser ost-europäischen oder sarmatischen Ebene bilden zwei baumlose Regionen, welche beide nur von Nomaden bewohnt werden, die nördliche längs der Südküste des Polarmeeres ist der Sommeraufenthalt der Samojeden und ihrer Rennthierheerden, die südliche Region, das Gebiet der Kalk- und Salzsteppen, am schwarzen und azow'schen Meere, scheint aus geognostischen Gründen zum Baumwuchse nicht geeignet zu sein und wird von Kirghisen, Kalmücken und anderen Nomadenvölkern durchzogen; nur einzelne Striche sind hier, gleich Oasen in der Wüste, von vorzüglicher Fruchtbarkeit; namentlich erzeugt das Küstengebirge der Krim in seinen gegen Süden geöffneten, gegen Norden durch die Berge geschlossenen Thälern jetzt treffliche Weinreben und andere südliche Gewächse. Im Allgemeinen aber erfreut sich nur die mittlere Region einer größern Culturfähigkeit. In Folge ihrer reichlichen Bewässerung und eines verhältnißmäßig temperirten Klima's hat sie eine allgemein verbreitete, ebenso von polarischer Dürftigkeit, wie von südlicher Ueppigkeit entfernte Fruchtbarkeit, indem die langdauernde Schneedecke des Winters den Boden tränkt und die Saat (Getreide, Flachs, Hanf) schirmt, während der warme, trockene Sommer die Reife so beschleunigt, daß die Russen sprichwörtlich sagen, sie hörten im Frühjahre das Gras im Felde wachsen. Diese mittlere Region, namentlich das von den beiden Landrücken gleich Uferrändern begränzte Becken zwischen dem 50. und 57. Breitengrade, ist der historische Mittelpunkt des Landes und der Hauptsitz der Großrussen, die hier, wie die Magyaren im Centrum von Ungarn, rings von fremden Völkerstämmen umgeben sind, im Norden von finnischen Völkerschaften, im Nordwesten von Esthen und Letten, im Westen von den Weißrussen, im Südwesten

von den Kleinrussen, im Süden von den vorhin genannten Nomadenstämmen, und im Südosten von den Ueberresten der tatarischen Bevölkerung der ehemaligen Czarthümer Kasan und Astrachan. Nur in diesem Centralbecken kömmt die herrschende Nation der Großrussen ungemischt vor, außerhalb desselben finden dieselben sich nur als Colonisten unter anderen Stämmen. Um diesen Kern des russischen Reiches haben sich in weiterem Kreise die übrigen Bestandtheile allmählig angesetzt, wie um die Urcantone der schweizerischen Eidgenossenschaft zunächst die alten und zuletzt die neuen Grenzcantone. In der Mitte dieses Centrums liegt der nationale Mittelpunkt des großen Reiches, Moskau, „in welchen alle Fäden des Volkslebens, der weltlichen und kirchlichen Gemeinschaft zusammenlaufen", welches selbst wieder aus concentrischen Regionen besteht, die sich um den Kreml, die alte Czaren-Residenz, krystallisirt haben, wie die Provinzen des Reiches um Groß-Rußland, so daß man nicht ohne Grund gesagt hat: „Der Kreml ist das Herz von Moskau, Moskau das Herz der großrussischen Ebene, Rußland das Herz des russischen Reiches, eines das Abbild und der Mittelpunkt des Andern!"

---

217. Rußland im Vergleich zu England.

(Nach J. C. Petri, neue Pittoresken aus Norden.)

Rußland ist nicht bloß eine europäische Großmacht; es ist schon jetzt ein Weltreich. In dieser Hinsicht steht ihm unter allen Mächten Großbritannien allein gegenüber. Aber zwischen beiden Weltmächten findet ein großer Unterschied Statt. Rußland ist eine Continentalmacht, England eine Seemacht. Jenes beherrscht von einem Mittelpunkte aus halb Europa und ein Drittel von Asien; dieses beherrscht von mehreren weit entfernten Punkten aus die Meere und den Ocean. Jenes hat durch seine Landkriege die gerade Richtung nach den Küsten und Strommündungen genommen; die Levante ist trotz der Dardanellen seinem Handel und seinen Kriegsschiffen geöffnet, und von Persien aus weis't ihm der Euphrat den Weg nach Indien; dieses kann nicht mit gleichem Vortheil von den Küsten aus, die es sperrt, in das Land eindringen und Gesetze vorschreiben. Seine indische Landmacht ist nach so vielen Eroberungen mehr die unsichere Besatzung eines eroberten Landes, als ein taugliches Werkzeug für Vertheidigung und Angriff. Die Politik des Cabinets von St. James muß alles umspannen, was in den Bereich seiner Macht gehört: von Singapur bis zum Cap, von Korfu und Malta bis Jamaika und zum Niagara: sie muß mit gleicher Wirksamkeit Hamburg, Antwerpen, Porto, Lissabon, Konstantinopel, Alexandria und Kanton, wie Rio Janeiro, Valparaiso und La Guayra beobachten. Dadurch wird Englands Kraft zersplittert; und hat es gleich den Welthandel in seiner Gewalt, so kann es doch nicht die

übrigen Seemächte von dem Markte ausschließen, ohne sich selbst den größten Schaden zuzufügen. Noch wichtiger ist ein anderer Unterschied zwischen den beiden politischen Kolossen. Rußland befindet sich auf den ersten Stadien der allseitigsten Entwickelung seiner ungeheuern Natur- und Volkskraft; es kann rasch und ungehindert auf dieser Bahn vorwärts schreiten; die Einheit und Stärke seiner Centralregierung, die Menge von Talenten, welche der Thron um sich versammelt und über die er frei verfügt, der unbedingte Gehorsam von sechszig Millionen Menschen, die großentheils nur wenig über die ersten Stufen der Bildung sich erhoben haben: alles dies sichert dem aufgeklärten, über seinem Volke stehenden Selbstherrscher, sobald er nur weiß, was er will, was er kann und soll, den Erfolg. Er erblickt in der Zukunft seines Reiches mehr Hoffnungen als Gefahren.

Was zu der Macht dieser in strenger Einheit geschlossenen Nation sehr viel beiträgt, ist die Uebereinstimmung des kirchlichen Glaubens. Die Russen sind alle ohne Unterschied der „orthodox- (rechtgläubig) griechischen" Religion zugethan. In der griechischen Kirche ruht eine der stärksten Wurzeln der Nationalität; in ihr fühlen sich die tausende von Meilen entfernt wohnenden Stämme als Glieder eines Leibes, dessen Haupt der Czar, der sichtbare Stellvertreter Gottes, zugleich Kaiser und Oberpriester ist.

Auch in der Sprache herrscht kein bedeutender Unterschied. Das Russische zerfällt in zwei Hauptdialekte: in das Groß- und Kleinrussische. Jenes sprechen die Großrussen, die donischen und alle anderen Kosaken groß-russischen Ursprungs, so wie die Westrussen in den ehemaligen polnischen Provinzen; — dieses alle Kleinrussen, nicht nur in dem eigentlichen Kleinrußland, sondern auch in Podolien und in der früher sogenannten polnischen Ukraine, die Kosaken des schwarzen Meeres, so wie alle übrigen von Kleinrussen abstammenden Kosaken. Alle Kosaken sind wahre und ächte Russen in Abstammung, Sprache, Religion und Sitte, und alle Russen sind Eins durch ihre Sprache. Das Groß- und Kleinrussische ist bei Weitem nicht so verschieden, als z. B. das Ober- und Niederdeutsche.

Die große Einheit und Einförmigkeit des Volkes wird aber mächtig getragen und zusammengehalten von der Einförmigkeit des Landes, von der weit ausgedehnten, unterschiedslosen Fläche, auf welcher kein Theil sich absondern kann, und Alles — Mensch und Pflanze, Thier und Boden, Wind und Wetter — eine und dieselbe Uniform trägt. Die russische Weltmonarchie könnte sich nur entwickeln auf russischem Boden.

218. Der Ural*).

(Nach G. B. Mendelssohn, das germanische Europa.

Der Berggürtel, welcher die asiatische Steppe vom europäischen Rußland scheidet, Ural im ausgedehntesten Sinne des Worts, verdient eigentlich nur im Süden und im hohen Norden den Namen eines Gebirges; hier von der Höhe der deutschen Waldgebirge, aber in dieser hohen Breite meist schneebedeckt und ungangbar; im Süden besteht er aus drei Parallelketten, die den nördlichen Gipfeln an Höhe gleich kommen, aber, in milderen Regionen, weit gangbarer sind. Den mittleren Raum füllt nur ein breiter Rücken, den man fast unmerklich übersteigt, auf Straßen, welche ohne besondere Nachhülfe der Kunst fahrbar sind. Breite Tafelländer senken sich im Westen sehr allmählig gegen Wolga und Kama zur Ebene hinab, rascher im Osten gegen die Steppe. Das eigentliche Gebirge ist kaum bewohnt. Im Norden irren Wogulen, Ostjäken, Samojeden zwischen seinen Felsen umher, im Süden weiden Baschkiren in der guten Jahreszeit an den mildern Berghalden. Es gibt weder hier noch anderswo ein eigentliches Gebirgsvolk im europäischen Rußland, die Tataren der Jaila etwa ausgenommen; nur auf den Vorbergen, den niedrigen Tafelländern des Urals haben sich einige finnische Stämme erhalten, kümmerliche Ueberbleibsel des alten permischen Reiches.

Dem mittlern Ural hat Zweierlei für Rußland eine große Bedeutung verliehen: 1) die Verbindung mit Sibirien, die über ihn hin unterhalten wird; die Haupt-Verbindungsstraße führt nach Katharinenburg, am Ostfuß desselben; 2) der große Metallreichthum, der schon vor uralten Zeiten der Geschichte wie der Sage unbekannte Völker hierhin gelockt hatte, deren Andenken nur tiefe alte Erzgruben, Gräber, alte Waffen und Goldschmuck aufbewahren. In ihre Fußstapfen treten heute zahlreiche russische Niederlassungen, die unerschöpflichen Niederlagen der nützlichsten wie der kostbarsten Metalle auszubeuten, welche auf der Westseite, und noch mehr am Ostfuß des Urals in solcher Fülle verborgen sind, daß nur das Maaß der Forsten und die Zahl der Arbeiter, die unter diesem rauhen Himmelsstrich Nahrungsmittel findet, dem Bergbau eine Grenze setzt. Das trefflichste Eisenerz in ganzen Bergen befriedigt reichlich das Bedürfniß des unermeßlichen Reiches. Die Lager von Goldsand, erst seit dreißig Jahren benutzt, liefern schon die Hälfte von dem, was Brasilien in der Zeit des reichsten Ertrags, füllen den Staatsschatz, bereichern große Privateigenthümer und wirken bedeutend auf den ganzen europäischen Haushalt ein. Platina ist nun nicht mehr auf die Laboratorien der Chemiker beschränkt, sondern gangbare Münze geworden, und selbst den lang verborgenen Demant hat das Gebirge

---

*) Eine wissenschaftliche Abhandlung über den Ural enthält Alexander v. Humboldt's Central-Asien I. Band.

als würdiges Gaſtgeſchenk dem edelſten Gaſte dargeboten, den ſeine Felſen und Wälder noch geſehen haben.

Gegen 150,000 Arbeiter beſchäftigt dieſer Bergbau: theils in den Gruben, theils als Hüttenarbeiter, theils bei der Zufuhr des Holzes und der übrigen Bedürfniſſe. Es ſind Leibeigene, von Privatbeſitzern überſiedelt oder von der Krone zur Beförderung des Bergbaues überwieſen.

Die großen Etabliſſements der Krone und dieſer wie anderer reicher Eigenthümer ſind durch die waldbedeckte Gegend zerſtreut. Es ſind Orte von mehreren tauſend Einwohnern, lauter Leibeigenen, die mit Berg- und Hüttenarbeit beſchäftigt ſind, unter genauer Aufſicht ſtehen, aber ſich eines geſicherten, oft verhältnißmäßig wohlhabenden Daſeins erfreuen.

Katharinenburg iſt der Haupt-Mittelpunkt dieſes Bergbaues. Hier leben noch die Nachkommen der Deutſchen, welche unter Peter dem Großen hergezogen, zuerſt die geheimen Schatzkammern des Gebirges aufgeſchloſſen haben.

219. Ueberſicht der Flüſſe und des Canal-Syſtems Rußlands.

(Nach J. G. Kohl, Reiſen im Innern von Rußland und Polen, E. Kapp, philoſophiſche Erdkunde, und Karl Ritter, über Veranſchaulichungsmittel räumlicher Verhältniſſe bei graphiſchen Darſtellungen.)

Die Wolga iſt eine völlig ununterbrochene, überall ziemlich tiefe Waſſerſtraße, ohne alle Waſſerfälle, Stromſchnellen und Felſen, von 430 Meilen Länge, und es iſt jammerſchade, daß ein ſo wundervoller Schifffahrts-Canal keine andere Weltſtellung hat. Alle zum ſchwarzen Meere gehenden Flüſſe, ſo wie die in die Oſtſee fließenden, kommen ihr in Bezug auf ihre Qualitäten nicht im Entfernteſten nahe. Die Oſtſeeflüſſe ſind faſt alle ſehr ſeicht und die Donau und der Dniepr ſind wegen ihrer Felſen und Waſſerfälle ſehr ſchwer nutzbar. Der Don leidet den größten Theil des Jahres an Waſſermangel, die „Mutter“ Wolga dagegen iſt in aller Hinſicht vorzüglicher; doch hat ſie leider nirgends eine natürliche, offene, freie Communication mit irgend einem mit dem Oceane verbundenen Weltmeere. Wie ihre Wurzel aus den Sümpfen und Moräſten des Waldairückens hervortritt, ſo verbirgt ſie ihr Haupt in die ſeichte Brandung des rings umher geſonderten, abgeſchloſſenen und von Wüſten und barbariſchen Nationen umwohnten kaspiſchen Sees. Sie iſt daher für den Welthandel weit weniger nutzbar und wichtig, als irgend einer der anderen Hauptſtröme Europa's. Für den Binnenhandel des ruſſiſchen Reiches dagegen iſt ſie um ſo wichtiger und einflußreicher, ja, in dieſer Hinſicht ſteht ſie ſo hoch wie kein anderer Fluß des ſtromreichen Rußlands, und es iſt wahrſcheinlich, daß über die Hälfte des ganzen ruſſiſchen Binnenhandels

auf dem Wasserstreifen der Wolga hin- und her pulsirt. Alle inneren, mittleren, nördlichen und östlichen Theile des ganzen Moskowiterlandes communiciren unter einander mittels der Wolga. Unterhalb Kasan empfängt sie, was die Gebiete der 215 Meilen langen Kama, was das ganze Sibirien und das ferne China senden; bei Nischnei-Nowgorod ergießt sich der Ueberfluß der Central-Provinzen des Reichs mittels der 190 Meilen langen Oka in ihr Thal und vertheilt sich von da aus auf drei durch sie eröffneten Wasserwegen durch das ganze Land. In Bezug auf das Ausland ist die südöstliche Richtung der Hauptwasserlinie der Wolga entscheidend. Als eine Fortsetzung dieser Richtung erscheint der Oxus in Turkestan und der Indus in Hindostan. An den Ufern aller drei Flußsysteme hinauf rankt sich ein Zweig des indisch-bucharischen Handels empor, mit welchem sich Nebenzweige des persischen und kaukasischen Handels verbinden. Astrachan an der Mündung der Wolga ist der Hauptrecipient der Früchte dieser Zweige, und Twer endlich an der oberen Wolga erscheint als der äußerste Vertheiler desjenigen Theiles dieser Früchte, die für den Norden bestimmt sind.

Die Geschichte des eigentlichen Rußlands hat sich bis jetzt zumeist an diesem Strom entwickelt. Die nördliche Hälfte ist die Pulsader des russischen Stammreichs und durchfließt die fruchtbarsten Länder der großen Ebene. In diesem Theile des Stromgebietes liegen die Städte Twer an der Mündung der Twerza, Wladimir an der Kliäsma, einem linken Nebenflusse der Oka, Nischnei-Nowgorod an der Mündung der Oka, Riäsan an der Mittel-Oka, einst die Hauptstadt mächtiger Fürstenthümer, und vor Allem Moskau an der Moskwa, welche von Westen der Oka zufließt. Die südliche Hälfte erstreckt sich größtentheils durch öde Steppengegenden, welche aber deshalb wichtig sind, weil sie nebst dem unteren Uralgebiete die große Völkerstraße zwischen Asien und Europa im Mittelalter gewesen sind. Der Ural ist ein wasserreicher Fluß von 230 Meilen Länge, ohne Bedeutung aber für Handel, wichtig nur als befestigte Grenzlinie gegen die östlichen Steppen-Nomaden. Hier und weiter nördlich im Kamagebiete dehnten sich die tatarischen Königreiche Astrachan und Kasan aus, die letzten Bollwerke der Mongolenherrschaft, deren tatarische Bewohner, theils Ackerbauer und Städtebewohner, theils Nomaden, sich zur muhamedanischen Religion bekennen.

Diese Wichtigkeit der Wolga wird dann noch mehr einleuchten, wenn die übrigen Flüsse Rußlands in vergleichende Betrachtung gezogen werden.

Der Don ist 195 Meilen lang. Er entspringt in der Nähe der Oka-Quelle. Sein oberer Stromlauf bis zum südlichen Landrücken gehört, wie der der Wolga, dem Kernland des russischen Reiches. Nach seiner charakteristischen Krümmung gegen Osten ergießt er sich in das asow'sche Meer, einen Busen des schwarzen, mit dem dieses durch die Straße von Kertsch in Verbindung steht. Der Fluß hat eine geringe Wassermenge und viele seichte Stellen; von seinen Ablagerungen wird der Meerbusen immer mehr angefüllt, woher große Hindernisse für die

Schifffahrt entstehen. Die Gegenden des untern Stromlaufes sind von Kosaken bewohnt. Die Kosaken sind ursprünglich Bruchstücke der russischen Bevölkerung, die, weil das freie ungebundene Leben in den Steppen anlockte, bald durch ansehnlichen Zulauf aus allen russischen Provinzen sehr verstärkt wurden. Die Donischen Kosaken sind die bekanntesten; sie haben eine eigene kriegerische Verfassung und stehen unter einem früher selbst gewählten Attaman (Hettmann).

Unter den 6 der bedeutendsten europäischen Ströme, die im südlichen Rußland zwischen der Kubanmündung vom Kaukasus herab, und der Donaumündung aus Ungarn her, auf einem verhältnißmäßig sehr kurzen Horizontalabstande, von Osten gegen Westen, nämlich nur von 80 geographischen Meilen, ihren großen Wasserreichthum, den hier schon Herodot bewunderte, aus den weitesten Fernen, wie sonst nirgends in Europa in ähnlicher Fülle für einen so kurzen Raum, in das Becken des schwarzen Meeres zusammen schütten, unter diesen 6 Strömen (Kuban, Don, Dniepr, Bug, Dniester, Donau) ist nächst der Donau der Dniepr der bedeutendste, denn sein Stromgebiet ist 3 mal so groß als das von Rhein und Elbe, 10,000 □-Meilen; die gekrümmte Entwickelung seines Stromlaufes 214 geographische Meilen; der directe Abstand seiner Quelle von der Mündung unterhalb Cherson 134; die Krümmungen des Stromes verlängern also seinen Lauf um volle 100 Meilen. Die Folge dieser Entwickelung ist die verhältnißmäßig außerordentliche Erweiterung seines natürlichen Stromgebiets, die Menge der Wasserläufe, die sich seinem Systeme zuwenden, und die große Fruchtbarkeit und Mannichfaltigkeit der Oberflächen, in denen sich sein strömendes Gewässer (das sie in den vielfältigsten Windungen bespült, so lange als es mit der Natur eines Stromes nur verträglich ist) verweilt.

Sein westlicher Nachbar, der Dniestr, mit gleicher Normal-Direction gegen SO. und unter sehr ähnlichen Localitäten sich erzeugend, weiset doch, gegen ihn, ganz entgegengesetzte Verhältnisse auf. Er ist freilich an Größe geringer wie jener, aber darin liegt die große Differenz beider nicht, sondern jener Verhältniß-Unterschied gibt ihnen die verschiedenste Charakteristik. Der directe Abstand der Dniestr-Quelle von der Mündung ist 81 geographische Meilen, sein ganzer Lauf, alle Krümmungen mit eingerechnet, gibt aber nur die Entwickelung von 96 geographischen Meilen; seine Krümmungen verlängern den Stromlauf also nicht um 1/6 seines directen Abstandes, daher ist sein Stromgebiet, verhältnißmäßig für die Länge seines Laufes, sehr gering, ja, unbedeutend an Umfang zu nennen, nur anderthalbtausend Quadrat-Meilen groß, demnach nur halb so groß als das des Rheines, kaum mit dem des Tajo etwa zu vergleichen, und hieraus geht der geringere relative Werth dieses Stromes im sonst so reichlich ausgestatteten osteuropäischen hydrographischen Systeme von selbst hervor, im Vergleich mit seinen größern Nachbarn nicht nur, sondern auch mit andern nicht eben an sich bedeutenden Strombildungen. Durch die am meisten einer geraden

Linie genäherte Stromrinne ist sein Stromgebiet verhältnißmäßig das kleinste dem Areal nach geblieben, das einem Strome dieser Größe nur irgend zu Theil werden kann. Es ist aber auch das einförmigste geblieben, nur zu seinen beiden Seiten ein schmaler Landgürtel von NW. gegen SO. gezogen; darum fehlen seiner Stromrinne alle bedeutenderen Zuflüsse und seinem Gebiete alle Mannichfaltigkeit von Verhältnissen; er selbst ist weder geographisch, noch historisch für Einheimische oder Fremde durch seine Natur-Verhältnisse von höherer Bedeutung für den Erdtheil geworden, bis heute kaum einmal beschifft.

Wir wenden uns nunmehr von seiner pontischen Südseite nach seinem baltischen Nordwesten.

Der Niemen entspringt am nördlichen Rande der litthauischen Niederung und mündet nach einem Laufe von 116 Meilen mit Deltaarmen in das kurische Haff. Seine Schiffbarkeit, die schon unfern seiner Quelle beginnt, wird in den Gegenden seines Durchbruchs durch den nordrussischen Landrücken durch Felsen und Stromschnellen unterbrochen. Sein unterer Lauf, die Memel, befruchtet durch starke, aber vom Menschen beherrschte Ueberschwemmungen eine gut angebaute Niederung.

In den Busen von Riga ergießt sich die Düna; sie hat mit der Wolga denselben Quellbezirk und 140 Meilen Stromlänge. Ihr Lauf durch den Landrücken zeigt dieselben Erscheinungen, wie sie beim Niemen und in ähnlicher Weise bei den pontischen Flüssen bemerkt worden sind. Das Gestade des Niemen bis jenseits der Düna zum Peipus-See begreift die Provinzen Kurland, Liefland und Esthland, in welchen die Kuren, die Lieven und die Esthen, mit Gothen und Finnen vermischte Slawen, die ursprüngliche Bevölkerung bildeten, die aber gegen die später eingedrungene deutsche Cultur zurückgetreten ist.

In den finnischen Busen mündet die tiefe Newa. Aus dem Onegasee führt der Swir, aus dem Ilmensee der Wolchowfluß und aus einer Menge finnischer Seen die Woxa das Wasser in den Ladogasee. Aus diesem fließt es durch die nur 8 Meilen lange Newa ab. Das Gebiet der Newa zeigt eine dem Lorenzgebiet in Nordamerika sehr verwandte Bildung. Hier liegt Petersburg, die Hauptstadt des modernen Rußlands; nur wenig südlich davon, wo die Wolchow aus dem Ilmensee tritt, liegt Nowgorod.

Sehen wir zuletzt noch auf das Stromsystem der Weichsel, den größten Zufluß des Ostsee-Beckens, das mit Donau, Elbe und Rhein die 4 mächtig strömenden Wasser Mittel-Europa's bildet. Der Größe nach steht die Weichsel im hydrographischen Systeme des Erdtheils dem Rheinstrom am nächsten, und zwar zwischen Elbe und Rhein. Denn der directe Abstand der Weichselquelle von der Mündung zur Ostsee ist 72 geographische Meilen, die Strom-Entwickelung 123 geographische Meilen; die Krümmungen des Laufes bilden also 51 geographische Meilen, das ist weit über ²/₃ des directen Stromlaufes. Hieraus ergibt sich die große Bewässerung, welche die Weichsel ihrem Stromgebiete gibt.

Der größte der nordrussischen Flüsse ist die Dwina. Sie entsteht aus der Vereinigung der Suchona und Wytschegda. Jene, der Hauptarm, kommt aus dem kubinskischen See, unfern der Scheksna, diese kommt von Osten, da wo der nördliche Landrücken in den Ural übergeht. Beide fließen auf der Nordseite des Landrückens demselben parallel. Die Suchona nimmt noch den Jug auf, welcher den Landrücken von Süden her durchbricht. Die Dwina hat eine Länge von 160 Meilen und ergießt sich in einer breiten und tiefen Mündung bei Archangel in das weiße Meer. Von allen Flüssen des nördlichen Rußlands hat sie wegen der vielen Sümpfe ihres Stromgebietes den größten Wasserreichthum, so daß ihre größeren Flüsse selbst bis an die Quelle schiffbar sind. Archangel war bis zur Gründung von Petersburg der einzige russische Hafen, ist aber jetzt nur noch für den Handel nach Sibirien von Wichtigkeit. Dorthin schickte Peter der Große das Kriegsschiff von 60 Kanonen, welches unter seiner Aufsicht in Amsterdam gebaut worden war.

In Obigem ist eine Uebersicht der Gewässer des russischen Reiches gegeben worden, und zwar rein nach ihren natürlichen Verhältnissen. Es wurde zugleich durch Angabe der Quellbezirke der Ströme und ihrer größeren Zuflüsse, so wie der natürlichen Vortheile und Hemmnisse des Wassertransports die Betrachtung der dem Menschen von der Natur nahe gelegten und von ihm zum größten Theil ins Werk gesetzten Verbindung sämmtlicher Stromgebiete und, durch diese vermittelt, auch der vier begrenzenden Meere vorbereitet.

Die Canal-Verbindung ist in Rußland nicht die einzelner Flüsse mit einander, sondern von der Art, daß, weil alle Gewässer daran betheiligt sind, und zwar in bestimmten Beziehungen zu einem gemeinschaftlichen Mittelstrome, jeder Fluß in diesem Zusammenhang mit andern die Bedeutung hat, das Glied eines großartigen Wasser-Systems zu sein. Der Mittelpunkt ist die gewaltige Wolga.

Haben wir oben von diesem Strome gesehen, wie er für sich allein schon eine Naturmacht war, welche der russischen Geschichte das Centrum gab, so wird sich nun erkennen lassen, wie er auch durch Nachhülfe von Menschenhand geeignet gemacht worden ist, die peripherischen Gebiete des Reiches in einen allseitigen centripetalen Zusammenhang zu bringen und darin zu verketten. Da die Wolga selbst unmittelbar durch ihre Mündung mit einer der vier Meerseiten Rußlands in Verbindung steht, so kommt es nunmehr darauf an, zu zeigen, daß sie der einzige Strom ist, dessen Wasserstraße durch directe Canal-Vereinigung mit den Nachbar-Stromgebieten auch nach den drei übrigen Meerseiten sich fortsetzt.

Zuerst steht sie mit dem Wassergebiete der Newa auf eine dreifache Weise durch ihre drei Quellarme in Verbindung. Von der Twerza nämlich führt ein Canal in die Msta, einen Nebenfluß der Wolchow, die sich von Süden in den Ladogasee ergießt (Canal von Wischnei-Wolotschok). Ein Seitenarm der Mologa ist in Verbindung

gesetzt mit der Tichwinka, die von Südost in denselben See führt (Tichwinka-Canal). Aus der Scheksna führt ein Canal in die Wytechra, einen südlichen Zufluß des Onegasees (Onega- oder Marien-Canal). Hiermit ist eine ununterbrochene Wasserstraße zwischen der Ostsee und dem kaspischen Meere, zwischen Petersburg und Astrachan hergestellt. Man hat für diese Wasser-Verbindung die einfache Benennung Canal nicht ausreichend gefunden und nennt sie Canal-System.

Die Flüsse dienen hier nämlich nicht bloß mittelbar als Wasserspender für Einen Canal, sondern werden unmittelbar, gleich wie im chinesischen Canal-Systeme, als Zwischenglieder und Fortleiter der Wasserbahn benutzt; so sind 76 Seen und 106 größere und kleinere Flüsse in Zusammenhang gebracht. Indem sodann aus der Scheksna in die Suchona, aus der Kama in die Wytschegda Canäle führen, ist sowohl das westliche als das östliche Wolgagebiet mit der Dwina verbunden, Nordrußland mit dem mittlern und südlichen und mit den Ostseeländern, Archangel mit Petersburg und Astrachan. Ferner tritt durch Vereinigung der Oka und des Don auch Südrußland mit der Wolga, also das schwarze Meer mit den übrigen Meerseiten in Verbindung. Endlich sind gerade Wasserstraßen zwischen der Ostsee und dem schwarzen Meere dadurch eröffnet, daß die Weichsel, der Niemen und die Düna mit drei Zuflüssen des Dniepr, und auch die Düna mit der in die Newa führenden Lowat verbunden worden sind.

Solchergestalt sind der pelzreiche Norden, der metallreiche Osten, der fisch- und salzreiche Süden*), der holzreiche Westen und das getreidereiche Innere für den Binnenhandel in den lebendigsten Verkehr gesetzt. Welche Wichtigkeit aber die Wolga in dieser Beziehung hat, ist daraus zu entnehmen, daß der Mittelpunkt des ganzen Binnenhandels, Moskau, eigentlich von ihr hervorgerufen worden ist. Auch Petersburg wird in der Ausdehnung der Verbindungen zu Lande von keiner Stadt der Erde erreicht, und für den auswärtigen Handel zur See nur von wenigen übertroffen. Die Wolga muß als der erste Zufuhr- und Verbreitungsweg für das Innere des Reiches angesehen werden.

Es kann nicht geläugnet werden, daß die Localität des russischen Reiches mit dieser Einheit, in welcher seine fluvialen und maritimen Verhältnisse theils von Natur, theils durch Nachhülfe von Menschenhand stehen, dem Staate noch eine große Entwickelung verheißt.

*) Allen größeren Salzseen der Steppe wird ihr Salzgehalt durch Bäche und Flüsse, welche auf Steinsalzlagern entspringen, zugeführt. In der Gegend des salzreichen Eltonsees (Unterwolga) waren 1834 in den Magazinen 7 Millionen Pud Salz aufgehäuft.

220. Großrussen und Kleinrussen.

(Nach J. G. Kohl, Reisen im Innern von Rußland und Polen.)

Wenn die Kaiser von Rußland den Titel „Wserossijskije Imperatori“ („Imperatoren aller Reußen“ oder genauer „aller Rußlande“) führen, so geschieht dies mit Bezugnahme auf die Eintheilung Rußlands in Groß-, Klein-, Weiß- und Rothrußland. Von diesen Abtheilungen des Landes sind die beiden wichtigsten die von Groß- und Kleinrußland. Denn da die Weißrussen nur polonisirte Großrussen, die Rothrussen aber augenscheinlich und anerkannter Weise nur ein Zweig der Kleinrussen sind, so bleibt fast kein anderer bedeutungsvoller Stammunterschied unter den Russen übrig, als der zwischen Groß- und Kleinrussen.

Die Großrussen bewohnen ausschließlich das mittlere Rußland, wo in dem alten Moskowiterlande ihre eigentliche Wiege ist, und haben sich von hier aus als Städtebewohner, hanthierend und handelnd, in vielen Fischer-, Jäger-, Kaufleute- und Handwerker-Colonieen über die Länder der finnischen Stämme bis an die baltische See und an's nördliche Eismeer, so wie über die tatarischen und mongolischen Völker hin über die mittlere Wolga und den Ural hinaus durch Sibirien bis an das Ostmeer verbreitet. Sie bilden von den 66 Millionen Menschen, die das russische Reich bewohnen, entschieden die Hauptmasse, und man kann ihre Anzahl auf nahe an 30 Millionen berechnen. Sie sind die eigentliche russische Nation und stehen überall in Rußland an der Spitze der Geschäfte und wichtigsten Lebensverhältnisse, und ihre Sprache ist die officielle Sprache des Staats, der Literatur und der gebildeten Gesellschaft.

Die Kleinrussen dagegen bewohnen das südliche Rußland, insbesondere das Dnieprgebiet, wo in dem alten Kiew ihre Wiege zu suchen ist. Sie haben sich als Grundbevölkerung ackerbauend von den Karpathen bis an die untere Wolga und dann in den vielfach von ihnen ausgegangenen militärischen Colonieen der Kosaken bis an den Pontus Euxinus, den Kaukasus, den Ural, den Aralsee und das südwestliche Sibirien verbreitet. Galizien, Podolien, die polnische Ukraine, Neurußland, die Gegenden des mittleren und unteren Don, so wie die der unteren Wolga von Saratow an, sind die Gebiete, welche als ihre jetzige Heimath anzusehen sind, und die Gegenden am Ural, am Kuban, am Terek u. s. w. die, welche als ihre Colonialländer betrachtet werden müssen. Sie bilden eine Volksmasse von wenigstens 12 Millionen Menschen und nennen sich selbst „Malorossiani“ oder schlechtweg „Rossiani“, in den westlichen Gegenden auch „Russniaki“ oder „Rusnaki“ und „Rutheni“ (auch „Russinen“).

Die 30 Millionen Großrussen bilden eine äußerst conforme Masse mit so ungemein großer Gleichförmigkeit der geistigen und körperlichen Bildung, der Sitten, Sprache, Physiognomie und Lebensweise, daß

einem fremden Reisenden durchaus Alle von demselben Gusse zu sein scheinen, und nur allenfalls das geübtere Ohr und feinere Auge des Eingeborenen die Eigenthümlichkeiten eines Großrussen aus Moskau oder Petersburg oder Nowgorod u. s. w. zu unterscheiden weiß. Diese kaum bemerkbaren Unterschiede der Großrussen unter einander scheinen jedoch keineswegs durch eine ursprüngliche Stammverschiedenheit, sondern nur durch ein lang dauerndes Auseinanderwohnen begründet zu sein und sind bei Weitem nicht so groß wie die Unterschiede unter den verschiedenen deutschen Stämmen. Es sind daher diese schwachen Schattirungen und Nuancen so wenig allgemein bekannt und anerkannt, daß innerhalb der Benennung „Großrussen" durchaus gar keine andere Unterabtheilungen bezeichnenden Namen sich ausgeprägt haben. Die Bewohner Moskau's, Nowgorod's, Tobolsk's und Irkutzk's, obgleich durch Tausende von Meilen und Hunderte von Jahren getrennt, gleichen einander so auf's Härchen, daß es schwer sein möchte, auf der ganzen Erde noch eine zweite Masse von fast 30 Millionen Menschen zu finden, die eine solche moralische, physische, politische und linguistische, von einem einzigen Willen und denselben Principien beseelte Einheit bildeten.

Auch von den Kleinrussen läßt sich im Ganzen dasselbe bemerken. Ueberall findet man bei ihnen dieselben charakteristischen Eigenthümlichkeiten, dieselbe unverkennbare Gesichtsbildung, denselben Dialekt der Sprache. Es besteht unvergleichlich mehr Aehnlichkeit zwischen einem Malorossianen von der Wolga und einem anderen vom Fuße der Karpathen, als z. B. zwischen einem Spanier aus Neucastilien und einem aus Altcastilien. Selbst wenn solche Stämme lange Zeit der Vermischung mit fremdartigen Nationalitäten ausgesetzt waren, sind doch ihre gemeinsamen Eigenthümlichkeiten fast unverwischt; denn bei der ganzen russischen Nation, bei Klein- wie bei Großrussen, macht sich eine ungemein starke Kraft der Assimilirung sichtbar, vermöge deren sie sehr schnell alle fremde Nationalität, indem sie sie zerstören, sich aneignen. Dennoch scheinen aber allerdings bei einem Vergleiche mit den Großrussen die Stammschattirungen der Kleinrussen einigermaßen bedeutsam.

So wenig demnach Klein- und Großrussen innerhalb ihrer Gebiete Stammunterschiede ausgebildet haben, so groß ist dagegen ihr Gegensatz unter einander. Er ist stärker als der Gegensatz zwischen den verschiedenen deutschen Stämmen, den Baiern, Schwaben, Sachsen u. s. w., wenngleich nicht ganz so stark, wie der zwischen den verschiedenen germanischen Nationen, den Dänen, Holländern, Schweden u. s. w. Das Verhältniß der Niederdeutschen zu den Oberdeutschen würde wohl am besten die Stellung der Klein- und Großrussen bezeichnen, bei welcher Parallelisirung man die Süd- oder Kleinrussen den Nieder- oder Norddeutschen gleichstellen müßte, so wie die Nord- oder Großrussen den Süd- oder Oberdeutschen.

Es ist die gewöhnliche Meinung der Uneingeweihten in Rußland, daß die Eigenthümlichkeiten, welche man an dem Kleinrussen wahrnimmt, sich eigentlich nur von einer Beimischung des Tatarischen und Polni-

schen zum Russischen herschreiben und daß das ganze Volk nur aus einer Vermischung der Tataren, Polen und Russen entstanden sei. Allein durch Sprachforschungen und andere Beobachtungen ist es längst ausgemacht, daß die Verschiedenheit dieser beiden Stämme eine viel ursprünglichere ist und daß dem kleinrussischen Stamme in Bezug auf das Alter vor dem großrussischen sogar die Priorität gebühre.

Die Großrussen haben einen auffallend gedrungenen Körperbau, kurzen Hals, starken Nacken, breite Schultern und kurze Beine, die Kleinrussen dagegen einen sehr schlanken Wuchs, eine schmale Taille, feine Knochen, so wie dünn aufgelegte Muskeln. Die Großrussen besitzen starke und dicke Muskeln und neigen sich sehr zum Dickwerden. Unter den Kleinrussen sieht man dagegen sehr selten starkmuskelige, fette oder dickbauchige Menschen.

Die Haare der Großrussen haben meist helle Farben, sie sind braun, gelb, oft goldgelb und blond, die der Kleinrussen dagegen dunkel, schwarz und tiefbraun, was die Behauptung Derer bestätigen kann, die da sagen, daß die Kleinrussen reinere Slawen seien, die Großrussen aber sich vielfacher mit den gelbhaarigen Finnen und blonden Normannen gemischt hätten. Ebenso sind die Augen der Großrussen häufig blau, die der Kleinrussen dagegen häufiger braun. Nach der allgemeinen Meinung stehen die Kleinrussen dem slawischen Urtypus näher, als die Großrussen.

Alle Slawen und insbesondere alle Russen zeichnen sich trotz ihrer oft so melancholischen und klagenden Gesänge durch eine große Heiterkeit des Temperamentes und durch eine große Sorgenlosigkeit um die Zukunft aus, mit der dann eine eben so große Gleichgültigkeit gegen alles, was da kommen mag, und eine unbesiegbare Indolenz bei Vorkehrungen dafür innig zusammenhängt. Beide, Groß- wie Kleinrussen, leben gern lustig, singen und jubiliren fleißig, arbeiten nicht gern viel und strengen sich nicht eben bei der Arbeit an, lassen Glück und Unglück über sich ergehen, wie es der Himmel sendet, und sind in Verbesserung ihres Zustandes und in Erregbarkeit für neue und reformirende Ideen indolent. So sehr dies von beiden gilt, wenn man sie vergleichend anderen Nationen gegenüberstellt, in so sehr verschiedenem Grade gilt es doch von ihnen, wenn man sie unter einander vergleicht.

Dem Großrussen gegenüber darf man den Kleinrussen nicht sehen, wenn man seine Eigenthümlichkeit erkennen will. Denn in seiner Gegenwart erscheint der Kleinrusse, der den Moskowiter als seinen Besieger und Befehlshaber betrachtet, dem nicht so viel Witz, Lebendigkeit, Beredsamkeit und Talente zu Gebote stehen, als jenem, gewöhnlich befangen, stumm und gar melancholisch, wogegen er unter seines Gleichen gern scherzt, tanzt, trinkt, auftrumpft, musicirt und sich mit Blumen schmückt. Trinkgelage, lustige Aufzüge, Festivitäten und laute Musik sind dem Kleinrussen besonders lieb und kein geringeres Vergnügen als dem Großrussen.

Wenn Beide, Großrusse und Kleinrusse, lustige Brüder sind, so ist

doch der Großrusse ein weit heiterer, lustigerer Bruder. Er scherzt und witzelt beständig bei seinen Vergnügungen und würzt selbst seine Branntweingelage mit Beredsamkeit und Poesie. Sein Charakter ist menschenfreundlicher, gutthätiger, und er wird allemal in der Betrunkenheit sehr zärtlich und äußerst liebevoll. Aus seinem süßlich und schelmisch lächelnden Gesichte strahlt die Freude wider.

Die größere Lebhaftigkeit und Beweglichkeit des großrussischen Temperamentes, so wie im Gegensatze derselben die größere Trägheit und Indolenz des kleinrussischen Geistes, sprechen sich besonders stark in der Verschiedenheit der Geschäfte aus, die von dem einen und dem anderen Stamme mit besonderer Vorliebe betrieben werden. Der Kleinrusse ist von Haus aus ein Ackerbauer und Hirt, der Großrusse dagegen von Haus aus ein Kaufmann und Handwerker. Die einförmigen und langweiligen Geschäfte des Ackerbauers sind dem lebhaften Großrussen zuwider, und wo er nur kann, macht er sich von ihnen los, lernt, anstellig wie er ist, schnell dies und jenes Gewerbe und durchzieht handelnd und hanthierend das ganze große Reich, tritt bald am Eismeer oder Pontus als Fischer, bald in den Wildnissen Sibiriens als Jäger auf, dient als Handlanger in Fabriken, bei Architekten und Malern, gibt einen guten Bedienten und Marqueur in Privat- und öffentlichen Häusern ab, wandert mit Waaren allerlei Art von Stadt zu Stadt und zeigt sich zu allem, was ihm einigen Gewinn zu versprechen scheint, willig und unternehmungslustig.

Der Kleinrusse dagegen ist weit mehr Ackerbauer, und als solcher, so wie als Viehhirt, hat er sich über die ganze fette, fruchtbare, an Vieh und Menschen nährenden Gräsern so reiche südrussische Erdscholle verbreitet. Er hat wenig Talent und Lust zu mechanischen Arbeiten und noch weniger zur Krämerei und Handelschaft. Eben so verhandelt er fast nur die Producte seines Bodens und die Gegenstände seines täglichen Bedürfnisses als kleiner Krämer in den sogenannten „schwarzen Buden*)“, während alle Producte entfernter Länder und entlegener Manufacturen von den großrussischen Kaufleuten bezogen und umgesetzt werden.

Eine Tugend, die Beide, Kleinrussen sowohl als Großrussen, auf gleich angenehme Weise auszeichnet, ist die Gastfreiheit. Doch übt sie jeder auf seine Weise, der Großrusse mit mehr Höflichkeit und Freundlichkeit, der Kleinrusse mit eben solcher Herzlichkeit und wo möglich mit noch mehr Freigebigkeit. Der geringste Kosak wird mit der größten Bereitwilligkeit sein letztes Brod und seinen einzigen Topf Milch mit seinem Gaste theilen, und es wie der Großrusse für ein Verbrechen halten, einen unartigen Wirth in seinem Hause zu machen.

Ebenso zeichnet Beide auf gleiche Weise ihr religiöser Sinn und ihre Liebe zu den alten gottesdienstlichen Gebräuchen aus. Doch artet

*) Man nennt so solche kleine Buden, in denen die Bedürfnisse des täglichen Lebens, die das Land selbst liefert, verkauft werden.

die Religiosität des Kleinrussen wohl entschieden weit mehr in Aberglauben aus, als die des Großrussen, der weit mehr in der Welt herumkommt und daher in gewisser Hinsicht viel aufgeklärter erscheint, während der Kleinrusse, in seinen veralteten Vorurtheilen befangen, immer zu Hause sitzt.

Wenn die Klein- und Großrussen sich in keinem Punkte mehr gleichen als in Bezug auf ihre Gastfreiheit und Religiosität, so sind sie in keinem verschiedener, als in Bezug auf ihre Liebe zur Reinlichkeit. Dem Kleinrussen gebührt in dieser Hinsicht entschieden der Vorrang vor allen seinen Nachbarn, sowohl vor dem Ungarn als dem Moldauer, Polen und Großrussen, von welchen allen die Polen die Krone der Schmutzigkeit verdienen.

221. Die finnische Seenplatte und ihre Bewohner.

(Nach Anton v. Etzel, die Ostsee und ihre Küstenländer, u. M. v. Lindemann, Finnland und seine Bewohner.)

Zwischen dem weißen Meere und der Ostsee, vom finnischen und bottnischen Busen umschlossen, breitet sich Finnland in eigenthümlicher territorialer Gestaltung aus. Es bildet eine gedrängt flachhügelige und felsige Ebene, der es nicht nur an tiefen Thälern mangelt, sondern die im Allgemeinen fast keine Niveau-Unterschiede aufzuweisen hat. Nur unbedeutende Höhenzüge, deren hauptsächlichster den Namen Manselkawald führt, durchschneiden das Land, heften sich einerseits an das große russische Plateau und andererseits an die skandinavischen Gebirge, und bestimmen durch ihre Abhänge die Vertheilung der Wassermenge. Es übertrifft dieselbe an Reichthum alle übrigen baltischen Länder; denn beim Rückzug der einst den ganzen baltischen Kessel füllenden Gewässer blieb eine große Menge in den zahlreichen wannen- und muldenförmigen Vertiefungen der Oberfläche Finnlands zurück. Sie verbreiten sich unter den verschiedenartigsten Formen, füllen weite Räume aus und machen das Innere des Landes einem großen Archipelagus vergleichbar. Viele dieser breiten Seen oder tiefen engen Becken bahnten sich plötzlich, oder durch die Macht des allmählig wirkenden Tropfens, einen Abzugs-Canal, durch den sie sich ganz oder theilweise entleerten, heftige Ströme mit Wirbeln, Stromschnellen und Wasserfällen bildend; es haben dieselben fast überall nur einen kurzen Lauf und heften sich an andere Seen, so daß durch natürliche Canäle verbundene Seenzüge das ganze Land durchschneiden, und, da sie in der Mitte des Landes an Ausdehnung den festen Boden übertreffen, die fehlende, eigentliche Flußbildung ersetzen. Die Abflüsse der ganzen Seesysteme nehmen die Eigenschaften breiter und majestätischer Ströme an, verlieren sich aber in kürzestem Laufe, nachdem sie dieselbe gewonnen, ins Meer. Die große Schneemasse, welche sich jährlich während des Winters in dieser

nordischen Region ausbreitet, und die häufigen Regen, die im Herbste strömen, speisen die Wasserbecken bis zu dem Punkte, daß sie überströmen und sich über Felsen und durch dichte Wälder neue Wege bahnen. Bisher noch einer wilden Unabhängigkeit überlassen, erkennen sie kein Hinderniß an, und ihre ungestümen Ergießungen tragen den Schrecken weit umher. So rollten einst auch die übrigen baltischen Flüsse, die jetzt, von dem Geiste und der Hand des Menschen gezähmt, ihre Wasser friedlich durch cultivirte Gegenden führen und deren Ufer mit Dörfern, Flecken und Städten besetzt sind. Wann wird die Zeit da sein, wo auch dieses fließende Element gebändigt und sanft über seine Abhänge, in gebrochenem Fall und in gereinigtem Bette, dahin strömen wird, wo der Mensch die gewaltige und gefährliche Thätigkeit der Elemente, die die seinige jetzt aufzuheben scheint, besiegt hat?

Das Eismeer und das weiße Meer empfangen den kleinsten Wasservorrath Finnlands, nachdem er sich in den finnischen Lappmarken in dem zwölf Meilen langen und sieben Meilen breiten Enarasee gesammelt hat, und sich dann als Pats-joki in den Paßwick, einen Busen im Südrande des Waranger-Fjords, ergießt. Bei Weitem größere Mengen nehmen ihren Lauf in das baltische Meer. Sie bilden fünf Systeme, die theils in den bottnischen, theils in den finnischen Busen, theils in den Ladogasee abströmen; der westlichste Bezirk ist der kleinste, der tiefste und größte der östliche. Die Ausströmungen heißen Wuoxen, Kymene, Kumo, Ulea und Kemi.

Außer diesen finnischen Strömen eilen nach Süden und Westen noch die Abflüsse weit ausgedehnter Moore und Sümpfe in mehr oder weniger geradem und kurzem Laufe dem Meere zu. Alle diese Gewässer sind sechs oder sieben Monate des Jahres mit dickem Eise bedeckt; die Kälte dringt bis auf den Grund der Seen und läßt manchmal fast ihren ganzen Fischreichthum aussterben. In den Landestheilen, in denen der Abfluß schwierig ist, bildet der Eisgang ein erhabenes, aber furchtbares Schauspiel. In dem felsigen Theile Tavastehus brechen oft die bis zu unglaublichen Massen angeschwollenen Ströme sich ganz neue Betten und überschreiten ihre gewohnten Grenzen. Wie schon bemerkt, zeichnen sich überhaupt die finnischen Gewässer vor allen baltischen, ja, vor allen europäischen im Allgemeinen durch eine große Heftigkeit und ein wildes Ungestüm aus. Doch hat der menschliche Geist und Arm auch schon hier einige Anstrengungen gewagt, um ihren Lauf ruhiger und geregelter und sie theilweise der Schifffahrt zugängig zu machen. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte sich die schwedische Regierung mit diesem wichtigen Gegenstande beschäftigt und ließ durch geschickte Ingenieure die Terrainbeschaffenheit und die Wassertiefen untersuchen. Samuel Chydenius, Professor der Physik an der Universität Abo, unterstützte die Absichten der Regierung mit einem Eifer, dessen Opfer er selbst wurde. Er erforschte im Jahre 1757 einen großen Theil der inneren Gewässer in den Barken, die unter den Bewohnern Finnlands gebräuchlich sind, und trotzte den Katarakten, Klippen und

Stromschnellen. Während er beschäftigt war, die Tiefe des Kunno, oberhalb eines beträchtlichen Wasserfalles, zu messen, fiel er in Folge einer lebhaften Bewegung aus der Barke in den Fluß. Er schwamm einige Minuten mit Erfolg gegen den Strom; da er aber nicht schnell genug Hülfe erhielt, wurde er auf den Fall zugezogen. Seine Kräfte waren erschöpft und er verschwand nach wenigen Minuten in dem Schlunde. Man fand seinen Körper acht Tage später und setzte ihn feierlich in einer benachbarten Kirche bei. Während einer Reise, die Gustav III. 1773 in Finnland machte, ordnete dieser Herrscher mehrere Arbeiten an, die freilich nur theilweise ausgeführt wurden. Doch sind seitdem einige Flüsse befahrbar; die Stromschnellen und Katarakten wurden besiegt, und die Abhänge, die Tiefen und Untiefen mehr an das Licht gezogen und bekannt gemacht. Indessen werden noch Jahrhunderte vergehen, bevor diese weiten und ungestümen Gewässer in der Weise geregelt und beherrscht sind, daß sie die Fortschritte der Cultur nicht mehr hemmen und nur als Hülfsmittel für den inneren Handel dienen. Bisher wirken sie durch das Herabflößen reicher Waldschätze und durch etwas Getreide-Transport, den die mit den Gefahren solcher Schifffahrt vertrauten Bewohner ihrer Ufer unternehmen, in nur geringem Maßstabe auf den Handel ein.

Die Bevölkerung Finnlands zeigt in Ansehung ihrer Abstammung nicht bloß jene Mannichfaltigkeit, welche die Verzweigung eines Volksstammes in Besonderheiten hervorbringt, sondern auch Grundverschiedenheiten. Der Ausdruck „Finnländer" entspricht längst nicht mehr einer bestimmten Volks-Individualität. Schon seit dem ersten schwedischen Eroberungszuge im zwölften Jahrhundert ließen sich Schweden bleibend in Finnland nieder. Zu verschiedenen Zeiten wanderten Deutsche, Dänen und Russen, freilich in bei Weitem geringerer Anzahl, ein. Im höchsten Norden kommt noch eine kleine lappische Bevölkerung hinzu, und außerdem eine wandernde Bevölkerung: die Zigeuner.

Das finnische Volks-Element verläugnet noch jetzt in Sprache, Sitte und Charakter eine historische Dreitheilung nicht. Versuchen wir uns hier diejenigen gemeinsamen Züge zu veranschaulichen, worin sich die Finnen als eine Volkseinheit erkennen. Es ist zuerst die Sprache. Wer, etwa aus Deutschland oder Schweden kommend, zum ersten Male den finnländischen Boden betritt, den muß, wenn er nicht schon vorher Kunde von der finnischen Sprache hat, das durchaus Fremdartige dieser Laute aufs Höchste überraschen und dem Gedanken sogleich nahe bringen, daß er es hier schwerlich mit einer Sprache aus unserer indogermanischen Sprachfamilie zu thun habe. Noch stärker muß der Contrast für den sein, welcher eben noch in Petersburg den Consonantenreichthum des Slawischen und namentlich seine Fülle von Zischlauten in allen möglichen Nuancirungen kennen lernte und nun Finnisch reden hört, eine Sprache, in welcher im Gegentheil der Vocal entschieden vorherrscht und sich eher eine Consonantenarmuth offenbart. Wer Lust und Gelegenheit hatte, in den Bau dieser Sprache einzudringen und ihren

Geist in der Literatur zu studiren, dem wird ihr orientalischer Ursprung nicht lange verborgen geblieben sein. Eines der Hauptglieder jener über ein gutes Theil von Europa und Asien verbreiteten ural-altaischen Sprachenfamilie, konnte sie sich ungestörter und deshalb kräftiger entwickeln, als zwei andere am weitesten westlich vorgedrungene Schwestern: die türkische und die ungarische Sprache. Wenn die erstere das Eigenthum eines Volkes war, das schon gleich zu Anfange in vielfache Berührung mit dem Abendlande kam, später aber dem übermächtigen Einfluß seiner ihm fremden Cultur nicht widerstehen konnte, die letztere, der ewigen Kriege halber, bei denen die Ungarn bald siegend, bald besiegt, nie zur Ruhe kommen konnten, ebenfalls viel Fremdes in sich aufgenommen hat, so wurden die Finnen von einem Gegner überwunden, der ihnen ihre Sprache, ihr Volksthum im Ganzen unverkümmert ließ. Die finnische Sprache ist eine schöne, leichte, wohlklingende. Bei aller Vocalfülle überschreitet sie nicht das Ebenmaß und bleibt männlich. Besonders reich ist sie an Diphthongen, sie begnügt sich nicht mit denen unserer Sprachen, sondern bildet neue, wie äü, öü, üö. Am Anfang des Wortes leidet sie nicht mehr als einen Consonanten, auch am Ende liebt sie den Vocal; sie liebt vielsilbige Wörter, es gibt ihrer bis zu elf Silben. Vermöge der Biegsamkeit ihrer Formen, die sich in zahlreichen Ableitungen aus einer und derselben Wurzel beurkundet, vermöge der reichen Mannichfaltigkeit ihrer Figuren, ihrer Leichtigkeit in der Bildung neuer Worte ist die finnische Sprache besonders geeignet für Poesie. In ihr hat der Volksgeist sich das Mittel geschaffen, einer ihm eigenthümlichen Richtung, die als ein Grundzug des finnischen Volks-Charakters erscheint, dem Hang zur Poesie, sich hinzugeben. Der Finne liebt den Gesang über Alles. Aber dabei hat für ihn das Wort vor dem Ton den Vorrang. Ihm kommt es wesentlich auf den geistigen Inhalt des Gedichtes, erst in zweiter Linie auf die musikalische Ausstattung an. Darum finden wir in den finnischen Gesängen bei großer Armuth an Melodie eine Fülle geistreicher Gedanken und anmuthiger Wendungen. Hier zeigt sich der Finne so recht als Nordländer: er ist ein Mensch von geistiger Tiefe.

Mag längs der Küste und hier besonders in den Städten durch den Verkehr mit Fremden der poetische Sinn selbst erloschen sein, so findet sich dagegen auch in Finnland, freilich auf ein kleines Gebiet beschränkt, unmittelbare Volkspoesie. Im Südosten des Landes, in Karelen, und besonders in den Kirchspielen am Ufer des Ladoga, da erblüht diese heilige Blume noch urkräftig. Hier gibt es vielleicht nicht ein Kirchspiel, das nicht unter seinen Bewohnern einen oder mehrere Dichter zählte. Es sind schlichte Bauern. Zuweilen improvisiren sie ihre Verse und singen sie gleich bei einem Feste; oft auch arbeiten sie dieselben sorgsam aus. Sie tragen sie in ihren Gedanken herum, des Morgens, wenn sie zur Arbeit gehen, des Abends, wenn sie von des Tages Mühen ausruhen. Oft machen Mehrere zusammen ein Gedicht. Wenn in einem Kirchspiele zwei befreundete Dichter sind, kommen sie

zuweilen in ihren Mußestunden zusammen. Dann setzen sie sich quer über eine Bank einander gegenüber, fassen sich gegenseitig die Hände, und nun beginnt vor einer zahlreich versammelten Zuhörerschaft von Männern, Frauen und Kindern der Gesang der Runen. Der Eine beginnt, unter fortwährendem Wiegen seines Oberkörpers, die erste Strophe, der Andere wiederholt sie. Während dieser Zeit componirt und improvisirt er die zweite; dann überläßt er die Fortsetzung des Liedes seinem Freunde und übernimmt nun selbst die Rolle des Repetitors. So improvisiren sie lange und meist immer gute Folge habende Gedichte. Oft messen sich auch mehrere in einem Sängerwettstreit. Jeder der Concurrenten muß der Reihe nach und ohne Zögern das Wort nehmen. Die Leichtigkeit, mit der er seinem Gegner antwortet, ist es, die man vorzugsweise bewundert, und leider fallen die Stimmen der Zuhörer nicht für Den aus, der am schönsten, sondern für Den, der am längsten gesungen hat. Der Inhalt dieser Gesänge ist entweder eine Naturschilderung oder eine poetische Verherrlichung dieser oder jener Hauptbeschäftigung des Finnen, des Jagd- oder Hirtenlebens, oder irgend ein freudiges oder trauriges Ereigniß, das sich im Dorfe zugetragen hat.

Wenn man bei dem Finnen über die rauhe Außenseite hinweggekommen ist, kann man seinem Charakter hohe Achtung nicht versagen. In seinem Wesen liegt viel Ehrlichkeit und treuherzige Offenheit bei großer Anspruchslosigkeit. Solch gesunder männlicher Geist kann auch nur in einem starken Körper wohnen. Abgehärtet, kaltblütig und äußerst muskelkräftig, ist der Finne ein vortrefflicher Soldat, besonders Artillerist und Scharfschütz. Sein Klima bewahrt ihn schon vor Verweichlichung; bei den vielen Kriegen, die sein Land verheerten, fehlte es ihm am wenigsten an Uebung im Kampfe, und noch jetzt macht ihn die Bären- und Wolfsjagd mit Gefahren vertraut. So bewährte er sich von jeher, wenn er nicht von Unfähigen geführt oder mißgeleitet wurde.

222. Die Samojeden.

(Nach Georg Hartwig, der hohe Norden.)

Noch roher, noch unwissender, in noch tiefere Barbarei versunken als der Lappe*), ist sein Vetter und Nachbar, der Samojede; und dieses erklärt sich leicht, wenn man bedenkt, daß er in noch tiefere Einöden sich vergräbt und der Berührung mit gebildeten Völkern noch weiter entrückt ist.

Seine Wohnsitze sind die wildesten und unzugänglichsten Tundern und Wälder Nord-Europa's und West-Sibirien's. Er durchwandert mit seinen Rennthieren die baumleeren Wüsten von der Ostküste des

*) S. Seite 228.

weißen Meeres bis zu den Ufern der Chatanga, oder jagt in den unermeßlichen Wäldern, die sich zwischen dem Ob und dem Jenissei erstrecken. Ein einsamer Nomade, berührt er fast nie die Wohnsitze der Menschen und lernt sie auch dann nur von der schlimmsten Seite kennen — da er auf den Jahrmärkten solcher elenden Oerter wie Obdorsk und Pustofersk nur zu häufig das Opfer ihres betrügerischen Sinnes wird. Wie sollte es unter solchen Verhältnissen ihm möglich werden, sich aus den Banden der Finsterniß und der Wildheit zu befreien? Woher soll der Lichtschimmer kommen, der die Dunkelheit seines Geistes erhellte?

Zu dem Lappen sind edle Männer gedrungen und haben ihm die Segnungen des Christenthums mitgetheilt. Ueberall in seinem Lande, wenn auch durch weite Strecken von einander getrennt, sind Prediger angesiedelt, die durch Wort und Beispiel auf ihn wirken und mit menschenfreundlicher Selbstaufopferung ihn in seinen Wildnissen aufsuchen, um ihn zu belehren und zu trösten, — nicht so glücklich ist der Samojede, der größtentheils hartnäckig an seinem alten Heidenthum hängt und noch immer seinen falschen Propheten — den Schamanen — einen blinden Glauben schenkt.

Unter verschiedenen Namen finden wir diese Zauberkünstler über den ganzen hohen Norden der alten und der neuen Welt verbreitet — überall, wo das Christenthum sie nicht verdrängt hat — ihre Gebräuche sind mit geringen oder unwesentlichen Abweichungen überall dieselben.

Die Schamanen sind eigentlich eben so wenig Priester zu nennen, als das Schamanenthum eine Religion, denn von Gottesverehrung ist dabei nicht die Rede. Die Samojeden erkennen zwar ein höchstes Wesen an — Num oder Jilibeambaertje (Hüter des Viehstandes) —, der in der Luft wohnt, und wie der alte Jupiter Donner und Blitz, Regen und Schnee, Wind und Wetter auf die Menschen herabsendet. Sie schmücken ihn sogar poetisch aus, und als ein Beweis, daß selbst unter den rohesten Völkern eine dichterische Phantasie sich regt, nennen sie den Regenbogen den Saum seines Mantels. Doch eigentlich bekümmern sie sich eben so wenig um ihn, wie die Ostjaken um ihren Turun. Er steht ihnen zu fern, als daß sie jemals hoffen könnten, ihn durch Gebete und Opfer zu gewinnen, und muß sich daher, wie alle Potentaten, von denen man nicht viel erwartet, mit der unfruchtbaren Anerkennung seines Daseins begnügen. Nicht das magerste Feldhuhn, geschweige denn ein Rennthier wird jemals ihm zu Ehren geschlachtet!

Außer dem Num gibt es aber noch eine Menge untergeordneter Gottheiten, welche thätig in das Schicksal des Menschen eingreifen; launenhafte Wesen, die sich durch Geschenke von den Wegen der strengen Gerechtigkeit ablenken lassen, oder durch Zauberworte gezwungen werden können, ihm zu dienen; und an diese wendet sich daher der Samojede, wenn er eines höheren Beistandes benöthigt ist. Sie sind entweder Götzen oder Geister. Das vornehmste aller samojedischen Idole

liegt neben vielen andern auf der Insel Waigats — einem gar traurigen Delos. Dieses Götzenbild ist weiter nichts als ein großer Steinblock, von menschenähnlicher Form, nur daß der Kopf spitz zuläuft. Nicht die Hand eines sterblichen Künstlers hat ihn so gebildet, sondern die Laune der Natur. Das Wunderbare seiner Erscheinung wird noch durch den Umstand erhöht, daß Niemand weiß, wie er dorthin gekommen; denn es gab eine ferne Zeit, so heißt es, wo er die Insel noch nicht mit seiner Gegenwart beglückte. Nach diesem Original haben die Samojeden viele größere und kleinere Götterbilder aus Stein oder Holz geformt, die sie Sjadaei nennen, weil sie mit einem menschlichen Antlitze (sja) versehen sind. Sie kleiden diese Götzen, die männlich oder weiblich sein können, nach samojedischer Art in Rennthierfelle und putzen sie aufs beste mit allerlei Flitter heraus.

Doch die Aehnlichkeit mit der menschlichen Form ist kein nothwendiges Attribut eines samojedischen Götzen. Es genügt, daß ein Stein oder ein Baum seltsam gestaltet sei, um ihm zu dieser hohen Ehre zu verhelfen. Ist der Gegenstand klein, so umwickelt ihn der Wilde sorgfältig mit bunten Lappen und schleppt ihn überall mit sich herum; ist er zu schwerfällig zum Wandern, so verehrt man ihn als einen gemeinsamen Volksgott. Wie bei den Ostjaken, folgt stets dem Zuge der nomadisirenden Stämme ein besonderer Schlitten, Hahengan, in welchem die Hausgötter oder Hahe aufbewahrt werden. Der eine dieser Penaten beschützt die Rennthiere, jener sorgt für die Gesundheit, der dritte hütet das eheliche Glück, der vierte füllt die Netze. Je nachdem das Bedürfniß sich einstellt, wird der Hahe im Zelt, auf der Rennthierweide, bei Jagd und Fischfang aufgestellt. Dann beschmiert man seine Lippen mit Fischthran oder Blut und setzt ihm eine Schüssel mit Fisch oder Fleisch vor, in der Hoffnung, daß er die wohlschmeckende Mahlzeit hundertfältig vergelten werde. Ist man seiner Dienste nicht mehr bedürftig, so beachtet man ihn eben so wenig, wie der neapolitanische Schiffer seine Madonna nach beendigtem Sturme — und läßt ihn darben und hungern.

Die Götzenbilder bieten dem Samojeden die große Bequemlichkeit, daß er sie zu Rathe ziehen oder um Hülfe ansprechen kann, ohne in die Mysterien der Magie eingeweiht zu sein; anders ist es mit den Geistern oder unsichtbaren Gottheiten, den Tadebsios, die überall in der Luft umherschwärmend dem armen Menschen mehr Böses als Gutes bereiten, und nur durch Vermittlung des Tadiben oder Schamanen versöhnt oder ihm zu dienen gezwungen werden können. Dieser dringt mit seinem Seherauge in die Geheimnisse der Geisterwelt und bezwingt sie durch seine magische Kraft. Doch ehe die Schranken des Unsichtbaren sich vor ihm eröffnen, muß er sich erst, wie die kumäische Sibylle, in einen exaltirten Zustand hineingearbeitet haben, denn bei ruhigem Blute reichen selten seine Blicke weiter als die der gewöhnlichen Menschen. Werden seine Dienste in Anspruch genommen, so hüllt er sich zu allererst in seinen Zaubermantel ein. Dieser besteht in einem Hemde

von Sämischleder, mit einem Saum von rothem Tuch. Die Nähte sind gleichfalls mit rothem Tuche übernäht und Epauletten von demselben schimmernden Zeuge schmücken die Schultern. Ueber die Augen und das ganze Gesicht hängt ein Tuchlappen herab, denn nicht mit dem Auge, sondern mit seinem inneren Blick dringt der Tadibe in die Geisterwelt. Sein Kopf ist unbedeckt, nur ein schmaler rother Tuchstreifen um den Nacken und ein anderer über den Scheitel dienen zur Befestigung des erwähnten Lappens. An der Brust prangt eine polirte Eisenplatte. Solchergestalt ausgeschmückt ergreift nun der Schamane die furchtbare Zaubertrommel, deren mächtige Töne die Geister aus ihrem müßigen Schlafe erwecken. Ihre Form ist rund, ihre Größe ist verschieden bei den verschiedenen Tadiben. Die Trommel hat nur einen Boden von durchsichtigem Rennthierfell, und ist je nach den Vermögensumständen des Tadiben mehr oder weniger mit Messingringen, mit Zinn und anderm Schmuck verziert.

Bei der Ceremonie des Beschwörens wird gewöhnlich der Zauberer von einem in der magischen Kunst weniger eingeweihten Jünger unterstützt. Sie lassen sich entweder nieder oder gehen im Kreise umher. Der vornehmste rührt die Trommel, Anfangs leise, dann heftiger und schneller, und singt dazu einige Worte in einer mystischen, schrecklichen Melodie. Der Jünger stimmt sogleich mit ein und beide wiederholen singend und jede Silbe unendlich ausdehnend, dieselben Worte. Nun fliegen schon die Geister herbei und die Unterredung beginnt; der bessere Tadibe verstummt von Zeit zu Zeit, wahrscheinlich den Antworten der Unsichtbaren lauschend, und rührt nur noch schwach die Trommel. Unterdeß fährt jedoch der Gehülfe fort wiederholt zu singen, was der Meister zuletzt gesagt hat. Endlich geht das stumme Gespräch zu Ende und der Gesang verwandelt sich nun in ein wildes, thierisches Geheul; die Trommel droht unter den furchtbaren Schlägen zu platzen; wahnsinnig flammt das Auge des Schamanen, Schaum tritt ihm vor den Mund — der entsetzliche Lärm bricht plötzlich ab — und der Orakelspruch ertönt.

Nicht nur um ein verlorenes Rennthier wieder zu finden, um eine Seuche von der Heerde abzuwehren, oder um sich einen glücklichen Fang von den Geistern zu erbitten, wird der Zauberer befragt, auch in der Krankheit kennt der nordische Heide keine andere Hülfe, als die seines Schamanen. Es handelt sich nur darum, zu erforschen, ob die Krankheit vom höchsten Gotte oder von bösen Menschen komme, und nur in letzterem Fall werden die Geister gerufen; denn wer vermöchte etwas gegen den Willen des mächtigen Jilibeambaertje? Die Hülfe der Tadebtsios besteht aber darin, daß derjenige, der die Krankheit „angethan" hat, nun selbst gar jämmerlich erkrankt.

Man sieht, daß der Tadibe eben keines großen Aufwands ärztlicher Kenntnisse bedarf, da die dienstbaren Geister die Sorge für den Kranken übernehmen. Er trommelt sie herbei und das ist Alles. Das einzige Heilmittel, welches er außerdem noch anwendet, besteht allenfalls

in dem Abbrennen eines trockenen Stücks Birkenschwammes auf der schmerzhaften Stelle.

Bei andern nordischen Völkern spielt aber der Schamane beim Kranken eine etwas thätigere Rolle. Zuweilen rührt er Nächte lang die Trommel, um die bösen Quälgeister zu verscheuchen; oder er sperrt sich auch mit seinem Patienten in eine Schwitzstube ein, bis beide es vor Hitze nicht mehr aushalten können, und springt dann mit ihm (falls er noch springfähig ist) in den nächsten Fluß.

Das Schamanenthum ist fast immer erblich; aber nicht Jeder besitzt dazu die nöthigen Eigenschaften; der Eine lernt, so viel er sich bemüht, nicht einen Geist kennen, dem Andern dagegen nennen sie sich selbst.

Eben so unwissend und barbarisch wie seine Anhänger, vermag der Schamane, auch nicht sie zum Guten anzuleiten. Er thut nichts, um ihren sittlichen Zustand zu bessern, nie hören sie ein Wort der Ermahnung von seinen Lippen; sein Einfluß ist nur da, um sie im gröbsten Aberglauben zu bestärken. Im ganzen hohen Norden, vom weißen Meer bis zur äußersten Ostspitze Asiens, und vom stillen Ocean bis zur Hudsons-Bai mögen wohl noch immer über eine halbe Million Menschen diesem traurigen Dienst ergeben sein.

So wie die Ostjaken und andere sibirische Völkerschaften, haben die Samojeden die Sitte, das Andenken ihrer Verstorbenen durch Opfer und andere Ceremonien zu ehren. Sie glauben nämlich, daß der Hingeschiedene, wenn auch gehörig bestattet, noch dieselben Bedürfnisse hat und denselben Beschäftigungen obliegt, wie bei Lebzeiten. Deshalb legt man theils in, theils neben sein Grab einen Schlitten, einen Speer, errichtet einen Heerd, stellt einen Kochtopf, Messer, Beil, Feuerzeug und andere Geräthschaften auf, mit deren Hülfe er sich Nahrung verschaffen und seine Mahlzeiten bereiten kann.

Wild und öde ist das Land der Samojeden, finster der Urwald, in welchem er mit seinen Rennthieren umherschweift, und eben so wild und finster ist auch sein äußerer Anblick. Die kleine Statur des Ostjaken und Lappen, breite Wangen, dicke Lippen, kleine Augen, eine niedrige Stirn, eine platte Nase, die fast eine gerade Linie mit der Stirn bildet, große Nasenflügel, pechschwarzes, borstiges Haar, ein dünner Bart, eine dunkle Gesichtsfarbe gehören eben nicht zum Bild eines Adonis, und in der Regel verschmäht der Samojede alle verschönernden Toilettenkünste. Von seinem Rennthierpelz, in dem er schwerfällig einhergeht, verlangt er nur Schutz gegen Kälte und Regen, um den Schnitt kümmert er sich nicht, und nur einzelne Aristokraten, wie es deren auch unter den Samojeden gibt, tragen mit Tuch überzogene und bunt verbrämte Pelze.

Gutmüthigkeit, Melancholie, Phlegma bilden den Grundton seines Charakters. Er hat zwar wenig Begriffe von Recht und Unrecht, von Gut und Böse, dagegen ist er bereit, den letzten Bissen mit seinen Freunden zu theilen, und sein hilfreicher Sinn offenbart sich unter Anderm auch darin, daß er, wie der Lappe, seine armen Anverwandten

aufnimmt und pflegt. In stetem Kampf mit einem fürchterlichen Klima, ein Opfer der Unwissenheit und der Armuth, muß er zwar auf viele uns unentbehrlich scheinende Genüsse verzichten. Dagegen besitzt er den Vortheil, die meisten Dinge des Lebens mit der vollständigsten Gleichgültigkeit betrachten zu können. Natürlicherweise ist eine gute Mahlzeit nach der Philosophie der Samojeden eine der wichtigsten Lebensfragen, aber auch diese Frage dürfte Niemand mit größerer Ruhe betrachten, als eben der Samojede. Er verzichtet sogar oft auf den geringeren Genuß des Essens um den größeren des Schlafens. Zu seiner Bequemlichkeit ist er bereit, zu hungern, zu dursten und alle Arten von Schimpf und Schande zu leiden. Nur selten flammt sein Gemüth in wilder Leidenschaft auf und erinnert an die Gluthen der südlicheren Sonne, die einst seine Vorväter beschien.

Ein gemeinsamer Zug im Charakter aller Samojeden ist eine finstere Anschauung des Lebens und seiner Verhältnisse. Ganz wie die Außenwelt trägt auch ihre Innenwelt die Farbe der Nacht. Wahre Eis- und Schneemenschen, leben sie in negativer Ruhe dahin und verlassen ohne Ueberwindung und ohne Reue ein Leben, das sie kaum lieben können, da es ihnen der Entbehrungen viele, der Genüsse und Freuden nur wenige darbot. Sie sind mißtrauisch und verschlossen wie alle Völker, die von weltklügeren oder thatkräftigeren Nachbarn viel zu leiden haben. Ihren alten Gewohnheiten hartnäckig ergeben, sträuben sie sich gegen alle Neuerungen, wodurch ihr Loos verbessert werden könnte, und nur die große Lehrmeisterin, die Noth, vermag sie zum Besten zu wenden.

Nach Koeppen beträgt die Zahl der europäischen Samojeden 4500 Individuen beiderlei Geschlechts, und im Gouvernement Tobolsk 5054.

---

223. Petersburg.

(Nach J. G. Kohl, Petersburg in Bildern und Skizzen.)

Wenn unsere im grauen Alterthume gebildeten und im Mittelalter krystallisirten Städte mit ihren engen Straßen und winkeligen Häusern, von den bizarresten Formen und mit tausend von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgeerbten Unbequemlichkeiten und Absurditäten im Bauplane, oft wahren verwachsenen Steinmassen und ausgehöhlten Felsennestern gleichen, in denen planloser Zufall die Wohnungen auf einander setzte, oder Furcht und Noth die Mauern ballte, die Gebäude zu Thürmen auftrieb und die Menschen wie in Bienenzellen häufte, so wurde dagegen in Petersburg, dem Kinde unserer aufgeklärten Tage, Alles bequem, verständig und genießbar angelegt, die Straßen weit, die Plätze regelmäßig, die Gehöfte groß, die Häuser geräumig. Die 50 Quadratwerste, welche Petersburg für sich nahm, erlaubten, freigebiger zu verfahren, und wenn in Wien oder Dresden selbst die Königspaläste

so sehr mit den übrigen Gebäudemassen verschmelzen, daß sie kaum als selbständige Ganze zu erkennen sind, so nimmt dagegen in Petersburg jedes Haus mit seinen Höfen ein Stück Boden ein, das hinreichend groß ist, um sich vollkommen bequem auszubreiten.

Dennoch aber, oder vielmehr eben daher, ist Petersburg nichts weniger als eine malerische Stadt. Die Gassen sind so breit, die Plätze so groß und wüste, die Flußarme in der Stadt so mächtig, daß die Häuser, so gewaltige Massen sie auch an und für sich bilden, gegen diese Riesenmäßigkeit des Plans verschwinden. Dazu kommt, daß das Terrain der Stadt so äußerst eben ist, daß sich nirgends eins über das andere erhebt. Alle diese prächtigen Gebäude, deren jedes werth gewesen wäre, daß ihm ein Berg als Piedestal gedient hätte, liegen, in unabsehbare Reihen geordnet, auf der platten Erde hin, wie disjecta membra eines Riesen. Nichts hebt sich, nichts gruppirt sich, Alles zerfällt und verschwindet, und die Augen finden keine Anhaltspunkte in diesem gewaltigen Meere auf- und niederwogender Paläste.

Daher ist es auch in Petersburg mehr als irgendwo nöthig und mehr als irgendwo hier belohnend, daß der Beschauer sich über sie erhebe, um eine Aussicht zu gewinnen und des mächtigen Bildes Herr zu werden. Es ist kein Punkt dazu geeigneter, als die Spitze des Admiralitätsthurmes, aus dessen Nähe die Hauptstraßen der Stadt und die Hauptarme des Flusses ausgehen, und wo die bedeutendsten Inseln mit ihren Spitzen zusammentreffen. Der Thurm ist in verschiedenen Abtheilungen mit Galerieen versehen, und die bezaubernden Aussichten von diesen Galerieen an einem schönen Frühlingstage suchen auf dem Erdrunde ihres Gleichen.

Am Fuße des Thurmes entfalten sich auf der einen Seite die inneren Gehöfte der Admiralität, in denen das Bauholz der wologda'schen und kostroma'schen Wälder aufgestapelt ist und wo unter geschäftigen Händen der Zimmerleute und Ingenieure mächtige Linienschiffe, die Beherrscher der Meere, sich emporbauen. Auf der anderen Seite liegen die prachtvollen Räume des „Admiralitätsplatzes", des „Petersplatzes" und des „Hofplatzes", geziert mit den wichtigsten Gebäuden der Stadt und des Reichs, mit der imposanten Generalität, in welcher das Schicksal der Millionen Krieger verzeichnet ist, welche die russische Armee constituiren, — mit dem Senatsgebäude und dem Palaste des heiligen Synods, in denen das Mein und Dein, das Glauben und Verwerfen, das Leibes- und Seelenheil von hundert Völkerschaften besprochen und bestimmt wird, — die säulenreiche Isaakskirche, bei der jeder Baustein eine Riesenmasse ist, — das Kriegsministerium, in dessen Räumen tausend Federn friedlich im Dienste des wilden Mars beschäftigt sind, und endlich — das gewaltige Winterpalais, in dessen einer Ecke der gewaltige Mann thront, zu dem der zehnte Theil des Menschengeschlechtes mit Sorgen und Hoffnungen aufblickt, und dessen Namen auf der einen Hälfte unseres Globus der gepriesenste und gefürchtetste von allen ist.

Die Länge der die Admiralität umgebenden und von den genannten Gebäuden begrenzten Plätze beträgt nicht viel weniger als eine englische Meile, und die Schauspiele, Metamorphosen, welche sich hier täglich und stündlich vor den Augen der Admiralitätsthurmwächter hin- und herbewegen, sind so mannichfaltig als prachtvoll und interessant. Auf dem einen Ende in der Nähe des Senats und Synods galoppirt der kolossale Peter der Große auf mächtigem Felsen, den Drachen finsterer Barbarei zertretend, von ab- und zufahrenden Häuptern des Staats und der Kirche, von Metropoliten, Bischöfen, Senatoren und höchsten Richtern beständig umrauscht. Auf der anderen Seite erhebt sich der blank polirte Monolith des „Wiederherstellers des Weltfriedens", auf dessen höchster Säulenspitze der Erzengel mit dem Friedenskreuze schwebt, an dessen Fuße nie das Gedonner der kaiserlichen Carossen verstummt und beständig Feldherren, Generale, Statthalter und glänzende Hofleute sich tummeln.

Vom Admiralitätsthurme nach Süden entwickelt sich der wichtigste Theil der Stadt, die sogenannte „große Seite" (Bolschaja Storona). Nach Westen hin bietet die „Basilius-Insel" („Wassilewkoi Ostrow") ihre schöne Börse, die Akademie der Künste, die Universität dar. Nach Norden droht die „Petersburger Seite" („Peersburgskaja Storona") mit ihrer in die Newa hineinragenden Festung, und nach Osten hin tauchen die Casernen und Fabrikgebäude der „Wiborg'schen Seite"*) auf. Es sind dies die vier Hauptmassen, in welche die Stadt durch die große und kleine Newa und durch die große Newka zerfällt. Die bei Weitem alle anderen überwiegende ist aber die „große Seite", die vom Hofe, vom ganzen Adel und von der wichtigsten Hälfte der Einwohnerschaft bevölkert ist; die unbedeutendste ist die Wiborger Seite, welche Gärtner, Soldaten und Fabrikanten nährt und noch eine größere Bebauung erwartet, mit welcher man jetzt eifriger als mit der irgend eines anderen Stadttheiles beschäftiget ist. Auf der Basilius-Insel, die auf allen Seiten von den tiefsten Newa-Armen umflossen ist und dem Meere sich zuwendet, hat der Handel seinen Sitz aufgeschlagen, und die Musen, die Freunde Mercur's, haben sich ihm angeschlossen. Die „Petersburger Seite", auf der theils niedrige, unbewohnte Sumpfinseln, theils die Festung mit ihrem Rayon die Gebäude vom Flußufer entfernt halten, ist von vielen ärmeren Classen der Einwohnerschaft besetzt und hat schon größtentheils ganz den Charakter einer Petersburger Vorstadt.

---

*) Wahrscheinlich nannte man die verschiedenen Stadttheile Petersburgs „Seiten", indem man dabei seinen Standpunkt auf der Newa nahm und, von ihr ausgehend, nun von rechter und linker, kleiner und großer Seite sprach. Die „große Seite" bekam diesen Namen, weil an ihr die Hauptmasse der Stadt sich hin erstreckt, die „Wiborg'sche Seite", weil der Weg nach Wiborg durch sie hinführt, die „Basilius-Insel" von dem Capitän „Basilius", der bei der Anlegung der Stadt die Arbeiter in diesem Stadttheile commandirte, und die „Petersburgische Seite", weil zu ihr die eigentliche Burg Peter's, die Festung, gehörte.

Die dichten Häusermassen der großen Seite, dicht im Vergleich zu den Verhältnissen der übrigen Stadttheile, werden von den in Halbkreisen sie umschlingenden drei Canälen, der Moika, der Fontanka und dem Katharinen-Canale, in die drei um die Admiralität herum sich legenden Halbringe „des ersten, zweiten und dritten Admiralitäts-Stadttheils" concentrisch zerschnitten und dann wieder radial durchbrochen durch die drei von dem Admiralitätsthurme ausgehenden Perspectiven*).

Vom Admiralitätsthurme aus, der allen jenen Straßen als point de vue dient, folgt das Auge der langen Reihe von Palästen, die sich an ihnen in weite Ferne hinzieht, und mit einem guten Fernrohre entdeckt man mittels dieser Durchbrüche leicht, was sich in den entlegensten Quartieren ereignet und bewegt. Die drei ersten Admiralitäts-Stadttheile enthalten alles, was der Stadt das Theuerste ist, die merkwürdigsten öffentlichen Gebäude, die vornehmsten Magazine, Bazare und Märkte, die größte Masse der Beamtenwelt, die besten Handwerker und Künstler, die Crême des Adels. Mit einem Blicke überschaut hier das leichtfertige Auge Werke, zu deren Vollendung Millionen von Händen anderthalb Jahrhunderte lang sich regten. Der Tribut von hundert Völkern und der Schweiß zahlloser Sclaven erscheint hier in magnifiken Palästen an den Ufern der Newa aufgestapelt. Es ist das brillante Resultat aller Kriege und Siege des russischen Adlers und das Erzeugniß seines merkwürdigen Wachsthums.

Wie nach Süden vom Admiralitätsthurme die drei Perspectiven, so gehen nach Norden und Westen die Flußarme auseinander, und wenn auf jenen das Treiben und Jagen der Equipagen das Fernrohr ergötzte, so ist es hier das noch viel interessantere Schaukeln der Gondeln und Schiffe. Der Brücken über die Newa sind nur wenige, und man wäre daher in vielen Fällen gezwungen, große Umwege von mehreren Wersten zu machen, wenn nicht an zahlreichen Punkten des Ufers Gondeln bereit ständen, die für wenige Kopeken auf die andere Seite führen. Die großen Herren, der Hof, die verschiedenen Ministerien und viele öffentliche Anstalten haben ihre besonderen Gondeln, die oft sehr reich geziert sind und von prächtig uniformirten Gondolieren geführt werden. Alle Canäle und Flußarme Petersburgs sind von ihnen eben so belebt, wie die Straßen von den Droschken. An Festtagen gleiten sie in großen Schaaren den zauberischen Inseln, den beliebtesten Lustorten der Petersburger, zu.

In Hamburg, Odessa, Rotterdam und vielen anderen Seehandelsplätzen, wo nur ein enger Hafen zur Aufnahme der Schiffe bereit ist, liegen alle Schiffe zu einem dichten Haufen vereinigt. In Petersburg, wo die beiden Arme der Newa in ihrer ganzen Länge als Hafen dienen, vertheilt sich Alles mehr, und es bilden sich an den Quais hin und auf der Mitte des Flusses verschiedene Gruppen von Schiffen.

*) Alle langen Straßen erster Größe Petersburgs, die eine unendliche Aussicht ins Weite gewähren, heißen „Perspectiven".

Hier sieht man eine kleine Flotille armirter „Kriegsmänner", dort einen Haufen friedlicher Kauffahrteifahrer oder eine Versammlung von allezeit segelfertigen Dampfbooten.

Wie sich auf der Wasserseite die Schiffe am Ufer hinreihen, so auf der Landseite die Prachtgebäude des englischen und des Hof-Quais, und ihnen gegenüber die endlose Reihe der Paläste des Wassili-Ostrow'schen Quais, die Quais, die Börse, die Akademie der Wissenschaften, die Universität, das erste Cadettencorps*), die Akademie der Künste, das Corps der Bergcadetten, sämmtlich am schönen südlichen Ufer der Insel hingelagert. Alle diese Gebäude sind pompös und von außerordentlichem Umfange. Die letzten erkennt das Auge schon kaum mehr, und noch immer dämmern neue und neue Gruppen von Palästen hinter ihnen auf, wie hinter einander lagernde und in blaue Ferne sich verlierende Bergzüge. Das nördliche Ufer von Wassili-Ostrow ist nicht so brillant, weil es der wüsteren Petersburgischen Insel zugewendet ist. Mit Bedacht macht Wassili-Ostrow gegen die große Newa Front und zeigt seine Lichtseite den Palästen der Admiralitäts-Stadttheile.

Peter der Große, der schon vom Anfange herein Wassili-Ostrow zum Sitze des Handels auserwählte, und dem Amsterdam als Muster einer gut eingerichteten Handelsstadt vorschwebte, wollte diese Insel nach Art jener Stadt mit Canälen durchschneiden, auf denen dann die Waaren auf die bequemste Weise zu den Magazinen gelangen sollten. Einige von diesen Canälen wurden auch schon ausgeführt, später aber ward der Plan aufgegeben und Alles wieder verschüttet. So sieht denn jetzt Wassili-Ostrow in keinem Stücke seinem ursprünglichen Vorbilde, Amsterdam, ähnlich. In Amsterdam, wie in allen anderen holländischen Handelsstädten und auch in den meisten unserer Seeplätze, bleibt Einem kein Zweifel darüber, daß man unter Kaufleuten sei. Auch zeigt der Geruch von Käse, Häringen, Tabak und Gewürzen, der aus jedem Hause haucht, dem Vorübergehenden deutlich genug die Waare an, mit welcher das Haus verkehrt. Waarenballen liegen in den Hausfluren und vor der Thüre aufgehäuft, und unter allen den Weinfässern und Kaffeesäcken lassen sich kaum die Wohnzimmer des Kaufmanns auffinden. Schwer beladene Wagen rasseln auf den Straßen, daß die alten Häuser beben, und die Menschen laufen hin und her, wenig besorgt darum, ob sie hier oder da einen Müßigen umrennen. Comptoiristen zeigen sich mit den Federn hinter den Ohren vor den Packhäusern, mit Zählen, Notiren, Marken und Inspiciren beschäftigt. Wie ganz anders ist es hier auf dem Petersburgischen Wassili-Ostrow, wo die prächtigsten Paläste in langen Reihen stehen, wo Alles glauben machen könnte, daß hier nur Fürsten und Herren den Handel trieben. Die Waaren-Magazine der Kaufleute liegen theils in Kronstadt, theils außerhalb der

*) „Kadetskoi Korpus". Die Russen nennen nicht nur die Gesellschaften der Cadetten u. s. w., sondern auch die von ihnen eingenommenen Gebäude „Corps" („Korpus").

Linien der Wohngebäude, theils sind sie eben so elegant wie diese und von ihnen auf keine Weise zu unterscheiden.

Die „Petersburger Insel", von der wieder durch kleine Flußarme die Apotheker-Insel, die Insel Petrowskoi und eine Menge kleinerer abgetheilt sind, gewährt das meiste Interesse durch die auf einer besonderen kleinen Insel vor ihr liegende Festung, die man vom Admiralitätsthurme aus in allen ihren Theilen übersieht. Sie bildet ein längliches Viereck, das große Vorwerke auf der Petersinsel und zwei anderen kleinen Inseln vorgeschoben hat, so daß sich auf den Canälen, welche die Inseln von einander trennen, auch Schiffe unter die Kanonen der Festung sicher zurückziehen könnten. Da sie mitten in der Stadt auf niedriger Insel liegt, von wo aus sie nichts außer der Stadt dominiren und diese also durchaus nicht vertheidigen könnte, so kann der einzige Zweck ihrer Unterhaltung nur ein feindlicher gegen die Stadt selber sein, dem Kaiser und den ersten Häuptern und Kostbarkeiten als letzter Zufluchtsort zu dienen, sei es, daß die Stadt in Feindeshand gerieth, sei es, daß sie aufrührerisch sich selbst gegen ihre Beherrscher erhob. Die Festung liegt dem Winterpalais gerade gegenüber, mit dem sie in beständigem Verkehre steht, und zeigt so deutlich ihren Zweck. Im Kriege wohnt man drüben, im Frieden hüben. Die Newa-Arme unmittelbar an ihrer Mündung ins Meer sind durch nichts befestigt, und wenn Kronstadt, das ihnen als Schloß und Riegel dient, seinen Dienst versagt, so mag dann die wehrlose Hauptstadt vor der Spitze des Dolches zittern, den sie im Busen trägt, und den sie nicht zur Vertheidigung gebrauchen kann, ohne sich selbst zu zerfleischen.

---

224. Kronstadt.

(Nach J. G. Kohl, Petersburg in Bildern und Skizzen.)

Die Ostsee greift mit drei langen Armen tief in die nordischen Ländermassen hinein, mit einem, dem bottnischen Meerbusen, in den hohen Norden, mit einem anderen, dessen Spitze die alte Hansestadt Riga besetzte, dem Riga'schen Golf, in die deutschen Ostseeprovinzen, und mit einem dritten, dem finnischen Meerbusen, zu dem das nach Luft und Wasser strebende Rußland zuerst zum Meere durchbrach und an dem es eine so glänzende Geburt wie Petersburg zu Tage brachte.

Die äußersten Spitzen von Esth- und Finnland bilden die Thore zu diesem Golfe, und Reval auf der einen, Abo auf der anderen Seite die Thorwächter der Verengung. In der Mitte erweitert er sich zu einem breiten inneren Becken, spitzt sich aber dann, seine Wellen immer weiter gegen Osten wälzend, mehr und mehr zu, und fällt endlich, sich abschließend, in den kleineren, engen Kronstädter Meerbusen zusammen, der das schöne Petersburg als Krone trägt.

Diese kleine Bai ist eigentlich nur die erweiterte Newa-Mündung

oder vielmehr das kleine Uebergangsbecken von dem Newadelta zum offenen Meere. Die Newa hat seit ungezählten Seculis Schlamm und Schutt hier hineingeführt und an der Erhöhung des Grundes und Bodens, so wie an dem Baue von Sandbänken und kleinen Inseln gearbeitet. Die Bai ist daher sehr seicht, im Durchschnitt kaum vielleicht 12 Fuß tief. Nur für Schiffe, die nicht mehr als 8 bis 9 Fuß Wasser halten, ist sie auf wenigen scharf bezeichneten und eng begrenzten Strichen fahrbar.

Da, wo das eigentliche Meer beginnt, das Ende dieser kleinen Bai bezeichnend und sie fast zu einem inneren Becken abschließend, steigen die niedrigen Küsten der Kesselinsel über dem Niveau des Meeres hervor. Diese Insel tauschte ihren russischen Namen Kotlinoi-Ostrow gegen ihren früheren finnischen „Retusari" (Ratzeninsel) ein, als die bewaffneten Abgesandten Peter's des Großen hier im Jahre 1703 die Schweden vertrieben, die flüchtend nichts weiter auf der Insel zurückließen, als ihren großen Compagniekessel, den die russischen Ankömmlinge triumphirend als Siegeszeichen auf eine Stange steckten, indem sie zugleich die Insel darnach tauften.

Peter der Große erkannte bald, daß Kotlinoi-Ostrow der Hauptschlüssel und Wall für die Vertheidigung seiner neuen Hauptstadt sei, und er selbst fing noch die Fortification hier an. Die Kesselinsel legt sich mit einer Länge von ungefähr 7 Wersten vor die Kronstädter Bai gerade in die Mitte der Wasserbreite, ungefähr gleich weit von der nördlichen carelischen wie von der südlichen ingrischen Küste. Es blieben somit hier nur zwei Arme des Wassers, die einer feindlichen Flotte als Eingang dienen konnten, zu bewachen. Der eine dieser Arme, der nördliche, war schon von Natur durch Riffe und Sandbänke sehr schwer fahrbar. Durch künstliche Versenkung von Felsen und von mit Steinen gefüllten Schiffswracks machte man ihn völlig unzugänglich. Der südliche Arm dagegen, obgleich fast sieben Werste breit, hat nur ein sehr schmales, in der Nähe der Kesselinsel vorbeistreichendes Fahrwasser. Es kam nun darauf an, diesen Arm in einen festen Panzer von Citadellen und Kriegswerken einzuschnüren.

Auch hierzu waren die Küsten der Kesselinsel sowie des gegenüber liegenden Ingriens, wenn auch nicht vorzüglich gut, doch besser geeignet als die völlig flachen und niedrigen Küsten der Newainseln. Mehrere Felsen und abgerissene Inselstücke boten sich als natürliche Basen zu Forts und Citadellen dar.

Noch Peter der Große baute das Fort Kronschlott auf der südlichen Seite des Fahrwassers und begann schon die Citadelle auf der nördlichen Seite, auf der Kesselinsel selbst. Unter späteren Regierungen wurden diese Befestigungen umgebaut und vervollständigt, und Paul I., der auch den Felsen Riesbank mit Befestigungswerken versah, unter deren Kanonen alle einlaufenden Schiffe vorübersegeln müssen, machte dann das Defensionssystem des Kronstädter Meerbusens, der sich nun mit

seinem ganzen Inhalte hinter diesen Steinwällen und Batterieen sicher glaubt, wie Konstantinopel hinter seinen Dardanellen, vollständig.

Kronstadt ist der eigentliche Hafen von Petersburg, und, so zu sagen, das Wasserthor dieser Stadt. Hier befindet sich die Hauptstation der baltischen Kriegsflotte. Hier ist die Hauptdouane der russischen Mauth, und alle Schiffe, die seewärts einkommen, legen hier an. Die kleinen gehen mit ihrer Ladung weiter, um in die Newamündung einzulaufen, die größeren bleiben hier liegen und lichten entweder einen Theil ihrer Ladung, indem sie dann weiter gehen, oder sie laden hier ganz aus und füllen mit ihren Artikeln die weitläufigen Magazine der Petersburger Kaufleute in Kronstadt.

Eine Menge von kleinen Seeschiffen stellt die Verbindung von Kronstadt mit Petersburg her, so wie eine große Anzahl von Dampfschiffen, die alle Tage zu bestimmten Stunden dahin abgehen. Wenn ein günstiger Wind, wie das nicht selten geschieht, ganze Flotten von hundert und mehreren großen Seeschiffen auf ein Mal zu Kronstadt heranführt, oder wenn vielleicht die große russische Kriegsflotte zu einem Auslaufe sich rüstet, so treiben sich dann auf dem Fahrwasser in der kleinen Bai zahllose Dampf- und Segelschiffe, Cutters, Schooners, Briggs, Gondeln, Jöllen und Boote, welche Nachrichten, Personen und Waaren bringen und holen, hin und her.

So belebt der Kronstädter Meerbusen an solchen heiteren Sommertagen aussieht, eine so todte Wüstenei ist er im Winter, und zwar fast während voller sechs Monate.

Die Kesselinsel selbst hat bei ihrer Länge von sieben Wersten eine Breite von zwei bis drei Wersten. Nach Südosten hin hat sie ihre größte Breite, und hier hat sich die Stadt Kronstadt mit ihren Häfen und Festungen angelegt. Fast die ganze Oberfläche der Insel, welche die Menschen nicht künstlich bebauten und beackerten, ist von Natur öde und traurig, sandig oder morastig und mit Granitblöcken bedeckt, ganz wie die gegenüber liegenden Küsten Careliens. Früher war sie nur von wenigen finnischen Fischerhütten besetzt. Jetzt trägt sie auf ihrem Rücken eine Stadt über den Wellen empor, die zu Zeiten 30,000 Einwohner*) zählt, und aus ihren Häfen, aus denen noch vor 200 Jahren nur arme Leute auf den Fischfang in der Nachbarschaft ausliefen, werden jetzt zwei Drittel des ganzen russischen Außenhandels dirigirt.

Hätte die Natur diese Insel nur noch einige Klafter höher gehoben und ihr dann einige tiefe Buchten und Risse eingebrochen, so hätte sie mit leichter Mühe den Menschen erstaunlich viel Aufwand von Kosten und Arbeit sparen können. Die Hafenarbeiten, Docks, Schiffswerften

*) Gewöhnlich hat Kronstadt mit der Garnison nur etwa 10,000 Einwohner. Doch ist die Stadt im Sommer während der Epoche des lebhaften Handelsverkehrs von mehr als 30,000 Menschen belebt, von Arbeitern, Matrosen, Soldaten, Kaufleuten, Mariniers, Russen, Deutschen und Engländern. Ja, wenn die Flotte hier liegt, so könnte man dann oft noch weit mehr Leute in Kronstadt zählen.

und Bastionen von Kronstadt haben in dem letzten Jahrhundert bereits unsäglich viele Millionen von Rubeln und viele Tausende von Menschenleben verschlungen. Hätte Neptun nur ein paar Mal mit seinem erderschütternden Dreizack die Insel berührt, oder hätte Vulkan nur ein Mal sein funkensprühendes Gebläse durch die Klüfte der Insel erweiternd blasen lassen, so hätten die Menschen den größten Theil jener Kosten sparen mögen.

Es ist erstaunlich, welche ungeheuren Arbeiten hier ausgeführt wurden, um einige Befestigungen aus den ersäufenden Wellen emporzubringen, oder das seichte Land hier und da tief genug auszuhöhlen. Diese ungeheuren Wasserbauten bezogen sich theils auf die Kriegs-, theils auf die Kauffahrteischiffe, theils auf ihre bloße Bergung, theils auf ihre Ausbesserung.

Der Kriegshafen kann 35 große Kriegsschiffe fassen. Ein gewaltiger Molo von 450 Klaftern Länge schützt ihn vor dem Andrängen der Wellen. Gleich neben dem Kriegshafen liegt der „mittlere Hafen", der für die Ausrüstung der Kriegsschiffe bestimmt ist. In den Werften der neuen und alten Admiralität in Petersburg wird nämlich nur der Rumpf der Schiffe gebaut, die man dann sehr mühevoll auf Kameelen über den seichten Kronstädter Meerbusen transportirt*), um sie in jenem mittleren Hafen völlig zu equipiren und aufzutakeln. Pulvermagazine, Schiffstheerbrennereien, ungeheure Vorräthe von Segeln, Schiffstauen, Ankern und Kanonen und sonstiges dergleichen Seekriegsgeräth aus der Fabrik von Sestrabeck umgeben den Hafen.

Endlich am meisten nach Westen liegt der Kaufmannshafen, der tausend Schiffe aufnehmen kann und der daher von allen drei Häfen der interessanteste und lebhafteste ist. In Nordwesten umgibt und schützt ihn eine Bastion aus Granitblöcken. Die Promenade auf den Wällen dieser Bastion ist die angenehmste in Kronstadt. Man überschaut hier am besten das bewegte Leben in den drei Häfen, hat gegenüber die imposanten Befestigungen von Kronschlott und auf der äußersten Spitze die Aussicht ins weite Meer, an dessen Horizonte immer neue und aber neue Segel auftauchen.

Das ganze Wasser des Kronstädter Meerbusens ist fast vollkommen

*) Diese Kameele sind riesenmäßige Kisten, welche groß genug sind, um ein ganzes Linienschiff darin zu verpacken. Wenn ein Schiff fertig ist und die Newa herunter in die Seege schafft werden soll, so wird eine solche Kiste nahe an den Bauhof der Admiralität gebracht, so lange mit Wasser gefüllt, bis sie so tief einsinkt, daß sie im Stande ist, durch eine große Oeffnung an der Seite das Kriegsschiff aufzunehmen. Ist dies geschehen, so wird das Kameel geschlossen und das Wasser wieder ausgepumpt. Mit dem Auspumpen des Wassers fängt der Kasten mit sammt seinem Linienschiff an, sich zu heben, und geht zuletzt so flach, daß er im Stande ist, seinen sonderbaren Passagier stromabwärts dem Meere zuzuführen. Es wird ein Dampfschiff vorgespannt und der Transport bis Kronstadt, wenn Wind und Wetter günstig sind, meistentheils glücklich bewerkstelligt. Warum man nicht schon längst eine so unbequeme Werkstatt verlassen und verlegt hat, ist freilich schwer zu begreifen.

süß und nur bei Weststürmen, welche aus der offenen See Salzzufuhr bringen, etwas gesalzen. Man sagt, daß daher auch die Schiffe in den Kronstädter Häfen sich nicht gut conserviren. Mehr aber als die Salzlosigkeit des Wassers mögen ihnen wohl die vielen Uebelstände nachtheilig sein, mit welchen das Eis sie auf ihrer Lebensbahn hier umgibt. Aus dem mittleren und dem Kaufmannshafen dringen noch zwei große Canäle in das Innere der Stadt ein. Die Quais dieser Canäle, wie die der Häfen, sind aus Granitblöcken gebaut und so prächtig, wie man sie schwerlich noch in einer anderen Handelsstadt sieht.

Der Canal des Kaufmannshafens, unter Katharina im Jahre 1782 begonnen und erst unter Alexander beendigt, ist seiner ganzen Länge nach mit Waarenmagazinen besetzt, und sein Zweck ist nur, das Aus- und Einladen der Waaren zu erleichtern.

Der Canal aus dem mittleren Kriegshafen, der noch unter Peter I. begonnen und erst unter Elisabeth beendigt wurde — aus dieser langen Dauer der Arbeit schließe man auf die Riesenhaftigkeit derselben —, führt die Kriegsschiffe zu dem Reservoir oder den Docks, wo sie ausgebessert werden, und in welchen zehn große Schiffe auf ein Mal in Arbeit genommen werden können. Dieses ganze Bassin ist mit Granit ausgelegt und eingefaßt, es kann mittels einer Dampfmaschine in zwei Tagen trocken gelegt und binnen sechs Stunden wieder mit Wasser gefüllt werden.

Die obengenannten Befestigungen, Forts und Citadellen und diese Häfen, Canäle und Docks sind die großen Werke, welche man in Kronstadt zu bewundern hat. Außer ihnen ist hier Alles gewöhnlich. Weder die Kirchen, noch die anderen öffentlichen und Privathäuser bieten etwas Außerordentliches, und man glaubt, in den regelmäßigen Straßen der Stadt, die meistens mit einstöckigen, einförmig neben einander gereihten Häusern besetzt sind, in einem der entfernteren Theile von Wassili-Ostrow zu sein.

---

225. Groß-Nowgorod.

(Nach Friedrich Heinzelmann, Reisebilder und Skizzen aus dem europäischen Rußland und Polen.)

Die Stadt liegt auf beiden Seiten des Wolchow-Flusses, nachdem derselbe etwas weiter oben den Ilmen-See verlassen hat. Zum ersten Male bewunderte ich die große Menge von Kirchen und die noch größere Anzahl von Kuppeln und Thürmen, die jede echt-russische Stadt mit Ausnahme des modernen Petersburg zieren. Nowgorod ist, obgleich es zu Deutsch eigentlich Neustadt heißt, alt genug, und war einst großartig, als Moskau's Blüthe sich noch nicht entfaltet hatte, Petersburg aber noch gar nicht existirte. Auf diesem kahlen Boden, der uns im weiten Umkreise nur ein paar Kiefern und Birkenbüsche zeigte, ist

der erste Keim zu dem jetzt ungeheuren Reiche gepflanzt. Jene normannischen Waräger, denen man die Gründung der Monarchie zuschreibt, hatten in Nowgorod ihren Sitz und beherrschten von da aus das Land. Rurik, sagt die Geschichte, wohnte in dieser Stadt. Schon sein Nachfolger aber siedelte gegen das Ende des neunten Jahrhunderts nach Kiew über, und das sich allmählich bildende Großfürstenthum, von dem dann auch Nowgorod abhing, schlug daselbst seinen Thron auf. Ab und zu kam später wohl auf einige Zeit einer der Theilfürsten in das alte Nowgorod, um da zu residiren, meist wurde es aber durch Statthalter regiert. Grade diese Entfernung und Entfremdung des Hofes diente aber zu seinem Heile. Das Band der Abhängigkeit vom Großfürstenthume, obgleich es sich der Form nach nie ganz lös'te, wurde doch mit der Zeit immer lockerer, und im 11., 12. und 13. Jahrhunderte war die Stadt der That nach eine Republik. In diesem Zustande hat sie eine ungeheure Macht entwickelt und war in den Zeiten allgemeiner Bedrängniß das einzige starke Bollwerk des nationalen Russenthums. Ihr Handel führte die Nowgoroder zur Ostsee. Die Herrschaft über die dazwischen liegenden Länder errangen und behaupteten sie in langwierigen Kämpfen gegen die Livischen Schwertritter, gegen die Schweden und gegen die eingebornen finnischen Stämme. Sie durchzogen den unermeßlichen Nordosten, gründeten Archangel an den Küsten des weißen Meeres und streuten in dem weiten Gebiete den Samen russischer Nationalität wie russischer Herrschaft aus. Nach Süden behaupteten sie durch Klugheit und Tapferkeit selbst gegen die mongolischen Chane ihre Unabhängigkeit, und nie ist ein Tatarenzug siegreich über die Waldai-Berge gekommen. Auf Wisby hatten sie ihr Rendez-vous mit den gebildeten Nationen des Westens. Dort besaßen die Nowgoroder Kaufleute ihre eigenen Factoreien, wie sie auch den Hanseaten, besonders den Lübeckern und Rigensern, gestatteten, innerhalb ihrer Mauern sich selbständig anzusiedeln. Was Petersburg jetzt ist, die Vermittlerin des östlichen Europa und eines großen Theils von Asien mit dem Westen, das war damals Nowgorod. 500,000 Menschen lebten innerhalb ihres Weichbildes. Der nur dem Namen nach großfürstliche Statthalter, Possadnik, wurde von den Bürgern gewählt und war ihnen verantwortlich. Auf dem Marktplatze, nahe bei der Sophien-Kathedrale, hing eine jedem Bürger heilige Glocke, die Wetscha. Auf ihren Ruf strömte alles Volk zusammen und entschied in oft stürmischer Versammlung über das Schicksal weiter Länder. Die moscowiter Czare, denen es im 15. und 16. Jahrhunderte gelang, das Joch der Mongolen zu zerbrechen und ihre eigene Macht zu consolidiren, nahmen den Nowgorodern erst die Freiheit und mit ihr die Thatkraft, dann durch Gründung und Bevorzugung Petersburgs jede Gelegenheit zum neuen Aufschwunge. Es ist jetzt eine unbedeutende Gouvernementsstadt.

---

226. Moskau im Vergleich zu Petersburg.

(Nach G. B. Mendelssohn, das germanische Europa, J. G. Kohl, Reisen im Innern von Rußland und Polen, und J. H. Blasius, Reise im europäischen Rußland.)

Petersburg ist, wie London, zugleich Sitz der Regierung und erste Handels- und Hafenstadt; ein großer Theil der Werften und Häfen der Marine gehört der Mündung der Newa wie der Themse an. London ist aber zugleich nationaler Mittelpunkt; das ist Petersburg nicht, Moskau ist es geblieben. In Petersburg, außerhalb des eigentlichen National-Gebiets, auf finnischem Boden, in der Nachbarschaft deutscher Ritter-Colonieen, ist die Bevölkerung noch immer unrussisch! Niemand ist dort aus freier Wahl, ohne eigentliches Geschäft, oder besondern Zweck, wie ein großer Theil der vornehmern Einwohner von Moskau.

Moskau ist dagegen ächt russisch. Die Mehrzahl der Einwohner sind Moskowiter von ihren Voreltern her. Ein lebendiges Nationalgefühl herrscht in allen Classen, vorzüglich in den höhern. Auch in der Bauweise wie in den Sitten der Einwohner zeigt sich ein großer Contrast zwischen beiden Hauptstädten. In Petersburg — auf einer wagerechten, sumpfigen Ebene — sind in unabsehbaren, geraden Straßen die Häuser unter lange, einförmige Façaden gebaut. Kaufläden nehmen überall das Erdgeschoß der Paläste ein. Moskau dagegen, in fruchtbaren Umgebungen, auf einen Boden hingebaut, den zwischen Hügeln ein Fluß und mehrere Bäche in freien Windungen durchschlängeln, wird durch Boulevards von unregelmäßiger Krümmung in concentrische Regionen getheilt, von großen öffentlichen und Privatgärten, mit Teichen, Hügeln, herrlichen Baumgruppen durchschnitten. Etwa ¼ der Häuser sind sogenannte Hotels, das heißt von der Straße durch einen Hofraum und ein Gitter getrennt und mit Gärten versehen; auch kleinere Gebäude sind auf diese Weise angelegt: wo das nicht sein kann, da sucht man wenigstens seinem Hause irgend eine besondere, dem Nachbarhause unähnliche Façade zu geben. Daraus entsteht eine große Mannichfaltigkeit, durch alte Gebäude und zahlreiche Kirchen vermehrt. Das treffliche Pflaster, die schönen Trottoirs, die große Reinlichkeit der Straßen Petersburgs vermißt man in Moskau.

Eben daß Petersburg nicht national ist, das gibt ihm so große Bedeutung für Rußland. Es ist der große Stapelplatz für europäische Waaren nicht nur, sondern vorzüglich für Cultur und Sitte, den Rußland, ohne den Gang seiner Entwickelung zu hemmen, noch lange nicht wird entbehren können.

Wenn man behauptet, daß keine Stadt unregelmäßiger gebaut sei als Moskau, so hat man in gewisser Beziehung ganz Recht. Keine Straße der Stadt ist gerade, kleine und große Häuser, Kirchen, Staatsgebäude und Privatwohnungen wechseln unregelmäßig mit einander ab. Allein

wenn man nicht das Einzelne betrachtet, sondern den Plan der Stadt und seine Entwickelung im Ganzen und Großen übersieht, so ließe sich leicht darthun, daß nur wenige Städte sich regelmäßiger und rationeller ausgebaut haben als Moskau.

Es leidet wohl keinen Zweifel, daß der natürlichste und vernünftigste Bauplan für eine Stadt sich in einer kreisrunden Fläche erfülle, daß in das Centrum dieser Fläche oder in den Punkt, der allen anderen zugleich am nächsten ist, Das verlegt werden müsse, was Allen am nöthigsten, die vorzüglichsten öffentlichen Gebäude, die Hauptkirchen, Paläste, Gerichtshäuser, Märkte u. s. w., und daß alle Straßen, theils von diesem Punkte ausgehend, theils sich um ihn herumbewegend, in zwei Hauptrichtungen gehen müssen, in radialen von ihm ausströmend und in concentrischen engeren oder größeren Kreisen um ihn herumführend.

Wenn dem so ist, so zeigt der Plan von Moskau eine Regelmäßigkeit der Entwickelung, wie man sie selten bei einer anderen Stadt ausgebildet finden mag, was denn auch ganz natürlich ist, da hier nie willkürlich ordnende Hände in den Gang des natürlichen Wachsthums der Stadt eingriffen, sondern vielmehr seit alten Zeiten her alle neuen Ansiedelungen sich so angelegt haben, wie sie es eben am bequemsten fanden.

Die allerersten Anbauer Moskau's haben sich ohne Zweifel am **Kremlberge** befestigt und angesiedelt, und er wurde dadurch natürlich zum Mittelpunkte der Stadt gemacht, die sich späterhin um ihn rund herum anlegen sollte. An jenen befestigten Hügel lehnte sich nun zunächst **Kitai-Gorod** (die Chinesenstadt), der älteste Theil von Moskau. Um beide, Kreml und Kitai-Gorod, als den innersten Theil der Stadt, setzte sich alsdann der Ring von Beloi-Gorod (Weißstadt), welche völlig kreisförmig von dem Twer'schen und anderen Boulevards, die zusammen nur eine Straße bilden, umgeben wird. Um Beloi-Gorod verbreitete sich eben so der Ring von Semlanoi-Gorod, der von der Gartenstraße und anderen Gassen, die als Fortsetzung derselben betrachtet werden müssen, ebenfalls kreisförmig umzingelt ist.

Diese Ringe also, aus denen der eigentliche Körper der Stadt besteht und die sich hier bei Moskau völlig regelmäßig ausbilden konnten, weil weder ein Gebirge, noch ein Sumpf oder großer Fluß, noch irgend ein sonstiges Naturverhältniß der regelmäßigen Entwickelung bedeutende Hindernisse entgegensetzte, werden nun radial von der Twerskaja, Dimitriewka, Ragoschkaja und mehreren anderen Straßen durchsetzt, die alle vom Centrum, von den den Kreml umgebenden Plätzen, ausgehen und nach den äußeren Ringen zu aus einander laufen.

Alle übrigen kleinen Straßen laufen mit diesen beiden Straßenarten, den radialen und jenen concentrischen Ringstraßen, parallel, und setzt man mehrere dieser kleinen Straßen an einander, so bekommt man mit Abrechnung einiger kleinen Umwege überall radiale und concentrische Straßen heraus.

So steht es mit dem **Hauptkörper** der Stadt. Was die

Vorstädte betrifft, so haben sich deren freilich nach allen Seiten hin angesetzt, keineswegs aber gleichmäßig. Vielmehr, während sie beim Serpuchow'schen Thore nur 2 Werste hinausgehen, erstrecken sie sich im Thale der Jausa 5 Werste hinauf, so daß daher der Erdwall, der ganz Moskau in seinen äußersten Grenzen umgibt, doch am Ende keinen Kreis bildet, sondern eine ziemlich unregelmäßige Figur darstellt, die dem Oval am nächsten kommt und bei 37 Wersten Umfang 13 Werste Längen- und 7 Werste Querdurchmesser hat. Diese unregelmäßigere Entwickelung in den Vorstädten ist zum Theil durch die Jausa veranlaßt worden. In ihr Thal warf sich der größte Theil derselben, weil sich hier zur Anlage von Gärten, Fabriken u. s. w. die beste Gelegenheit, und für manches elegante Suburbanum manche freundliche Situation fand.

Was in Athen die Akropolis, was in Rom das Capitolium, das ist in Moskau der Kreml. In Rom mag das Quartier des Forum Romanum und des Mons Palatinus ungefähr Dem entsprochen haben, was in Moskau Kitai-Gorod und Kreml zusammen genommen vorstellen. Ganz ähnlich, wie jene beiden römischen Hügel, an einer Krümmung der Tiber liegend, zuerst bebaut wurden, waren es in Moskau die Hügel des Kremls und Kitai-Gorods bei einer Biegung der Moskwa, auf denen sich die ersten Ansiedler einfanden, und die, wie jene, später der eigentliche Herzpunkt der Stadt wurden, indem sie alles Heiligste und Kostbarste umfaßten. Hier schlugen, wie dort, die drei Hauptgewalten des städtischen Lebens ihren Sitz auf, die politische, die geistliche und die Handelsmacht. Was die Kaiser, Auguren und Kaufleute in jenem Viertel Roms bauten, das bildeten die Czaren, Popen und Kupzi im Kitai-Gorod und Kreml. Wie dort die Tempel Jupiters, des Donnerers, der Juno und der Minerva nahe bei einander standen, so sieht man hier am Kathedralenplatze die Archangelskoi, Blagoweschtschenskoi und Uspenskoi Sabor. Wie dort auf der höchsten Spitze des Berges sich die Casa Romuli und der kleine Tempel des Jupiter Feretrius fanden, so zeigen sich hier auf den schroffsten und dem Flusse am meisten genäherten und vorspringenden Stellen des Kremls die kleine, niedrige, uralte Kirche Spass na boru (des Heils am Ufer) und die noch weiter hinausliegende Spass na Saposchkà (zum Stiefelchen), ohne Zweifel auf dem Punkte des Kremls, auf dem menschlicher Anbau zuallererst festen Fuß faßte. In jenen Quartieren Roms errichteten August und Tiberius ihr Palatium und führte Nero sein goldenes Haus auf, das den ganzen palatinischen Berg umfaßte, eben so wie hier die Iwan-Wassiliewitsch, die Alexis, die Elisabeths und Nikolaus bauten, und Katharina ihr ungeheures, goldenes Haus, das den ganzen Kremlberg umfassen sollte, projectirte. Zwischen dem Mons Palatinus und dem Capitolinus lag das Forum Romanum, auf dem das Volk sich versammelte und die Wechslerbuden standen, in dessen Nähe die Kaufleute handelten und der Prätor sein Forum hielt. Nicht anders in Moskau, wo sich an dem Kraßnoi Ploschtschad (dem

rothen Platze) zwischen Kreml und Kitai-Gorod in der Mitte die Buden der Kaufleute hin erstrecken, in deren Nähe das größte Getümmel Statt findet und die Gerichtshöfe der Stadt sich befinden.

Kein Punkt in der Nähe des Kreml eignet sich besser, die ganze fabelhafte Pracht der Thürme und Kuppeln des Kreml mit einem Blick zu übersehen, als das Südufer der Moskwa, östlich von der Moskwa-Brücke. Ueber dem breiten Moskwaspiegel, den glänzenden Moskwa-Quais und der schönen, hohen Moskwa-Brücke erheben sich die weißen Mauern des Kreml mit ihren zahlreichen mittelalterlichen und theilweise rein gothischen Mauerthürmen, die größtentheils alle unter der Regierung Iwan's III. Wassiliewitsch gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts aufgeführt wurden. Mauern und Mauerthürme sind mit Zinnen und Schießscharten versehen, und ihre Stärke ruft bald die Ueberzeugung hervor, daß sie zum Schutz der größten Heiligthümer und historischen Reliquien der Nation dastehen. Innerhalb dieser festen, kriegerischen Ringmauer stehen die Bauwerke und Monumente, an denen sich seit der Gründung Moskau's sieben Jahrhunderte verewigten, und in denen fast alle älteren National-Heiligthümer, die bis auf unsere Zeit gekommen, eingeschlossen sind. Im Vordergrunde erheben sich die goldenen Kuppeln der prachtvollen Kathedralen zur Verkündigung und zur Himmelfahrt Mariä, der Kathedrale des Erzengels Michael und die der zahlreichen anderen Kirchen und Klöster, unter denen die eilf Kuppeln der Kirche des Erlösers hinter dem goldenen Gitter und die acht dunkelblau und goldenen Kuppeln des Tschudowa-Klosters alle übrigen an Glanz überstrahlen. Um die Mitte dieser Gruppe von Kirchen und glänzenden Kuppeln strebt mächtiger als alle anderen der schlanke Glockenthurm des Iwan weliki mit seiner seltsamen Zwiebelkuppel und seinem hohen Kreuz in die Höhe und bildet von dieser Seite auch ungefähr den Mittelpunkt der ganzen wirren Massen von Gebäuden und Thürmen, zwischen denen die Ueberreste des kolossalen alten Czaren-Palastes fast verschwinden, und sich kaum der neue Kaiser-Palast vor dem Tschudowa-Kloster bemerklich machen kann. Den Hintergrund dieser Kirchen, Klöster und Paläste bilden die Kuppeln und Dächer der riesenmäßigen Gebäude auf der Nordseite des Kreml: des Senats und des alten und neuen Arsenals, über die überall noch die schlanken, gothischen Mauerthürme der Nordwestseite der Ringmauer hervorragen.

Sind schon allein die Formen fähig, durch ihre Gedrängtheit und ihren theilweise barocken Baustil einen seltsamen Eindruck hervorzurufen, so wird dieser doch noch in's überraschend Wunderbare gesteigert durch die blendenden Farben, die auf's Mannichfaltigste und in den schroffsten Gegensätzen an den Gebäuden des Kreml verschwendet sind. Wie sieben Jahrhunderte hier sich in ihren Formen erschöpften, und diese Formen planlos unter einander würfelten, so sind die sieben Farben des Regenbogens planlos an diesen planlosen Gruppen von Thürmen und Palästen neben einander gestellt. Viele dieser Gegensätze sind gemildert im Verlauf der Zeiten; aber neben den dunklen Thür-

men und dem alternden Mauerwerk nehmen sich die blendend weißen Steinmassen der dicht nebenan stehenden späteren Bauten und Renovationen um so barocker aus. Will man einmal alles gehaltene Maß überschreiten und dadurch die extremsten Wirkungen hervorrufen, so ist der Kreml ein unübertroffenes Muster. Kirchen mit weißen Wänden und blutroth bemalten Pilastern, Bogen und Friesen, mit schimmernd grünen Dächern und lasurblauen und glänzend goldenen Kuppeln sind hier noch einfache Gebäude. Kein Wunder, daß der Name schon ein Zauberwort ist, bei dem aller Patriotismus und alles Selbstgefühl eines Russen erwacht.

Auch abgesehen von dem gedrängten Thurmwalde der Stadt, die sich dem Kreml nach beiden Seiten in's Unübersehbare anschließt, wird schwerlich irgend ein Punkt in Europa einen solchen Anblick aufzuweisen haben. Scheint doch in Mannichfaltigkeit und barocker Zusammenstellung der Formen der Kreml sogar alle Pracht des Orients hinter sich zurückzulassen, und dadurch, daß Europa mit Asien in ihm combinirt ist, beiden den Rang abzulaufen.

Europa und Asien haben zum Aufbau des Kreml ihre Beiträge geliefert, und kein Volk ist leer ausgegangen, von dem die alte Czarenmacht directe oder indirecte Kunde erhielt. An ein und demselben Gebäude ruht auf byzantinischen Bogen ein gothisch-deutsches Dach, über der mongolischen Kuppel erhebt sich der türkische Halbmond, und griechische Säulen stehen zwecklos vor einer Wand, die überfüllt ist mit dem allen Geschmack höhnenden Zopf aus dem Siècle Louis XIV., dem man wenigstens überall, wie dem ganzen Jahrhundert, das Verdienst hätte lassen sollen, unnachahmungswürdig zu sein. Vielleicht ist nur der alte, jetzt meist abgetragene und in fremdem Stil wieder hergestellte Czarenpalast eine volksthümliche Schöpfung gewesen; denn nur das Dach des einzigen Restes, den man aus Pietät gegen das Andenken Peter's des Großen hat stehen lassen, erinnert an das eines russischen Bauernhauses. Nur in der Combination und Verschmelzung dieser möglichst verschiedenartigen fremden Elemente und in der Pracht und den schroffen Gegensätzen der Farben, mit denen man auch den barocksten Zusammenstellungen den Schein einer gemeinsamen, bunten Einheit zu geben gewußt hat, liegt eine Richtung angedeutet, die in dieser Entschiedenheit unter keinem anderen europäischen Volke anzutreffen ist.

Alle übrigen Gebäude sind ungefähr wie überall in Rußland und in der übrigen Welt: Wohnhäuser und moderne Paläste, die nur dadurch sich vortheilhaft von denen in anderen Städten und besonders von denen in Petersburg unterscheiden, daß sie mit anmuthigen Gärten und freundlichen Bäumen untermischt sind und keine Uniform tragen. Neben dem Palaste des Fürsten wohnt der für das öffentliche Wohl und den öffentlichen Anstand ganz unentbehrliche Schneider und Schuster, und Jeder hat sich ein Haus gebaut, wie es Jedem bequem sitzt, und ganz nach Wunsch und Belieben. Durch diese unprädestinirte Willkür erhält Moskau einen durchaus wohnlichen, freundlichen Anstrich, ohne den

Charakter einer Weltstadt zu verlieren. Auf Befehl baut man hier etwa nur Krankenhäuser, Armenhäuser, Casernen, Pulvermagazine und Gefängnisse, die zwar alle kolossal sind, aber doch nicht den Habitus der ächt-nationalen Stadt bestimmen, wie in St. Petersburg.

Das sind die einzigen weltlichen Reste aus einer fernen, fast schon sagenhaften Vergangenheit im Kreml. Mit Peter dem Großen fängt eine neue Zeit an, und es ist ein Zufall, daß diese neue Zeit noch so viel vom Alten geachtet hat. Die große Katharina gedachte noch schlimmer wie Napoleon hier zu hausen. Noch steht im neuen Arsenal das Modell eines Riesenpalastes, mit dem sie die ganze Höhe des Kreml bedecken wollte und vor dem nur ein paar alte, der Nation heilig gewordene Kirchen Barmherzigkeit und Schonung gefunden hätten, aber nur, um als unbedeutende Zwerge sich von dem neuen riesigen Schooßkinde der Eitelkeit einschließen zu lassen. Das neue Jahrhundert hat sich wieder mit Pietät der alten Zeit zugewandt. Neue Paläste stehen neben den alten, und noch in diesem Augenblicke steigen neue Mauern und Bogen in die Höhe: doch auch die alten Czaren-Reliquien haben das Recht der Existenz behalten und stehen friedlich neben und zwischen den jungen Kaiserburgen.

Den gemeinen Russen hat die neue Civilisation, in der die Kaiserstadt so mächtige Fortschritte machte, nicht berührt, und wer von den höheren Stände dem Geiste der neuen Zeit feind war und nicht von ihr Vortheil zu ziehen gedachte, der zog sich nach Moskau zurück, wo er die alte, unveränderte Umgebung des Lebens fand.

Auch Moskau ist seither ein Sammelplatz fast aller asiatischen und europäischen Völker geworden; aber in Moskau ist aus diesem Völkergemisch kein solches Sittengemisch hervorgegangen, wie in Petersburg. Die fremde Weltansicht, die in Petersburg das Leben des Tages beherrscht, hat sich in der alten Czarenstadt der einheimischen Sitte fügen müssen.

Seit den Erlebnissen des verhängnißvollen Jahres 1812 ist unter den gebildeten Russen ein Hang zum Patriotismus eingetreten, der denen, die sich der neuen Zeit angeschlossen hatten, früher großentheils fremd gewesen zu sein scheint. Dieser Patriotismus hat einen Enthusiasmus für ein rein nationales Leben hervorgerufen, der sich auf alle Verhältnisse ausdehnt und mit gleicher Heftigkeit sich den höchsten Interessen des Staatslebens, wie den kleinsten der Sitten und Gebräuche zuwendet. Moskau ist der Mittelpunkt dieses volksthümlichen Strebens geworden, indem die bunten Interessen des Tages die alte Hauptstadt kaum berührt haben, während die junge fast besinnungslos in ihren raschen Strudel hineingerissen worden ist. Größere Gegensätze in Gesinnungen und Bestrebungen sind in Rußland nicht zu finden, wie die, in welche sich Moskau und Petersburg halb bewußt, halb unbewußt zu einander gestellt haben.

Fast durchgängig stellt sich das Verhältniß der beiden Hauptstädte zu einander und zu ganz Rußland in so schroffen Gegensätzen heraus,

daß der Unbefangene in seinen Neigungen oder Abneigungen nicht lange im Unklaren bleibt und eine entschiedene Vorliebe für die eine oder andere Stadt und ihre Lebensrichtung für einen scharfen Prüfstein der Gemüther gelten kann. Aber während Petersburg als eine Insel in einer fremden Umgebung erscheint, die sich unbeschadet nach jedem anderen Punkte des großen Völkermeeres versetzen ließe, hängt Moskau, der Mittelpunkt der eigentlich russischen Bevölkerung, organisch mit ganz Großrußland zusammen, und ist nur zu begreifen durch die zahlreichen und oft zarten Fäden, die von allen Richtungen her sich in ihr, wie die Sonnenstrahlen in einem Brennpunkt, schneiden.

---

227. Charkow und die russischen Messen.

(Nach J. G. Kohl, Reisen im Innern von Rußland und Polen.)

Die Hauptstadt der Ukraine, Charkow, ist entschieden einer der interessantesten und wichtigsten Orte des russischen Reiches, und sie nimmt einen der ersten Plätze in der ersten Rangklasse der russischen Provinzialstädte ein. Ihr Handel ist weit lebhafter als der von Kiew. Ihre Universität rivalisirt mit Wilna und Kasan, ihre Messen und Jahrmärkte treten mit denen von Nischnei-Nowgorod in die Schranken.

Das schwarze Meer bildet ein Oval von ungefähr 200 Meilen Länge und 80 Meilen mittlerer Breite, und seine Hauptausdehnung streicht von Osten nach Westen. Aus der Mitte der nördlichen Küstenlinie dieser Figur entwickelt sich eine Haupthandelsstraße aus der Krim ins Innere Rußlands hinein. Eine zweite kommt aus dem östlichen Winkel des Ovals vom Kaukasus über Taganrog und eine dritte aus dem westlichen Winkel von der Türkei über Odessa. Diese Straßen zielen alle auf das Innere des russischen Reiches hin und vereinigen sich mit einander zu einer einzigen nach Moskau fortschreitenden, und zwar ungefähr in einer Entfernung von 100 Meilen vom Mittelpunkte der nördlichen Küste des schwarzen Meeres.

In dem Vereinigungspunkte dieser Straßen, die erst in neuerer Zeit, seitdem Rußland sich der pontischen Länder bemächtigte, mehr und mehr belebt wurden, ist nun die Stadt Charkow emporgeblüht, deren ganze Bedeutung und Wichtigkeit in Bezug auf Handel und Völkerverkehr in den durch die Richtung jener Verkehrswege angedeuteten Verhältnissen zum schwarzen Meere, zum Kaukasus und zur Türkei ihre Erklärung finden.

Auf den genannten drei Straßen kommt der Stadt alles zu, sowohl was sie für sich selber und die Ukraine, deren commercielles wie politisches Haupt sie ist, vom Dniepr, vom Don, aus Taganrog und Tiflis, aus Odessa und Konstantinopel bedarf, als auch was sie zum Herzen Rußlands nach Moskau an pontischen Waaren- und Steppen-Producten weiter verführt, so wie endlich auch, was sie aus dem fa-

bricirenden Innern Rußlands, aus Moskau an russischen und aus Petersburg sogar an ausländischen Manufactur- und Fabrik-Producten, die sie theils in ihren eigenen Kreisen verwendet, theils in andere Kreise, zum Kaukasus, zur Krim, zum Don, Dniepr, nach Odessa u. s. w. hinüberspielt, zu beziehen pflegt.

Es hat demnach ein beständiger, bedeutender Handelsverkehr in dieser Stadt seinen Sitz aufgeschlagen, und das ganze Jahr hindurch gehen hier die mit Pferden bespannten Obosen der Großrussen und die von Ochsen bewegten Walken der Kleinrussen ein und aus, welche die Weine Griechenlands, die Seidenwaaren des Kaukasus und Persiens, die Baumwolle der Buchareі und die Gewebe der neu aufblühenden Fabriken Moskau's im Scythenlande verfahren.

Außer dieser ununterbrochen fortdauernden Handelsbewegung werden hier indeß auch noch alle Jahre 4 Messen gehalten, die alle nicht unbedeutend sind, von denen indeß doch die im Anfange des Januars Statt habende sogenannte „Kreschtschenski'sche“ Messe dermaßen die übrigen übertrifft, daß, wenn man von der Charkow'schen Messe spricht, man vorzugsweise nur an sie denkt.

Die verschiedenen in Rußland abgehaltenen Messen haben ganz andere Bedeutung und anderen Ursprung, als unsere deutschen. Die letzteren schreiben sich meistens aus dem Mittelalter her und gründen sich auf sogenannte Meßprivilegien, die an gewisse Orte und für gewisse Zeiten gegen die Berechtigungen der einheimischen Kaufleute gegeben wurden, um den Käufern einigen Schutz gegen diese Berechtigungen zu gewähren und um den Handel durch Concurrenz zu beleben. Als Institute, die auf mittelalterliche Verhältnisse gegründet waren, sind unsere Messen in jetziger Zeit, wo alle Beschränkungen des Handelsverkehrs und mithin auch alle dagegen gegebene Privilegien und Ausnahmegesetze mehr und mehr fallen, bedeutungsloser geworden und werden wohl bei immer größer werdender deutscher Handelseinheit und bei immer vollkommenerer Ausbildung eines freien deutschen Commissions- und Speditionshandels mit der Zeit einmal ganz eingehen, da sie bei den großen Reisen, welche Käufer und Verkäufer dabei machen müssen, ohne Zweifel nicht die natürlichste und billigste Art des Verkehrs sind. In Rußland dagegen, wo die Sitten und Gewohnheiten ganz anders sind und wo der Commissionshandel noch so wenig ausgebildet ist, wo daher der Kaufmann und Käufer immer selbst am Platze sein müssen und wo außerdem noch ein gewisses nomadisches Element auch die kaufmännischen Verhältnisse durchdringt, wo daher viele Kaufleute eigentlich nirgends ansässig sind, sondern mit ihren Waaren von Markt zu Markt herumziehen, in diesem großen Rußland, wo zwischen den hundert uncivilisirten Völkern seines Gebietes noch keine allgemeine Correspondenz Statt finden kann und hundert Geschäfte, die bei uns brieflich abgemacht werden, von Mund zu Mund verhandelt werden müssen, sind die Messen nicht allein noch sehr blühend, sondern nehmen auch noch jährlich mit der steigenden Handelsmacht des Ganzen an Bedeutung und Umfang zu.

Unter den verschiedenen großen Messen Rußlands ist die älteste und berühmteste die von Nowgorod, oder die „Makariew'sche“, wie sie noch immer aus alter Gewohnheit von den russischen Kaufleuten nach ihrem ehemaligen Sitze genannt wird. Sie ist bekanntlich die größte Messe in Europa und wahrscheinlich in der Welt, wenigstens wenn man ihre Größe nach der Masse der hier zusammenfließenden Waaren und der Menge der zusammenströmenden Menschen abschätzt. Auf ihr tauscht das ganze nördliche Asien mit Europa seine Bedürfnisse aus.

Die Charkow'sche Messe hat vor den übrigen Das voraus, daß sie mehr als alle anderen im Zunehmen begriffen ist und man ihr eine noch viel glänzendere Zukunft vorhersagen kann, da alle die Gegenden, in denen die Zweige ihres Handels wurzeln, in so außerordentlichem Steigen begriffen sind, sowohl in Hinsicht auf Vermehrung ihrer Bevölkerung und eben daher auch ihrer Handels-Bedürfnisse und Erzeugnisse, als in Bezug auf die Verbesserung ihrer politischen und commerciellen Organisation.

Die Hauptrolle in jeder Hinsicht, sowohl als Producenten wie auch als unterhandelnde Vermittler, haben die Großrussen. Weit über die Hälfte der Waaren kommt aus ihren großen Fabriken und weit über die Hälfte der Großhändler der Messe sind aus ihrem Stamme. Sie haben ein so entschiedenes Handels-Genie, daß sie alle anderen Völker überflügeln, und dabei eine solche Kenntniß ihres großen Vaterlandes, daß es ihnen Niemand darin gleich thut. Auch machen sie sich an alle Waaren ohne Ausnahme, und es ist kein Artikel zu nennen, mit dessen Verschleiß sie sich vorzugsweise beschäftigen.

Neben den Großrussen lassen sich nur noch die Kasan'schen Tataren, die Bucharen, die Karaiten und Armenier nennen. Die Tataren von Kasan bringen die Fabrikate ihrer Landsleute, kostbare Teppiche, Shawls, feines Lederwerk u. s. w. Die Bucharen oder Tadschiks sind die Vermittler der freien Tatarei und Bucharei und bringen die bucharischen und einige indische Waaren, Baumwolle, Seidengewebe, Indigo u. s. w. Die Armenier vermitteln die kaukasischen Provinzen mit Rußland. Sie bringen, was der Iberer, Perser und Georger webte, und holen, was dem Tscherkessen und Lesghier behagt. Die Karaiten sind für die taurische Halbinsel und überhaupt für die Küsten des schwarzen Meeres von Wichtigkeit und bringen vorzugsweise die Früchte der Krim. Zuweilen auch erscheinen wohl einige Individuen aus der Colonie der Indier in Astrachan oder von den persischen Feueranbetern aus Baku, so wie denn natürlich auch einzelne aus den Kalmücken-, Baschkiren-, Turkomanen- und anderen Stämmen und anderen nicht handelnden Nationen handelnd auftreten. Ja, man findet zuweilen auch versprengte Araber, Türken, Chinesen und andere seltene Vögel.

228. Kiew.

(Nach J. H. Blasius, Reise im europäischen Rußland.)

Wenn irgend eine russische Stadt den Gang ihres Geschicks zu beklagen hat, so ist es Kiew. Einst wetteiferte sie an Glanz mit Konstantinopel und soll eine halbe Million Einwohner umschlossen haben. Nur ihren alten Umfang hat sie erhalten, aber zwischen den Trümmern ihrer alten Größe hausen jetzt nur 60,000 Menschen.

Das jetzige Kiew besteht aus vier ausgedehnten Städten. Zwei derselben liegen auf der Höhe des rechten Dnieprufers, das hier 284 Fuß über den Spiegel des Flusses ansteigt. Die nördliche hohe Stadt ist das eigentliche Kiew; die südliche mit der Festung und dem Höhlenkloster*) ist Petschersk, nach diesem Höhlenkloster genannt. Ein tiefes Thal, das Taufthal, in dem Wladimir's Machtwort die Russen zur ersten großen, christlichen Taufe versammelte, trennt beide Stadttheile. In der flachen Niederung zwischen den Bergen von Alt-Kiew und dem Dniepr liegt die tiefe Stadt Podol dicht über dem Wasserspiegel. Westlich von beiden hohen Stadttheilen in einem kleinen Seitenthal des Dniepr sieht man das noch im Entstehen begriffene Neu-Kiew oder die Stadt des heiligen Wladimir, die erst unter der Kaiserin Katharina gegründet wurde.

Nur die Stadt Podol hat dichtgedrängte Häusermassen und regelrechte, gerade Straßen und gewährt von den steilen Abstürzen von der Höhe Alt-Kiew's, von wo man sie mit ihren zahlreichen Kirchen und Klöstern und goldenen Kuppeln ganz übersieht, einen imposanten Anblick. Westlich von der Stadt verläuft nach der Ferne hin ein blauer Höhenzug, die Fortsetzung des hohen Ufers, auf dem Alt-Kiew liegt. Oestlich von der Stadt durchschneidet der Dniepr, der hier mit Kähnen, Barken und Holzflößen bedeckt ist, in mehreren Armen die Ebene und bildet an vielen Stellen Inseln, die mit niederm Buschwerk bewachsen sind. Die Ostufer des Dniepr, mit dunklen Waldstrecken und Sandflächen bedeckt, steigen langsam an, und erst in der Entfernung von mehreren Wersten sieht man wieder flaches, kahles Land. So glaubt man dennoch eine blühende Stadt in einer mannichfach reizenden Gegend vor sich zu haben.

*) Hilarion, ein Geistlicher in Berestow, grub sich in einem finstern Walde am Ufer des Dniepr eine Höhle, um hier in der Einsamkeit zu beten. Als Jaroslaw ihn 1051, unabhängig von Konstantinopel, zum Metropoliten einsetzte, blieb die Höhle leer. Doch kurz nachher ließ sich der russische Mönch Anton, der auf dem Berge Athos die Tonsur erhalten hatte, in ihr nieder und lebte hier als Einsiedler, da ihm das russische Klosterleben nicht gefiel. Das Gerücht von seiner Frömmigkeit versammelte viele andere Fromme um ihn, von denen er einige zu Mönchen weihte. Die zwölf ersten gruben hier eine unterirdische Kirche und Zellen für sich aus. Als ihre Zahl rasch wuchs, schenkte der Großfürst Isiaslaw ihnen den ganzen Berg über den Höhlen, auf dem sie die große Kirche anlegten, die bald von allen Mächtigen und Frommen reich ausgestattet wurde.

Anders ist der Blick auf Alt-Kiew und Petschersk. An den breiten Straßen und zwischen riesengroßen, öden Plätzen liegen nur selten die Häuser geschlossen, meist unregelmäßig zerstreut, hier ein mächtiger Palast, und in der Nähe niedrige Hütten. Mitten in den unebenen, hügelig zerrissenen Stadttheilen sieht man ausgedehnte, unbebaute Strecken theils leer und öde, theils mit unregelmäßigen, sich selbst überlassenen Baumanpflanzungen bedeckt, wie mit halbzerstörten Wäldern. Die kampf- und zerstörungslustigen Kriegs- und Raubscharen der eigenen Fürsten, der Tataren und Litthauer, haben so oft in diesen altehrwürdigen Mauern gemordet und gebrannt, daß nur wenige Trümmer der alten Herrlichkeit geblieben sind.

Mitten zwischen den traurigen Andeutungen alter Größe erheben sich noch im alten Glanze die ältesten russischen Nationalheiligthümer, die nicht einmal durch die spätere Blüthe Moskau's verdunkelt worden sind: das Höhlenkloster mit seinen acht glanzvollen Kirchen in der Citadelle von Petschersk, die Kirche der heiligen Sophie mit eilf strahlenden Kuppeln auf der Höhe von Alt-Kiew, und in ihrer Nähe noch zahlreiche andere Kirchen und Klöster in mannichfacher Pracht und Gestalt. Sogar wer die fabelhafte Pracht der Czarenburg in Moskau kennt, fühlt sich wunderbar überrascht und ergriffen von diesen halb ernsten, halb glänzenden Gruppen und Formen, die mit ihren goldenen Häuptern, wie eine Versammlung von Heiligen, gerettet zwischen den Trümmern einer untergegangenen Welt dastehen.

Kiew ward mit aller seiner Pracht und seinen Schätzen wiederholt bis in den Grund vernichtet. Alle seine weltliche Herrlichkeit ist verschwunden; nur ein einziges der alten Fürstengräber, und nur unter dem Schutze der heiligen Sophie, ist bis auf diesen Tag erhalten, und ein Rest der goldenen Pforte*). Einzelne Punkte der oft mit Blut getränkten Hügel sind von späteren Jahrhunderten wieder überbaut, ohne daß man die Stätte kennt, wo die alten Paläste standen oder auch nur eine Erinnerung an die alten Zeiten und Herrscher hätte festhalten können. Auch die alten Kirchen sind theilweise bis auf den Grund zerstört, theilweise bis auf das Mauerwerk niedergebrannt worden. Aber immer neu und prachtvoll sind sie wieder aus der Asche entstanden, gleichsam ein Symbol des Unvergänglichen mitten in einer wandelbaren Umgebung. Und so stehen sie jetzt noch allein da, als Zeugen der Vergangenheit, als eine ernste Warnung der Geschichte, und mögen in diesem Sinne in den Augen des frommen Russen einen erhöhten Werth erhalten.

Wie die Religion, so erhielten die Russen auch die Idee zu ihren

*) Der letzte Rest der steinernen Mauer, mit der Jaroslaw im Jahre 1037 die Stadt umziehen ließ. Die Ruinen dieses an sich unbedeutenden alten Bauwerkes sind erst vor einigen Jahren unter dem Schutt des jetzigen Walles hervorgegraben worden und stehen in einer wüsten, weithin unbewohnten Gegend von Alt-Kiew, zum redenden Beweise, daß von der alten Stadt kaum ein Stein geblieben ist.

Kirchen und ihre Baumeister von Konstantinopel. So sind denn auch alle ursprünglichen Elemente der altrussischen Kirchen byzantinisch, und die Kirchen starre Nachahmungen der griechischen; doch nur wenige dieser ursprünglichen Bauten sind bis auf unsere Zeiten gekommen. Von den vierhundert Kirchen, die Kiew in seiner Blüthezeit besessen haben soll, sind kaum mehr als Reste dreier vorhanden. Baty vernichtete die meisten Kirchen bis auf den Grund, von einigen blieb nur das Mauerwerk stehen, und erst unter der Herrschaft der Litthauer und Polen scheinen die alten Heiligthümer wieder hergestellt, und es bleibt unsicher und sogar unwahrscheinlich, ob ganz im alten Stil. In den Zeiten der Unterwerfung des übrigen Rußlands unter die Herrschaft der Mongolen scheinen auch fremde Einflüsse auf den Kirchenbau eingewirkt zu haben, und so bleibt es unsicher, ob irgend eine der jetzigen russischen Kirchen noch unverändert den Stil der ältesten darstellt. Litthauisch-polnische Einflüsse im Westen und mongolische im Innern von Rußland sind mit der alten Bauart zu einem bunten Ganzen verschmolzen.

Ein erfreuliches Ereigniß für Kiew liegt in der Gründung der neuen Universität, die sich vom Jahre 1833 herschreibt. Sie soll die Stelle der eingezogenen Universität Wilna vertreten und ist theilweise mit den Mitteln der Akademie Kremenez ausgerüstet. Auf den Höhen Kiew's erhebt sich ein neues, kolossales Universitäts-Gebände, wie bis jetzt keine einzige russische Universität eins besitzt.

229. Astrachan.

(Nach Al. v. Humboldt, G. Ehrenberg und G. Rose, Reise nach dem Ural, dem Altai und dem kaspischen Meere.)

Astrachan hat keine große Bevölkerung, denn die Einwohnerzahl beträgt noch nicht 40,000 und ist noch geringer als die von Kasan, aber man wird selten eine Stadt finden, in welcher wie hier eine so gemischte Bevölkerung lebt, die das mercantilische Interesse aus den entferntesten Enden von Asien und Europa zusammengeführt hat. Denn außer den Russen, die etwa die kleinere Hälfte der Bewohner Astrachans ausmachen, den Kosaken und den übrigen hier ansässigen Europäern, finden sich hier noch Armenier, Tataren, Georgier, Bucharen, Chiwensen, Truchmenen, Perser, Hindus, Kirgisen und Kalmücken, demnach Bekenner der verschiedensten Religionen, Christen, Mohamedaner, Brahmaisten und Buddhaisten.

Die Armenier sind unter den asiatischen Bewohnern Astrachans die zahlreichsten; sie haben alle eine ausgezeichnete National-Physiognomie, ovales Gesicht, schwarze Augen und Haare und eine gebogene Nase. Sie tragen eng anschließende Röcke und darüber Kaftans mit aufgeschlitzten Aermeln, weite Beinkleider, enge Stiefel und hohe Pelzmützen. Die Perser sind fast alle hohe und schlanke Figuren mit schmalen Gesichtern und schwarzen Bärten. Sie sind mit zwei Kaftans über ein-

ander bekleidet, die vorn offen sind und mit einem Gürtel zusammen gehalten werden, und von denen der untere von geblümtem Zitz, der obere von einfarbigem Zeuge, gewöhnlich von blauem Tuche, ist; die Aermel sind lang, die des unteren Kaftans eng anschließend, die oberen aufgeschlitzt und am Körper herab hangend; an den Füßen tragen sie Socken von buntgemischter Wolle mit ledernen Pantoffeln und auf dem Kopfe hohe Pelzmützen. Die Hindus sind ebenfalls lange, hagere Figuren, an ihren braunen Gesichtern kenntlich, mit langen, weißen Kaftans bekleidet und mit weißen Turbans bedeckt; die Tataren sind von den übrigen in Rußland wohnenden Tataren nicht verschieden. Dies sind zugleich die hauptsächlichsten der in Astrachan eigentlich ansässigen Völkerschaften; denn die Kosaken aus den Dörfern (Stanitzen) auf der Straße nach Astrachan und die Kalmücken und Kirgisen der Steppe sieht man wohl häufig auf den Straßen, sie kommen aber nur zufällig zur Stadt, und eben so die Bucharen, Chiwensen und Truchmenen.

Die Stadt liegt auf der Nordseite einer Wolga-Insel (Dolgoi Ostrow, die lange Insel genannt) und wird westwärts von dem Hauptstrom, nord- und ostwärts von einem Nebenarme, dem Kutum, der sich fast unter rechtem Winkel von der Wolga abzieht, umflossen. Ihre Hauptausdehnung ist demnach auch von Ost nach West. Man theilt sie ein in die Festung (Kreml), die weiße Stadt (Beloi Gorod) und die Vorstädte oder Sloboden. Die beiden erstgenannten Theile liegen auf einem hohen Plateau, das nie den Ueberschwemmungen der Wolga ausgesetzt ist, hart an der Wolga und im Süden des Kutums, die Vorstädte niedriger und tiefer im Osten und Süden der weißen Stadt. Der Kreml und die weiße Stadt waren ursprünglich mit Mauern und Thoren umgeben, die aber jetzt ganz verfallen sind und daher die Stadt von keiner Seite absperren. Sie enthalten meistens steinerne Gebäude und gerade, aber ungepflasterte Straßen und Plätze. In dem Kreml liegen die Kathedralkirche, die Wohnung des griechischen Erzbischofs, das Dreieinigkeitskloster und die Kasernen der Garnison; er ist eigentlich nur ein freier Platz, im Westen der weißen Stadt, der mit den genannten Gebäuden umgeben ist; in der weißen Stadt befinden sich die vorzüglichsten Krongebäude und die Kaufhöfe der verschiedenen Nationen. Die Sloboden haben fast nur hölzerne Häuser, übrigens auch nur gerade Straßen. Die vorzüglichsten derselben sind die alte armenische Slobode, östlich von der weißen Stadt, und im Norden und Osten von dem Kutum umgeben, und die neue armenische und die tatarische Slobode, im Süden der weißen Stadt und der alten armenischen Slobode. Diese letzteren Sloboden werden von dem Kreml, der weißen Stadt und der alten armenischen Slobode durch einen 1200 Faden langen Canal getrennt, der, von Osten nach Westen gehend, die Wolga mit dem Kutum verbindet und den nördlichen Theil der Insel, worauf Astrachan liegt, abschneidet. Er bietet für den Waarentransport große Vortheile dar, war schon 1745 angelegt, später aber ganz verfallen und wurde im Jahre 1812 von einem reichen Griechen, Warwazi, auf

eigene Kosten wieder hergestellt. Er ist an beiden Seiten mit Weiden bepflanzt, die aber bei dem salzigen Boden von Astrachan und den Stürmen des Winters nur kümmerlich zu gedeihen scheinen. Nördlich von dem Anfange dieses Canals befindet sich in der Wolga der Hafen.

Interessant sind die Kaufhöfe der verschiedenen in Astrachan wohnenden Völkerschaften, die meistens alle in der weißen Stadt liegen. Es befinden sich hier mehrere russische, armenische und tatarische, so wie auch ein persischer und ein indischer Kaufhof. Sie bestehen wie immer aus einem viereckigen Gebäude, das nach außen zu lauter neben einander liegende Läden enthält und einen inneren Hofraum einschließt, zu welchem man durch ein Thor von außen gelangt. Der Kaufhof der Perser ist ein steinernes Gebäude, das in einem zweiten Stockwerk auch Wohnungen enthält, in welchen der größte Theil der Perser, welche sich in Astrachan aufhalten, auch wohnt, da sie meistens Kaufleute sind. Sie handeln mit persischen seidenen Shawls und Tüchern, auch mit indischen Zeugen, persischen trockenen Früchten u. s. w., stehen sonst aber den ganzen Tag müßig schwatzend vor ihren Läden. Sie haben in Astrachan keine Medsched und besuchen auch nur selten die zahlreichen Medscheds der Tataren, da sie zu einer anderen Secte der Muhamedaner gehören.

Nicht weit von dem persischen Kaufhof befindet sich der indische, der nur aus Holz gebaut ist. Die Zahl der in Astrachan lebenden Hindus ist nicht groß und sie machen theils Handelsgeschäfte, theils leihen sie Geld zu hohen Zinsen, zu 12 bis 36 Procent aus, und werden dadurch reich, weil sie ein sehr mäßiges Leben führen. Sie werden sonst als sehr gutmüthig und ehrlich gerühmt, wie sie auch ein solches Aeußere haben, und zeichnen sich dadurch vortheilhaft vor den Armeniern aus, deren Charakterlosigkeit schon Gmelin mit lebhaften Farben schildert. Sie wohnen ebenfalls in ihrem Kaufhofe und halten dort auch ihre gottesdienstlichen Uebungen.

Die Armenier machen, wie schon angeführt, nächst den Russen den ansehnlichsten Theil der Bevölkerung von Astrachan aus. Sie sind meistentheils Kaufleute, da ihr Adel von der russischen Regierung nicht anerkannt ist, doch können sie den russischen Adel sich durch Staatsdienste erwerben.

Was endlich die Tataren betrifft, so sind sie die Abkömmlinge der ehemaligen Bewohner der Stadt und des Landes und auch jetzt noch zahlreich. Sie sind den Tataren von Kasan ähnlich, und auch in Astrachan wie dort die eigentlichen Fabrikanten, besonders Färber, Gerber und Seifensieder.

230. Odessa.

(Nach J. G. Kohl, Reisen in Südrußland.)

Das Haupterforderniß der guten Lage einer Seehandelsstadt ist dies, daß man zu ihr von allen Seiten her zu Lande möglichst bequem und aus möglichst großer Entfernung heranfahren könne, und daß ebenso von der Seeseite her der Punkt auf die am wenigsten umständliche Weise erreicht werden möge. Bei einem Meerbusen, der durchweg tief und fahrbar, ist alle Mal der innerste, am meisten ins Land vordringende Winkelpunkt der günstigste für die Anlage der Haupthandelsstadt der umliegenden Küstenländer, weil die Landfrachten zu ihm von allen Seiten her gleich weit haben, und die wohlfeileren, für das Innere bestimmten Seefrachten, die man natürlich immer gern so spät als möglich mit dem Landtransport vertauscht, am weitesten ins Land vordringen können. Darnach ist es bei einem Blick auf die Karte klar, daß der Brennpunkt des Handels des südwestlichen Rußlands in die Gegend zwischen Dniepr- und Dniestr-Mündung fallen mußte; an welcher Stelle nun gerade in dieser Gegend, das mußte Ortsgelegenheit entscheiden, ein bequemer Hafen, eine Flußmündung u. s. w. Als Flußmündungen boten sich die des Dniestr und des Dniepr, und es ließ sich erwarten, daß an einer derselben der große Verkehrsplatz erscheinen würde. Allein die Unbequemlichkeit der Einfahrt in den Dniestr, wo nur zwei wenig tief ausgerissene Oeffnungen in dem Peressip des Limans sich befinden, und die eben so große des Eingangs in den Dniepr, dessen Mündung auch durch Sandbänke verdorben wird und der seiner von Osten nach Westen gehenden Richtung wegen noch dazu wieder nur mit ganz anderen Winden erreicht werden kann, als der innerste Winkel des odessaischen Meerbusens, verhinderten dies. Es blieb daher nur eine Wahl unter den verschiedenen Punkten der Küste zwischen jenen beiden Flußmündungen. Und hier war denn die Rhede von Odessa der geeignetste Punkt, weil hier doch wenigstens eine Art von Bai den Schiffen einigen Schutz bot, während die ganze übrige völlig hafen-, bai- und rhedelose Küste auch nicht einmal das hatte.

Die fünf Haupt-Seehandelsplätze Rußlands sind die Mündung der Dwina (Archangel), der Newa (Petersburg), der Düna (Riga), des Don (Taganrog) und des Dniepr (Odessa). Petersburg behauptet den ersten Rang, Riga den zweiten, Odessa den dritten, Taganrog den vierten, Archangel den fünften.

Die Waare, um welche sich der ganze Verkehr von Odessa dreht, ist der Weizen Podoliens, Bessarabiens und Neu-Rußlands, und auf alle anderen Waaren, allenfalls mit Ausnahme des Talgs und der Wolle, sehen die großen Handelsherren mit Verachtung herab. Dieser Weizen geht fast ausschließlich nach England und Italien.

In wie einfachem und wenig ausgebildeten, ja, rohem Zustande sich der Handel von Odessa noch befinden müsse, scheint mir schon aus dem

Umstande hervorzugehen, daß sich mehrere reiche Gutsbesitzer, namentlich polnische, selbst mit der Versendung ihres Getreides befassen. Es befinden sich Niederlassungen, Comptoirs und bedeutende Magazine polnischer Edelleute in Odessa, aus denen ohne Vermittelung des Kaufmanns die Waare sogleich aus den Händen des Producenten in die des Schiffscapitäns übergeht. Es findet dies in Petersburg nicht Statt und kann, wie es scheint, in keiner Handelsstadt stattfinden, wo ein gebildeter, raffinirter und eingeübter Kaufmannsstand existirt, gegen dessen Speculationen und Combinationen der unbeholfene Ackerbauer, der nothwendig nie in so inniger Verbindung mit der übrigen Handelswelt stehen kann, nicht aufkommen darf.

Die Stadt ist, wie alle neueren russischen Städte, nach einem sehr regelmäßigen Plane erbaut. Das Terrain, das sie bedeckt, ist ungemein groß, und in mehreren Richtungen, wenn man die Vorstädte mitrechnet, kann man innerhalb der Stadt 4 bis 5 Werst weit geradeaus fahren. Die große Breite der Straßen und die Weitläufigkeit der Bauart, die unter anderen Umständen eine Wohlthat sein würde, sind es für Odessa ohne Zweifel nicht. Denn theils erschweren sie die ungemein schwierige Bepflasterung der Straßen, theils geben sie so alles in ihnen Wandelnde im Sommer den unbarmherzigsten Sonnenstrahlen preis, theils lassen sie den Winden und dem Staube, den diese beständig von der Steppe hereinführen und von den Straßen aufheben, den freiesten Spielraum.

Odessa hat die Eigenthümlichkeit, daß man in der Stadt selbst von ihrem großen Handel wenig gewahr wird und daß man sie, durch ihre Straßen wandelnd, eher für eine inländische Fürsten-Residenz, als für eine Seehandelsstadt halten könnte. Die trotzigen Söhne Neptuns, die Matrosen und Schiffscapitäne, kommen in der Stadt selbst gar nicht zum Vorschein. Von Waarenschiffen befahrene Canäle, wie in Hamburg und Venedig, durchkreuzen die Straßen nicht, und da die Waarenmagazine ebenfalls wie Wohnpaläste aussehen und die Häfen unten am Meere etwas zur Seite liegen, so hat die Stadt auf der hohen Steppe ganz das Ansehen, als ginge sie das Getreibe dort unten gar nichts an.

Man hat bei Odessa zwei Molo's in die See hinausgebaut und dadurch zwei Häfen gebildet. Der eine heißt der Quarantäne-Hafen, der für die aus Pestgegenden kommenden Schiffe bestimmt ist, d. h. also für sämmtliche ausländischen Schiffe, denn es gibt keine ausländische Nation, welche, nach Odessa fahrend, den Durchgang durch den von den Türken verpesteten Bosporus vermeiden könnte. Der andere heißt der Kriegshafen („Wojennoi Gawen"), weil er zunächst für die russischen Kriegsschiffe, dann aber auch für alle nicht verdächtigen Schiffe bestimmt ist, d. h. also bloß für die russischen Küstenfahrer.

Der Quarantäne-Hafen ist natürlich der größere und wichtigere. Er selbst, sein Molo und ein großes Stück des Ufers bis auf die hohe Steppe hinauf, wo eine Citadelle liegt, dies Alles und darin die Qua-

rantäne-Gebäude, d. h. Waarenspeicher für verdächtige Waaren, Hospitäler für die Kranken, Wohnhäuser für die Aerzte und anderen Beamten, sowie für die Passagiere, welche sich der Quarantäne unterziehen, Kaffeehäuser, große Plätze zum Spazierengehen und zum Ausladen der Waaren, diese sämmtlichen Dinge umfaßt die Quarantäne, und sie sind von Mauern, Befestigungen und Gittern umgeben, völlig aus dem Zusammenhange der Umgegend herausgeschält und von einer Kette mit scharf geladenen Flinten und Pistolen bewaffneter Soldaten umgeben, die keinen Unbefugten lebendig hinein-, besonders aber keinen herauslassen. Auf dem Meere wird diese Kette durch eine Reihe von armirten kleinen Schiffen geschlossen, auf deren jedem sich 40 Mann Soldaten und ein paar Kanonen befinden. Die Russen nennen diese Schiffe mit einem deutschen Worte „Brandwacht", und dieser Name ist auch allgemein bei allen Nationen Odessa's dafür adoptirt. Eine dieser Brandwachten liegt ziemlich weit ins Meer hinaus, hält jedes ankommende Schiff in respectvoller Entfernung und nöthigt es vorläufig zum Ankern auf der Rhede.

Von ungemein mächtigem Einflusse ist natürlich der Handel von Odessa auf die ganze umliegende Gegend, und das Wohl und Wehe aller benachbarten Provinzen Bessarabiens, Neu-Rußlands, Podoliens, Kiew's, der Ukraine und der Krim ist bereits so enge mit dem Wohle und Wehe der Stadt verflochten, daß beide, Provinz und Stadt, mit einander steigen und fallen. In demselben Verhältniß, in welchem sich Odessa bereichert und bevölkert, in demselben beleben und cultiviren sich auch diese Landschaften.

231. Die Krim.

(Nach J. G. Kohl, Reisen in Südrußland.)

Die Krim ist ein kleines, gebirgiges Viereck, eine von Wasser umflossene, rautenförmige Insel, jede Seite von 25 Meilen Länge. Mit der nördlichen Spitze keilt sich diese Insel durch die Landenge von Perekop in das Steppenplateau hinein und verschmilzt hier mit dessen unwirthlichen Gebieten. Mit dem südlichen Zipfel taucht sie tief in die Wellen des Pontus hinab und schiebt diese Spitze, welche sich der Halbinsel von Sinope gegenüber legt, und fast die Mitte der Breite und Länge genau einhaltend, wie das Züngelchen in der Wagschaale, den Pontus in zwei fast gleiche Hälften theilend, dominirend vor. Mit dem östlichen Arme und Zipfel ragt sie, das Asow'sche Meer abschließend und mit der ihr entgegentretenden Halbinsel Taman oder Tmu-Tarakan das Thor der Mäotis bildend, zu den kaukasischen Landen hinüber. In dieser geographischen Situation und Gestaltung des Ländchens sind alle seine politischen und historischen Beziehungen gegeben. Das Steppenthor von Perekop, durch welches von jeher die neuen Steppen-

Bevölkerungen in die Krim einzogen, — die Pforte des taurischen Bosporus, von wo aus Herrschaft über die Mäotis und den Kaukasus zu allen Zeiten geübt wurde, — die vorderste Spitze von Cherson (Sebastopol), in der sich wie in einem Knoten alle Bewegungen des Pontus Euxinus verknüpften, — sind die Hauptpunkte der Krim. Der westliche Zipfel des Rhombus, die Halbinsel von Jewpatoria, ragte von jeher öde und bedeutungslos in die Wellen des Odessa'schen Meerbusens hinein.

Innerhalb der Grenzen der Krim schloß sich das alte Reich der kymmerischen Könige, des Thoas und seiner ungenannten Nachfolger, ab. Ihnen in allen Beziehungen — in ihren Verhältnissen zur Steppe, in ihren Einflüssen, die sie auf die wilden Völker des ungastlichen Kaukasus übten, in ihrer Herrschaft über den Pontus — folgten die bosporanischen Könige, die Erben des Mithridates. Die Herzöge von Gothien im Mittelalter, die Statthalter des Reiches der goldenen Pforte hatten dieselben Richtungen und Beziehungen, und als diese sich beim Zerfall des Mongolenreiches unabhängig machten, traten in allen Stücken die tatarischen Chane der Krim, die Thoas der Neuzeit, die Kindeskinder Dschingis-Chan's, in ihre Fußstapfen, zügelten und bewältigten von ihrer Residenz am Fuße der taurischen Gebirge aus die Nomaden der Steppe, waren bei den Abchasen und Tscherkessen, bei denen sie wie die bosporanischen Könige ihre Söhne in die Schule schickten, und weit in den Kaukasus hinein, dessen Sympathie für die Krim noch in diesem Augenblicke lebendig ist, angesehen und geachtet.

An den Küsten der Krim gründeten in Vertrag und Freundschaft mit den Beherrschern des Landes die griechischen Milesier ihre blühenden Handelscolonieen, Theodosia, Cherson, Pantikapäon u. s. w., und übten einen so entscheidenden Einfluß auf Handel, Verkehr, Politik und alle Angelegenheiten des Pontus und der Steppen, wie nach ihnen im Mittelalter nur noch die italienischen Genuesen ihn übten, die ganz und gar die Rolle der Milesier übernahmen, und auf ähnliche Weise, wie diese von Konstantinopel aus den Römern, später von Stambul aus den Türken unterlagen. Auch noch in diesem Augenblicke sind die Griechen und Genuesen die Haupthandelsleute dieser Häfen, obgleich ihnen ihr politischer Einfluß völlig genommen, und alles, was sie in dieser Beziehung thaten und gründeten, vom Saturnus wieder verschlungen worden ist.

Alle Cultur, welche die Milesier und dann die Genueser hier pflanzten, wurde später von den barbarischen großen Reichen, denen die kleine Krim mit allem, was an ihr hing, zu Zeiten, trotz ihres angeborenen Strebens zu selbständiger Unabhängigkeit, anheimfiel, von dem großen Gothenreiche Hermannarich's, von dem weiten Reiche der Chazaren, von dem Riesenstaate der Mongolen und Tataren wieder vernichtet, und zum letzten Male litt hier Bildung und Cultur Schiffbruch durch die Türken, die mit einer Flotte von 400 Segeln den letzten mächtigen Coloniestaat der Genueser an der taurischen Küste ausrotteten.

Dauerndes Heil und vollkommene Genesung von dem Steppensiechthume konnte diesen Ländern nur aus dem Innern kommen, aus dem Herzen der gewaltigen nach Norden vorliegenden Ländermasse selbst. Erst nachdem die moskowitischen Kerngebiete den Samen des Christenthums von jenseits des schwarzen Meeres her aus der chersonitischen Wiege, in welcher er niedergelegt worden war, empfangen hatten, und noch mehr, nachdem von der anderen Meeresseite, von der Ostsee her, Civilisation, festes Gesetz und Staatsorganisation durch den Hercules Ost-Europa's dauernd und unveränderlich in den großen Steppengebieten Rußlands begründet worden war, erst nachdem das civilisirte Rußland, nach Luft schöpfend, bis an die Gestade des Pontus vorgedrungen war, konnten diese Landschaften dahin gelangen, ihre Stellung in dem Kranze der europäischen Länder, die ihnen die Natur angewiesen zu haben scheint, so sicher und fest einzunehmen, daß eine abermalige Umwälzung nun fast unmöglich scheint.

---

232. Die Tiefebenen von Polen und Litthauen.

(Nach Richard Roepell, Geschichte Polens.)

Die Tiefebenen von Polen und Litthauen theilt der Lauf der Weichsel in eine westliche, kleinere und in eine östliche, größere Hälfte. Von der Mündung der Pilica an, bei welcher der Strom ungefähr seinen Durchbruch durch die südliche Landhöhe vollendet hat, verschwinden seine bisher hohen, steilen und waldbekränzten Ufer. In einer breiten Thalsohle, deren Ränder bisweilen gar nicht erkennbar sind, fließt er mit ruhigem Laufe nach Norden, und erst in der Gegend von Modlin, woselbst er sich der nördlichen Landhöhe zu nähern beginnt, erscheint wieder an seinem rechten Ufer ein hoher Thalrand. In der weiten Tiefe nun, welche sich westwärts von der Weichsel bis zur Oder, und ohne scheidende Naturgrenzen noch jenseits derselben zur Elbe ausbreitet, liegen die fruchtbaren Hügellandschaften Groß-Polens, die alten Woiwodschaften Rawa, Leczycz, Sieradz, Kalisz, Posen, Gnesen und das weizenberühmte Kujawien zwischen der unteren Netze und Weichsel. Fetter Lehmboden wechselt hier mit Sandstrecken ab. Ueppige Weiden gehen in ausgedehnte Sümpfe über, und die weiten Fruchtfelder werden von Seen und von hie und da noch umfangreichen Wäldern unterbrochen, denen die Mannichfaltigkeit der Holzarten, Eichen, Erlen, Fichten, Tannen, Lerchen, oft eine besondere Zierde verleiht. Nach den Marken und Schlesien zu herrscht Sandboden vor. Die ausgedehntesten Sumpfniederungen liegen an der Bzura und an der Wartha bei Kolo und Konin, begleiten in fast meilenweiter Erstreckung die Obra, und fassen von Filehne bis oberhalb Nakel die Netze ein, in deren Quellgegend die zahlreichsten Seen des Landes sich finden. Hier ist die Heimath der Piasten. Am Goplosee, in Kruszwice, haben

sich die ältesten Volkssagen der Polen, vom bösen Fürsten Popiel, dem gastfreien Bauer Piast und dessen kriegerischem Sohne Ziemowit localisirt. Unfern Kruszwice liegt zwischen Bergen und Seen Gnesen, die alte Metropole des Reiches; weiter nach Westen in dem Flußthale der Warthe, Posen, der Sitz des ersten christlichen Bischofs in Polen. Groß-Polen ist die Kernlandschaft des spätern Reichs, wie die Heimath der ältesten und einst mächtigsten Familien seiner Adelsgeschlechter.

Sehr verschieden von dem Charakter der cultivirten Hügelebenen Groß-Polens ist im Großen und Ganzen die Physiognomie des Tieflandes im Osten der Weichsel. Verläßt man die Ufer des Stroms, an dessen linker Seite Warschau, die prächtige Residenz der späteren polnischen Könige, auf angenehmen Hügeln sich hinzieht, so beginnen sehr bald, schon in Masowien, umfangreiche Wälder vor den Fruchtfeldern des Korns und des Weizens vorzuherrschen. Am Bug und seinen Zuflüssen, der Muchawica, dem Narew und Bobr, bedecken weite Strecken von hohem Schilf und kurzem Weidengestrüpp die Flächen und wechseln mit eben so ausgebreiteten Urwäldern von Eichen, Linden, Tannen und Fichten ab. Vornehmlich ist die frühere Woiwodschaft Podlachien am mittleren Bug und Narew von ihnen erfüllt. In diesen und in den Wäldern Masowiens pflegten die Jagellonen und Zygmunte der Jagdlust auf Hochwild, den wilden Auerochsen, den Eber u. a. sich zu erfreuen; dort am Narew, um Ostrolenka herum, wohnen die Kurpie, ein durch seine Schützenfertigkeit bekannter Menschenschlag. Ihren großartigsten Charakter aber nehmen diese Wälder weiter nach Osten in der früheren Woiwodschaft Brzesc Litewski am Prypec und dessen zahlreichen Zuflüssen ein. Hier dehnt sich eine solche Sumpfwaldung an 60 Meilen von Norden nach Süden, und von Osten nach Westen 30 Meilen breit aus. Sie erfüllt, undurchdringlich fast, einen Flächenraum von 1500 Quadrat-Meilen und verwandelt sich alljährlich bei dem Eintritt periodischer Ueberschwemmungen in einen gewaltigen Binnensee, dessen Wassermassen die nach verschiedenen Seiten abfließenden Gewässer reichlich versorgen. Auch die nördlicher gelegenen Theile Litthauens, das frühere Palatinat Nowogrodek, in welchem um die einst prächtigen Schlösser Nieswiez und Rozana die Ordensgüter der Fürsten Radziwill und die weiten Besitzungen der Fürsten Sapieha liegen, dann die Palatinate von Minsk und Mscislaw sind reich an Wäldern, Seen, Torfmooren und Sümpfen, aus welchen mächtige Felsblöcke, die Zeugen unvordenklicher Meeres-Ueberschwemmungen, hier und dort hervorragen. Hier mußte König Zygmunt I. auf der kurzen, nur 24 Meilen langen Strecke von Orsza nach Smolensk 340 Brücken über die Sümpfe, Seen und Bäche schlagen, welche den Zug seines Heeres hemmten, und noch heute sollen 20 Meilen weit ununterbrochen sich hinziehende Wälder dort keine Seltenheit sein. Erst jenseit des Dniepr ändert sich allmählig der Charakter der Landschaft. An die Stelle der Sümpfe und Wälder treten offene, weidenreiche, trockene Ebenen, welche nach Süden bis zur südlichen Landhöhe und über sie hinweg sich hinziehen,

und sicher die Wanderungsstraße der von Norden und Nordosten herabziehenden Volksstämme waren, während die dichten Wälder und Sümpfe Litthauens zwischen Dniepr und Bug jeden Durchzug verwehrten. Länger als irgendwo anders in Europa hat sich daher in den Landschaften des letzteren die Herrschaft des Heidenthums ungebrochen erhalten, und polnische Geschichtschreiber des 16. Jahrhunderts bemerken, daß das ganze Land erst zur Zeit Zygmunt's I. einiger Maßen angebaut und wohnlicher zu werden begann.

233. Warschau.

(Nach J. G. Fr. Cannabich, neuestes Gemälde des europäischen Rußlands und des Königreiches Polen.)

Warschau, polnisch Warzawa, ist eine alte Stadt, aber eigentlich keine alte Königsstadt. Bis ans Ende des sechszehnten Jahrhunderts war es nur die Residenz der Herzöge von Masowien. Erst als diese ausstarben und ihr Land an die Krone fiel, verlegte Sigismund der Dritte den Sitz des Königthums dorthin. Wie sich Petersburg zu Moskau, so verhält sich Warschau zu Krakau. Dieses ist die Metropole Polens, und alle großen historischen Erinnerungen knüpfen sich an ihre Mauern, jenes ist die moderne, glänzende Schaubühne der neuesten Zeit. Da aber diese neueste Zeit für das Land keine glückliche war, so wird auch Warschau nie dahin kommen, Krakau mit seiner Stanislaus-Kirche und seinem Königs-Palaste aus dem Bewußtsein und Herzen des Volkes zu verdrängen.

In einem Halbkreise, dessen Durchmesser die majestätische Weichsel bildet, ist Warschau am linken, vierzig Fuß hohen Ufer dieses Stromes erbaut. Jenseit desselben liegt die mit Blut getränkte, wohlbekannte Vorstadt Praga. Früher waren beide Ufer nur durch eine Schiffbrücke verbunden; jetzt ist seit 1832 eine stehende dafür erbaut, die 1580 Fuß lang ist. Praga ist mit Wällen eingeschlossen, das eigentliche Warschau dagegen hat nur Mauern oder Gräben. 1830 befestigte es die Revolution durch rasch aufgeworfene Schanzen; aber die siegenden Russen haben dieselben abtragen lassen und dafür eine stark befestigte Citadelle errichtet.

Wer die Glanz- und Prunksucht des polnischen Adels kennt, wird sich nicht wundern, daß unter den 4000 Häusern mehr Paläste zu finden sind, als nach Verhältniß in irgend einer andern Stadt Europa's. Wer's irgend vermochte, der erbaute in der Königstadt sich ein eigenes Haus, so prächtig, wie es seine Mittel erlaubten. Viele dieser stolzen Wohnungen stehen jetzt leer, andere sind confiscirt und zum öffentlichen Dienste benutzt oder an Russen verschenkt. Der Adel, so weit er nicht flüchtig ist, zieht sich auf seine Güter zurück und überläßt Warschau der russischen Beamten-Aristokratie und den hohen Militär-Personen.

Das königliche Schloß, Zamek Krolewski, liegt auf einer Anhöhe am linken Ufer der Weichsel und am nördlichsten Ende der Stadt. Schon Sigismund III. legte es an, August II. hat es erweitert, und der letzte König, Stanislaus August Poniatowski, vollendet. Man kann sagen: das Königsschloß wurde fertig, als die Könige nicht mehr da waren, die es bewohnen sollten. Es ist ein imposantes quadrirtes Gebäude von zwei Etagen. Im unteren Stockwerke werden die Archive verwahrt, im oberen sind prachtvolle Säle und Zimmer. Der Thron-, Audienz- und Marmorsaal sind wahrhaft großartig und strotzen von reicher Vergoldung. Man glaubt sich, wenn auch nicht so vollständig, wie in der Stanislauskirche zu Krakau, in die Zeiten des alten mächtigen Polens versetzt. Herrliche Gemälde von Bacciaselli, auf die Geschichte des Landes bezüglich, schmücken die Wände, die Bildnisse der Könige schauen uns ernst an, und Marmorbüsten der großen Männer der Nation erzählen gleichsam von längst vergangenen Großthaten.

Vom Schlosse herab zu den Ufern der Weichsel ziehen sich weitläufige und schöne Gärten; das Schönste aber ist die Aussicht, welche man aus der oberen Etage auf diesen Strom genießt. Im Vordergrund überblickt man seinen breiten Wasserspiegel selbst, aufwärts sowohl, wie abwärts. Er ist mit Fahrzeugen aller Art bedeckt, Mast drängt sich an Mast, und nur die neue schöne Brücke unterbricht gleichsam die Wasserstraße, um zahlreichen Wagen und Fußgängern einen Pfad zu gönnen. Jenseit des Flusses übersieht man Praga und Meilen weit die fruchtbare, mit Ortschaften bedeckte Niederung.

Man könnte noch eine Menge öffentlicher und Privat-Gebäude nennen, die den Namen Palast verdienen und an jedem anderen Orte der Erwähnung werth wären; allein in Warschau verlieren sie sich unter der Menge. Es genügt zu sagen, daß man außer sechszig großen königlichen Gebäuden über hundert Privat-Paläste zählt. Sie sind fast ohne Ausnahme im sogenannten großen Stile erbaut und geben einen redenden Beweis von dem ungeheuren Reichthume, der unter den großen Familien des Landes schon seit Jahrhunderten herrschte.

Die Bevölkerung Warschau's, die durch die Revolution von 1830 sehr gesunken war, ist jetzt wieder auf 157,000 gestiegen, wobei das zahlreiche russische Militär nicht mit in Anschlag gebracht ist. Die meisten Einwohner sind polnischer Nationalität und römischer Confession; der Juden gibts 30,000 und der deutschen Lutheraner beinahe 6000. Die griechische Confession herrscht unter den russischen Soldaten.

Die Lage an der schiffbaren Weichsel gibt Veranlassung zu einem blühenden Handel und macht Warschau zu dem Orte, von wo aus die Producte des Königreichs aufgekauft und stromabwärts nach Thorn, Elbing und vorzüglich nach Danzig verschifft werden. Die Chausseen, welche von der Hauptstadt, als ihrem Knotenpunkte, das Land durchziehen, erleichtern die Zufuhr auch von solchen Landestheilen her, die mit der Wasserstraße in keiner Verbindung stehen, und die Eisenbahn nach Krakau hat in jeder Hinsicht unendlichen Vortheil gestiftet. Schiffbau-

holz, Getreide, Mehl und Wolle sind die Hauptausfuhrartikel, die auf unzählige Dubassen, Gadwigen und Weichselkähne geladen und den Strom hinab versandt werden. Warschau läßt aber auch die auswärtigen Producte, deren das Land bedarf, kommen und vertheilt sie über das Königreich. Dazu gehören Colonial-Waaren, Tabak, Wein und die Fabrikate des europäischen Westens. Den inneren Handel, — das Aufkaufen für den Warschauer Großhändler und den Verkauf seiner bezogenen Vorräthe an die Detaillisten, — besorgen meistens die Juden, der Großhandel selbst ist in ihren und den Händen der Deutschen. Zur Unterstützung desselben ist in Warschau eine National-Bank und eine Börse und wird ein Wollmarkt gehalten.

Auch für die Wissenschaften und die Geistes-Cultur des Volkes sorgte Rußland nicht ohne Anstrengung und Opfer: 1818 wurde die von Alexander I. gegründete Universität eingeweiht, und außer einer Bibliothek von 150,000 Bänden wies man ihr mit großer Munificenz noch andere zahlreiche wissenschaftliche Hülfsmittel zu.

B. Asien.

234. Asien und sein Verhältniß zu den beiden übrigen Theilen der alten Welt.

(Nach H. L. Heeren, Ideen, und C. Ritter, Erdkunde.)

Unter den drei Theilen der alten Welt ist keiner, der die Aufmerksamkeit des Geschichtsforschers, der sich nicht bloß auf die Betrachtung einzelner Nationen beschränkt, sondern mit seinem Blick das Ganze unseres Geschlechts zu umfassen sucht, mehr auf sich zöge und auch befriedigte, als Asien.

Schon durch seine geographische Lage ward Asien von der Natur vor den übrigen Theilen der alten Welt auffallend begünstigt. Es fängt in einer nördlichen Breite an, über welche hinaus kein Land mehr für den Menschen bewohnbar ist; allein in seiner vollen Ausdehnung füllt es die nördliche gemäßigte Zone aus, und nur seine Halbinseln erstrecken sich bis tief in den heißen Erdgürtel, die östliche derselben sogar bis nahe an den Aequator. Seine reichsten und fruchtbarsten Länder liegen unter den Breitegraden, welche zwischen Afrika und Europa das Mittelmeer einnimmt, und nur seine nördlichsten und südlichsten Gegenden leiden von übermäßiger Hitze und Kälte. Dagegen erscheint Europa gleichsam nur als Anhang des nordwestlichen Asiens, und Afrika, das in seiner vollen Breite unter dem Aequator durchgeht und bei Weitem dem größern Theile nach der heißen Zone angehört, kann nur wenige Länder aufzeigen, deren gemäßigtes Klima mit dem größten Theile Asiens verglichen werden könnte.

Die ungeheure Ausdehnung, welche die Natur Asien gab, nach der sein Flächeninhalt das Vierfache von Europa und fast ein Viertheil mehr als Afrika ausmacht, bestimmt es zugleich zu dem größten Schauplatze, auf dem wir die leblose nicht weniger als die thierische Schöpfung in ihrer höchsten Mannichfaltigkeit sowohl als Schönheit erblicken. Europa hat keine Producte, die nicht auch Asien hätte, und bringt wenige derselben so vortrefflich hervor, wenn sie nicht etwa der Kunstfleiß des Europäers veredelte. Afrika hat zwar seine eigenen Erzeugnisse und Waaren, die seiner eigenthümlichen Lage angemessen sind; — es erzeugt Neger, die Asien nicht hat, und Thiere und Gewächse, die nur unter dem Aequator gedeihen; aber wie fremdartig auch immer die Natur in Afrika dem Europäer erscheinen mag, so bleibt sie sich doch durchaus dort mehr gleich; der Bewohner des Kaffernlandes könnte auch an den Küsten der Berberei sich allenfalls in seinem Vaterlande glauben; er würde hier ungefähr dieselben Thiere, dieselben Pflanzen und Gewächse, denselben Himmel wiederfinden. Dagegen welch' eine Abwechselung und Mannichfaltigkeit in Asien! Welch' eine andere Schöpfung in den weiten mongolischen Steppen, in den blühenden Thälern von Kaschmir, in den heißen Ebenen von Bengalen, in den duftenden Hainen von Ceylon, und wiederum auf den beschneiten Gebirgen Sibiriens und an den Küsten des Eismeers!

Allein auch außer seiner Lage gab die Natur Asien Vorzüge anderer Art, wodurch es sich vor Afrika auffallend auszeichnet. So wie sowohl der Zugang zu diesem von außen als auch der innere Verkehr seiner Bewohner in gleichem Maaße erschwert ist, so ist dagegen sowohl der eine als der andere in Asien ausnehmend erleichtert. Die Meere, die diesen Welttheil umgeben, bilden allenthalben, vorzüglich aber in der südlichen Hälfte, welche von jeher der Wohnsitz der gebildeten Völker war, große Busen, die sich bis tief in das Innere der Länder erstrecken und da, wo sie aufhören, wiederum große Flüsse aufnehmen und den bequemen und sichern Austausch der Erzeugnisse der verschiedenen Länder befördern.

Diese Bildung des festen Landes und die gleichmäßige Vertheilung der Ströme ist wahrscheinlich eine Hauptursache, daß sich in dem Innern von Asien, mit Ausnahme der arabischen Halbinsel, die ihrer ganzen physischen Beschaffenheit nach vielmehr noch dem benachbarten Afrika anzugehören scheint, keine so großen Sandwüsten finden, welche den Verkehr der Bewohner von Afrika so ausnehmend erschweren! Denn obgleich Asien sehr große Steppenländer enthält, so ist der Reisende doch in diesen nicht denjenigen Gefahren ausgesetzt, die ihm in den afrikanischen Sandmeeren drohen. Wüsten von dieser Art, und zugleich von ähnlichem Umfange, enthält dagegen Asien in seinem Innern nur Eine, die Wüste Gobi, welche aber nur den Zugang zu dem östlichen Lande, dem eigentlichen China, erschwert, dessen West- und Nordseite sie umgibt, aber eben daher dem Verkehr der übrigen asiatischen Länder und Völker kein Hinderniß in den Weg legt.

Den Gegensatz zu Afrika, als dem Süden oder Südwesten der alten Welt, bildet die bei Weitem größere nordöstliche Continental-Halbe der vereinten Erdtheile Europa und Asien. Denn beide machen nur eine zusammenhangende Ländermasse aus, etwa eine Million Quadratmeilen; also doppelt so viel als der afrikanische Süden, der nur Weniges über die Hälfte jenes Flächenraumes einnimmt. Dem Herkommen nach denken wir uns diesen, weit vom Aufgang zum Niedergang fast über die Hälfte des Erdballs in mächtigen Bogen hingelagerten Theil der Erdrinde als zweierlei geschiedene Erdtheile, als einen westlichen und einen östlichen, Europa und Asien, von denen dieser der überwiegende Theil, jedoch fünfmal so groß ist als jener. Man könnte wohl beim ersten Anblicke, welcher keine natürliche Scheidung beider darzubieten scheint, geneigt sein, diese herkömmliche Trennung bloß der Laune der Völker und der Zeiten zuzuschreiben, zumal, da das frühere Europa nicht von jeher mit dem heutigen gleiche Grenzen gehabt hat, da Herodot z. B. zu seiner Zeit diesen Erdtheil von West gegen Osten weit über die heutige Grenze von Asien hin ausdehnt. Wirklich ist auch Asien gegen den Südwesten, gegen Afrika, ganz anders sichtbar durch Meere geschieden und steht mit ihm in fast gar keiner continentalen Verbindung; Europa dagegen macht mit ihm gegen Nordwesten längs dem Meridiangebirge des uralischen Zuges bis zum kaspischen See noch einen breiten, gemeinsamen Stamm aus, und tritt aus diesem, einem vielzweigigen Gewächse oder Sprößling Asiens vergleichbar, weit gegen Nordwesten vor in den atlantischen und nördlichen Polar-Ocean.

Die durch den Gang nicht der Politik, sondern der Völker- und Menschengeschichte ausgeprägten Benennungen der Erdräume hatten aber allerdings ihren historischen Hintergrund, der sie durch alle Zeiten hervorhob, und nicht Zufall ist es gewesen, was einen europäischen von einem asiatischen Erdtheile sonderte im Natur- und im Völkerleben. Jedem derselben wird seine Individualität durch ein eigenes inneres System des Zusammenhanges seiner plastischen Gestalten gesichert, welche mehr noch zu Trennungen führen als sondernde Meere.

Doch auch Meerscheidungen, die gegenwärtig immer noch sehr merkliche Spuren ihres früheren Daseins zurückgelassen haben, mögen einst in früheren Jahrtausenden Europa eben so bestimmt von Asien sammt dem schmalen kaukasischen Isthmus gesondert und zu einem mehr als Halbinsellande gemacht haben, wie Afrika noch jetzt von Asien. Nämlich zu einer Zeit, da der Spiegel des kaspischen und Aral-Sees noch um Weniges höher stand, als gegenwärtig, als er gegen Norden am Ostfuße des Ural vorüber, durch die tiefen, jetzt trocken gelegten, aber mit zahlreichen Gruppen von Salzseen erfüllten Einsenkungen, mittelst einer Furche, durch die Sandwüste Kara-Kum und in der Richtung, welche die vielen Seegruppen der Kirgisen- und Barabinzen-Steppe bezeichnet, im Bette des nunmehrigen Tobol und Ob, mit dem Polarmeere noch in Verbindung stand, vielleicht ehe der Ural zu seiner jetzigen Bedeutung emporgehoben war.

Die unverkennbaren Spuren dieser alten verschwundenen Meeresscheidungen sind als tief eingesenkte Steppenländer immer noch nachwirkende Scheidungen der Erdtheile und ihrer Bewohner geblieben, in einer Linie, welche der untere Lauf der Flüsse Ural, Wolga, Don, von ihren plötzlichen Wendungen südwärts des Obstschey-Syrt, im Maximum ihrer gegenseitigen Annäherungen genau dadurch bezeichnet, daß nach Asien zu überall die große Erdsenkung der alten Welt, mit kaspischem und Aral-See, und ihren weiten Steppenflächen unterhalb des Ocean-Niveau's fällt, gegen Europa zu aber alles Land der Flächen dagegen sich hebt. Auf asiatischer Seite in der negativen Niederung, 100 bis 350 Fuß unter dem Meerniveau, mit Meeressand, Kiesschutt, Salzfülle, Salzseen, Muschelbänken und Meeresproducten überzogene horizontalgleiche Ebenen, ohne Hügelland, ohne der Vegetation günstige Erddecke, und daher ohne Quellenreichthum, ohne zusammenhangende Rasendecke, ohne Ackerboden, ohne Waldungen, oder mit dem charakteristisch bis auf wenige Ausnahmen vorherrschenden gleichartigen salzigen Steppenboden. Auf europäischer Seite dagegen überall in dessen flacher Osthälfte ein Ansteigen des Niveau's zu positiven Höhen, über den Oceanspiegel, seien es Ebenen oder Höhen, von 100 bis höchstens 600 Fuß, durch Ueberlagerungen mannichfaltig wechselnder Erd- und Flötzdecken in Hügelbildungen, Plateauflächen aller Art. Sie heben den ganzen Boden Ost-Europa's, trotz der vorherrschenden Ebenen, doch auf eine Stufe der Entwickelung höher, machen ihn zu einem quellen- und humusreichen Ackerboden, zu Wiesen- und weiterhin auch zu Waldland. Hiedurch mußte das dicht angrenzende Europa der wahre Kornboden, das Land der Ansiedelung der Völker, der festen Wohnsitze, des Dorf- und Städtebaues, der festen Ländergrenzen werden, das es selbst schon zur Zeit Herodot's war, als ackerbauende Scythen dort lebten. Dagegen blieb der dicht angrenzende asiatische Steppenboden zunächst immer die Bühne der großen oder kleinen Völkerwanderungen, und bis heute nothwendig der Sitz des Nomadenlebens, das Europa fremd ist.

---

235. Uebersicht der horizontalen*) und vertikalen Gliederung Asiens.

(Nach C. Ritter, Erdkunde, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die wagerechte Gliederung.

Der Stamm des Erdkörpers, abgesehen von seinen Gliedern, bildet ein großes Trapez, dessen nördliche, mit dem Polarkreise parallel lau-

*) Ueber die horizontale Gliederung Asiens und deren Einfluß auf die Cultur, vgl. 1. Bd. S. 48 f.

fende Seite die kürzeste (600 Meilen), die südliche von der Landenge Suez bis in den Golf von Tunkin die längste (1070 Meilen) ist; die Westseite ist wenig länger als die Nordseite und die Ostseite wenig kürzer als die Südseite. Dieses Trapez enthält 4/5 des Erdtheiles (655,000 Q.=M.), so daß nur 1/5 (155,000 Q.=M.) auf die Glieder kömmt, die also vom Stamme weit übertroffen werden, obgleich sie selbst zusammengenommen noch dem Flächengehalte Europa's fast gleich kommen. Die Gliederung ist (wie in Europa) bei Weitem am stärksten im Süden durch die drei großen Halbinseln: Hinter=Indien (33,000 Q.=M.), Vorder=Indien (50,000 Q.=M.), Arabien (48,000 Q.=M.), also zusammen 131,000 Q.=M.; unendlich geringer im Osten: das Tschuktschen Vorland (3,000 Q.=M.), Kamtschatka (4,000 Q.=M.), Korea (7000 Q.=M.), zusammen 14,000 Q.=M.; noch unbedeutender im Westen, wo die einzige Halbinsel Klein=Asien (10,000 Q.=M.) die Brücke der Cultur nach Europa bildet, und am geringsten im Norden, wiewohl auch hier noch durch tiefe Einschnitte des Meeres ins Land eine reichere Gliederung in Landzungen und Caps entsteht, als an der einförmigen Küste Afrika's. Unter jenen 7 Halbinseln haben, im Vergleich zu ihrem Areal, die beiden kleinsten, die der Tschuktschen und Kamtschatka, die größte Küsten=Entwickelung (1 : 8 und 1 : 9), die beiden größten: Vorder=Indien und Arabien, die geringste (1 : 70 und 1 : 53), die drei übrigen in der Mitte stehenden: Klein=Asien, Korea und Hinter=Indien, bieten in der relativen Küsten=Entwickelung keine wesentlichen Unterschiede dar (1 : 23 — 1 : 26 — 1 : 30), um so größere dagegen in der absoluten nicht bloß gegen einander, sondern im Vergleich mit sämmtlichen Halbinseln, da von allen Korea die geringste Küstenlänge (270 Meilen), Hinter=Indien die größte (1100 Meilen) hat, Klein=Asien und Kamtschatka (beide mit je 440 Meilen) stehen in der Mitte. Der ganze Erdtheil hat die absolut=größte Küsten=Entwickelung, und eine relativ=größere hat nur Europa.

„Die vom Continental=Trapez Asiens ausgeschlossenen Glieder machen etwa 155,000 Q.=M. des ganzen Erdtheils oder 1/5 desselben aus, die vom Continental=Triangel Europa's ausgeschlossenen Glieder aber weit mehr, etwa 1/3 des Ganzen, oder noch mehr. Bei Asien ist daher der Stamm über die Glieder noch weit vorherrschend, und daher die höher gesteigerte Cultur der Glieder noch größtentheils von der gemeinsamen Continentalmitte ausgeschlossen geblieben; bei Europa dagegen haben die Glieder schon, ihren Raumverhältnissen nach, begonnen, fast ein Uebergewicht über die des Stammes davon zu tragen, ihre früher gesteigerte Cultur, wie von Griechenland, Italien, mußte sich daher auch eher der Mitte des Erdtheils mittheilen, und das Ganze früher harmonisch ausgleichen wie in Asien. Hier, wo die mannichfaltiger und individuell gestalteten Gliederungen jede nach ihrer Art gleichsam zu eigenen Welten, wie die Chinesische, die Malayische, die Hindostanische, die Arabische, die Klein=Asiatische, zu steigern vermochten, welche den Erdtheil mit den mannichfaltigsten Erscheinungen bereicher=

ten, hier drangen doch die ländertheilenden Meere nicht so individualisirend, wie in Europa, das nach allen Hinsichten individuelle Entwickelung förderte, bis in die Mitte des geschlossenen Körpers ein. Wie nun diese breite, mehr im Generellen entwickelte Mitte sich in ungeheurer, fast unnahbarer Ausdehnung vorherrschend im Ganzen erhielt, so traten auch die an sich immerhin mächtigen Glieder gegen jene Masse zurück; und ihr Einfluß mußte von jener stets und nothwendig Jahrtausende länger als hier in Europa auseinandergehalten werden: so, daß die horizontalen Dimensionen allein schon die frühere Ausgleichung der Erscheinungen im Ganzen des Asiatischen Erdtheils zu hemmen bestimmt waren, damit der vorher schon gewonnene Typus der Civilisation des räumlich kleinern und historisch jugendlichern, westlichen Nachbarn, den des östlichen wie der übrigen Völker-Ansiedlungen des Planeten einst geistig gestaltete."

Dieselben Seiten Asiens, welche sich der bedeutendsten Erweiterung des Stammes durch Halbinseln erfreuen, haben auch die größte oceanische Erweiterung durch vorliegende Inseln erhalten, die an der Süd- und Südostseite größer ist, als sonst irgendwo auf der Erde. Die Inseln haben zusammengenommen ungefähr den halben Flächeninhalt der asiatischen Halbinseln (72,000 Q.-M.), kommen also auch der Hälfte des europäischen Areals fast gleich.

Die senkrechte Gliederung*).

Das Hochland.

Das kolossale Hochland, welches den Stamm Asiens bildet, zerfällt in zwei Terrassen von sehr ungleicher Höhe und Ausdehnung: a) eine größere und höhere, östliche oder das Hochland von Hinter-Asien mit einer durchschnittlichen Meereshöhe von 8000—10,000 Fuß und einer Ausdehnung von 266,000 Q.-M., die einem Drittheil des gesammten Erdtheiles gleichkommt; b) eine kleinere und niedere, westliche Terrasse oder das Hochland von Vorder-Asien (mit dem Plateausystem von Iran), welches nur 4000 Fuß mittlerer Meereshöhe hat und dem 11. Theile des ganzen Erdtheiles (73,000 Q.-M.) entspricht, also eben so viel Flächeninhalt hat, als sämmtliche asiatische Inseln zusammengenommen. Jenes wird natürlich ein weit rauheres Klima haben, als dieses. Die Figur des östlichen Hochlandes ist, ähnlich der des Erdtheiles selbst, die eines unregelmäßigen Trapezes, die des westlichen ein langgedehntes Rechteck. Beide Terrassen werden durch das Alpengebirgsland des indischen Kaukasus oder Hindu-Kho verbunden, welches Mittelglied (ein Gebirgs-Isthmus in großartigem Maßstabe)

*) Alexander von Humboldt (Central-Asien, I. S. 84) unterscheidet in Asien die Gebirgsketten, welche mit dem Aequator parallel streichen: Altai, Himmelsgebirge, Kuenlun, Hindu-Kho, Taurus und Himalaya, von den Meridiangebirgen: Ural, Bolor und Soliman-Gebirge.

zwischen dem Osten und Westen Asiens, selbst fast gar nicht überstiegen und nicht unterjocht von außen, in seiner ursprünglichen Selbständigkeit geblieben ist, als die eben hierdurch merkwürdigste und doch leider so wenig bekannte Gebirgsmitte des Erdtheils.

In der Construction der beiden Hochländer zeigt sich ein merkwürdiger Parallelismus des Südrandes in seiner ganzen Ausdehnung vom äußersten Osten bis zur Westküste Klein-Asiens. Der Südabfall des Tibet-Plateau's streicht ganz parallel mit dem Südabfall des Iran-Plateau's. Schon im westlichen Hochlande zeigt sich ein Parallelismus zwischen Süd- und Nordrand mit stetiger Abnahme der Breite der Massen-Erhebung gegen Westen hin. Noch deutlicher tritt eine solche Convergenz gegen Westen und Divergenz gegen Osten hin in dem östlichen Hochlande hervor, während der Parallelismus der Randgebirge hier nicht mehr so regelmäßig ist. Diese Divergenz nimmt gegen Osten zuletzt so zu, daß die äußersten Gebirgsglieder einestheils gegen Nordosten bis zum Ochotzki'schen Meere, anderntheils gegen Südosten bis zur Halbinsel Malacca auslaufen und um fast 500 Meilen von einander abstehen. Dadurch erhält der breite Ostrand Hoch-Asiens einen ganz anderen Charakter als der schmale Westrand: hier leichte Ueberschaulichkeit und größere Einheit der Völker-Verhältnisse, dagegen am Ostrande weit zerstreute Massen, die zu keiner harmonischen Entwickelung gelangen konnten, so sehr dies auch das Ziel der chinesischen Politik war.

Das centrale Hochland wird gegen Süden von einzelnen insularischen Hochländern von geringerer Ausdehnung und Höhe gleichsam trabantenartig umlagert. Von den drei südlichen Halbinseln Asiens hat die östlichste, die hinter-indische, kleinere Hochländer niedriger Art, die beiden andern aber bedeutende, von denen das eine, das milde Plateau von Dekhan, dem östlichen Hochlande, das andere, Arabien, dem westlichen Hochlande vorgelagert ist. Durch diese doppelte Form des Hochlandes, des centralen und des isolirten, in Verbindung mit den zwischen beiden liegenden, günstig gebildeten großen Tiefländern erhielt die vertikale Gliederung Süd-Asiens eine außerordentliche Mannichfaltigkeit.

Das Tiefland.

Wie das Hochland Asiens, so zerfällt auch das Tiefland, welches etwas mehr als ein Drittheil des Erdtheils (284,000 Q.-M.) ausfüllt, in zwei an Ausdehnung ungleiche, an Höhe der Erhebung natürlich weit weniger ungleichartige Theile: a) das innere, der continentalen Seite angehörende Tiefland (240,000 Q.-M.), welches Sibirien (186,000 Q.-M.) und die Bucharei (54,000 Q.-M.) enthält; b) das äußere, der oceanischen Seite zugekehrte (oder pelagische) Tiefland (54,000 Q.-M.), wozu das chinesische und indo-chinesische (20,000 Q.-M.), das hindostanische am Ganges und Indus (20,000

Q.-M.) und das mesopotamisch-babylonische am mittlern und untern Euphrat und Tigris (14,000 Q.-M.) gehört*).

Die Stromsysteme.

Die centrale Stellung des Hochlandes, namentlich des östlichen, und die Verbreitung desselben durch den Erdtheil in Verbindung mit der bedeutenden absoluten Höhe der Randgebirge, die auch in den wärmeren Gegenden noch in die Region des ewigen Schnees hineinragen, bewirkt, daß sich zahlreiche und reichhaltige Wassersysteme nach allen Richtungen hin in die Tiefländer hinabstürzen und diese bis in die weitesten Fernen befruchten konnten. Wie also Mittel-Europa nach allen Seiten hin von dem Alpensysteme Bewässerung empfängt, so in unendlich größerem Maßstabe Asien von seinem in ähnlicher Richtung den Erdtheil durchziehenden centralen Hochlande. Amerika hat zwar einen noch größern Wasserreichthum und einzelne noch ausgedehntere Stromgebiete, aber die Vertheilung dieser Wassermasse folgt mit wenigen Ausnahmen nur einer Richtung, der nach Osten.

Eine Erscheinung, welche fast nur den asiatischen Wassersystemen eigenthümlich ist, sind die Doppel- oder Zwillingsströme, welche von derselben Höhe aus dichtbenachbarten Quellgegenden kommen, Anfangs nach divergirenden Richtungen sich trennen, wie wenn sie sich fliehen wollten, dann aber plötzlich convergente Richtungen einschlagen und sich wieder nähern, um als Parallelströme, wie Gihon und Sir und die beiden chinesischen (annähernd auch der Ob und Jenisei), oder ganz vereinigt, wie Ganges und Brahmaputra, Euphrat und Tigris, Ob und Irtisch, durch gemeinschaftlich gebildete Deltaländer dieselbe Mündung zum Meere zu erreichen. Diese Verdoppelung der Wasserrinnen statt einer einzigen hat eine entsprechende Verdoppelung aller Naturformen zur Folge und ist besonders ersprießlich für die Entwickelung des Natur- und Völkerlebens. Die Gebiete dieser Doppelströme, mit Ausnahme der im unentwickelten Norden, sind die Sitze der ältesten Staatenbildung und des frühesten Culturlebens geworden.

In seiner plastischen Gestaltung zerfällt Asien demnach in

2 centrale, vorherrschende Hochländer;
4 isolirte, untergeordnete Hochländer;
12 Stufenländer als Uebergangsformen aus dem Hochlande zu den
6 gesonderten Tiefländern;

also 24 überwiegend große, charakteristisch gestaltete Naturformen, vertheilt auf Stamm und Glieder.

Asien enthält in seiner Mitte eben so sehr das Maximum der Contraste in der Bodengestaltung, wie Afrika das Minimum oder die größte Einerleiheit. Asiens Mitte vereinigt nämlich auf dem

*) Die speciellere Charakteristik der einzelnen Tiefländer s. im folgenden Aufsatze (Nr. 236).

verhältnißmäßig kleinsten Raume die größte gegenseitige Annäherung beider so verschiedenartiger Hochländer und deren Randgebirge mit den von Norden und Süden in diese einschneidenden Tiefländern, welche, jedesmal von zweierlei Hochländern eingeschlossen, an den verschiedenartigen Erscheinungen beider Antheil haben, und mit den die Vermittelung zwischen Hoch- und Tiefland bildenden Stufenländern des Ganges, Indus und Gihon. Wo auf der Erde findet sich eine solche Zusammendrängung aller vertikalen Hauptformen: des Hoch- und Tieflandes, des Tafel-, Alpen- und Stufenlandes, der Randgebirge und Plateauketten, die ihre Wasserschätze nach entgegengesetzten Meeren entsenden, mit mächtig entwickelten Vorländern u. s. w.? Doch würden die Vortheile dieser überaus reichen plastischen Gliederung der Mitte bloß Asien als Orient zu Theil geworden sein, wenn nicht der Westen des Erdtheils oder Vorder-Asien auf eine gleich eigenthümliche, obwohl von jener völlig verschiedene Weise seine Gestaltung und Grenz-Verhältnisse zu seinen Nachbar-Erdtheilen gewonnen hätte. Hier tritt uns ein noch großartigeres Phänomen in Beziehung auf die Stellung der ganzen alten Welt vor die Augen, das wir als die höchste Steigerung räumlicher Entwickelung unseres Planeten überhaupt zum Vortheil seines Bewohners, des Menschen, anerkennen müssen: die größte wagerechte und senkrechte Gliederung auf einem Raume zugleich, verbunden mit dem Maximum der Annäherung der drei Erdtheile. Dieser Raum vereinigt nämlich den kaukasischen Isthmus, das Plateau Armeniens, das Tafelland Klein-Asiens, das syrisch-arabische Tiefland, das syrische Küstengebirge und das arabische Hochland. Die wagerechte Gliederung desselben aber wird durch 5 große, das Land unterbrechende und in dasselbe zum Theil tief eindringende Meeresstrecken bewirkt, die eben so viele maritime Bahnen des Völker-Verkehres wurden: den persischen und arabischen Busen, welche die Hauptstraßen des Welt-Verkehrs zwischen Indien einerseits, Babylonien, Aegypten, Palästina, Phönizien andererseits bildeten, das ägäische Meer, welches die Westküste Asiens mit den Küstenländern des Mittelmeeres in Verbindung brachte, den Pontus, der den Osten Europa's zugänglich machte und mit einem Kranze blühender Colonieen umgeben war, das kaspische Meer, ehemals von größerer Bedeutung für das vordere und centrale Asien als jetzt. Diese so vielfache Berührung und so vollkommene Ausgleichung der starren und flüssigen Form, des continentalen und maritimen Charakters fällt zusammen mit der räumlichen und Cultur-Mitte der alten Welt, mit dem Maximum der Annäherung der drei Erdtheile, mit der Heimath der wichtigsten älteren Cultur-Völker, „der Babylonier, Assyrer, Meder, Perser, Phönizier, Aegypter, in deren Mitte Palästina lag und deren Kreis im Nordwesten zunächst durch Land- und Wasserbrücken nach Hellas hinüberreicht".

236. Die Tiefländer Asiens.

(Nach C. Ritter, Erdkunde.)

Werfen wir einen Blick auf die besondere Vertheilung und charakteristische Stellung der Tiefländer Asiens, die etwa sechs von einander natürlich gesonderte und ganz verschieden gestaltete und gelegene Räume einnehmen, so ergibt sich gleich Anfangs, daß diese untereinander in fast gar keiner Verbindung stehen, und also sehr mannichfach zwischen die anderen Formen gestellt und gruppirt sein müssen, so mannichfach und eigenthümlich, daß die Entwickelung der großen Staaten und Herrschaften Asiens, die mit ihren Residenzen und großentheils in diesen, in die unteren Stromläufe übergreifenden Tiefländern ihre Wiege und Entfaltung gewannen, auch in allen ihren ethnographischen und historischen Erscheinungen nicht ohne Einfluß bleiben konnten von rein geographischen oder tellurisch räumlichen Verhältnissen.

So tritt das große chinesische Tiefland im Osten auf; längs dem Ost-Ocean bis zum Ostrande Hoch-Asiens, die wasserreichste und bevölkertste Kornkammer der Erde, mit höchster Land- und Wasser-Cultur, vom subtropischen bis zum temperirtesten Klima (vom Wendekreis bis 40.° nördlicher Breite), von Peking (Nord-Residenz) bis weit über Nanking (Süd-Residenz) hinaus. Das Indo-Chinesische, zwischen dem Meerbusen von Tongkin und Siam, gehört bis zum 10.° nördlicher Breite schon ganz den Tropen an, ist ganz für sich gestellt, von allen übrigen der Erde abgesondert, wie seine Bewohner, nur zur Malayen-Welt des vorliegenden Archipels geöffnet und ihr bequem zugänglich, mit dem Uebermaß von Wasserreichthum, ein wahrer Reisboden, mit allen begleitenden Erscheinungen dieser Sumpfcultur. Das hindostanische Tiefland in seiner Triangelgestalt, zwischen zweierlei Meeren gelegen, dem Bengalischen Golf und dem Indo-Persischen, von zweierlei Stromsystemen begrenzt oder durchschnitten, Ganges und Indus, ist von dreierlei Plateauhöhen überragt und begrenzt, dem Tibetischen, dem von Ost-Iran und von Nord-Dekhan. Es liegt außerhalb der Tropen, aber ihnen dicht benachbart, um alle Vortheile ihrer Naturfülle zu genießen, ohne ihre Nachtheile zu empfinden; daher das reichste an Naturgaben aller Art, die zweierlei Meere, doppelte Strombewässerungen und dreifache Terrassenabfälle von dreierlei Hochländern in allem, was Bewässerung, Klimatik, Vegetation, Fauna, Population, historischer und physikalischer Einfluß betrifft, darbieten oder herbeiführen mußten, mit starker Population, wie das Chinesische, mit Monumenten-Reichthum durch ein chronologisch weit hinauf blühendes Völkerleben, eine reichste Kornkammer der Erde. Nur die westliche Hälfte gegen den Indus hin, mit größeren Sandmassen überdeckt, ist theilweise von Flugsandwüsten, denen der Sahara ähnlich, durchzogen, aber in weit geringerem Maßstabe; die gangetische Seite ist überall die befruchtetere. Das syrisch-arabische Tiefland ist im Osten vom innersten Winkel

des persischen Meerbusens begrenzt, im Westen vom syrischen Gebirgsparallel, im Süden vom arabischen Nedsched überragt, im Norden vom Südrande Hoch-Asiens. In der nördlichen Hälfte seiner Triangelgestalt vom Euphratsysteme bewässert, in der südlichen wasserarm, daher nur zum Theil so günstig gelegen, wie das Indische. Das chinesische und hinter-indische (indo-chinesische) Tiefland, jedesmal von ihren Hochländern beherrscht, sind durch ihre Stellungen gegen den unermeßlich vor ihnen ausgebreiteten, offenen Ost-Ocean, mit seinen hohen Flutenwogen und seinen stets mit Feuchtigkeit geschwängerten Luftschichten auch in der That oceanische Niederungen zu nennen; das Vorder-Indische und Syrisch-Arabische, die nur an innere Meeresgolfe stoßen und von doppelten Plateausystemen mit ihrem Trockenhimmel überragt werden, muß man daher im Gegensatz von jenen schon mehr zu den Formen continentaler Niederungen rechnen. In ihnen herrscht nicht mehr die feuchte Meeresnatur wie dort vor, und dadurch sind alle Bildungen in Luft-, Pflanzen- und Thierwelt bedingt wie das Leben der Völker. Die letzte dieser Niederungen ist sogar, ihrer südlichen Hälfte nach, schon völlig der Sahara gleich, obwohl noch außerhalb des Wendekreises liegend, und, Afrika am mehrsten geographisch genähert, hat dieser Erdraum, verschieden vom asiatischen Continent, den größten Antheil genommen an dessen Glutklima, an seiner Wasserarmuth, an allen Productionen seines Nachbar-Erdtheils, dem der größere Theil seines Volksgeschlechts, obwohl auf einer weit höhern, körperlich und geistig mehr gesteigerten Stufe der menschlichen Entwickelung stehend, sich auch dauernd zugewandt hat.

Das nordische, sibirische Tiefland ist das größte des Erdtheils und findet in dieser Hinsicht seines Gleichen nur noch in den kolossalen Depressionen der neuen Welt Amerika's und Australiens: denn es ist der ganzen Länge von Westen nach Osten dem centralen Hochlande vorgelagert. Es nimmt mehr als den fünften Theil des ganzen Areals von Asien zwischen dem Hochlande und dem Nordeismeere ein und füllt mit wenig Ausnahmen das Land vom Ural im Westen bis zur Ochotzki'schen Bucht im Osten, mannichfach von jenen Senkungen der kolossalen Nordströme durchschnitten. Nur sein südlichster Gürtel ist bis jetzt wirthbarer, culturfähiger Boden, und dieser wurde auch ein neubevölkertes, europäisches Colonieland, erst eine Entdeckung der letzten Jahrhunderte, demnach historisch gleich jung und jünger zu nennen, als selbst Amerika, die neue Welt. Die nördliche Hälfte ist theils noch unbebaut, zum Theil bis jetzt selbst keiner Cultur fähiger Morast- und Sumpfboden und Felsfläche mit Polarklima; aber die Form der Niederung ist hier doch Wohlthat für den Erdtheil, denn ein arktisches Hochland würde hier die polare Natur nur verdoppeln und die feuchte Meerestemperatur, welche noch überall die trockene Kälte des Continentalklima's mildert, der sibirischen Niederung fehlen. Wollen wir uns einen Länderraum Asiens denken, der am wenigsten dem orientalen Charakter dieses Continentes und der Mannichfaltigkeit seiner

Oberflächen-Entwickelung entspricht, so ist es dieses Nord-Asien, das, seiner kolossalen Depression nach, der Physik Amerika's in jeder Hinsicht verwandter ist, als der des übrigen Asiens. Daher konnte es auch, wie jenes, ohne die ethnographische Einheit und Steigerung anderer asiatischer Landschaften bei weit jüngerer Erweckung seiner Völker, die keine Rolle an der Urgeschichte des Orients übernahmen, seine Selbständigkeit nicht behaupten und mußte ganz gegen den festausgeprägten Charakter des übrigen Erdtheils, frühzeitig genug, als ein russisch gewordenes Sibirien, die Eigenschaften der größten Colonisation Europa's, Amerika, der neuen Welt, analog, am ersten annehmen. Seiner arktischen Stellung nach tritt dieses Tiefland nun gänzlich aus der Individualität des übrigen Asiens heraus und gehört eigentlich ganz dem großen Polarlande der Erde an, das keine Differenz der Erdtheile mehr kennt, und in eng zusammengerückter Nähe, durch die drei Erdtheile hindurch, wie in zusammengehöriger Einheit, mit den größten, vielfach durchschnittenen Depressionen, die polare Scheitelfläche der am meisten abgeplatteten Seite des Planeten umlagert und in allen physikalischen wie organischen Erscheinungen diese große Einheit bewährt. Dieses Tiefland, dem die Natur des Orientes versagt ward, ist eben darum das erste große europäische Colonieland in Asien geworden, durch welches die Civilisation des Occidents sich Bahn machen könnte, um einst die Schuld der Tradition der Vorwelt an die Nachwelt Asiens mit reichen Zinsen zurückzuzahlen.

Nur ein Tiefland, das bucharische, in der Mitte von allen, bleibt noch für sich gesondert zurück in Rectangelgestalt, von den Doppelströmen Gihon und Sir, den wasserärmsten aller asiatischen, theilweise durchzogen und durch Aral- und kaspischen See im Westen und Nordwesten begrenzt, die sich selbst in immer engere Grenzen zurückzuziehen scheinen, so daß die Domaine dieses Tieflandes, das in der großen Erdsenkung der alten Welt selbst liegt, dagegen wachsen mußte. Es stößt an keinen Ocean, es ist die continentalste Niederung von allen, in negative Niveau's eingesunken, zwischen den West- und Nordrändern der breiten hohen Plateaus von Tibet und Iran, und zieht in beengter Unterbrechung, aber in gleicher Einsenkung, noch weit gegen Nordwesten über die Wolga hinaus bis zum Don hin, zum Fruchtboden Europa's. Es ist die physikalische Uebergangsform von Asien nach Europa, die zwischen dem Südfuß des Ural und dem Nordabfall des Kaukasus, von der untern Wolga durchschnitten und dem Nordende des kaspischen Sees verengt, jene merkwürdige tiefe Lücke mit Steppenboden überzogen darstellt, welche man auch in historischer Hinsicht seit Jahrtausenden, seit der Kimmerierverdrängung nach Herodot, das große Thor der Völkerwanderung von Asien nach Europa nennen muß. Dieses bucharische Tiefland ist mit seinem Steppenlande, das nur auf sporadisch vertheilten fruchtbaren Rasenstellen zu localen Ansiedelungen hinziehen konnte, und bei innerer Armuth an freien Naturgaben nur dem Fleiß der Culturvölker Naturfülle zu bieten im Stande war, auch stets

der Tummelplatz und das temporäre Asyl der Völkerhorden gewesen. Es fehlt ihm die Mannichfaltigkeit der Bodenverhältnisse, welche die Grundlage aller anderen sind; ein großer Theil ist noch volle Felsfläche oder Kiesboden, oder mit wandelbarem Sande überzogen, mit Mangel an fließenden Wassern und fruchttragenden Erdschichten; ein Steppenboden ohne Waldreichthum, ohne Ackerkrume mit Salzschwängerung, dem trockengelegten Seeboden gleich, nur der Entwickelung der Gramineen, der Dorngebüsche und Salzpflanzen günstig. Die merkwürdige Weltstellung dieses Tieflandes mitten inne zwischen dem Hoch-Asien im Osten und Westen, zwischen dem alten Hader von Iran und Turan, zwischen Hindu-Khu, dem nordwestlichen Ural und westlichen Kaukasus, gab ihm durch diese Oertlichkeit seine Bestimmung in der Entwickelung der Erdtheile und ihrer Völkergeschichten. Die eigene Armuth im Tieflande, umgeben von allen Seiten mit dem Reichthum der Natur und der Civilisation, führte von jeher seine Bewohner, von den Zeiten der Herodotischen Massageten und Scythen an, durch alle Jahrhunderte bis zu den modernen Turk und Turkmannen, Uzbeken, Kirgisen u. m. a. zur steten Ueberschreitung dieser Naturgrenzen des nur mit Ausnahme weniger Oasen für Nomadenleben geeigneten Steppenlandes, aus dem sie sich heerdenweise mit merkwürdiger vegetativer Kraft, nach allen Richtungen, gleich den fortwuchernden geselligen Haidegewächsen (Erica, die Heerdenpflanze) fortschoben, indeß ihre östlichen und südlichen Nachbarn, Mongolen, Chinesen, Hindu, Perser, in ihrer Heimath wie locale Pflanzengeschlechter zu mehr stationären Völkern festwurzelten und sich ausbildeten.

237. Asiens ethnographische Zweitheilung.

(Nach Albr. v. Roon, Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde.)

Asien ist heute vorzugsweise von Völkern mongolischer und kaukasischer Race bewohnt, und zwar gehört jenen im Allgemeinen der Norden und Osten, diesen der Süden und Westen des Continents, jenen also die weniger günstig, ja, dürftig ausgestattete, wenn auch größere Hälfte desselben, diesen dagegen die kleinere, aber glücklichere und begabtere. Darin liegt eine der wesentlichsten Bedingungen für die ethnographische Verschiedenheit Hinter- und Vorder-Asiens. — Ost-Asien ist zugleich das Land der großartigsten physischen Contraste, welche hier in solcher Massenhaftigkeit, in so isolirender Abgeschiedenheit und Unverbundenheit auftreten, wie in keinem andern Lande der Erde. In West-Asien findet sich dagegen schon jene für den belebenden, bildenden Verkehr der Völker günstige Verschmelzung der Formen, welche eine der fördersamsten Bedingungen für die Entwickelung der europäischen Völker geworden ist. Daher ist auch die Sonderung der Verbreitungs-Sphären keineswegs scharf. Gehören gleich die Völker im Norden des Himalaya

und des Nordrandes von Iran fast ausschließlich der mongolischen Varietät an, so haben doch mongolische Völkerschaften auch im Süden jener Grenze und in den natürlich zugänglichen Ländern Vorder-Asiens mehrfach festen Fuß gefaßt. Die Unwirthbarkeit ihrer eigenen hohen, kalten, hinter-asiatischen Urheimath trieb, die reiche Natur der benachbarten Südlande lockte sie aus jener in diese, um sich hier mit dem Schwert in der Hand ein freieres, glücklicheres Loos zu erkämpfen. Auf diese Weise haben fast alle namhaften Völker Hinter-Asiens Stammeszweige nach dem Süden und Westen verpflanzt, nur die gleichfalls der mongolischen Varietät angehörigen Völker der glücklicher ausgestatteten und natürlich isolirten südöstlichen Küstenlande nicht. Ihnen fehlte zu solchen kriegerischen Uebersiedelungen der Anreiz sowohl, der jene in Bewegung setzte, als die leichte Ausführbarkeit derselben; ihnen scheint von der Natur eben deshalb vielmehr die Rolle der Abwehr als des Angriffes zugewiesen zu sein, und es ist erklärlich, wie sie durch diese von der Landes-Natur begünstigte Aufgabe zur vollkommensten, durch Culturmittel gesteigerten Abschließung, selbst gegen die stammverwandten Nachbarn geführt worden sind.

Die ethnographische Theilung Asiens in einen mongolischen Nordosten und einen kaukasischen Südwesten erleidet aber noch eine andere Einschränkung. Denn auch die malayische Varietät hat noch einen Fuß in Asien; denn entschieden malayische Völkerschaften sind im ausschließlichen Besitz der dem Erdtheil zugehörigen südöstlichen Inselwelt, und wohnen in Malakka und am siamesischen Meerbusen neben anderen von zweifelhafterem, aber, wie es scheint, gemischt-malayischem Racen-Gepräge, — und im äußersten Nordosten, an der Behrings-Straße, hausen Stämme, deren leiblicher und sprachlicher Typus sie den nachbarlichen amerikanischen unmittelbar anreiht.

Auf diese Weise scheint nur die äthiopische Varietät in Asien keine Repräsentanten zu haben, wenn nicht die räthselhaften schwarzen Völkerschaften einiger, wenig bekannter Himalaya-Thäler und abgelegener Berg-Gegenden Dekhans vielleicht Anspruch auf diese Rolle haben.

Ungeachtet dieser Bereicherung erscheint dennoch Asien, im Großen betrachtet, als das Erbtheil der erstgenannten beiden Racen, denn die Zahl der Mitglieder der mongolischen bildet 57 und die der kaukasischen 39 Procent der Gesammtbevölkerung des Erdtheils, während die Malayen kaum 3 Procent ausmachen. Danach erhalten wir also eine ethnographische Zweitheilung des Continents, welche an Europa's ähnliche Dreitheilung *) erinnert, doch mit dem Unterschiede, daß diese letztere auf nationale und sprachliche, nicht auf Racen-Verschiedenheiten begründet ist.

Asien beherbergt sämmtliche Nationen des sinisch-japanischen Stammes ausschließlich. Sie bewohnen im Allgemeinen den Südosten des Erdtheils, im Süden einer vom innersten Winkel des bengalischen Busens zur Südspitze von Jeso gezogenen Linie.

*) Vergl. 1. Bd. S. 64 ff.

Im Nordwesten derselben breitet sich das weite Gebiet des tatarischen oder hoch-asiatischen Stammes aus, nimmt den ganzen übrigen Theil Hinter-Asiens ein, und reicht nordwärts in die sibirischen Tieflande, ja, im östlichen Theile derselben, an der Lena und Indigirska, bis in die Polar-Zone hinein. Der eigentliche Kern dieses vielzweigigen Stammes wurzelt noch heute in Hoch-Asien, und wer die Verbreitungs-Sphären der betreffenden Völker mit Aufmerksamkeit ins Auge faßt, nimmt leicht wahr, daß selbst die jenem hohen Ursitze des Stammes entfremdeten Nationen dennoch sämmtlich rings um denselben gruppirt und daher auch mehrentheils in Asien geblieben sind. Auf diese Weise gehören dem Erdtheile die tibetanischen und tungusischen Völkerfamilien in allen ihren Aesten ebenfalls ganz ausschließlich an; von den mongolischen Völkern ist allein der schwache Zweig der russischen Kalmücken bis an Europa's Grenzen vorgedrungen, und nur die türkische Völkergruppe ragt mit mehreren und zum Theil ansehnlichen Aesten (Osmanen, Türkmen, Nogayen, Wolga-Turk, Tschuwaschen) über die letzteren hinaus, während sie zugleich andere südwärts weit in die asiatische Verbreitungs-Sphäre der indisch-europäischen Menschheit vorgesandt hat, nach Khorasan, Afghanistan und selbst nach Hindostan.

Der ugrische oder tschudische Stamm, dessen Ursitze wahrscheinlich gleichfalls in Hinter-Asien und zwar am Nordrande des Hochlandes zu suchen sind, ist dagegen, und muthmaßlich durch die kriegerischen Wanderungen des vorgenannten Stammes, in der Mehrzahl seiner Zweige nach Europa hinübergedrängt worden, wo bekanntlich heute die Mehrzahl und die ansehnlichsten der west-tschudischen Völker eine neue Heimath gefunden haben, während andere schwächere Zweige iefes Stammes, namentlich die ost-sibirischen und samojedischen Völker, in den äußersten Norden versprengt sind.

Unter den Völkern indisch-europäischen Stammes gehört die Sanskrit-, persische und kaukasische Familie dem Continente ganz ungetheilt und, wie der syrische (west-aramäische) Zweig der großen semitischen Familie, ausschließlich an, während der arabische nur zum größeren Theile in Asien heimisch geblieben und der hebräische nach allen Weltenden versprengt worden ist.

Es ergibt sich also, daß Asiens Bevölkerung, die malayischen Bewohner mit gerechnet, fünf, oder — wenn die Tschuktschen den amerikanischen Völkern zugezählt werden — sechs verschiedenen Haupt-, Volks- und Sprach-Stämmen und einer viel größeren Zahl von sprachlich und nationell gesonderten Völkern und Volkszweigen angehört.

Der bei Weitem zahlreichste Stamm ist der chinesisch-japanische, denn ihm gehört fast die Hälfte (48 Procent), dem indisch-europäischen fast zwei Fünftel (39—40 Procent) der Gesammt-Bevölkerung an, während die tatarischen Völker nur 8, die malayischen bloß 3 und die tschudischen sogar nur wenig über 0,6 Procent ausmachen. Hierbei drängt sich die Bemerkung auf, daß die zahlreichsten Stämme zugleich

am gedrängtesten wohnen, während die schwächeren, namentlich die tatarischen und tschudischen, zugleich die weitesten Verbreitungs-Sphären einnehmen, was sich indeß leicht aus der Naturbeschaffenheit dieser letzteren erklärt. Dabei drängt sich aber auch noch die andere, wichtigere Wahrnehmung auf, daß die durch natürliche Isolirung an westlichen Auswanderungen verhinderten Länder (Japan, China, Indien) am dichtesten bevölkert sind. Während Hoch-Asien seine Völker-Wellen über West-Asien ausschüttete, und dies seinerseits die von dort empfangenen Einwanderer mit den eigenen Söhnen weiter westwärts nach Europa und Afrika entlassen konnte, blieben jenen Südost-Landen solche Ausflutungen fremd; sie empfingen vielmehr fort und fort neue Völkerströme und dadurch, wie durch ihre günstigen Natur-Verhältnisse eine so gedrängte Bevölkerung, wie sie den übrigen Ländern Asiens, ja, vielen europäischen durchaus fremd ist.

Diese zahlreicheren, gedrängter wohnenden Völker, die Japaner, Chinesen, Indo-Chinesen, Tibetaner, Hindu, sind zugleich die ansässigen, cultivirteren. Ihnen reihen sich die Malayen, die Mehrzahl der Perser und auch der Türken, Afghanen, der Shiks ꝛc. an. Bei der Mehrzahl der tatarischen und tschudischen Völkerschaften, sodann auch bei den Arabern, Kurden und mehreren Nationen der kaukasischen Familie, ist dagegen die nomadische oder halb-nomadische Lebensweise die vorwaltende. Wenngleich die einen oder die anderen hie und da, unter russischem und chinesischem Einflusse, zu einem ansässigen Leben übergegangen sind, so scheint doch die Mehrzahl derselben, durch die Natur ihrer Heimathlande, für immer zu einem schweifenden Dasein bestimmt zu sein, welches durch die Thiere, mit denen sie verkehren, für die südlichen Nomaden durch das Kameel, das Pferd und andere Hausthiere, für die nördlichen durch das Rennthier und den Hund eigenthümlich gestaltet wird. Wiewohl Jagd und Fischfang für alle nordischen Nomaden von großer Bedeutung sind, so gibt es doch eigentliche Jäger- und Fischervölker nur im äußersten Norden, am unteren Obi, an der Behringsstraße und auf den kurilischen und aleutischen Inseln, so daß hier nicht bloß stammlich und sprachlich, sondern auch durch die Lebensweise eine Uebereinstimmung mit den polarischen Völkerschaften des benachbarten amerikanischen Continents Statt zu finden scheint. Das Innere der süd-asiatischen Gebirge, des Himalayas, Dekhans, des malayischen Archipelagus ꝛc., beherbergt außerdem aber noch eine sehr ansehnliche Zahl von Völkerschaften, die unter der Gunst ihrer heimathlichen Natur in pseudo-paradiesischem Zustande leben, die weder den ansässigen, noch den nomadischen Völkern zugezählt werden können, weil sie weder den Boden bauen, auf dem sie selbst vegetiren, noch Heerden treiben, noch zur Fristung des Daseins mit Nothwendigkeit auf den rüstigen Kampf mit den Geschöpfen der Wälder und Gewässer hingewiesen sind.

---

a. Nord-Asien.

238. West-Sibirien.

(Nach A. Petermann, Mittheilungen über wichtigere neuere Erforschungen auf dem Gesammtgebiete der Geographie.)

Sibirien! Wer denkt sich nicht bei diesem Worte eine der schauerlichsten unter den Wüsteneien der Erde, — den höchsten Norden des asiatischen Continentes, jene ausgedehnte, ewig mit Schnee und Eis bedeckte Landstrecke, wo die Oberfläche des tief gefrorenen Bodens nur mitten im Sommer einige Zoll aufthaut, um eine kümmerliche Vegetation aufkommen zu lassen; — das Land, wo man Zobel fängt, die schreckliche Wüste der Verbannten?

So war es in der That vor langen Zeiten, und noch bis auf die neueste Zeit. Aber nun muß man den Begriff, den das Wort „Sibirien" früher hatte, einer kleinen Veränderung unterwerfen, denn Sibirien heut zu Tage faßt Länder in sich, die von russischen Autoren unter dem Namen des „Sibirischen Italiens" beschrieben werden und dem europäischen Italien auch wohl wenig nachstehen. Es gehört dazu bereits ein bedeutender Theil des eigentlichen Central-Asiens und ein ansehnliches Gebiet des Chinesischen Reiches.

Rußlands Eroberungs-Politik wälzt sich, wie ein gigantisch anwachsender Schneeball, über die Nachbarländer, ganz besonders aber in einer südlichen Richtung; denn warme und tropische Regionen fehlten ihm noch. Da galt es, vorzurücken, am schwarzen Meere nach dem sonnigen Konstantinopel, jenseit des Kaukasus in der Richtung der Ebenen des Euphrat, am kaspischen Meere nach Persien, in der großen Turanischen Ebene gegen die Gebirgsscheide des indo-britischen Reiches; endlich, weiter nach Osten, am Amur entlang, der besten Straße zum Herzen des chinesischen und japanischen Reiches.

Rußlands Zukunft liegt in Asien und besonders in Central-Asien. Das Gebiet, welches die Russen auf diese Weise und in den letzten 10 oder 15 Jahren in Asien, und zwar zwischen dem kaspischen Meere und dem chinesischen Reiche, ganz in der Richtung der indo-britischen Grenze erworben haben, ist mindestens 22,000 deutsche Quadrat-Meilen groß, also bedeutender als ganz Großbritannien, Frankreich, Preußen und Sardinien zusammen genommen.

Dieses Land bildet den Schlüssel zu dem Flußgebiet des Sir und Amu (Jaxartes und Oxus), in deren Schooße die altberühmten Reiche von Buchara und Kokand belegen sind.

West-Sibirien ist also nicht bloß ein zur kalten Zone gehöriges Land, sondern erstreckt sich vom Eismeer in $72^1/_2$ ° N. Br. bis zum Becken des Balkhasch-Sees in $43^1/_4$ ° N. Br., oder beinahe über 30 Breitengrade, was mit der Ausdehnung vom Nord-Cap (Europa) bis Konstantinopel correspondirt, während der Parallel von $43^1/_4$ ° durch

Punkte wie Nord-Corsica, Marseille, Nord-Spanien, Toscana u. s. w. läuft. Im physikalischen Sinne umfaßt West-Sibirien, allgemein gesagt, das Stromgebiet des Ob, Balkhasch und Tele-Kul und erstreckt sich vom Reich des Eisbärs bis zum Gebiete des Tigers, von den Weiden des Rennthiers bis in das Land des Kameeles.

Der Flächen-Inhalt von West-Sibirien beträgt, nach unserer Berechnung, 61,280 deutsche Quadrat-Meilen, oder ziemlich eben so viel als das ganze indo-britische Reich, oder 6½ mal so viel als Frankreich. Die Total-Bevölkerung betrug im Jahre 1851 noch nicht 2 Millionen, genauer: 1,833,275, was immerhin die Dichtigkeit per Quadrat-Meile auf beinahe 30 bringt.

Mit europäischen Staaten hält West-Sibirien in Bezug auf Volks-Dichtigkeit keinen Vergleich aus, eher schon mit den noch nicht vollkommen entwickelten Theilen der Vereinigten Staaten Nord-Amerika's. Die Haupt-Bevölkerung West-Sibiriens ist noch längs der zwei Hauptstraßen zusammengedrängt, die von Tobolsk und Omsk nach Barnaul und Tomsk*) führen; nördlich des 60. Parallel-Grades wird sie auch wohl nie viel dichter werden, aber südlich davon läßt sich eine immer wachsende Einwohner-Zahl erwarten.

Den Hauptpunkt für die Verwaltung des ganzen Landes bildet die Stadt Omsk im Tobolskischen Gouvernement, in welcher der General-Gouverneur von West-Sibirien seinen beständigen Aufenthalt hat. Für die Unter-Abtheilungen des Landes ist sie auch der Central-Punkt des Gebietes der sibirischen Linien-Kosaken, deren stellvertretender Ataman seinen Wohnsitz daselbst aufgeschlagen hat, wie auch des Gebietes der sibirischen Kirgisen, deren Kriegs-Gouverneur in derselben residirt. Die Central-Punkte für die Gouvernements-Verwaltung der anderen Districte sind: Tobolsk für das Gouvernement gleichen Namens; Tomsk für das eben so benannte Gouvernement; Barnaul (im Tomskischen Gouvernement) für den Kolywan'schen Bezirk; Semipolatinsk für den nach dieser Stadt benannten District.

Das ganze Tobolskische Gouvernement bildet eine sich gegen Norden nach der Meeresküste hin allmählig abflachende Ebene, welche in ihren südlichen Theilen ganz den Charakter der Steppen hat, keinen Waldwuchs hervorbringt, aber weite Strecken des fruchtbarsten Bodens und die vortrefflichsten Weiden aufweis't. Wenn man sich von den Grenzen des sibirischen Kirgisen-Landes gegen Norden wendet, so findet man eine allmählige Zunahme der Wald-Vegetation und in der mittleren Zone des Gouvernements schon dichte und undurchdringliche Forste und Wälder, welche Bauholz und stellenweise sogar Masten liefern. Alle Gattungen Nadelholz, als Tannen, Weißtannen, herrliche Fichten und Cedern, dienen einer Menge von größeren und kleineren Thieren zum Aufenthalt. Noch weiter nördlich fangen die Wälder wieder an abzunehmen, bis sie endlich ganz verschwinden und der Boden

*) Siehe Tafel XII. in Petermann's Mittheilungen 1856.

zuletzt in unfruchtbare und für den Ackerbau durchaus untaugliche Tundren*) übergeht, welche sich im Westen und Osten mit den unermeßlichen Tundren verschmelzen, die von der Tschesski'schen Bai bis zur Tschaun'schen den ganzen nördlichen Saum des Reiches bilden.

Durch die auf dem Irtysch, dem Tobol', dem Ischim und der Tura betriebene Schifffahrt wird das Kronsalz und das Getreide transportirt und die von Kjachta nach dem Jahrmarkte von Nischnei-Nowgorod gehenden Waaren, so wie die für die Einwohner Sibiriens aus dem Inneren Rußlands bezogenen Artikel an ihren Bestimmungsort befördert. Aber trotzdem ist der Verkehr in dieser Hinsicht noch wenig belebt und der größte Theil des Waaren-Transports geschieht noch immer, örtlicher Umstände und Vortheile wegen, zu Lande.

Die Städte Omsk und Tobolsk sind schon dadurch, daß sie den Sammelplatz für die höher stehende Bevölkerungs-Classe und den Central-Punkt der administrativen Regierung bilden, eben die Orte, in welchen sich die Zweige der Industrie hauptsächlich entwickeln und concentriren, welche die Befriedigung der geistigen und materiellen Luxus-Bedürfnisse des Militär- und Beamtenstandes zum Zwecke haben. Was jedoch den nicht ausschließlich localen, sondern den allgemeinen inneren Handels-Betrieb anbetrifft, so ist die Theilnahme daran Seitens der Städte und Bezirke des Gouvernements ziemlich unbedeutend, obgleich es dessen ungeachtet auch in diesem Zweige der Industie einigermaßen vertreten ist.

Eine besondere Wichtigkeit erhält die Stadt Petropawlowsk durch den daselbst befindlichen Zoll; von allen Zollstätten auf der sibirischen Linie ist diese die bedeutendste, sowohl für den inneren Handel mit den Kirgisen, als auch für den Außenhandel mit den Nachbar-Staaten Mittel-Asiens und dem westlichen China. Petropawlowsk, Troitzk und Orenburg sind die drei Hauptpunkte, über welche unsere Handels-Verbindungen mit dem ganzen mittleren Asien ihren Weg nehmen. Seit ganz kurzer Zeit hat sich hier auch der Tauschhandel mit den Städten des westlichen China, Kuldscha und Tschugutschak, begründet, in welchen gegenwärtig schon russische Consuln angestellt sind.

In seinen nördlichsten Theilen ist das Gouvernement Tomsk mit Sümpfen und Tundren bedeckt; in westlicher Richtung zieht sich bis zur Stadt Kolywan die fruchtbare Barabin'sche Ebene hin, an welche sich von Südwesten hin die Kulidinskische oder Irtysch-Steppe anschließt; im Süden und Südosten erheben sich die Ausläufer des Altai-Gebirges, im Osten einige niedrige Aussprünge derselben Bergkette, und im Nordosten stehen finstre Wälder auf morastigem Boden. Die Hauptströme sind: der Ob, der Tom und der Irtysch.

Das ganze tomskische Gouvernement läßt sich in vier Landstriche theilen, von denen jeder seinen besonderen, ihm ausschließlich eigenthümlichen Charakter hat. In der nördlichen Zone waltet das Nomaden-

---

*) Tundra, eine sumpfige, auf Eis ruhende Mooswiese.

leben vor, die Jagd und der Fischfang; in der mittleren der Ackerbau und das Gewerbe der Fuhrleute; im südwestlichen Striche herrscht die Viehzucht und im südöstlichsten beschäftigt die Einwohner vorzüglich der Bergbau, während die Viehzucht von den nomadisirenden Stämmen dieser Gegend betrieben wird.

Die Stadt Tomsk, als Mittelpunkt der bürgerlichen Administration, als Wohnsitz der reichen Kapitalisten und als wichtiger Transitplatz auf der Handelsstraße zwischen Kjachta und Tjumen, hat von je her in commercieller Beziehung eine wichtige Rolle eingenommen; aber die in neuester Zeit erfolgte Entwickelung der Goldsuchungen hat dieser Stadt ein neues Dasein gegeben und ihr durch das unaufhörliche Zuströmen von zahlreichen Arbeiter-Partieen, von Aufsehern und Händlern ein frisches Leben eingeflößt.

Der Kolywan'sche District, auch unter den officiellen Benennungen des Altaischen Berggebietes oder des Districtes der Altaischen Bergwerke oder des Kolywano-Woskresensker Hütten-Bezirkes bekannt, ist, seinen Erzeugnissen zufolge, eine der allerwerthvollsten Provinzen des russischen Reiches.

Die Bevölkerung des Kolywan'schen Districtes beläuft sich auf etwa 300,000 Einwohner und besteht fast ausschließlich aus Minen- und Fabrikarbeitern oder Bauern, welche den Altaischen Bergwerken zugeschrieben sind.

Im Kolywan'schen District zieht die Krone Gold aus den Wäschereien und Lagern im Bijskischen Bezirke, Silber aus den Salairskischen Minen, und Blei aus den Semejewskischen, Ridderskischen und Syrjanowiskischen Bergwerken. Kupfer wird von der Krone im Altai-Gebirge und von Privatleuten im Tomskischen Bezirke gewonnen, Guß- und Schmiede-Eisen aber auf vielen Fabriken des Tomskischen, Bijskischen und Kusnezkischen Bezirks verarbeitet.

Eine Zunahme der Eisenproduction ist hier, wie überhaupt in Rußland, so lange nicht zu erwarten, als zur Schmelzung der Erze Holzkohle benutzt wird, denn die schon bedeutend gelichteten Wälder würden durch einen größeren Verbrauch von Holzkohle gänzlich ruinirt werden.

Um so werthvoller ist deshalb das Vorkommen der Steinkohle im Altai, die ohne Zweifel bald den Gebrauch der Holzkohle in den Hochöfen ganz verdrängen wird. Das zwischen den Bergketten Aletáu oder Zatomsk und Salair gelegene Kohlenbecken ist eins der großartigsten der Welt. Seine südliche Grenze befindet sich in einer Entfernung von 50 bis 60 Werst von der Stadt Kusnezk; der Fluß Tom trennt es in zwei Theile, und man darf mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß es sich sogar bis zur Stadt Tomsk erstreckt. Hiernach würde es eine Länge von 400 bei einer Breite von 100 Werst haben, was eine Oberfläche von 40,000 Quadrat-Wersten ergibt. Erst großartigere Ausbeutungen und Versuche vermögen zu zeigen, bis zu welchem Grade die Steinkohle den Werkstätten im Altai als Ersatz für Holzkohle dienen kann. Unzweifelhaft ist jedoch, daß in allen Fällen die Kohlenlager

des Altai-Beckens sowohl den Hüttenwerken, als dem Lande ungeheure Vortheile gewähren werden. Ihr Reichthum und ihre günstige Lage sind dafür Bürgen. Der das Bassin theilende Tomfluß bietet nämlich zum Transport sowohl der Steinkohlen als auch derjenigen Landes-Producte, welche man mit Hülfe der Kohlen herstellen kann, bis in das Herz von Sibirien den besten Weg dar.

Der District von Semipolatinsk umfaßt den gesegnetsten Theil des westlichen Sibiriens, einen jungfräulichen Boden, dessen Reichthümer man noch kaum angefangen hat zu benutzen, und erfreut sich eines Klima's, welches die Verehrer dieses Landstriches zu berechtigen scheint, ihm den Namen des „Sibirischen Italiens" zu verleihen. Fast der ganze Semipolatinskische District, vorzüglich aber der östliche und süd-östliche Theil desselben, ist von hohen Bergkämmen durchschnitten, welche im Norden die Ausläufer des Altai-Gebirges, im Süden die des Mustag oder, um richtiger zu sprechen, des Mus-Tau bilden. Die Hauptseen sind: der Sasyk-Kul, der Ala-Kul, der Saisan, der Issyk-Kul und hauptsächlich der Balkhasch, und die ganze an den Ufern dieses Sees liegende Gegend wird nach der Anzahl der in denselben mündenden Ströme das „Sieben-Flüsse-Gebiet" genannt.

Aber trotz der großen Menge von Strömen und Bächen ist im Semipolatinskischen District die Schifffahrt kaum erst im Entstehen. Im Jahre 1855 sind von der Regierung einer Privat-Gesellschaft besondere Privilegien verliehen worden, die sich zur Einführung der Dampf-Schifffahrt auf dem Balkhasch und auf dem in denselben mündenden Ili-Flusse gebildet hat, welcher letztere noch dadurch wichtig ist, daß an seinen Ufern die beiden chinesischen Städte Groß- und Klein-Kuldscha stehen.

In vielfachen Richtungen wird der Semipolatinskische District von Karawanenstraßen durchzogen, welche die Hauptstadt desselben mit Kuldscha und Taschkend und durch dieses auch mit Buchara und Petropawlowsk in Verbindung setzen. Auf mehreren Strecken sind bereits Posten zur Beförderung von Passagieren eingerichtet, und es ist noch gar nicht so lange her, daß wir in öffentlichen Blättern Ankündigungen gelesen haben, in welchen industrielle Unternehmer zur Anlegung von Herbergen aufgefordert wurden.

Der Geist des Handels und der Industrie waltet im ganzen District, entwickelt sich mit dem besten Erfolge durch die Leichtigkeit der Communicationen und den vortheilhaften Absatz der Waaren und offenbart sich deutlich im allgemeinen Wohlstande und im raschen Aufblühen der Ansiedelungen, welche nur irgend durch ihre Lage begünstigt sind. Es sind noch keine zehn Jahre her, daß an der Stelle, wo gegenwärtig die Handelsstadt Kopal steht (welche, zufolge der veröffentlichten Gesetz-Bestimmung, zum Entrepot der nach China und Kokand gesandten Waaren dient), eine völlige Wüste war. Anfänglich lagerte hier nur ein Kosaken-Piquet, alsbald aber entstand eine kleine Ansiedelung, unmittelbar darauf wurden Budenreihen erbaut, und gegenwärtig

bildet die Stadt Kopal eine für den Handel höchst wichtige Waaren-Niederlage.

Die Haupt-Beschäftigung der gesammten Bevölkerung des Semipolatinskischen Bezirks bildet die Viehzucht, welche nicht nur alle Bedürfnisse der Einwohner befriedigt, sondern ihnen auch sogar einen gewissen Wohlstand gewährt. Das Schaf dient sowohl dem Kirgisen wie auch dem russischen Kosaken als eine Art Einheit in seinem Münz-System, nach welcher Einheit er den Werth von Thee, Zucker, Tuch, Branntwein, Brod und allen im häuslichen Leben nothwendigen Artikeln zu bestimmen weiß. In Schafen bezahlt der Kirgise der inneren Bezirke auch seinen Jasak (Steuer), nämlich ein Thier von je 60 Stück Vieh jeglicher Gattung, welcher Jasak aber nach geschehener Taxation nicht in Naturalien, sondern in baarer Münze erhoben wird und alsdann in die allgemeinen Reichs-Einnahmen kommt; die Abgaben der innerhalb der inneren Linie nomadisirenden Kirgisen dagegen bestehen in Errichtung und Unterhaltung der inneren Communicationen, sowie in Stellung der Lager-Kibitken und des Brennmaterials für diejenigen Personen, welche in Dienst-Angelegenheiten von der Krone an Ort und Stelle commandirt werden.

An vielen Punkten des Districts hat bereits die Privat-Industrie den Stempel ihrer Thätigkeit aufgedrückt; so finden wir hier Gold-Wäschereien, Silberminen und Blei- und Kupferwerke.

---

239. Nordost-Sibirien.

(Nach Ferd. v. Wrangel, Reise längs der Nordküste von Sibirien und auf dem Eismeere, und G. Hartwig, der hohe Norden.)

a. Jakutsk und die Jakuten.

Jakutsk trägt ganz das Gepräge des kalten, düstern Nordens. Auf einer nackten, baum- und strauchlosen Fläche, auf der nur Abwesenheit des Schnees die Anwesenheit des kurzen, zehnwöchigen Sommers verkündet, liegen am linken Ufer der Lena gegen 500 hölzerne, von Zäunen umgebene, unansehnliche Häuser und Hütten, unter denen sich 5 Kirchen, 1 Kloster und 1 von Stein erbauter Kaufhof hervorheben. Jakutsk ist der Mittelpunkt des innern Handels von Sibirien und eine Hauptniederlage der russisch-amerikanischen Handelsgesellschaft. Auf viele Tausende von Werst im Umkreise strömen während der wenigen Sommerwochen hieher die köstlichsten wie die gemeinen Pelzwaaren aller Art, so wie Wallroßzähne und die riesigen Knochenüberreste des vorweltlichen, dem asiatischen Elephanten verwandten Mammuts, dessen Stoßzähne besonders als fossiles Elfenbein in den Handel kommen. In dieser Zeit treffen hier auch die Kaufleute aus dem Süden ein, die dieser an Allem armen Gegend fast alles, was zum Leben nöthig ist,

zuführen. Die Hauptverkaufszeit ist im Monat August, weicht aber von dem, was wir unter einem Jahrmarkt verstehen, sehr ab, indem die Kaufleute ihre Waaren in den Häusern und Höfen gleichsam verstecken, um ihre Preise, so wie die Namen ihrer Abnehmer vor einander möglichst geheim zu halten. Die Bewohner (gegen 4000) stehen noch auf einer sehr niedrigen Stufe geistiger Bildung.

Ihre Gesichtsform bestätigt die Sage von ihrer tatarischen Abkunft. Sie sind eigentlich ein Hirtenvolk, und ihr vornehmster Reichthum besteht in Pferden und Hornvieh. Durch den Ueberfluß an Pelzthieren in ihren endlosen Wäldern wurden sie aber auch Jäger und treiben die Jagd mit unermüdlichem Eifer und bewunderungswürdiger Geschicklichkeit. An Entsagungen aller Art gewöhnt, scheinen sie ganz unempfindlich gegen die Kälte und können den Hunger bis auf einen fast unglaublichen Grad ertragen. Ihre Nahrung besteht aus gesäuerter Kuh- und Stutenmilch und aus gekochtem Pferde- und Rindfleisch; vom Brode haben sie keinen Begriff.

Ihr größter Leckerbissen ist Fett, das sie, roh und geschmolzen, frisch und verdorben, im größten Uebermaße verzehren können. Ueberhaupt kommt es ihnen weit weniger auf den Wohlgeschmack, als auf die Menge der Nahrungsmittel an. Daher zerstampfen sie auch die innere Rinde des Lerchenbaumes, auch wohl der Fichten, und kochen sie mit Fischen, etwas Mehl und Milch, besonders aber mit Fett, zu einem Brei, den sie in ungeheurer Menge verzehren. Männer und Frauen rauchen leidenschaftlich gern Tabak, namentlich den scharfen tscherkessischen, und versetzen sich dadurch, daß sie den Rauch verschlucken, in eine der Trunkenheit ähnliche Betäubung. Sie haben zweierlei Wohnungen, im Sommer die Urossy, bewegliche, kegelförmige Zelte von mit Birkenrinde bedeckten Stangen, im Winter die warmen Jurten. Dies sind von dünnen Balken in Form einer abgestumpften Pyramide erbaute Hütten, die außen mit Rasen, Lehm und Gras dick belegt sind, und denen zwei viereckige, im Winter mit Eisplatten verschlossene Oeffnungen als Fenster dienen. Der Fußboden ist einige Schuh vertieft und aus Lehm gestampft, bei den Reichen aber erhöht und gedielt. Längs den Wänden, an denen die Kleidungsstücke, Waffen und der wenige Hausrath hangen, sind breite Sitze erbaut, die Nachts auch als Schlafstätten dienen. In der Mitte, näher der Thüre, befindet sich der Tschuwál, eine Art mit einem Schornsteine versehener Heerd, auf dem ein unaufhörliches Feuer brennt. Die Kühe sind in ähnlich erbauten Schuppen untergebracht, werden aber auch wohl bei zu strenger Kälte in die Jurte aufgenommen; die Pferde dagegen bleiben unter freiem Himmel und müssen sich ihre kümmerliche Nahrung unter dem Schnee hervorscharren. Diese Wohnungen schützen genugsam gegen die Kälte und befriedigen, obwohl in ihnen die größte Unordnung und Unsauberkeit herrscht, alle Anforderungen der Jakuten.

Sie theilen sich in verschiedene Stämme, und diese zerfallen wiederum in mehrere Unterabtheilungen; jedem der ersteren steht ein Go-

lowà, der letzteren ein Knäsuz als Oberhaupt vor. Die Jakuten sind zwar alle getauft, auch sind die zehn Gebote, ein Theil des neuen Testaments und die vornehmsten Kirchengebete in ihre Sprache übertragen, doch aber haben nur sehr Wenige einige Begriffe von den Lehren und den Grundsätzen der christlichen Religion. Daher halten sie auch noch viel auf abergläubische Gebräuche aus dem Heidenthume, und die Schamanen, ihre Aerzte, Zauberer und Teufelsbeschwörer, spielen bei ihnen eine große Rolle. Bezeichnend für den Jakuten ist seine Rachgier, Proceßsucht, Ungeselligkeit und Verschlossenheit. Nur der Hang zur Einsamkeit und Abgeschiedenheit macht es erklärlich, daß, obwohl das Weidebedürfniß es nicht fordert, weiter nach Norden die einzelnen Jurten oft einige hundert Werst auseinander liegen, so daß die nächsten Nachbarn sich zuweilen in Jahren nicht sehen.

b. Tungusen und Ochotsk*).

Gar seltsam ist die Geschichte der Tungusen, denn zur selben Zeit, wo ein Theil ihres Stammes — die Mandschu — das ungeheure China erobert, sehen wir den andern, nachdem er bereits über den größten Theil Ost-Sibiriens sich ausgebreitet, und Jakuten, Jukahiren und Tschuktschen vor sich her gejagt, von den mächtigeren Russen unterjocht werden. Im Jahre 1640 stoßen die Kosaken zum ersten Mal auf die Tungusen, und 1644 besteigt der erste Mandschu-Kaiser den chinesischen Thron. Derselbe Stamm, der hier den dritten Theil des Menschengeschlechts bezwingt, wird dort von einigen Abenteurern bezwungen. Die Erklärung dieser auf den ersten Blick so merkwürdig scheinenden Thatsache ist dennoch nicht schwer zu finden: die Tungusen hatten nur Bogen und Pfeile, die Kosaken aber Flinten und Kugeln, und den besseren Waffen folgt stets der Sieg, besonders wenn ein muthiger Arm sie führt.

In Bezug auf ihre geistige Entwickelung finden wir unter den Mandschen und den sibirischen Tungusen dieselbe Verschiedenheit, wie in ihrem äußeren Glück. Erstere bilden eine merkwürdige Erscheinung in der Culturgeschichte; vor nicht dritthalb hundert Jahren waren sie noch Nomaden, wie ihre nordischen Brüder, und konnten weder lesen noch schreiben; gegenwärtig aber haben sie schon eine reiche Literatur und ihre Sprache wird am Hofe zu Peking gesprochen. Letztere hingegen, unterdrückt und in Armuth versunken, sind noch eben so roh und unwissend, als zur Zeit, wo die Kosaken ihre erste Bekanntschaft machten.

Nach ihrer Beschäftigung und den verschiedenen Thieren, deren sie sich zu ihrem Dienst bedienen, theilt man sie in Rennthier-, Hunde-, Vieh-, Pferde-, Wald- und Ufertungusen. Doch trotz dieser vielfachen Benennungen und der ungeheuren Strecken, die sie von den Flußgebieten der oberen, mittleren und niederen Tunguska bis zum Westufer des ochotzkischen Meeres und von der chinesischen Grenze und dem Bai-

*) Vgl. das „Ausland“ 1855, S. 978.

kal bis zum Eismeer einnehmen, beträgt ihre Gesammtzahl kaum mehr als 30,000 Seelen.

Zum Lobe der russischen Regierung darf nicht unerwähnt bleiben, daß sie dem Elende der verarmten Nomaden nach Kräften zu steuern sucht. Durch die Organisation des östlichen Sibiriens ist nämlich verordnet, sie längs den Ufern der großen, fischreichen Flüsse anzusiedeln und sie mit den zur Fischerei erforderlichen Geräthschaften zu versehen.

Doch nur die äußerste Noth vermag den Tungusen dazu zu bringen, dem freien Waldleben zu entsagen; denn er ist Nomade mit Lust und Leidenschaft; schon nach einigen Tagen pflanzt er sein Zelt an einem andern Orte auf, und behauptet, es gebe keinen größern Fluch, als stets auf demselben Fleck, wie ein Russe oder ein Jakut, zu leben. Durch seine Sorglosigkeit und Heiterkeit, sein schnelles, flinkes Wesen, seine Gewandtheit und Anmuth, seinen liebenswürdigen Witz und frohsinnigen Humor zeichnet er sich vortheilhaft vor den anderen sibirischen Stämmen, dem finstern Samojeden, dem schwerfälligen Ostjaken, dem sauertöpfischen Jakuten aus, und wird daher auch der Franzose „der Tundra und des Fichtenwaldes" genannt. Weniger empfehlenswerth ist aber sein moralischer Charakter, der voller List und Tücke stecken soll. Seine Kleidung stimmt zu seiner Beweglichkeit und trägt zugleich seine Eitelkeit zur Schau. Er hüllt sich nicht in schwerfällige Rennthierpelze ein, sondern trägt einen schmal zugeschnittenen Frack aus Rennthierfell, gewöhnlich mit Glasperlen, Tuchstreifen, Pferdehaaren reichlich ausgeschmückt und so eng, daß er nur mit Mühe zugeknöpft werden kann, denn die tungusische Mode erheischt, daß die Brust offen stehe, um die perlenverzierte Brustbedeckung zu zeigen. Auf dem Kopf trägt er eine kleine tatarische Mütze, von lauter Perlen flimmernd. Die kurzen Kniehosen aus feinem Sämisch, so auch die Schuhe, sind ebenfalls mit Perlstreifen versehen. Ueber der Schulter hängt ein Perlengehänge mit Beutel für Feuerzeug. Endlich ist auch das Band, welches um den langen Zopf gewickelt wird, zierlich mit bleiernen Knöpfen, Glasperlen und alten messingenen Springfedern durchwirkt.

Reitet der Tunguse auf dem Rennthier durch den Wald (er sitzt so stolz darauf, daß beide Theile wie für einander geschaffen scheinen), oder jagt er dem Wilde durch die Moräste nach, so legt er natürlich Manches von seinem Schmuck bei Seite, denn perlengestickte Schuhe wären für dergleichen Excursionen wohl nicht die zweckmäßigste Tracht. Dann zieht er seine langen, wasserdichten Stiefel an (Sari), die mit warmem Fischfett getränkt werden, welches, wie Erman sagt, zu diesem Zweck in den Mund genommen und fein vertheilt zwischen den Zähnen über das Leder gesprudelt wird.

Der Jagdapparat des Tungusen ist äußerst einfach. Ein Beil zum Holzfällen, ein Kessel, ein lederner Sack mit etwas trockenem Fleisch, ein Hund, ein kurzes Feuergewehr und vor Allem ein paar Schneeschuhe und Schneebrillen, das ist Alles, was der häßliche kleine Mann mit der hervorstehenden Kinnlade und den tatuirten bogenförmigen Ver-

zierungen im gelben Gesichte zu seiner Begleitung im Walde bedarf. Die Schneeschuhe sind 5 Fuß lang, 4 Zoll breit, kahnförmig gestaltet und mit aufwärts gekrümmten Spitzen. Mit ihrer Hülfe fliegt er pfeilschnell über die blendend weiße Fläche dahin, und schützt, wie der Jakute, sein Auge durch ein zierlich geflochtenes und engmaschiges Netz aus schwarzen Pferdehaaren gegen den verderblichen Widerschein.

Daß der ewig nomadisirende Rennthier-Tunguse einer leicht beweglichen Wohnung bedarf, versteht sich von selbst. Sein Zelt bedeckt er mit Sämisch oder der innern Rinde der Birke, die er durch Aufrollen und indem er sie in Rauch oder heißen Wasserdämpfen aufhängt, so biegsam wie Leder macht. Die Jurte des ansässigen Tungusen ist auch im Innern einer jakutischen ähnlich und besteht aus einem einzigen quadratischen Raum, mit plattem Erddach versehen, und nur so groß, daß ein Kamin aus geschlagenem Lehm ihn sehr schnell und vollständig durchwärmen kann.

Was Speise und Trank betrifft, sollen die Tungusen durchaus nicht wählerisch sein, sondern alles essen und trinken, was ihnen vorkommt. Eins ihrer Lieblingsgerichte besteht in dem unverdauten Mageninhalt des Rennthiers, den sie mit wildwachsenden Beeren vermengen, auf Baumrinden dünn ausbreiten und in der Sonne oder an der Luft trocknen lassen. Auch genießen sie, namentlich die am Wiluj und bei Nertschinsk Ansässigen, sehr viel Ziegelthee, den sie mit Fett und Beeren zu einem dicken Brei zusammenkochen. Diese ungesunde Speise macht sie noch gelber und häßlicher, als sie es von Natur schon sind.

Nur sehr wenige Tungusen haben sich zum Christenthum bekehrt, bei den meisten genießen die Schamanen noch immer ihr uraltes Ansehen. Sie lieben es nicht, ihre Todten zu beerdigen, sondern legen sie in ihren Staatskleidern in große Kisten, die sie zwischen zwei Bäumen aufhangen. Der Jagdapparat des Hingeschiedenen wird unter der Kiste begraben. Keine Feierlichkeiten finden dabei Statt, außer wenn ein Schamane sich gerade in der Nähe befindet, wo dann ein Rennthier geschlachtet wird, welches der Zauberer und die Hinterbliebenen sich gut schmecken lassen, während die Geister am Geruch des verbrannten Fettes sich laben.

Wie bei den Ostjaken und Samojeden wird auch bei den Tungusen das Weib als eine Waare betrachtet. Der Vater gibt seine Tochter für 20 bis 100 Rennthiere in die Ehe, oder der Bräutigam muß sie, wie einst Jakob seine Rachel, durch eine längere Dienstzeit abverdienen.

Im östlichen Sibirien theilen die Tungusen mit den Jakuten den Transportdienst durch die unermeßlichen Wälder, wobei der Reisende vielfache Gelegenheit hat, ihre Behendigkeit und ihren munteren Sinn zu bewundern. So wie man Abends an den Rasteplatz kömmt, werden die Rennthiere im Nu entladen, Sattel und Gepäck in Ordnung nebeneinander gelegt, die Zäume sogleich gesammelt und bundweise auf Baumzweige gehängt. Die hungrige Heerde ist bald ins Dickicht verschwunden und wird schon selbst für ihr Futter sorgen. Dann bringen die

Männer, die mit dem Beil ausgingen, zwei große Lerchenstämme an den Lagerplatz geschleppt. Die dünneren Zweige werden abgehauen und zur Streu auf dem Schnee gesammelt, die Stämme auf der gröblich gereinigten Feuerstelle bereit gelegt. Darauf spaltet man aus dem Innern des Holzes harzige und trockene Späne, von welchen man einen mit Zunder und Schwefel zum Glimmen bringt. Dieser wird mit den anderen Spänen und mit Reisern umgeben, dann aber äußerst schnell und mit besonderem Geschicke durch die Luft geschwungen, bis die Flamme herausschlägt. Einstweilen ist der Kessel schon mit Schnee gefüllt und hängt an einem starken Ast, der über dem Winde am Feuer schräg in den Boden gepflanzt wird. In wenigen Minuten ist der Thee schon fertig, denn die Tungusen verfahren dabei an jedem Abend in derselben Ordnung und sind also meisterhaft darauf eingeübt.

Bequem auf dem Rennthiersattel sitzend, dem die abgehauenen Reiser untergelegt sind, betrachtet der Reisende in gemüthlicher Ruhe das Spiel der Flammen, welche bald riesige Baumstämme, bald glänzende Schneemassen beleuchten, oder ergötzt sich wohl auch am Reihentanz, den die lustigen Tungusen mit einem recht hübschen und melodischen Gesang begleiten. Will er ihre Gewandtheit in ritterlichen Spielen bewundern, so wird es ihn nur einige gute Worte und einen Schluck Branntwein kosten. Zwei seiner Tungusen halten ein Seil und schwingen es mit aller Kraft, so daß es die Erde nicht berührt. Unterdessen hüpft ein dritter über das Seil, hebt Bogen und Pfeil auf, spannt den Bogen und schießt den Pfeil ab, ohne daß der Strick ein einziges Mal den nackten Boden oder ihn selbst berührt. Kühne Tungusen sollen sogar die Beine der Schneide eines Schwertes aussetzen, das eine auf dem Boden liegende Person mit äußerster Kraft herumschwingt.

Ist aber unser Reisende ein Freund des ruhigen Schachspiels, so stehen ihm auch hierin die Tungusen zu Diensten, da sie leidenschaftlich (namentlich die des kolymskischen Kreises) diesem schönsten und edelsten aller Spiele ergeben sind. Das Rochiren ist ihnen unbekannt, auch lassen sie die Königin keine Springerzüge machen, vielleicht weil sie diese excentrischen Seitensprünge für unvereinbar mit der würdevollen Haltung ansehen, die der Majestät geziemt.

Wie alle anderen sibirischen Nomaden besuchen die Tungusen, wenigstens ein Mal im Jahre, die verschiedenen Messen, die hier und dort auf ihrem ungeheuren Wandergebiet — in Kirensk, Olekminsk, Bargusin, in dem äußerst malerisch gelegenen Tschita und in dem höchst traurigen Ochotsk — gehalten werden. Der Tunguse soll den Branntwein so leidenschaftlich lieben, daß er nicht selten nach dem ersten Schluck seinen ganzen Pelzvorrath gegen ein Glas desselben, und für ein zweites gern auch sein letztes Oberkleid (Sannajak) hingibt.

Da wir eben **Ochotsk** als einen höchst traurigen Ort genannt haben, wollen wir einige Augenblicke dort verweilen, um zu sehen, ob dieses übelklingende Beiwort sich rechtfertigen läßt. So viel ist gewiß, daß kein Reisender, der jemals in Ochotsk war, irgend etwas Gutes

davon zu sagen weiß. Meilen und Meilen weit in der Runde wächst kein Baum, kaum ein grünes Blättchen, und mitten unter den elenden, unordentlich durcheinander geworfenen Hütten liegt ein gräulicher Morast, der, so wie er aufthaut, nothwendig alle Arten von Malaria und Pestilenz erzeugen muß. Erst gegen Ende Mai geht die Eisdecke der bei Ochotsk ausmündenden Ochota los und läßt den Zug der Eismasse bis zum 15. und 20. Juni vorbeigehen. Unmittelbar nachher erscheint seltsamer Weise die vorzugsweise sogenannte traurige Jahreszeit (Buss der Sibirier), welche durch unaufhörlichen feinen Regen und dicken Nebel ihrem Namen alle Ehre macht. Im Juli bessert sich endlich das Wetter, doch schon im August belegt sich wieder der Boden mit weißem Reif.

Viele Hülfsquellen anderer sibirischer Städte fehlen Ochotsk durchaus. Herrliche Lachse, von welchen man im ochotskischen Meere nicht weniger als 14 verschiedene Arten findet, sind das einzige Nahrungsmittel, welches die nächste Umgebung darbietet. Alle Bedürfnisse werden von Jakutsk zugeführt, oder auch zu weit kleineren Theilen aus den Sandwich-Inseln, durch eines der jährlich einlaufenden Schiffe der amerikanischen Compagnie, und sind natürlich enorm theuer. Fleisch kommt nur auf den Tisch der Wohlhabenderen, und Brod ist ein wahrer Luxusartikel. Kein Wunder, daß bei dieser schlechten Kost der Scorbut allwinterlich in Ochotsk wüthet.

So erbärmlich Ochotsk auch ist, so betrachten sich dennoch die Einwohner als Großstädter; denn hunderte von Wersten in der Runde gibt es keinen andern Ort, wo, so wie hier, tausend Seelen zusammenlebten. Dieser Größe droht aber der nahe Verfall — und Ochotsk wird man bald, wie Tyrus und Carthago, nur zu den gewesenen Handelsstädten zählen. Die neu angelegten russischen Niederlassungen am Amur haben vielleicht schon jetzt den Ochotskern das Lebensmark entzogen, da der ganze Verkehr der russisch-amerikanischen Compagnie jenen neuen Weg einschlagen soll. Uebrigens kann der Menschenfreund den Ochotskern nur Glück wünschen, wenn die Noth sie zwingt, einen anderen Wohnsitz aufzusuchen, — am Heimweh werden sie schwerlich sterben.

c. Die Tschuktschen *).

Die Tschuktschen bewohnen die Nordostspitze Asiens, von der Tschaunbucht bis zur Behringsstraße einerseits und von dem Anadyr und der Obergegend des trockenen Aniuj bis an das Eismeer andererseits. Ihre Nachbarn sind die Koräken, Tschuwanzen und Jukahiren. Ihre Wohnplätze erstreckten sich früher, ehe die Kosaken die Gegend der Kolyma unterwarfen, bis an diesen Fluß. Sie verändern ihre Wohnsitze nur, wenn Mangel an Futter für ihre Rennthiere sie dazu nöthigt, und ihnen ist eine gewisse Sorge für die Zukunft und Sparsamkeit,

*) Vergl. G. Hartwig, der hohe Norden, S. 267—275, und „das Ausland", 1855, S. 977.

sowie eine Habsucht eigen, die der echte Nomade nicht kennt. Selbst seine bequemere und schwerfälligere Kleidung ist mehr auf eine sitzende Lebensart berechnet. Dagegen zeichnen sich die Tungusen, als ein eigentliches Nomadenvolk, durch ihre Gewandtheit, Beweglichkeit und ihren beständigen Frohsinn vor allen hiesigen Völkerschaften aus. Die Rennthier-Tschuktschen, die sich selbst Tennygk nennen, bewohnen den gebirgigen Theil dieses Landstrichs und bilden die Hauptmasse der Bevölkerung. Früher lebten Alle fast allein von dem Ertrage ihrer großen Rennthierheerden, mit denen sie in der Tundra umherzogen; Viele aber verloren dieselben und mußten an der Küste durch Wallfisch-, Seehunds- und Wallroßjagd ihr Leben fristen. Da diese Thiere je näher der Insel Koliutschin, desto häufiger sind, so nimmt auch in der Nähe derselben die Bevölkerung immer mehr zu. Zu unterscheiden also sind die ansässigen oder Küsten-Tschuktschen und die nomadisirenden oder Rennthier-Tschuktschen. Beide stehen in gutem Vernehmen mit einander und die Ersteren liefern den Andern Wallfischfleisch und Rippen, Wallroßriemen und ihren größten Leckerbissen, den Thran, und erhalten dagegen von diesen Rennthierfelle und schon fertige Kleider. Die Hütten der sitzenden Tschuktschen haben die Gestalt eines großen, unregelmäßigen Kegels, der nach Norden stark ausgebogen ist, nach Süden aber gerade hinabgeht. In der Spitze ist ein Loch zum Abzug des Rauches angebracht, an der Südseite eine mit Fell verhängte Oeffnung als Eingang; an der Nordseite steht innen ein zweites, viereckiges, niedriges Zelt aus doppelten Rennthierfellen, welches das eigentliche Wohn- und Schlafgemach ist. Bei strenger Kälte gebraucht man es auch als Küche, wo dann in Thran getränktes Moos zur Feuerung und Erleuchtung dient. Auch in der Küche brennen sie wegen des fast allgemeinen Holzmangels Wallfisch- und andere Rippen und Knochen, die sie, damit sie besser brennen, mit Thran begießen. Die Seehunde fangen sie in aus Riemen verfertigten Netzen, die sie unter das Eis auslegen, oder sie machen Jagd auf dieselben, indem sie, um unbemerkt auf dem Schnee zu bleiben, ganz weiß gekleidet, sich in die Nähe der Luftlöcher legen, bei denen die Thiere herauskommen und sich zu sonnen pflegen. Darauf scharren und kratzen die Jäger leise mit fünf an einem Stäbchen befestigten Bärenklauen, wodurch, wie sie behaupten, das Thier eingeschläfert werden soll, und kriechen dabei immer näher heran, bis sie den sorglosen Seehund mit dem Spieße erreichen. Den Wölfen stellen sie auf eine sehr sinnreiche Art nach; sie spitzen nämlich ein starkes Stück Fischbein an beiden Enden zu und verbinden es durch einen Faden zu einem Ring, diesen begießen sie mit Wasser, bis sich eine feste Eiskruste um denselben bildet, welche das Fischbein in seiner runden Form zu halten vermag. Darauf durchschneiden sie den Faden, bestreichen das Ganze dick mit Fett und werfen es den Wölfen als Lockspeise aus. Diese verschlingen es gierig, die Eisrinde thauet auf und das zurückschnellende Fischbein erstickt die Thiere. Dies Mittel soll selten fehlschlagen. Auf der Insel Kolintschin werden die Wallrosse oft in

großer Menge erlegt, indem die Eingeborenen dieselben, wenn sie auf das Ufer steigen, mit Stöcken und Peitschen weiter hinauftreiben und so mit leichter Mühe erlegen. Das Wallroß ist ihnen fast von dem gleichen Nutzen, wie dem Nomaden das Rennthier. Das Fleisch und der Speck dienen ihnen zur Nahrung, der letztere in Ermangelung des Holzes, gleich dem Thrane, auch zur Erwärmung und Erleuchtung ihrer Wohnungen. Das Fell gibt dauerhafte Riemen zum Anspann und feste Stiefelsohlen. Aus den Eingeweiden werden leichte, wasserdichte Ueberkleider für den Sommer, und aus den Sehnen eine Art sehr dauerhaften Zwirns verfertigt. Endlich liefern ihnen die großen Hauzähne des Wallrosses das herrlichste Elfenbein, aus welchem sie mit vieler Mühe eine Art schmaler, langer Trinkgeschirre verfertigen. Auch bedienen sie sich dieser Zähne wegen ihrer außerordentlichen Härte als Brechstangen, vorzüglich aber sind sie ein Hauptgegenstand für den Tauschhandel mit den Rennthier-Tschuktschen, die sie den Russen zuführen. Zum Fischfang bedienen sie sich einer Art Setzkörbe, zur Vogeljagd einer Art Schleuder, die aus einer Menge langer und feiner Riemen besteht, an welchen Steine befestigt sind. Diese werfen sie sehr geschickt unter eine Heerde fliegender Gänse, die, sich in die Riemen verwickelnd, zu Boden fallen. Im Allgemeinen sind sie keine Jäger und stellen unter den Vierfüßlern nur den Bären nach, deren Fleisch sie für einen besonderen Leckerbissen halten. Die ansässigen Tschuktschen fahren mit Hunden, die jedoch klein und schwächlich sind, und spannen deren vier in eine Reihe. Bei diesen sowohl, als bei den nomadisirenden scheint eine Art Leibeigenschaft zu bestehen. Man findet nämlich bei den Wohlhabenderen ganze dienstthuende Familien, die sich nicht entfernen dürfen, kein Eigenthum besitzen, von ihrem Herrn ernährt und gekleidet werden und ganz von seiner Willkür abhangen. Auf meine Frage nach dem Ursprunge dieser Leibeigenschaft wußte man mir nichts weiter zu erwidern als: „Es war ja immer so, und muß also auch so bleiben.“ Wahrscheinlich sind es Abkömmlinge ehemaliger Kriegsgefangenen.

Alle Nahrungsmittel der Tschuktschen sind dem Thierreiche entnommen. Das gewöhnlichste ist abgekochtes Rennthierfleisch mit Seehundsfett oder Thran; zu den beliebtesten gehört das Fleisch des Eisbären und die Haut des Wallfisches, welche mit einer daran gelassenen Schicht Fleisch roh gegessen wird. Die Fleischbrühe wird erst völlig erkaltet und meist noch mit Schnee vermischt als durststillendes Getränk aus hölzernen Schaalen durch kleine Röhren von Rennthierknochen eingesaugt. Fische gelten nur als Nothbehelf. Salz verschmähen sie ganz bei ihren Speisen. Merkwürdig ist es auch, daß sie dieselben fast ganz kalt genießen und zum Nachtisch gewöhnlich noch ein großes Stück Eis. So habe ich auch gesehen, wie sie bei 30 und mehr Grad Kälte von Zeit zu Zeit mit großem Wohlgefallen eine Hand voll frischen Schnees verzehren.

d. Kamtschatka.

Die Halbinsel **Kamtschatka** gehört zu den eben nicht seltenen Ländern, für welche die Natur viel, der Mensch nur wenig gethan hat. Die kalten Seewinde verhindern zwar den Baumwuchs an der östlichen Küste, doch weiter hinauf ins Innere sind die Bergabhänge und Thäler mit großen Waldungen bedeckt, in welchen der kostbare Zobel, das Rennthier, das Hermelin, der Bär und der blaue Wolf, den man für viel gefährlicher, als den Bären selbst hält, in großer Menge vorkommen.

Der kamtschadalische Winter ist nicht so streng, als der im Innern Sibiriens, wogegen aber der Sommer viel weniger Hitze erzeugt. Späte und frühe Nachtfröste und häufiger Nebel und Regen sind dem Getreidebau hinderlich, doch kommen Hafer und Sommergerste ziemlich gut fort. Dem Gras- und Wiesenwuchs ist die feuchte Luft äußerst zuträglich, und sogar das holländische Rindvieh würde eine Sehnsucht nach Kamtschatka bekommen, wenn es hörte, wie üppig sein Futter dort gedeiht. Sowohl an den Flüssen und Landseen als mitten im Lande in den Wäldern und Feldbüschen wächst das Gras über 12 Fuß hoch, und namentlich entwickeln sich manche Doldengewächse zu einer kolossalen Größe.

Bei diesem Ueberfluß ist es nicht zu verwundern, daß sowohl die Pferde, als das Rindvieh, die von Jakutsk eingeführt worden sind, sich ihrer Güte und Größe nach dergestalt verändern, daß man sie nach Verlauf eines Jahres nicht mehr für dieselben Thiere erkennt. Die Weiden sind so vortrefflich, daß die Gräser und andere Krautgewächse meist drei Mal in einem Sommer gemäht werden können, und in Folge des hohen Wuchses liefern schon ungewöhnlich kleine Waldblößen oder Grasflecken den Wintervorrath für das Vieh einer Ortschaft.

Kein Land der Welt hat größeren Ueberfluß an den besten und schmackhaftesten Fischen, aus welchen auch die Hauptnahrung der Kamtschadalen besteht. Im Frühjahr steigen die Lachse in so unbeschreiblicher Menge die Flüsse hinauf, daß dieselben anschwellen und mit lebendigen Wellen aus den Ufern treten. Wenn man mit einem Spieß ins Wasser stößt, geschieht es selten, daß man nicht einen Fisch bekommen sollte, und Steller *) behauptet, daß Bären, Hunde und andere Thiere hier an den Ufern mehr mit ihrem Mund und Füßen fangen, als Menschen anderer Orte mit allen zur Fischerei gehörigen Werkzeugen. So wie die verschiedenen Zugvögel nicht alle zugleich nach Norden ziehen, sondern zum Besten der Menschen einer dem andern folgt, so hat auch eine jede Art von Fischen, die eine früher, die andere später, ihre Wanderungszeit, so daß den ganzen Sommer der größte Ueberfluß herrscht.

Es fehlt also in dem 4000 Quadratmeilen großen Kamtschatka durchaus nicht an Nahrung für eine bedeutende Bevölkerung: leider steht aber letztere in gar keinem Verhältniß zum Reichthum der Fluren und des Meeres. Ganz Kamtschatka zählt kaum mehr Menschen als

*) G. W. Steller aus Franken unternahm 1738 eine Reise nach Kamtschatka.

Quadratmeilen, und diese überaus geringe Einwohnerzahl concentrirt sich nur an wenigen Punkten: an den Flüssen Kamtschatka, Awatscha, Paratunka, Bolcheretskaja, Reka, Tigil, an der Penschinskischen Bucht ɾc., so daß fast die ganze Halbinsel dem Naturzustande völlig überlassen bleibt.

Vor der Eroberung des Landes durch die Russen war die Bevölkerung zwanzig Mal größer, als gegenwärtig; durch die Grausamkeit der Kosaken und verheerende Pocken-Epidemieen schmolz sie aber fast eben so schnell zusammen, wie die Einwohnerzahl Cuba's oder San Domingo's nach Ankunft der Spanier.

Bekanntlich zieht sich durch die ganze Länge des Landes ein gewaltiger Gebirgsrücken, in welchem man nicht weniger als 28 thätige Vulkane zählt, als deren größten wir den 14,800 Fuß hohen Kamtschatka-Berg nennen. Daß es in diesem vom unterirdischen Feuer durchwühlten Boden nicht an Mineralschätzen fehlt, ist leicht begreiflich, doch liegen sie noch völlig unbenutzt.

Kein Land in der Welt ist reicher an Quellen als Kamtschatka. In der Ebene sprudeln sie in solcher Menge hervor, daß man im Sommer nirgends trocken, weder zu Fuß noch zu Pferd fortkommen kann und zu großen Umwegen sich genöthigt sieht. Im Winter hindern sie aber das Zufrieren der Flüsse und machen also auch zu dieser Jahreszeit die Reisen weitläufiger und gefährlicher, so daß man sich öfters gezwungen sieht, den Weg über die höchsten und wildesten Gebirge zu nehmen. Manche herrliche Mineralquelle — kalt, warm oder siedend heiß — fließt hier unbekannt und unbenutzt in den Schooß des mütterlichen Oceans zurück.

Kamtschatka ist zum Handel mit Amerika, China und dem ganzen stillen Ocean sehr vortheilhaft gelegen und besitzt auch die besten Häfen. Allein in der herrlichen Awatscha-Bucht, die sehr selten gänzlich zufriert, wäre für alle Kriegsflotten der Welt hinlänglicher und sicherer Raum. Hier liegt Petropawlowsk oder der Peter-Paulshafen, der jetzige Hauptort Kamtschatka's. Unter Nikolaus wurde er befestigt, und bekanntlich im Lauf des letzten Krieges vom englischen Admiral Spencer besucht, der ihn aber von der Besatzung verlassen fand und nach Vernagelung der Kanonen sich wieder einschiffte.

Die Kamtschadalen sind klein von Statur, breit von Schultern, haben breite, hervorragende Backenknochen, ungewöhnlich breite, vorspringende Kiefern, sehr starke Lippen, schwarze Haare.

Fische werden von Vielen für ungesund gehalten; hören wir also, wie die Kamtschadalen sich bei dieser Kost befinden. Sehr viele erreichen ein Alter von 70 bis 80 Jahren, gehen und arbeiten bis an ihr Ende und bringen die meisten Zähne mit ins Grab. Sie bekommen auch vor dem 60. Jahre selten graue Haare. Sogar die ältesten Männer haben einen schnellen und leichten Gang. Im Laufen thun sie es allen nur bekannten Völkern zuvor und werden niemals engbrüstig, wenn sie auch noch so sehr ermüdet sind. Sie haben ein viel größeres körperliches Gewicht als die Jakuten, ohnerachtet diese von lauter Milch

und Fleisch und jene von lauter Fischen leben. An Augen-Entzündungen leiden sie zwar viel, woran der Rauch ihrer Hütten und der Widerschein der Sonne auf dem Schnee Schuld sind; auch findet man viele Hinkende oder Buckelige unter ihnen, weil sie schon als Kinder wie die Katzen die Leitern auf- und abklettern, die oben zur Dachthür hinausführen; sonst werden sie selten von Krankheiten befallen und bleiben von hitzigen und kalten Fiebern verschont. Viel Bewegung im Freien und viel Wassertrinken trägt gewiß nicht wenig zu ihrer Gesundheit bei. Durch eine instinctmäßige Vorliebe für vegetabilische Säfte entfernen sie den Scorbut: man sieht sie stundenlang an den gelben Scharbocksbeeren oder Maroschken (Moltebeeren) sich sättigen. Ganze Fässer werden davon aufgesammelt; man bereitet Getränk daraus, setzt sie bei allen Mahlzeiten auf und braucht sie zu allerlei Backwerk.

Ackerbau und Viehzucht spielen noch immer in Kamtschatka eine zu unbedeutende Rolle, als daß ihre Producte in Anschlag zu bringen wären; die Jagd und Fischerei liefern den Einwohnern alles, was sie brauchen.

Mit Pelzwerk bezahlen sie ihre Steuern und erkaufen sie die Luxusartikel der Fremde — Mehl und Thee, Tabak und Branntwein. Der Seeotterfang, der früher wegen übermäßiger Verfolgung dieser Thiere fast ganz eingegangen war, soll in der letzten Zeit, seitdem man haushälterischer mit ihnen umgeht, wieder zugenommen haben.

Das kamtschatkische Meer wimmelt von Weißfischen (Delphinus leucas), die gefangen oder gestrandet, den Einwohnern auf mancherlei Weise zu Gute kommen. Aus der Haut machen sie Sohlen, Leder und Riemen, aus den Unterkieferknochen Schlittenläufer, Messerhefte, allerhand Ringe und Riegel zu ihrem Hundsgeschirr, aus den Gedärmen Blasen und Gefäße, aus den Sehnen elastische Schnüre für Fuchsfallen. Fett und Fleisch dienen natürlich zur Speise oder zum Lampenfutter.

Außer den eigentlichen Pelzthieren jagen die Kamtschadalen besonders das Rennthier, das wilde Schaf und den Bären. Schwarze Bären kommen auf ganz Kamtschatka in großer Menge vor und würden ohne Zweifel die Bevölkerung längst aufgerieben haben, wenn sie nicht zahmer, friedfertiger und leutseliger wären, als irgendwo in der Welt. Im Frühling kommen sie aus dem Gebirge an die Mündungen der Flüsse, um von den aufsteigenden Fischen ihren Antheil zu erbeuten. Bei reichlichem Fange fressen sie nach Art der Hunde nicht mehr als den Kopf. Gegen den Herbst, wenn die Fische in den Strömen weiter aufwärts steigen, folgen sie denselben allmählig nach dem Gebirge.

Das schätzbarste Hausthier auf Kamtschatka ist unstreitig der Hund, der für den dauerhaftesten und geschwindesten in ganz Sibirien gehalten wird. Er hat Aehnlichkeit mit dem Wolfshund unserer Schäfer und ist mit langem, dichtem, gewöhnlich rothfahlem oder gelblichweißem Haare bedeckt. Die kurzen, aufrecht stehenden Ohren geben ihm ein munteres Aussehen. Er ernährt sich von lauter Fischen; vom Frühling bis in den späten Herbst bekümmert man sich nicht im Geringsten um ihn,

sondern er geht allenthalben frei herum und lauert den ganzen Tag an den Flüssen auf Fische, die er sehr behende zu fangen weiß. Wenn er Fische genug hat, so frißt er wie der Bär nur allein die Köpfe. Im October sammelt jeder seine Hunde, bindet sie an und läßt sie weidlich hungern, damit sie sich von dem Fett entledigen, zum Laufen fertiger und nicht engbrüstig werden mögen; und dann geht mit dem ersten Schnee ihre Noth an, so daß man sie Tag und Nacht durch ein gräßliches Geheul ihr Elend beklagen hört. Es ist dieses die Straßenmusik Petropawlowsk's. Ihre Winterkost besteht aus stinkenden oder verschimmelten, an der Luft getrockneten Fischen.

Man kann sich nicht genug über ihre Stärke verwundern. Gewöhnlich spannt man nur fünf Hunde an einen Schlitten; diese ziehen drei erwachsene Menschen mit 60 Pfd. Gepäck behende fort. Leicht beladen legt ein solches Hundegespann in schlimmen Wegen und tiefem Schnee 30—40 Werste des Tags zurück, in guten Wegen 80 bis 140. Das Pferd wird niemals den Hund als Zugthier verdrängen können, wegen des allzutiefen Schnees, über welchen die Hunde hinlaufen, ein Pferd aber bis an den Leib einfällt, so wie auch wegen der vielen steilen Gebirge und der zahlreichen Flüsse und Quellen, die entweder gar nicht zufrieren, oder doch wenigstens nicht so hart, daß sie ein Pferd tragen könnten. Wegen der schrecklichen und öfteren Sturmwinde hat man auch niemals oder selten einen gebahnten Weg zu hoffen.

Die Schlittenhunde werden sehr frühzeitig zu ihrem künftigen Dienste abgerichtet. Sobald sie sehen, werden sie sammt der Mutter in eine tiefe Grube gelegt, so daß sie weder Menschen noch Thiere zu sehen bekommen. Wenn sie von der Hündin abgewöhnt sind, legt man sie abermals in eine andere Grube, bis sie erwachsen. Nach einem halben Jahre spannt man sie mit andern gelernten Hunden an den Schlitten und fährt mit ihnen einen kurzen Weg: weil sie nun hund- und menschenscheu sind, so laufen sie aus allen Kräften. Sobald sie wieder nach Hause kommen, müssen sie wieder in die Grube, so lang und so viel, bis sie von nichts Anderm wissen, des Ziehens gewohnt worden und eine weite Reise verrichtet haben. Erst nachdem sie vollständig ausstudirt, genießen sie ihre hündische Sommerfreiheit.

Nach diesen kurzen Notizen über den materiellen Zustand der Kamtschadalen werfen wir noch einen Blick auf ihre geistige Beschaffenheit. Reisende rühmen ihre Gutmüthigkeit, ihre Gastfreiheit, ihren natürlichen Witz, ihren Frohsinn. Sanguinischen Temperaments, besteht ihre Lebensphilosophie darin, munter und vergnügt in der Dürftigkeit zu leben und sich keine Sorgen um den folgenden Tag zu machen. Ihre Frauen behandeln sie mit Güte, und während bei den anderen wilden oder halbwilden nordischen Völkern das Weib die Sclavin des Mannes ist, gebietet sie im kamtschadalischen Ostrog. Angethanes Unrecht vergessen sie sehr bald, dagegen mangelt ihnen die Dankbarkeit. Der Faulheit sind sie von ganzem Herzen zugethan, nur die Noth zwingt sie zum Arbeiten, sie haben keinen Begriff von Schande, sind

widerspenstig und frech, wenn man sie mit Güte behandelt, unterthänig und ergeben, wenn man sie gebieterisch anredet und den Stock dabei schwingt. Sie sind sehr begierig, fremde Sitten anzunehmen, und durch gute Lehren ließe sich viel aus einem so biegsamen, aufgeweckten, phantasiereichen Volke machen. Leider gehen die Russen und Kosaken, mit denen sie verkehren, ihnen nicht eben mit dem besten Beispiele voran. Die Kamtschadalen sind längst zum griechischen Christenthum bekehrt, doch soll die Taufe den Schamanendienst nicht völlig verwischt haben.

---

240. Die Daurische Alpen-Landschaft (Südost-Sibirien).

(Nach C. Ritter's Erdkunde und A. Petermann's Mittheilungen über wichtige neuere Entdeckungen auf dem Gesammtgebiete der Geographie, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die östlichste und bei Weitem größte Gebirgsgruppe des Nordrandes von Hoch-Asien bildet die Da-urische Alpen-Landschaft mit dem tiefen Einschnitt des großen Baikal-Sees und einer nordöstlichen Fortsetzung, dem großen Scheide-Gebirge (Jablonnoi Chrebet), welches die Strom-Systeme des Amur im S. O. von denen der Selenga mit dem Baikal und der Lena im N. W. scheidet.

Der Baikal (d. h. reiches Gewässer) ist der größte aller Alpenseen der Erde. Umgeben von Gebirgen bis zur Höhe von 6000′, erstreckt er sich in der Länge etwa 80 geographische Meilen, bei einer Breite von 8—9 Meilen, so daß seine Oberfläche 700 Quadrat-Meilen mißt und an Flächeninhalt der gesammten Schweiz (718 □-Meilen), an Länge bei geringerer Breite dem adriatischen Meere ziemlich gleichkommt, weshalb er auch von den Anwohnern nicht „See" sondern „Meer" (More) genannt wird, und zwar „heiliges Meer", weil sie Gebete an dasselbe richten und Opfer geloben, um sich eine günstige Ueberfahrt zu sichern. Das Nordufer dieses an Naturschönheiten reichen Sees zählt außer vielen ungenannten 40 theils nach ihrer Gestalt oder Farbe, theils nach Pflanzen und Thieren u. s. w. benannte Vorgebirge und eben so viele das Südufer. Diesen liegen größere oder kleinere Buchten zur Seite, die meistens gleiche Namen haben und in welche sich ebenfalls gleichnamige, meistens kurze, aber wilde Gießbäche stürzen, 101 auf der Südseite und etwa 60 auf der Nordseite. Außer diesen Gießbächen nimmt der See drei Flüsse auf: den Bargusin und die Selenga von Süden her und die obere Angara an der Nordostspitze; letztere fließt auf dem Nordwestufer als untere Angara, fast dem Einflusse der Selenga gegenüber, wieder aus dem See.

Man hat diesem See, der eigentlich nur eine Fortsetzung des weiten Thales der oberen Angara ist, wegen der vielen Felstrümmer im Wasser, der rundum abgespaltenen, oft ganz nahe liegenden Inseln, der furchtbaren Tiefe (bis 600 Fuß) dicht an den Klippen einen gewaltsamen

Ursprung zugeschrieben, etwa durch einen Einsturz in Folge eines Erdbebens, dem noch jetzt in diesem Thale schwache, aber jährlich wiedrekehrende Erschütterungen folgen. In wie fern damit die sonderbare Erscheinung zusammenhängt, daß selbst bei Windstille die Oberfläche fast nie ganz ruhig ist und die Schiffe beständig stark schaukeln, läßt sich nicht näher bestimmen. Die Schifffahrt auf dem See ist gefährlich und nur in der guten Jahreszeit möglich, schon im November wird dieselbe wegen der Nebel und der Eispyramiden, die sich auf den Sandbänken ꝛc. zwischen den Felsen bilden, eingestellt und die Eisbahn abgewartet, welche die Ueberfahrt in 2—3 Stunden bewerkstelligt. Der See würde bei der eigenthümlichen Erdkälte Sibiriens schon früher als Mitte Dezember, zufrieren, wenn nicht die unruhige, sturmbewegte Oberfläche es hinderte; die unabsehbare Eisdecke ruht auf demselben bis Anfang Mai. Die Gestade sind nur schwach bevölkert, wenigstens die festen Ansiedelungen nur sparsam, denn die Kälte macht den Erfolg der Aussaat zweifelhaft; die einheimischen Mongolen, Tungusen und der mongolische Stamm der hier einheimischen und im Sommer in Filzjurten (Hütten), im Winter in Holzjurten lebenden, heidnischen Buräten treiben eine lohnende Fischerei und Jagd auf Seehunde und andere Pelzthiere theils auf dem See, theils an den einsamen Ufern desselben. Die Tungusen entrichten auch ihren Tribut in Pelzwerk.

Den Mittelpunkt des Verkehrs im Baikal-Gebirgslande bildet die am Nordausgange der Alpen-Landschaft liegende, schönste Stadt Sibiriens, **Irkutsk**, im Thale der unteren Angara, aber noch nicht im Tieflande. Sie hat sich seit beinahe zwei Jahrhunderten aus einer ärmlichen Winterhütte und Post-Station zur Hauptstadt von Ost-Sibirien erhoben, welches an Größe (126,000 □-Meilen) zwei Drittheilen Europa's gleichkommt, aber freilich kaum eine halbe Million Einwohner (im Kreise Kirensk nur 5 auf jede □-Meile) hat. Der Durchzug der chinesischen Waaren hat diesem Mittelpunkt des Handels zwischen China, Ochotsk und Rußland dauernden Gewinn gebracht. Mit den ersten Schneebahnen strömen die Kaufleute aus dem Westen hier zusammen, um die auf der Eisbahn über den Baikal auf unzähligen einspännigen Schlitten und Karren ankommenden chinesischen Producte, namentlich den in Ziegenhäute genähten Thee, in Empfang zu nehmen und schnell nach Westen zu befördern. Den Wohlstand der Stadt bekunden 12 schön gebaute steinerne Kirchen, höhere und niedere Schulen, Kaufhallen, Arbeitshäuser, Mineralien-Cabinette, Fabrikanlagen und die fröhlichen Winterfestlichkeiten.

Das größte Emporium aber im nordöstlichen Asien bilden vereinigt die russische Handelsstadt **Kiachta** an der mittleren Selenga und die chinesische **Maimatschin** (d. h. Kaufstädtchen). Dieser Verkehr, welcher sich, nachdem die Handels-Karawanen nach Peking aufgehört haben, ungemein schnell entwickelte und jetzt 20,000 Menschen beschäftigt, ist bedeutend nicht allein wegen des Werthes der dort umgetauschten Waaren (im Jahre 1806 6—8 Millionen Franken, im Jahre 1855 über 100

Millionen!), sondern auch wegen des großen Einflusses, den er auf die Thätigkeit und somit auf die Civilisation der minder cultivirten Völker in den unwirthbarsten Gegenden hat: die ärmsten Völkerschaften des entferntesten Sibiriens finden auf dem chinesischen Markte noch Absatz für die geringsten Pelzwaaren, deren Transport nach Rußland nicht lohnen würde, wogegen sie chinesische Waaren eintauschen: seidene und baumwollene Manufacturwaaren, Porcellan und besonders Thee (700 Sorten oder „Familien"), dessen Consumtion bei den Asiaten nicht minder als bei den Europäern in merkwürdiger Progression zugenommen und den Verkehr aller civilisirten Völker der alten und neuen Welt theils auf dem See-, theils auf dem Landwege an China gekettet hat*).

Zwischen dem Baikal- und Lena-System im Norden und dem Amur-System im Süden liegt ein natürliches Scheidegebirge, von den Russen Jablonnoi Chrebet genannt. Dasselbe erstreckt sich als ein schmaler Rücken von mittlerer, nur gegen Westen hin (bis zu 7600 Fuß) zunehmender Höhe von der Mongolengrenze bis gegen das östliche Weltmeer und ist nicht allein eine Wasserscheide, sondern auch eine merkwürdige Wetter- und Productenscheide, natürlich zum Vortheile der Südseite. Im Südwesten dieses Scheidegebirges und seinem höchsten Gipfel gegenüber erhebt sich der Gebirgsknoten des Kentei, die Ostgruppe des Altai, an dessen „Sonnenseite" das Grab Tschingis-Khan's angelegt ward. An ihm entspringen die Quellflüsse der Selenga und des Amur, die nach ganz entgegengesetzten Richtungen und Meeren in langem Laufe strömen.

Der Amur kann von der Mündung bis in die Nähe von Tschita mit Dampfschiffen befahren werden, und solche von geeigneter Bauart können auf seinem südlichsten Zufluß bis innerhalb weniger hundert Meilen von Peking vordringen. Würde von diesem Punkte nach Peking eine Eisenbahn angelegt, so könnte man von jener Stadt in 10 Tagen an die Mündung des Amur gelangen. Ferner wird Tschita, der höchste Punkt, bis zu welchem die Gewässer des Amur mit Dampfschiffen befahren werden können, mit Kiachta, Maimatschin und Irkutsk, der Hauptstadt von Ost-Sibirien, durch eine Eisenbahn verbunden werden; an diesem letzteren Punkte wird sich der Ueberlandhandel mit Nischnei-Nowgorod, Moskau und St. Petersburg concentriren, und so wird ein Land eröffnet werden, dessen Reichthum und natürliche Hülfsquellen bisher dem amerikanischen Unternehmungsgeist ganz unbekannt waren. Dieses ausgedehnte Gebiet, unter der Regierung Rußlands vereinigt, mit einem liberalen Handels-System und der Einwanderung auf geeigneter und vernünftiger Basis eröffnet, wird bald eins der interessantesten in Asien und von großer, rasch wachsender Bedeutung für die

*) Auf dem Markte zu Nischnei-Nowgorod wurde 1855 für 7 Millionen Silber-Rubel Thee verkauft; in Kiachta aber wurden 1856 nicht weniger als 150,000 Kisten oder etwa 12 Millionen Pfund Thee verzollt, außerdem wahrscheinlich eine bedeutende Menge eingeschmuggelt. Das Pfund kostet in Rußland durchschnittlich 2 Rubel.

Handelswelt werden. Schon sind der russischen Regierung Vorschläge gemacht worden, um den Amur mit Irkutsk durch eine Eisenbahn zu verbinden, und General Murawiew hat ein großes Project für eine Eisenbahn von Irkutsk nach Moskau entworfen. Das Post-System, welches von Moskau bis Schilka und selbst bis Ust-Strelka bereits eingerichtet wurde, ist jetzt so vollkommen, daß fast die ganze Strecke auf Wagen oder Schlitten mit Pferden, im Sommer wie im Winter, zurückgelegt werden kann. Und gegenwärtig, Angesichts der wachsenden Bedeutung des Amur, schiebt die Regierung ihre Post-Stationen längs dieses Flusses vor, so daß schließlich eine regelmäßige Communication auf der ganzen Entfernung von St. Petersburg bis zum großen Ocean das ganze Jahr hindurch eröffnet sein wird. Der Winter erleichtert in diesen hohen Breiten das Reisen, und mittels der Post-Stationen längs des Amur kann der Weg von Irkutsk an das Meer in 30 Tagen oder von St. Petersburg an in 60 Tagen zurückgelegt werden.

Im oberen Amurgebiete, zwischen der Schilka und dem Argun*), liegt das daurische Erzgebirge, reich an schmelzwürdigen Erzen (einem gold- und silberhaltigem Bleiglanz), die von Verbrechern herausgefördert werden; doch läßt der Mangel an Holz in den dünnen Waldungen und an Lebensmitteln keinen starken Betrieb zu. Daß dieser Bergbau schon von der verschwundenen Nation der Tschuden betrieben worden ist, beweisen die noch vorhandenen, mit vegetabilischer Erde bedeckten Schmelzheerde und Schlackenhalden. Das hohe Alter der sogenannten Tschudenschürfe ist noch erkennbar durch die rohe Art der Bearbeitung, den Mangel der Tiefe, durch die Verkiesung des Holzes und die vorgefundenen Menschengerippe.

Am ganzen Nordrande Hoch-Asiens, von dem Irtysch (selbst vom Ostfuße des Ural) über den Jenisei bis zur Selenga und dem Amur-Systeme in einer Strecke von 400—500 geographischen Meilen, finden sich die sogenannten Tschudengräber, deren außerordentliche Menge beweis't, daß in früheren Zeiten Gegenden, die jetzt ohne alle Ansiedelung erscheinen, bevölkert gewesen sein und eine weit dichtere Population gehabt haben müssen, als jetzt. Es sind dies theils Stein-, theils Hügelgräber der verschollenen Nation der Tschuden (Scythen?), die zum Theil wegen ihres kostbaren, kunstreichen Inhaltes längst von zahllosen Schatzgräbern umgewühlt worden sind; diejenigen Hügelgräber jedoch, welche nur kupferne Geräthe, aber kein Gold enthalten, sind die zahlreichsten, ihre Todten blieben in Ruhe, da das Aufwühlen bei diesen gemeinen Tumuli nicht als lohnend angesehen wurde.

Die starke Vermischung des Gräbergoldes mit Silber und oft beinahe bis zur Hälfte mit Kupfer ist der Unkunde dieser Völker in der Scheidung dieser Metalle zuzuschreiben und beweis't, daß damals (in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung, nicht früher, meint

*) Der Argun ist nach den jüngsten Untersuchungen nur ein Zufluß der Schilka.

Schlözer), wie noch jetzt, das Erz an Ort und Stelle selbst gewonnen und nicht etwa aus weiter Ferne zusammen geraubt wurde. Auch zeigt jener alte Bergbau seine Spuren so weit, als die Grabmäler reichen, vom 60—140. Grad O. L. und nördlich nicht über den 58. Grad N. Br.

---

b. Ost-Asien.

aa. China.

241. Weltstellung des chinesischen Reiches und Volkes*).

(Nach „Die Gegenwart".)

Das östliche Asien ward von der Natur zur Heimath einer unabhängigen, in sich geschlossenen, großen Menschenfamilie gebildet. Im Osten und Süden vom Meere, im Westen und Norden von Bergen und Wüsteneien eingeschlossen, konnten die Bewohner dieser Länder, sobald sie nicht zu sehr verweichlichten, mit leichter Mühe alle Einfälle der umwohnenden Nachbarn zurückschlagen. Es sind die Länder fruchtbar und anmuthig in hohem Grade; sie werden weder von unübersteiglichen Gebirgsketten, noch von Wüsten und Steppen durchzogen. Der Boden bringt alles in Fülle hervor, was der Mensch zur Erhaltung, zur Erheiterung und Verschönerung des Lebens bedarf. Die zahlreichen großen und kleinen Flüsse, die nach allen Richtungen das Land durchschneiden, erleichtern die Verbindung und befördern den Austausch der Erzeugnisse zwischen dem Süden und Norden.

In diesen herrlichen Gegenden des asiatischen Festlandes hat sich, wie es scheint, viel früher als sonst wo auf Erden, eine Menschenfamilie gesammelt und einen regelmäßigen Staat eingerichtet. In den westlichen Kreisen des heutigen Mittelreiches, auf dem Gebiete zwischen dem Hoangho im Norden und dem Kiang im Süden, längs den gemäßigten dreißiger Breitegraden, wurden von derjenigen Abtheilung Mongolen, welche wir später unter dem Namen des chinesischen Volkes kennen lernen, die Grundnormen der künftigen staatlichen, religiösen und bürgerlichen Verfassung entworfen, vorausgesetzt, daß sie die Urväter nicht bereits von den benachbarten Gebirgen mitgebracht hatten. Hier, in diesem Mesopotamien des östlichen Asien, finden wir die von allen folgenden Geschlechtern hochgeachteten Herrscher der Vorzeit, Fohi und Hoangti, Jao und Schun. Ihre zahlreichen Nachkommen schritten fort auf der von den Ahnen vorgezeichneten Bahn. Sie bestrebten sich, die Civilisation der Mitte nach allen Weltgegenden zu verbreiten. Die ringsum wohnenden rohen Haufen, die dreifach getheilten Tataren, Mongolen, Türken und Tungusen im Norden; Japan und die andern Inseln im östlichen Meere; die Laos und Anamesen im Süden; sie Alle

---

*) Vgl. C. Ritter's Erdkunde IV. 726 ff.

wurden und werden theils in Frieden, theils mit Waffengewalt in das chinesische Culturſystem gezogen. Die Chinesen sind die Griechen und Römer im östlichen Asien.

Das römische Reich ging unter dem mannichfachen, wiederholten Andrange der Barbaren zu Grunde; seine Religion, seine Staats- und bürgerlichen Einrichtungen, Sitte, Gesetz und Sprache sind bis auf wenige Reste verschwunden, verkehrt und umgewandelt worden. China dagegen widerstand und widersteht viel zahlreicheren Barbarenschwärmen seit vier Tausenden von Jahren. China widerstand und widersteht allen fremden, das Land umgarnenden Religionen und Culturſystemen; an seinem unwandelbaren Sinne sind Buddhaismus, Mohamedanismus und Christenthum abgeprallt. Wahr ist es — China ward theilweise mehrmals und von Mongolen und Mandschu ganz erobert. Die Eroberungen haben jedoch in dem Glauben und der Regierungsweise, in der Sprache und Schrift des Mittelreiches nichts geändert. Die chinesische Cultur ward in diesen Stürmen, wo Alles zu Grunde zu gehen schien, so mächtig befunden, daß sie in wenigen Jahren den wilden Sinn des barbarischen Zwingherrn unterjochen und ihn auf chinesische Weise umgestalten konnte. Mongolen und Mandschu sind bereits in der zweiten Generation Chinesen geworden. Die hergebrachten Einrichtungen wurden beibehalten; die Behörden blieben, es wechselten bloß die Personen; an die Stelle der Einheimischen traten chinesisch gebildete Fremde.

Wie zu den Zeiten Karl's des Großen und Napoleon's zwischen Franken und dem Frankenreiche, zwischen Frankreich und dem französischen Reiche unterschieden ward, so müssen auch, während vieler Perioden des östlichen Asien, die Benennungen China und chinesisches Reich genau unterschieden werden. Es standen nämlich und stehen heutzutage unter der Herrschaft der Himmelssöhne mehrere Völker und Reiche, welche nicht zu China im engern Sinne des Wortes, d. h. zu den von Chinesen bewohnten Gegenden gehören. Will man einen richtigen Begriff von der Macht und dem Einflusse des chinesischen Volkes und seines Culturſystems erlangen, so dürfen diese auswärtigen Besitzungen in der Beschreibung und Geschichte des Mittelreiches nicht übergangen werden. Reichten doch bald die unmittelbare Herrschaft, bald die mittelbaren Einflüsse China's von Peking nach Bokhara und in manchen Jahrhunderten selbst bis zu den Stromgebieten des Oxus und Jaxartes.

Vom nördlichen Asien steigt man leicht hinab in die Tiefebenen und Gebirgsgegenden des Mittelreichs; kein Riesenstrom, keine Gebirgskette bildet hier eine natürliche Scheidewand. Die Kunst sollte nun den Mangel der Natur ersetzen; sie ward aber unwirksam befunden. Türken, Mongolen und Tungusen durchbrachen die riesigen Schutzwälle und Mauern und vernichteten in ihrem wilden, unvernünftigen Grimme die geistigen und physischen Saaten der Südländer. Diese mußten nun, wollten sie ihres Lebens und Besitzthums sicher sein, die ungestümen Menschenracen in ihrer Heimath aufsuchen, sie zur Cultur erziehen und

durch klug ersonnene Bande auseinander halten, damit sie nicht, zu einer Masse zusammenschmelzend, die Tieflande überschwemmen und unterjochen. Selbst die große Wüste, welche China von Mittel-Asien trennt, mußte, weil sie keine hinreichende Schutzwehr gegen die Nomadenvölker darbot, überschritten werden, um jenseits derselben, in den Ländern Mittel-Asiens, die Gefahren zu ersticken, welche den nordwestlichen Kreisen des Reiches drohten. Dies ward auch an anderen Grenzen, im Westen, Süden und Osten für nothwendig befunden; in den Alpengegenden Tibets, auf den Inseln des östlichen Meeres und in den Ländergebieten zwischen dem Irawaddi und dem Meerbusen von Tongking.

Das Mittelreich erstreckt sich jetzt, in seinen äußersten Punkten genommen, wenn wir die Bruchtheile weglassen, in der Länge von Osten nach Westen 78, und in der Breite von Süden nach Norden 38 Breitegrade. Der ganze Flächeninhalt mag dem des russischen Reiches in Asien gleich kommen und sich ungefähr auf ein Drittheil des asiatischen Continents, d. h. 270,000 geographische Quadratmeilen, belaufen. Welch ein außerordentlicher Unterschied findet aber Statt in der Culturfähigkeit und Beschaffenheit der Länder, welche zu den beiden Reichen, zu dem der Slawen und dem der Chinesen, gehören!

Die letzte in Europa bekannt gewordene amtliche Volkszählung ist jetzt über 50 Jahre alt, und lieferte für China, im engeren Sinne des Wortes, ein Ergebniß von ungefähr 362½ Million. Rechnet man hierzu die fremden Völker, welche unter einer besonderen Behörde, unter dem Colonial-Ministerium, stehen, Mongolen, Tungusen, Tibeten und Türken, mit 27½ Million, so hätte sich bereits im Jahre 1812 die Bevölkerung des chinesischen Reiches auf 400 Millionen belaufen.

Die Chinesen sind das größte Colonialvolk Asiens. Man findet sie nicht bloß an allen Orten ihres großen Reiches, sondern ringsum auf den Ländern und Inseln im östlichen und südlichen Asien. In Weltklugheit und Thätigkeit, in Betreff des Landbaues und der Garten-Cultur, in Geschick zu allerlei Gewerben und Handelsgeschäften, sowie in Hinsicht ihres exclusiven Wesens stehen sie der angelsächsischen Race am nächsten. Auch die Chinesen vermehren sich allenthalben, wo sie einmal Fuß fassen, in starker Progression; auch sie sind geneigt, nach und nach die einheimischen Völker zu besiegen, zu unterjochen und auszurotten. In der Mongolei sind sie die Herren des fruchtbaren Landes und eines großen Theils der zahlreichen Heerden der Nomaden; in Siam hatten sie vor nicht langer Zeit die Herrschaft errungen, und zu Bangkok zählen sie immer noch über 300,000 Seelen. Die Spanier und Holländer waren schon mehrmals auf den Philippinen und zu Java von den Aufständen der zahlreichen chinesischen Colonisten bedroht, welche sich hier wie auf Borneo eine selbständige Herrschaft erringen wollten. Man rechnet ihre Anzahl auf dem asiatischen Festlande und im östlichen Archipelagus auf wenigstens drei Millionen Seelen. Die Uebervölkerung und die traurigen Zustände des Vaterlandes haben in den letzten

Jahrzehnden eine noch größere Anzahl als früher in die Fremde getrieben, die sich zum Theil ganz neue Wohnsitze aufsuchten. So begann während der zwanziger Jahre die Auswanderung nach Amerika, vorzüglich nach Brasilien, wo man vermittels der arbeitsamen Chinesen mancherlei neue Culturen versuchte. Chinesen gingen nach Australien, wo sie bei den zahlreichen Schafheerden Schäferdienste leisteten; sie bevölkerten zum großen Theile Singapor und die Hawaigruppe, wo der Kleinhandel ganz und gar in ihren Händen ist. Seit 1849 ziehen sie in großen Schaaren nach Californien. Die Chinesen gelten hier, wie allenthalben, wo sie sich niederlassen, für die ruhigsten und fleißigsten Ansiedler; sie leben äußerst mäßig und gehorchen pünktlich dem Gesetze. Auf diese Weise kommen sie in dem Goldlande leicht zu einigem Vermögen, was dann neue Ansiedler herbeilockt.

---

242. Die Zwillingsströme Hoangho und Kiang.

(Nach C. Ritter, Erdkunde, und K. L. Biernatzki, in Gumprecht's Zeitschrift für Erdkunde.)

Die Quellen des Hoangho und Kiang entspringen in analogen Verhältnissen (wie etwa Ganges und Tsanpu, als Brahmaputra früherer Kartenzeichnung gedacht) einander benachbart, auf einer und derselben Hochterrasse, dem Plateaulande der Sifan. Wie jene beiden nach Westen und Osten am Südrande, so nehmen diese am Ostrande, nach Norden und Süden, Anfangs einen direct entgegengesetzten Lauf, bis sie in einer Entfernung von 15 Breitengraden, vom Hochgebirge in rechten Winkeln zweimal zurückgeworfen, plötzlich umkehren. Nun treten sie da, wo sie sich bis auf 4 Breitengrade einander genähert, wieder in rechten Winkeln plötzlich aus dem Alpenlande hervor und eilen in convergirender Normal-Direction dem Ocean zu. Nach einem weit längern Laufe als Ganges und Burremputer treten sie, längst benachbart, doch nun erst durch Canäle und Arme in Verbindung, ohne sich jedoch aus einem Munde in das Meer zu ergießen.

Nimmt man zum Längenmaße als Einheit den Lauf der Themse an, so verhält sich dagegen Ganges und Burremputer wie 9½, Hoangho wie 13½, Ta Kiang wie 15½, so daß diesen auf der ganzen Erdoberfläche nur der Amazonenstrom um Weniges an Länge übertrifft. Da diese beiden Riesenströme mit Anfang und Ende fast zusammenfallen, gleiche Quellhöhe auf der Sifan-Terrasse, gleiche Wiege am Ostrande Hoch-Asiens, gleiche Direction der Hauptlängenthäler im obern Laufe, gleiche Normal-Direction nach Osten im mittlern, und im unteren Laufe durch Stromscheidung und verbindende Canäle (wo der große Kaiser-Canal beide durchschneidet, ist das Delta zwischen beiden Strömen nur drei Tagereisen breit) gleichen Wasserpaß haben, auch ihre Mündungen nur zwei Breitengrade auseinander liegen und zu einem und demselben Systeme gehören, das gleichartig durch Ebbe und

Flut vom Meere wie durch Wind und Wetter von der Atmosphäre influencirt wird, so muß man sie mit Recht das dritte Riesenpaar der Zwillingsströme Asiens nennen. Denn diese charakteristische Form der Wassersysteme, welche Süd- und Ost-Asien eigenthümlich ist, wiederholt sich zum dritten Male im Euphrat und Tigris, und bildet in allen dreien die größten Mesopotamien oder Duabs, auf welchem mit die älteste Culturgeschichte der Reiche in Asien einheimisch geworden.

Bei allen dreien wiederholt sich dasselbe Gesetz, daß diejenige gerade Linie, die zwischen den Zwillingsströmen von den Winkeln ihrer größten gegenseitigen Entfernungen gezogen wird (wie zwischen Mosul und Samosata; zwischen der Beugung des Tsanpu in Asam und der des Ganges oberhalb Sirinagur; zwischen der des Hoangho im Lande der Ortos und der südlichen des Jantse kiang bei Tongtschuen), auch in der Haupt-Direction der Alpenländer liegt, die Hoch-Asien an den genannten Rändern umgürten, daß eben diese Construction die Ursache ihrer größten gegenseitigen Entfernungen ist. Sobald diese Barrieren durchbrochen sind, folgen die drei Paare der Zwillingsströme in der Normal-Direction einem gemeinschaftlichen Ziele, und schon bevor sie dieses erreichen, werden sie durch natürliche und künstliche Stromscheidungen und Canäle mit einander verbrüdert. In allen dreien treibt Ebbe und Meeresflut tief landeinwärts, erweitert alle Flüsse am flachen Küstenstriche zu Meeresarmen. So bildet sich hier eine charakteristische Form der Erdoberfläche aus, welche weder rein continental noch rein oceanisch ist, sondern zu beiden Gebieten gehört, ein Mittelglied, das wir oceanischer Küstenstrich nennen können, im Gegensatz anderer Meeresküsten, in welchen die Natur des Oceans nicht auf gleiche Weise eingreift.

Hierzu müssen wir den größern Theil der Ostküste China's von Leao-tong südwärts bis zu den Tschu-san-Inseln rechnen (unter 30° N. Br. in dem Parallel der Po-yang- und Tong-ting-Seen); zumal aber bilden Honan und Kiangnan zwischen beiden Strömen das große chinesische Blachfeld, ein von zwei Riesenströmen gebildetes Delta, von tausend Flußarmen, Canälen durchschnitten, voll Lagunen, Moräste, Seen, von denen die von Hong-tse, Kao-ye-au, und so viele andere, nur Reste ehemaliger Vereinigungen, Stromscheidungen, und wahrscheinlich sehr großer nun gefüllter Meerbehälter und Meerbusen sind. Diese Naturform, die größte ihrer Art in dem alten Continente, deren Eigenthümlichkeit durch die darüber hin schwebende atmosphärische Welt und durch die Weltstellung zum Ost-Ocean noch charakteristischer ausgewirkt wird, konnte nicht ohne den größten Einfluß auf die Entwickelungs-Geschichte seiner Bewohner bleiben, und auch die wenigen Andeutungen, die wir hier nur zu geben im Stande sind, werden schon darauf hinweisen, wenngleich uns der Zusammenhang der chinesischen Völker-Geschichte noch viel weniger als der der ägyptischen bekannt ist, aus der doch Monumente zu uns sprechen, die hier gänzlich fehlen.

Die Cultur-Geschichte China's führt in dieses flache Zweistromland

(Honan, das nördliche Hou-quang und Kiangnan), welches ein Drittheil des ganzen Reiches ausmacht, zurück. Erst die neuere Periode hat alle Aufmerksamkeit von da weg nach dem Norden, nach Peking, als die Residenz der nicht-chinesischen Dynastieen aus Hoch-Asien, gezogen. Aber Honan, das mesopotamische Land, wird bei den alten Chinesen für den Mittelpunkt der Erde gehalten; wie dieser beschaffen ist, so bildete das geographische System ihrer Gelehrten auch die ganze Erde als ein flaches Rechteck ringsum mit Küstenstrichen (Dwipas der Brahminen), ohne weiter auf die Dimensionen zu sehen, so wenig wie dies bei dem Entwurf der indischen Weltkarte geschah. Dies älteste chinesische Reich schreiben sie □□, und nennen es das Reich oder die Blume der Mitte (Tschong-kue oder Tschong-kuni); umher als Peripherie liegen die übrigen fünfzehn chinesischen Provinzen, jede vom Umfang eines europäischen Königreiches, und bilden fast einen Kreis; denn China ist offenbar im Sinne der neu-europäischen Politik die am besten arrondirte Monarchie der Erde, und zugleich, wenn auch nicht das älteste, doch das volkreichste und größte Weltreich, mag es auch weder das cultivirteste noch das glücklichste sein.

Dieses Mesopotamien, sammt dem südlich anliegenden Delta des Kiang, ist das wahre Maha-Tchin oder Groß-China (Maha im Sanskrit s. v. a. „groß"), welches von den Anwohnern des Ganges diesen Namen zuerst erhielt, im Gegensatz der sechs nördlichen Provinzen von Katai, so wie auch der kleinern Gebirgsprovinzen gegen Asam.

Eben dieses Reich der Mitte ist der früheste Sitz der chinesischen Cultur und weiterhin das Ziel aller Eroberungen der Nachbarhorden, und wahrscheinlich das erste lockende Ziel für die Chinesen selbst, wie einst Bahar für die Brahminen gewesen, da sie noch am oberen Hoangho Barbaren und Höhlenbewohner waren.

Der Yangtsz' Kiang.

Mit Recht hat man diesen mächtigen, majestätischen Strom den „Gürtel von China" genannt. Es ist wirklich ein prächtiger Gürtel, der sämmtliche mittlere Provinzen des großen Reiches, welche zwischen Tibet, dem Koko Nor im Westen und dem stillen Ocean im Osten liegen, mit einander verbindet und gleichsam umschlungen hält. Seine ganze Länge, alle seine zahllosen Windungen mitgerechnet, beträgt gewiß nicht weniger, wahrscheinlich aber noch mehr als 650 Meilen. Und wenn man seine Nebenflüsse, die zahllosen, an seinen Ufern gelegenen Städte, den fruchtbaren Boden und die mannichfaltigen Erzeugnisse seiner Gestade, dazu noch die in den Thälern, Ebenen und hügeligen Landschaften, welche er durchfließt, angesiedelte Bevölkerung in Betracht nimmt, so hat dieser Sohn des Oceans gewiß nicht seines Gleichen auf Erden. Mitsammt seinen zahlreichen Zuflüssen und der Menge von Canälen, welche diese unter einander verbinden, bildet er ein Netz von Wasserstraßen innerhalb der achtzehn Provinzen China's, wie nirgends auf dem Erdboden ein ähnliches weder an Ausdehnung und Umfang, noch

an Lebhaftigkeit des Verkehrs anzutreffen ist. Daher hat der große Strom auch eine außerordentliche Wichtigkeit für den Binnenverkehr, für den Handel und den Austausch der Erzeugnisse im Norden und im Süden von China. Er ist die Hauptarterie des commerciellen Lebens im Reiche der Mitte, und die seinem Gebiete angehörigen größeren und kleineren Flüsse und Canäle bilden gleichsam das übrige Geäder, durch welches alles Handels- und Verkehrsleben hindurchströmt. Selbst gleicht er einem mächtigen See, der die bewunderungswürdige Weisheit des Schöpfers in seinen durchsichtigen Wogen abspiegelt.

Der Amazonenstrom mag durch seine Mündung eine noch größere Wassermenge ins Meer ergießen, der Mississippi auf seinem Laufe von der Quelle bis zur Mündung ein größeres Terrain durchschneiden, beide tragen vielleicht auf ihren Wogen eine größere Mannichfaltigkeit von Erzeugnissen aus den an ihren Ufern gelegenen Landstrichen; die Menge der Producte, die auf dem Yangtsz' Kiang verschifft wird, steht dagegen ganz einzig da. Wären jene westlichen Gegenden China's, die derselbe durchströmt, hinlänglich bekannt und durchforscht und kännte man mit einiger Zuverlässigkeit und Genauigkeit die Bodenbeschaffenheit der Provinz Setschuen, man würde dort, aller Wahrscheinlichkeit nach, die ergiebiegsten Mineral-Gegenden der Erde finden.

Aber wie groß auch immer die Menge von Producten sein mag, welche jene Gegenden erzeugen, es ist dies doch nur ein Geringes im Vergleich mit der zahllosen Bevölkerung, die an den Gestaden des Yangtsz' Kiang wohnt. In dieser Hinsicht erscheint das Mississippi-Thal wie eine unangebaute Einöde und das des Amazonenstromes wie eine einsame Wüstenei. Nur die Ansiedelungen der Menschen verleihen einem Strome seinen Werth und seine Bedeutung, und in dieser Beziehung hält kein anderer Strom der Erde einen Vergleich aus mit dem Sohne des Oceans.

Nachdem auch Japan, wenigstens theilweise, dem Verkehre mit dem Abendlande eröffnet worden, rückt der Zeitpunkt immer näher, wo die chinesische Regierung, wenn auch ohne Waffengewalt, gezwungen werden wird, die letzten Schranken selbst niederzureißen, durch welche sie ihr herrliches Land von dem Verkehr mit den übrigen Nationen ausscheidet. Dann werden in kurzer Zeit die Wogen des Yangtsz' Kiang, zumal wenn erst das Fahrwasser genau sondirt und mit Tonnen und Bojen versehen sein wird, wozu jetzt die Amerikaner ernstlich Anstalt machen, eine Handelsflotille auf ihrem Rücken tragen, die an Größe, an Reichthum der Ladungen, und, wie wir wenigstens meinen, auch an Zahl der einzelnen Schiffe von keiner anderen irgend eines Stromes der Welt übertroffen werden wird. Denn China's Produkten-Reichthum ist unerschöpflich und alle Welttheile begehren denselben, — die Blume der Mitte ist das Land der Zukunft!

---

243. Die Bewohner des chinesischen Reiches*).

(Nach Wells Williams, das Reich der Mitte, und der Zeitschrift: Das Ausland.)

Die physische Beschaffenheit der Chinesen kann als eine solche beschrieben werden, die zwischen dem leichten und beweglichen Hindu und dem musculösen fleischigen Europäer liegt; ihre Gestalt ist wohlgebaut und symmetrisch. Ihre Farbe ist bräunlich oder krankhaft weiß, nähert sich eher einem gelblichen Teint als einem blühenden; allein diese gelbe Farbe hat man sehr übertrieben, im Süden sind sie schwärzlich, aber nicht schwarz, und werden nie so dunkel als selbst die Portugiesen, deren fünfte oder sechste Vorfahren am Tajo wohnten. Es ist fast überflüssig, hinzuzufügen, daß die Schattirungen in der Gesichtsfarbe sehr verschieden sind nach den Graden der Breite und dem Grad, in dem sie der Witterung ausgesetzt sind, besonders beim weiblichen Geschlecht. Das Haupthaar ist schlicht, schwarz, grob und glänzend; der Bart immer schwarz, dünn und mangelhaft; kein Backenbart und sehr wenig Haar am Körper. Die Augen sind unveränderlich schwarz und anscheinend schräg, wegen des geringen Grades, in welchem sich die inneren Winkel der Augenlider öffnen, indem die Augenwinkel spitzer sind, als bei westlichen Racen, und nicht die ganze Iris sehen lassen: diese Eigenthümlichkeit in dem Auge unterscheidet die östlichen Racen Asiens von allen übrigen Menschenfamilien. Da Haar und Augen immer schwarz sind, so erscheint ihnen ein Europäer mit blauem Auge und hellem Haar sehr sonderbar; und ein Grund, warum die Leute von Canton die Fremden fan kwei oder „fremde Teufel“ genannt haben, ist der, daß sie tief eingesunkene blaue Augen und rothes Haar gleich den Dämonen hätten.

Die Backenknochen sind hoch und der Umriß des Gesichts auffallend rund. Die Nase ist ziemlich klein, sehr eingedrückt und an der Wurzel fast eben mit dem Gesicht, am äußersten Ende breit, jedoch gibt es in dieser Hinsicht einen beträchtlichen Unterschied; aber Adlernasen sieht man nicht. Ihre Lippen sind dicker, als die der Europäer, aber sie nähern sich ganz und gar nicht denen der Neger. Die Hände sind klein und die unteren Gliedmassen besser proportionirt, als unter anderen Asiaten.

Die Mongolen- und Mandschu-Race ist als ein und dieselbe betrachtet worden; aber wenn sie auch ursprünglich von demselben Stamme waren, so bieten sie doch gegenwärtig sehr wichtige Verschiedenheiten dar. Die Mongolen sind wesentlich eine nomadische Race, während die Mandschu ein ackerbautreibendes oder ein Jägervolk sind, dem Theile des Landes gemäß, den sie bewohnen. Die Mandschu haben eine hellere Gesichtsfarbe und sind etwas schwerer gebaut als die Chinesen; sie haben die nämliche Bildung der Augenlider, aber etwas mehr

*) Vgl. Ritter's Erdkunde, IV., S. 726 ff.

Bart, und ihr Antlitz zeigt größere intellectuelle Fähigkeit. Sie scheinen sowohl an dem mongolischen als chinesischen Charakter Theil zu nehmen und besitzen größere Bestimmtheit und Umsicht als letztere und viel von der Rohheit und dem Hochmuth der ersteren. Das Klima der Mandschurei ist milder, als das der Mongolei, und die Bewohner von Liautung sind mehr ansässig und civilisirt, als die in den Steppen; wissenschaftliche Bestrebungen sind geschätzter, und sie stehen nicht so sehr unter der Gewalt des Priesterstandes. Kurz, die Mandschu sind zu betrachten als die der Verbesserung fähigste Race in Central-Asien, wo nicht auf dem Festlande, und die Geschicklichkeit, mit der sie das chinesische Reich regieren, und die Verbesserung, die sie während derselben Zeit in ihrer eigenen Lage bewirkt haben, versprechen noch weitere Fortschritte, wenn sie vertraut werden mit der Civilisation christlicher Länder.

Die mongolischen Stämme im Allgemeinen sind eine stämmige, gedrungene, dunkelbraune, häßliche Menschenrace, mit hohen, breiten Schultern, kurzen, breiten Nasen, spitzem, vorstehendem Kinn, langen, weit von einander stehenden Zähnen, mit schwarzen, länglich runden unsteten Augen, dicken, kurzen Hälsen, knochigen und nervichten Extremitäten, musculösen Schenkeln, aber kurzen Beinen, und von einer Größe, die beinahe oder ganz der der Europäer gleich ist. In ihren Gewohnheiten sind sie nomadisch, sie ernähren sich von animalischer Nahrung, hauptsächlich von ihren Schaf- und Rinderheerden genommen. Sie haben eine Schriftsprache, aber ihre Literatur ist beschränkt und größtentheils religiös; alle Stämme reden die nämliche Sprache, mit geringen Abänderungen und nur einer kleinen Zumischung fremder Wörter. Das Geschick der ungeheuren Schwärme dieser Race, welche vom Tafelland Central-Asiens herabgestiegen sind und die Ebenen von Indien, China, Syrien, Aegypten und Ost-Europa in verschiedenen Zeitaltern überschwemmt haben, und die Erhebung und der Fall des Riesen-Reiches, das sie selbst unter Dschenghis im 11. und 12. Jahrhundert errichtet haben, gehört zu den merkwürdigsten Episoden der Weltgeschichte. Sie haben immer denselben Charakter in ihren Urwildnissen beibehalten, und ihre Eroberungen sind eher Vertilgungen, als Unterjochungen gewesen.

Die Race der Tibetaner vereinigt die physischen charakteristischen Kennzeichen der Mongolen und Hindus in sich. Sie werden geschildert als kurz, gedrungen und breitschultrig am Leibe, mit winkeligen Gesichtern, breiten, hohen Backenknochen, kleinen, schwarzen Augen und wenig Bart. Sie sind mild von Gemüth, haben ein stärkeres religiöses Gefühl als die Chinesen, und haben niemals ihre eigenen Hochlande weder wegen Auswanderung noch Eroberung verlassen.

Der Fleiß (die Industrie) der Chinesen hat ihnen ihre gebietende Stelle unter den Nationen der Erde eingeräumt, und ihre Obergewalt über ihre Nachbarn verdanken sie hauptsächlich dieser Tugend. Nicht nur ist die einheimische Vegetation allenthalben, wo die Cultur die Arbeiten belohnte, beseitigt, sondern hohe Berge sind urbar und fast bis zu

den Gipfeln terrassirt worden; Städte sind auf ihnen erbaut und ausgedehnte Mauerstrecken sind längs ihrer Gipfel errichtet worden. Sie üben alle industriellen Künste nach einem ungeheueren Maßstabe aus, mögen sie den Ackerbau oder die Manufacturen betreffen, und bilden die größte Bevölkerung, die jemals unter einem System der Regierung vereinigt war. Ihre Civilisation ist unter eigenthümlichen Formen und Einflüssen entwickelt worden und muß eher mit der europäischen verglichen, als danach beurtheilt werden.

In seinen Sitten und Gewohnheiten bildet der Chinese vielfach einen völligen Gegensatz gegen uns Europäer. Beim Begrüßen nehmen wir den Hut ab und er behält ihn auf; wir reichen dem Freunde die Hand und schütteln die des Freundes; er schließt seine Fäuste und schüttelt seine eigenen Hände. Beim Mahl beginnen wir mit Suppe und Fisch, und beenden es mit einem Desert von Früchten und Wein; er beginnt dagegen mit Früchten, Wein und Bisquit, und beschließt das Mahl mit Fischen und Suppe. Während bei der Hochzeit die englische Braut weiß gekleidet ist, kann die chinesische kein weißes Kleid tragen, sondern nur andere Farben. Keine blühenden, weiß gekleideten Brautjungfern begleiten sie, sondern alte Matronen, in Schwarz gekleidet. Weiß ist die Trauerfarbe, nicht Schwarz, wie bei uns. Die Todten kleidet man aber nicht in Weiß, wie wir, sondern in die lebhaftesten Farben. Erwachsene unterhalten sich, indem sie Drachen steigen lassen, und die Jugend schaut zu. Den Ball wirft man nicht mit der Hand, sondern mit der Ferse.

Bücher beginnen von hinten, wie wir sagen würden. Der Name des Verfassers steht unten am Rand; statt einer Ueberschrift oben schreiben sie den Inhalt des Buches am Rand; eben da steht die Seitenzahl, statt wie bei uns oben in der Ecke. Man schreibt und liest die Zeilen von oben nach unten und von rechts nach links.

Der Beiname folgt nicht, sondern geht dem Hauptnamen voran. Selbst beim Mondschein geht man mit Laternen. Der Matrose, wenn er die Compaßrichtungen aufzählt, sagt: Ost, West, Süd, Nord. Geht ein Schiff in die See, so läßt man es seitwärts ins Wasser. Besteigt ein Reiter sein Roß, so geschieht es an dessen rechter Seite. Der Schüler, der seine Lection hersagt, kehrt seinem Lehrer nicht das Gesicht, sondern seinen Rücken zu. In Gesellschaft trägt man nicht leichte Schuhe, sondern möglichst dickbesohlte, und die schwärzt man nicht, sondern weißt sie mit Bleiweiß, aber nur die Ränder der Sohle.

Was ihre Tracht betrifft, so ist charakteristisch der Zopf, der im Mittel eine englische Elle oder drei Fuß lang ist, aber auch noch durch eine seidene Flechte verlängert, während das Haar vorne und hinten alle 10 Tage kahl abrasirt wird; nur in der Trauer und bei tiefer Armuth läßt man es stehen. Dem Arbeiter wird der Zopf oft unbequem, er schlingt ihn daher in einen dicken Knoten oder bindet ihn um den Kopf. Der Pädagoge gebraucht ihn wohl, den Schüler damit zu züchtigen; böse Schulbuben machen sich auch wohl einen Spaß daraus,

2—3 Cameraden mit den Zöpfen zusammen zu binden und sie dann plötzlich aus einander zu sprengen. Nur buddhistische Mönche rasiren den Kopf ganz kahl, während die Tao-tse-Priester ihr Haar wie die gewöhnlichen Chinesen scheeren, den Theil, den sie stehen lassen, aber oben auf dem Kopf zusammen binden. Bettler lassen es wachsen, ohne es zu reinigen und es zu flechten, und die unabhängigen Miao-tsen sind stolz auf ihren Haarwuchs. Auch die alten Chinesen ließen ihr Haar wachsen, und erst die Mandschu zwangen sie vor 200 Jahren, diese ihre Sitte anzunehmen. Die Chinesen widersetzten sich lange, endlich gewöhnten sie sich daran.

Der Fächer ist im Süden das ganze Jahr durch, anderswo nur im Sommer, bei beiden Geschlechtern jeden Standes im allgemeinen Gebrauch und fällt den Fremden sehr auf. Der Arbeiter hat ihn bei seiner Arbeit, der Officier fächelt sich damit, wenn er in die Schlacht geht; der Geck führt ihn statt Peitsche oder Rohr; der Schulmeister gibt damit auch dem Jungen eins auf den Kopf. Vermögende haben ihren Fächer in einem Behälter aus Seide; der Arbeiter steckt ihn, wenn er ihn nicht brauchen kann, in seinen Gürtel oder hinten in seinen Kragen. Man sieht ihn von allen Formen, rund, blattförmig oder von der Form eines Kreisabschnittes. Er ist offen und steif, und dann aus Seide, Palmblättern oder Federn, oder er ist biegsam und läßt sich falten. Diese sind gewöhnlich aus Papier, mitunter aus feinen Gänsefedern oder schön geschnitztem Elfenbein. Er dient als Schirm unter einer brennenden Sonnenhitze von 98° F. Man schläfert sich und die Kinder damit ein, fächelt sich Kühlung damit zu, indem man langsam ihn ruhig und regelmäßig bewegt, um die Kräfte nicht zu erschöpfen. Sie werden mannichfaltig verziert, die seidenen gestickt, die papiernen mit Blumen, Abbildungen von Städten und besonderen Localitäten bemalt. Man schmückt sie auch mit Sentenzen; wie wir einem Freunde ein Stammblatt schreiben, so kauft man in China einen Fächer und läßt den „älteren Bruder“ 1—2 Sentenzen darauf schreiben und sie untersiegeln.

Laternen sieht man in China vor Allem in ungeheurer Menge und von den mannichfaltigsten Formen und Farben. Von einem Spielzeug des Kindes, das nur ½ Farthing kostet, und der Handlaterne des Armen von 1 Penny bis zu den großen von 12—16′ Durchmesser, die 100 Pfd. St. kosten. Sie sind rund, viereckig, unregelmäßig, in der Gestalt von Vögeln, Fischen, Vierfüßern. Das Gestell aus Holz, Bambu, Draht, Flechtwerk, mit Seide, Papier, Glas, Horn, Gaze, Leim überzogen, mit Schnitzwerk, Malerei, Stickerei oder Vergoldung verziert. Sie brennen nur Oel oder Lichter; das Gaslicht setzte einen Chinesen, der 1844 England besuchte, sehr in Erstaunen. Man hat Laternen, die man zusammenklappen und in eine Ecke stellen kann, wenn man sie nicht braucht. Beim Laternenfest im Frühling und Herbst sieht man die sogenannte Drachenlaterne von mehr als 100′ Länge. Niemand geht Nachts ohne Laterne, ja, beim Angriff der Engländer auf

Ningpo 1842 führten die 3—4000 chinesischen Soldaten Laternen mit sich, so daß die Engländer gut auf sie zielen konnten.

244. Petschili, der Residenzkreis China's.

(Nach der Zeitschrift: Das Ausland, 1858.)

Innerhalb der Alpen-Landschaften an der östlichen Abdachung des Himalaya, der Naturscheide zwischen dem Mittelreich und dem Brahmanenlande, springen mehrere Bergketten empor, die von Westen nach Osten ziehen und China in drei große wellenförmige und über einander gethürmte, nur hier und da durch vereinzelte Höhen unterbrochene Ebenen, in eine südliche, mittlere und nördliche scheiden, welche sämmtlich zum Meer hin in Niederungen auslaufen. Verhältnißmäßig nur ein sehr kleiner Theil des großen Reiches, kaum 20,000 Geviertmeilen, kann zu den Tiefländern gerechnet werden. Es ist dies das Land um den untern Lauf und das Mündungsgebiet des gelben Flusses und des Kiang. Das östliche Asien hat, die südlich der großen Mauer bis zum unteren Lauf des gelben Flusses sich erstreckende abgerechnet, wenig große Flächen, welche nicht von Hügelreihen durchzogen sind, weßhalb man hier neben dem ausgetrockneten Binnensee der Gobi keine unfruchtbaren Steppengegenden und Wüsten findet, wie dies im Südwesten des Himalaya in Indien so häufig der Fall ist. Das Land erfreut sich in Folge seiner zahlreichen Hügel und Berge, welche selbst die mittleren Kreise des Reiches umgrenzen und sich über die Ufer-Landschaften, wie Fokien, Tschekiang und Schantong, erstrecken, einer großen Anzahl von Flüssen, deren Gewässer, durch künstliche Leitungen über das ganze Erdreich verbreitet, dem Boden außerordentliche Fruchtbarkeit verleihen und ihn in den Stand setzen, in gewöhnlichen Jahren die ungemein dichte Bevölkerung zu ernähren.

Die von Unkundigen so gepriesene Unveränderlichkeit des chinesischen Reiches bezieht sich bloß auf die leitenden Ideen, welche dem Cultur-System des Jao und Schun zu Grunde liegen; dieselbe Starrheit finden wir auch in den anderen östlichen Cultur-Systemen, in dem Brahmanismus und Judenthum. In allen Aeußerlichkeiten der Eintheilung und Verwaltung des Landes, in allen bloß zufälligen Sitten und Gewohnheiten finden im Mittelreich nicht minder große Verschiedenheiten und wiederholte Abwechselungen Statt, wie in den anderen civilisirten Staaten der Erde. Seit den frühesten Jahrhunderten der Geschichte ward China nach den Naturverhältnissen des Landes, nach dem Laufe der Flüsse und dem Zuge der Gebirge gesondert. Nach der neuesten administrativen Einrichtung zerfällt das Reich jetzt in 19 Kreise, worin, nach altchinesischer Sitte, bürgerliche und Kriegsverwaltung völlig getrennt sind, dann in sechs General-Commandantschaften, wo ein General (Tsiang-kiun) die oberste bürgerliche und Kriegsgewalt in sich vereinigt.

Dies ist, um eine höchst bezeichnende Benennung dem aus ähnlichen Gründen entstandenen Verwaltungs-Systeme Karl's des Großen zu entlehnen, in den eroberten, von Nichtchinesen bewohnten Markgrafschaften der Fall, welche von zahlreichen Barbaren umgeben sind, die immerdar auf eine Gelegenheit lauern, des Raubes und der Plünderung wegen die Grenzen zu durchbrechen.

In dem Norden des Reiches erhebt sich die Berggruppe des Inschan, welche als Absenker der großen Gebirgskette Mittel-Asiens betrachtet werden kann, die unter dem Namen des Himmelsgebirges bekannt ist. Der Inschan sendet einige seiner Gruppen mitten durch die große Mauer hinab in das weite Flachland, aus welchem der Kreis Petschili großentheils besteht, und bewirkt dadurch an einigen Punkten eine liebliche, erfrischende Abwechselung zwischen langgestreckten Ebenen und Berg-Landschaften. Andere Gruppen, welche wir von unserem Standpunkte aus die östlichen, die Chinesen aber natürlich die westlichen nennen, umgeben den Kreis in der Form eines Halbmondes, die Grenze bildend zwischen den westlichen und südwestlichen Landschaften Schansi und Honan. Im Süden zieht sich Petschili bis gegen Schantong, wo der Tschangho oder Tschangfluß, auf anderen Karten auch Weiho genannt, auf eine große Strecke die Grenze bildet, und im Osten bis zum Meer. Die nördlichen Districte des Kreises gehen bis zur großen Mauer und den Gebieten, wo die Mongolen in Nomadenweise herumziehen. Die Berggruppen des Inschan liefern den schönsten Marmor, welcher, wie uns Hyakinth wenigstens versichert, an Weiße selbst dem parischen nicht nachsteht. Man findet hier grauen Granit, der zu Straßenpflaster und zu allerlei anderen Steinarbeiten verwendet wird; schwarzen Schiefer, der zur Bedeckung der Dächer und Paläste dient, Kalk- und Schleifsteine, dann auch in Masse das sogenannte Bergmehl. Der größte Reichthum, welchen diese Berggruppen darbieten, besteht aber bei den jetzigen Umständen unstreitig in einer großen Menge vortrefflicher Steinkohlen.

Die Steinkohlen dieser Gegenden des nördlichen China sind, merkwürdig genug, so viel wir wissen, die ersten, welche als Brennmaterial in der Geschichte erwähnt werden. Es beschreibt sie bereits Marco Polo: „Aus den Bergen Kataja's“, erzählt uns der treffliche Mann, „wird eine Gattung schwarzer Steine gebrochen, welche ins Feuer gelegt wie Holz brennen, und einmal im Brand das Feuer lange halten, so daß, wenn man sie des Abends anzündet, sie das Feuer die ganze Nacht über bewahren. Diese Steine machen, gleich wie andere Kohlen, nur Anfangs, wenn sie angezündet werden, eine kleine Flamme, glühen dann fort und geben eine große Hitze von sich. Man hat zwar auch Brennholz genug in diesen Gegenden, doch reicht es nicht hin für die zahlreiche Bevölkerung.“ Zwei amphitheatralisch gebildete Berggruppen nordöstlich von Peking sollen namentlich diesen brennbaren Stoff in großen Massen enthalten.

In den südwestlichen und nordöstlichen Gebirgen sind die Quellen

der Flüsse, welche, die Ebene vielfach durchkreuzend, sich am Ende vereinigen und dann in den Golf von Petschili sich ergießen. Sie sind sämmtlich, den Peho allein ausgenommen, bloße Küstenflüsse und nur von sehr geringer Bedeutung. Er fließt bei Peking, wird dann, eine gute Strecke unterhalb Peking, wo der große Canal, Junho, Transportfluß im Chinesischen, mündet, Pejunho, der nördliche Transportfluß genannt. Die Erzeugnisse der südlichen Kreise nach der Hauptstadt verführenden Canalschiffe gehen flußaufwärts bis zu einem Platz nach Tongscheou, Durchfahrtsort geheißen, kaum zwei deutsche Meilen von Peking entfernt. Der Fluß hat dann nicht mehr Tiefe genug, um schwere Frachtschiffe zu tragen. Die Nahrungsmittel und all die anderen mannichfachen Stoffe aus dem Süden werden hier ausgeladen und theils auf Booten, theils auf zweirädrigen Karren weiter gebracht zur „himmelgehorchenden Stadt". Von der Meeresküste bis zur Residenz des Himmelssohnes beträgt die Entfernung in gerader Richtung ungefähr 10 deutsche Meilen, zu Wasser den Peho aufwärts muß sie wenigstens nochmal so groß sein.

Der nordwestliche Theil des Kreises bildet eine Berg-Landschaft, deren höchste Kuppen aller Cultur widerstreben und bloß von allerlei wilden Straucharten umzogen sind, während in den dazwischen liegenden Thalgründen und auf den geringeren Anhöhen türkisches Korn und Reis in Fülle gebaut werden. Im Osten gegen das Meer zu besteht Petschili aus fruchtbarem Alluvialboden und bildet eine mit Sorgfalt angebaute Fläche, die sich gegen das Meer zu immer mehr senkt. Es ist ein lombardischer Schuttboden, aus Lehm, Sand und Kies, von großen Wassern und Canälen, mit Gehölzen von Weiden, Pappeln, Cypressen, hohen Juniperusarten durchzogen, überall bebaut und mit Dörfern und Städten dicht gedrängt, die zwischen Baumgruppen und fruchtbaren Gärten versteckt liegen, mit Kunststraßen, Monumenten und Werken der Industrie versehen, welche die Nähe der Hauptstadt des größten Reiches verkünden.

Wegen Mangels an Culturfähigkeit vieler anderen Strecken Landes gehört Petschili, obgleich die Hauptstadt des Reiches sich hier befindet, zu den schwach bevölkerten Theilen des chinesischen Staates. Selbst diese Bevölkerung ist noch großentheils von der Zufuhr aus dem Süden, Norden und Westen abhängig. Es wohnen nämlich auf einem Flächenraum von ungefähr 11,000 geographischen Quadrat-Meilen, die nomadisirende mongolische Bevölkerung der Tschachar nicht mitgerechnet, an 28 Millionen Seelen, während in den deutschen Bundesstaaten, deren Flächenraum ungefähr eben so groß ist, wie der von Petschili, 40 Millionen leben. Dieser Nordkreis enthält, wie der von Schansi, einen kräftigen, arbeitsamen Menschenschlag, dem es ehemals nicht an Muth gebrach, wie die wiederholten blutigen Kämpfe gegen die tatarischen Völkerschaften zeigen. Noch jetzt scheint die Regierung mehr auf die Tapferkeit ihrer nördlichen Truppen diesseits und jenseits der großen Mauer zu zählen, als auf das verweichlichte Geschlecht in den mittleren

und südlichen Kreisen. Obgleich in Petschili die chinesische Schriftsprache (Kuanhoa) am reinsten gesprochen wird, so sind doch hier die Talente viel seltener als in den südöstlichen Kreisen, in Schantong, Kiangnan oder Nanking, wo der Hof Jahrhunderte lang residirte; die meisten großen Geister, deren sich die Literatur des Mittelreiches berühmt, sind in diesen Gegenden geboren und erzogen worden.

Außer den Mandschu-Truppen, deren acht Banner sich auf 160,000 Mann belaufen und wovon wohl ein großer Theil in diesem Kreis stationirt ist, übersteigen die regelmäßigen Garnisonen an chinesischen Truppen kaum die mäßige Anzahl von 46,000 Mann. Der Hof dünkte sich in seiner Unwissenheit von der Seeseite her so sicher, daß weder in dem Golf von Petschili noch auf dem Peho eine Abtheilung der kaiserlichen Kriegsschiffe stationirt wurde. Die ganze Aufmerksamkeit der Regierung ward seit den ältesten Zeiten des Staates bloß gegen Norden gerichtet, um den Andrang der tatarischen Völkerschaften, Mongolen, Türken und Tungusen zurückzuschlagen. Denn gleich wie Kimmerier und Teutonen immerdar sich bestrebten, aus den nördlichen Gegenden Europa's gegen Süden vorzudringen, um von dem Schweiß des cultivirten Südländers sich ernähren zu lassen, so drängten die im Müßiggang und Kriegen sich gefallenden Nomadenvölker des nördlichen Asiens hinab in die südlichen Reiche, China, Hindostan und Persien. Die Wälle und Schutzmauern, die See- und Landmacht, welche von den Chinesen, Römern und den Persern*) gegen Tataren, Deutsche und Kaukasier errichtet wurden, vermochten den Andrang dieser wilden kriegerischen Horden, sobald es an moralischer und Körperkraft gebrach, nur auf kurze Zeit zurückzuhalten.

Ammianus Marcellinus ist der erste Schriftsteller des Westens, welcher in seiner geschraubten, halbbarbarischen Sprache dieses Riesenwerkes des Ostens Erwähnung macht. Der lange Wall von 10,000 Li**), wie die Bewohner des Mittelreiches die äußere große Mauer nennen, beginnt im District Sutschéu gegen Westen und zieht sich in nordöstlicher Richtung auf einer Strecke von neun deutschen Meilen bis zum Bach Tscharlai, wo die Berge allein, in deren Pässen Castelle errichtet sind, zum Schutz dienen. Jenseits derselben beginnt die Mauer von Neuem und läuft dann, wiederholt von Berggruppen unterbrochen, in einer wellenförmigen Linie bis hin zur Berg- und Meerespforte

*) Die Mauer bei Derbend, welche bestimmt war, die kaukasischen Völker von den Ländern Persiens und des byzantinischen Reiches abzuhalten, war im fünften und sechsten Jahrhundert bald von einer griechischen, bald von einer persischen oder armenischen Wache besetzt. Procop. de Bell. Pers. I. 10.

**) Wen-li-tschang-tsching. Es gehen jetzt 200 Li auf einen geographischen Grad; demnach würde die Mauer sich in einer Länge von mehr als 50 Graden oder 750 geographischen Meilen erstrecken. Dies ist aber nicht der Fall; die Benennung „10,000 Li" ist nicht buchstäblich zu nehmen. Wen wird nämlich auch für alles Große, lange Dauernde gebraucht; so gebraucht man, um jemandem, namentlich dem Kaiser, langes Leben zu wünschen, den Ausdruck: Wen-sui, 10,000 Jahre.

(Schan-hai-kuan, 40° 2′ 30″ nördlicher Breite, 3° 22′ 6″ östlicher Länge von Peking) am östlichen Meere, auf der Grenze zwischen Petschili und Schingking. Die westliche Hälfte der großen Mauer, vom gelben Flusse bis nach Sutschéu, ward zu den Zeiten der Ming-Dynastie ganz neu auferbaut und soll sich noch in ziemlich gutem Zustande befinden; die östliche, vom gelben Flusse bis zum Meer, ist aber jetzt großentheils eingestürzt und nur noch an einzelnen Stellen gut erhalten. Es bedurften nämlich die Mandschu, nachdem sie selbst die Herrschaft errungen hatten, natürlich keine Wälle mehr gegen ihre eigenen, mit Wohlthaten überhäuften Landsleute, und unterließen deßhalb alle Ausbesserungen. Die innere große Mauer, nördlich von Peking, an dem Fuß des Bergrückens Taischan sich hinziehend, ward erst im 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung während der Herrschaft der Dynastieen Juen-wei und Sui auferbaut, und befindet sich noch jetzt, da man an den schadhaften Stellen immer wiederum mit neuem Mauerwerk nachhalf, in sehr gutem Zustand. So wenig aber ehemals diese Schutzwälle das Mittelreich vor der Verwüstung und der Herrschaft tatarischer Horden bewahrten, so wenig werden zu unserer Zeit, trotz aller kriegerischen Anstrengungen, die tatarischen Gebieter ihre chinesischen und mongolischen Unterthanen der Oberherrlichkeit des Westens und dem umgestaltenden Einflusse seiner Cultur entziehen können.

---

245. Peking.

(Nach W. Schott in der Encyclopädie von Ersch und Gruber.)

Peking oder Schüntianfu (im gemeinen Leben auch Kingße oder die Residenz schlechthin genannt) liegt in einer sandigen Tiefebene. Im Osten und Süden erstreckt sich diese Niederung weiter, als das Auge reicht; im Westen und Norden wird der Horizont von niedrigen Höhenzügen, gegen Nordost aber von Bergen begrenzt, welche die Markscheide zwischen Tschili und der Mandschurei bilden. Vom Gipfel jener Hügel gesehen, scheint Peking in einem dichten Walde zu liegen, weil die Dörfer, Buddha-Tempel und Begräbnißplätze, welche diese riesige Stadt umgeben, von unzähligen, dichtbelaubten Bäumen bedeckt sind. Kein schiffbarer Fluß strömt in der unmittelbaren Nähe Pekings; ein großer Canal mit vielen Seitenarmen, dem der kleine Yüho (Kaiserfluß) sein Wasser zuführt, versorgt alle Stadttheile mit diesem Elemente und speis't auch die Teiche des Palastes. Aber zwei bedeutende Flüsse, beide ungefähr zwölf englische Meilen von der Stadt entfernt, strömen in Südwest und Nordost vorüber: diese sind der Hoenho und der Paiho (auch Peho). Der erstere entspringt auf dem mongolischen Grenzgebirge Chinggandaban, schneidet die Provinz in südöstlicher Richtung und ergießt sich zuletzt in den Paiho. Ueber den Hoenho führt, zehn italienische Miglien von der Hauptstadt, eine große und prachtvolle Marmorbrücke (erbaut

im Jahre 1189), deren genauere Beschreibung wir Marco Polo und den späteren Jesuiten verdanken. Das Kuang-yü-ki*) rechnet diese Brücke zu den acht Herrlichkeiten der Hauptstadt. Der Paiho, weiter nördlich auf demselben Grenzgebirge entspringend, empfängt von Westen her mehrere wasserreiche Zuflüsse und mündet in den Meerbusen von Tschili. Ein aus Süden kommender Zufluß steht mit dem großen Kaiser-Canale in Verbindung, der Pekings Millionen einen großen Theil ihrer Bedürfnisse aus den Kornkammern des Südens zuführt.

Peking zerfällt in zwei Städte von ziemlich gleichem Umfang: eine nördliche, Neitsching (die innere Stadt) und eine südliche, Waitsching (die äußere Stadt) genannt. Da die erstere, welche den Palast einschließt, den Truppen der acht Banner**) als ausschließlicher Aufenthalt angewiesen ist, so heißt sie bei uns Europäern gewöhnlich die Tatarenstadt, zum Unterschied von der südlichen Chinesenstadt.

Sind wir in eines der Thore getreten, so dehnt sich eine der Hauptstraßen Pekings, die ungefähr 100 Fuß in der Breite messen, mit ihrer wogenden Bevölkerung unabsehbar vor unseren Blicken aus. Weniger belebt, weniger nach der Schnur angelegt und weit schmaler sind die Straßen vom zweiten und dritten Range, von denen keine direct nach einem Thore führt; aber selbst in den majestätischen Hauptstraßen fehlt alles Pflaster, vermuthlich weil das Herbeischaffen von Steinen in den Ebenen Tschili's zu viele Schwierigkeiten hat. Die Privathäuser, größtentheils einstöckig, haben ein nettes und sauberes, aber im Ganzen zu einförmiges Ansehen. Die Mauersteine sind braun und vermittels eines schwärzlichen Kalkes verkittet, aber ganz ohne Anwurf. Alles Holzwerk, das nach außen sichtbar wird, bemalt man hochroth, die vorspringenden Theile aber grün; darüber kommt ein grober Firniß. Kaufmannsläden geben sich durch ihre hohen, buntlackirten Schilder mit Inschriften in kolossalen Charakteren zu erkennen. Nur die Paläste und die Tempel haben Dächer von vier Seiten; alle übrigen Gebäude haben deren nur zwei. Mit platten Dächern versieht man die Pavillons in den Gärten; grüne oder schimmernd gelbe Ziegel verkünden Paläste des Kaisers oder fürstlicher Personen.

Die Tatarenstadt wurde von dem ersten Mandschu-Kaiser einem großen Theile seines siegreichen Heeres als Wohnort angewiesen. Man kaufte zu diesem Zwecke die Häuser der dortigen chinesischen Eigenthü-

*) So heißt die Geographie der Chinesen.

**) Die Gründer der mandschuischen Dynastie theilten ihre mit ihnen eingewanderte Nation in acht sogenannte Fahnen oder Banner (gûsa), denen das Kriegshandwerk erblich zukommt, und in welche, außer den Mandschus, auch diejenigen Mongolen und Chinesen aufgenommen wurden, die sich den Mandschu-Kaisern bei ihrer ersten Eroberung freiwillig unterworfen hatten. Jede Division zerfällt in drei Brigaden: eine mandschuische, eine mongolische und eine chinesische. Der verhältnißmäßig größere Theil dieser Fahnentruppen liegt in und um Peking; die übrigen stehen als Garnisonen unter ihren eigenen Befehlshabern in den wichtigsten Plätzen des Reichs und isoliren sich von dem eigentlich chinesischen Militär, das nur eine bewaffnete Polizei ist.

mer und verwandelte sie in Casernen für die Truppen der acht Divisionen oder Banner (auch Fahnentruppen genannt). Aber diese rauhen Krieger, viel weniger in den Künsten des Friedens erfahren, als das unterjochte Volk, sahen sich bald gezwungen, ihre Häuser an Chinesen zu verkaufen. Daher sind alle Hauptstraßen und viele kleinere Straßen der ersten beiden Enclaven dieses nördlichen Stadttheils im Besitze wohlhabender chinesischer Kaufleute, und die schon ziemlich entarteten, doch bis auf diesen Augenblick den Kern des chinesischen Heeres bildenden Nachkommen der Eroberer China's haben sich mit ihren Familien in den engen Straßen an der Mauer niedergelassen. Die Tatarenstadt ist nämlich in drei Enclaven abgetheilt, von denen jede ihre besondere Mauer umschließt, so, daß also der „Sohn des Himmels", statt mit dreifachem Erze, mit dreifacher Mauer umgürtet ist.

Aus der äußersten Enclave, dem Aufenthalte der Garnison, tritt man in die Kaiserstadt (Hoangtsching) und aus dieser in die verbotene Stadt (Tsiekintsching) oder das Revier des kaiserlichen Palastes. Hier ist der Sitz des Drachenthrons, von welchem die Macht ausgeht, der ein Drittheil des Menschengeschlechts zu Füßen liegt. Die verbotene Stadt bildet ein längliches Parallelogramm: ihre Mauer, die mit der äußeren Stadtmauer fast gleiche Höhe und Dicke hat, ist aus polirten rothen Steinen erbaut, von einem breiten, mit behauenen Steinen ausgemauerten Graben umgeben und mit gelblackirten Ziegeln bedeckt, die, von der Sonne beschienen, einen Goldglanz ausstrahlen.

Der Palast zerfällt in eine mittlere, östliche und westliche Abtheilung. Zu der mittleren, dem Allerheiligsten des Heiligen, führt im Süden das Mittagthor (Umen). Vor diesem Thore befindet sich gegen Osten eine Monduhr und gegen Westen eine Sonnenuhr; in den Thürmen über demselben aber eine riesige Glocke und ein Gong (Pauke), deren furchtbares Dröhnen, so oft der Kaiser, dem es allein zukommt, dieses Portal zu betreten, durch dasselbe geht oder zurückkehrt, alle Gemüther mit hehrem Schauer erfüllt. Das Thor der westlichen Abtheilung ist für die Prinzen vom Geblüte, das der östlichen aber für die hohen Beamten vom Civil- und Militärstande bestimmt. Wenn die Truppen siegreich heimkehren, so begibt sich der Kaiser hieher, um die Ceremonie der Annahme der Gefangenen zu vollziehen. Hier werden auch die Geschenke vertheilt, welche der Kaiser den fremden Fürsten und ihren Gesandten, die sich ihm huldigend nahen, so wie seinen eigenen Vasallen macht. Hat man dieses Thor passirt, so tritt man in einen großen Hofraum, welchen ein kleiner Canal mit fünf Brücken schneidet, deren Marmorgeländer mit Bildhauerarbeit geschmückt sind. Dieser Hof wird rechts und links durch Säulenhallen und Galerieen mit Balconen begrenzt; er führt zunächst nach dem Taihomen (Pforte des hohen Friedens), einem prächtigen Gebäude von weißem Marmor, mit fünf Zugängen. Die Höhe des Fundaments beträgt 20, die des ganzen Gebäudes (nach Hyakinth) 110 Fuß. Man steigt auf fünf Treppen — jede von 42 Stufen — hinan, die mit schönen Geländern versehen

und mit Dreifüßen und anderen Figuren aus Bronze geschmückt sind. Die sehr breite Mitteltreppe darf nur der Kaiser betreten. In diesem Gebäude empfängt Se. Majestät am Neujahrstage, am Tage der Winterwende und am Tage seiner Geburt die Glückwünsche der Magnaten.

Unter den religiösen Gebäuden von Peking zeichnen sich die Buddhistischen Klostertempel aus, von welchen einer, der Petaße (Kloster des weißen Obelisken), schon ums Jahr 1100 gegründet worden ist. Der sogenannte weiße Obelisk ist eine jener verschiedentlich geformten Buddhistischen Bauten, die man auch Grabpyramiden nennt und in denen man heilige Reliquien aufbewahrt. Außerhalb der Stadtthore befinden sich andere Buddhatempel, ein großer kaiserlicher Marstall und ein riesiger Park im Süden, mit einem majestätischen kleinen See und einer Menagerie merkwürdiger Thiere.

Wenn der in Peking verweilende Ausländer, dem jede Privatwohnung eine ebenso „verbotene Stadt" ist, wie der Bezirk des Drachenthrons dem gemeinen Chinesen, von dem Familienleben und häuslichen Glücke der Bewohner eine Ahnung erhalten will, so empfiehlt man ihm, die Sternwarte zu besteigen, welche einen großen Theil der Riesenstadt beherrscht. Von diesem Standpunkte mag er auf den platten Dächern der bunt lackirten Pavillons die Familienväter ihren Thee schlürfen, in den Gärten und engen Hofräumen aber die zartgebauten chinesischen Fräulein mit den Puppenfüßchen hin- und herwanken sehen. Frauen und Jungfrauen von der gebildeten Classe sind nicht leicht, es sei denn in Sänften, auf der Straße zu schauen; aber auch ohne diese Zugabe hat der Fremde in den Straßen Pekings Zerstreuung genug. In die einheimische Bevölkerung mengen sich hin und wieder athletische Männer aus Korea mit ihren hohen Spitzhüten, buntgekleidete Mohamedaner aus Turkestan mit Kalpaks oder Turbanen auf den Häuptern, ihre wohlbepackten Kameele vor sich her treibend, Mongolen, Tibetaner und andere, theils unterworfene, theils tributpflichtige Ausländer. Die Bevölkerung von ganz Peking dürfte zwar, angesehen daß die Stadt viele unbewohnte Räume einschließt und die meisten Häuser einstöckig sind, ihrem ungeheuern Umfang nicht ganz angemessen sein, doch kann man sie auf zwei Millionen abschätzen.

Das Volk von Peking ist im Allgemeinen derb und gedrungen, eher unter als über Mittelgröße, und hat schroffere, eckigere Gesichtszüge, als die schlanker und höher gewachsenen Bewohner einiger anderen Nordprovinzen. Von den geistigen Eigenschaften der Pekinenser wird ungünstig geurtheilt; sie haben wenig Sinn für Bücher und Gelehrsamkeit und ihre Fassungskraft ist sehr eingeschränkt, — wenigstens urtheilen so chinesische Schriftsteller des Südens, deren Zeugniß jedoch, da Süd- und Nord-China einander nie befreundet waren, keinen ganz unbedingten Glauben verdient.

246. Der Kaiser-Canal.

(Nach der Zeitschrift: Das Ausland, 1858.)

Die vielen großen Flüsse und Seen China's sind durch Canäle, welche die Chinesen in allen Richtungen gegraben haben und die das Land wie Arterien und Venen durchziehen, vermehrt und verbunden. Unter den Canälen ragt aber der große Kaiser-Canal, Yu-ho, öfter Yun-liang-ho, der Transport-Waarenstrom oder Tsao-ho, Tributstrom genannt, vor allen hervor, der von Hang-tscheu-fu, 30 Grad nördlicher Breite, bis Peking eine Wasserverbindung, und mittels der Flüsse auch von hier nach Canton — mit Ausnahme des Tragplatzes — über den Meiling, eine Verbindung von Süden nach Norden herstellt. Ohne die Flüsse, die er verbindet, schätzt Rémusat ihn 160 französische Seemeilen lang, Ritter den ganzen Canal mit diesen Flüssen von Norden nach Süden 250 Meilen, nämlich von Peking bis zum Hoangho 140 bis 150, den mesopotamischen Theil zwischen diesem und dem Kiang 20, und den Südtheil, südlich vom Kiang, 70—80. Er würde die Ostsee mit dem adriatischen, nach Ritter selbst mit dem schwarzen Meere verbinden; nur das nordamerikanische und russische Canal-System stehen ihm zur Seite, und nur ein Land von so gleichförmigen Niveauverhältnissen, wie das östliche China — der Unterschied der verschiedenen Wasserpässe scheint nie über 60—70' zu betragen — ließ einen solchen Riesen-Canal zu Stande kommen. Von allen europäischen ist er verschieden, indem er, nach der Natur des Landes sich richtend, verschieden, bald 200' bald 1000' breit ist, fast nie stillstehendes Wasser hat, sein Gefälle oft 2—3' auf 1 englische Meile beträgt, und er bald tief in Berge eingeschnitten, bald auf 20' hohen Dämmen mit Granitquadern eingefaßt, über Seen und Moräste von großer Ausdehnung wegläuft. Seine zahllosen Schleusen, Brücken, die Cultur an seinen Ufern, die vielen Städte, die ihm entlang, oft tiefer als sein Bette, liegen, wie die lombardischen am Po, und die beständig auf ihm hin- und herfahrenden Flotten von Transportschiffen, die zahllosen schwimmenden Dörfer mit den Fischervölkern, die auf und an ihm auf seinen Zu- und Ableitern hausen, setzen den Reisenden in Erstaunen. Durch ihn tritt ganz Süd-China mit Nord-China in den lebhaftesten Verkehr, und das kornarme Petschili wird vom Ueberfluß des reichen Deltalandes versorgt.

Schon im 7. Jahrhundert (605) ließ der Kaiser Yung-ti aus der Dynastie Sui von seiner Residenz Nanking aus neue Canäle anlegen, oder alte so erweitern, daß die Barken von Hoang-ho in den Kiang, und aus diesem mittels der Flüsse Tsi, Wei und Han bis Hang-tscheu-fu in Tsche-kiang schiffen konnten. Der südliche Theil des Canals, südlich von Hoang-ho, wurde dann unter den Sung 1181 von Hang-tscheu-fu bis Tsching-kiang-fu am Kiang gereinigt und renovirt und erhielt die drei Schleusen am Tsching-hu-See, der mit dem kleinen reizenden Si-hu-See in Verbindung steht.

Der nördliche Theil des Canals, nördlich vom Hoang-ho, wurde erst 1289 begonnen, als Peking (Ta-tu) Residenz wurde. Die Wasser des von Osten kommenden Wer-ho, der damals noch gegen Süden zum Hoang-ho floß, verband man mit dem Tsi-ho, und diesen wieder mit dem von Westen kommenden Wei-ho, wodurch die Wasserstraße des Kaiserflusses (Ju-ho), der mit 31 Schleusen (Tscha) versehen wurde, zu Stande kam. Durch den Wei-ho führt der Canal in den Pei-ho nach Norden, und 1292 wurde noch eine kleine Canalstrecke nach Peking hinzugefügt.

---

247. Nanking.

(Nach C. Ritter, Erdkunde.)

Nanking, d. h. Süd-Residenz, ist die größte und berühmteste Stadt des südlichen China's, weil in ihr die einheimischen Herrscher des Südreiches häufig ihren Hof hielten. Die Chinesen nennen sie die schönste Stadt der Welt. Zwei Reiter, am frühen Morgen zu demselben Thore in Galopp, aber nach den Gegenseiten, um die Stadtgrenze reitend, sollen erst am späten Abend wieder zusammen kommen. Der Flußhafen von Nanking war einst berühmt wegen der Tiefe und Breite des Stromes in der Nähe der Stadt. Die Hauptmacht der Dynastie der Song bestand hier in ihren Flotten auf dem Kiang, mit denen sie noch lange Zeit den Mongolen-Eroberern Widerstand leisteten. Hier, so nahe am Meere und dem stark bevölkerten oceanischen Küstenstriche Süd-China's, war der Mittelpunkt ihrer Marine. Als das Kaiserhaus der Song in den Meereswellen ersäuft war (1280), versuchten noch die Ueberreste der Marine, die unter Anführung von See-Corsaren sich an der Kiang-Mündung, auf der Insel Tsongming, einen Waffenplatz, Schiffswerfte und Admiralität schufen, wiederholt dieses Hafens von Nanking sich zu bemächtigen, und dem damals furchtbaren Seehelden Tschintschikong gelang es, mit 800 Segeln auch noch einmal bis zu demselben vorzudringen, um die große Stadt Nanking zu belagern. Seit der Zeit scheint es Politik der Nordherrscher geblieben zu sein, diese Verbindung zu hemmen, den Hafen zu sperren, wodurch er sich auch verstopft zu haben scheint; gegenwärtig läuft wenigstens kein Schiff ein. Im April und Mai ist die Zeit der großen Fischereien im Kiang, nahe der Stadt; die köstlichsten Fische können dann noch in Barken, oben mit Eis belegt, frisch durch die Provinzen des Reiches (etwa wie die Eis-Zander) versandt werden, was zumal in bedeutenden Ladungen nach Peking geschieht, wohin mit Schiffer-Relais der Weg auf der kürzesten Canalfahrt in 8 bis 10 Tagen zurückgelegt werden kann.

Die Stadt war einst eine Kaiserstadt, sie ist es aber nicht mehr; seit den Ueberfällen der Mandschu-Eroberung ist sie in Verfall, Paläste

und Tempel sind zerstört und nicht wieder aufgebaut; ein Drittheil liegt innerhalb ihrer Mauern in Wüste. Eine starke Mandschu-Garnison hält sie im Zaum; sie ist der Sitz des Vicekönigs der Provinz. Ihre Straßen sind weit enger, wie die in Peking, größere öffentliche Gebäude, Plätze u. s. w. fehlen ihr, ungeachtet sie noch ein Hauptsitz der Mandarinen, der Doctoren, ein Sitz der Gelehrsamkeit, des Tempeldienstes, des Handels und der Fabriken ist. Die größten Bibliotheken, die besten Buchhandlungen, die Druckereien, welche die schönsten Drucke auf dem besten Papiere liefern, sind hier in Nanking. Die chinesischen Tusche (ihre Dinte), deren vorzüglichste Qualität im Süden der Hauptstadt zu Hoeitscheou in Kiangnan fabricirt wird, hat hier in Nanking ihren Hauptmarkt und Vertrieb in allen Größen und Formen für das ganze Reich und das Ausland, die ganze Welt, eben so die Waaren von den Seidenstühlen, den Blumenfabriken und unzähligen anderen eigenthümlichen Fabrikaten.

---

248. Canton, Fluß und Stadt*).

(Nach W. Heine, Reise um die Erde nach Japan, bearbeitet in A. Petermann's Mittheilungen.)

Der Cantonfluß gestattet den Zugang zu einer der bevölkertsten Städte des Reichs, übt den größten Einfluß auf den außerordentlichen Handelsverkehr derselben aus und bildet den Centralpunkt des ganzen südlichen China. Das Meer ist in der Nähe seiner Mündung über und über mit zahllosen Inseln besetzt, von denen die meisten gebirgig sind, riesige Felsenmassen zeigen, aber nur eine spärliche Vegetation tragen. Die bemerkenswerthesten Punkte sind hier die alte portugiesische Besitzung Macao im Westen und das im Jahre 1841 von den Engländern occupirte Hongkong im Osten.

Nähert man sich, die äußeren Inselgruppen verlassend, der Mündung des Cantonflusses, so gelangt man zunächst in das große Becken, das von den Engländern „Outer Waters" (Aeußeres Bassin) genannt wird. Das friedliche Ansehen der Wohnungen, die Fülle des üppig wachsenden Reißes und der Reichthum an Fischen in diesen Gewässern könnten zu dem Glauben verleiten, daß die Bewohner ein stilles, glückliches Leben führten, aber gerade jene anscheinend friedlichen Dörfer beherbergen die zahllosen Räuberbanden, welche seit langer Zeit durch ihre Keckheit und Grausamkeit den Cantonfluß und dessen Umgebungen berüchtigt gemacht haben, die noch in der Jetztzeit sehr häufig kleine Schiffe überfallen, die Mannschaft morden und die Waaren rauben,

*) Siehe die Karte des Cantonflusses und den Plan der Stadt in Petermann's Mittheilungen, 1858, 1. Heft.

die sich in dem letzten Kriege selbst bis dicht unter die Geschütze der englischen Kriegsschiffe wagten.

Nördlich werden die Outer Waters von den Inseln Tycocktow und Chuenpee abgeschlossen, die zwischen sich die eigentliche Mündung des Flusses, die berühmte Bocca-Tigris oder Bogue, lassen. Steile, nackte Felsenhöhen, von drohenden Batterieen umgürtet, scheinen den Eingang in die etwa zwei nautische Meilen breite Mündung zu verwehren.

Flußarme und Canäle durchschneiden die weiten Ebenen in den verschiedensten Richtungen; an mehreren derselben liegen Dörfer und Ortschaften, entweder auf etwas erhöhtem Terrain und von soliderem Material erbaut, oder in der Niederung und nur von Bambus und auf Pfählen errichtet. Wenn dann die steigende Flut die Felder unter Wasser setzt, liegen die Ortschaften gleich kleinen Inseln in denselben. Von Osten her münden hier die Arme des Tong-kiang, der fast alle Gewässer des östlichen Theils der Provinz Kwangtung in sich vereinigt.

Bei Canton ist der Fluß breiter als die Themse bei London-Bridge und bis vier Faden tief. Die Scenerie in der Umgegend der Stadt und dem anliegenden Lande ist reich und mannichfaltig, bietet aber nichts Großartiges. Im Norden und Nordosten der Stadt ist das Land hügelig und sogar gebirgig; im Süden bedeckt, so weit das Auge reicht, Wasser in zahlreichen Flußarmen und Canälen einen beträchtlichen Theil, vielleicht ein Achtel der ganzen Oberfläche. Reisfelder und Gärten nehmen die niedrigen Landstriche ein, hie und da von einigen kleinen Hügeln und Baumgruppen unterbrochen, welche Abwechselung in die sonst einförmige Fläche bringen.

Die Stadt selbst, auf einheimischen Karten Kwangtung-sang-tsching (Hauptstadt der Provinz Kwangtung), von den Einwohnern gewöhnlich Sang-tsching (Provinzialstadt) genannt, ist von keiner sehr großen Ausdehnung, und obwohl sehr bevölkert*), beruht doch ihre Wichtigkeit hauptsächlich in dem bedeutenden einheimischen und auswärtigen Handel. Der von einer Mauer umgebene Theil der Stadt bildet nahezu ein Quadrat, das jedoch an der Nordseite von der geradlinigen Form abweicht, und wird durch eine von West nach Ost laufende hohe, massive Steinmauer in zwei Theile, die alte und die neue Stadt, getheilt, von denen die letztere die südlichere ist.

Sehr bedeutend sind die Vorstädte, welche den ganzen Raum zwischen der südlichen Stadtmauer und dem Flusse ausfüllen, im Südwesten einen großen dreieckigen Raum einnehmen und im Südosten einen kleineren, wie jenen am Fluß gelegenen Anhang bilden; im Norden fehlen sie dagegen gänzlich, nur einige kleine Hütten liegen dort in der Nähe des Hauptthores. An die südwestliche Vorstadt schließen sich

*) Ueber die Einwohnerzahl von Canton liegen keine sicheren Angaben vor; im Allgemeinen nimmt man sie zu etwa einer Million an. In dem zu Canton erschienenen „Anglo-Chinese Calendar for the year 1847“ wird sie zu 1,236,000 geschätzt, bisweilen wird sie aber viel höher, sogar zu drei Millionen angegeben (vergl. Illustr. London News, 31. Januar 1857).

längs des Flusses die fremden Factoreien mit ihren geräumigen Gärten und Waarenhäusern (Hongs) an, die aber leider im December 1856 zum großen Theil zerstört wurden. Außerdem lebt bekanntlich eine beträchtliche Anzahl Chinesen auf dem Flusse selbst. Tausende von kleinen Fahrzeugen, sagt Heine, deren jedes einer Familie als Wohnung und Heimath dient, liegen längs dem Ufer hin, an Pfählen befestigt. Man gibt die Zahl derselben auf 60,000 an, was mir durchaus nicht übertrieben scheint*); sie sind in regelmäßige Straßen abgetheilt und stehen unter scharfer polizeilicher Aufsicht.

Die ärmlichsten derselben sind ungefähr 15 bis 20 Fuß lang, aus Bambus erbaut, mit Bambus gedeckt, die Fugen mit einer Art von Cement ausgefüllt; als Bindemittel dient gespaltenes Rohr, womit die Planken, so zu sagen, zusammengenäht sind. Diese Boote werden meist von armen Fischerfamilien bewohnt und wechseln des Erwerbes wegen öfters ihre Stellen. Im Stern des Bootes steht gewöhnlich die Frau und steuert mit einem langen Ruder, das sie nach Art eines Fischschwanzes hin und her bewegt; im Vordertheile hilft der Mann mit einem ähnlichen Ruder, das er gelegentlich bei Seite legt, um sein entweder aus Rohr oder Fäden von der Schale der Kokosnuß geflochtenes Netz auszuwerfen. In der Mitte befindet sich die Küche, zugleich der Aufenthaltsort der Kinder, von denen jedoch das jüngste entweder auf dem Rücken der Mutter oder dem eines der älteren Geschwister festgebunden ist. Sogar für einen kleinen Hausaltar von ungefähr 1 Fuß Größe, mit einer brennenden Lampe davor, ist ein Plätzchen vorhanden. Dies ist jedoch nur die Canaille der ambulanten Flußbevölkerung; die Fluß-Aristokratie bewohnt alte, unbrauchbar gewordene Dschunken, die oft sogar mehrere Stockwerke und einen geräumigen Landungsplatz haben, dem einige Zierpflanzen in Töpfen das Ansehen einer Art von Verandah geben.

Die ganz großen Handels-Dschunken liegen mehr gegen die Mitte des Flusses, von bedeutender Größe, hochbordig, wie Elephanten aus dem Wasser ragend, 20, 25 Fuß, auch noch höher, mit einem gewaltig breiten Stern, gleich dem eines altholländischen Linienschiffes, bunt bemalt und vergoldet, das Deck mit einem großen Strohdache versehen, das die unbehülfliche Maschine noch unbehülflicher macht. Die Masten sind ungemein dick und aus einem Stück, haben an der Spitze eine Rolle, durch die ein schweres Seil von zwei bis drei Zoll im Durchmesser läuft, um das schwerfällige Mattensegel, gespreizt durch Bambusstangen in Zwischenräumen von sechs bis acht Fuß, aufzuhissen. Das Vordertheil ist meist roth gemalt und hat rechts und links oft fünf Fuß große Glotzaugen, die ihnen das Ansehen von Riesenfischen geben, um Drachen und Seeungethüme, die nach chinesischem Glauben das Wasser

---

*) Der „Anglo-Chinese Calendar for 1847" gibt die Zahl der als Wohnungen dienenden Fahrzeuge bei Canton zu 84,000, die ihrer Bewohner zu 252,000 an.

bevölkern, hinwegzuscheuchen. Gewöhnlich haben die großen Handels-Dschunken eine oder ein paar Kanonen, wegen der sehr häufig vorkommenden Fluß-Piraterieen.

Etwas näher gegen die Stadt zu lagern neben einem in der Mitte des Flusses erbauten Fort auch einige Kriegs-Dschunken, etwas schärfer gebaut als die Handels-Dschunken, auch nicht ganz so hochbordig. Sie führen gewöhnlich vier bis sechs Drei- oder Vierpfünder an den Seiten, einen oder zwei lange Sechs- bis Neunpfünder im Vordertheil, manchmal auch im Stern einige kleine Kanonen. Die Mannschaft ist mit Luntenflinten, Lanzen, Schilden und Säbeln bewaffnet, doch tragen Viele auch noch Bogen und Pfeile. 25, auch 30 lange Ruder unterstützen die Segel.

Die Befestigungen am Cantonfluß beginnen mit den berühmten Forts an der Bocca-Tigris. Sie sind mit Hunderten riesiger Geschütze besetzt und haben ein furchtbares, drohendes Aussehen, doch ist der Ruf ihrer Unbezwinglichkeit längst dahin, denn sie sind bereits mehrere Male von den Engländern genommen worden.

Canton selbst wird auf der Südseite durch vier Forts geschützt. Das wichtigste darunter ist das Dutsch Folly auf einer kleinen Felseninsel mitten im Fluß. Mittels seiner günstigen Lage beherrscht es nicht allein die Landungsplätze und die ganze Flußstrecke längs der Stadt, sondern auch einen großen Theil dieser selbst. Erst nach bedeutenderem Widerstande gelang es Sir M. Seymour, sich seiner zu bemächtigen und von ihm aus den Palast des Vice-Königs zu beschießen.

249. Macao*) und Hongkong.

(Nach W. Heine, Reise um die Erde nach Japan, 1856.)

Macao bildet einen seltsamen Contrast zu Canton. Zur Zeit der Blüthe Portugals war es ein Hauptstapelplatz des chinesischen Handels, und in Folge dessen erhielt die auf einer Halbinsel der Insel gelegene Stadt schnell eine bedeutende Ausdehnung. Die beherrschenden Höhen sind mit Forts gekrönt und für den Zustand des Befestigungswesens in jener Zeit ihrer Erbauung jedenfalls stark zu nennen. Eine Menge Kirchen, Klöster und andere hervorragende Gebäude, meist sehr pittoresk gelegen, zieren die Stadt, deren geräumige, gut gepflasterte und reinlich gehaltene Straßen den Eindruck großer Behäbigkeit machen. Auf Promenaden, öffentliche Brunnen, große Freitreppen und dergleichen ist gleichfalls viele Aufmerksamkeit verwendet und der heimathliche Baustil der Portugiesen mit seinen maurischen Anklängen, zu denen hier noch einige Anwendung der in China üblichen Farben kommt, eignet sich ganz vortrefflich zur Umgebung. Die Bevölkerung erschien mir

*) Vergl. C. Ritter's Erdkunde, IV. S. 826 u. 856.

gesellig und von ziemlicher Bildung, das Leben erträglich und keineswegs kostspielig, kurz, in dieser Beziehung schien mir Alles ganz gut zu stehen. In Allem jedoch, was die Vorzüge eines Handelsplatzes und Hafens der Neuzeit betrifft, entspricht Macao den Bedürfnissen nur auf höchst unvollkommene Weise. Des seichten Wassers wegen müssen selbst die kleineren Schiffe viel weiter vom Lande abliegen, als in Hongkong, die größeren sogar sechs englische Meilen; die Güter müssen in kleinen Dschunken verladen werden, um ans Land zu gelangen, was die Geschäfte um so mehr erschwert, als noch dazu der Ankergrund gänzlich ungesichert gegen Winde ist und so die Arbeit des Aus- und Einladens oft Tage lang unterbrochen wird. Einen überraschenden und sehr malerischen Anblick gewährt eine am nördlichen Ende der Stadt zwischen einigen felsigen Hügeln befindliche Anlage chinesischer Tempel, theils in den Felsen selbst gehauen, theils zwischen denselben hineingebaut, die höher liegenden durch schöne, sich schlängelnde Freitreppen mit den tiefer liegenden verbunden. Es sind deren fünf in Allem, und an die bedeutendsten derselben grenzt eine Anzahl geräumiger Priesterwohnungen, welche gleichfalls zum malerischen Effect des Ganzen beitragen. Zwischen den Tempeln liegen große Felsblöcke, zum Theil mit Inschriften, Malereien und reichen Vergoldungen bedeckt, und schöne alte Bäume, deren saftiges Grün angenehm gegen die aus hellem Material erbaute Architektur absticht und die Lieblichkeit des Blickes erhöht, legen einzelne Theile in tiefen Schatten. — Die Festungswerke sind, obschon reinlich gehalten, doch ungenügend, die Kanonen alt, unbehülflich und schlecht montirt, die Laffeten halb verfault. Ueberall Erinnerungen an früheren Glanz und frühere Macht, die entschwunden sind. Hongkong scheint dem Handel den letzten Todesstoß zu versetzen; die bedeutendsten Handelshäuser siedeln dahin über, und man spricht davon, daß selbst die Magazine der Marine nach Hongkong verlegt werden sollen.

Diese Insel kann nämlich, wie alle von den Engländern in der Neuzeit in Besitz genommenen Häfen, in Bezug auf die für einen solchen erforderlichen Eigenschaften kaum günstiger gewählt sein. Die Lage von Victoria auf der Nordseite einer etwa 18 bis 20 englische Meilen im Umkreis messenden gebirgigen Insel, inmitten eines ebenfalls gebirgigen Archipels, gewährt dem sehr geräumigen Hafen den Vortheil zweier sich gegenüber liegender Eingänge, so daß beinahe bei jedem Winde gefahrlos eingelaufen werden kann. Das Meer ist beinahe durchgängig bis dicht an die Ufer sehr tief, so daß Schiffe von 15 Fuß Tiefgang in ganz geringer Entfernung vom Lande ankern können, ja, selbst Schiffe von 25 Fuß ankern nur 300 bis 400 Yards (900 bis 1200 Fuß) weit. Ein weicher, zäher Lehmboden gibt guten Ankergrund bis dicht an die Küste, und ein Schiff, das seine Anker schleppte oder verlöre und auf die Küste getrieben würde, dürfte kaum wesentlichen Schaden zu befürchten haben, wenn nicht schon überhaupt die 800 bis 1800 Fuß hohen Berge, welche das Hafenbassin umgeben, nach allen Seiten hin

genügenden Schutz gegen den im Herbst und Winter in diesen Gewässern große Verheerungen anrichtenden Typhun gewährten. Eben so vortrefflich ist die Lage in Bezug auf Vertheidigung; einige wenige Landbatterieen im Verein mit einigen Kriegsschiffen, Kanonenbooten oder schwimmenden Batterieen in den beiden Einfahrten würden vollkommen hinreichen, um jedweden Angriff zurückzuweisen. Trinkwasser liefern die Granitberge der Insel in bester Qualität, aber in Bezug auf Nahrungsmittel ist die Insel auf Einfuhr angewiesen. Was für große commercielle Vortheile Hongkong bietet, läßt sich aus dem wunderbar schnellen Aufblühen des Platzes, den zahlreichen und trefflichen öffentlichen Bauten, den schönen, geräumigen Häusern, dem regen Leben in den breiten Straßen und dem überall ersichtlichen Wohlstande hinreichend schließen. Durch die Terrainverhältnisse bedingt, hatte Victoria noch vor wenigen Jahren nur eine einzige, parallel mit dem Ufer laufende Straße; jetzt sind deren schon drei, theils neben, theils über einander laufend, durch viele Querstraßen, an manchen Orten mit Stufen, unter einander verbunden. Selbst kleine Schluchten zwischen den Bergen und einzelne vorspringende Abhänge sind bereits mit monumentalen Bauwerken nicht unmalerisch bedeckt.

Unter solchen günstigen Bedingungen ist Hongkong rasch der Hauptstützpunkt der englischen Macht in China geworden; dort haben die obersten Behörden, welche den Verkehr zwischen Großbritannien und China vermitteln, ihren Sitz, dort befinden sich die bedeutendsten Magazine und Arsenale und von dort nahmen alle kriegerischen Operationen ihren Ausgang, zu denen die schwierigen commerciellen Beziehungen mit China so häufig Veranlassung gegeben haben.

---

250. Die Insel Formosa.

(Nach der Zeitschrift: Das Ausland, 1858.)

Der Besitz Formosa's und der Pescadoren oder Fischerinseln, hieß es in der Eingabe an die ostindische Compagnie von einem ihrer Beamten auf Java, würde den ganzen Handel mit China in unsere Hände bringen. Der Besitz dieser Insel ist um so wünschenswerther und wichtiger, als für China der Handel und Verkehr mit ihr unumgänglich nothwendig ist; denn zweien Provinzen dieses Reiches liefert sie den größten Theil ihrer Lebensmittel. Sie liegt nur 30 Meilen von der Küste des Kreises Fokien entfernt, von wo aus der ganze Handel China's mit den fremden Völkern, der mit den Europäern allein ausgenommen, so wie der größte Theil der Küstenschifffahrt dieses Reiches betrieben wird. Als Herren von Formosa würden wir daher, entweder unmittelbar oder mittelbar, auch einen großen Theil des Handels mit Japan, Korea, Tongking, Cochinchina, Siam und den Inseln des indischen Archipels in unsere Hände bekommen. Außerdem hat Formosa noch so viele

andere Vorzüge, daß es kaum begreiflich ist, wie es kommen konnte, daß wir bis jetzt noch nicht unser Augenmerk hieher gerichtet haben. Als Insel ist es, so lange wir uns in der Herrschaft des Meeres behaupten, gegen alle Angriffe von außen geschützt. Ferner ist hier der Boden sehr fruchtbar und ergiebig, aber noch nicht gehörig cultivirt; die Bevölkerung, weit entfernt, daß sie so übermäßig sei wie in China, ist nicht einmal hinreichend zum Anbau des Bodens. Formosa wäre daher der schicklichste Ort für die Gründung einer englischen Colonie, welche bei solchen günstigen Umständen ohne Zweifel bald blühend werden und den Besitz der Insel auf ewige Zeiten uns sichern würde.

Die ursprünglichen Einwohner gehören zur malayischen Race; ihre Sprache ist dem Tagala der benachbarten Philippinen innig verwandt. Das männliche Geschlecht ist von ungewöhnlicher Größe, stark von Leib und Gliedmaßen und schwarzbrauner Farbe. Die Frauen hingegen sind kleiner Gestalt, stark, fett und von braungelbem Teint. Es ist dieß ein gar treu- und gutherzig Volk, nicht geneigt zum Rauben und Stehlen, aber unversöhnlichen Sinnes, wenn eine Fehde ausgebrochen. Die Köpfe, Arme und Beine der erschlagenen Feinde werden wie Kostbarkeiten aufbewahrt und zum Ruhm der Ahnen von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Man findet unter diesen Autochthonen eine Art Gottesverehrung und eine Menge religiöser Ceremonien, ähnlich denen auf den Inseln der Südsee und der Tongagruppe. Sie nennen ihr Land Pakkang oder Pakkande — ein Wort von ungewisser Bedeutung. Der Name Formosa, unter welchem seit dem 16. Jahrhundert die ganze Gruppe in Europa bekannt ist, rührt von den Spaniern her. Als diese nämlich auf dem äußersten, nördlichen Vorgebirge der Insel das Castell Kilong erbauten, gaben sie der ganzen Gruppe, wegen der Fruchtbarkeit ihrer Auen und der Anmuth des Landes, den Namen Hermosa.

Die Insel wird mittels einer Gebirgskette, die sich in gerader Richtung von Norden nach Süden mitten durch das Land zieht, beinahe in zwei gleiche Theile getheilt, welche von den Chinesen das Land vor und hinter dem Gebirg, oder das östliche und westliche genannt werden. Obgleich die Chinesen sich schon seit dem Jahre 1683 hier festgesetzt haben, so konnten sie bis jetzt doch nicht des östlichen Theiles Meister werden. Innerhalb der Gebirge gegen Osten sind einige tausend selbständige Herrschaften, die sich gegenseitig unaufhörlich bekriegen. Es ist dies eine Folge der unglückseligen Clansregierung, welche allenthalben, wo sie Statt fand und Statt findet auf Erden, endlose Fehden und Zerrüttungen zur Folge hatte. Hier in den Gebirgen und jenseits in der östlichen Ebene wohnen noch die Eingebornen in selbständiger Weise unter mehreren angestammten oder durch Wahl bestimmten Fürsten, welche gegen die fremden Eindringlinge, die Chinesen, den bittersten Haß hegen.

Diesseits und jenseits des an Gold und Silber reichen Gebirges, das zu diesem Endzweck niemals bearbeitet wurde, erstrecken sich blühende Thäler und fette, fruchtbare Ebenen, wo alle Südfrüchte in üp-

piger Fülle glänzen: Orangen, Bananen, Melonen und Cocosnüsse. Man findet daselbst überdies Pfirsiche, Aprikosen, Weintrauben, Feigen, Castanien und Granaten. Hier wird Tabak, Ingwer, Zucker, Weizen, Gerste und Reis in Masse gewonnen und davon jährlich viele Schiffsladungen nach dem benachbarten, wenig fruchtbaren Kreis Fokien verführt. Wie ehemals Sicilien die Kornkammer war für Rom, so ist es jetzt Tai-wan oder Formosa für mehrere südliche Gegenden des chinesischen Reiches. Am wichtigsten ist jedoch für die in der Nähe Formosa's sich kreuzenden zahlreichen Dampfer die Steinkohle, welche daselbst in großer Anzahl gefunden wird. Die chinesische Regierung weiß diese Besitzung in ihrem vollen Umfange zu würdigen; sie hat, um die Insel vor jedem fremden Ueberfall zu schützen, mehrere Festungen hier erbaut, von welchen Ngan-ping-tsching die vorzüglichste. In diesen Festungen liegen Garnisonen von 10-—12,000 Mann, welche, aus Furcht, es könnte mit der Zeit eine Meuterei unter ihnen entstehen, alle drei Jahre gewechselt werden.

251. Die Wüste Gobi.

(Nach C. Ritter, Erdkunde, bearbeitet vom Herausgeber.)

Das Hochland von Hinter-Asien enthält drei hohe Mittelebenen oder große Einsenkungen, welche durch vier vorherrschend von Westen nach Osten sich ausdehnende Gebirgsketten von einander geschieden werden: a) eine nördliche zwischen dem Altai und dem Himmelsgebirge (Thian-Schan), b) eine mittlere zwischen dem Himmelsgebirge und dem Kuenlun, dessen westliche Fortsetzung der Hindu-Khu zu sein scheint, und c) eine südliche, das Plateau von Tibet, zwischen dem Kuenlun und dem Himalaya.

Der östliche Theil der im Vergleich zu ihrer Umgebung, also relativ wüsten Scheitelfläche von Hinter-Asien heißt bei den Mongolen Gobi, bei den Chinesen Scha-mo oder das Sandmeer. Doch paßt diese letztere Benennung eigentlich nur auf die Mitte; denn das Ganze ist keineswegs eine absolute Wüste, sondern zerfällt nach seiner natürlichen Beschaffenheit und in Folge dessen auch nach seiner Bevölkerung in drei Abtheilungen: a) eine nördliche, weidenreiche und selbst mit sparsamen Waldbäumen (Fichten, Birken, Pappeln, Ulmen) gesegnete Steppen-Zone gegen die sibirische Seite hin, bewohnt von den Khalka-Mongolen; b) eine mittlere Zone mit breiten und (bis über 1000′) tiefen Einsenkungen, welche vorherrschend mit gelben Sandmassen, Sandhügeln, Sanddünen bedeckt ist, namentlich gegen Westen hin große Anhäufungen beweglichen Sandes enthält, der zwar durch Feuchtigkeit und Kälte minder beschwerlich wird, als jener in der afrikanischen Sahara, aber doch Lastthieren den Durchzug ungemein erschwert; c) eine süd-

liche Steppen-Zone gegen die chinesische Seite hin, in welcher noch Hirse gedeiht, bewohnt von den Tsakhar-Mongolen.

Jene mittlere, tiefe Zone, der Wohnsitz der ärmsten Mongolenstämme (der Sunnit), ist das so gefürchtete, eigentliche Sandmeer der Chinesen, 7—10 Tagereisen lang in der Richtung von Osten nach Westen, in verschiedener Breite und Verzweigung, mit seinen sogenannten bösen Adern, aber auch mit einzelnen inselgleichen, weidereichen Oasen. Der Mangel an Wasser und Nahrungsmitteln, die während des ganzen Jahres herrschende, im Winter unerträgliche Kälte, die durchdringenden kalten Nordwinde, welche den Winter oft bis Ende Juni verlängern und zu gewaltigen Stürmen anwachsen, machen die Gobi zu jeder bleibenden Ansiedlung unfähig, und selbst der Durchzug durch dieselbe wäre unmöglich, wenn man sich nicht des Kameels bediente, und hier und da Heerden so wie in gewissen Distanzen gegrabene Brunnen fände, in welchen sich jedoch das Wasser kaum 8—10′ tief sammelt. Trotz der kärglichen Naturgaben ist hier, wenn irgendwo, noch die Heimath der Kameele und Pferde in ihrem wilden oder dem Wildleben ganz nahen Zustande. Diese wilden Kameele mit zwei kaum sichtbaren Buckeln sollen schnell sein wie der Wind, so daß die bestberittenen Jäger sie doch nur selten mit ihren Pfeilschüssen erreichen können. Dieses zweibuckelige Kameel oder Bactrian hat sich wahrscheinlich von Westen her durch die Zucht hierhin verbreitet. Es durchwandert mit geringerer Beschwerde als jedes andere Thier die dürre Kieswüste der Gobi, obgleich es bei jedem Schritte mit seiner Last in den tiefen Sand einsinkt; aber auch das wildeste Kameel wird durch die Beschwerden der Wüste gebändigt und erliegt denselben endlich. Anfangs lassen diese Lastthiere sich nur sehr schwer zäumen und bepacken; schon nach den ersten Tagemärschen werden sie geduldiger und nehmen dabei einen raschen Gang an; nach anhaltenden Märschen von 10—14 Tagen ohne Wasser, fast ohne Futter und in Stürmen legen sie sich auf dem Wege ganz erschöpft nieder und stehen endlich nicht wieder auf; überall sind Gerippe derselben an den Wegen zerstreut. So ist das Bactrian nicht nur das Schiff der Wüste, sondern auch, indem es Ansiedelungen auf Zwischen-Stationen überflüssig macht, der Erhalter der Wüste.

Das Pferd, dieser treueste Gefährte des Nomaden durch das Hochland, übertrifft noch das Kameel an Nützlichkeit in der Gobi durch seine Ausdauer. In der Geschichte und den Gesängen der Mongolen spielt das Pferd eine Hauptrolle; wie in Homer's und Ritter Roland's Zeit werden die Pferde mit ihren Namen, Thaten, Tugenden gleich historischen Personen aufgeführt. Der Mongole geht eigentlich nie, er ruht oder er reitet; er ist wie verwachsen mit seinem Pferde, ein wahrer Centaur, und verläßt es nur im höchsten Nothfall. Der Kaiser imponirt ihnen mehr durch die Menge seiner Pferdeheerden als durch Scepter und Schmuck. Die kostbarsten Gaben der Mongolen an Kaiser und Vornehme sind Pferde, zumal Schimmel. Ihre Pferde sind klein, aber stark, ausdauernd und sehr feurig.

Außer diesen beiden Hauptthieren machen Schafheerden den größten Reichthum der Mongolen in der Gobi aus, da sie ihnen die allgemeinste Nahrung und Kleidung geben, Milch, treffliches Fleisch und Pelze.

---

252. Tibet.

(Nach C. Ritter, Erdkunde, und der Zeitschrift: Das Ausland, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die Nordseite der Mittel- und Ostgruppe des Himalaya-Systems nimmt die Plateau-Landschaft des östlichen oder eigentlichen Tibet ein, so weit sie von dem großen Strome Tibets, dem Dzangbo*), bewässert wird. Dieselbe erstreckt sich zwischen dem Kuenlun im Norden und dem Himalaya im Süden, und zwar von den heiligen Doppelseen am Kailasa, wo Indus, Ganges und Dzangbo ihre benachbarten Quellen haben, bis zu den Schneegebirgen am Khu-khu-Nor in Sifan und den chinesischen Grenzprovinzen Szütschuan und Yunnan. Dieser ungeheure Flächenraum, an Breite fast der von ganz Deutschland gleichkommend, ist keineswegs eine einförmige Fläche, sondern durch viele jenen beiden Hauptketten untergeordnete und größtentheils parallele Gebirgszüge, so wie durch manche andere Nebengruppen vielfach gegliedert und angefüllt. Ein mittlerer Hauptgebirgszug theilt diese dritte oder südlichste hohe Mittelebene Central-Asiens in eine nördliche und in eine südliche Zone von Plateau-Landschaften, von denen jene Katschi genannt wird, diese aber Tibet im engeren Sinne, oder Süd-Tibet. Jener nördliche Theil ist so gut wie unbekannt, daher wird auch, wenn von Tibet im Allgemeinen die Rede ist, nur die südliche Zone gemeint, welche den großen tibetanischen Strom Dzangbo und die einzig bekannten Residenzen der Ober-Lama's von Teshu-Lumbu und L'Hassa enthält und von drei Seiten: von Westen, Osten und Nordosten, durch Reiserouten zugänglich ist.

Den Mittelpunkt des Culturlebens bildet die seltsame Capitale Tibet's L'Hassa, die Residenz des Dalai-Lama, umgeben von vier nach den verschiedenen Weltgegenden liegenden buddhistischen Klöstern, den größten unter den 3000 Klöstern, die man in Tibet aufzählt. Namentlich trägt der Berg Botala in der Nähe von L'Hassa eine ganze Gruppe von Tempel-, Kloster- und Palastgebäuden. Auf einem seiner drei Gipfel liegt der angeblich schon um 630 nach Chr. erbaute Palast oder vielmehr das Kloster des Dalai-Lama mit einem Tempel, dessen Höhe 367' beträgt und dessen Dach vergoldet ist, im Innern zählt man 10,000 Zimmer voll Idole und anderer kostbarer und heiliger Dinge. Der Prachtsaal dieses buddhistischen Vaticans, in welchem die Tibetaner ihre Gebete um Sündenreinigung verrichten, enthält Wandgemälde historischen Inhalts und wahrscheinlich auch die chorographischen

---

*) Klaproth hält den Dzangbo für identisch mit dem Irawaddy, sich auf chinesische Angaben stützend, neuere Untersuchungen entscheiden für die Identität mit dem Dihong. Vgl. Lassen, indische Alterthumskunde I. S. 65. Anm. 2.

Tafeln, auf welchen alle einzelnen Provinzen Tibets genau abgemalt waren. Das Seltsamste, was man zu L'Hassa während der Neujahrsfeste sieht, ist das sogenannte L'Hassa-Moru, d. h. der Gesammteinbruch unzähliger Schaaren von Lama's in die Stadt und ihre Umgebungen. Das L'Hassa-Moru beginnt am dritten Tage des ersten Monats. Alle buddhistischen Klöster der Provinz Wi öffnen ihren zahlreichen Bewohnern die Thore, und man sieht auf allen nach L'Hassa führenden Straßen große Schaaren von Lama's zu Fuß, zu Pferde, zu Esel und auf brummenden Stieren mit ihren Gebetbüchern und Küchengeräthschaften tumultuarisch heranziehen. Die Stadt ist bald auf allen Punkten mit diesen Schaaren von Lama's angefüllt. Die, welche in Privathäusern und öffentlichen Gebäuden kein Unterkommen finden, bilden Lager auf Plätzen und Straßen, oder schlagen ihre kleinen Reisezelte auf dem Felde auf. Das L'Hassa-Moru dauert sechs volle Tage; während dieser Zeit sind die Tribunale geschlossen, der gewöhnliche Lauf der Gerechtigkeit aufgehoben. Die Minister und die öffentlichen Beamten verlieren gleichsam ihre Gewalt und die ganze Macht der Regierung ist gleichsam dieser furchtbaren Armee von buddhistischen Mönchen überlassen. Ihr Zweck ist, den Segen des Daila-Lama anzuflehen, und eine Pilgerfahrt zu dem berühmten Buddhistenkloster Moru, das im Innern der Stadt liegt, zu machen. Daher kommt auch der Name L'Hassa-Moru, den man diesen sechs Festtagen gegeben hat. Das Moruklofter zeichnet sich durch die Pracht und den Reichthum aus, der in seinen Tempeln zur Schau gestellt ist. Die Ordnung und Reinlichkeit, die hier herrschen, machen es gleichsam zum Muster der andern Klöster in der Provinz. Westlich vom Haupttempel ist ein ungeheurer, von einem Säulengang umgebener Garten. Hier befinden sich die typographischen Anstalten. Zahlreiche Arbeiter, die sämmtlich der Lamaserie angehören, sind täglich beschäftigt, Platten zu graviren und buddhistische Bücher zu drucken, was nach dem chinesischen Verfahren geschieht. Die Lama's, welche jährlich zu dem Feste des L'Hassa-Moru kommen, benutzen die Gelegenheit, ihre Bücherankäufe zu machen.

---

bb. Japan.

253. Die japanischen Inseln und ihre Bewohner.

(Nach Wilh. Heine, Reise um die Erde nach Japan.)

Während der große oder stille Ocean in seiner südlichen Hälfte mit Inseln gleichwie mit Perlen übersäet ist, bildet der nördliche Theil desselben eine beinahe ununterbrochene Wasserfläche, die östlich begrenzt wird von der erst in der jüngsten Zeit zu einiger Bedeutung gelangten Westküste Nord-Amerika's (Oregon, Californien) mit einer sehr dünnen Bevölkerung, westlich von der Ostküste Asiens mit einer äußerst dichten

Bevölkerung (im chinesischen Reiche), deren Geschichte sich im Dunkel der Vorzeit verliert.

Die Verbindung beider Festländer wird hier durch eine fortlaufende Kette von Inseln hergestellt, deren größte und bedeutendste, Niphon, in geographischer Lage sowohl als ihrem Flächeninhalte nach auf der östlichen Halbkugel eine ähnliche Stellung einnimmt, wie die britischen Inseln auf der westlichen. Von einer regsamen, intelligenten Bevölkerung bewohnt, würde diese Insel unfehlbar eine ebenso dominirende Stellung im stillen Ocean einnehmen, als Britannien in der Atlantis, wäre sie nicht durch ein consequent durchgeführtes Absperrungssystem beinahe außer alle Berührung mit dem Rest der Welt gekommen.

Japan im engeren Sinne des Wortes wird von drei großen Inseln gebildet: Niphon, Sikok und Kiusiu, an die sich zahllose kleinere schließen, von denen die bedeutendsten im Norden Jezzo und im Süden die Lew-chew- oder die Liu-Kiu-Gruppe sind.

Japan hat auf den Namen eines Gebirgslandes den gerechtesten Anspruch. Niphon, die Hauptinsel, wird in seiner ganzen Länge von einer Bergkette durchschnitten, welche großentheils vulkanischen Ursprungs ist, viele zum Theil noch jetzt thätige Vulkane enthält und ihre Gewässer südlich in den Pacific, nördlich in die japanische See entsendet. Der bedeutendste dieser Vulkane ist der Fusi-Yama, oder auch Fusino-Yama in der Provinz Sourouga gelegen. Den Nachrichten der Japaner zufolge entstand er in einer Nacht, 285 v. Chr., und in derselben Nacht versank eine gewaltige Landstrecke in der Nähe von Miako, den See Mitsoo (das große Wasser) bildend. Dieser Vulkan ist eine ungeheure Pyramide von vielleicht 12,000 Fuß Höhe und ist einen großen Theil des Jahres mit Schnee bedeckt. Ein Ausbruch im Jahre 799 nach Christo dauerte 34 Tage. Die ausgeworfene Asche bedeckte eine weite Landstrecke, und das Wasser ward davon röthlich gefärbt. Der heftigste Ausbruch aber fand 864 Statt, wo der Berg wie von einem Flammenkreis umgeben war; der letzte 1707, seit welcher Zeit ein Stillstand eingetreten ist.

Das Klima Japan's ist ein regelmäßiges und gesundes zu nennen. Wegen der nördlichen und nordwestlichen Winde, die von dem eisbedeckten asiatischen Festlande kalt herwehen, ist das Klima der Nordwestküste durchschnittlich kälter, als die entsprechenden Breitengrade im mittleren Europa. Schon im 32.° nördl. Breite oder auf ziemlich gleichem Breitengrade, wie Gibraltar, kömmt Eis vor; der See von Suwa und andere im 36.° nördl. Breite, ungefähr der Lage von Marseille entsprechend, sind oft mit Eis bedeckt, das im 38.° und 40.° schon stark genug ist, um die Flüsse darauf passiren zu können. Die durch die Bergkette, welche ganz Niphon durchschneidet, besser geschützte südöstliche Küste erfreut sich eines milderen Klima's, und in Folge dessen einer ungemeinen Fruchtbarkeit. Die Ebenen nordöstlich von Jeddo bis in den 38. Breitengrad sind so fruchtbar, daß sie die Kornkammer Jeddo's benannt werden, und auf beinahe der ganzen Südostküste von

Niphon, Sikok und Kiusiu trägt der Reis zwei Aernten. Die vielen das Land durchschneidenden Gebirge würden den steinigen Boden an vielen Stellen steril und unfruchtbar machen, wenn diese nicht mit außerordentlicher Sorgfalt cultivirt würden; das herrliche Klima und der Fleiß seiner Bewohner allein haben Japan zu einem der fruchtbarsten Länder der Welt gemacht. Die steilsten Bergabhänge, in Terrassen abgetheilt und sorgfältig bewässert, geben noch eine reiche Aernte, und wo kaum Platz zum Fußfassen vorhanden ist, stößt das Auge auf kleine Feld- und Gartenstücke. Das Bewässern der Felder wird von besonders dazu bestimmten Personen sorgfältig überwacht, die einem Jeden nach Verhältniß der zu bestellenden Felder eine entsprechende Quantität Wasser aus den Canälen ablassen; nichtsdestoweniger würde der Boden den Anforderungen der großen Bevölkerung kaum genügen können, wenn nicht die frugale Lebensweise der Japaner unglaubliche Quellen in den scheinbar unfruchtbarsten Gegenden fände. Die Seen, Sümpfe, Wälder und öden Gegenden bieten ihnen nicht nur Mittel, ihren Hunger zu stillen, sondern selbst Delicatessen werden aus ihren Producten bereitet. Fische, Krebse, Schaalthiere, sowie viele Arten von Seetang oder Seegras bilden Hauptbestandtheile eines japanischen Mahles, und besonders geben letzteres, gehörig zubereitet, manche sehr schmackhafte Suppen, Salate, Gemüse und Confecte.

Siebold, der gründlichste Botaniker Japans, gibt uns ein lachendes Bild der Pflanzenwelt des Landes. Während der Monate Februar, März und April bedecken schon Blumen den Boden, und selbst gewisse Früchte kommen im Süden vor. Zu dieser Zeit standen in der Bay von Jeddo herrliche 25—30 Fuß hohe Büsche der Camelia japonica in vollster Blüthe und bildeten im Verein mit den üppig grünen Weizen- und Reisfeldern einen lieblichen Contrast zu den mit Schnee bedeckten Gebirgen. Im Mai wetteifert die Thätigkeit der Menschen mit der schaffenden Urkraft der Natur, und ein lachendes Grün erfrischt und entzückt das Auge, das im Juni, tiefer und voller sich färbend, den Sommer verkündet. Das Bambusrohr, die Palme und der Bananenbaum breiten ihre zierlichen Zweige aus, und die Orangen und tausend andere süßduftende Pflanzen erfüllen die Luft mit ihren Wohlgerüchen. Im Juli wird die erste Aernte heimgebracht, und die gleich darauf eintretende Regenzeit bereitet den Boden für die zweite Saat. Im September und October bilden schon Herbstblumen ein zweites Frühjahr, und der später eintretende Winter gestattet der Natur eine kurze Ruhe, aus der sie im nächsten Frühjahr zu neuer Thätigkeit erwacht.

Die große Liebe der Japaner für eine schöne Natur läßt diese sich nicht mit den herrlichen Gehölzen von Castanien, Eichen und der wundervollen japanischen Kiefer, zwischen denen bunte Blumen blühen, begnügen, sondern selbst in den bevölkerten Städten müssen sie etwas Vegetation haben, und sogar das kleinste Haus hat ein Gärtchen, sei es auch nur einige Fuß groß, mit Zwergpflanzen.

Der Ursprung der Japaner ist ungemein schwer zu bestimmen; sie selbst betrachten sich als Autochthonen und weisen jede Andeutung eines gemeinschaftlichen Ursprungs mit den Chinesen mit Abscheu zurück.

Ihre körperliche Bildung, Religion, Sitten und Gebräuche, sowie ihre natürlichen und intellectuellen Anlagen sind sehr verschiedener Art von der der Chinesen, und Siebold sowohl als Klaproth sprechen sich entschieden gegen gemeinschaftliche Abstammung aus.

Die Küsten der Inseln sind von Fischern und Seeleuten bewohnt, ein k.einer, kräftiger Schlag, dessen Hautfarbe in Folge dessen, daß sie oft unbekleidet arbeiten, bräunlicher als die der übrigen Japaner ist. Diese Leute sind meist thätig, gutmüthig, intelligent, und gewähren mit ihren nicht unschönen Gestalten, lebhaften Augen, dunkeln, am häufigsten ganz schwarzen Haaren und leicht gebogenen Nasen eine angenehme Erscheinung.

Im Innern von Kiusiu ist die Klasse der Ackerbauer von etwas größerer Gestalt, mit vorstehenden Backenknochen, flacher Nase und etwas nach unten gezogenen Augenwinkeln, die vorherrschende. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Ueberreste vom Blute der Tataren, die auf ihren Kriegszügen häufig Kiusiu und den Süden von Niphon überflutheten, in dieser Race herrschen.

Die Bewohner der großen Städte und der Ebenen des Landes haben im ganzen Reiche ähnliches Aeußere und ähnliche Bildung. Es sind meist wohlgebildete Leute, oft über Mittelgröße und fast durchgängig von angenehmem Aeußeren, weißer Hautfarbe und guten Sitten. Die Meisten, die auf höhere Bildung und Stellung Anspruch machen, sind entweder in Jeddo erzogen worden oder haben wenigstens einige Zeit in diesem Paradiese der Japaner zugebracht. Im Norden der Insel Yezzo endlich tritt die Race der Ainos auf, ein kleiner Schlag Menschen, einen Mittelschlag zwischen den Kanakus der Südseeinseln und den Eskimos des Nordens bildend.

Die Kinder werden in einer strengen Disciplin erzogen, und die Elementarschulen werden von beiden Geschlechtern gemeinschaftlich besucht. Hier wird ihnen Schreiben und Lesen und die Grundzüge der Geschichte ihres Vaterlandes gelehrt, und damit hat die Erziehung der ärmeren Klasse ein Ende. Die Kinder der Reichen und Vornehmen besuchen noch eine Art von Hochschule, wo ihnen hauptsächlich die unzähligen Regeln der Ceremonien, die den geringsten Act im Leben des Japaners begleiten, beigebracht werden.

Eine genaue Kenntniß des Kalenders, mit genauer Kunde über die für den Beginn eines Unternehmens glücklichen oder unglücklichen Tage, gehört gleichfalls zu einer vollendeten Erziehung, sowie einige Kenntniß der Mathematik und körperliche Gewandtheit. Die Mädchen werden in den weiblichen Arbeiten und dem Vorstehen des Haushaltes unterrichtet, auch bildet oft japanische Literatur ihr Studium, und die japanische Geschichte liefert Beispiele, daß Frauen hohen Rang in der allerdings einfachen Literatur des Landes erlangt haben.

Mit 15 Jahren betrachtet man die Erziehung als vollendet; der junge Mann nimmt seine Stellung in der Gesellschaft ein, rasirt seinen Kopf nach japanischer Mode, die darin besteht, daß der obere Theil des Kopfes von der Stirn nach hinten rasirt wird, das noch vorhandene Haar auf dem Wirbel in ein Zöpfchen zusammengebunden und dessen 3—4 Zoll langes Ende auf den nackten Scheitel nach vorn gelegt wird.

Die Japaner sind gesellig, lieben Gastmähler, allerdings sehr frugaler Natur, zu veranstalten und kleine Pickenick-Partieen nach schönen Punkten, wo sie im Schatten sitzen und schmausen; Theetrinken und Rauchen sind eine beliebte Unterhaltung und Erholung. Als Stimulus dient ihnen Sacki, ein aus Reis bereitetes berauschendes Getränk, das nach Maßgabe hinzugefügter Ingredienzien verschiedenen Geschmack annimmt, vom arakähnlichen bis zu dem eines leichten Muskatellerweines.

Man trinkt sich gegenseitig Gesundheiten zu und ißt, gleichwie in China, mit Chopsticks oder kleinen Stäbchen, zwischen Daumen und Zeigefinger gehalten. Die Gerichte werden in kleine Stückchen geschnitten, auf kleinen lackirten oder porzellanenen Schaalen auf einem lackirten Präsentirteller vor jeden Gast gestellt, und dabei befindet sich eine Schaale mit Reis und ein Gefäß mit Sacki. Auch Thee wird während der Mahlzeit getrunken, Wasser jedoch selten oder nie. Bei großen Festen sucht der Wirth besonders seinen Reichthum in Porzellan und lackirten Geschirren zu entfalten; ebenso ist die Decoration des Saales eine Hauptsache, das Mahl selbst mehr Nebensache.

Die Japaner sind große Liebhaber der Musik. Sie besitzen selbst verschiedene Arten von Instrumenten, von denen ich jedoch nur Lauten, Zithern, Flöten sehr einfacher Art und Pauken gesehen habe. Die Laute wird mittels einer Art von Spatel aus Horn gespielt, um einen rhapsodischen oder melancholischen Gesang zu begleiten. Der Tanz wird ausschließlich von Frauen ausgeführt, wobei die Männer die Zuschauer bilden, und derselbe ist mehr pantomimischer Art.

Karten und Würfel sind verboten; Schach ist jedoch sehr beliebt, weicht aber von dem bei uns unter diesem Namen bekannten Spiele wesentlich ab. Ballspiel, Fliegen von Drachen, Bogenschießen nach dem Ziele und Pfänderspiele sind sehr in Gunst; Gondelfahrten auf den Seen und Flüssen, oft beim Scheine bunter Laternen, gleichfalls; es sollen sich jedoch alle Unterhaltungen durch die Beobachtung eines großen äußeren Anstandes auszeichnen.

Die Kleidung des Japaners hat verschiedene Modificationen, je nach dem Stande der Person. Das unterste Kleidungsstück ist allgemein ein weiter, bis auf die Waden reichender Kaftan, im Sommer von Nesseltuch oder leichtem Baumwollenstoff, im Winter mit Watte gefüttert. Die niederen Classen tragen oft nur dieses eine Kleidungsstück, dessen sie sich selbst im Winter bei der Arbeit oft entledigen. Um die Lenden tragen Alle eine etwa 6 Zoll breite Schärpe, die bei den Vornehmen von Seide, bei den Geringeren von gewöhnlichem Stoff ist. Soldaten und Leute der Mittelklasse tragen eine eng anliegende

Hose, in welche die unteren Enden des Kaftans gesteckt werden. Die dazu berechtigten Classen tragen die beiden Schwerter in einer weiten, um die Hüften gebundenen Schärpe, welche unbequeme Trageweise es jedoch nöthig macht, sich derselben beim Niedersitzen zu entledigen. Das oberste Kleidungsstück ist ein zweiter kürzerer Kaftan mit weiten Aermeln, deren untere Enden, zusammengenäht, eine Art von Tasche bilden. Dieses Kleidungsstück ist bei Vornehmen von einem schwarzen krepp-artigen Stoffe, bei Niederen von lichten Farben, oft blau. Auf den Aermeln, Schultern und dem Rücken sind Wappenschilder, je nach Umständen die des Kaisers, des Landesfürsten oder Edelmannes, in dessen Gefolge der Träger sich befindet, wenn er nicht selbst ein Edler ist. Die Sandalen sind meist von Stroh und durch die feine Arbeit oft ein Luxusartikel; bei sehr feuchtem Wetter jedoch bedient man sich hözerner, die mit darunter befindlichen Klötzchen, kleinen Stelzen gleichend, den Fuß vor Schmutz und Nässe bewahren. Bei feierlichen Gelegenheiten tragen die dazu berechtigten Personen sehr weite Beinkleider, oft von sehr kostbaren Brokaten, mit Gold und Silber durchwirkt und unten mit Sammt besetzt.

Die Frauen tragen einen langen Kaftan bis an die Knöchel, die der höheren Stände auch wohl bis auf die Erde schleppend, und durch einen Gürtel gehalten. Nach Befinden der Witterung werden zwei, drei oder mehr solche Gewänder, eines über dem anderen, getragen, und es sollen oft bis zu dreißig auf einmal angelegt werden, jedes von seinem besonderen Gürtel gehalten. Der letzte und äußerste Gürtel ist oft ein Gegenstand des Luxus, bis zu 12 Zoll breit, aus reichem Seidenstoff gewirkt und auf dem Rücken in eine gewaltige Schleife gebunden. Das Haar, welches meist schwarz und glänzend ist, wird nach dem Scheitel zusammengezogen, wo es in weite phantastische Flechten gelegt und mit Bändern von lebhafter Farbe, Kämmchen aus Schildkrötenschalen und bunten Nadeln geschmückt wird. Eine kleine Stelle von der Größe eines Thalers auf dem Scheitel ist rasirt, und um das Haar reicher erscheinen zu lassen, wird dasselbe manchmal über ein leichtes Gestell von Draht gelegt. Man schminkt sich sowohl weiß als roth bis zum Exceß, und die Lippen werden von verheiratheten Frauen mit Safranroth bemalt, welches ihnen auf die Länge der Zeit eine blaue Farbe gibt, was das Non plus ultra japanischer Schönheitsbegriffe zu sein scheint.

Die Häuser sind meist aus Holz erbaut und im Innern durch mit Papier überzogene Rahmen, die in Falzen sich hin- und herschieben lassen, entweder in mehrere Gemächer getheilt, oder nach Befinden der Umstände in einen einzigen großen Raum zusammengezogen. Der Fußboden ist mit feinen Matten von einer bestimmten gesetzlichen Größe überdeckt, und statt der Fenster dienen mit durchsichtigem Papier überzogene Blenden, wie denn das Papier überhaupt eine große Rolle in Japan spielt, wo es selbst zu Taschentüchern und gefirnißt zu Regenmänteln und zum Ueberziehen von Regenschirmen gebraucht wird. Im

Winter wird ein Kohlenbecken in die Mitte des Zimmers gestellt, sowie auch das Kochen auf einem offenen Heerde verrichtet wird. Das leicht-entzündliche Material des Hauses, sowie die wenige Vorsicht, mit welcher man mit Feuer umgeht, verursachen oft Feuersbrünste. Während des Aufenthaltes in der Bay von Jeddo verging kaum eine Nacht, wo der Himmel nicht an mehreren Stellen von Feuer geröthet war, und Kaempfer u. A. melden uns von den schrecklichen Feuersbrünsten, welche vor Zeiten die Städte heimsuchten, und bei einer Gelegenheit sogar den größten Theil Jeddo's in Asche legten.

254. Die Religion der Japaner.

(Nach Joh. Gottfr. Sommer, Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse, 1844.)

Die ursprüngliche Volks-Religion heißt Sinsein, von Sin (Götter) und Sein (Glaube), und die Bekenner derselben werden Sintus genannt. Dies ist die gewöhnliche Erklärung. Dr. v. Siebold aber behauptet, der wahre Name dieser Religion sei Kami-no-mitsi (der Weg zu den Göttern), welches die Chinesen mit Schin-tao übersetzen, woraus die Japaner Sintu gemacht hätten. Folgendes ist das Wichtigste dieses religiösen Systems.

Aus dem ursprünglichen Chaos entstand, selbstgeschaffen, der höchste Gott, im obersten Himmel wohnend; er ist viel zu erhaben, als daß irgend eine Sorge seine Ruhe stören könnte. Nächst ihm entstanden zwei schaffende Götter, welche aus dem Chaos das Weltgebäude hervorbrachten, bei der Schöpfung der Erde aber inne hielten und diese in einem chaotischen Zustande ließen. Das Universum wurde nun einige Myriaden von Jahren hindurch von sieben auf einander folgenden Göttern (den sogenannten Himmlischen Göttern) regiert. Der letzte hieß Iza-na-gi-mi-koto und war der einzige beweibte. Den sechs vorhergehenden standen zwar auch Göttinnen zur Seite; aber dies waren ihre Schwestern. Iza-na-gi-mi-koto ordnete das Chaos der Erde, die damals noch ganz in Wasser eingehüllt war. Er tauchte seinen Speer in das Wasser, und als er ihn wieder herauszog, entstand aus den abfallenden Tropfen eine Insel, Kiusiu, die größte von den acht Inseln, welche damals die ganze Erde ausmachten. Hierauf rief Iza-na-gi-mi-koto acht Millionen Götter ins Dasein, schuf die „zehntausend Dinge" (jorod-su-no-mono) und übertrug dann die Regierung der Welt seinem liebsten Kinde, seiner Tochter, der Sonnengöttin.

Sie regierte nur etwa 250,000 Jahre und auf sie folgten vier andere Götter (oder vielmehr nur Halbgötter), welche nach einander die Welt 2,091,042 Jahre regierten. Diese sind die irdischen oder Erdgottheiten. Der letzte verehelichte sich mit einem sterblichen Weibe und

hinterließ auf der Erde einen Sohn, Namens Sin-mu-ten-wan, den Urvater der japanischen Mikados (Kaiser).

Aber von allen diesen hohen und mächtigen Gottheiten scheint, obschon sie wesentlich zur Sintu-Mythologie gehören, gegenwärtig keine andere göttlich verehrt zu werden, als die Sonnengöttin (Ten-sio-daisin), und auch diese ist zu erhaben, als daß man sich unmittelbar an sie mit Gebeten wenden dürfte; dieses geschieht daher durch die Vermittelung der Kami, oder ihres Abkömmlings, des Mikado. Die Kami werden ihrerseits wieder in höhere und niedere eingetheilt; jene, 492, sind geborne Gottheiten (wie es scheint, bloß geistige Wesen, Engel), diese, 2640, bloß vergötterte oder durch den Mikado unter die Götter versetzte (canonisirte) Menschen (Heilige). Den Kami sind die Tempel geweiht.

Bei allen diesen zahlreichen Gottheiten sind die Tempel der Sintus gleichwohl nicht durch Götzenbilder verunstaltet. Die einzige Anregung zu frommen Empfindungen, welche sie enthalten, ist ein Spiegel, das Sinnbild vollkommener Seelenreinheit, und nächst diesem ein Gohéi, aus mehreren weißen Papierstreifen bestehend, die ebenfalls ein Sinnbild der Reinheit sind. Nach einigen Schriftstellern sind sie unbeschrieben, nach andern enthalten sie religiöse und moralische Sprüche.

Nach v. Siebold hat der Sintu eine unbestimmte Vorstellung von der Unsterblichkeit der Seele, von einem künftigen Zustande der Glückseligkeit oder des Gegentheils, als Belohnung oder Bestrafung, an abgesonderten Orten für die Guten und die Bösen. Die vornehmsten Pflichten und Tugenden, welche diese Religion vorschreibt und verlangt, sind folgende fünf: Erhaltung des reinen Feuers, als Sinnbild der Reinheit und Werkzeug der Reinigung; Sorge für Reinheit der Seele und des Leibes, durch Gehorsam gegen die Gebote der Vernunft und die Landesgesetze und durch Enthaltung von allem Unreinen; Beobachtung der festlichen Tage; Wallfahrten und die Verehrung der Kami's, sowohl in den Tempeln als zu Hause, wo jede Familie das Bild eines Kami in einer Hauscapelle oder in einem sonstigen Behältnisse aufbewahrt.

Unrein wird man durch den Umgang mit unreinen Menschen, durch Anhörung gottloser oder schändlicher Reden, durch den Genuß gewisser Speisen und durch die Berührung von Blut und todter Körper. Die Unreinheit ist größer oder geringer, d. h. von längerer oder kürzerer Dauer, je nach der Art ihres Ursprungs. Am längsten währt sie nach dem Tode eines nahen Verwandten. Während der Unreinheit ist der Besuch der Tempel und überhaupt jede Religionshandlung verboten; auch das Haupt muß stets bedeckt sein, damit die Sonnenstrahlen, wenn sie darauf fallen, nicht ebenfalls verunreinigt werden. Dieser Zustand der Unreinheit hört nicht mit dem Ablauf der bestimmten Zeit von selbst auf, sondern es müssen zur Wiedererlangung der Reinheit auch religiöse Mittel angewandt werden, worunter vornehmlich Fasten, Beten

und einsames Lesen geistlicher Bücher gehören. Die Wohnungen, wo Jemand gestorben ist, werden durch Feuer gereinigt.

An den zahlreichen Festtagen begibt man sich, ehe die feierlichen Processionen beginnen, in denjenigen Tempel, welcher dem Kami dieses Tages gewidmet ist. Vor dem Eingange desselben ist ein Gefäß mit geweihtem Wasser aufgestellt, welches zu den vorgeschriebenen Waschungen dient. Der Betende hat sein Feierkleid angelegt und kniet in der Vorhalle vor einem Gitterfenster nieder, durch welches er in den heiligen Spiegel sehen kann. Hier verrichtet er sein Gebet und bringt sein Opfer dar, welches in Reis, Früchten, Thee, Sacki*) und dergleichen besteht. Zum Schluß wirft er ein Stück Geld in die dazu aufgestellte Büchse und entfernt sich. Dies ist überhaupt die gewöhnliche Art der Gottesverehrung in den Tempeln. Noch ist zu bemerken, daß der Betende ein heiteres Gemüth mitbringen muß, damit die Gottheit durch den Anblick eines Trübsinnigen nicht gleichfalls in ihrer Heiterkeit gestört werde. Zu Hause wird in ähnlicher Weise in dem Gartentempel (Mija) gebetet. Auch jeder Mahlzeit geht ein Gebet vorher.

Die von den Tempelbesuchern geopferten Gaben an Geld und Früchten sind zum Unterhalt der Priester bestimmt. Die Sintu-Priester heißen Kaminusi, d. h. Götterwirthe. Ihre Wohnungen bei den Tempeln sind nämlich Gasthäuser, wo Reisende beherbergt und andere Gäste bewirthet werden können. Die Priester sind verheirathet und ihre Weiber sind ebenfalls Priesterinnen, welchen bestimmte Verrichtungen beim Tempel obliegen.

Aber die wichtigste religiöse Handlung des Sintu ist die Wallfahrt. Es gibt zweiundzwanzig Wallfahrtstempel im japanischen Reiche, unter welchen der Sonnentempel zu Isei (Isye) auf der Insel Niphon der vornehmste ist. Der große Haufe hält diesen Tempel für die Geburtsstätte der Sonnengöttin. Jeder Japaner, auch der Bekenner der Buddha-Religion, weß Standes und Geschlechtes er sei, muß wenigstens ein Mal im Leben nach Isei wallfahrten. Nur die Priester und Priesterinnen, so wie der Siogun (Vice-Kaiser) und einige der höchsten Fürsten, sind von dieser Verpflichtung entbunden. Letztere senden, so wie der Siogun, jährlich gewisse Stellvertreter hin. Die Pilger können nach ihrem Gefallen reisen, aber für besonders verdienstlich gilt es, wenn der Wallfahrer zu Fuß geht, als Bettler sich fortbringt und nur eine Decke zum Schlafen und ein hölzernes Trinkgefäß mit sich führt. Auch darf Niemand, der unrein ist, eine Wallfahrt unternehmen, und jeder Pilger muß sich auf der ganzen Reise sorgfältig vor Verunreinigung hüten.

Die Bekenner der Sinsein-Religion theilen sich in zwei Hauptsecten: die Yuitz und die Riobu-Sintu. Jene nennen sich vorzugsweise die Rechtgläubigen und bestehen fast gänzlich aus den Priestern. Die zweite Secte umfaßt die große Masse der Sintus und hat einige Lehren zwei

*) Das vorzüglichste Getränk der Japanesen nächst dem Thee.

anderer Religionen angenommen, welche in Japan so alt sind als der Sinsein-Glaube.

Die vornehmste dieser zwei anderen Religionen ist der Buddhismus. Der Stifter derselben (Buddha) führt in Japan den Namen Seiaka. Der erste buddhistische Priester kam aus Korea im Jahre Christi 552 und wußte der Buddha-Religion, die schon mehrere Jahrhunderte lang heimliche Anhänger in Japan gehabt hatte, dadurch öffentliche Anerkennung zu verschaffen, daß er die Sonnengottheit (Ten-sio-dai-sin) als eine Verkörperung (Avatar) des Buddha (oder vielleicht den Buddha als eine Verkörperung der Sonnengottheit) und den ältesten Sohn des damaligen Mikado als die Verkörperung eines Kami darstellte. Letzterer fand sich dadurch so geschmeichelt, daß er, nachdem er zur Würde eines Mikado gelangt war, mehrere buddhistische Tempel gründete und nach seiner Abdankung als Priester bei dem vornehmsten derselben sein Leben beschloß.

Nächst dem Buddhismus gibt es noch eine dritte Religion, Situ, oder der „Weg der Philosophen" genannt. Es ist dies bloß ein Lehrgebäude der Moral von der Art wie das chinesische System des Kongfutse (Confucius), welchem einige mit dem Buddhismus verwandte mystische Ideen über die Unsterblichkeit der Seele beigemischt sind, übrigens ohne alle Verbindung mit irgend einer Mythologie und ohne äußeren Cultus. Die ersten Bekenner dieser Situ-Lehre waren Gelehrte und andere aufgeklärte Männer, welche das Ungereimte des Sinsein einsahen und sich eben so sehr von dem Götzendienste der Buddhisten zurückgestoßen fühlten. Diese Religion war Anfangs öffentlich geduldet; aber zu der Zeit, wo das Christenthum in Japan Wurzel zu schlagen begann und dieses von der Regierung verfolgt und ausgerottet wurde, schöpfte man Verdacht, daß der Situ-Glaube ebenfalls ein heimliches Christenthum sei, oder doch zu demselben führen könne. Der Buddhismus dagegen wurde vorzugsweise begünstigt, weil man ihn als das sicherste Bollwerk gegen das Christenthum betrachtete. Nach v. Siebold sind gegenwärtig die niederen Volksclassen Buddhisten, die höheren Stände, besonders die Gebildeteren, sind heimliche Situisten, welche sich aber öffentlich zum Sinsein bekennen und den Buddhismus ungescheut verachten.

255. Wissenschaftliche Bildung der Japaner.

(Nach Joh. Gottfr. Sommer, Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse, 1844.)

Man hat die japanische Sprache lange Zeit für eine Mundart des Chinesischen gehalten, etwa von der Art, wie Spanisch und Italienisch unter sich oder mit dem Lateinischen verwandt sind. Wahrscheinlich verleitete dazu der Umstand, daß die Japaner chinesische

Schriften und Bücher lesen können, während andererseits die Chinesen Japanisch verstehen, wenn es mit chinesischen Zeichen geschrieben ist, was sehr häufig vorkommt. Neuere und genauere Bekanntschaften mit Japan und den asiatischen Sprachen überhaupt haben gezeigt, daß jene Meinung irrig war. Das Chinesische ist eine einsilbige, das Japanische eine mehrsilbige Sprache. Selbst das einfache Fürwort ich hat vier Silben: watakusi, und wir noch zwei Silben mehr: watakusidomo; doch ist zu bemerken, daß in der mündlichen Rede manche Silben verschluckt werden.

Das Alphabet besteht in 47 Buchstaben, welche durch Accente, die Aussprache betreffend, verdoppelt werden können. Hierzu kommt noch die chinesische Schrift für den Gebrauch der Gelehrten, welche darauf hindeutet, daß die Japaner ihre Wissenschaften und Künste aus China erhalten haben. Auch amtliche Schriften und öffentliche Urkunden werden chinesisch geschrieben und gedruckt. Man schreibt, sowohl Japanisch als Chinesisch, in senkrechten Zeilen, von oben nach unten, und von der Rechten zur Linken.

Die Buchdruckerkunst ist schon seit Jahrhunderten in Japan eingeführt und gleicht im Wesentlichen der chinesischen; es werden nämlich, statt beweglicher Typen, die Schriftzeichen auf Holztafeln eingeschnitten. Man hat sehr viel gedruckte Bücher, und das Lesen ist eine Lieblingsbeschäftigung beider Geschlechter, besonders am Hofe (Dairi) des Mikado.

Die Literatur umfaßt wissenschaftliche Werke verschiedener Art, Geschichte, Biographie, Poesie und Drama. Klaproth hat ein geographisches Werk ins Französische übersetzt; es geht sehr ins Einzelne und verschafft eine genaue Kenntniß der Geographie und Regierungsform der drei vom japanischen Reiche abhängigen Nebenländer, Korea, den Lutschu-Inseln und den Kurilen. Der Stil ist trocken und schwerfällig, und es fehlt an statistischen Angaben. Die moralisch-philosophischen Schriften bestehen in Commentaren der Werke des chinesischen Philosophen Kong-fu-tse (Confucius). Die s. g. Encyclopädien, von welchen Abel Rémusat nach Handschriften der königlichen Bibliothek zu Paris ein gutes Muster geliefert hat, sind eine Art Bilderbücher mit gedruckten Erklärungen und, wie andere japanische Wörterbücher, zuweilen in alphabetischer Ordnung abgefaßt.

Arzneikunde und Sternkunde sind die Wissenschaften, welche in Japan am meisten betrieben werden, und es erscheinen darüber nicht bloß Originalwerke, sondern auch Uebersetzungen europäischer Schriften (d. h. Uebersetzungen holländischer Werke). Diese Anerkennung europäischer Ueberlegenheit stellt die Japaner auf eine höhere Stufe von Bildung als diejenige ist, welche die selbstgenügsamen Chinesen einnehmen. Die Heilmittel der Japaner sind meistens aus dem Thier- und Pflanzenreiche genommen. Die chemischen Kenntnisse der Aerzte sind zu oberflächlich, als daß sie es wagen sollten, mineralische Arzneien anzuwenden. Weiter dagegen hat man es in der Pflanzenkunde gebracht, und die

Heilkräfte der Gewächse sind sehr vollständig bekannt. Ein großes Hinderniß ärztlicher Fortschritte ist der Aberglaube. Die Verunreinigung, welche mit der Berührung der Leichname verbunden ist, steht hauptsächlich der Verbreitung anatomischer Kenntnisse im Wege.

Größer sind die Fortschritte der Sternkunde, wahrscheinlich weil der Aberglaube hier wenig oder gar nicht ins Spiel kommt. Die japanischen Astronomen studiren die besten europäischen Werke, wie z. B. die von Lalande, welche ins Holländische übersetzt worden; auch haben sie den Gebrauch der meisten europäischen Instrumente gelernt.

Die Jahresrechnung und Zeiteintheilung der Japaner ist ganz eigenthümlich und für Europäer sehr schwierig. Für chronologische Zwecke hat man drei verschiedene Zeitkreise (Cyclen), von welchen der eine ziemlich verwickelt ist und auf astronomischen und naturwissenschaftlichen Grundlagen ruht, die anderen beiden aber einfacher sind und daher zuerst erwähnt werden sollen. Der gewöhnliche Cyclus für historische Begebenheiten heißt Nengo. Es ist dies eine sehr willkürliche Periode, die bald nur Ein Jahr, bald mehrere umfaßt. Sie wird nach Belieben vom jedesmaligen Mikado festgesetzt, je nachdem diesem irgend ein Ereigniß wichtig genug dafür erscheint. So befahl z. B. ein Mikado, daß mit seiner Abdankung ein neuer Nengo beginnen sollte, und nannte diesen den „Nengo des Glückes der Natur und der Kunst", damit andeutend, daß er in seiner Zurückgezogenheit sein Glück im Genusse der Natur und der Beschäftigung mit den Künsten suchen wolle. Ein solcher Nengo dauert so lange, bis eine neue merkwürdige Begebenheit den Mikado oder seinen Nachfolger veranlaßt, ihn zu beendigen und einen neuen Jahreskreis zu beginnen. Noch einfacher und daher am gebräuchlichsten ist der Dai, oder die Anzahl der Regierungsjahre des Mikado. Die einzige Schwierigkeit dabei ist, daß der Antritt oder die Abdankung oder der Tod desselben meistens in die Mitte eines Jahres fällt. Diesem wird aber dadurch abgeholfen, daß man das ganze Jahr, in welchem ein Mikado abdankt oder „verschwindet" (stirbt), für voll rechnet, so daß der Dai des Nachfolgers erst mit dem nächsten Neujahrstage anfängt. Am verwickeltsten ist der astronomische Cyclus von sechszig Jahren, zu dessen Berechnung die zwölf Zeichen des Thierkreises und die Elemente nothwendig sind. Der japanische Thierkreis hat folgende Zeichen: 1) die Maus; 2) der Stier; 3) der Tiger; 4) der Hase; 5) der Drache; 6) die Schlange; 7) das Pferd; 8) die Ziege (oder auch das Schaf); 9) der Affe; 10) der Hahn; 11) der Hund und 12) der Eber. Die Zahl der Elemente ist fünf: Feuer, Wasser, Erde, Metall und Holz. Jedes kann wieder für sich in zweifacher Art betrachtet werden, zuerst in seinem natürlichen Zustande und dann als zum Gebrauch des Menschen verwendet, wodurch zehn Elemente entstehen. So ist Kino-je das natürliche Holz oder das erste Element, Kino-to aber, das gefällte oder Zimmer- oder Werkholz, das zweite Element. Fino-je ist das natürliche Feuer, wie es sich in der Sonnenhitze, im Blitz, beim Ausbruche eines Vulkans kund gibt,

Fino-to das von Menschen erzeugte Feuer mittels Holz, Oel 2c. Diese zehn Elemente werden nun auf verschiedene Weise mit den Zeichen des Thierkreises verbunden und man erhält dadurch sechszig Figuren, deren jede ein Jahr bedeutet.

Das Jahr hat zwölf Mondenmonate, enthält aber mehr Tage, als zu einem solchen Jahre gehören würden, weil der Mikado bald diesem, bald jenem Monate ein paar Tage zugibt, was jedes Jahr im Kalender angezeigt ist. Die dadurch entstehenden Abweichungen vom Sonnenjahre werden alle drei Jahre durch einen Schaltmonat ausgeglichen, der aber ebenfalls eine willkührliche Länge hat.

Am seltsamsten jedoch erscheint die japanische Stundeneintheilung des Tages. Der natürliche Tag und die Nacht haben zusammen nur zwölf Stunden, wovon sechs auf den Tag (d. h. von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang) und sechs auf die Nacht (vom Untergang der Sonne bis zu ihrem Aufgange) kommen. Beiderlei Stunden sind daher, zur Zeit der Nachtgleichen ausgenommen, stets von abwechselnder Länge. Streng genommen sollte diese Länge von Tag zu Tag verschieden sein. Man begnügt sich jedoch mit einer nur viermaligen Abänderung im Jahre, welche alle drei Monate eintritt. Außerdem hat aber auch die Benennung und das Zählen der Stunden etwas ganz Eigenthümliches, und Beides steht in Verbindung mit den Sternbildern des Thierkreises. Trotz der Eintheilung in zwölf Stunden wird nur bis neun gezählt. Mittag und Mitternacht sind neun Uhr, Sonnenaufgang und Sonnenuntergang sechs Uhr. Wenn man fragt, wie neun Uhr in zwölf Stunden zwei Mal vorkommen kann, so wird geantwortet, daß diese arithmetische Unmöglichkeit dadurch gehoben wird, daß man die ersten und die letzten drei Zahlen wegläßt und mit vier beginnt, mit neun aufhört. Das Ganze stellt sich nämlich in folgender Weise dar. Neun (Mittag oder Mitternacht) ist der Punkt, von dem das Zählen ausgeht, oder die erste Stunde. Zwei Mal 9 ist 18; die Decimalziffer 1 abgezogen, bleibt 8 als die zweite (Tag- oder Nacht-) Stunde, oder acht Uhr. Drei Mal 9 ist 27; die 2 abgezogen, bleibt 7 als die dritte (Tag- oder Nacht-) Stunde oder sieben Uhr. So geht es fort bis: 6 Mal 9 ist 54, wo man durch Abziehen der Ziffer 5 die vierte Stunde oder vier Uhr erhält, auf welche nun abermals 9 Uhr folgt. Folgende Uebersicht zeigt zugleich die Benennung der Stunden nach den 12 Sternbildern des Thierkreises.

Mitternacht.	Mittag.
9 Uhr oder die Mausstunde.	9 Uhr oder die Pferdestunde.
8 „ „ „ Stierstunde.	8 „ „ „ Ziegen- o. Schafst.
7 „ „ „ Tigerstunde.	7 „ „ „ Affenstunde.
Sonnenaufgang.	**Sonnenuntergang.**
6 Uhr oder die Hasenstunde.	6 Uhr oder die Hahnstunde.
5 „ „ „ Drachenstunde.	5 „ „ „ Hundsstunde.
4 „ „ „ Schlangenstunde.	4 „ „ „ Eberstunde.

Jede Stunde wird durch Glockenschläge in den verschiedenen Tempeln angezeigt, und zum Abmessen der Stunden hat man Pendeluhren. Auch werden brennbare Stoffe von einer bestimmten Größe angezündet, um nach deren Brennen die Zeit zu messen.

Die Japaner verstehen sich auch auf Meßkunst, selbst Trigonometrie, und sind gute Baumeister. Sie haben Canäle, häuptsächlich zur Bewässerung der Felder, und mancherlei Arten von Brücken. Sie haben gelernt, mittels des Barometers die Höhen der Berge zu bestimmen, und in neuer Zeit sehr gute Landkarten gezeichnet. Außer Uhren verfertigen sie auch Wassermühlen und Drechselbänke, haben aber keine Lust, andere Maschinen zur vortheilhafteren Betreibung der Gewerbe nachzuahmen. Als dem Siogun (Vice-Kaiser) von der holländischen Factorei das Modell einer Oelmühle zum Geschenk gemacht wurde, bewunderte man zwar die sinnreiche Erfindung, gab es aber zurück mit der Bemerkung, daß eine solche Maschine die zahlreichen Japaner, welche auf die bisher gewöhnliche Weise Oel bereiten, um ihr Brod bringen würde.*) Sehr zurück aber sind die Japaner in der Kriegsbaukunst und der Schifffahrt, obschon der Compaß ihnen seit alter Zeit bekannt ist.

256. Nangasacki.

(Nach dem „Ausland", 1840.)

Nangasacki ist eine der ansehnlichsten Städte des japanischen Reiches, die gleich mehreren europäischen ihren Ursprung von einem unbedeutenden Fischerdorf ableitet. Als die Politik des Koebo (japanischen Oberfeldherrn) die Ausschließung aller fremden Nationen aus Japan beschloß, bezeichnete er Nangasacki als den einzigen Ort, zu welchem fremde Kaufleute, und zwar nur Holländer und Chinesen, den Zugang haben sollten.

So sehr die Japaner sich rühmen mögen, im Schooße ihres Landes alles das zu besitzen, was zur Existenz nothwendig ist, so scheinen sie sich doch gern zu den beiden Nationen hinzuneigen. Zu den Chinesen ohne Zweifel deshalb, weil die erste Cultur aus China über Korea zu ihnen gekommen ist, — zu den Niederländern, um von diesen Kenntniß der Fortschritte des europäischen Geistes zu erhalten und so die anderen Völker des Ostens, z. B. China, das im geistigen Stillstande verharrende, zu überflügeln.

Die Stadt Nangasacki ist an eine Höhe gelehnt, die das Ende von zwei Bergreihen ausmacht, welche die Gestalt eines länglichen Hufeisens haben, in dessen innere Biegung das Meer hineintritt und so die vortreffliche Bai von Nangasacki bildet. Die Lage der Stadt am Berge ist dadurch uneben, und ein Spaziergang durch dieselbe führt Treppe

*) Nach den jüngsten Nachrichten existiren in Nangasacki Fabriken mit Dampfmaschinen, ebenso Telegraphenlinien, und der Bau einer Eisenbahn von Jeddo nach Miako ist vom Kaiser angeordnet.

auf und ab, durch Straßen hin, die mit ungleichen Steinen gepflastert sind. Durch Fuhrwerke wird man in Nangasacki nicht belästigt, und das ist eine große Annehmlichkeit für die Fußgänger, namentlich aber für die Träger der Norimons, einer Art Palankin, worin sich die Vornehmen der Stadt tragen lassen. Die Geschicklichkeit dieser Träger ist bewundernswerth; ihr Gang ist so schwebend und gleichförmig, daß ein volles Wasserglas ohne Verlust seines Inhalts sich in dem Norimon befinden kann.

Nangasacki ist sonst ziemlich regelmäßig angelegt; die geraden Straßen kreuzen sich in rechten Winkeln und haben eine bestimmte Länge von etwa 73 holländischen Ellen. Abgeschlossen sind sie durch Gitterthore, so daß nach Belieben jede Straße von der anderen abgesperrt werden kann, ein Mittel, zu welchem die japanische Policei öfters ihre Zuflucht nimmt. Man zählt in Nangasacki 79 solcher Straßen, dazu außer der Stadt noch 13; da jede Straße etwa 100 Häuser hat, so ist die Zahl aller Häuser ungefähr 10,000. Jedes Haus wird nur von sechs bis sieben Menschen bewohnt, so daß die gesammte Einwohnerzahl sich auf 60-—70,000 Menschen beläuft.

Der Ausgang jeder Straße ist durch eine sehr kleine Capelle bezeichnet; das ganze Capellchen besteht bloß aus einem steinernen Untersatz von ungefähr einem Fuß im Durchmesser und drei bis vier Fuß Höhe. Oben ist ein kleines steinernes Tempelchen aufgesetzt in Form einer Laterne, drei Fuß im Umkreise und zwei Fuß hoch, im Innern zwei oder drei Heiligenbilder enthaltend, welche die Schirmvögte der Straße vorstellen und von den Vorübergehenden mit Blumenopfern und Gebeten begrüßt werden.

Die Häuser sind nur von leichtem Fachwerk erbaut, das mit einem Flechtwerk von Bambusrohr verkleidet und mit Kalk überstrichen ist. Doch sind alle Gebäude mit gebrannten Ziegeln gedeckt. Nur bei den vornehmsten Häusern trifft man die Wände von behauenen Quadersteinen. Die einzelnen Zimmer werden durch hölzerne Rahmen geschieden, die mit buntem Papier überklebt sind; an den Eingängen befinden sich keine Thüren, wie bei uns, sondern bloße Schieber. Auch Fenster wie die europäischen haben die Japaner nicht; die Oeffnungen der Zimmer, welche nach der Straße zu liegen, sind mit Jalousieen versehen. Der leichte Baustoff und die große Unachtsamkeit verursachen oft große Feuersbrünste, ähnlich wie in Konstantinopel. Diese Gefahr hat die Hausbesitzer veranlaßt, daß sie fast immer ein feuerfestes Gebäude in der Nähe ihrer Wohnung haben, das mit Kupfer bedeckt ist und die werthvollsten Sachen bewahrt.

Merkwürdig sind die zu jedem Hause gehörigen Lustgärten, und zwar wegen des verkleinerten Maßstabes, in dem sie angelegt sind. Jedes, auch noch so kleine Wohnhaus, besitzt einen solchen Garten, der manchmal nur so groß ist, wie eine Tischplatte, trotz dieser Kleinheit aber von dem Japaner mit Bergen, Felsen, Teichen, Blumen, kurz, mit allem besäet ist, was nur in einen großen Park gehört. Man

könnte sagen, daß, wie unsere Gärten in Europa die Natur in Bildern nachahmen, ein japanisches Gärtchen wieder ein Miniaturbild von solch einem Bilde ist.

c. Süd-Asien.

257. Die drei Halbinseln Süd-Asiens im Vergleich zu den drei Halbinseln Süd-Europa's*).

(Nach C. Ritter, Erdkunde.)

Wie die drei südlichen Gliederungen Europa's, die spanische, die italische, die griechische Halbinsel, in gleichen Breiten, unter gleichem Himmel, in ihren Verhältnissen einander vielfach verschwistert, auch die frühesten Keime europäischer Civilisation und Cultur auf ihrem Boden entwickelten, deren reiche Saat dann durch das mittlere und nördliche Europa ausgestreut ward: so erhielt auch die natürliche Gestalt Süd-Asiens ihre drei großen, vom indischen Weltmeere umspülten Halbinseln, die arabische, indische und indo-chinesische. Diese beiden Gruppen der Halbinselländer des Morgen- und Abendlandes sind die größten Bereicherungen beider Erdgestalten: es sind ihre am schönsten und mannichfaltigsten ausgerüsteten, ihre am meisten entwickelten Glieder und Organe des Verkehrs, die, zwischen dem 10. bis 40.° N. Br. ausgebreitet, von Ost gen West ein Drittheil der Erde umlagern und dem Süden zu ihre Fühlhörner ausstrecken. Zu ihnen gehören sechs der verschiedensten Ländersysteme, deren jedes mit seinen Bewohnern eine Welt für sich bildet, die mit mehr oder weniger gewonnener Selbständigkeit ihren Schooß frühzeitig dem Lichte höherer Cultur aufschloß und zu ihrer Zeit im fortschreitenden Gange der Geschichte der Menschheit mit eigenthümlichem Glanz und Pracht sich entfaltete. Dies sind die merkwürdigsten Halbinseln des Orients und des Occidents, in zweierlei Gruppen, mit ihren Nordenden verschiedenen Erdgestalten, der europäischen und asiatischen, angehörend, mit ihren verschiedensten Gestadeverhältnissen auf ganz verschiedene Oceane angewiesen, auf den indischen und östlichen, wie durch das mittelländische Meer auf den atlantischen West-Ocean: beide daher im Fortgange der Weltgeschichte ganz verschiedenen Cultur-Regionen und Cultur-Epochen zugewiesen. Beide sind durch die zwischenliegende Landenge Vorder-Asiens, durch den syrischen Isthmus, von einander geschieden, aber durch die peninsulare Brücke Klein-Asiens, die sich nach Europa als äußerstes Glied des Hochlandes hinüberstreckt, auch wieder auf eine sehr freie Weise für Völkerverhältnisse verbunden. Die Westgruppe ist etwas höher in die gemäßigtere Zone hinaufgerückt als die mehr tropische Ostgruppe Süd-Asiens, die

*) Vergl. Band I. S. 71.

jedoch nirgends die Linie des Aequators mit ihren südlichsten Vorgebirgen erreicht. Beider Geschichtsgang entspricht der klimatischen Stellung im schwülen und gluthheißen Süden der Inder und Araber wie in dem klaren und warmen Himmel Griechenlands und Italiens, wo das Feuer der Imagination unter dem Schatten des Lorbeer und Agrumi auflodert, während es dort selbst unter Kokos- und Palmenhainen jede Kraft kocht und verzehrt. In der Mitte dieser asiatischen Ostgruppe liegt Indien, gleichsam das Italien des Orients, der universal-historische Durchgangspunkt aller wie Radien hin- und zurückwirkenden Kräfte, der Ansiedelungen und Bewegungen der Völker, das Ziel der Eroberer, der Sammelplatz der Weltschiffer, der Ausgangspunkt einer Weltindustrie, der universellsten und reichsten Productenspende der Edelsteine und Gewürze, des Verkehres der mannichfaltigsten Art, nach allen Regionen der Erde, durch alle Zeiten, für alle Nationen. Dieses Indien aber besteht eben aus den doppelartigen Naturformen eines für sich gesonderten Hochlandes, dem milden Plateau von Dekhan, in seinem südlichsten Triangellande von der Ceylonstraße bis zum Nerbudastrome, und, von diesem nordwärts bis zur Vorkette des Himalaya-Systemes wie zu den Solimanketten, aus dem reich bewässerten Tieflande Hindostans, gleichfalls in Dreiecksgestalt, mit der günstigsten Bewässerung durch Strom-Systeme doppelter Senkung. Auch auf der hinterindischen Halbinsel und in Süd-China liegen solche mehr oder weniger vom großen centralen Hochlande gesonderte, kleinere Hochländer niedriger Art, die wir die der Malayen und der Süd-Chinesen nennen können, in deren Rücken ebenfalls größere Tiefländer ausgebreitet liegen, deren Umgrenzungen und Höhen noch nicht mit solcher Bestimmtheit erkannt sind. Wie aber das Plateau von Dekhan dem östlichen Hochlande vorgelagert ist als völlig isolirte, selbständige Berglandschaft, ebenso ist auch in Vorder-Asien die vorliegende Halbinsel Arabiens in vertikaler Hinsicht bereichert durch das Hochland Arabiens, welches den größeren Theil der trapezoidischen Halbinsel dieses Namens füllt und in Lage, Höhe und Verbreitung die nächste Verwandtschaft mit dem Plateaulande des Atlas zu haben scheint. Das syrisch-arabische Tiefland im Süden des Euphratlaufes liegt diesem Berglande Arabiens (Nedsched, das Hochland der Araber) gegen Norden als flache Ebene ebenso vor, wie das tiefe Hindostan zwischen Dekhan und dem Ganges- und Indusgebiete. Im Süden dieser tiefgelegenen sogenannten syrisch-arabischen Wüste mit dem Glutklima der Sahara und mit Dattelhainen erhebt sich erst das kühlere, palmenleere arabische Hochland mit den rundum aufsteigenden wasserreichen Terrassen-Abhängen bis Arabia felix hinab, auf denen allein die Kaffeecultur einheimisch werden konnte, und auf dessen Rücken der nomadisirende Wahabi in seinen Reiterschaaren umherstreift.

Kleinere Tiefländer sind demnach hier in Süd-Asiens Umsäumung kleineren Hochländern zwischengestellt gegen das gemeinsame centrale Hochland, und hiedurch, denn an sich sind ihre beiderseitigen Ausbreitungen immer noch räumlich groß genug, entstand die so unbeschreiblich

reiche und grandiose vertikale Gliederung der süd-asiatischen Länderräume, welche überall deren horizontale Gliederung doppelt steigerte und der historischen Entwickelung der Völker durch die physikalische der Naturverhältnisse die überall durchleuchtende Folie darbot.

---

aa. Hinter-Indien.

258. Stellung der sog. indo-chinesischen Reiche*).

(Nach dem „Ausland“ 1855, vom Professor Neumann.)

Länder innerhalb zweier großer Cultursysteme ermangeln einer selbständigen Bildung, einer selbständigen Geschichte; die Einflüsse mächtiger Nachbarn gestatten kein besonderes Leben. Selbst der Name jener weitgestreckten Gaue, welche auf drei Seiten vom Meere und im Norden von Alpen umgeben sind, die theils zum Mittelreich, theils zu Hindostan gehören, steht schwankend da in der Weltgeschichte. Sie werden bald Hinter-Indien, bald Halbinsel jenseits des Ganges genannt, bald auch, eben der zwiefachen Einwirkung wegen, indo-chinesische Länder, und deren Bewohner indo-chinesische Völkerschaften. Dasselbe gilt von einzelnen Marken und Städten; sie heißen nicht selten verschieden in Junnan, in Siam und Birma, in Kambodscha und Annam und führen wohl überdies eigene Namen bei den benachbarten Malayen und Chinesen.

Die Halbinsel ist durch sechs Meridianketten in eben so viele Längenthäler gespalten, jedes von einem Strome durchflossen, welche die staatlichen Verhältnisse und geschichtlichen Ereignisse bestimmen. Dieser natürlichen Beschaffenheit gemäß zerfällt sie bald in sechs, bald auch in weniger Reiche; es hat sich bald in diesem, bald in jenem Thale dieser und jener Stamm, diese und jene Familie zur herrschenden emporgeschwungen. Man findet jedoch in den meisten Jahrhunderten, vermöge dreier Hauptrinnsale der, gleichwie die Cultur, außerhalb Landes entspringenden Flüsse — des Irawaddi, des Menam und Makhaum oder Mekon — drei größere Reiche: Annam, Schan und Pegu, oder unter anderm Namen: Cochin-China, Siam und Birma. Alle diese Reiche sind jetzt bereits von der meergebietenden europäischen Macht umgeben. Sie beherrscht im Süden die Gestade-Landschaften der malayischen Halbinsel, dann Tenasserim, Ye, Tawoi und Arakan; im Norden die Gebirgsgaue Kaschar, Manipur und Asam, wo eine Anzahl Stämme gegen die herrschsüchtigen civilisirten Völker Schutz gesucht und gefunden haben. Schnell naht die Zeit heran, wo die Briten auch über das Innere der vielfach gegliederten Halbinsel eine unmittelbare Herrschaft erringen werden und müssen. Und sie wird die Eroberung reichlich

*) Auch in der Zeitschrift: „Die Gegenwart“ (VIII. S. 108 f.) abgedruckt.

lohnen. Enthält sie doch die begabtesten Länder des asiatischen Festlands! Es herrscht hier große, mannichfaltige Fruchtbarkeit des Bodens und ein Reichthum an den verschiedensten mineralischen Stoffen; die schönen Flüsse gewähren einen ungehinderten Binnenhandel nach allen Richtungen; die Anzahl und Vortrefflichkeit der Häfen bietet Gelegenheit für jeglichen Weltverkehr nach Indien und China, nach Australien und Afrika.

Die Bewohner der Halbinsel sind nach Gestalt und Sprache den Völkern des Mittelreiches verwandt; je näher ihre Sitze dieser Culturheimath des östlichen Asiens, desto inniger ist auch die Verwandtschaft. Mit Ausnahme der Annamesen haben sie aber sämmtlich ihre Religion und Cultur aus Indien erhalten. Die Literaturen sind auf dem Grunde der über Ceylon eingeführten Religionsbücher und Legenden des Buddhismus herangewachsen; selbst die Sprachen der westlichen Indo-Chinesen haben durch Aufnahme einer großen Anzahl indischer Wörter ihren einsilbigen chinesischen Charakter zum Theil verändert. In den entfernteren Ländern, im obern Laos und Tongking und zu Kambodscha, Tsiampa, Cochin-China und Junnan, welches in jeder Beziehung zur Halbinsel gehört, konnte der im Laufe der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung eindringende Buddhismus, so wenig wie in China selbst, die einheimischen Sprachen und Glaubensformen verdrängen. Die altchinesische Naturreligion hat sich hier immer noch als herrschende erhalten.

259. Die horizontale und vertikale Gliederung Hinter-Indiens.

(Nach C. Ritter, Erdkunde, und H. Berghaus, geo-hydrographisches Memoir von Hinter-Indien.)

Unter den Dwipas oder Halb-Eilanden der indischen Erdwelt nimmt das continentale Hinter-Indien, an dem Südostende Asiens, die Gestalt eines dreifach getheilten, vielfach eingeschnittenen Lotosblattes ein, und weiset mit der äußersten langgestreckten Südspitze hinüber auf die sundische Inselgruppe und durch diese auf sein Verhältniß zur Australwelt. Es trennt die chinesischen Gewässer im Osten von den bengalischen im Westen, der sundische Archipelagus liegt ihm im Süden vor; es tritt gegen den Norden in immer breiterem Zusammenhange mit dem continentalen Stamme von Central-Asien hervor; es steht dort unmittelbar in Verbindung mit dem Südrande des gemeinsamen Hochlandes, und dieses sendet seine vielfachen Gliederungen, sei es in Berg- wie in Strom-Systemen, durch diese Halbinsel aus in meridianen, unter sich mehr oder weniger parallelen oder radienartig auseinander gehenden Richtungen gegen Süden und Südosten. Hiedurch, wie durch die vielfachen Wechsel der Längen und Breiten der unter sich wieder abgesonderten horizontalen Räume, so auch nach Tiefen und Höhen der ver-

tikalen, erhält die Halbinsel ihre plastischen Gestaltungen, und, verbunden mit ihrem Hinausragen aus der Continentalwelt in die maritime, im Kranze des Gestadegürtels wie durch ihre klimatische Verbreitung aus dem subtropischen durch das tropische Gebiet, bis zur Aequators-Nähe ihre vollständige geographische Charakteristik.

Die ganze Länge des großen Halb-Eilandes, von dem großen Gebirgsknoten der Schneeketten südwärts bis zur Südspitze von Singapore, beträgt über 400 geographische Meilen. Der Flächeninhalt beträgt über 40,000 Quadrat-Meilen, und, die malayische Landzunge von etwa 4000 Quadrat-Meilen abgerechnet, würde für den eigentlichen Stamm derselben noch immer das bedeutende Areal von 36,000 Quadrat-Meilen, oder die Größe von Spanien, Frankreich, Deutschland und Italien übrig bleiben, mit der malayischen Landzunge aber noch der Raum von England und Schottland hinzugerechnet werden müssen — dies zur stets gegenwärtig zu haltenden Vergleichung der asiatischen mit den europäischen Räumen.

Vier von Süden gegen Norden tief in den Continent einschneidende Golfe des indischen Weltmeeres, der Golf von Tongking, der Meerbusen von Siam, der Golf von Martaban und der bengalische Meerbusen, sind es, welche das Dwipa Hinter-Indiens theilweise vom Festlande ablösen, es wieder in sich in drei Haupttheile, von der maritimen Seite her, scheiden, von der andern Seite her aber die herabsetzenden Thalbildungen und großen wie kleinern Strom-Systeme, etwa 7 bis 8, die alle vom Norden gegen Süden ziehen, aus der Mitte des Continentes gleichsam hervorlocken. Die durch dieses Eindringen der Golfe bewirkte, vermannichfachte Gestade-Entwickelung gibt dem Halb-Eilande eine Seegrenze von nicht vollen 1500 Längenmeilen, davon die kürzere Küstenlinie von 540 Meilen den bengalischen Golf begrenzt oder die Westküste der Halbinsel einnimmt, die längere aber, von etwa 900 Meilen, die chinesische See vom Cap Romania nordostwärts bis zur Grenze China's umläuft. Kaum 20 geogr. Meilen nimmt die Südküste der Malacca-Halbinsel gegen die Malaccastraße ein.

I. Das cochin-chinesische Küstengebirge ist die erste, die östlichste der Meridianketten, welche die Halbinsel von Norden nach Süden durchstreichen; wo ihre Verzweigung im Norden vom Alpenlande Yünnans beginnt, ist unbekannt. Von diesem Nordende durchstreicht das breite, massige Küstengebirge gegen S.S.O. mehrere hundert Meilen einer Landschaft, die völlig Terra incognita von der Westseite gegen das Hauptthal des Stromes von Kambodscha bleibt, nur an der östlichen Küstenseite ist sie aus der Ferne von Europäern erblickt, und in ihren Vorgebirgen hie und da näher erforscht. Sie scheidet eben diese östliche Gestade-Landschaft Cochin-China's von dem Binnenlande, das vom Makhaum durchströmt wird und in dessen oberem Laufe zu Laos gehört, im untern Kambodscha heißt.

II. Das Scheidegebirge zwischen Laos-Kambodscha im Osten und Siam im Westen, ist das zweite große Meridiangebirge der Halbinsel im Pa-

rallelismus mit dem vorigen, welches aber das Längenthal des Kambodscha-stromes (Makhaum) im Osten von dem Längenthal des Siam-Stromes (Menam) im Westen trennt. Seine nördliche Wurzel liegt offenbar in den südlichen Schneegebirgen Yünnans. Uebrigens setzt es sich keineswegs südwärts bis zur Kambodscha-Spitze fort, sondern senkt sich schon viel weiter nordwärts von da, zwischen 12 bis 13° N. Br., in die ebene Landschaft von Tschantabon (Chantabond) zum Siam-Golf herab, von welcher südostwärts eine wohl 100 Meilen lange Niederung, das ebene Mündungsland, oder der kornreiche Deltaboden Kambodscha's, dem Berglande vorgeschoben und als Alluvialboden vorgelagert erscheint. Der große Hauptstrom von Siam (Menam) ist in seiner ganzen Länge, deren obere Thalstufe zu Laos (Lactho, oder zum Lande der Jün Schan) gehört, die untere zu Siam, der westliche Begleiter dieses Gebirgszuges bis zum innersten Winkel des Golfes von Siam, wo Bangkok, die Residenz liegt.

III. Das Siamesische Gebirge, oder das Scheidegebirge zwischen Siam im Osten und Ava im Westen, oder zwischen dem Menam und dem Strom von Martaban, ist das dritte große Meridiangebirge der Halbinsel, dessen Wurzel im Norden ebenfalls in Süd-Yünnan liegen muß, umflossen von den nahen Quellen des Menam. Sie setzt keineswegs als zusammenhangende Kette sich weiter südwärts durch die malayische Halbinsel fort, sondern diese bildet für sich ein eigenes Gebirge, das wir zum Unterschiede von jenem das malayische Inselgebirge nennen können, weil es nur geringer Meereserhöhung bedürfte, um die Lücke der Landenge Krah mit Wasser bedeckend zur Wasserstraße Krah umzugestalten.

IV. Das Scheidegebirge zwischen dem Saluaen und dem Irawaddi, oder das Scheidegebirge von Ava, das auch die weniger bekannten Völker der Schanwa im Osten von den politisch herrschend gewordenen Birmanen im Westen, und die von Pegu gegen Südwesten in ihren früheren Wohnsitzen scheidet, ist das vierte große Meridiangebirge, mit vorherrschender Richtung direct vom Norden gegen Süden. Der große Strom von Ava, der Irawaddi, der sechste der merkwürdigen Parallelströme, aber unter den kolossalen Formen derselben, dem Kambodscha-, Siam- und Martaban-Strome, der vierte (falls er aus Tibet kommen sollte, der wahre Riesenstrom Asiens und nur dem Ta Kiang vergleichbar), bleibt aber auch bei verkürzter Quelle in der Langtan-Schneekette immer noch einer der bedeutendsten Ströme Hinter-Indiens. Er begreift das allein in seinem unteren und mittleren Laufe genauer durch die Briten-Expeditionen gegen die Birmanen erforschte, historisch merkwürdigste Stromsystem des ganzen Halb-Eilandes. In seinem mittleren Stufenlande sind die Culturebenen mit den Residenzen von Ava und Umerapura bekannt genug geworden, in seinem unteren vielfach verzweigten Laufe seine Delta-Niederung. Gehen wir nun endlich zur Westseite des Irawaddi über, so tritt uns hier

V. in den Küstenketten von Arracan das fünfte der großen von

Norden nach Süden streichenden Meridiangebirge entgegen, welches vom Cap Negrais am Südende nordwärts sich in mehreren Parallelzügen, die gegen Westen anfänglich unmittelbar zum Meere abstürzen, dann aber zum Thale des Arracan-Flusses fallen, an das Bergland von Munipur und Nora anschließt. Der Strom von Arracan, Koladyng, der siebente der Parallelströme, gehört zwar nur den kürzeren unter denselben an, ist aber darum doch nicht ganz unbedeutend.

Diese nordwestliche Gruppe des Berglandes schaart sich der südlichen Grenzgebirgswand Asams mehr als eine breite plateauartige Berglandschaft an, welche der Brahmaputra-Strom im untern Asam, divergirend von allen andern Normalrichtungen der hinter-indischen Parallelströme, erst gegen Westen und dann von Goalpara an gegen Südwesten umlaufen muß, um die Normal-Direction jener anderen Nachbarströme, wenn auch nur auf kurze Strecke, bis zur Mündung zu erlangen, eine Normalrichtung so vieler kolossaler und untergeordneter Landströme, welche mit der Systematik der mächtigen Meridiangebirge über einen so weiten Erdraum verbreitet, wahrhaft in Erstaunen setzt, wenn man bedenkt, daß gleichartige Erscheinungen dieser Art doch wohl nur das Product gleichartig wirkender, hier wohl auch nur gleichzeitig entwickelter Kräfte sein konnten. Sei es nun, daß gleich ursprüngliche gemeinsame Emporhebungen und Aufblähungen der centralen Plateaumasse Hoch-Asiens auch diese vorherrschend fünf großen hinter-indischen Meridian-Gebirgszüge, wie jene vier großen chinesischen Parallelketten*) an der steilen, pelagischen Seite des Erdringes, zu gleicher Zeit aus dem Schooße des Meeresbodens durch Dämpfegewalt mit emporrissen, oder daß durch successive Emportreibungen der cyclopischen Gewalten erst nach einander die seltsamen, langgestreckten Gebirgsketten hervortraten, immer wird die Gleichförmigkeit der kolossalen Erscheinung der Gliederung von Thal- und Gebirgsform in Südost-Asien auf dem Uebergange zwischen der zerrissensten Stelle der Planetenrinde in der Sunda-Gruppe, und der compactesten Massenerhebung derselben im centralen Hoch-Asien zum weiteren Nachdenken über die Bildung des planetarischen Erdganzen auffordern. Vielleicht darf man eben hier, in dieser grandiosen Localität des Planeten, den Anfang des Hervortretens seiner Veste der alten Welt aus den Wasserbedeckungen ahnen, weil hier die mächtigsten Formen mit den mächtigsten Gewalten im Conflict hervortraten, gegen welche die anderen Formen nur wie gegliederte Nachwirkungen durch die alte Welt, in der neuen aber als gegliederte gleichzeitige Gegenwirkungen erscheinen.

*) Vier von Westen nach Osten ziehende, parallele Gebirgsketten theilen China von Süden nach Norden in seine großen Thalgebiete, es sind der Jü-Ling (die südlichste), der Nan-Ling, d. h. Südkette, der Ta-Pa-Ling (die mittlere), der Pe-Ling, d. i. Nordkette.

260. Die Bevölkerung Hinter-Indiens, insbesondere die Siamesen.

(Nach Georg Finlayson, Gesandtschaftsreise nach Siam, und John Crawfurd, envoy Journal of an embassy to the courts of Siam and Cochin-China.)

Die verschiedenen Nationen des jenseitigen Indiens (im Ganzen 22—23 Millionen Köpfe) bilden unverkennbar eine große Völkerfamilie, die zwar Vieles Gemeinsame aufzuweisen hat, namentlich das Gepräge der Mongolen Central-Asiens, aber noch mehr Verschiedenartiges, wodurch die Glieder der großen Familie sich zu bestimmten Völker-Individuen gestalten.

Der Mongolen-Race gehören sowohl die Siamesen an, als die Bewohner von Ava, Pegu, Kambodscha und Cochin-China, welche letztere den Chinesen wiederum mehr als andere gleichen. Die Größe der Individuen ist etwas geringer, als bei den Völkern kaukasischer Race, die Hautfarbe bei den meisten gelb, bei den obern Ständen durch gelbe Schminke fast bis zum Goldfarbigen erhöht, das Gesicht bei allen sehr breit und platt, die Augen klein, die Nase mehr klein als platt, der Mund breit, die Lippen dick, der Bart sehr dünn, nur aus wenigen Haaren bestehend, wogegen das dicke, grobe, stets schwarze Haupthaar besonders tief ins Gesicht herabhängt. Der Schädel ist cylinderförmig, der obere Theil desselben oft ganz ungewöhnlich flach. Die Glieder, kurz, dick, stämmig, sind von unverhältnißmäßiger Länge gegen den kurzen Körper, namentlich*) die Arme, nach Art der Affen, sehr lang, der Fuß klein, die Hand dagegen groß. Während die Bewohner Vorder-Indiens wegen ihrer schmalen Taille merkwürdig sind, ist der Körperstamm bei dieser Völkerfamilie mehr quadratisch, fast so breit in den Hüften wie in den Brustmuskeln. Nach solcher körperlichen Beschaffenheit scheinen diese Völker weniger zu geistiger als zu mechanischer Beschäftigung berufen. Die größere Zahl unter ihnen ist ausgezeichnet durch mechanisches Geschick und Ausdauer in mühseligen Arbeiten, keineswegs durch Phantasie und Erfindungskraft, der übrige Theil ist gänzlicher Gleichgültigkeit und Arbeitsscheu ergeben.

Unter diesen Völkerfamilien bilden die Siamesen, oder, wie sie sich selbst nennen, die Thay (d. h. die Freien), ein besonderes, durch physische Beschaffenheit, Sprachstamm und Culturgang für sich bestehendes Glied.

Die Gesichtsform des Siamesen ist am meisten charakterisirt durch die breiten, weit vorstehenden Backenknochen, wodurch das schöne Oval der abendländischen Völker verschwindet und die Rhombusgestalt der

*) Dies gilt besonders von den Malayen, welche Finlayson auch hierhin rechnet und nicht für eine eigene Race ansieht.

ostasiatischen Physiognomie hervortritt. Besonders eigenthümlich ist ihm die weite Verbreitung der behaarten Haut in das sonst glatte menschliche Gesicht, so daß es die Schläfen ganz bedeckt und einen Zoll über die Augenbrauen herabhängt. Die Zähne werden schon in früher Jugend glänzend schwarz gebeizt, die Lippen roth gebeizt durch beständiges Kauen von Betel und Kalk. Ihre Hautfarbe ist hellbraun, ihre Physiognomie im Ganzen düster und ohne Anmuth, wie ihre träge, schwerfällige Haltung. Sie gehen meist halb nackt, auch die höheren Stände tragen weniger Kleidung, als irgend ein anderes civilisirtes Volk im Osten; ein Stück Seide oder Baumwolle (5—7 Ellen lang) von schwarzer oder doch dunkler Farbe (weiß ist ihre Trauerfarbe oder die der Tempeldiener) lassen sie bis auf die Kniee herabhangen, die wieder frei bleiben. Ein ganz kahl geschorner Kopf ist der Hauptschmuck; denn Putz kennen sie wenig, doch muß auf der Krone ein 3—4 Zoll großer Haarbüschel struppig stehen bleiben; für vornehm gilt es bei beiden Geschlechtern, die Nägel lang wachsen zu lassen und die Haut mit Sandelholz oder Gelbholz einzureiben. Der Gebrauch des Kauens von Areka (eine Nußart) und Betel ist ganz allgemein, Tabak wird gekaut und geraucht; nicht leicht sieht man den Siamesen ohne Cigarre im Munde oder hinter dem Ohre.

Im Charakter der Siamesen finden die Europäer mehr Schatten als Licht, eine Folge des sclavischen Lebens unter dem tyrannischen Scepter ihrer Despoten. Sie sind knechtisch gesinnt, habsüchtig, raubgierig, träge, stumpfsinnig, feig, eitel, hochmüthig. Die sclavische Unterwürfigkeit unter ihre Obern und die eingeführten servilen Gebräuche entfremden sie von jedem aufrichtigen, männlichen Betragen, jedem Heroismus, der sonst die kriegerischen Stämme ganz West-Asiens auszeichnet. Ihre ganze Gestalt, ihr Betragen, ihre Sinnesweise haben durch ihre Niederträchtigkeit jede Art von natürlicher Freundlichkeit, Männlichkeit, Ernst, Anmuth, Grazie verloren. In der ersten Audienz bei dem Minister zu Bangkok fiel den Briten die knechtische Unterwürfigkeit seiner Leute auf, die in seiner Gegenwart nur prosternirt zu Boden vor ihm lagen und ihre Antworten, kaum den Kopf emporhebend, leise wisperten; nur auf den Knieen rutschend durften sie vor dem Minister die Stühle und Tische herbeibringen, und doch war es nur ein Minister vom fünften Range.

Bei ihrer sclavischen Unterwürfigkeit und dem allgemeinen Verbot, Waffen zu tragen, können sie keine Helden sein; Feigheit wird ihnen allgemein Schuld gegeben, doch ist diese mit Grausamkeit gegen den Feind gepaart. Im Kriege machen sie Alles nieder oder führen die Gefangenen in Sclaverei. Unter den Siamesen selbst gibt es keine inneren Fehden, keine Selbstrache; jede Beleidigung zeigen sie bei der Obrigkeit an. Dieser Mangel blutiger Rachgier gibt ihnen einerseits großen Vorzug vor den Malayen; andererseits ist er nur Folge ihrer Charakterschwäche. Alle ihre Tugenden sind negativer Art, wie die Mäßigung, Friedfertigkeit, Enthaltsamkeit, Gehorsam u. a. m. Nur

im Trunk sollen sie ausschweifen. Doch sind diese Bemerkungen über den Volkscharakter in der Residenz gemacht, der in den Provinzen soll vortheilhafter für die Nation ausfallen.

Ihres halbnackten, in allen Zweigen der Industrie, der Kunst, der Wissenschaft zurückgebliebenen Zustandes ungeachtet, hält sich dieses Volk, mit dem knechtischen Sinne, dennoch voll Verachtung gegen andere Nationen für das erste der Welt. Musik scheint die einzige Kunst zu sein, in der sie vor ihren Nachbarn sich auszeichnen. Ihre Musik ist dem europäischen Ohre angenehmer als jede andere orientalische, zumal ihr Gesang, den Crawfurd mit dem schottischen und irischen vergleicht. Ueberhaupt sind alle Malayenvölker durch Musik ausgezeichnet.

Die Buddha-Doctrin ist in Siam dieselbe wie in allen anderen buddhistischen Ländern, in Ceylon, Anam, Tibet, China, Japan und der Mongolei; aber der religiöse Cultus hat sehr viele Abweichungen erfahren. Die Hauptlehre ist die der Seelenwanderung, welche den größten Einfluß auf das Leben gewinnen mußte, daher auch der ausgebildete Todten-Cultus der Siamesen. Daher ihr Glaube einer Art von Unsterblichkeit, eine Vergeltung, Lohn oder Strafe nach dem Tode. Die Guten nach einer Anzahl von Transmigrationen kommen in den Himmel, in eine ewige Seeligkeit (Niripan), wo Gautama und die Heiligen; aber die Bösen kommen an einen Höllenort. Deren gibt es aber viele; nach der Angabe eines Siamesen 22 Himmel, 6 obere, 16 untere, aber nur 8 Höllen. Sie kennen kein höchstes, ewiges Wesen, keinen Schöpfer und Erhalter der Welt.

Der Religions-Cultus ist ihnen nur Geschäftssache und Unterhaltung; den einzigen Ernst zeigen sie den Todten. Deren Behandlung ist nach dem Range sehr verschieden. Die Leichen der Aermsten werden ohne alles Ceremoniel in das Wasser geworfen, die Wohlhabenderen werden verbrannt, den Rest ihrer Gebeine bleicht man in den Feldern, oder gibt sie den Raubthieren zum Benagen Preis. Aber damit verbindet man in den höheren Ständen, wie einst bei Aegyptern, das Einbalsamiren, obgleich die Mumien nachher doch noch verbrannt werden; diese Läuterung durch Feuer geschah bei den früheren Buddha-Patriarchen aus Frömmigkeit im Leben, die späteren Frommen haben es bequemer gefunden, diese Läuterung ihrer Körper nach dem Tode zu verordnen.

Das Priester- und Tempelwesen, das bei den Anamesen fast gänzlich fehlt, hat hier in Siam, ungeachtet ihm der innere Grund der Weihe mangelt, auf eine seltsame Weise in das Volksleben Eingang gefunden. Jede männliche Person im ganzen siamesischen Reiche muß einmal, wenn auch nur temporär, in den Priesterstand treten, selbst der König muß auf 2 oder 3 Tage Talapoine sein, die er dann zum Almosensammeln verwendet. Die Minister müssen es einige Monate sein, und es wird als eine Art spiritueller Firmung angesehen. Der Mann kann in den Priesterstand ein- und wieder austreten, wie und wenn er will. Zur Einweihung gehören die Tonsur, die Ablution, die Talapoi-

nen halten Gebete, Processionen, Feste, sammeln Almosen und theilen es aus an Priester und Arme. Die Talapoine leben zu 10 bis zu mehreren Hunderten beisammen in Klöstern, die stets einem Tempel angehören, deren Zahl sehr groß ist. Sie sind nach 6 Rangordnungen getheilt, haben ihre Priore, Aebte, vollständige Disciplin. Sie müssen ehelos leben, alle weltlichen Geschäfte ganz unterlassen, so daß sie zum Nichtsthun verurtheilt sind, sich des Tödtens alles Lebendigen enthalten, der Meditation übergeben, Almosen einsammeln, Gebete, Hymnen, Predigten in den Capellen halten u. s. w. Ihnen muß Alles gehorchen; sie zahlen keine Abgabe; bei Weitem die mehrsten Talapoine kehren, nach einigen Monaten oder Jahren ihres Lebens im Orden, in das Weltleben und zur Ehe zurück.

Der Haupttempel zu Bangkok, in dessen Centralgebäude ein Buddha-Koloß steht, füllt sich an Festtagen mit Volk aller Art, Männern und Weibern aus Siam, Cochin-China, Kambodscha u. s. w., die, in fröhlicher Conversation begriffen, ihre Weihrauchkerzen anzünden, dabei selbst ihre Cigarre rauchen, sich prosterniren, ihre Ceremonien machen, ohne alle Scheu umhertummeln, ihre Opfer bringen, seidene und andere Stoffe, Schleier den Idolen anhängen, ihr Goldpapier verbrennen, ein Liedchen auf einer Pfeife blasen u. a. m., und dann wieder abziehen.

Die Theokratie der Talapoine hat gar keinen Einfluß im Lande gewonnen, um den furchtbarsten Despotismus der Souveräne zu zügeln, oder ihm ein Gleichgewicht zu bilden; sie bestätigt selbst den Despoten und befestigt ihn nur in seinen Unternehmungen, da er zugleich an der Spitze derselben steht, indem er selbst temporärer Priester wird und auch allen Priestern wie den Laien gebietet. Daher hat die sanfte, aber wichtige Lehre der Buddha-Religion, deren Verbot des Blutvergießens im rohen mongolischen Norden allein schon Versittlichung herbeiführen konnte, hier keine Hebung des Charakters, keine Humanisirung des Volkes bewirken können. Ihre Historien zeigen, daß sie, gleich ihren Nachbarn in Pegu und Ava, der sanften Buddha-Lehre ungeachtet zu den grausamsten Völkern des Orientes gehören, und daß nirgends das Leben des Menschen verächtlicher behandelt wird, als bei ihnen, die das niedrigste Thier zu tödten für sündlich halten. Doch ist es anerkannt, daß der Volkscharakter in den Provinzen weniger Schattenseiten darbietet als in den Residenzen, und daß im Gegensatz der Großen hier die Classe des gemeinen Volkes mehr zu loben ist, als jene Tadel verdiene. Das Volk ist wohlwollend, treu, redlich gegen seine Gäste, die es mit Eifer bedient; es ist aufmerksam, zuvorkommend, mittheilend, höflich, zeigt selbst manche liebenswürdige, aufrichtige Seite, und lebt unter sich friedlich.

261. Bangkok.

(Nach Georg Finlayson, Gesandtschaftsreise nach Siam, und John Crawfurd, envoy Journal of an embassy to the courts of Siam and Cochin-China.)

Bangkok, die moderne Capitale des Königreiches Siam, ist zu beiden Seiten des Menam erbaut, und zahllose Thürmchen, Spitzen, Pagoden, voll vergoldeter Pyramiden und Ornamente, zwischen denen die niederen Wohnungen und Hütten der Städter in Palmwäldern und Obstgärten, von Banianen (Ficus religiosa) überschattet liegen, geben dem Ganzen ein überraschendes Aeußere. Zweistöckige Wohnhäuser fehlen gänzlich, weil man es gegen die Etiquette hält, angeseheneren Personen über dem Kopfe zu wohnen; alle Wohnungen auf dem Lande sind auf Pfählen gebaut. Unzählige kleine Canoes, mit einem Ruderer, durchkreuzten, es war Markttag, nach allen Richtungen die Stadt, und Buddha-Priester mit ihren Glatzen, in gelber Ordenstracht, schifften dazwischen herum, und sammelten Almosen ein. Beide Uferseiten des Stromes waren mit flottirenden Reihen von Wohnhütten auf Bambusflößen oder auf Barken bedeckt; davor lagerten die unzähligen Schiffe der Marktleute mit ihrem Kram an Obst, Gemüsen, Früchten, zumal mit Betel und Kokos beladen. Die nettesten Wohnungen sind die flottirenden Häuserreihen, von 8 bis zu einem Dutzend und mehr, die aus Brettern aufgeschlagen, auf Plattformen an einander gereiht sind, weit in der Fluß hineinragen, nur ihn zur Communications-Linie haben, und aus chinesischen Krambuden bestehen, in denen Reis, Früchte, Töpferwaaren, trockne Fische, Thierspeisen, zumal Schweinefleisch, auf die mannichfaltigste Weise feil geboten wird. Auch die Kramläden anderer Kaufleute und Wechsler, die Werkstätten der Schneider, Schuhmacher, Zinngießer, Eisenschmiede, Lederarbeiter, Gerber, Posamentirer und vieler anderen Handwerker, meist Chinesen, die drei Viertheile der Population*) ausmachen, sind hier; alle haben ihre Canoes, alle sind Wassernomaden, die leicht nach Zeit und Umständen ihre Stellen wechseln. Die fremden Ansiedler in Bangkok, wie die Christen, Peguer, Birmanen, Malayen und Laos, wohnen in eigenen Quartieren. Der große Menamstrom ist hier in Bangkok eine Viertel engl. Meile breit, ohne den Raum der flottirenden Häuserbreiten mit zu rechnen.

Nur ein geringer Theil von Bangkok, ein schmaler Ufersaum, der nicht über 100 bis 200 Schritt landein reicht, steht auf dem Lande, es ist eine wahre Wasserstadt; sie ist auf weiten Alluvialboden erbaut, der jedoch nicht sumpfig ist, aber von zahllosen Wasserrinnen durchzogen. Eine Art Canal umgibt den Palast des Königs; ein Canal führt unter den Fortificationen hin, überall machten Barken die Communication.

Während des Aufenthaltes der Mission fiel, am 11. April, die

*) Vergl. Seite 341.

Feier des Laternenfestes, Sungkram der Siamesen, das sie wie die Chinesen durch nächtliche Erleuchtung aller Schiffe und Ufer mit tausenden von Laternen und reichlichen Almosen an die Talapoine feiern. Am 27. April wurde das Fest des Pflugführens gefeiert, wie in China; ehedem zog auch hier der König die Ackerfurche, aber dies ist schon längst abgekommen, und ein Stellvertreter des Königs läßt, in einem Reisfelde, durch einen Bauer, eine Kreisfurche um sich ziehen. Das Hauptfest soll mit dem Jahresschluß gefeiert werden, das Fest aller Seelen und der Todten, wobei man den Elementen, Feuer, Luft, Wasser und Erde Opfer bringt, Reis und Früchte in den Strom wirft, und Tausende von Lampen anzündet.

bb. Der indische Archipel.

262. Lage und Gruppirung der Inseln.

(Nach Christian Lassen, indische Alterthumskunde, und C. Ritter, über räumliche Anordnungen auf der Außenseite der Erdoberfläche.)

Im Archipel befinden wir uns in einer neuen Welt; statt der großen Festlande der beiden Halbinseln haben wir nur Inseln, obwohl einige beinahe wie Festlande groß sind; es herrscht aber die Umgebung des Meeres vor, und neben den größeren Eilanden füllt eine Unzahl kleinerer und ganz kleiner das Meer; wir sind im Archipel mit geringer Ausnahme beinahe stets nahe bei dem Erdgleicher und stets unter den Tropen; ganz eigenthümliche Erzeugnisse des Bodens treten uns hier entgegen, und das Geschlecht der Menschen und Sprachen ist ein eigenthümliches. Es ist eine Welt für sich, aber zugleich ein vermittelndes Gebiet für die nahen Festlande; es liegt Hinter-Indien in seiner ganzen Ausdehnung nahe vor, und ein Theil dieses Inselreiches, die Halbinsel Malacca, hängt mit Hinter-Indien zusammen; die nordöstlichste Inselreihe reicht nahe an die südlichste Küste China's, die nordwestlichste erstreckt sich hoch ins bengalische Meer hinauf und erreicht beinahe die Südwest-Spitze Pegu's im Cap Negrais; die östlichsten liegen solchen nahe, welche zur Inselwelt des großen Oceans zwischen Asien und Amerika gehören.

Der Archipel ist auf eine merkwürdige Weise eine für sich geographisch abgeschlossene Welt, obwohl er überall den größten Schiffen offene Durchgangsstraßen darbietet. Diese Einschließung beruht auf der Lage und Anordnung der einzelnen Insel-Gruppen und Reihen.

Zwischen diesen Gruppen und den größern Inseln ist an fünf Stellen offenes, freies Meer, gleichsam Binnenseen; sie werden daher auch Seen genannt. Diese sind die Chinesische See zwischen Hinter-Indien, Malacca und Borneo, die jedoch außerhalb des Archipels liegt; die Java-See zwischen Java und Borneo, auch Sunda-See genannt;

drittens die See zwischen Celebes im Norden und der Grenzkette im Süden, Banda-See genannt; die vierte liegt im Norden von Celebes, im Osten von Borneo, im Süden von den Sulu-Inseln und Mindanao; sie heißt Celebes-See; die fünfte ist eingeschlossen von Mindanao, den mittlern Philippinen, dem Nordosttheil Borneo's und im Süden von den Sulu-Inseln; die letzten geben ihr den Namen. Diese Seen bilden einen wichtigen Charakterzug des Archipels; auf ihrem stets ruhigen Wasser können die Bewohner mit den regelmäßig wechselnden Winden leicht von einem Theile ihres Gebietes zum andern hinüberschiffen. Die sicheren Winde begünstigen auch die Fahrten aus dem Archipel nach den nahen Festlanden; in drei Tagen erreicht man von der Ostküste China's die nordöstliche Gruppe der Philippinen, in zehn die Mitte des Archipels; in fünfzehn gelangt man von Vorder-Indien eben dahin; nur drei Wochen werden erfordert, um vom südlichen Arabien Sumatra und Malacca zu erreichen. Nicht weniger glücklich ist die Lage für den erweiterten Verkehr der jetzigen Zeit; vom Vorgebirge der guten Hoffnung und der Westküste Amerika's erreicht man durch ein offenes Meer mit regelmäßigen Winden leicht und sicher den Archipel. Es müßte sich hier ein Mittelpunkt des Welthandels bilden, selbst wenn die Inseln diesem nicht viele der gesuchtesten und einige der seltensten und kostbarsten Waaren darböten.

Die Bemerkung, welche schon Strabo bei Gelegenheit von Sicilien gemacht hat, daß die Inseln die am reichsten ausgestatteten Theile der Erde seien, bestätigt sich bei dieser Inselgruppe von Ceylon an bis Neu-Guinea so vollständig, daß jeder derselben gleichsam ein individueller, charakteristischer Naturschatz zur Function für den großen Entwickelungsgang des Weltverkehrs in der Aequatorialzone mitgegeben erscheint: so die weißen Elephanten, Perlen, Zimmetwälder und Rubine auf Ceylon, die kolossalsten Thierformen des Rhinoceros, Tapir, Orangutang und die edelsten Färbestoffe und Holzarten auf Sumatra; so ist die Insel Banka das reichste Zinnland der Erde, Borneo das Land des Goldes, der Diamanten und hundert anderer Kostbarkeiten; Java, schon bei Ptolemäus die Gersteninsel mit den reichsten Nahrungsstoffen in Kornarten, Brodfruchtbaum, Zuckerrohr; die folgenden Inseln jede mit ihrer eigenthümlichen Gewürzart bis zu den Molucken und Neu-Guinea, wo der echte Kampherbaum, die Sagopalmen, die Kohlpalmen mit den reichsten Nahrungsstoffen, die Paradiesvögel und so viele andere der edelsten Productionen aller drei Naturreiche ihre ursprünglich localbeschränkte, nicht auf das continentale Asien übergehende, ganz individuelle Heimath erhalten haben. Hier im innigsten Verein der Wasser-, Land- und Tropenwelt erscheint das physikalische Leben des Erdballs in seiner höchsten Potenz — nicht aber das geistige; denn das Gesetz, das die Geister lenkt, ist ein anderes, als das der Physik der Körperwelt. Die Extreme von Länderbildungen, wie einerseits Polynesien in der Zerreißung der Planetenrinde, andererseits Afrika in der compactesten Massenanhäufung aufzuweisen hat, zeigen beide hemmende und nachtheilige

Einflüsse auf die Entwickelung der ursprünglichen Bewohner: dort, im Maximum der Zersplitterung, die Malayenvölker der Sunda-Gruppe, der am meisten in sich feindlich zerrissene Völkerstamm der Erde; hier im Maximum der compactesten Massen auch die dichtgedrängtesten, schwarzen Völkergruppen Afrika's in den einartigsten Naturumgebungen und am einförmigsten, wie am wenigsten entwickelt. Dagegen finden wir in Europa's Gestaltung die günstigste Berührung und Durchdringung, wie die vollkommenste Ausgleichung der Gegensätze der flüssigen und festen Formen realisirt, ohne die Nachtheile jener zu starken Gliederung oder Zerreißung der sundischen Welt, welche den vollkommensten Gegensatz zu dem Mangel aller Gliederung in Afrika zeigt.

---

263. Java im Vergleich mit Sumatra.

(Nach Franz Junghuhn, Java, seine Gestalt, Pflanzenkunde und innere Bauart, ins Deutsche übertragen von J. K. Haßkarl, bearbeitet vom Herausgeber.)

Die Insel Java zerfällt hinsichtlich ihrer Bodengestaltung in zwei verschiedenartige Hälften, eine östliche, in welcher sich die meisten isolirten Kegelberge erheben, und in eine westliche, wo in einer Region von 2000 bis 4000 Fuß über der Meeresfläche Hochflächen von großer Ausdehnung vorkommen, von kegelförmigen Gipfeln umringt. Dieser westliche Theil Java's gleicht daher dem nordwestlichen Theile Sumatra's, namentlich den dortigen Batta-Ländern nicht nur in seiner äußern Form, in der großen Masse seines Volumens, in der bedeutenden Höhe, worin er sich ausdehnt, sondern auch in der Beschaffenheit des Klima's, welches von jener Form und Höhen-Entwickelung abhängt, in der gemäßigteren Temperatur, die ihm eigen ist, und der reichlichen Regenmenge, die seine Urwälder durchnäßt. In allen diesen Verhältnissen bildet der östliche Theil Java's mit dem südwestlichen dieser Insel (den Preanger Regentschaften) und dem nordwestlichen Theile Sumatra's (den Batta-Ländern) einen schroffen Gegensatz.

Während sich in diesem Theile Sumatra's das ganze Land, oder doch ein sehr großer centraler Theil des Landes in einer beträchtlichen Höhe ausbreitet und Tafelländer bildet, die bis 4500 Fuß ansteigen, wo die hohen Kegel der Berge mehr und mehr verschwinden, hat das östliche Java auch weit ausgedehnte Ebenen, aber von geringer Höhe, die sich ungeachtet ihrer centralen Lage mitten in der Insel, kaum 200—250 Fuß über das Meer erheben und zu den reichsten Cultur-Landschaften gehören, wo Reis in den Sawah's (überschwemmten Fluren) gebaut wird. Aus diesen Ebenen erheben sich, wie Inseln aus dem Meere, Kegelberge von 9-—11,000 F. Höhe, aus deren isolirten Spitzen sich die Dämpfe der Krater ins stille Luftmeer ergießen.

In beiden, in den niedrigen Ebenen von Java und in den Hochebenen von Sumatra, hat seit vielen Jahrhunderten sich die Bevölkerung zu-

sammengedrängt und den Waldwuchs, der ursprünglich diese Flächen bedeckte, vernichtet.

So wie in der Höhe des ganzen Landes, der Basis, worauf die Gipfel sich erheben, in der Zahl und Vertheilung der Kegelberge ein bedeutender Unterschied zwischen Java und Sumatra besteht, so unterscheiden sich auch die Thäler und Bergketten auf beiden Inseln von einander. Sumatra zeichnet sich in seinen Centralgegenden aus durch große, canalförmige, viele Meilen lange Thäler, die auf jeder Seite von einer Bergkette eingefaßt sind, aus deren Kamme sich Vulkane als kegelförmige Gipfel erheben und deren Böden die schönsten Landschaften bilden. Auf die beiden höchsten, innersten Ketten, die das Centralthal einfassen, folgen in den meisten Gegenden von Sumatra nach beiden Seiten, besonders aber nach der Südwestseite hin, noch andere (2—4 und mehrere) Bergketten, die mit einander und mit der Längenachse der Insel parallel streichen und gleichgerichtete Thäler einschließen, welche schmäler als das Centralthal sind, und deren Boden eine desto geringere Höhe hat, je näher sie der Küste liegen.

Von solchen flachen, horizontalen Thalgründen, die der Boden ehemaliger, nun ausgefüllter Seebecken sind, deren Wasser bis auf geringe Ueberreste abgeflossen ist, besitzt Java nur drei, und auch diese wenigen unterscheiden sich von denen der Nachbarinsel noch dadurch, daß sie nicht zwischen gleich hohen Parallelketten, sondern von den Gipfeln aneinander gereihter Vulkane eingeschlossen sind und nicht alle in einer gleichen Richtung, wie die Längenachse der Insel, verlaufen, sondern eine verschiedene, schiefe Stellung zu dieser haben. Ebenso hat Java nur wenige jener doppelt oder vielfach nebeneinanderliegenden, parallelen Bergketten aufzuweisen, wie sie für Sumatra so bezeichnend sind, und auch diese wenigen nur in kleinerm Maßstabe. Vielmehr zeichnet sich Java, im Gegensatze zu jenen Doppelketten, durch das häufige Vorkommen einfacher Bergketten aus, und die Vulkane erheben sich nicht aus deren Kamme, sondern liegen denselben zur Seite. Einseitige Erhebungen des Gebirges zu Ketten, die freilich oft in Mehrzahl auf einander folgen, oder ganz regellose Emporhebungen herrschen auf Java vor, wie auf Sumatra die Parallelthäler und Doppelketten. Während die Kegelberge auf Sumatra also durch Bergketten mit einander verbunden sind, bildet der Zwischenraum zwischen den meisten Vulkanen auf Java entweder geneigte Ebenen, gebildet von den entgegengesetzten Abhängen der Vulkane selbst, welche, bei einer Höhe von nur 200 bis 300 Fuß, zu den reichbevölkertsten Sawah-Landschaften der Insel gehören, oder bei größerer Nähe der beiden benachbarten Vulkane bilden sie sattelförmige Bergpässe, über welche Wege aus einer Landschaft in die andere gebahnt sind und deren Paßhöhe gewöhnlich zwischen Thee- und Gemüsegärten hindurchgeht.

Die verschiedene vertikale Erhebung der Ebenen auf beiden Inseln zeigt ihren Einfluß natürlich auch in der Lufttemperatur und dem Anbau des Bodens. Auf Java bringt im Laufe des Tages nur der kühle Seewind

einige Erquickung, der sich gegen die Mittagsstunde erhebt; er rauscht dann durch die Wipfel der Kokos- und Pinangpalmen, die zu Tausenden die friedlichen Hütten der Eingebornen beschatten und kleine Wäldchen bilden; alle diese Wäldchen sind Dörfer, die unzählbar, wie Oasen, in den Reisfeldern zerstreut liegen. In Sumatra säuselt der Wind durch Fichtenwälder, die auf den Anhöhen rund um die Hochebene wachsen, und kein Baum beschattet dort die Fläche, deren Einförmigkeit durch keinen Hügel, keinen Stein unterbrochen wird. Nur kleine Dörfer liegen einsam auf dem Plateau von Tobah, das, in eine Grasflur verwandelt, als Weideland für Pferde und Rinder dient, deren Milch die einsamen, abgesonderten Battäer trinken und die sie nur des Nachts zwischen die Pallisaden der Dörfer zusammentreiben, welche dann ängstlich verrammelt werden.

Mißtrauisch und fast ohne Verkehr mit einander verbringen die Battäer in trauriger, einfacher Stille ihr Leben, kennen fast keinen andern Genuß, als das Schmauchen von Tabak aus langen, kupfernen Pfeifen; jedes Dorf ist eine Republik, deren Präsident sich König (Radja) nennt. Nur wenn die lang genährte Eifersucht zwischen diesen Radja's in offene Fehde ausbricht, dann kommt der Battäer mit seinen Nachbarn in Berührung, dann entsteht Leben und Bewegung im Hochlande, dann lodert die Flamme über brennende Dörfer und färbt den Himmel mit unheimlicher Glut, dann hallen die Schläge der Trommeln und Gongongs an den Bergwänden wider, während ein armer Gefangener, an den Pfahl gebunden, seinen Brüdern zur schrecklichen Mahlzeit dient!

Die Eingebornen von Java sind nicht frei, wie die Battäer, aber sie sind glücklicher! Ihr Land schreitet unter den milden und billigen Gesetzen der indischen Regierung in Anbau und Blüthe immer mehr voran; die Bevölkerung (über 10 Millionen Seelen) wächst von Jahr zu Jahr, der Wohlstand, der Reichthum vermehrt sich; keine Kriegsbanden werfen die verheerende Flamme in ihre Dörfer; und wenn in der sumatra'schen Ebene von Tobah die Gongongs nur bei der schrecklichen Feier kannibalischer Feste erschallen, so ertönen hier, an einem sanften Abend, wenn kein Lüftchen mehr in den Kokospalmen und anderen Fruchtbäumen des Dorfes rauscht, die harmonischen Klänge des Gamelan; Kuwé-Kuwé (ein Gebäck aus Reismehl) bedeckt die Matten, die mitten im Dorfe auf dem Boden ausgebreitet sind, ein Jeder wird gastfrei empfangen, und Alt und Jung, in festliche Gewänder gehüllt, strömt herbei, um unter fröhlichem Geplauder sich am Spiele der Tanzmädchen (Ronggèng's) zu ergötzen.

So ist die Natur Eins in Allem. Ein einziger verschiedener Zustand, wie die ursprüngliche Emporhebung eines großen Landstriches zu Höhen von 3000 bis 4000 Fuß, hat eine unendliche Reihe anderer Zustände, sowohl in der belebten als unbelebten Schöpfung zur Folge.

264. Sumatra als Ursitz der Malayen*).

(Nach C. Ritter's Erdkunde.)

Nicht von dem Umfange des ganzen sogenannten malayischen Völkerstammes, in so fern er sich an den malayischen Sprachstamm anschließt, der von der Madagascar-Insel bis zur Oster-Insel, nahe über zwei Drittheile des Erdkreises, reicht, kann hier die Rede sein, denn diese Betrachtung kann nur lehrreich in eine Untersuchung der räumlichen Verhältnisse dieses ganzen oceanischen Inselgebietes verwebt werden, sondern nur das geographische Verhältniß der Malayen im engeren historisch-genealogischen Sinne soll berührt werden.

Die malayische Halbinsel (Malacca), bei den Bewohnern selbst Tanah Malayu d. i. das Land der Malayen genannt, hatten die Europäer früherhin allgemein irrig auch für den Ursitz der Malayen gehalten, bis W. Marsden's classische Forschungen in Sumatra, in der besondern Landschaft Menangkabao, also in dem Binnenlande jener Insel unmittelbar unter dem Aequator selbst, den nun schon unbezweifelten Ursitz dieses merkwürdigen Volkes erkannte. Nach den Aussagen der Malayen sollen alle ihre Staaten, die durch den sundischen Archipel zerstreut liegen, nur Emigrationen von diesem Menangkabao auf Sumatra sein, dem berühmtesten Staate des Archipels, von dessen alter Größe auf den großen, ungemein fruchtbaren, gesunden, starkbevölkerten und seit frühesten Zeiten cultivirten Hochebenen im Innern Sumatra's zahlreiche Spuren vorhanden sind. Eben die große Fruchtbarkeit jener, durch ihr temperirtes Höhenklima gesund gelegenen Hochebenen hob unstreitig frühzeitig ihre Population zu einer höheren Stufe der Cultur und Civilisation über die Völkerschaften der niederen, sumpfigen, heißen Nachbargestade, bedingte eben dadurch eine wachsende, für den nicht geringen aber doch bestimmt umschränkten Raum bald überhandnehmende Population des Mutterstaats, und nöthigte, ähnlich wie das alte zu eng gewordene Hellas, zu transmarinen Colonieestaaten, deren erster die Ansiedelung zu Singhapura war. Ganz Sumatra war in einer früheren Periode dem Supremat von Menangkabao unterworfen, und noch finden sich die Beweise seiner ehemaligen Größe und Oberhoheit nicht nur in den pompösen Edicten und Titeln ihrer Souveraine, wie in dem Respect aller dazu gehörigen Fürstenglieder und Zweige, sondern auch in der comparativ sehr hohen Landescultur jener Binnen-Landschaft und in den erst vor Kurzem daselbst neu entdeckten Antiquitäten.

Ein Fluß in Sumatra, der vom Berge Maha meru, vom großen Götterberge des sumatraischen Hochlandes Menangkabao herabfließt, heißt Malayo; er ergießt sich gegen Ost in den Küstenfluß, an welchem Palembang erbaut ist. Eine der vier Haupt-Abtheilungen der Bewohner von Menangkabao heißt heute ebenfalls noch Malayu. Diesen

*) Ueber die Malayen als eine besondere Menschenrace s. 1. Bd. S. 54.

Namen trug nun wohl der auswandernde Coloniestaat mit hinüber nach Singhapura und verbreitete ihn mit seiner Herrschaft und seinen Völkergeschlechtern durch die ganze Halbinsel, die nun, wie Italien den Namen Magna Graecia bei den hesperischen Völkern bewahrte, so Tanah Malayu, die malayische Halbinsel, von den Bewohnern aller Indischen Meere genannt ward. Die Sprache dieser Malayen verbreitete sich mit ihren Colonieen, ihren Schifffahrten und ihrem Handel frühzeitig weit über die Gestadeländer und Inseln des indisch-sundischen Archipels; sie wurde in diesen Gewässern die allgemeine Umgangssprache, Lingua franca, der Handelswelt. Der Name Orang Malayo, d. i. Volk der Malayen, der noch heute die Bezeichnung der Bewohner des inneren Menangkabao in Sumatra geblieben ist, ward aber nicht bloß die Bezeichnung ihrer Abkömmlinge auf der Halbinsel und den Inseln, sondern er wurde bald auch den mit ihnen vermischten oder unterjochten Völkern beigelegt, die ihnen Unterthan blieben, weil diese mehr oder weniger ihre malayische Sprache und Cultur annehmen mußten; er wurde ganz vorzüglich durch den ganzen östlichen Archipel bald eine Bezeichnung der zu Mohamedanern bekehrten einheimischen Völkerschaften, so daß bis heute die allgemeinste Völker-Eintheilung derselben in Malayen, was mit Mohamedanern oder Gläubigen synonym ist, und in Ungläubige oder Heiden dort in Gebrauch kam.

Die Europäer kennen die Malayen nur seit der Periode ihres Verfalles, die mit der Ankunft der Portugiesen und ihrer Zerstörung Malacca's 1512 beginnt. Bei den Ansprüchen der Portugiesen und Holländer auf Alleinherrschaft in allen Gewässern des sundischen Archipels blieb ihnen kein anderes Mittel einer unabhängigen Existenz, als das Piratenleben; die grausamen Torturen und Strafen der Europäer für ihre Widerspenstigkeit brachten sie zur Verzweiflung und zur blutigen Rache; Unterwürfigkeit war ihnen keine Tugend, sondern ein Laster der Feigen, das Piratenwesen wurde ihnen Ehrensache. Ursprünglich sind aber Malayen Binnenvölker, Agriculturvölker, dann höher civilisirte Handelsvölker von Gestadeländern mit weiten Colonisationen, endlich, im Zustande der Verfolgung, Piraten, Fischerstämme, auf der niedrigsten, rohesten Stufe, Halbwilde.

In ihrem Zustande der Erniederung, bei aller Gesetzlosigkeit und selbst bei ihrem Seeräuberleben zeigen sie große Eigenschaften, die unter anderen Umständen sehr merkwürdige Richtungen nehmen würden. Persönlicher Trieb nach Unabhängigkeit, großes Ehrgefühl und Heftigkeit bei Beleidigungen; in ihren Handlungen Nachdenken und Ueberlegung; dies sind bei ihnen die Elemente für ihren Fortschritt, die Grundlage einer bessern, schon beginnenden socialen Ordnung der Dinge. Ihre Staaten-Einrichtungen sind auf das Feudalwesen gegründet, so auf der Malayen-Halbinsel, auf Sumatra, Borneo und in den übrigen Gestadeländern. Der Adel besteht aus den Häuptlingen mit zahlreichem Gefolge von Hörigen, über deren Dienste sie gebieten. Ihre Civileinrichtungen, ihre inneren Policei-Anstalten bestehen aus einem Gemisch eigener, alter

26*

Gebräuche und mohamedanischer Sitten, bei denen aber das Einheimische vorherrscht, in den größeren Staaten in Statuten gesammelt, in den kleineren Herrschaften den Traditionen überlassen. Größter Respect gegen die Vorfahren und den Adel, größte Ergebenheit gegen ihre Häuptlinge und deren Parteien, unbedingte Veneration gegen die Satzungen, Einrichtungen, Erfahrung der Altvordern. Neues unternehmen sie nicht, ohne den Vortheil oder Nachtheil, der daraus hervorgehen wird, genau abzuwägen; dem einmal Begonnenen widmen sie sich ganz. In ihren Arbeiten sind sie besonnen, in der Anwendung verständig, dabei voll Thätigkeit und geistiger Anregung. In ihren Handelsunternehmungen sind sie ungemein speculativ, kühn, gewinnsüchtig, aber keineswegs karg oder geizig.

Ihren südlichen Nachbarn, den Javanern, die auf einer höheren Stufe der Cultur stehen, aber auch weit tiefer eingreifende Spuren fremden Cultureinflusses an sich tragen, sind die Malayen an Tapferkeit und kühnem Muthe weit überlegen. Von ihren nordöstlichern Nachbarn, den chinesisch gebildeten Völkern, mit mehr knechtischem Sinn und Selbstgenügsamkeit, unterscheidet sie völlig mehr Adel der Gesinnung und Liebe zur Freiheit, oder vielmehr Unabhängigkeit. Vor den benachbarten westlichern Hindus haben sie den großen Vortheil voraus, nicht von jenen furchtbaren Vorurtheilen des Kastenwesens angesteckt zu sein, und von den beengenden Fesseln der mohamedanischen Satzungen viel weniger wie jene Vorder-Asiaten influencirt zu werden. Das Bestreben des Malayen-Volkes nach Belehrung ist höchst merkwürdig, und ihre Gelehrigkeit überraschend. Ihre wissenschaftlichen Collegien wurden ehedem von ihren eigenen Fürsten reichlich unterhalten, so in Java, Sumatra, Bantam und im Innern von Menangkabao, wohin früherhin eine Pilgerfahrt ging, die für nicht weniger verdienstlich galt als die nach Mecca; wo auch heute noch die Schriftgelehrten, ihre Padries, in dem größten Geruch der Gelehrsamkeit und Heiligkeit stehen. Aber mit der Schwächung der mohamedanischen Fürsten sind auch diese Anstalten, deren Mäcene sie waren, in Verfall gerathen oder verschwunden, und der Mangel des Unterrichts ist bei ihnen so lebhaft empfunden, daß schon manche der Häuptlinge ihre Söhne auf britische Unterrichts-Anstalten zu Studien nach Bengalen gesandt haben. Die gebildeteren Abtheilungen der Malayen haben überall die mohamedanischen Lehren angenommen, und diese setzen auch im Stillen ihre religiösen Eroberungen durch den ganzen Archipel ununterbrochen fort, nicht durch Gewalt, sondern durch Ueberredung und Eifer der malayischen Missionare, die den Titel der Seids, oder Scheiks, führen, obwohl sie meist nur von geringem Stande, nicht viel besser als freigelassene Sclaven, aber zu ihrem Geschäft sehr geschickt sind. Sehr leicht ist diese Bekehrung, aber freilich auch sehr unfruchtbar, denn bei völligem Verbleiben in Unwissenheit wird für die Annahme der Beschneidung und einiger arabischer Worte schon das Paradies versprochen.

Ueber die niedrigste Entwickelungsstufe dieses Volkes, über die

malayischen Piraten, gibt die Singapore Chronicle authentische Nachrichten. Die sundische Inselgruppe auf der großen Seestraße, welche Vorder- und Hinter-Asien, Europäer und Chinesen mit einander verbindet, und tausend Inseln, Klippen, Meeresstraßen, enge Meergassen, hunderte von Raubschlössern, Schlupfwinkeln und Asylen darbietet, ist von jeher das lockende und begünstigende Feld ihrer Thätigkeit, ihrer vielfachen Unternehmungen gewesen. Ein großer Theil der dortigen malayischen Bewohner ist nur beschränkt auf die Gestade und auf die Mündungen der Flüsse; diese sind die Fischer und Schiffer, arm, roh, also raubsüchtig, treulos, durch Temperament leidenschaftlich, durch Institutionen und Herkommen blutdürstig. Seit dem ersten Auftreten der Europäer, der Malayen-Unterdrücker, in diesen Gewässern gab es hier auch Piraten, indeß die Agricultur-Malayen auf Java und Celebes, obwohl auch Schiffer, doch dem Seeraube nicht ergeben sind. Der eigentliche Mittelpunkt dieses Gewerbes, das nur in den Händen der eigentlichen Malayen liegt, ist am Ostende der Malaccastraße und auf den kleineren Inseln von da zwischen Sumatra nach Borneo bis Banca, Carimatta und Billiton an dem Eingange der Sundastraße; aber auch von da an zeichnen sich die Bewohner gewisser Inseln, zwischen Borneo bis zu den Philippinen, zumal die Sulus und Illanus (ein Stamm der Bewohner von Magindanao), als die desperatesten dieser Seeräuber aus.

Das Hauptmittel der Abschaffung dieses furchtbaren Gewerbes ist der allgemeinere Fortschritt jener Völker in Agricultur, Industrie, Handel und Sicherstellung des staatsbürgerlichen Lebens, ein Fortschritt, der sich durch die Anlegung des Freihafens von Singapore schon ungemein bewährt hat. Dadurch haben die einheimischen civilisirten Staaten ein gleiches Interesse mit den europäischen schon gewonnen, die Vernichtung der Piraten herbeizuführen. Ihr Gewerbe hat überall schon mit dem Wachsthum der Europäer-Etablissements die größten Hemmungen erlitten; weit mehr könnte hier, wie gegen die Raubgeschwader der Barbaresken im mittelländischen Meere, noch geschehen, wenn die getrennte Politik der europäischen Mächte vereinigt gegen sie aufzutreten vermöchte, ein Ziel, das bisher noch nicht zu erreichen war.

265. Borneo und seine Bewohner.

(Nach Oscar v. Kessel, Reiseskizzen aus Borneo.)

Die 11,000 Quadrat-Meilen große Insel Borneo mit ihren noch theilweise unbekannten Volksstämmen bietet einen mächtigen Contrast mit den benachbarten Inseln Sumatra, Java und Celebes dar. Während in letztgenannten Ländern meist nur cultivirte Malayen wohnen, blühende Reisfelder und Plantagen sich mehr und mehr ausbreiten,

Kunststraßen nach allen Richtungen das Land durchziehen und endlich auch zahlreiche Militärposten und eine regelmäßig und gut eingerichtete polizeiliche Ueberwachung davon Zeugniß gibt, daß die niederländische Herrschaft hier festen Fuß gefaßt hat, erscheint Borneo nur als ein ununterbrochener großer Urwald, sparsam bevölkert durch einige wenige cultivirte Malayen, und durch halbcultivirte und zum Theil noch ganz wilde daijak'sche Stämme, welche in steter Fehde unter einander leben.

Wenn man die Insel umsegelt, so sieht man nur flache, morastige Küstenstriche, die größtentheils unbewohnt sind. Nur an einigen wenigen Punkten treten die Ausläufer niedriger Höhenzüge bis an das Meeresufer. Diese unbewohnten, bewaldeten und meist sumpfigen Landstriche gewähren einen düstern und wenig einladenden Anblick, doch das Innere der Insel ist anders gestaltet. Durchschnittlich 5 bis 10 Meilen landeinwärts beginnt schon das Terrain sich allmählig zu erheben und bildet ein zwar niedriges, aber ununterbrochenes Gebirgsland, gewöhnlich nur 1000 bis 1500 Fuß hoch; nur einige Gebirgszüge, welche zugleich die Wasserscheiden zwischen den Hauptströmen bilden, sind 2-—3000 Fuß hoch, wogegen 30—40 isolirt stehende kegelförmige Berge beinahe regelmäßig über die ganze Insel vertheilt sind und eine Höhe von 4- bis 6000 Fuß erreichen. Der Kini-Balu an der Nordostküste soll sogar 10,000 Fuß hoch sein.

Zahlreiche und zum Theil große Ströme winden sich schweigsam durch den finstern Urwald den sumpfigen Küsten zu; es sind dies die alleinigen Straßen des Landes, auf denen die an den Küsten wohnenden Malayen mit ihren größern Fahrzeugen Waaren ins Innere führen, auf denen die Daijaker in ihren kleinen Nachen von Dorf zu Dorf rudern, denn Land-Communicationen bestehen nicht. Baumlose, mit Gras oder Strauchwerk bewachsene Ebenen kommen nirgends vor.

Die Bevölkerung der Insel beträgt etwa 2½ Million Seelen und zerfällt in fünf verschiedene Hauptklassen, namentlich 500,000 cultivirte Malayen (Mohamedaner), 1,800,000 halbcultivirte, ackerbautreibende Daijaker, 50,000 ganz wilde Daijaker, die sich nur im Mittelpunkt der Insel aufhalten, wo sie in den Wäldern umherschwärmen und weder von Häusern, noch von Ackerbau oder Viehzucht etwas wissen; 150,000 eingewanderte Chinesen, meist nur an den Küsten wohnend; 5- bis 10,000 Schwarze, im Nordosten der Insel; die schwachen Ueberreste einer Urbevölkerung, wie sie auf den Philippinen, Sumatra, den Hebriden ꝛc. sich auch noch vorfinden.

Die Malayen sind die eigentlichen Herren des Landes. Sie bilden 30 bis 40 kleinere und größere Staaten unter eigenen Fürsten, und haben ungefähr zwei Drittel der ackerbautreibenden daijak'schen Stämme unterworfen, während sie mit den noch freien Daijakern, welche im Innern der Insel wohnen, in Handelsverbindungen stehen.

Bis zum Jahre 1855 hatten die Niederländer nur die West-, Süd- und Ostküste der Insel auf sechs bis acht Punkten besetzt. Sämmtliche hierzu verwendete Militärmacht betrug jedoch nur etwa 500 Mann.

Im Jahre 1856 haben sie den Versuch gemacht, auch im Innern des Landes festen Fuß zu fassen.

In einem Lande wie Borneo, welches seit undenklichen Zeiten steten Einwanderungen vom asiatischen Festlande und von den benachbarten Inseln ausgesetzt war, kann es nicht auffallen, unter den Daijakern 20 bis 30 verschiedene Sprachen redende Volksstämme zu finden. Diese Sprachen gehören jedoch alle dem großen malayischen Sprachstamm an, enthalten bald mehr malayische Wurzelwörter, bald mehr javanische, bugische oder tagalische. In der Körperbildung dieser Stämme ist jedoch kein Unterschied bemerkbar, und sie gleichen vollkommen den gewöhnlichen Malayen, Javanen oder Bugis.

Die malayischen Dörfer, oder wenn man will, Städte, liegen meist nur an den Küsten und an den Ufern der großen Flüsse. Namentlich sind es die Mündungen aller schiffbaren Nebenflüsse der größeren Ströme, an welchen sie ihre Ansiedelungen gegründet haben, während die Daijaker nur die kleineren Flußgebiete bewohnen. Da alle Communication in Borneo nur zu Wasser vor sich geht, so bilden die malayischen Dörfer gleichsam die Pforten zu den daijakischen Districten, von wo aus sie einestheils die Daijaker im Zaum halten, indem diese ohne Bewilligung der Malayen ihre Flußgebiete nicht verlassen dürfen, anderntheils ihnen Waaren zuführen. Die bedeutendsten malayischen Städte, wie Pontianak, Sambas, Banjermassin, Kotti, Bruni, zählen durchschnittlich 300 bis 600 Häuser. Die Dörfer der Malayen im Innern der Insel hingegen bestehen nur aus 20, 40 bis 60, selten aus mehr Häusern. Jeder Malaye, vom Fürsten bis zum geringsten und ärmsten Mann, ist Händler, und da die Daijaker durchaus keine Gelegenheit haben, ihren Bedarf an Salz, Tabak, Eisen, grobem chinesischen Geschirr u. s. w. aus einer andern Quelle zu beziehen, indem sie ihre Flußgebiete nicht verlassen dürfen und eben so wenig fremde Kaufleute zu ihnen zugelassen werden, so sind sie genöthigt, die Preise zu zahlen, welche die Malayen ihnen stellen. Diese angemaßten Handelsmonopole machen es den Malayen daher leicht, die Daijaker nach Belieben und ohne Anwendung von Gewaltmitteln auszuplündern. Im Uebrigen werden sie durch ihre Herren nicht eben sehr hart behandelt; diese begnügen sich damit, von ihren Aernten zu zehren, während sie selbst wenig oder nichts anbauen. Was die Abhängigkeit der Daijaker zu den Malayen sehr eigenthümlich macht, ist der Umstand, daß erstere nicht nur Unterthanen der malayischen Fürsten sind, sondern der ganzen malayischen Bevölkerung. Dieses Verhältniß besteht wenigstens in den meisten Staaten. Ich habe einzelne malayische Familien angetroffen, denen nicht weniger als 20 bis 30 daijak'sche Familien erblich gehörten; andere haben 3, 4 und 5 Familien zu ihrem erblichen Eigenthum, mit denen sie also nur allein Handel trieben.

Das durch die Malayen ausgeübte uneingeschränkte Handelsmonopol wirkt lähmender und verderbender, als irgend eine andere Art von Herrschaft. Sehr oft bricht Hungersnoth in den daijak'schen Districten

aus, so daß Hunderte dahinsterben. In diesem Falle leiht der Malaye gern, aber nur gegen 1000 oder 2000 Procent, so daß die armen Daijaker nicht im Stande sind, ihre Schuld zu bezahlen, und die Folge ist Sclaverei. Doch ist diese Sclaverei keine harte und verdient kaum so genannt zu werden; sie werden mehr wie Glieder der Familie als wie Dienstboten behandelt.

In früheren Zeiten war wahrscheinlich, wie auf andern sundischen Inseln, so auch auf Borneo, die buddhistische Religion verbreitet, wenigstens findet man in einigen Gegenden der Insel noch Ruinen von Buddha-Tempeln, auch Inschriften, die bisher nicht entziffert werden konnten. Die jetzigen Daijaker haben nur einige wenige sehr oberflächliche religiöse Begriffe; die Ausübung irgend eines Cultus findet gar nicht Statt. Außer einer Menge guter und böser Geister, die sie fürchten und verehren und denen sie zur Versöhnung oft kleine Speisopfer auf Bergen oder gewissen Stellen des Waldes aufstellen, scheinen einzelne Häuptlinge noch einige Ueberreste früherer religiöser Begriffe bewahrt zu haben, der gewöhnliche Daijak weiß jedoch davon nichts mehr. Hiernach glauben sie, daß 15 Welten bestehen, die ihrer Form nach Halbkugeln sind und von denen unsere Erde in der Mitte steht, so daß von den übrigen Weltkörpern sich sieben über der Erde und sieben unter derselben befinden. Alle diese Welten sind ebenfalls bewohnt. Ferner glauben sie an sieben gute Gottheiten und eine böse, und zwar: Di-Batta oder Ju-Batta, ein allmächtiges Wesen, das Alles geschaffen hat und dem die folgenden Gottheiten untergeordnet sind: Pa-Nitah, der auf Di-Batta's Befehl die Welt gemacht hat; — Pa-Nampa, der das Licht gemacht hat; — Pa-Jädi, der die Erde und Menschen gemacht hat; — Pa-Jinjah, der die Menschen erhält; — Pa-Niring, der sie während ihrer Lebenszeit leitet. Ferner Pa-Jirah, welcher die Menschen stets zu guten Handlungen ermahnt, und endlich der böse Gott Pa-Nadu, der sie stets zum Bösen verleiten will. Die Stimmen der beiden letzten Gottheiten sprechen in dem Gewissen der Menschen.

Das eben Gesagte gilt hauptsächlich nur von den Stämmen West- und Nord-Borneo's. Die Stämme von Ost-Borneo (Pari) verehren Sonne, Mond und Sterne, und zwar die Sonne als weibliche Gottheit, den Mond als männliche. Ein religiöser Cultus, oder überhaupt nur eine sichtbare Verehrung der Sonne und des Mondes findet aber nirgends Statt.

Bei wichtigen Angelegenheiten befragen die Daijaker verschiedene Orakel. Namentlich sind Flug und Geschrei gewisser Vögel entscheidende Orakel, In einigen Gegenden untersucht man auch die Eingeweide frischgeschlachteter Thiere und verkündet aus denselben die Zukunft. Von beinahe ebenso großer Bedeutung sind die Träume. Wenn z. B. die Mehrzahl der Dorfbewohner schlecht träumt, so unterbleibt ein bereits für einen bestimmten Tag festgesetzter Kriegszug. Eine gleich wichtige Rolle spielen bei allen Daijakern, mit Ausnahme der Stämme von Ost-Borneo, die Talismane (Agit, Ussak). Jeder Krieger besitzt

einen solchen, der gewöhnlich am Griff des Schwertes befestigt ist, oder auch an einem Gürtel um den Leib getragen wird. Diese Zauberstücke bestehen aus allerlei Zähnen wilder Thiere, kleinen Stückchen Holzes, Steinchen, welche die Zauberer des Stammes von den Geistern empfangen haben wollen. Die Daijaker glauben, daß sie durch Kraft dieser Talismane nicht nur vor Wunden geschützt werden, sondern in manchen Fällen sich sogar unsichtbar machen können.

Früher herrschte allgemein die Sitte, zur Ehre der Verstorbenen Menschenopfer zu bringen; war hierzu keine Gelegenheit vorhanden, waren keine Kriegsgefangenen oder Sclaven zur Disposition, so erforderte es die Ehre des Stammes, daß man von den benachbarten feindlichen Stämmen irgend eine Person, gleichviel ob Mann, Weib oder Kind, zu überfallen suchte und den Kopf nach der Heimath brachte, dessen Schädel alsdann zur Ehre des Verstorbenen in dem Dorfe als Tropäe aufgehangen wurde.

Auch jetzt ist das Köpfestehlen — denn mit einem andern Namen kann man diesen abscheulichen Gebrauch nicht füglich bezeichnen — noch allgemeine Sitte, und man findet in allen daijakischen Dörfern eine Anzahl Schädel, oft 80 bis 100, in den Häusern hängen. In den Gegenden, wo die niederländische Regierung einigen Einfluß ausübt, ist es durch Vermittlung der Malayen geglückt, diese abscheuliche Sitte, wenn nicht gänzlich zu unterdrücken, so doch sehr zu mäßigen.

Was die wilden Nomadenstämme anbelangt, die nur im Mittelpunkt der Insel in den Wäldern umherschwärmen, so sind sie die Feinde aller übrigen Bewohner der Insel, indem eine ihrer Hauptbeschäftigungen darin besteht, Kinder zu rauben. Nur mit einigen wenigen Stämmen der ackerbautreibenden Daijaken stehen sie in Handelsverbindungen und tauschen sich von ihren Waffen, Schwerter, Blaseröhren und Lanzen ein, da sie dieselben nicht selbst anzufertigen verstehen. Das Blaserohr (Sumpit) ist die Nationalwaffe aller daijakischen Stämme. Diese Blaseröhren sind gewöhnlich 5 Fuß lang, aus Eisenholz gebohrt, und am oberen Ende mit einer eisernen Spitze versehen, so daß diese Waffe zugleich als Lanze dient. Die Daijaks blasen damit kleine, mit Upas vergiftete Pfeilchen auf 40 bis 50 Schritte. Die Qualität des zu den Pfeilen verwendeten Giftes ist verschieden. Bisweilen verursachen die Wunden der Pfeile nur heftige Fieber, sehr oft aber erfolgt der Tod. Die Malayen legen mit gutem Erfolg Salz oder Asche von Maiskörnern auf die Wunden.

---

cc. Vorder-Indien.

266. Weltstellung Vorder-Indiens*).

(Nach Christian Lassen, indische Alterthumskunde.)

Auf der weiten Meeresfahrt von Afrika nach China erscheint Indien als das begünstigtere Land. Es liegt nämlich in der Mitte der zwei anderen Halbinseln, welche, wie Indien, aus der Masse des asiatischen Festlandes in das südliche Meer hineinspringen; es mußte daher am natürlichsten der Mittelpunkt der Verbindungen dieser Nachbarländer und der weiter an sie grenzenden werden; es konnte am leichtesten nach beiden Seiten hin verkehren, von beiden Seiten besucht werden. Die Geschichte des Handels weis't uns das ziemlich frühe Zusammentreffen arabischer und chinesischer Kaufleute in indischen Emporien nach. Ebenso begünstigt erscheint den beiden anderen Halbinseln gegenüber Indien in Beziehung auf seine inneren Vorzüge und die Erzeugnisse, welche den Handelsmann heranziehen. Arabien wird zwar, wie Indien, etwa in der Mitte vom Wendekreise durchschnitten; aber nur der Süden Arabiens ist fruchtbar; das Innere ist arm, gleichförmig und bildete nie einen zusammenhangenden, mächtigen Staat; im südlichsten Arabien konnte sich wohl ein vermittelnder Punkt des Handels zwischen Indien und der Westwelt bilden, es konnte Indiens Erzeugnisse nicht für die Westwelt ersetzen, nur aus Indien sie holen. Sehr reich von der Natur ausgestattet ist dagegen die östliche indische Halbinsel und liegt mit dem Schwesterlande in gleicher Breite; aber in vier große Meridianthäler getheilt und gesondert, erschuf es nie einen mächtigen Centralstaat, der die rohen Urbewohner zu einem geordneten Zusammenleben und höheren Bestrebungen nöthigte; die Cultur siedelte sich nur spät und einzeln an, das ganze Land gelangte nie zur selbständigen Bildung und Wirksamkeit nach außen. Es blieb ein untergeordnetes, geistig nur empfangendes Land und konnte das vordere Indien keines Theils seiner Wichtigkeit berauben. Es bot aber auch im verwahrlos'ten Zustande eigenthümliche werthvolle Erzeugnisse dar, um den Kaufmann anzulocken; es öffnete dem kriegerischen Abenteurer wie dem Missionar ein weites Feld für seine Unternehmungen.

Wie Inseln zugänglicher sind, als große Festlande, so haben auch die Indien benachbarten Inseln Sumatra und in noch viel höherem Grade Java den Indern ein großes Feld der Thätigkeit eröffnet. Es bot sich hier eine zwar verwandte, doch vielfach ganz eigenthümliche neue Natur dar, der Inder sah sich hier an den Erdgleicher und über ihn hinaus versetzt. Die leichte Verbindung mit dieser reichen Inselwelt und die dadurch erweiterte Sphäre der Thätigkeit sind wichtige Begünstigungen, welche Indiens Lage am Meere ihm brachte.

---

*) Vgl. oben S. 386.

Um die Weltstellung Indiens vollständig zu erkennen, müssen noch seine Größe als besonderes Land andern Ländern gegenüber, und seine mannichfaltige Gliederung im Innern mit dem daran geknüpften Reichthume an vielfachen und kostbaren Erzeugnissen in Erwägung gezogen werden. Es ist weder ausschließlich Tiefland, noch Hochland, sondern vereinigt die verschiedensten Stufen von beiden, es bietet die Erscheinungen der Tropen, wie die der Polarländer dar.

Fassen wir dieses zusammen, so erscheint Indien als ein Mittelland, in dem sich der Westen, Norden und Osten Asiens begegnen; es treffen in ihm die Karavanenwege aus allen diesen Richtungen zusammen, seine Küsten liegen den Schiffern aus Aegypten, Afrika, Babylonien, Persien, Hinter-Indien, den Inseln und China offen, in neuerer Zeit auch den aus Europa und Amerika; es ist der Ausgang eines großen Weltverkehrs. Es zieht die Eroberer als das glänzendste Ziel ihrer Thaten aus dem innern Asien, aus Iran, aus Europa heran. Es stoßen hier die verschiedensten Racen zusammen, die Mongolen, Chinesen und Malayen mit den Iraniern und Semiten, mit Europäern und Afrikanern. Was den Kaufmann und Eroberer so mächtig anzog, war der Ruhm seiner höchst mannichfaltigen und kostbaren Erzeugnisse; es war das Land der Edelsteine, der Gewürze, der feinen Stoffe, welche die Prachtliebe des Morgenländers so sehr schätzt und sein verweichlichendes und heißes Klima ihm zum Bedürfniß macht.

So sehr nun auch Indien Zielpunkt des Verkehrs, der fremden Ansiedelung und Eroberung war, verblieb es doch durch den Schutz seiner Lage und seine zusammengedrängte Masse ungestört und selbständig genug in seinem Innern, um sich nach seiner Bestimmung eigenthümlich entwickeln zu können. Seine religiöse und politische Verfassung hat wenigstens in ihrer äußerlichen Gestalt den heftigsten Angriffen bis jetzt widerstanden; es ist die Wiege von Lehren gewesen, welche sich aus diesem Mittelpunkte verbreiteten und einen großen Theil Asiens bis auf diesen Tag beherrschen.

---

267. Die horizontale und vertikale Gliederung Vorder-Indiens.

(Nach C. Ritter's Erdkunde.)

Jener merkwürdigen Weltstellung Vorder-Indiens entspricht die bedeutende Ausbreitung seines Flächenraumes, den es zwischen 5° bis 35° nördlicher Breite und 85° bis 110° östlicher Länge von Ferro einnimmt. In dieser Ausdehnung, mit dem Gebirgslande des Himalaya-Systemes, welches die wasserreichen Quellarme der indischen Hauptströme überall zahlreich durchbrechen, gleicht die Halbinsel Vorder-Indiens, der geometrischen Figur nach, ungefähr einem Trapeze oder einem verschobenen Rhombus, der zur vergleichenden Uebersicht leicht in zwei fast gleichschenkelige Dreiecke sich zerfällen läßt, wenn man vermittelst

ihrer gemeinsamen Grundlinie, zwischen Indus- und Ganges-Mündung, die ganze Breite Hindostans von Westen nach Osten durchschneidet, eine sehr große Ausdehnung von 330 geographischen Meilen, gleich der in Europa zwischen Bayonne und Constantinopel.

Die beiden dadurch gebildeten Triangel-Länder ragen mit ihren spitzen Winkeln gegen Nord bis Ladakh am obern Indus und gegen Süden bis zum Cap Comorin vor; sie breiten sich nach entgegengesetzten Richtungen von der gemeinsamen Basis, auf eine ähnliche Weise aus, als die continentalen und maritimen Hälften der indischen Landschaft im Norden und Süden. Die Höhe dieses großen, nördlichen Triangels, der Nord-Indien bildet, ist nur etwas geringer als die des südlichen, der den Süden Indiens oder die eigentliche Halbinsel Dekhan ausmacht. Die gesammte Höhe beider, oder die ganze Ausdehnung Indiens, vom äußersten Süden bis zum äußersten bekannt gewordenen Nordende am Indusstrome, ist gegen 400 geographische Meilen, doppelt so weit als von Odessa bis St. Petersburg, gleichweit wie von Bordeaux bis Moskau, oder von Neapel bis Archangel. Es sind Entfernungen, die man sich auf Generalkarten von Asien, weil sie gewöhnlich dieselbe Größe europäischer Generalkarten haben, nie groß genug zu denken pflegt, da Asien, als Flächenraum, immer als das Fünffache von Europa betrachtet werden muß. Die Schenkel des südlichen Triangels streichen von dem gemeinsamen Winkelpunkte, am Cap Comorin gegen Nordwesten und Nordosten, als Küstenlinie von Malabar und Koromandel bis zum 22. und 23. Breiten-Parallel, innerhalb dessen der Nerbuda, der gefeierte Scheidestrom des Südens und Nordens der indischen Welt, wirklich seinen sonderbaren, wenig gekrümmten, fast allen anderen Strom-Systemen der Halbinsel widersinnigen Lauf von Osten gegen Westen gewinnt.

In den großen Flächenraum Indiens haben sich diese beiden Triangel-Länder fast gleichartig getheilt, doch ist das nördliche um einige tausend Quadratmeilen seinem Areale nach größer. Das Dreieck im Norden des Nerbuda hält an 34,775, das im Süden desselben 30,220 geographische Quadratmeilen; beide zusammen, nach einer runden Summe an 65,000 Quadratmeilen, also die Hälfte der Oberfläche Europa's, wenn man von diesem die skandinavische Halbinsel abschneidet und die Inseln Europa's nicht mit in Rechnung bringt, oder $^2/_3$ der Oberfläche des russischen Europa. In das Dreieck von Nord-Indien würde man dreimal die ganze österreichische Monarchie eintragen können; in das Dreieck von Dekhan dreimal die Größe von Frankreich.

Die Küstenumschiffung der Halbinsel, von Vorgebirge zu Vorgebirge, allen Krümmungen folgend, wie sie Nearch, Alexander's Admiral, in der Kindheit der Schifffahrt im Westen, von der Indusmündung bei der Heimreise noch zu thun genöthigt war, würde eine sehr mühsame Arbeit, der langsamen Küstenbeschiffung Afrika's durch die Portugiesen ähnlich sein; denn von der Indus-Mündung bis zum Cap Comorin zieht eine Gestadelinie von 430, und von da, durch den Golf

von Manar oder die Ceylonstraße, nordwärts, zurück, bis in den innersten Winkel des bengalischen Golfes zur Gangesmündung der Sunderbunds, eine fast gleich große Küstenkrümmung von 420 geographischen Meilen hin, auf welcher ohne nautische Kenntniß der Strömungen und Winde große Kämpfe zu bestehen sein würden. Die continentalen Nordgrenzen zu umschreiten würde aber, längs der Asamesen-, Bhutaner-, Tibeter-, Nepalesen- und Chinesen-Grenze, wie durch die Gebiete der Seiks und Afghanen, oder Ost-Irans, wegen der schwer zu durchwandernden Hochgebirge unmöglich sein. Die Schenkel des nördlichen Triangel-Landes werden von hohen Gebirgsketten und wildem Hoch-Gebirgslande durchzogen, die Mitte desselben aber von weiten tiefliegenden Niederungen und Ebenen erfüllt: ganz entgegen der Beschaffenheit des südlichen Dreiecks, in dessen Schenkeln nur schmale, aber tiefe, niedrige, flache Küstenstriche liegen, schmale Meeressäume, das Littorale Indiens, dessen Mitte dagegen von hohen Gebirgsketten und dem erhabenen Tafellande Dekhans erfüllt ist.

Der Norden und Süden Hindostans zeigen also nicht bloß astronomische Unterschiede in ihren Breitenabständen von dem Aequator, sondern sie bilden in der plastischen Gestaltung ihrer Oberflächen, in ihren Erhebungen und Vertiefungen, nach verticalen Dimensionen, die für alle physikalischen und historischen Verhältnisse der Länder so unendlich einflußreich sind, vollkommene Gegensätze.

Die mächtigste vertikale Erhebung findet sich im Norden. Es ist das Gebirgsland des Himalaya-Systems*), welches mit seinen Staunen erregenden Massen und dem Wunderreichthum seiner Erscheinungen den Norden Hindostans umsäumt und als Randgebirge des centralen Plateau's gegen Hindostan einen Raum von wenigstens 12,000 Quadratmeilen überdeckt. Aber auch im Westen des Indusstromes streichen, von Nord-Nordost gegen Süd-Südwest, ebenfalls bedeutende Gebirgsketten, die Soliman-Gebirge, als Naturgrenzen von Hindostan vorüber; sie bilden aber das östliche Randgebirge des hohen Tafellandes von Ost-Persien, oder des Theiles von Iran, der von den Afghanen beherrscht und bevölkert ist. Sie sind anderer Natur wie jenes Gebirgsland des Himalaya, sie gehören nicht mehr zu Hindostan, sie senden ihm keine Thäler und Ströme zu, sie bilden nur dessen öden, klippigen und felsigen, westlichen Grenzwall, der seine genauere Betrachtung erst im Zusammenhange mit dem Plateau von Iran erhalten kann.

Die zweite größere Massenerhebung Hindostans ist aber das Tafelland von Dekhan, oder das Plateauland der südlichen Halbinsel; es wird nicht durch bloße langgedehnte, wenn auch noch so beschwerlich zu ersteigende Gebirgszüge gebildet, deren bedeutendste die Ghats im Westen sind, sondern es dehnt sich in fast eben so großer Breite als Länge durch die weite Mitte der Halbinsel aus, als aufsteigendes Tafelland, oder als erhabene Berglandschaft. Nicht die Riesenhöhe dieser

*) Siehe den folgenden Aufsatz Nr. 268.

Bergflächen und Berggipfel gibt dieser Naturform ihren wesentlichen Charakter, wodurch das Tibetische Hochland und der Himalaya so ausgezeichnet sind, sondern die mäßige, jedoch geschlossene Gesammterhebung ihres weiten und breiten Gebietes, ohne zwischenliegende Tiefthäler, über den Spiegel der Meeresfläche zu beiden Seiten, wodurch ihr breiter Rücken einer erhabenen Insel gleich wird, die sich überall, um einige tausend Fuß höher als ihre Umgebungen, in eine kühlere Region emporhebt. Diese beiden großen Hochländer Indiens im Norden und im Süden, mit der kleinern abseits gegen Westen abgerückten, gebirgigen, isolirten Halbinsel Guzurate's, ähnlicher Größe wie Ceylon (1050 Quadrat-Meilen), nehmen zusammen die größere Hälfte Indiens, einen Flächenraum von nahe an 38,000 Quadrat-Meilen, ein.

Alles Uebrige, also die geringere Hälfte des ganzen Hindostan, ist Niederung, tiefliegende Ebene oder niederes Hügelland, von den beiden großen Stromsystemen des Indus und Ganges mit ihren Zuflüssen reichlich bewässert, oder flacher Küstensaum.

Das Tiefland, welches der Indusstrom nebst seinen Zuflüssen, den Penjab (Fünfstromland) durchzieht, nimmt einen Flächenraum von etwa 7550 Quadrat-Meilen ein; die Sandwüste Sind, mit beweglichen, von Winden verwehten Flugsand-Dünen, etwa 3125; das Tiefland der Gangesströmung nebst der Niederung an der Brahmaputra-Mündung in Bengalen 10,700. Fügen wir zu dieser Summe von 21,725 Quadrat-Meilen noch den flachen, sehr beengten Westsaum der Malabar-Küste 1450 und den etwas breiteren Ostsaum der stark bevölkerten und städtereichen Coromandel-Küste 4230 Quadrat-Meilen hinzu, so gibt dies insgesammt ein Areal von 27,405 Quadrat-Meilen tiefliegender Länderflächen, die im Contrast jener hochliegenden, eben wegen ihrer niedern Lage, dem ganzen Einflusse der schwülen Tropen-Natur ausgesetzt sind, indeß jene, von kühleren Luftschichten und Berglüften gefächelt, der Gluthitze durch ihre höhere Lage, wenn auch nicht ganz, doch den größern Theil des Jahres entrückt sind, und auf den unteren Stufen mildere Frühlingstemperatur genießen, auf den hohen selbst Winterkälte haben, ja, auf den höchsten in die ewige Schneeregion hinein ragen, wenn sie schon nicht sehr weit entfernt vom Wendekreise des Krebses, der über den Mündungsländern des Indus und Ganges hinwegzieht, im subtropischen Gebiete des Erdtheils liegen.

Alle diese großen Naturformen der indischen Landschaft werden von einer unzähligen Menge von strömenden Wasseradern in tausend und tausend Bergklüften, Felsspalten, Thalgründen, Einsenkungen und Einspülungen von den größten Höhen bis zu dem flachen Strande der entgegengesetzten Meeresgestade durchzogen. In dem nördlichen Indien sammeln sich alle Quellen aus unzähligen Verzweigungen, die gemeinsamen Stämmen zuwachsen, nur zu zwei alpinen Stromsystemen, die mit ihren weiten Quellgebieten und Stufenländern, von denen sie ihre Schneewasser aus den Höhen zu den Tiefen wälzen, zu den größten der Erde gehören und in jeder Hinsicht wahrhaft kolossaler Art

genannt zu werden verdienen. Sie eilen alle, ohne Ausnahme, in weiten Bogenlinien oder Zickzackläufen, den berühmtesten Strömen des Indus und Ganges zu, deren Gefälle von gemeinsamen, nahe beisammenliegenden Quellhöhen ihre reichen Wasserschätze zu Mündungen einander entgegengesetzter Meeresbuchten forttreibt. Der Ganges, in einer Länge von nahe an 300 geographischen Meilen mit einem Stromgebiet von 20,000 Quadrat-Meilen, der Indus mit einer Länge von 340 geographischen Meilen und einem Stromgebiete von 18,900 oder beide zusammen mit einem von ihnen bewässerten Areale von nahe an 40,000 Quadrat-Meilen.

Das südliche Indien oder Dekhan wird dagegen durch eine weit größere Anzahl aber weit geringerer, jedoch selbständig sich zum Meer mündender Ströme bewässert, deren Länge und Wasserfülle, vom Norden gegen Süden gerechnet, in gleicher Proportion wie die Halbinsel an Breite sich verengt, immer mehr und mehr abnimmt, so, daß die südlichsten nur zu kurzen, meist durchgehbaren Küstenflüssen werden. Die beiden nördlicheren, Nerbuda und Tapti, haben die Sonderbarkeit, daß sie der allgemeinen Senkung entgegen, widersinnig von Osten gegen Westen in ihren engen Felsthälern, gleichsam in gradlinigten, unter sich parallelen Erdspalten zur Malabar-Küste eilen, indeß die Quellen der übrigen, wie die des Godavery, Kistnah, Penaur, Palaur, Cavery und anderer, insgesammt ganz dicht an der Malabar-Küste dem dortigen hohen Gebirgssaume des Dekhan-Plateau's, dessen westlichem Randgebirge, nämlich dem Ostabhange der Ghat-Gebirge, entquellen, und dann erst mit vielen Krümmungen und nördlichen wie südlichen Zuflüssen die weiten Plateauebenen gegen Osten durchziehen, ehe sie, über verschiedene Stufenabsätze stürzend, unterhalb des Ostabfalles des ganzen Dekhan-Plateau's, an der flachen, niedern Coromandel-Küste in das bengalische Meer einmünden.

---

268. Der Himalaya.

(Nach Benikeu in der Encyclopädie von Ersch und Gruber, mit Zusätzen vom Herausgeber.)

Himalaya, d. h. Wohnung des Schnees (vom Sanskritworte hima, Schnee), heißt das sehr ausgedehnte und höchste Gebirgsland der Erde, welches die hohe, kalte Scheitelfläche Tibets von den schwülen, fast meergleichen Ebenen des eigentlichen Hindostans trennt. Der Name wird indeß bald auf eine größere, bald auf eine kleinere Strecke dieses Gebirges bezogen. Himalaya im weiteren Sinne heißt der große Gebirgszug, welcher vom oberen Indusstrome über das Hochthal von Kaschmir, über den Ganges und Brahmaputra, von Nordwest gegen Südost bis in weite, fast ganz unbekannte hinterindische und chinesische Fernen zieht. Den Anfang des Gebirges im Nordwesten, auf dem

westlichen Ufer des Indus, kennt man unter dem Namen Hindu-Kusch, die östliche Fortsetzung jenseits des Brahmaputra, führt im Bereiche des chinesischen Sprachgebiets den Namen Sineschan, als Bezeichnung vieler mit Schnee bedeckter Hochgebirge. Himalaya im engeren und eigentlichen Sinne nennen die Hindus denjenigen Gebirgstheil, welcher sich vom Indus bis zum Brahmaputra erstreckt, und dieser ist es, welcher uns in den letzten Jahrzehenden durch die unermüdeten Arbeiten und großartigen Unternehmungen der Briten bekannter geworden ist und von dem hier die Rede sein soll.

Die Grenzen dieses eigentlichen Himalaya sind also im Norden das tibetanische Hochland, im Westen der Indus, im Osten der Brahmaputra, im Süden das hindostanische Tiefland.

Der eigentliche Himalaya zwischen dem Indus und Brahmaputra liegt zwischen 90° und 110° östl. Länge von Ferro, nimmt also eine Längenstrecke von 300 geogr. Meilen ein*), aber seine Riesenhöhen streichen im Osten und Westen dieser Ströme weiter fort. Seine Ausdehnung in der Breite, zwischen dem 28. und 34. Parallel, nimmt überall eine Zone von 4—5 Breitengraden oder 60—70 geogr. Meilen ein, eine Breite, welche die des europäischen Alpengebirges um das Doppelte übertrifft, während seine Länge die der europäischen Alpen um zwei Drittel überbietet. Das große Parallelogramm des riesigen Himalaya bedeckt also einen Raum von wenigstens 12,000 geographischen Quadrat-Meilen, während die Alpen nur die Hälfte dieses Flächenraums einnehmen. Rechnet man die nicht-indischen Fortsetzungen des Himalaya hinzu, so dürften nach einer annähernden Berechnung wenigstens 32,000 Quadrat-Meilen für das große Gebirgsland am Südrande der tatarischen Scheitelfläche heraus kommen: ein Raum, der also dem Flächeninhalt der südamerikanischen Anden (nach v. Humboldt 33,130 geogr. Quadrat-Meilen) nicht viel nachsteht.

Die Richtung des Himalaya geht vom Nordwesten gegen Südosten, während die europäischen Alpen von WSW. nach ONO. streichen. Der Riesenbau der letzten beherrscht alles umliegende Land als ein von allen Seiten frei stehendes Gebirge; aber der gigantischere Himalaya ist ein Randgebirge der Tatarei und Tibets und trägt diese Hochländer auf seinem Rücken, wie das kastilische Scheidegebirge das hohe Flachfeld Altkastiliens; es ist ein Terrassengebirge.

Um mit der Anordnung dieses Terrassenbaues bekannter zu werden, muß man an dessen Fuß, der auf den Ebenen des heißen Hindostans steht, gleichsam einen Standpunkt nehmen. Von diesen Ebenen steigt das Alpenland des Himalaya stufenweise zu der Höhe der Schneegebirge auf.

Die erste Stufe, das Tiefland, Tariyani, eine fast 300 Meilen

*) In Europa würde diese Ausdehnung die ganze Mitte des Erdtheils vom Westende der Pyrenäen bis zur Donau-Mündung einnehmen und also Pyrenäen, Alpen und Hämus als zusammenhangende Gebirgsmasse in sich schließen. (Ritter.)

lange Zone von nur 4 — 5 Meilen Breite, nicht eigentlich eine Stufe im strengen Sinne des Worts, sondern ein mehr oder minder breiter Landsaum von ganz eigenthümlicher Beschaffenheit, umgibt die steile Grenzmauer des Gebirgslandes von den Grenzen Assams bis zu den Ufern des Ganges und Jumna bei Hurdwar und Sirinagur. Es ist eine Grenzwüste zwischen dem eigentlichen Gebirge und den Cultur-Ebenen Hindostans. Fast ohne Hügel, mit Binsen-, Gras- und Schilfwuchs bedeckt, der im Sommer zu 30 Fuß hohen Wäldern emporschießt, im Frühling aber zur Weide dient, hier und da mit fruchtbarem Boden, mit Sümpfen, Reisfeldern und großen Bäumen abwechselnd, ist sie der Aufenthalt zahlreicher Heerden von Elephanten, Rhinocerossen, Schakalen, Füchsen, Ebern, schwarzen Bären und (doch selten) Tigern, welche sich während der trockenen Jahreszeit in die Gebirge zurückziehen, aber in der nassen wieder hervorbrechen und die Reisfelder verwüsten. Der Lauf sämmtlicher Gewässer, welche vom hohen Gebirge herabstürzen und diesen grünen Gürtel durchströmen, wird hier gebändigt, wie der der europäischen Alpenströme in den Seen, welche den Fuß dieses Gebirgs umkränzen; aber zur Zeit der Regen und der Schneeschmelze treten sie aus, ziehen in hunderterlei Canälen umher, sammeln sich in weite, stehende Wasser, werden schnell mit Wassergewächsen und Rohrwäldern bedeckt, deren wuchernder Wuchs bald alle angefangene Cultur erstickt und nur durch weit laufende Feuerbrände gezügelt werden kann. An vielen Stellen werden jene Gewässer schiffbar (daher der Name Tariyani, d. h. das beschiffbare Land) und dienen dann zur Holzflöße oder zum Transporte der Producte nach Marktorten, doch verlieren sie diese Eigenschaft beim Eintritt der Trockenzeit sehr bald. Die Ausdünstungen dieser Sumpfwaldungen unter dem Tropenklima dieser Gegenden, deren Wirkung durch die Hitze und den Widerprall der Sonnenstrahlen von den felsigen Gebirgen noch erhöht wird, verpesten die Luft und machen dadurch aus dieser Zone eine unbewohnbare, selten und nur rasch von Reisenden durchzogene Wüste. Die Anwohner derselben, ein elender, verkrüppelter, armseliger Menschenschlag, sind der Kropfkrankheit und dem Kretinismus unterworfen, der überall vom Brahmaputra bis Hurdwar am Ganges vorherrscht. Diese Wüste, Jagdrevier der Radschas oder Gebirgsfürsten, ist stets für die Eroberer, welche in die indischen Ebenen hinab stiegen, Verderben bringend gewesen. Die absolute Erhabenheit dieser Stufe mag im Mittel tausend Fuß betragen.

Die zweite Stufe oder das Land der Vorhöhen, ist mit dichten Waldungen aus den mannichfaltigsten Bäumen bewachsen (worunter besonders viele Mimosen und höher hinauf die breitblätterigen Nadelholzarten) und belebt durch unzählige Vögelschaaren. Nur die Längenthäler sind hier cultivirt, die Querthäler durchaus waldige Einöden.

Die dritte Stufe besteht aus dem erhabenen Gebirgslande zwischen diesen Vorhöhen und der nördlichen und höchsten Kette des Himalaya. Sie bildet einen breiten Gürtel von vielfach verzweigten Bergketten

und Gebirgsthälern, mit den mannichfaltigsten Abstufungen von der Höhe zu den Tiefen, ein Alpenland im größten Stile, überall mit Alpengebirgsscenen, ja, mit einer Cordillerennatur erfüllt. Im Allgemeinen streichen die verschiedenen Gebirgsketten dieser Zone im Parallelismus mit der Hauptmasse von Nordwesten gegen Südosten; an verschiedenen Stellen hat man deren 6—7 unterschieden. Sie steigen von der südlichsten Kette, welche etwa 6000 Fuß mittlere absolute Höhe erreicht, allmählig zu der höchsten empor, welche wir in der vierten Stufe kennen lernen. Sie sind beschattet mit Wäldern von ungeheuren Cedern, Birken, Kastanien, Haselsträuchen und andern dem Auge eines Europäers bekannten Baumarten. Die Thäler dieser Zone liegen in einer mittleren absoluten Höhe von 3-—6000 Fuß. Die Gipfel der höheren Ketten sind im Winter mit Schnee bedeckt, während die Thäler durch Regengüsse befruchtet werden. Der Winter beginnt hier im November und hält 6 Monate an, mit einer in den europäischen Klimaten gleicher Breite unbekannten Strenge. Im Mai aber kehrt der Frühling wieder und entwickelt schnell ein unvergleichlich schönes Grün, obgleich der Winter kaum vorüber ist, denn auf den Bergen schneit es bis in die Mitte Junius.

Die vierte Stufe bildet die hinterste und höchste Kette des Himalaya, das erhabenste Schneegebirge der Erde, welches mit seinem Nordfuße auf tibetanischen Hochflächen ruht. Sie zog von jeher die Aufmerksamkeit der einheimischen Bewohner auf sich, durch deren Mythologie sie nach Würde verherrlicht wird, denn selbst in einer Ferne von 30 bis 40 geogr. Meilen, von Bengalen und vom iranischen Plateau aus, sieht man den Kranz ihrer silberreinen Schneegipfel sich aufthürmen über die heißen Ebenen des Ganges und Indus. Daher sind sie den Hindus die reinen Quellhöhen ihrer heiligen Ströme, der Wohnsitz Brahma's, des Urvaters und seiner ihm untergeordneten Götter. An den sichtbaren Ursprüngen jener Ströme haben die Hindus ihre Opferstellen, ihre Tempel, Badeplätze und Wallfahrtsorte errichtet, zu denen jährlich viele Tausende wallen. Sehr spät indeß zogen diese Riesengestalten die Aufmerksamkeit der europäischen Eroberer auf sich, erst seit den letzten Jahrzehnten, besonders seit 1815, wo die Capitäne Hogdson, Herbert, Roger, Webb und Andere ihre trigonometrischen Messungen und ihre Reisen unternahmen.

Die höchsten Massen des Himalaya liegen nach den jüngsten Untersuchungen (1856) nicht in der Hauptkette, sondern in den Verzweigungen, welche er nach Süden aussendet. Bisher galt der Dhaulagiri für den höchsten Berggipfel der Erde, und seine Höhe wurde auf 26,340 pariser Fuß angegeben, aber nach den neuesten Messungen des Obersten A. S. Waugh erhebt er sein Haupt nur bis zu 25,171 Fuß und wird nicht nur vom Kintschindjunga (26,419 Fuß), sondern noch mehr von dem Mount Everest (27,212 Fuß) übertroffen, welchem Waugh den Namen seines Chefs und Vorgängers (Colonel George Everest) gegeben hat, „um das Andenken an diesen berühmten Meister genauer

geographischer Messungen zu verewigen". Auch in Beziehung auf die mittlere Kammhöhe (als welche A. v. Humboldt die mittlere Paßhöhe annimmt) übertrifft der Himalaya weit alle übrigen Hochgebirge, denn sie beträgt 14,700 Fuß (also die Gipfelhöhe des Montblanc), während die Cordilleren nur 11,100', der Kaukasus 7980', die Pyrenäen 7500', die Alpen 7200' mittlerer Kamm- oder Paßhöhe haben.

Alle Päſſe des Himalaya sind sehr schwer zu übersteigen; auf Entfernungen von 3—4 Meilen braucht der geübteste Bergsteiger 5 bis 6 Tagereisen; aller Transport muß durch Menschen geschehen, und nur wenige dieser Hochpässe können durch den tangutischen Büffel, dessen man sich als Lastthier bedient, überschritten werden. Auf der tibetanischen Seite wird der Transport durch das tibetanische Hausschaf, den Purak bewirkt, das zugleich die feinste Shawlwolle liefert. Auf diesen Paßstraßen führen die Pfade durch tiefe Felsschluchten, über übereinander gethürmte Felsen und unter Sturzströmen hin. Nur an Berggehängen laufen die schmalen Fußsteige durch diese Trauergegenden hin, neben Abgründen, wo Ein falscher Tritt unausweichliches Verderben bereitet. Hier und da machen nur Balkenstege und Hängebrücken, aus Baumzweigen geflochten, die Uebergänge über die Bergströme möglich. Auf dem Wege selbst findet man weder Baum noch Strauch, Sturmwinde umsausen den Wanderer, der immer durch Einöden geht, oft über Schneefelder setzt und auf diesen oft sein Nachtlager nehmen muß.

---

269. Der Ganges.

(Nach Benecken und Klähn in der Encyclopädie von Ersch und Gruber.)

Der Ganges entsteht aus dem Zusammenflusse des Bhagiretti- und Alakananda- oder Aluknunda-Ganga, welche beide den ewigen Schneefeldern der höchsten Himalayakette entquellen, um sich noch innerhalb des Hochgebirgs zu einem gemeinsamen Strome zu vereinigen, der nun den Namen Ganges annimmt.

Der Bhagiretti-Ganga, der eigentliche Quellstrom der Ganges, entspringt oberhalb Gangotri aus einem mächtigen Schneefelde, das sich zwischen dem Berge Moira und den vier heiligen Bergen herab senkt. Dieses Schneelager aus unzähligen, seit Jahrhunderten über einander gethürmten und zusammen gefrorenen Schneeschichten zu einem mächtigen Eiswalle angehäuft, bricht hier in Spalten auf, die dunkeln Gewölbe und Eisgrotten desselben sind vom täglichen Thau und Froste, von ihren Decken hinab bis zur Tiefe des Stromes, mit einem Walde kolossaler Eiszapfen behangen, unter dem der wasserreiche Ganges hervorrauscht. Diese Eiszapfen hält der Brahmine für Mahadeva's Haar, aus dem das heilige Wasser hervor ströme. In einer Breite von 28 Fuß stürzt nun der jugendliche Ganges bis zum Tempel Gangotri

(den Göttinnen Ganga-Mai und Bhagiretti geweiht) unter vier Eisgewölben und dann durch einen 100 Fuß tiefen Felsenriß hindurch. Bei Gangotri liegt der 40 Fuß breite Wasserspiegel 9648 Fuß über dem Meere, der Tempel liegt auf einem Felsenstücke 20 Fuß über dem Flusse. Das Flußbett erweitert sich hier ein wenig; an dieser Stelle ist das Brahmacund oder die heilige Badestelle, der Sühnort der büßenden Hindupilger. Von Gangotri fließt der Strom durch grauenvolle Abgründe, die nur auf faulen Brettern und morschen Leitern übersetzt werden, zum Schauderorte Bhairoghati, wo die Felskluft des Stromes bis auf 45 Fuß eingeengt, wie ein furchtbarer Erdspalt, zu beiden Seiten von 3000 Fuß hohen Felsen überragt wird, die den Anblick kolossaler gothischer Burgen und Thürme geben und, von Erdbeben zerspalten und zerschmettert, in wilder Verwirrung emporstarren. An dieser gefahrvollen Stelle, wo Gewitterschauer, Schnee-Lawinen und Bergstürze sehr häufig sind, welche zugleich hoch oben prangende Cedernbäume zersplittert in die Tiefe schleudern, bildet die Schlucht eine Gabelung, und von der nördlichen Seite her stürzt sich aus den Schneefeldern von Neifang her der größere, 100′ breite, wasserreichere Strom Jahnevi herab: der kleinere, Bhagiretti, ist es aber, der als der gefeierte, berühmtere Strom für den wahren Ganges gehalten wird. Bei Bhairoghati führt die gefahrvollste Sangha (Hängebrücke von Holz) über den Bhagiretti, 60 Fuß über dem Flusse; man steigt zu ihr von einer sehr steilen Wand zum Theil mittels einer Leiter hinab. Von hier bis Derali, einem verlassenen Gebirgsdorfe, ist der Thalschlund nicht weniger wild, mehr unterhalb aber wird er zu einem weiteren Thale, das, nach Art der Allée blanche am Fuße des Montblanc, das hohe Schneegebirge durchzieht und bis zu den nahe bei einander liegenden Dörfern Jhala und Sukhi anhält. Jhala (etwa 9000 Fuß über dem Meere) mit nur fünf Häusern, ist das letzte bewohnte Dorf dieses Thales, um seine Hütten wachsen noch Cedern; bei Sukhi liegt der Gangesspiegel 7132 Fuß über dem Meere. Hier ist es, wo dem Ganges zu beiden Seiten die höchsten Schneekolosse seine Grenzen stecken, hier bricht er durch die höchste Kette des Himalaya in niedere Terrassen ein. Der fernere Lauf des Stromes geht immer noch durch furchtbare Abstürze, man überschreitet ihn fortwährend auf gefährlichen Sanghas. Bei Lohari-Naig windet er sich durch die furchtbarsten Felsen-Labyrinthe, die ¼ engl. Meile weit sein Bett bedecken, mit einem Geräusche und einer Heftigkeit, die Hodgson für das Gewaltigste in dieser Art hielt, gelangt neben heißen Quellen vorbei nach dem Dorfe Neital (6514 Fuß über dem Meere, hoch über dem Gangesspiegel), und endlich durch niedere Stufen der buntesten Alpen-Landschaft bis zum Deva-Prayaga (Gottesbade), oder zu seinem Zusammenflusse mit dem Aluknunda-Ganga, der in 1206 Fuß Meereshöhe Statt findet. Der ganze Fall des Baghiretti-Ganga beträgt also 11,742 Fuß.

Bei der Stadt Hurdwar oder Gangadvara (d. i. Gangesthor) tritt er in die hindostanische Ebene und durchfließt sie 270 Meilen weit in

SO. Normal-Direction. Die ganze Länge des Ganges beträgt 290 deutsche Meilen; seine Mündung steht in gerader Linie 200 Meilen von der Quelle ab, daher betragen seine Krümmungen 90 Meilen oder 0,45 des directen Abstandes der Mündung von der Quelle. Oberhalb der Jumna-Mündung hat der Ganges noch einige Furthen, die indeß die Schifffahrt nicht hindern, und ist hier 1 bis 1¹/₄ engl. Meile breit. Dann gelangt er nach Benares, wo er 30 Fuß tief ist. Unterhalb dieser heiligen Stadt, eine Meile oberhalb Monghi, liegt die Stromschnelle Tacriagully, eine den Hindus sehr heilige Stelle, wo ihnen das sühnendste Gangesbad ist. Bei Radschamal treten endlich zum letzten Male von Süden her niedere Bergketten an den Strom, verengen sein Bett und bilden eine Menge von Stromschnellen und Felsenvorsprüngen, welche für die Schifffahrt sehr gefährlich sind. In der Gegend von Murschadabad, 44 geogr. Meilen vom Meere, beginnt die Stromscheidung des Ganges in mehrere Arme, oder sein Deltaland (Sunderbunds). Der westlichste Arm heißt Kossimbusar; dieser nimmt einen zweiten Arm auf und bildet mit ihm den Hugly, den einzigen der Gangesarme, welcher gewöhnlich von Seeschiffen befahren werden kann, obgleich seine Wassermasse nur ¹/₆ so groß, als die des östlichen Armes ist. Der Hugly durchströmt die Stadt Culcutta, seine Mündung bildet den Hafen derselben. Der östlichste Gangesarm, welcher den Namen Ganges beibehält, theilt sich wiederum in unzählige andere, welche viele hundert Inseln einschließen und bis auf den östlichsten unschiffbar sind, früher aber einer nach dem andern schiffbar waren. Der östlichste Arm nimmt unterhalb Dacca, acht deutsche Meilen vom Meere, den Brahmaputra auf; beide vereint bilden unter dem Namen Padda, Padma, Padmarati oder Megna unterhalb Luckypur das größte Süßwassermeer der alten Welt. Weil die Wassermasse des so sehr zerstückelten Ganges bei dem Zusammentreffen mit dem Brahmaputra weit geringer als die des letztern ist, so werden Ganges und Brahmaputra oft auch als zwei ganz verschiedene Stromsysteme angesehen. Der Ganges ist periodischem Anschwellen unterworfen, welches durch die Schneeschmelze im Himalaya und besonders durch die während der nassen Monsume fallenden Tropenregen hervorgebracht wird. Es beginnt im Monat Mai; Ende Juni ist der Spiegel 15¹/₂ Fuß gestiegen, dann ist die bengalische Ebene zwischen Ganges und Brahmaputra in ein großes Süßwassermeer verwandelt, aus welchem die Dorfschaften und Städte mit ihren durch unzählige Dämme geschützten Umgebungen wie Inseln hervorragen. Mitte August erreicht der Strom seine größte Höhe, welche zu Kurtie 32 Fuß über dem gewöhnlichen Wasserstand beträgt. Mit Anfang Octobers, wenn die Regen aufhören, beginnt das Sinken des Stromspiegels, und im November ist er wieder auf seine gewöhnliche Höhe gefallen. Die Schiffbarkeit des Ganges beginnt schon bei Caunpoor, etwa 40 Meilen oberhalb Benares; sie belebt den so wichtigen Binnenhandel des centralen Hindostan, welcher in Behar und Bengalen allein über 30,000 Matrosen bei der Binnenschifffahrt beschäftigt. Mit

der Flut segeln die Seeschiffe 50 Meilen landeinwärts. Der Ganges ist der heiligste Strom der Hindus: mit seinem Wasser treibt man einen beträchtlichen Handel durch ganz Hindostan; und jeder Mensch, der sich vor seinem Tode in dem Ganges gebadet oder mit dessen Wasser gewaschen hat, wird für glücklich gehalten. Das sehr fruchtbare Deltaland des Ganges ist eben so wenig als ein jüngeres, von dem Strome angesetztes Land zu verkennen, wie die anderen Stromdelta's der Erde; ja, Wilford nimmt an, daß der Golf von Bengalen einst bis Hurdwar reichte, wo sich damals der Ganges aus dem Alpenlande des Himalaya in das Meer gestürzt habe. Dann wäre das ganze centrale Hindostan ein alter Meeresboden und Dekhan eine vollkommene Insel gewesen.

---

270. Das Indussystem im Vergleich mit dem Gangessystem.

(Nach C. Ritter, Erdkunde.)

Ganges- und Indus-Quellen, aus demselben Gebirgssystem, durchsetzen, mit ungleicher Länge, entgegengesetzter Direction, und charakteristisch ganz verschiedener Ramification, also mit verschiedenartiger Strom-Entwickelung, dieselben Breiten-Parallele. Der Ganges erhält seine Wasser aus dem Himalaya- und Vindhya-Systeme, der Indus nur allein aus dem Himalaya-Systeme. Beides sind subtropische Ströme, deren Mündungen sich nur so eben in der Tropennähe entladen; beide schwellen jährlich in einer bestimmten und in der gleichzeitigen Periode mit ihren Wassern an.

Schon die größere Länge des Induslaufes von Manasarowara an, wo zwei Hauptquellen, der obere Indus und Ssatadru, entspringen, lassen ein absolut größeres Wasserquantum als im Ganges erwarten. Der Indus durchsetzt ein vergleichungsweise dürres, ödes, dünn bevölkertes Stromgebiet; der Ganges breitet sich in Lauf und Geäder weit mehr aus, und segnet sein Uferland mit den reichsten Ernten. Der Indus, selbst in seiner Ueberschwemmungszeit, bleibt stets in sein steileres Bett, innerhalb engerer Ufer eingeschlossen; selten ist er über 1/2 engl. Meile breit. Er hat darin mehr die enggeschlossene Nil-Natur. Der Ganges dagegen breitet sich in manchen Gegenden seines Laufes wie ein See oder Süßwassermeer aus, den chinesischen Strömen vergleichbar, so daß von dem einen Ufer das andere noch nicht sichtbar ist. Die Ausdünstung und Consumtion seiner Wasser im Boden, wie in der Atmosphäre, muß also unendlich größer als beim Indus sein. Die Sandländer am Indus saugen auch dessen Ueberschwemmungswasser schnell ein, um desto eher zieht sich derselbe in seine engeren, festen Ufer wieder zurück.

Der Ganges erhält, nebst seinen Zuströmen, nur den atmosphärischen Niederschlag von dem Südgehänge des Himalaya-Systems,

der Indus aber nicht nur von diesem, sondern auch von dessen Nordgehänge und aus den Schneeablagerungen der hohen Plateaumasse. Seine Wasser wachsen lange Zeit vor der Regenzeit an, durch die Eis- und Schneeschmelzen, ungeachtet der außerordentlichen Länge ihres Laufes.

Obgleich das Bette des Ganges das des Indus an grandioser Entwickelung und Ausweitung um Vieles zu überbieten scheint, so hat doch der Ganges mehr nur die Natur eines Gebirgsstromes beibehalten, wogegen der Indus das ganze Jahr hindurch, unausgesetzt, in gleich großer Wasserfülle sich zum Ocean hinabwälzt. Gegen diese gleichmäßigere Entwickelung des Indusstromlaufes (welche an die des Rheinlaufes erinnert) bietet der Gangeslauf mehr Contraste, und theilweise Begünstigungen dar, die von dem reichern Regenniederschlage über seinem Stromgebiete, und von dem tiefern Eindringen der Meeresflut Statt finden, welche beide Verhältnisse in dem mehr westlicher gestellten Indusgebiete, schon außerhalb der Monsunherrschaft, von geringerer Bedeutung sind.

Die Einwirkung der Meeresflut dringt im Indus nicht einmal, wie wir schon oben bemerkten, bis Tatta vor; ob wegen der größeren Süßwassersäulen, welche dem Anwogen der Meereswasser durch die Flutenwelle besseren Widerstand leisten, und ihre entgegenrollende Wirkung vernichten, oder weil die großen Mündungen selbst ungünstig oder ungleich gegen das tiefere Eindringen der Flut gestellt sind? Gewiß ist es, daß die Flut im Indus mit unglaublicher Raschheit ihren Verlauf hat, und diese je näher zur Mündung zunimmt.

Höchst wichtig sind diese Resultate für den Versuch einer wieder zu eröffnenden Indusschifffahrt. Selbst für Dampfschifffahrt haben sich die Aussichten auf dem Indus als möglich erwiesen, seitdem man oberhalb Attock, nur 16 Stunden fern von dieser Feste in den Bergen von Cohat, reichhaltige Steinkohlenlager entdeckt hat, also am Nordende aller möglichen Schiffbarkeit des Indus, wie in der Nähe seiner Mündung in Kutsch am Südende. Merkwürdig bleibt es gewiß, daß der untere Indus, selbst in der trockenen Jahreszeit, nie seichter wird, als bis auf 15 Fuß Tiefe, und dabei die Breite einer halben engl. Meile beibehält. Die ausgedehnteste Binnenschifffahrt wird sich daher immer nur auf Flachboote, die nicht mehr als bis 4 Fuß tief gehen, beschränken müssen; aber diese können doch 75 Tonnen Last engl. verladen (wie die großen Rheinschiffe). Dampfboote, nach Landesart gebaut, können auf dem Strome wahrscheinlich noch eher gangbar werden, als auf dem Ganges; tiefgehende Schiffe mit Kielen aber nie.

Bei dieser physikalischen Begünstigung einer Binnenschifffahrt des Indus treten die größten politischen Hindernisse dagegen auf, ihn als Handelslinie in Schwung zu bringen. Die Fürsten sind, seine Gestade entlang, ignorante Barbaren, die den Zoll der Waaren übertreiben oder den Handelsmann plündern. Daher wird der Land-

handel durch Umwege vorgezogen. Zwischen Lahore und dem Meere zählt man höchstens auf dem ganzen Indussystem an 700 Boote, die hinreichend sind, die Fähren und den Transport zu bedienen; welch ein Unterschied gegen die 300,000 Bootsleute des reichbevölkerten Gangessystems! Alle diese Hindernisse würden für die politische Macht der Briten nicht unbesiegbar sein, wenn es dieser einmal darauf ankäme, den Indus als die große, natürliche Westgrenze des britisch-indischen Reiches zu sichern*); denn Briten könnten die Schifffahrt des Indus dominiren. Die Vortheile, welche dieser Strom der Strategie darbietet, sind sehr bedeutend, da er auf seinem Rücken von Attock bis zum Ocean eine Flotte so gut tragen könnte, wie die Wolga Peter des Großen Flotte von Kasan abwärts trug, und vor allem würde die isolirte Festungsgruppe von Bukkur eine militärisch sehr wichtige Position sein.

271. Die Hindus**).

(Nach der Zeitschrift: „Das Ausland", 1856.)

Wenn auch verschieden in manchen Einzelheiten ihrer Körperbildung, die vielleicht in der Verschiedenheit des Klima's, der Beschäftigung oder anderen Ursachen ihren Grund haben, so ist doch eine allgemeine, eine gewisse Famlienähnlichkeit unter den Hindus vom Norden und Süden, Westen und Osten nicht zu verkennen. Ihre Größe variirt zwischen klein, mittel und hoch, und ihre Farbe von hellbraun und dunkel bis tiefschwarz. Hager und schmächtig von Gestalt, sanft von Gesichtsausdruck, schöne große, dunkle, doch sanfte Augen, eher matt als glänzend,

*) Der Verfasser schrieb dies im Jahre 1837; seitdem ist das Pengab dem britischen Reiche einverleibt worden (1849), und dieses unter der schlechten Regierung der Sikhs fast in eine Wüste verwandelte Land, das kaum noch der Eroberung werth schien, ist unter englischer Verwaltung schon jetzt so aufgeblüht, daß es eine der besten Provinzen des indo-britischen Reiches zu werden verspricht. Das untere Indusgebiet (Scinde) ist 1843, der nördliche Theil desselben 1852 von den Engländern erworben worden. Die Grenze des britischen Reiches überschreitet jetzt den Indus sowohl in seinem mittlern als in seinem untern Laufe.

**) Das ganze nördliche Indien nebst dem Pengab, vom Himalaya bis zur Vindhja-Kette, nur mit Ausnahme des eigentlichen Bengalen, kann als das Sprachgebiet des Hindi bezeichnet werden, doch muß man unter diesem Ausdruck eine allgemeine Bezeichnung für zahlreiche verschiedene Dialekte verstehen, nicht eine in sich abgeschlossene bestimmte Sprache, wie Lateinisch oder Französisch. Das Bengali, welches in ganz Bengalen (von wenigstens 30 Millionen Menschen) gesprochen wird, ist als Sanskrit dem Hindi verwandt, verdient aber durch seine vollkommenere Ausbildung den Namen einer selbständigen Sprache. Ueber die (3) anderen Sanskritsprachen so wie über die Tamulischen Sprachen in Indien vgl. E. Behm in Petermann's Mittheilungen 1857, S. 351 ff. nebst der beigefügten Sprachen- und Völkerkarte Indiens.

hochgewölbte Augenbrauen, europäischer Mund, gewöhnliche Nase, schwarzes, schlichtes, nie krauses Haar — dies sind die Grundzüge ihrer äußeren Erscheinungen, welche ungeachtet der gewöhnlich kleinen, zurückfallenden Stirn, auf kaukasische Abkunft schließen lassen.

Die Kleidung des Hindu ist einfach, dem Klima angemessen, und macht einen gefälligen Eindruck auf den Ausländer. Die der Männer besteht in der Regel nur aus zwei großen, sehr langen Stücken Baumwollenzeugs, ohne Knöpfe oder Bänder, von denen das eine, weiß oder leicht gestreift, lose um die Taille geschlungen und, weiten Beinkleidern nicht unähnlich, bis über die Knie herabfällt, während das andere, gleich einer römischen Toga, von der Schulter herab die ganze Gestalt einhüllt. Das Haar ist entweder kurz, oder die ganze Fläche des Kopfes bis auf die Seiten, den Nacken und den Schnurrbart glatt rasirt. Manche tragen ein Tuch turbanartig um den Kopf geschlungen, besonders wenn die Hitze am größten ist; die Mehrzahl geht unbedeckten Hauptes, obgleich es vorgekommen, daß die Kinder von Hindus vom Sonnenstich wahnsinnig wurden und nach wenigen Stunden starben. (Auch die Europäer tragen stets die pugries, lange, leichte, weiße Tücher, um ihre, meistens aus einer schilfartigen Composition gemachten, sehr dicken, aber leichten Hüte geschlungen.) Legt ein Hindu ein neues Gewand an, so vergißt er nicht vorher einige Fäden auszuziehen und den verschiedenen Hauptgottheiten als ein Opfer zu weihen. Die angeseheneren benutzen auch Schuhe außerhalb des Hauses; doch nie in ihrem, noch fremden Häusern oder Zelten. Die geringeren Klassen lieben keine Fußkleidung, die man daher auch selten bei ihnen findet. Die freie Bewegung, der unbeschränkte Gebrauch ihrer Zehe ist ihnen unentbehrlich. Sie nennen sie „Fußfinger" und bedienen sich ihrer bei manchen Verrichtungen wie die Hände. Dem Seiler helfen sie die Stricke drehen, dem Zimmermann das zu sägende Holz halten u. s. w.

Die Frauen tragen gewöhnlich ein großes und weites Gewand, anmuthig die ganze Gestalt umgebend, oder auch ein Paar lange, oben sehr weite, unten den Knöchel eng umschließende Beinkleider von buntem Baumwollenzeug und eine ähnliche Jacke mit kurzen Aermeln, in der sie eine höchst lächerliche Erscheinung machen. Selbst Männer, mehr aber noch Frauen und Kinder, behängen Arme, Hand- und Fußgelenke, Zehe, Ohren und oft auch die Nase mit Gold- und Silberzierathen aller Art, je nachdem ihre Vermögensumstände es erlauben.

Die Wohnung des armen Hindu ist klein, niedrig und eng, aus Stroh und Erde, Sand oder Lehm gebaut. Die Thür ist niedrig, und das einzige Fenster höchstens 1 Quadratfuß in Fläche und mit Stäben dicht vergittert. Mit dem Wohlstand erweitert sich auch die Wohnung, und Reiche leben in großen Häusern und Palästen. Enthält die Wohnung mehrere Gemächer, so ist eins den Hausgöttern geweiht, und ihre Götzenbilder entstellen Wände und Winkel.

Die Mahlzeiten bestehen in der Regel aus Curry und Reis, und Wasser ist oft das einzige Getränk. Messer, Gabeln, Löffel kennt

kein Hindu, sondern statt ihrer bedient er sich der Fingerspitzen, und friedlich im Kreise um eine Schüssel erfreut sich oft eine Gesellschaft von 8 und 10 Personen ihres einfachen Mahls. Ist dies vorüber, ja, immer wenn die Zeit der Muße ist, so sitzen die Freunde und Nachbarn oder der Wirth und seine Gäste vor der Thür im Schatten und lassen den Hookah (zum Rauchen) im Kreise herumgehen. Ich sagte „sitzen". Es ist aber kein „Sitzen", sondern nur ein „Hocken", denn allein die Fußsohlen berühren den Boden. Das Weib des Hindu darf nicht mit ihm zusammen essen, eben so wenig die Töchter, sondern erst nachdem er selbst und die Söhne und Brüder sich erhoben, kommt die Reihe an sie.

Nur im Winter, d. h. „kalten Wetter", und während der Regenzeit wählt der Hindu das Innere seiner Wohnung zur Schlafstätte. Einen merkwürdigen Eindruck machte es auf mich, als ich zum ersten Mal spät Abends durch ein Dorf ritt und vor jedem kleinen Häuschen eine oder mehrere Gestalten in weiße Gewänder gehüllt, wie ebenso viele Leichname, zu beiden Seiten der Landstraße auf dem Boden oder einer leichten Bettstelle von Bambus schlafend ausgestreckt liegen sah, während hier und da einer noch wachte und mit halblauter Stimme einen kläglichen Gesang in die Nacht hinein ertönen ließ.

Die Hindus sind vorzugsweise Ackerbauer, Handwerker und Krämer. Wenn man bedenkt, wie wenig Hülfsmittel, wie rohes Geräth und Werkzeuge ihnen zu Gebote stehen, so darf der Erfolg uns wohl in Erstaunen setzen. Auf den Feldern wird Reis, Weizen, Mais, Gerste, Indigo, Tabak, Gram u. s. w. gebaut. Letzteres, eine Getreideart, die ungefähr die Mitte zwischen unserer Gerste und den getrockneten gelben Erbsen hält, ist das allgemeine Futter für Pferde, Ochsen und Kameele.

Die Söhne der angeseheneren und wohlhabenderen Hindus, besonders die Brahminen, besuchen oft ein englisches College in Kalkutta, Agra oder Benares, oder in anderen Plätzen, wo ein solches sich befindet, und nachdem sie hinreichend Englisch erlernt, erhalten sie Anstellungen als Schreiber (Baboos) in den öffentlichen Bureaux.

Das Hindumädchen erhält nicht die geringste Erziehung, nicht den einfachsten Unterricht. Und im Umgang mit der Mutter, die hierin früher nicht glücklicher gewesen, hört und sieht sie nichts Belehrendes. So sehr die Geburt eines Sohnes gefeiert wird, so groß ist die Trauer, die eine neugeborne Tochter in der Familie hervorruft. — Der feierlichen Begängniß der barbarischen „suttie", d. i. der Selbstverbrennung einer Witwe und der Sklavinnen mit dem Leichnam ihres Gatten und Gebieters, ist erst seit ungefähr den letzten 25 Jahren, besonders durch die energischen Maßregeln des Lord William Bentinck, damaligen General-Gouverneurs, ein Ende gesetzt, obgleich dieses Verbrechen hin und wieder noch heimlich vorkommen soll, angeregt durch die fanatischen Priester.

Während die gebildeten alten Römer und Griechen sich der Buch-

staben zum Ausdruck der Zahlen bedienten, wodurch die Berechnung jedenfalls schwerfällig und mühsam wurde, da kannten die alten Indier schon den Gebrauch von Ziffern, d. h. besondern Zahlzeichen, die — freilich noch nicht so ausgebildete Formen als jetzt — durch die Mauren von Spanien aus auch zu uns kamen, und daher mit Unrecht „arabische“ Ziffern genannt werden. Jene früher erwähnten Baboos sind in der Regel eben so sichere Rechner als gewandte und schnelle Schreiber, und selbst der gemeine Hindu löſ't kleine Rechen-Aufgaben ohne Schwierigkeit, schnell und fehlerfrei.

Die Hindus unterscheiden 4 Hauptkasten: Brahminen, Kschatrijas, Baiçjas und Sudras, von welchen jede verschiedene Neben- oder Zweigkasten hat.

Wie die „Wedas“ aus der Nase, so entsprangen die Brahminen selbst dem Munde Brahma's — ein untrügliches Zeichen ihrer geheiligten, erlauchten Abkunft! Sie bilden die Priesterkaste.

Die Kschatrijas gingen aus dem Arme, die Baiçjas aus den Schenkeln, und die Sudras aus den Füßen des Gottes hervor. Zu ersteren gehören Könige, Statthalter, Krieger; zu den Beiçjas die Ackerbauer und die Handel- und Gewerbetreibenden, und zu den letzteren, den Sudras, alle noch niedrigeren Unterkasten, die Knechte der andern.

Unter diesen 4 Kasten steht noch die zahlreiche Klasse der Parias, der „Auswurf der Menschheit, die Menschen der Schande und Erniedrigung“ nach Hindubegriffen, mit denen keiner der übrigen zu schaffen haben will, deren bloße Berührung schon einen Kastenbruch zur Folge hat.

Brahma, der große Vater, der Herr der Geschöpfe, der „Schöpfer“, wird als ein Mann mit 4 Köpfen und Armen, auf einem Schwane reitend, dargestellt. In einer Hand hält er einen Theil der heiligen Gesetzbücher, in der andern ein Gefäß mit Wasser, die dritte ist schützend aufgehoben, und die vierte gebend ausgestreckt.

Wischnu wird als ein blauer Mann, auf einem Fische reitend, dargestellt. Er hält in seinen 4 Händen eine Keule, eine Muschel, ein Schwert und eine Wasserlilie. Er wird als der „Erhalter“ des Weltalls verehrt. Seine Anhänger und Verehrer werden Wischnuwiten genannt.

Shiwa, der „Zerstörer“ der Menschheit, erscheint als ein silberfarbiger Mann mit 5 Köpfen und 8 Händen. Er hat ein drittes viereckiges Auge auf der Stirn, Schlangen in den Ohren und ein Halsband von Schädeln. Am Ende jeder der 4 Yoogas ertränkt und gestaltet er von Neuem die Erde, weßhalb er auch „Wiedergestalter, Wiedererzeuger“ genannt wird. Seine Verehrer sind die Shiwiten.

Diese drei haben 330 Millionen anderer Gottheiten erzeugt, von welchen viele in kaum geringerer Verehrung stehen als die Schöpfer selbst.

272. Kalkutta.

(Nach der Reise des Prinzen Waldemar von Preußen nach Indien in den Jahren 1844—1846, von E. v. Sydow.)

Kalkutta, Kalikotta oder Kalikata der Hindus, d. i. Wohnung der Kali, zieht sich gegenwärtig 1½ Meile an dem linken Ufer des Hugly hin und zählte im Jahre 1837 circa 65,500 Häuser, von denen freilich drei Viertel nur Hütten, mit Ziegeln oder Stroh gedeckt; aber im Jahre 1717 standen hier zwischen Sümpfen und Wäldern nur zwei unansehnliche Dörfer. Im Jahre 1752 zählte die neu erstandene Stadt in vollster Ausdehnung schon 400,000 Einwohner, doch an Stelle der heutigen Prachtpaläste des schönsten Stadttheiles „Tschoringi" standen noch armselige Erdhütten auf grünen Wiesen zwischen dichtem Wald. Einschließlich der fünf Vorstädte zählte man in Kalkutta zur Zeit der Anwesenheit des Prinzen gegen 500,000 und mit den dicht anliegenden Dörfern und gegenüber liegenden Städten gegen 900,000 Einwohner. Von der Bevölkerung der Stadt im engsten Sinne (gegen 230,000 Einwohner) rechnete man nur 1/16 auf nicht Einheimische, und unter den Einheimischen mochten 7/10 Hindus und 3/10 Muhamedaner sein. Als sich am Morgen des 4. Januar die Nebeldecke, welche die Stadt überlagerte, gelichtet, genoß der Prinz vom Balkon des prachtvollen Gouvernements-Palastes aus einen herrlichen Ueberblick. Rechts der Hugly mit seinem Seeleben und seinen Dreimastern mitten im Lande, im Schooße einer großen Stadt; links die blitzenden Fenster und weißen Häuserreihen Tschoringi's und die Spitze einer zum Andenken an General Ochterlony errichteten, 165 Fuß hohen Säule; vorn, gegen Süden, der große „Maidam" (Esplanaden-Platz), ein verbrannter Rasenplatz, hier und da mit breitwipfeligen Bäumen besetzt, unter denen Zelte aufgeschlagen waren und Volk bivouakirte; weiter ab das Glacis und die Brustwehr von Fort William und hinter diesem wieder Bäume und Häuser, als Anfang von „Garden-Reach", den Sommer-Etablissements von Kalkutta, die sich einige Miles weit längs des Hugly hinziehen. Die Begleitung des General-Gouverneurs auf sein sechszehn Miles entferntes Landhaus zu Barrackpur führte den Prinzen in zweistündiger Fahrt aus dem „weißen" Stadtviertel, der eigentlichen Stadt der Paläste, durch die Bazar-Stadt in unabsehbare dorfartige Vorstädte, in deren Bambus- und Palmhütten getrocknete Früchte, Betel, Mehl und hunderterlei Backwerk aus Mehl und Zucker, als Haupt-Delikatesse der Indier, feil gehalten wurden, und als diese Hütten oder die in den Gärten versteckten Landhäuser immer sparsamer wurden und Gruppen von Kokospalmen zwischen sie traten, da führte eine breite Allee von Tek, Tamarinden und Uvaria durch ein üppiges, grünes, waldiges Land, in welchem hohe Mais- und Ricinus-Felder, einzelne jetzt kahle Reisfelder und Betel-Plantagen mit Kokos- und Areka-Palmen wech-

selten, zu dem Park von Barrackpur und dem von niedlichen Bangalos umgebenen Sommerhause des Gouverneurs. Eine große Parade zeigte recht deutlich den Unterschied zwischen den Sipoys der Madras- und Bengal-Armee, welche letztere nicht aus den schwachen Bengalesen, sondern aus kräftigen und breitschulterigen Leuten von Audh und Rohilkand recrutirt wird. Fremdartig war dabei, auf den Flügeln der Infanterie, eine Elephanten-Batterie zu sehen, bei der je zwei Elephanten einen Neunpfünder zogen, wie desgleichen eine Ochsen-Batterie, in der ein Neunpfünder mit sechs Ochsen bespannt, und interessant war ein Gang durch die Cantonnements der Native-Regimenter, in welchen Lehmhütten zu 10 bis 15 Mann, mit Gärtchen umgeben, compagnieweise in Gassen neben einander standen. In hohem Grade lehrreich waren dem Prinzen die Besuche des sehr starken Forts, dessen volle Vertheidigung auf 25,000 Mann und 619 Geschütze berechnet ist, der Geschützgießerei, des berühmten Artillerie-Depots von Dam-Dam, der Münze, des Museums, Botanischen Gartens und verschiedener Lehr-Anstalten, aber es waren Alles mehr oder minder Schöpfungen der Neuzeit, aus denen die Klugheit und Macht der britischen Herrschaft, nicht aber die Nationalität indischen Volkes und seiner großen Vergangenheit sprach. Darum wandte der Prinz gern in einsamen Ausflügen seine Schritte nach dem bunten Treiben des Bazars, der erst des Morgens 10 Uhr belebt wird, oder nach dem Hugly-Strome, den ein Mastenwald von Kriegs- und Handelsschiffen aller Nationen der Welt bedeckte, den Tausende kleiner, graziös gebogener Nativ-Boote durchschnitten, oder der in der Frühe von Badenden wimmelte und an die Worte erinnerte: „Am Ganges duftet's und leuchtet's, und Riesenbäume blüh'n, und schöne, stille Menschen vor Lotosblumen knie'n" — welche, von der Mutter Hand geschrieben, in seinem Notizbuche standen. Aber trotz des Januars waren 20 Grad Réaumur eine gewöhnliche Hitze; der Mittag und Nachmittag mußte daher bei verhängten Fenstern im Hause verbracht werden, und erst der schnelle Untergang der Sonne trieb wieder hinaus, entweder auf den Corso, als das Rendezvous der ganzen haut-volée, oder in die minder schöne Native-town, um dem eigenthümlichen Volksleben zu lauschen und zu beobachten, wie der Eingeborne das halbe Leben auf den flachen Dächern seiner ein- oder zweistöckigen Häuser in patriarchalischem Familienvereine zubringt oder sich an Musik, Tanz und harmlosen Scherzen ergötzt. Ein Wettrennen auf dem Raceplace hatte dem Prinzen die Menschen und Pferde aller Zonen vorgeführt; das Moharrem-Fest der Muhamedaner zeigte ihm die belebtesten Scenen eines heiteren Volksfestes, und die Einladung des Boarsticking-Club, einer aus reichen Kaufleuten und Officieren bestehenden Jagdgesellschaft, zu einem mehrtägigen Schweinsstechen in der Gegend südlich von Kalkutta gab für die Jagd-Passion des Prinzen und seiner Begleiter dem ganzen Aufenthalte in der Indo-Britischen Metropole einen so angenehmen Abschluß, daß der Abschied schwer wurde — und doch mußte er am 18. Januar mit herzlichem Danke für die eben so bril-

laute wie wohlthuende Aufnahme und reich an Eindrücken eines neu geschauten Lebens genommen werden.

273. Benares, die Brahmanenstadt.

(Nach C. Ritter, Erdkunde.)

Benares, Varanaschi im Sanskrit, von den zwei Flüßchen Varna und Naschi, die hier zum Ganges münden, ist die große, berühmte Brahmanenstadt, die Kasi, d. i. die Glänzende, in dem Ramayana heißt. Sie ist im weiten Bogen erbaut, dessen Sehne der Ganges bildet, von großem Umfang, der uralte Sitz der Brahmanenschulen, die heiligste Stadt der Hindus, die früher über 5000 Studenten zählte, darin 8000 Häuser auch heute noch nur Priester-Eigenthum sein sollen. Ungeachtet Kaiser Aurengzeb hier in der Mitte der Stadt am heiligen Ganga durch stolzen Aufbau einer hohen Moschee auf niedergerissenen Hindutempeln den Triumph des Koran über das Gesetz Manu's zu feiern und das alte Heiligthum der Brahmadiener zu entweihen versuchte, so blieb der niedere Mahadeotempel mit seinem Dreizack, der tief unter dem glänzenden Halbmonde der Moschee zurückbleibt, mit den zahllosen geweihten Stellen seiner Umgebungen, doch der heiligste Wallfahrtsort für die indische Welt, der früher, nach einem Durchschnitt berechnet, täglich von zehntausend, und jährlich, zumal an den hohen Festen von Hunderttausenden bewallfahrtet worden sein soll. Die 8000 Priesterhäuser sind von Brahmanenfamilien bewohnt, die fast nur von den täglichen Opfern und Almosen der Pilger leben. Gegenwärtig gehören für jeden Pilger 15 Tage dazu, um alle Ceremonien, wie an der Kaaba zu Mekka, so im Tempel des Mahadeo vorschriftsmäßig zu vollenden, um vollkommene Reinheit von Sünden zu erlangen. Die vornehmsten Hindus der verschiedensten Reiche und Provinzen unterhalten hier ihre eigenen Pagoden und zahlen die größten Spenden und Almosen an die Heiligenschreine, die Priester und Arme. Viele Rajas, noch regierende, oft nur appanagirte und verarmte, unter denen auch der Raja von Benares selbst aus dem Timuriden-Hause, haben hier Klöster für Brahmanen und Fakirs angelegt, unterhalten auch Gesandte, Vakils, die an ihrer Statt die vorgeschriebenen Sühngebräuche und Opfer erfüllen, um selbst selig zu werden. Daher sind die Gangesufer in Benares überall mit Prachttreppen, sogenannten Ghauts, aus Marmorquadern versehen, um bequem zum Strombad hinabzusteigen, mit Gärten und Alleen bepflanzt, für Pilger und Brahmanen zur Haltung der Gebete, zu Almosenvertheilung, zu Opfern und Abwaschungen. Kein Ufer ist wie dieses so mit unzähligen Prachtwerken zur Ehre der Götter bebaut, voll Tempel, Pagoden, Hallen, Badplätze, Pavillons u. s. w. Alle Ländereien, je näher an der Ganga heiligen Wassern, desto kostbarer, oft von ungeheuern Preisen, weil die Prinzen und Reichen oft vor ihrem herannahenden

henden Tode sich noch beeilen, um durch einen Prachtbau hier eine Stelle im Himmel zu erringen. So ist das Stromufer selbst der bebauteste, bewohnteste, besuchteste Theil des ganzen Landes geworden, und kein System zur Cultur eines Wassergebiets und zur Civilisirung seiner Anwohner könnte erfunden werden, das erfolgreicher wäre, die Macht an seinen lebendigen Wassern zu concentriren, als dieses, ohne die Anwohner selbst zur Flußschifffahrt und zum Wasserleben zu führen, wie China hierzu das Gegenstück darbietet. Die Zahl der Tempel ist hier sehr groß; die der gelehrten Priestercollegien und Schulen, in denen das Brahmanengesetz im Sanskrit gelehrt und commentirt wird, wichtig für die Bewahrung der einheimischen Kenntnisse und Literatur. Eben darum aber, weil die Berührung der Europäer in der Idee der Hindus diese Schätze entweihen würde, sind sie noch viel zu wenig bekannt. Die Künste und Wissenschaften Indiens haben hier wohl ihren Hauptsitz, Gewerbe mancherlei Art, zumal Gold- und Silberarbeit, feine Weberei und solche von kostbaren Gold- und Silberstoffen, die weit verschickt werden, dann der Handel, dem die Messen und das Pilgerwesen in allen Weltgegenden so günstig waren, sind hier blühend. Die Stadt ist außer den einheimischen Großen auch der Sitz vieler fremden Fürsten und Reichen mit ihrer zahlreichen Dienerschaft, die auf geweihtem Boden dem Ende ihres Lebens entgegensehen, wie die Juden in Jerusalem. Aber noch größer ist die Zahl der Glücksritter, Abenteurer, Büßer, der Jogis, der Lahmen, Blinden, Aussätzigen, Krüppel, der frechsten und unverschämtesten Bettler aller Art, von dem Brahmanen an bis zu den niedrigsten Kasten, welche die Straßen und geweihten Orte förmlich belagern und ihrer Zwecke bei den großen Almosenspenden so vieler reichen Sünder und Devoten gewiß sind.

Uebrigens ist Benares als Stadt in seinen Gassen so eng und winkelig gebaut, daß Europäer, die nur in Sicri, einer der Vorstädte, wohnen, mit ihren Equipagen in derselben keinen Eingang finden können, kaum daß der Reiter sich durch das Gedränge des Volkes, der Bettler, Kranken und Pilger, die vor unzähligen Fakirshäusern mit fratzenhaften Idolen und Klingklang schlechter Musik haufenweis stehen, hindurchwinden kann, während Affenschaaren, die man als heilige Thiere gewähren läßt, die Dächer bespringen, und heilige Stiere, denen kein Leides in ihrer Freiheit geschieht, überall die an sich schon engen Gassen durch ihren langsamen, feierlichen Schritt noch mehr beengen. In diesen engen Gassen, um kühl und schattig zu sein, erheben sich die Häuser bis zu fünf und sechs Stock Höhe mit den seltsamsten Architekturen, Vorsprüngen, vielen zierlich in Holz geschnitzten Galerieen, welche alle Stockwerke umlaufen, oben mit Terrassen, unten aus großen Quadern massiv und schön aufgebaut und reich bemalt, überall wo die 12,000 hohen, massiven Häuser stehen, wohlhabend, aber in den Quartieren mit den 16,000 Häusern, die nur aus Erde mit Palm- und Rohrdächern aufgerichtet sind, von ärmlichem Ansehen. Die Bevölkerung von Benares ist wohl eben wegen dieser schwierigen Zugänglichkeit über-

schätzt worden. Nach einem neuen Census soll sie nur 186,000 betragen. Die Zahl der Moscheen ist gerade ein Drittel von der der Hindutempel, doch sollen gar manche bei dieser Angabe wegen ihrer versteckten und isolirten Lage übersehen sein.

274. Lacknó oder Lucknow.

(Nach der Reise des Prinzen Waldemar von Preußen nach Indien in den Jahren 1844—1846, von E. von Sydow.)

Den 24. März 1845 zog der Prinz in Lacknó oder Lucknow, also in die Hauptstadt des damals noch nicht unmittelbar von den Briten in Besitz genommenen Königreichs Audh, ein. Das in hohem Grade fruchtbare und 1100 Q.-M. große Land ward damals von 3 Millionen Menschen bewohnt und wurde von einer Königsfamilie mohamedanischen Glaubens beherrscht, welche bereits seit dem Jahre 1819 im selbständigen Regimente so beschränkt ward, daß sie nur noch in dem pomphaften Titel „Vater des Sieges", „Wiederhersteller der Religion", „Beschützer der Sterne" u. s. w. und in dem ausschweifendsten Luxus Ersatz suchte, bis denn die vollständige Annexation mit dem Beginne des Jahres 1856 auch der Schatten-Regierung ein Ende gemacht hat. Obgleich Lucknow erst im Jahre 1775 an Stelle Feizabad's zur Residenz erhoben ward und der Prinz beim Betreten der von Lehmhütten gebildeten Straßen keinen Unterschied gegen andere indische Städte gewahrte, so öffnete sich ihm doch ein ganz anderes Bild, als er mehrere Thore, stattliche Reihen zweistöckiger Backsteinhäuser und endlich das von einer empfangenden Ehrenwache besetzte Hauptthor passirt hatte. Hohe, im hellsten Stuck glänzende Häuser europäischer Construction umfaßten breite, von buntem Volksgewühl belebte Straßen, zahlreiche Moscheen mit zierlichen Minerats und vergoldeten Kuppeln wechselten mit Palästen arabischen Stils, und feenhafte Gärten mit Schlössern und Tempeln reihten sich bis in weite Ferne hin an den reichen neuen Stadttheil und zeigten ihn unstreitig als die schönste Stadt ganz Indiens. Kaum reichte eine Woche aus, um all' die Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen und den Glanz der bereiteten Ehrenfeste zu würdigen. — Längs des von einer eisernen und einer großen steinernen Brücke überspannten, 250 Schritt breiten Gumty-Flusses führt eine Straße durch drei große „Rumie-Durwaza", d. h. römische Thore, in den reichsten Stadttheil, und hier ist es vor Allem das Grab des ersten unabhängigen Herrschers Asoph ud Daulah (1775—1797), welches — von ihm selbst erbaut — die Blicke auf sich zieht durch das einfache Weiß seiner Wände, die Proportionen seiner Thürme und die Anmuth seiner Minarets und Säulengänge. Durch den von Karawanserais und zwei schönen Thoren eingeschlossenen, mit duftenden

Garten-Anlagen und plätschernden Fontainen gezierten Vorhof tritt der Staunende zu einer breiten Treppe, welche zu dem Plateau des Hauptgebäudes führt. In einer Ausdehnung von 280 Fuß wird dasselbe umfaßt von einer gewölbten Vorhalle, welche zwei übereinander liegende Säulenhallen trägt und in den Ecken von luftigen Minarets und Thürmchen überragt wird. Aus der Vorhalle tritt man in den 120 Fuß langen, 50 Fuß breiten und 40 Fuß hohen, gewölbten Hauptsaal. In seiner Mitte strahlt in Gold und Silber das prächtige Grabmal, aber gestört wird das Auge durch das umgebende Holzgitter in Oelanstrich und eine seitlich aufstrebende Pyramide, behängt mit Spiegeln, Bildern und werthlosem Flitter. Die großen Nebensäle sind quadratisch, mit Kuppeln und Balcons versehen, und einer derselben enthält ein Modell vom Grabe des großen Propheten, in Gold und Silber gearbeitet. Zur Rechten des Hauptgebäudes erheben sich leichte Vorbaue mit Thürmen und Säulengängen, und eine Moschee mit zwei Minarets und drei Kuppeln beschließt den überraschenden Eindruck, welchen Geschmack und Leichtigkeit in Ausführung des Ganzen macht, wenn auch hie und da Einzelheiten die Harmonie durch irgend etwas Fremdartiges und Lächerliches stören, wie das fast bei jedem indischen Prachtbau anzutreffen ist. Nicht minder schön ist das anmuthige und liebliche Grabmal des Nasir ud Daulah, und in erhabener Pracht erheben sich die hochgewölbten Moscheen über den Gräbern des Nayaff Aschraf Ghazi ud Din-Heider und des Saadet Ali Khan. Der König residirte abwechselnd in den verschiedenen Palästen, und in seinem aus mehreren Gebäuden unregelmäßig zusammengestellten Hauptschlosse entfaltete sich Reichthum und Pracht in unübersehbarer Fülle, ja, der von Gold und Edelsteinen blitzende Thron hatte einen Werth von mehr denn 4 Millionen Thaler. Das Jagdschloß des Königs erhebt sich in arabisch-englischem Stile, aber seine luftigen Zimmer sind ebenso überladen mit europäischen Bildern, Möbeln und Luxus-Artikeln aller Art, wie die leichten Lusthäuser in dem blumen- und wasserkunstreichen Padischah- oder Sultans-Garten. Großartig waren die königlichen Ställe für 200 der kostbarsten Pferde, für die Elephanten und zu den Thierkämpfen bestimmten Rhinozerosse, während in anderen Gebäuden, zu Kampf oder Jagd bestimmt, Tiger, Löwen, Gazellen, Hyänen, Leoparden, Luchse und vielerlei anderes Gethier untergebracht waren. Der König Amjud Ali suchte den Prinzen aufs angenehmste zu unterhalten, und wir finden unter Anderem in einem Briefe an dessen Mutter ein Dejeuner am 28. März lebendig geschildert. Wie da der Kronprinz mit dem Residenten erscheint und den Prinzen in vierspännigem europäischen Wagen zu einem der Paläste führt, umgeben von bunter escortirender Reiterschaar mit fliegenden weißen Gewändern, farbigen Kaschmir-Schawls, glänzenden Turbans, blinkenden Panzerhemden und Stahlhauben, mit Lanze, Schwert und Schild auf reichgeschirrten Rossen umhersprengend; wie Reiter auf Kameelen dem Zuge voran eilen, Elephanten mit reichen Schabracken, goldenen und silbernen Hauda's sich

in langen Schritten vordrängen, die staunende Menge schreiend durch einander wogt und endlich salutirende Wachen zu Pferd und zu Fuß und durch einander schmetternde Musik-Banden die Ankunft im Palaste verkünden, das Alles schildert jener Brief in lebhaftesten Farben. Er führt unserer Einbildungskraft ferner die corpulente Figur des Königs, das Ceremoniel bei Tafel, die Ueberreichung werthvoller Geschenke, das Bild unterhaltender Thierkämpfe und den feierlichen Act der Verabschiedung vor, wonach der König einem jeden der Gäste eine Guirlande von Flittersilber umhing, wogegen ihn der Prinz mit einer Rosen-Guirlande schmücken mußte. Nicht minder glänzend verlief das Abschieds-Diner, welches in einer prachtvollen, rothen maurischen Bogenhalle am 1. April eingenommen wurde. Blumenbeete, Bassins und sprudelnde Fontainen-Reihen leuchteten im feenhaften Lichte tausender chinesischer Lampen; Bajaderen tanzten, Musik ertönte und ein großartiges Feuerwerk, welches Festungen, kämpfende Elephanten und alle nur möglichen Phantasie-Gebilde mit feurigen Linien in den klaren Nachthimmel zeichnete, schloß mit einem in buntem Feuer strahlenden:

„God save the King of Oude and
Prince Waldemar of Prussia".

275. Delhi.

(Nach E. v. Sydow, Reise des Prinzen Waldemar von Preußen, und W. Hoffmeister, Briefe aus Indien.)

Die einst größte Stadt Hindostans, der Neid der Welt, liegt auf felsiger Hügelreihe ausgebreitet, am rechten Ufer des 900 Fuß breiten Djamna. Die heutige Stadt Delhi steht auf den Trümmern von Indraprastha, der Hauptstadt des alten, vor mehr als 3000 Jahren gegründeten Reiches Kuru, welches die Volkssage als den Ursitz des Hindu-Stammes bezeichnet. Zu Kaiser Aurengzeb's Zeit (gest. 1707) zählte die Stadt noch 2 Millionen, zu Anfang unseres Jahrhunderts 500,000, im Jahre 1836 aber nur gegen 131,000 Einwohner, ungerechnet die 19,000 Weiber und 700 Männer, welche den königlichen Palast, und die 30,000 Menschen, welche die Vorstädte bewohnen. Schach Allum II. war der Letzte in der Reihe der regierenden Groß-Moguls; seit dem Jahre 1803 ward sein Regiment auf den engen Kreis der Burg und des Palastes und seine jährliche Pension auf 144,000 Pfd. Sterl. beschränkt, der bedeutungslos gewordene Titel „Schaschahi" oder „König der Könige" aber als Entschädigung gewährt. So sehr wie nun auch Delhi's Glanz verblaßt ist, so ist es doch noch der Sitz vieler Großen und Reichen des Landes und ein wichtiger Mittelpunkt für Handel und Industrie, und aus den weiten Flächen zerstreuter Schutthügel ragt noch manches Denkmal an die Blüthezeit der Baburiden-Herrschaft hervor. Noch steht die von Schah Jehan

(1627—1656) errichtete 1½ Meile lange, 30 Fuß hohe und 3—5 Fuß dicke Stadtmauer mit dem 20 Fuß breiten Graben und den sieben kolossalen, prächtigen Thoren, von den Engländern mit Bastionen versehen; noch steht am Nordende der Residenz-Palast Jehanabad, auf drei Seiten mit 60 Fuß hohen Mauern aus rothen Sandsteinquadern und tiefem Wassergraben umgeben; noch erhebt sich unter der Last prachtvoller Verzierungen in der Mitte der heutigen Stadt die 260 Fuß lange Djamna- oder Yamuna-Moschee, als großartigste der vierzig Moscheen Delhi's, und noch strebt, als höchste Säule der Erde, die 1193 bis 1220 errichtete Kutab Minar bis zur Höhe von 248 Fuß empor. Dieses großartige Monument erhebt sich in vier Stockwerken, eingefaßt von kunstvoll durchbrochener Galerie; der kannelirte Schaft von rothem Sandstein und weißem Marmor ist mit Koran-Sprüchen bedeckt und hält unten 58 Fuß im Durchmesser, und den Kopf bildet ein kleiner, auf acht Säulen ruhender Dom, zu welchem eine Wendeltreppe von 387 Stufen hinauf führt.

Die Kutab steht zwischen den Resten einer riesenhaft angelegten und deshalb unvollendeten Moschee, so wie inmitten uralter Buddhisten- und Brahmanen-Bauten. In einem der Höfe steht ein mit Sanskrit-Inschriften versehener und aus Metall gegossener Pfeiler, vierzig Fuß über der Erde und eben so tief darin vergraben: ein Denkmal des grauesten Alterthums. Timur Lenk ließ eine Kanone dagegen abfeuern; die Kugel ließ eine Spur zurück, ohne die Säule zu verletzen. Nach einer anderen Sage soll der Zerstörer Schach Nadir in seinem Zorn die tiefe Beule mit der Axt geschlagen haben. Von der eisernen Galerie der Kutab aus überschaut man mit einem Blick das bis zum Horizont ausgedehnte Ruinenfeld dieses indischen Roms, wo einst die Moscheen, Paläste, Pavillons, Bäder, Lustgärten und Mausoleen der Kaiser, ihrer Gemahlinnen und der Großen ihres Reiches prangten, und unter diesen Trümmern zählt man noch heute nicht weniger als hundertundsechszig Kuppeln und Thürme. Die Stadt Delhi mit ihren blendend weißen Marmordomen und der dahinten im grünen Thalgrund strömende Djamna begrenzte das düstere Bild. Als ich längere Zeit in schweigsames Nachdenken versunken an diesem Punkte stand, wo die Phantasie so reiche Nahrung findet und wo Jahrtausende warnend und belehrend zu dem Menschengeiste reden, brach der neben mir stehende Führer, ein edel gestalteter Hindu, endlich in die Worte aus: „Herr, hier ist nichts von Bestand gewesen, viel Jammer und wenig Freude; die Lebenden haben nur daran gedacht, sich nach dem Tode schön zu betten, und die Nachkommen, das zu zerstören, was für die Ewigkeit bestimmt war."

276. Nepal.

(Nach der Reise des Prinzen Waldemar von Preußen nach Indien in den Jahren 1844—1846, von E. v. Sydow.)

Nepal oder Nipal dehnt sich als ein reiner Gebirgsstaat der südlichen Himalaya-Terrassen vom Kali- bis nahe zum Tista-Flusse aus, hat eine Länge von 105, eine Breite von 20 Meilen und ein Areal von 2100 Quadrat-Meilen. Nach der Naturform des Landes kann man drei große Stufen von je 6 bis 7 Meilen Breite unterscheiden. In der unteren Region, von einigen hundert bis zu 3000 Fuß, wechselt ein tiefer, sehr fruchtbarer Saum des Tarrai mit der von herrlichen Sâl-Waldungen bestandenen Uebergangsstufe und der oberen eigentlichen Berg-Zone. Die zweite oder Central-Region reicht von 3000 bis zu 10,000 Fuß und bildet den allmähligen Uebergang zu der dritten Hauptstufe des Gebirgslandes, in dem die Thäler ebener, breiter und bis 6000 Fuß erhoben und die Berge im Winter bereits mit Schnee bedeckt sind. Hieran reiht sich die breite Hochgebirgs-Region mit ihren tiefen Engthälern und spärlichen Pässen, welche zwischen ewigen Schnee- und Eisfeldern nach dem tibetanischen Plateau hinüberführen. Nepal bildet in jeder Beziehung eine Uebergangsstufe zwischen indischer und tibetanischer Natur, zwischen hindostanischen und tibetanischen Völkern und den Bekennern des Brahma oder Buddha; es hat aber auch seiner abgeschlossenen Lage eine eigene Geschichte und gewisse Selbständigkeit zu verdanken. Die ältesten Bewohner sind die Newars, zu deren Stamme auch die Beherrscher („Mals") gehörten; aber als gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Dynastie in drei Fürstenhäuser zerfiel, brachte der Radjah der westlich benachbarten Gorkhas Nepal unter seine Botmäßigkeit, so daß der kühne Prithwi Narayan um 1771 ein vereintes Reich vom Tista bis zum Sutledj hinterließ. Im Jahre 1815 ging Alles westlich des Kali an die Briten verloren; in dem nun beschränkten Nepal aber erhielt sich die Dynastie der Gorkhas bis heute in Selbständigkeit, wenn auch in der Anwesenheit eines britischen Bevollmächtigten am Hofe von Katmandu, unter dem Schutze einer Compagnie britischer Soldaten, eine gewisse Ueberwachung Seitens der Ostindischen Compagnie nicht zu verkennen ist. Die Bevölkerung zerfällt in drei große Gruppen. 1) Die Newars, die Ursassen des Landes, welche in eine Menge kleiner Stämme zerfallen, ein höchst industriöses Volk bilden, in den Künsten der Architektur und Malerei selbst ihren Nachbarn überlegen sind und in geistiger Beziehung immer noch herrschen. Viehzucht und Handel überlassen sie mehr den Bhutiyas, denen sie auch — abgerechnet die äußere Erscheinung — fast in allen Stücken gleichen, namentlich in der Sprache, einem offenbar tibetanischen Dialekt. Die Kleidung ist einfach und leicht, meist nur ein großes Baumwollentuch, nach Art der Hindus, von denen sie aber in Kraft und That und Reinlichkeit der Wohnungen sehr vortheil-

haft abstechen. 2) Die **Bhutiyas** oder **Bhotias**, wie der Sanskrit-Name ist, während sie sich selbst Bod-po, d. i. Eingeborne von Bod oder Tibet, nennen. Sie zerfallen ebenfalls in mehrere Stämme, haben Sprache und Aeußeres der Tibetaner beibehalten, bewohnen fast nur die höheren Berg-Regionen, sind munter und gutmüthig, aber arm und wenig cultivirt. Die große, kräftige Gestalt von dunkelgelber Farbe, das schwarze, struppige Haar und wilde Aussehen erinnert an den Lappländer. Ihre Kleidung besteht aus großen Schafspelzen, rothen Beinkleidern und Strümpfen, langem Untergewande und Gürtel für das gerade Schwert; sie sollen gedruckte und geschriebene Bücher haben und Viele des Lesens mächtig sein. 3) Die **Gorkhas**, das herrschende Erobervolk, jedenfalls nicht transhimalaya'schen Ursprungs, von schöner Gesichtsbildung, stolz darauf, kein anderes wie das Waffenhandwerk zu treiben, mit Jacken, Beinkleidern und Schuhen bekleidet. Da die Newas und Bhutiyas nur friedlichen Geschäften ergeben sind, so recrutirt sich die Armee nicht aus ihnen, sondern nur aus den drei Stämmen der Khas (wozu die Gorkhas), Magars und Gurans. In ganz Nepal werden nicht weniger als zehn verschiedene Sprachen und Mundarten geredet, darunter das Parbatiya, die Sprache der Khas oder Parbatiyas (d. i. Hochlandsbewohner), am verbreitetsten, namentlich westlich des Trisul Ganga. Hier und unter den drei Kriegerstämmen ist auch der Hauptsitz des Brahmanenthums, während im Osten jenes Flusses der Buddhismus vorherrscht. Die Religion der Newars, welche vorzugsweise die städtische Bevölkerung ausmachen, weicht mehrfach von dem tibetanischen Muster ab; sie hat nicht dessen mönchische Einrichtungen, beobachtet aber streng die Kasteneintheilung und hält mehrere Lehren vor dem großen Haufen geheim. Statt der Lamas haben die Newars eigene Priester, „Bangra", und diese tragen den heiligen Gürtel der Brahmanen, verbrennen ihre Todten, opfern aber zugleich in den Tempeln des Buddha und genießen das Fleisch von allen Thieren. Die Gesammtzahl der Bewohner beträgt ungefähr 2 Millionen; die Eintheilung des Reiches geschieht in die vier Provinzen: Doti, Palpa, Sariana und Nepal. Letztere, das eigentliche Nepal, begreift nur das große Thal von Katmandu mit den unmittelbar anstoßenden Thälern und ist von Dholka im Osten bis Noakot im Westen fast ausschließlich von Newars bewohnt und nur durch die Armee und bei Regierung und Hof Angestellten mit anderen Elementen versehen. Das Thal von Katmandu zählt auf kaum 16 Quadrat-Meilen in 250 Ortschaften allein 270,000 Einwohner, also beinahe 17,000 auf einer Quadrat-Meile, während in den Nachbarthälern zusammen genommen auf größerem Raume nur 150,000 Menschen leben. Obgleich Fürsten- und Ministerwechsel, durch Intriguen und grausame Gewalt-Scenen herbeigeführt, zu den gewöhnlichen Erscheinungen gehören, so können doch die Regierungs-Einrichtungen im Ganzen als gut und zweckmäßig bezeichnet werden; auch wirft die geringe Zahl vorkommender Verbrechen ein günstiges Licht auf die Gesittung des Volkes. Als verhältnißmäßig musterhaft

sind die Militair-Einrichtungen zu bezeichnen. Die gewöhnliche Kriegsmacht beläuft sich auf 17,000 Mann Infanterie und Artillerie (Cavallerie fehlt dem Gebirgslande gänzlich), aber nach Art des preußischen Landwehr-Systems kann die Zahl binnen drei Monaten verdoppelt, in sechs Monaten verdreifacht werden. Sämmtliche Geschütze werden nur von Menschen gezogen (16 Mann zu einem Geschütz) und beim Gebirgsmarsch aus einander genommen.

Reich belohnend ist das mühevolle Ersteigen des 8000 Fuß hohen Zanna-Passes auf der Höhe des Tschandragiri- oder Mond-Gebirges; denn es liegt zu Füßen ausgebreitet das herrliche Thal von Katmandu, — ein grüner, reich bewässerter und cultivirter Kessel. Fast in seiner Mitte die schöne Stadt mit ihren bunten Tempeln, zierlichen Häusern und prächtigen Gärten voll Orangen-, Pflaumen- und Kirschbäumen und rund herum der majestätische Gürtel hoher Waldberge, über denen die riesigen Häupter des Himalaya mit weit leuchtender Schnee- und Eisdecke thronen. Den 9. Februar hielt der Prinz seinen feierlichen Einzug in Katmandu, eingeholt vom Minister Martabar Singh — dem großherzigen Löwen, welcher nicht ermangelte, alle nationale Pracht im glänzendsten Lichte zu zeigen. Die Residenz mit ihren gepflasterten Straßen, schmucken und soliden Häusern, versehen mit zierlichen Erkern, machte einen angenehmen Eindruck; die Menge Tempel mit ihren ausgeschweiften Dächern und tausenderlei Schnörkeln trugen schon chinesisches Gepräge, und am großartigsten verrieth sich die Mischung von indischem und chinesischem Geschmack an dem Durbar, an dessen massigen Mauern dicke, kegelförmige Säulen lehnten, während die Ecken in chinesische Thürmchen ausliefen und Alles von Bild- und Schnitzwerk in den phantastischsten Formen überladen war, auch die Drachen-Figuren schon eine hervorragende Rolle spielten. So originell der Empfang bei Hofe auch war, so machte doch das untergeordnete Verhältniß des eigentlichen Regenten gegenüber dem erst fünfzehnjährigen jungen Maharadjah einen widerlichen Eindruck, und als dieser erst bei der ganz ansehnlichen Truppen-Revue auf goldstrahlendem Schimmel im prachtvollsten Costüme erschien, aber auf dem geführten Pferde gehalten werden mußte, von einer Schaar von Fliegenwedlern umgeben und den ersten besten Rücken eines Häuptlings als Steigbügel benutzte, so stand das Bild eines durch Ausschweifungen entnervten Despoten in seiner Vollendung vor Augen. Eine freistehende Säule im Garten des Ministers, deren domförmige Krone auf 222 Stufen erstiegen wurde, gewährte einen unvergleichlich schönen Blick auf das Thal, welches, in eine Menge niedriger Cultur-Terrassen zerlegt, den Eindruck eines großartigen, grünenden und blühenden Amphitheaters machte. So war es denn auch vorzugsweise die Natur, welche den Prinzen anzog und nach den schönsten Punkten des Thales hinlockte. Da stand dicht bei Katmandu auf terrassirtem isolirtem Berge der Tempel von Sambunath, eine ganze Burg nach einander zusammengebauter Heiligthümer. Dreihundert in den Fels gehauene Stufen führten zur höchsten Spitze und

zu dem ältesten, 50 bis 60 Fuß hohen Buddha-Tempel, auf dessen glockenförmiger Backsteinmasse ein vergoldeter Aufsatz weithin strahlte.

Das vier Meilen breite und ebenso lange Thal von Katmandu liegt zwar circa 4500 Fuß hoch und hat nur 13 bis 14° R. mittlere, 19 bis 20° Sommer- und 7° R. Winter-Temperatur (Neapel, Palermo), zeigt also auch besonders europäische Culturen in Gerste, Erbsen, Linsen und fast allen europäischen Küchengewächsen, doch bei reicher Bewässerung, im Schutze hohen Bergkranzes, kommen auch Baumwolle, Reis und Zuckerrohr, Batate, Banane, Orange und Ananas zur Reife. Der ebene, alte Seeboden des Thales ist mit chinesischem Fleiße cultivirt; aber auch chinesische Abgeschlossenheit hemmt des Fremden Schritte. Südlich in das Durchbruchs-Thal des Baghmatti einzudringen und die Spuren des anderen Ausweges nach Indien zu verfolgen, ist nicht gestattet, und nordwestlich die Straße nach Tibet einzuschlagen, wurde dem Prinzen nur bis Noakôt gewährt. Der Besuch dieser Winter-Residenz des Königs von Nepâl gehörte unstreitig zu den schönsten Partieen der nepalesischen Reise. Das aus wenig Häusern bestehende Städtchen liegt in dem Vereinigungs-Thale des Tadi- und Trisul-Ganga, tiefer wie Katmandu und in milderem Klima, so daß Reis und Zuckerrohr, Ananas, Guave, Banane und Mango gedeihen. Einen schönen Vordergrund des Trisul-Ganga-Thales bildet der 4000 bis 5000 Fuß hohe Noakôt-Berg, von dessen Gipfel, an der Straße nach Tibet, die vergoldeten Dächer des Tempels der Mahamaya oder Bhawans weit in die Ferne leuchten. Den erhabensten Genuß aber gewährte der Weg nach Noakôt; denn als der 7000 Fuß hohe Kaulia-Paß erstiegen war, da lag die fünfzig Meilen ausgedehnte Hochkette des mittleren Himalaya mit dem 25,171 Fuß hohen Dhawalagiri und dem 23,000 Fuß hohen Dhayabung vor den Blicken ausgebreitet, und wie tief der Prinz diesen Eindruck in seine Seele geschrieben, davon zeugt die Stelle eines Briefes an seine Mutter, wenn er also schreibt: „Unvergeßlich werden mir die nepalesischen Schneeberge bleiben, und besonders die Sonnen-Auf- und Untergänge auf der interessanten Partie nach Noakôt, wo wir dem Hochgebirge bis jetzt am nächsten kamen. Ich versuchte eine Skizze von der schönen Färbung zu geben, wie die Berge aus dem tiefsten Dunkel bis zur stärksten Helle des weißen Schnee's in den Goldhimmel hineinragten. Wie schön sich der Dhawalagiri-Pik mit seinen edlen Linien, zwei kleinen Trabanten zur Seite, aus den unabsehbaren Reihen mächtiger Schneegipfel erhebt, beleuchtet von den letzten Strahlen der scheidenden Sonne! Was hätte ich darum gegeben, sie fesseln zu können; aber unerbittlich zog sich der blaue Schleier der Nacht, aus den Thälern heraufsteigend, auch über sein Haupt. Er verschwand jedoch nicht ganz unseren Blicken: wie weiße Gespenster lagen die Gruppen des Schneegebirges im Mondenscheine vor uns. Einen besonderen Reiz gewährte es, die unzähligen Lichter, die sich am Abhange der Berge mit dem Dunkelwerden zeigten, zu beobachten; es waren Waldfeuer, angezündet, um zum Anbau Boden

zu gewinnen." Reich an solchen Bildern, deren Majestät nie und nimmer aus den Erinnerungen eines reinen, tiefen Gemüthes verlöschen kann, verließ der Prinz Nepâl, genoß im Tarrai noch die Waidmannslust einer Tigerjagd, mit dreißig Elephanten ausgerüstet, und senkte sich wieder hinab in die hindostanische Ebene, um in den erhabenen Prachtbauten der reichen indischen Städte die Zeiten einer großen, vielbewegten Vergangenheit an sich vorüberziehen zu lassen.

---

277. Das Dekhan im Vergleich zu Hindostan.

(Nach Chr. Lassen, indische Alterthumskunde.)

Dekhan ist das Land im Süden des Vindhja, vom Meere im Osten und Westen umflossen; die Mitte ein Tafelland zwischen den beiden Ghat, unter welchen auf beiden Seiten ein schmaler Küstensaum liegt. Es zeigt die indische Natur in einer neuen Phase; wir sind hier ganz unter den Tropen, innerhalb deren schon der größte Theil des Vindhja liegt. Cap Comorin im Süden ist nur 8° vom Erdgleicher, die Südspitze Ceylons nur 6°. Aber die Hitze der tropischen Sonne wird an der Küste durch die frische Luft des Meeres gemildert, das vorherrschende Hochland genießt vielfach derselben Begünstigung durch die Erhebung über dem Meere. Es tritt namentlich gegen das tiefe Hindostan ein bedeutender Unterschied der Natur hervor.

Das eingeschlossene Tafelland verkehrt nur durch die Pässe der Ghat mit dem offenen Küstenlande und ist durch die Bergketten von diesem geschieden.

Die westlichen Ghat erstrecken sich vom Cap Comorin im Süden durch das ganze Dekhan in einer Länge von beinahe 200 Meilen mit der einzigen Ausnahme einer Unterbrechung zwischen Koimbator und Animalaja, wo unter 11° nördlicher Breite der kleine Panianifluß zur Westküste hindurchfließt. Ihre Entfernung von der Küste ist im Durchschnitt etwa 8 Meilen, nur selten ziehen sie sich bis auf 14 zurück, mitunter springen sie bis an die Küste hervor. Sie bilden den Westrand des wechselnd zwischen 2000 bis 4000 Fuß hohen Tafellandes, über welches sie noch um 1000 bis 2000 Fuß emporragen; sie scheinen nirgends über 6000 Fuß absolute Höhe zu haben, mehrere Piks erreichen 5500 Fuß. Sie stemmen sich wie ein Bollwerk gegen die Wolken der S. W. Monsune und bringen dadurch die Verschiedenheiten in der Regenzeit der ihnen im Westen oder Osten vorliegenden Gebiete hervor. Sie sind meist reich an Tekwäldern. Ihr steiler Abfall gegen die Westküste bietet nur wenige Pässe dar, daher ihr Name*); kurze

---

*) Ghatta bedeutet eigentlich die Stellen, wo man vom höheren Ufer zum Wasserrande herabsteigt; an besuchten Badeplätzen sind es oft künstlich gemachte Treppen. An den Ghat steigt man so zur Meeresküste hinab.

Ströme stürzen sich von ihnen herab und durch den schmalen Küstenstrich zum Meere. Ihre Ostseite senkt sich dagegen allmählig und trägt ein zwar nicht ebenes, doch ziemlich gleichförmiges Plateau-Land, das von niedrigen Ketten durchzogen wird.

Die Kette der Ostghat fängt im 11° 30′ in N. des Mojar-Zuflusses zur Kaveri an und erstreckt sich in gerader Linie N. N. O. bis über den Krishnafluß in 16° hinaus. Sie ist nicht so hoch, wie die westliche; in der Breite von Madras, wo ihre höchste Erhebung ist, erreicht sie die Höhe von 3000 Fuß und das dahinter gelegene Hochland im Durchschnitt ebenso viel. Aus dem Tieflande führen steile und beschwerliche Pässe auf das Tafelland hinauf, welches von dem Ostfuße der Westghat stets eine sanfte Neigung nach Osten hat; die Ostghat bilden seine östliche Umwallung, durch welche die Flüsse zum Küstenlande hindurchströmen. Die östliche Kette ist jedoch offener und durchbrochener, als die westliche.

Die Ostghat bilden ferner nicht eine einzige steile Mauer gegen das Tiefland, wie die westlichen, sondern mehrere parallele, aber oft unterbrochene Gebirgszüge und geben dem östlichen Tieflande ein breiteres Uferland am Meere. Dieses ist zu beiden Seiten der Kaveri etwa 30 geogr. Meilen breit; nördlicher wird es schmaler, sobald die Ostghat mehr Zweige nach Osten abwerfen, und im Norden der Godavari wird die Küste auf 10 Meilen und weniger eingeengt. Damit steht in gleichem Fortschritte das stetige Breiterwerden des innern Hochlandes gegen Norden, das Längerwerden des Laufs seiner Flüsse.

Dekhan ist vorherrschend ein Plateau-Land; es ist ein abgeschlossenes Gebiet, welches, wenn wir das südlichste Stück im Süden der großen Ghatspalte nicht mitrechnen, die drei Endpunkte seines Dreiecks, das Nilagiri, das Amarakantaka und das Bergland Baglana, schroff den vorliegenden Ländern entgegengestellt, um gleichsam den Eintritt zu verwehren. Es hat in diesem Innern einzelne sehr fruchtbare Theile, andere von mittlerer Fruchtbarkeit, andere harren noch des regelmäßigen Anbaues; es verbirgt in seinen unzugänglichen Schluchten und Waldwildnissen manche Stämme, die noch dem geregelten Leben und einer geordneten Verfassung nicht gewonnen sind.

Von Hindostan ist im Gegentheil der Theil, welcher sowohl der viel größere, als der bei weitem wichtigste und gleichsam am meisten indische ist, das Ganges-Gebiet, eine große Niederung von üppiger Fruchtbarkeit, von leichter Verbindung in seinem Innern, zur Ernährung einer zahlreichen, dicht gedrängten Bevölkerung und Bildung großer Staaten geeignet; der Ganges verknüpft in weiter Strecke die einzelnen Glieder des Ganzen. Es verkehrt leicht mit dem Hochlande im Norden, dem Berglande im Süden, gegen beide liegt es offen da; aber diese Gebiete sind nicht mächtig und groß genug, um auf das Tiefland einen bestimmenden Einfluß auszuüben. Im Dekhan verschwindet das Tiefland der Küste gegen die Masse des Inneren, welches gleichsam für sich besteht; aber auch die Küstengebiete, vom Inneren getrennt, können

für sich als einzelne Staaten bestehen, und wenn sie in reicher Fülle besondere Naturgaben besitzen, wie Malabar, sich auf eigenthümliche Weise entwickeln. Das Dekhan ist zwar nicht durch hohe Bergzüge in seinem Innern getheilt und im Ganzen ein gleichförmiges Land; die Stromgebiete verursachen jedoch eine Theilung, die sich auch historisch in der vorherrschenden Trennung in kleinere Staaten ausspricht.

Das Dekhan ist nothwendig am innigsten mit Hindostan verbunden, aber zugleich dagegen geschützt. Wir sehen die Wirkungen dieser Stellung darin, daß das Dekhan in seinem größeren Theile noch seine ursprüngliche Bevölkerung aufbewahrt hat, namentlich im Innern, wo nur die Nordwestecke arische Bevölkerung in sich aufgenommen hat; an beiden Küsten hat diese sich im Osten wie im Westen tiefer in das dekhanische Land eingedrängt. Dann darin, daß die Mohamedaner erst spät, nach manchen mißlungenen Versuchen, und indem sie von Stufe zu Stufe fortgingen, aus Hindostan auf diesem südlichen Hochlande weiter nach Süden Fuß fassen konnten. Und wie groß sind nicht im Dekhan und seinen Nordgrenzen die Gebiete, die sich von brahmanischen und mohamedanischen Einflüssen ganz oder beinahe ganz frei erhalten haben, das große Gondvana, das höchste Nilagiri-Gebiet, manche Striche des Vindhja's und der Ghat? Aus dieser Stellung erklärt es sich auch, daß im Dekhan sich manche Einrichtungen des Lebens und Bestimmungen des Gesetzes ungetrübter durch alle politischen Umwälzungen Indiens fort erhalten konnten, daß hier in den civilisirten Theilen ein ganz verschiedenes ethnographisches Verhältniß besteht, indische Urstämme mit brahmanischer Cultur, während in Hindostan das arische Geschlecht nicht nur alle Niederungen erfüllt hat, sondern auch in die Alpenthäler und in die Berglande des nördlichen Vindhja's eingedrungen ist, und wo es nicht die älteren Bewohner ganz verdrängt, diese seinen Gesetzen und seiner Sprache unterworfen hat.

Ein weiterer, großer Contrast der beiden Theile Indiens ist der, daß Hindostan außer den Tropen, obwohl nahe an dem nördlichen Wendekreise liegt, das Dekhan unter den Tropen; ein beträchtlicher Unterschied entsteht allerdings dadurch, wie sich im Klima und den Erzeugnissen des Bodens zeigt. Aber auch hinsichtlich dieses Gegensatzes findet ein Hinübergreifen beider Theile in einander Statt, so daß der Gegensatz zum Theil ausgeglichen und große Mannichfaltigkeit dem ganzen Lande gewonnen wird. Durch die Alpenlandschaften im Himalaya hat Hindostan eine Zugabe schöner, an Klima dem südlichen Europa verwandter Gebiete; das Land im Norden des Vindhja gibt ihm einen weiten Bezirk, welcher durch die höhere Erhebung im verschiedenen Grade einer größern Kühle sich erfreut; ein Theil seiner Niederung, wie Delhi, erstreckt sich so weit gegen Norden, daß dessen Einflüsse deutlich bemerkbar werden. Das tropische Klima des Dekhans erleidet manche Milderung durch die Höhe über dem Meere, seine Küstengebiete im Westen werden erfrischt durch die kühlenden Luftströme des Weltmeeres, die auf der Ostküste erfreuen sich in geringerem Grade dieser Wohlthat. Es entsteht

so ein reicher Wechsel zwischen den einzelnen Theilen, und Indien ist in seinem Innern ein viel mannichfaltigeres Land, als gewöhnlich geglaubt wird.

Das Dekhan bot sich den europäischen Kriegs- und Handels-Flotten zuerst dar, die Eroberer und Kaufleute konnten hier auf weit ausgedehnten Küsten ihre Ansiedelungen zum Handel, ihre Festen zum Schutze am leichtesten vervielfältigen, die abgeschlossenen und in ihrer Trennung vom innern Lande schwachen Staaten konnten nur einen geringeren Widerstand leisten; an der Gangesmündung lag ein mächtiges Reich dahinter, der Indus führte nicht gerade in das reiche, innere Indien hinein; es mußten sich die Europäer zuerst vorzüglich im Dekhan festsetzen und hier zuerst die Schule indischer Kriegsführung, Diplomatie und Ländererwerbung machen.

---

278. Ceylon.

(Nach Chr. Lassen, indische Alterthumskunde.)

Ceylon liegt östlich vom Cap Comorin in einem Abstande von 32 M.; die Meeresstraße zwischen der Insel und dem Festlande zwischen den beiderseitigen Vorgebirgen hat eine verschiedene Breite von 12 bis 30 Meilen und wird durch die Reihe von Felsriffen und Sandbänken, welche die Adamsbrücke heißen*), in zwei Hälften getheilt. Im Norden der Adamsbrücke heißt der Golf Palkstraße, in welchem die Bänke von Cankhamuscheln an der Küste der Insel sind. An der Adamsbrücke brechen sich die von den Monsunen angetriebenen Meeresströmungen in heftigen Brandungen, und je nachdem die Monsune von Nordosten oder Südwesten wehen, ist an der einen Seite der Brücke eine ruhigere See und leichtere Ueberfahrt zwischen der Insel und dem Festlande. Die Umschiffung der Insel ist schwierig und erfordert große Umwege; sie wird nur sicher, wenn das Schiff bis zum Erdgleicher und darüber hinaus gesteuert wird und dort die brauchbaren Winde aufsucht.

Es sind nicht nur die hier gefischten Perlenaustern, welche einen der gesuchtesten Gegenstände des morgenländischen Handels abgeben, auch die Meermuschel oder Cankha, welche theils als Gefäß bei Libationen, theils bei religiösen Festen als Instrument gebraucht wird, wie der göttliche Krishna und andere Helden sie in Schlachten getragen und geblasen hatten, wird eifrig gesucht und nach Indien ausgeführt; sie

*) Den Indern gelten diese Felsenriffe als Ueberreste der zu Rama's Durchzuge von Riesen erbauten Brücke; Mohamedaner nehmen an, Gott habe Adam auf dieser nachher zerstörten Brücke seinen Abzug aus dem Paradiese auf Ceylon nehmen lassen und die Brücke darauf in seinem Zorne zerschlagen.

wird zugleich zu Schmucksachen für die indischen Frauen verwendet, sie ist eines der Attribute des großen Gottes Vishnu.

Die Insel hat folgenden Bau. Die ganze Mitte und ein Theil der Südhälfte bilden ein Bergland, welches unter sich eine Zone von Hügelland hat; gegen Norden geht das Hügelland zuletzt in eine völlige Niederung über, gegen Süden wie gegen Südwest und Südost erreichen die Hügel oft auch die Meeresküste. Die zusammengedrängte Masse des Hochlandes füllt etwa 4 geogr. Quadrat-Meilen und hat eine durchschnittliche Höhe von 5000 Fuß, während einzelne Gipfel 6000 Fuß und noch höher emporragen; von diesen sind die berühmtesten Namana Kulikandi und der Samanella; den letzten nennen die Europäer nach den Arabern Adams-Pik, die Buddhisten Cripada (Fußstapfe des Glücks), weil von Buddha's Fuße dort noch eine Spur sichtbar sei. Um diesen Gebirgsknoten liegen die übrigen Berglandschaften im Kreise herum. Das ganze Bergland ist höchst malerisch und mannichfaltig, reich bewässert, in seinen Thälern und seinen Gehängen höchst fruchtbar, reich an prachtvollen Wäldern riesenhafter Baumkönige, mit schönem, kühlern Klima; ein Land, in dem man nicht mit Unrecht das Paradies gesucht hat.

Die darunter liegende Hügellandschaft in einer Breite von 2 bis 4 Meilen senkt sich von 1000 bis auf 300 und weniger Fuß hinab; sie ist ebenfalls überall fruchtbar, angebaut und von lieblicher Schönheit. Nur im Norden liegt ihr eine breite Niederung vor, im Süden ist der Küstensaum von ungleicher, doch geringer Breite, voll des üppigsten, stets erhaltenen Grüns und mit zierlichen Kokuspalmen geschmückt.

Die Lage Ceylons so nahe am Erdgleicher gibt ihm natürlich ein sehr heißes und gleichförmiges Klima, ohne unsern Wechsel der Jahreszeiten, nur mit Unterschieden der Regenzeit und der trockenen Monate, mit geringer Ab- und Zunahme der Wärme, einen ewigen Sommer. Auch hier begleiten und bestimmen die Monsune die Jahreszeiten; der Südwest-Monsun dauert hier vom Mai bis November, der Nordost vom November bis März, und so steht der Wechsel der Regenzeit und der trockenen Hitze auf beiden Küsten im Parallelismus mit dem der Malabar- und Coromandel-Küste, jedoch mit weniger scharfen Gegensätzen.

Die Regenfülle erzeugt eine außerordentliche Menge von Flüssen, welche nicht, wie die des Festlandes, in der trockenen Jahreszeit versiegen, sondern das Jahr hindurch ihren Strom bewahren; dazu eine Menge Bäche, jedes Thal des Gebirges hat seinen Abfluß. Die meisten Flüsse gehören der Westküste, alle fließen aus dem gemeinschaftlichen Mittellande des Hochgebirges hervor, meist von kurzem Laufe, aber mit breiten Mündungen. Die vier größten tragen den Namen der Ganga als gemeinschaftliche Bezeichnung, die Flüsse zweiten Ranges führen den einheimischen Beinamen Oja. Nach der Vorstellung der Einheimischen soll der Adams-Pik der gemeinschaftliche Quellberg dieser vier Flüsse sein.

Wie Ceylon durch seine geographische Lage für den Handel sehr günstig gelegen, durch sein Klima ein gesunder und schöner Wohnort für die Menschen ist, so erscheint es höchst begünstigt durch die Schätze, mit welchen die Natur es bereichert hat. Das Meer nährt die geschätzten Perlenaustern und Seemuscheln und lagert das schönste Salz an den Ufern ab; die Berge sind reich an Eisen, an andern Metallen nicht, und die Insel erfreut sich des Glückes, daß der geglaubte Reichthum an Gold sich bis jetzt nicht bewährt hat. Die Menge und Mannichfaltigkeit der edeln Steine hat nirgends ihres Gleichen.

Das Pflanzenreich bildet aber Ceylons Hauptreichthum; nirgends zeigt sich die üppig wuchernde Fülle des tropischen Wachsthums reicher entfaltet; es ist die Palmen- und Gewürz-Insel vor allen, die dazu zugleich den größten Reichthum nährender Gewächse darbietet. Der Reis bildet hier, wie in Indien, das Hauptnahrungsmittel des Volks und wurde in den Niederungen in hinreichender Menge erzeugt, so lange die erforderlichen Bewässerungswerke noch bestanden. Zu den eigenthümlichen Bodenerzeugnissen des nahe liegenden Festlandes treten eigenthümliche der Insel hinzu. Sie hat, wie es im Dekhan vorkommt, drei Aussaaten und Aernten im Jahre. Beinahe das ganze Innere ist ein großer tropischer Wald; neben Riesenbäumen nutzbaren Holzes blühen andere, welche nahrhafte und gewürzreiche Früchte tragen, der Südwestsaum der Insel ist ein Hain von Kokos- und andern Palmen, von Brodfruchtbäumen und den noch nahrungsreichern G'akbäumen; auf der Ostküste vertritt ihre Stelle die Talapatra- oder fächerblättrige Palme. Daneben sind die Bananen und die indischen Feigenbäume allgemein verbreitet; dazu die große Menge europäischer und tropischer Obstbäume; neben der Baumwollenstaude wächst der Baumwollenbaum zur Größe eines mächtigen Waldbaumes empor. Zum Zuckerrohr, der Pfefferrebe, den Kardamomen, dem Arekanußbaume, tritt der Kaffeebaum als wildwachsender, aber ob ursprünglich hier einheimischer, ist zweifelhaft; der echte Zimmtbaum war bis vor wenigen Jahren ausschließlich ein cingalesisches Gewächs und ist dort einheimisch.

Nicht geringer ist der Ueberfluß an brauchbaren Waldbäumen: der Tekbaum und andere, von denen mehrere lange unbekannt waren und einige es noch sind, die zum Schiffsbaue und allen Holzarbeiten treffliches Material liefern; auch schöne Farbholzbäume fehlen nicht.

An Wild ist die Insel nicht weniger reich, noch das Meer an Fischen; doch sind hier keine eigenthümlichen Thiere; dagegen sind die Elephanten zahlreich im Südwesttheile der Insel und sehr geschätzt, weil sie, obwohl nicht die größten, die kräftigsten und gelehrigsten ihres Geschlechts sind. Ihre Jagd war hier den Alten schon bekannt.

So bildet diese Insel gleichsam die Krone der indischen Lande, die goldene Kugel, welche der Pyramide der ganzen Halbinsel aufgesetzt ist, den höchsten Gipfel der Entfaltung indischer Natur. So begabt und so nahe bei Indien gelegen, mußte sie frühe den Indern ein Gegenstand der Anziehung werden; eine der ältesten Heldendichtungen läßt

den göttlichen Helden Rama sie der Gewalt der Riesen und Unholde entreißen und einem frommen Könige anvertrauen; man kann darin die Erinnerung eines frühern Versuchs, die Insel von Indien aus zu colonisiren, nicht verkennen.

Ceylon ist auch in historischer und antiquarischer Beziehung außerordentlich wichtig; es besitzt nicht nur große und überraschende Denkmale der Baukunst, sowohl religiöser Art, als solcher, die zur Förderung des Ackerbaues dienten, sondern es ist noch ein Hauptsitz des sonst in Indien, mit Ausnahme Nepals, verschwundenen Buddhismus geblieben, der Mittelpunkt der südöstlichen Verbreitung dieser Lehre.

Bei der fortgeschrittenen Kunst der Schifffahrt ist der Verkehr zur See zwischen dem Westen und Osten Indiens nicht mehr, wie im Alterthume, an Ceylon gebunden; das frühere Monopol Ceylon's, der Zimmthandel, gehört ihm nicht mehr, seitdem es gelungen ist, den Anbau dieses Gewürzes auch in anderen Tropengegenden mit Erfolg zu betreiben; der Zustand, in welchem die ersten europäischen Entdecker Indiens die Insel vorfanden, zeigte schon einen Verfall gegen die frühere Blüthe, die durch Denkmale genügend bewahrheitet wird; auch hat die Herrschaft der Europäer, die kurze der Portugiesen, die längere, aber engherzige und grausame der Holländer, diesen Verfall wesentlich verschlimmert, namentlich dadurch, daß sie einen Zustand beständiger Kriege herbeiführte. Seit 1815 ist die ganze Insel den Briten unterworfen, deren Regierung wesentliche Verbesserungen herbeigeführt hat. Doch wird Ceylon sich erst dann zu einer vorwaltenden Wichtigkeit für Indien erheben, wenn die Ostküste Afrika's, das hintere Indien, die Inseln des Archipels, Australien und China mit frei verkehrenden und civilisirten Bewohnern bedeckt sein werden: Ceylon liegt dann an der Spitze des asiatischen Festlandes ins Weltmeer hinausgeschoben, wie England vor Europa, es hat die vortrefflichen Häfen, wie Punto Galle im Südwesten und namentlich Trinkomali im Nordosten, und würde, wie es schon das trefflichste Bauholz liefert, auch die meisten anderen Materialien für den Schiffsbau selbst darbieten können: es müßten dann die Flotten von hier ausgehen, um die südlichen Meere zu beherrschen.

---

d. West-Asien.

279. Die Weltstellung West-Asiens im Vergleich zu Ost-Asien.

(Nach Arnold Guyot, Grundzüge der vergleichenden physikalischen Erdkunde.)

West-Asien ist gerade in die Mitte von Europa-Asien gestellt. Ost-Asien gleich, besitzt es in seinem Centrum und in seinen Hauptzügen Tafelland, welches eben so umschlossen ist von Gebirgen; hier liegt das

Plateau von Iran und das von Klein-Asien; ihr Raum ist aber schmaler und enger; auch sind die Berge und Bergketten niedriger und weniger zusammenhangend. Die Gebirge von Kurdistan und Taurus, welche es im Süden umgrenzen, erreichen wohl eine Höhe von zehn- bis zwölftausend Fuß, aber doch immer nur an einzelnen Punkten. Die noch höheren Gebirge, wie der Ararat, sind isolirte oder bilden eine für sich bestehende, von der Hauptmasse abweichende Kette, wie der Kaukasus. Die Nordostseite ist niedrig und offen. Das tiefe Thal von Peschauer durchschneidet diese Ringmauer im Osten und öffnet hier den Weg nach Indien. Ueberhaupt ist dieses Plateau nun nicht bloß in Hinsicht der Reliefform zugänglicher als das von Ost-Asien, sondern auch in anderer Hinsicht wesentlich ein anderes. Die ost-asiatische Hochebene liegt fern von allen Oceanen, während die von West-Asien an allen seinen vier Winkelspitzen den Fuß unmittelbar in Inlandsmeere taucht, wodurch ihm eben so viele neue Thore zur Verbindung mit andern Völkern geöffnet sind. Im Süden liegt der arabische Meerbusen, der Golf von Persien, das mittelländische Meer; im Norden das schwarze Meer und der Kaspi-See.

Fruchtbare Tiefebenen, bewässert von einem Zwillings-Strompaar, laufen am Fuße des persischen Tafellandes hin. Im Süden sind ausgedehnte Ebenen gelegen, deren unvergleichliche Fruchtbarkeit sich dann anschließt an die reichen Alluvialländer des Euphrats und Tigris. Im Norden liegen die nicht weniger glücklichen Ebenen von Bactriana, bewässert von dem Gihon und Sir. Jenseits dieser befruchtenden und belebenden Flüsse schlagen dann aber die Steppen und Wüsten ihre traurige Regentschaft auf.

Auch das Klima von West-Asien zeigt nicht so starke Gegensätze wie Ost-Asien. Das Plateau ist ganz südlich von der Central-Achse Europa-Asiens gelegen, besitzt also die Vorzüge des begünstigten Südens. Es ist weniger trocken und fruchtbarer; die Wüste ist hier weniger zusammenhangend; die südlichen Flachländer liegen nicht unter der heißen Tropenzone; die Ungleichheiten zwischen dem Flachlande und dem Tafellande sind nicht schroff neben einander, sondern durch allmähliche Uebergänge ausgeglichen.

Hier ist das Urland der weißen Menschenrace. Nehmen wir die Tradition zur Führerin und verfolgen Schritt vor Schritt den Weg zu dem Urquell der Erdvölker, bis wir hingelangen zu dem Punkte ihres allerersten Ausgangs, so ist es in der That das Centrum dieses west-asiatischen Plateau's, wohin sie uns geleitet. Nun ist es aber auch gerade in diesem Centralpunkte, nämlich in Ober-Armenien und in Persien, wo wir den allerreinsten Typus der weißen Menschenrace, die historischen Nationen antreffen. Von hier sehen wir sie hinabsteigen zu den arabischen Ebenen und sich nach allen Weltgegenden hin weiter und weiter verbreiten. Die ältesten Völker Assyriens und Babyloniens wanderten durch die Thäler des Euphrats und Tigris bis zu den Tief-

ebenen des Südens hinab und begründeten hier höchst wahrscheinlich die allerälteste Civilisation der Menschen auf Erden. Die Zend-Völker wohnten Anfangs längs des Araxes, des Kaspi-See's, darauf stiegen sie über das Plateau hinüber und begründeten in den Ebenen des Oxus eine der merkwürdigsten, mysteriösesten Urniederlassungen Asiens. Ein Zweig desselben oder doch sicher eines nahe verwandten Völkerstammes — die innige Uebereinstimmung ihrer Sprachen bestätigt ihren gemeinschaftlichen Ursprung — zog noch weiter, zog bis nach Indien und begründete hier das civilisirte Reich der Brahminen. Arabien und Nord-Afrika empfingen ihre Bevölkerung von Soristan. Süd-Europa vielleicht auf demselben Wege durch Klein-Asien. Der Norden endlich ward durch die Ureinwohner des Kaukasus bevölkert, von denen in allmähliger Stufenfolge die Celten, die Germanen und andere Stämme ausgingen, welche die ihnen angeborne Ausdauer und muthige Kraft aufsparten zu den späteren Bestimmungen dieses Continentes.

Die ebenen Fluren Babyloniens und Bactriens sind continental, aber nicht maritim wie die von Indien und China. Die Gegensätze der Natur sind auch im Westen immer noch stark bemerkbar, doch treten sie hier nicht mehr so schroff hervor, wie im Osten. Es gibt hier noch sehr große Flächenräume, also auch sehr umfangreiche Staaten. Die Religionen, die politischen und socialen Bedingungen eines Volkes verrathen noch immer einen starken Einfluß, eine Oberherrschaft der rohen Natur, welche der Mensch noch nicht ganz bemeistern konnte.

Die Civilisationen sind auch hier noch local, aber schon nicht mehr ganz isolirt. Die Natur aller dieser Regionen ist mehr zugänglich und tritt überall mit einander in Contact, wodurch die gegenseitige Wirkung auf einander erleichtert wird. Eine Vermischung ist möglich und sie findet auch wirklich statt. Das Bilden großer Monarchieen, welche von Indien bis Klein-Asien, von den Steppen Turans bis zu den Wüsten Arabiens reichten, ist ein wiederholt erneuertes Factum jeder Periode der Geschichte dieses Festlandes. Assyrien, Babylonien, Persien wurden nach und nach wieder unter die Herrschaft desselben Besiegers aller dieser verschiedenen Nationen vereinigt. Keinem glückte aber der Durchbruch und das Beseitigen aller isolirenden Schranken besser als Alexander.

Nur Aegypten blieb lange isolirt und repräsentirte in gewisser Hinsicht die Natur der ost-asiatischen Staaten. Später mußte aber auch dieser Landstrich dem socialen progressiven Bildungsgeiste der Griechen die Thore öffnen.

So wurden denn die Völker und die Civilisationen West-Asiens vor der Absonderungssucht und Selbstsucht bewahrt, welche so verhängnißvoll nachtheilig auf China und Indien eingewirkt haben. Scheinbar ging ihre specifische Nationalität verloren, aber nur scheinbar, denn genau genommen ward gerade hierdurch ein sehr fruchtbarer geistiger Samen unter die erobernden Nationen selbst gesäet, aus dem eine noch viel edlere Charakterblüthe der Civilisation entstehen konnte.

aa. Die Staaten auf dem Hochlande von Iran.

280. Das Hochland von Iran.

(Nach Max Dunker, Geschichte des Alterthums.)

Zwischen dem Thal des Indus und dem Stromgebiet des Euphrat und Tigris, im Süden vom Ocean, im Norden vom kaspischen Meer und den Steppen des Oxus begrenzt, erhebt sich das Hochland von Iran. Es bildet ein längliches Viereck, dessen Länge von Osten nach Westen etwas über 300 Meilen beträgt; die Breite mißt im Osten gegen 200, im Westen an der schmalsten Stelle, vom kaspischen Meere bis zum persischen Meerbusen, nicht viel über 100 Meilen.

In dieser geschlossenen Form, weder von eindringenden Meeresbuchten noch von größeren Flüssen durchschnitten, zeigt dieses Gebiet eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Hochlande Arabiens. Auch der Kern des iranischen Landes wird von einer großen Wüste ausgefüllt, welche nur mit Pferden und Kameelen durchzogen werden kann. Aber der Boden ist hier viel mannichfaltiger gehoben und gesenkt als dort. Die nördliche Hälfte des Landes liegt höher als die südliche; die Mitte ist muldenförmig ausgehöhlt, so daß die Wasser des inneren Abhangs der Randgebirge hieher zusammenlaufen müssen; die Thäler und Oasen sind viel zahlreicher und größer als in Arabien, und wenn auch die Flüsse des Hochlandes, die meisten Gewässer der Randgebirge im Sande versiegen oder in Steppenseen endigen, so gewähren sie doch die Möglichkeit des Ackerbaues in ausgedehnten Strecken.

Der Ostrand von Iran steigt aus dem Industhale steil und mauerartig empor; nur wenige langgewundene und beschwerliche Pässe führen vom Indus auf die Höhe, welche nordwärts mit kalten, baumlosen Flächen, im Süden mit noch kahleren und öderen, aber unerträglich heißen Bergrücken beginnt. Nur das Thal des Kabul, welcher zum Indus hinabströmt, gewährt hier einen bequemern Aufgang und ein großen Theils fruchtbares Gelände. Dagegen besteht der Westrand von Iran aus gleichlaufenden, von Nordwest nach Südost hinabziehenden Bergketten, zwischen welchen, neben ausgedehnten Bergweiden, lange, schmale und gut bewässerte Thäler eingesenkt sind; die schönsten und fruchtbarsten derselben liegen da, wo der Westrand mit dem Südrande zusammenstößt. Der Südrand, welcher zum Ocean abfällt, unterscheidet sich freilich in Klima und Landesart wenig von der Natur Arabiens, die Gebirge des Nordens zeigen dagegen statt der kahlen Gipfel Arabiens grüne Weiden und stattlichen Hochwald.

Im Ganzen mildert die Erhebung des Bodens die Hitze. Nach heftigen Stürmen im Frühjahr wird die Atmosphäre vom Mai bis zum September durch keine Wolke getrübt, die Luft ist von besonderer Trockenheit und Klarheit, der dunstlose Himmel läßt die Umrisse der Berge, die ganze Landschaft in eigenthümlicher Schärfe und frischem Glanze erscheinen, und der helle Sternenschimmer der Nächte ersetzt fast

das Licht des Tages. Der Wechsel der Temperatur ist rasch und stark. Von kalten schneebedeckten Terrassen von 8000′ Höhe steigt man plötzlich zu glühend heißen Ebenen hinab, die kaum 2000′ über dem Meere liegen. Hat der Norden kalte Winter, Schneetreiben und eisige Stürme, welche über das kaspische Meer und die weiten Steppen heranwehen, so ist im Süden die Luft mit dem hier besonders feinen Staube der Wüste erfüllt, die Gluthwinde geben den Sandhügeln die Gestalt wechselnder Meereswogen und treiben mächtige Sandhosen zum Himmel auf.

Dieses Hochland, im Westen von dem alten Culturgebiet Babyloniens und Assyriens, im Osten vom Lande der „sieben Ströme"*) begrenzt, war einst der Wohnsitz zahlreicher Stämme. Die schönen Triften und Thäler des Westrandes hatten, so weit unsere Kunde hinauf reicht, die Meder und Perser inne. Neben den Persern in den Thälern von Schiras und Merdascht, auf dem Südrande des Hochlandes bis zum Meere hinab, wohnten im heutigen Kerman die Karmanen, welche Herodot noch als einen Stamm der Perser bezeichnet. Oestlich von den Karmanen, sagt Strabon, ist die Meeresküste noch armseliger und baumloser als unterhalb Persis und Karmanien; nur selten fließen nach heftigen Regengüssen im Sommer Sturzbäche von den Bergen an die Küste hinab; auch leben nur wenige Fisch- und Schildkrötenesser in diesem Landstrich bis zum Indus hin, die ihre Häuser aus den Knochen der Wallfische bauen, welche das Meer antreibt, und aus Muschelschalen. Ihre Waffen sind im Feuer gehärtete Wurfspieße, ihre Netze vom Baste der Palmen. Ueber diesen Fischessern wohnen die Gedrosier, wenig zahlreiche und zumeist wandernde Stämme in einem unfruchtbaren Lande voll Sonnenbrand und tiefem heißen Sand, in welchem nichts als Stachelkräuter und wenige Palmen wachsen. Noch heute leben die Beludschen in diesen Gebieten ebenso wenig zahlreich, ebenso nomadisch und räuberisch als die Gedrosier in alten Zeiten.

Auf dem Nordrande des Hochlandes saßen den Medern zunächst nach Osten, in der Verlängerung des Elburs an den kaspischen Pforten, die Parther in einem nicht großen und rauhen Gebirgslande; im Süden war ihr Gebiet wüst, im Norden aber, wo das Gebirge zum kaspischen Meere absinkt, und in Hyrkanien (Gurkan), welches häufig zum Lande der Parther gerechnet wird, waren nach Strabon's zutreffender Schilderung die Berge mit Eichenwäldern bedeckt, die Weinstöcke trugen im Jahre je einen Eimer Wein und der Feigenbaum je sechszig Scheffel (Medimnen). In der That zeigt der Nordrand von Iran, da, wo sich die Gipfel des Elburs, welche im Demavend eine Höhe von fast 14,000′ erreichen, zum kaspischen Meere senken, eine noch üppigere Vegetation als die Thäler von Schiras und Merdascht im Süden. Die Wasser, welche von den Höhen und Schneefeldern des Elburs hinabströmen, tränken den Schlammboden der Küste so reichlich, daß in

*) So heißt in den Vedas das Pengab.

Taberistan, Ghilan, Mazenderan und Gurkan ein tropischer Pflanzenwuchs wuchert, zu dessen Erzeugung die vulkanische Wärme des Bodens wesentlich beiträgt. Die Küste ist mit Lagunen erfüllt, denen bald morastige Waldungen vom saftigsten Grün folgen; weiter empor liegen die Reisfelder, die Pflanzungen des Zuckerrohrs, in den schönsten Farben prangende Teppiche von Blumen und Wiesen, über welchen sich dann stattlicher Hochwald von Eichen, Ulmen und Platanen die Höhen des Elburs hinauf zieht. An Wasserfrüchten, an Feigen- und Maulbeerbäumen, an Citronenbäumen und Orangenwäldern ist Ueberfluß, und die Rebe, welche hier einen Durchmesser von einem halben Fuß gewinnt, rankt bis in die Wipfel der Bäume. Aber es fehlen diesem bevorzugten Lande auch starke Schattenseiten nicht. Häufige Erdbeben erschüttern den Boden, im Winter rasen gewaltige Nordwinde über das kaspische Meer gegen die Wände des Elburs, der Schnee fällt auch auf den Vorhöhen klafterhoch; die Regenwolken, von den Ketten des Elburs gehemmt, stürzen stets in Wolkenbrüchen nieder, welche das Land weithin unter Wasser setzen und sich in allen Furchen der Berge als reißende Ströme niederwärts wälzen; die Sumpfluft bleicht die Einwohner, und das heiße und feuchte Klima läßt im Sommer sehr häufig tödtliche Fieber und ähnliche Krankheiten über die Bevölkerung herrschen.

Viel weniger fruchtbar ist der Nordrand des Hochlandes weiter nach Osten, da, wo sich die Berge Irans zu den Steppen des Oxus absenken. Nur die langen aber sehr schmalen Thäler des Arius (Herirud) und des Margus (Murghab) machen eine Ausnahme, obwohl auch diese beiden Flüsse in der Steppe versanden, ohne den Oxus erreichen zu können. Hier wohnten neben den Parthern und Hyrkaniern im Thale des Arius die Arier (Hariwa in den Inschriften), im Thale des Margus die Margianer, in gut angebauten, an Weinstöcken reichen, stark bevölkerten und mit Städten besetzten Landen. Doch reichte der Fruchtboden nur so weit, als demselben aus den Flüssen Wasser zugeführt werden konnte. Er endete nordwärts in der Wüste des Oxus; auch auf den Bergen über den Flußthälern konnten nur Nomaden unter Zelten wohnen. Günstiger ist das Land den Bewohnern im äußersten Nordosten von Iran. Da, wo das Randgebirge sich im Hindukuh zu einer Höhe von 18,000′ erhebt, rieseln auf dem Nordabhange reichliche Quellen hernieder, die Felsen bergen kostbares Gestein in ihrem Schooße, auf den Rücken der Höhen liegen treffliche Weiden für Pferde und Schafe, die Luft ist frisch und heilsam. Weiter nach unten am Fuße der Berge breitet sich eine Ebene aus, deren Luft warm und deren Boden kräftig genug ist, um Südfrüchte zu tragen. Hier war das Land der Baktrer.

Die große Wüste, welche das innere Gebiet von Iran erfüllt, beginnt im Nordwesten zunächst mit guten Weidestrecken für Pferde, Schafe und Ziegen, dann folgt ein baumloses Steppenland, welches, hier und da von brackigen Lachen bewässert, doch so viel ärmliche Salzpflanzen

erzeugt, daß Heerden von Kameelen und Büffeln hier noch Nahrung finden, bis der Boden nach der Mitte des Hochlandes hin immer öder und kahler wird. Fast genau im Centrum des Landes bilden die Flüsse, welche vom Nordrande und vom Ostrande des Hochlandes herabfließen, einen großen See, dessen Wasser ausreicht, seine nächsten Umgebungen der Wüste zu entreißen, wenn auch die Stürme den Flugsand zuweilen bis an seine Ufer selbst treiben. Ruinen von Städten und großen Canal-Anlagen zeugen von der einstigen, die heutigen Zustände übertreffenden Blüthe dieses Gebietes.

281. Afghanistan und Beludschistan.

(Nach „Die Gegenwart".)

Es bedurfte zu allen Zeiten der Weltgeschichte einer kräftigen Hand, um die von der Natur getrennten Theile des westlichen und östlichen Iran, wovon Afghanistan nur einen Theil bildet, zu einem einzigen Reiche zu gestalten; noch größere Vorsicht und Klugheit erheischte es, sie auf längere Zeit zusammen zu halten. Wollte man verhüten, daß in den einsamen Oasen der Wüste keine Aufstände sich erheben, daß hier keine selbständigen Herrschaften entstehen, so durften die Zügel der Macht nicht zu straff angezogen werden. Wenn auch mit Kraft ausgerüstet, mußte sich der Gebieter, wollte er des Landes sicher sein, mit einfacher Heeresfolge und geringen Abgaben begnügen. Solche verständige Mäßigung wird aber nur höchst selten in der Geschichte des Morgenlandes gefunden. Darum vermochten weder die Bande gleicher Abstammung und Sprache, weder die Fesseln, mit welchen Religion den Menschen zum Menschen kettet, noch die Schlinge angeerbter Gewohnheit und gleicher Vorurtheile die natürliche Beschaffenheit dieser Länder, den angeborenen Hang unbedingten Befehlens und sinnloser Ungebundenheit ihrer Bewohner zu besiegen. Khorasan und Afghanistan waren von jeher und sind heutzutage noch das Land wilder Verwirrung, wo halbnackte, nach Raub und Mord dürstende Nomaden herumschweifen, wo Clanhäuptlinge und kleine Tyrannen aus Blutrache und Herrschsucht sich gegenseitig die Hälse brechen. Der Sage nach wurden schon in den mythischen Zeiten Feridun's die östlichen Lande von den westlichen abgerissen. Türkische Stämme, an deren Spitze der wilde, grausame Sohak stand, hätten in jenem Morgenlande, das heißt Khorasan zu Deutsch, ein besonderes Reich gegründet und, wie später Mongolen und Afghanen, mit furchtbarer Härte in Iran geschaltet. Deßhalb wird Khorasan, fußend auf den beiden Ecksteinen, Bochara und Balkh, von den persischen Dichtern mit Recht das Schwert und die Zuchtruthe der arischen Völker genannt.

Der Hindukuh entsendet einen Gebirgsarm nach Süden, welcher in gleicher Richtung mit dem Indus, unter dem Namen Soleiman- und

Kalakette, von Peschawer bis zum Meere das Land durchschneidet, während andere Ketten und Höhenzüge, wie unter der Parallele von Kalabagh, in der normalen Richtung des großen Gebirgssystems von Osten nach Westen ziehen. Wo diese Gebirge so gegen die Mitte des Landes um Kandahar und Kalat sich kreuzen, entsteht eine verwirrte Masse, ein wahres Netz von Querthälern und Schluchten. Diese Thäler waren ursprünglich, wie aus den versteinerten Ueberresten geschlossen wird, in den vorgeschichtlichen Zeiten vom Wasser der Alpenseen bedeckt, das später, durch große Anhäufung erkräftigt, Berge zerriß, Pässe bildete und große Steinblöcke mitführend, zum Indus hinabbraus'te. Drei große Bassins dieser ehemals durch Gebirgszüge getrennten Seegruppen wollen kundige Reisende heutigen Tags noch in der Umgegend von Kabul, von Dschellalabad und Peschawer unterscheiden.

Im Süden Sedschestans und Afghanistans bis zum Meere, dann vom untern Laufe des Indus gegen die Gauen Laristans und Kermans, welche noch zu Iran gerechnet werden, erstreckt sich das dürre, steinige und sandige Land der Beludschen. Es wird durch einen gewaltigen Gebirgsstock, der, im Districte Lus beginnend, zur Wüste sich zieht, von Kandahar geschieden. Die Berge Beludschistans sind steil und kahl; um ihre südwestliche Abdachung lagern sich aber einige Alpengaue mit den fruchtbaren Thälern von Wudd, Chosdan und Sohrab, welche eines gesunden Klima's und, gleichwie innerhalb der gemäßigten Himmelsstriche, einer regelmäßigen Folge der vier Jahreszeiten sich erfreuen. Der Küstenstrich von der Westgrenze Sinds bis in die Nähe von Gondar, das östliche Beludschistan genannt, ist bis auf den Kreis Lus, der im äußersten Osten desselben gelegen und dem Khan von Kalat huldigt, eine unfruchtbare Sandwüste ohne die geringste Vegetation, ohne Quellen und Flüsse, eine traurige Aufeinanderfolge gähnender Klüfte, nackter Anhöhen und wellenförmiger Sandhügel. Diese Wüste nimmt den ganzen Raum ein vom Ocean bis zu der Gebirgskette, welche die Binnenlande vom Gestade scheidet und wahrscheinlich durch das Zurückweichen der Gewässer entstanden, oder bei jener großen Erdrevolution, die mit der Emporsteigung der Gebirge endigte, aus dem Meeresgrunde hervorgehoben worden ist. Diese unwirthlichen Gegenden erfreuen sich jedoch einer gemäßigten Temperatur. Es wird die Glut der Sonnenstrahlen durch die den größten Theil des Jahres hindurch herrschenden Stürme gemildert. Die Stürme sind aber so furchtbar, sie rasen mit solcher Gewalt, daß man zweifeln kann, ob die Wohlthat nicht durch das von ihnen angerichtete Unheil überwogen wird. Afghanistan und Beludschistan sind demnach, wie man sieht, durch ihre Natur zu zahlreichen Clanherrschaften bestimmt, deren allein beim Putschtuvolke nicht weniger als 395 angegeben werden.

Während nun ringsum, im Osten wie im Westen, die Stämme zu Völkern zusammenwuchsen, verblieben die Bewohner dieser Länder, wie aus denselben Ursachen die Völklein zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere, in den ursprünglichen Wirren der Stamm-Regierungen

bis auf den heutigen Tag verfangen; sie waren und sind deßhalb ein Spielball der benachbarten Staaten, und wurden, wenn auch gewöhnlich bloß auf kurze Zeit, immerdar die Beute eines jeden fremden Eroberers. An Muth, Mannheit und Kraft fehlt es keineswegs; denn Leute, welche in einer bergigen und hohen, an Wasser armen Gegend leben und starke Abwechselung der Jahreszeiten erleiden, sind, wie schon der scharfsinnige Naturforscher Hippokrates bemerkt, große, arbeitsame und sehr tapfere Menschen. Zugleich haben sie gewöhnlich wilde und rauhe Sitten. Afghanistan ward aber deßhalb so leicht vom Feinde überzogen, weil das Volk einer bindenden Gewalt ermangelt, und das innere Land nicht, wie der Kaukasus, durch Querthäler und unermeßliche Klüfte versperrt ist, sondern allenthalben einen freien Eintritt gestattet zu den in die Länge sich ziehenden, von üppigem Graswuchs bedeckten und von herrlichen Fruchtbäumen aller Klimate beschatteten Haupt- und Nebenthälern. Nur durch kurze Strecken geschieden, blühen hier die Früchte des Südens und des Nordens nebeneinander. Berühmt sind namentlich die Trauben von Kabul und Ghasnah. Es werden an 40 Gattungen aufgeführt, deren verschiedene Weine die erfahrenen Trinker an dem eigenthümlichen Bouquet zu unterscheiden vermögen.

Steigt man von Afghanistan herab gegen den Indus, dann ist plötzlich Alles verändert; die Luft wird wärmer, Gräser und Bäume sind verschieden; die wilden Thiere sind anderer Art und die Federn der Vögel verschiedener Farbe. Eben solche Verschiedenheit zeigen die Sitten und die Lebensweise der Bewohner. Man ist im Reiche der Brahmanen. Sind auch die Länder Afghanistans und Beludschistans in vielen ihrer Gaue mit mannichfachen Producten zum eigenen Bedarf gesegnet, so bieten sie doch wenig natürliche oder künstliche Erzeugnisse dar zum Austausche für fremde Waare. Dagegen zogen sich theils über Peschawer und Kabul, theils über Kandahar und Ghasnah nach Herat, theils auch in andern Richtungen, Jahrtausende lang die Königsstraßen des Handelsverkehrs zwischen dem Morgen- und Abendlande und gossen eine Fülle des Reichthums aus über seine vorzüglichsten Stapelplätze. Kabul namentlich war der Sammelplatz, wo die geselligen Züge der Kaufleute aus den verschiedensten Gegenden Asiens sich vereinigten. Alle Karawanen aus Ferghana, Turkestan, Samarkand, Bochara, Hissar und Badakschan treffen in Kabul zusammen; jene aus Khorasan gehen nach Kandahar, welches ein sehr vortheilhafter Platz ist für Luxusartikel. In Kabul kommen jährlich 7-, 8-—10,000 Pferde an; einzig aus Hindostan werden jährlich 15-—20,000 Stücke Zeug dahingebracht. Andere Handelsartikel aus diesem Lande sind Sclaven, weiße Zeuge, gereinigter und gewöhnlicher Zucker, Gewürze und Spezereien. Man findet überdies alle Erzeugnisse aus ganz Khorasan, Rum, Irak und China in den Bazars zu Kabul, welches der Hauptstapelplatz Hindostans ist, ausgestellt.

An die Kaufherren schlossen sich die Sendboten der verschiedensten Culturen und Glaubenssysteme Asiens und Europa's, welche bei den

rohen Stämmen leicht Eingang fanden. In diesen Gegenden blühten, im Verlaufe der Zeiten, Brahmaismus und Buddhaismus, Griechenthum und Feuercultus neben- und nacheinander. Nicht in friedlicher Weise, sondern mit Feuer und Schwert ward auch hier, wie beinahe allenthalben auf Erden, wo er verbreitet wurde, der Islam gepredigt und aufgezwungen. Die Bewohner dieser Grenz- und Durchzugsgebiete wurden aber zu keiner Zeit sämmtlich einem Cultursystem unterthan; es behauptete sich ein Theil der Bevölkerung bei der angeborenen Weise natürlicher Gottesverehrung, und auch diejenigen, welche dem äußern Drange sich fügten, bewahrten viele aus früheren Jahrhunderten stammende Sitten. Sie müssen es sich deßhalb gefallen lassen, von den Bekennern der verschiedenen Religionen der Lauheit und Gleichgültigkeit in Glaubenssachen beschuldigt zu werden. Selbst die Sprechweisen der Völker und Stämme in Afghanistan und Beludschistan tragen diesen Charakter des Uebergangs zwischen Osten und Westen, zwischen Sanskrit und Zend. Sogar die Schriftzeichen des auf Münzen und Inschriften gefundenen Alphabets dieser Gegenden bewahren diese aus der Natur der Dinge hervorgegangene Mischlings- und Verbindungsweise. Unter solchen Umständen konnte sich natürlich auch keine selbständige Literatur heranbilden. Die Männer, welche hier dichteten und schrieben, waren dem Geiste nach bald Hindu, bald Perser und Araber. Diese vermittelnde Stellung gibt jedoch diesen Ländern eine große politische Bedeutung. Alle Eroberer, welche zu Lande nach Indien zogen: Alexander, Mohammed Rahim und die Araber; Mahmud von Ghasnah und Mahmud der Ghorier, Tschinggis Chakan und seine Nachfolger, Timur und Baber, Nadir-Schah und Ahmed Abdalli — sie mußten sämmtlich zuvor des Schlüssellandes Hindostans Meister werden, ehe sie an den Ufern des Indus erscheinen und ihre Macht zwischen der Dschamna und dem Ganges entwickeln konnten.

Die Afghanen machten sich diese günstige Lage ihres Landes vielfach zu Nutze: sie beraubten und plünderten die durchreisenden Karawanen und warfen sich beutegierig auf den Nachtrab und den Troß der ausziehenden und heimkehrenden Heere. Bald gingen sie nach Indien, bald nach Iran und zwangen die Culturvölker des Ostens wie des Westens unter ihre barbarische Herrschaft.

282. Kabulistan.

(Nach Chr. Lassen, indische Alterthumskunde, und C. Ritter, Erdkunde.)

Kabulistan ist eines der reichsten, schönsten und vielgegliedertsten Länder der Erde; es gehört durch die Breite (34—35° n.) schon zu den nicht tropisch heißen Gegenden, die Höhe über dem Meere und die Nähe von Schneebergen auf beiden Seiten mäßigt noch mehr die Hitze, obwohl es südlich genug ist, um eine mächtig wirkende Sonne zu be-

sitzen. Sein nördlichster Theil erreicht die Breite des südlichsten europäischen Landes, Kreta, den 35. Grad. Es ist sehr mannichfaltig in seinem Innern getheilt; die Gipfel des Khond im Norden, des Sefidkoh im Süden nähern sich mit ihren Vorstufen so sehr, daß das Thal des Kabulflusses sehr eingeengt und dem Flusse nur ein enges Thor zum Durchströmen in Stromschnellen bei Dschellalabad übrig gelassen wird. Durch diese Meridiankette wird das Land in zwei Hälften, West- und Ost-Kabulistan, getheilt, der westliche Kessel, dessen Mittelpunkt die Stadt Kabul, ist eine obere Stufe, die wie ein Hochland sich zum untern Osttheile verhält, dessen Mittelpunkt Peschawer ist, 2000 Fuß über dem Meere, und dessen Klima und Erzeugnisse schon ganz an das heiße indische Tiefland erinnern; es schneit hier kaum, in Kabul ist Fülle von Schnee im Winter; wo beide Theile sich berühren, bei Gandamuk am Surkhrud unter dem Sefidkoh, schneit es auf der Westseite, wenn es auf der Ostseite regnet. Das noch höhere Ghasnah ist wiederum für West-Kabulistan eine Art Hochland.

Die verschiedene Höhe der einzelnen Theile gibt dem Lande eine große Mannichfaltigkeit; unmittelbar auf das schmale Flachland am Flußufer folgt der Saum des Gebirges, der Kohi Daman, dann steigt es an den Flüssen der vielen Thäler bis zu Alpenlandschaften empor, jedes Thal hat seinen Wechsel an Temperaturen und Erzeugnissen. Der Kabulfluß durchströmt das ganze Land der Länge nach und bildet einen Faden, an dem man die einzelnen Theile an einander reihen kann.

Es gibt wenig Länder, welche einen solchen Reichthum an Strömen und Thälern haben, wie Kabulistan; aber auch wenige, welche so in eine große Zahl kleiner Gaue aufgelös't wären; in den oberen Thälern konnten sich die alten Bewohner lange gegen fremde Eroberer vertheidigen, während ihre Brüder in dem unteren, offenern Gebiete ihnen unterliegen mußten; dem Beherrscher des Landes mußte es schwer sein, die Gaue des vielgetheilten Landes zur Einheit eines Staates zu vereinigen. Noch jetzt entsprechen die ethnographischen Verhältnisse genau dieser Natur des Landes.

Für Indien ist Kabulistan das nothwendige Vermittelungsland mit dem Ganzen West-Asiens. Hier liegen die berühmten Pässe, welche Alexander durchzog, und nach ihm die vielen Eroberer, vor ihm, wenn nicht Feldherren mit ihren Heeren, doch gewiß große Züge wandernder Völker und Karawanen der Kaufleute. Es sind zwar hohe und im Winter durch Schnee geschlossene Pässe, doch haben sie nie den Uebergang bei guter Jahreszeit dauernd gehemmt, und die von Ghurband und Unna lassen Wagen und Artillerie durch. Auch erreicht man auf beiden Seiten bald bewohntes und angebautes Land. Andere Wege nach dem Indus müssen die meist kahlen Berge und engen Schluchten der Ketten des Soleiman-Gebirges übersteigen und haben nicht geringe Schwierigkeiten. Daher war Kabulistan für Indien ein Vermittelungsland in Beziehung auf die Natur des Klima's und der Erzeugnisse, ein Land des Durchgangs in ethnologischer Beziehung, selbst zu klein

und getheilt, um große Mittelpunkte der Macht oder der Cultur zu bilden und dadurch durch sich selbst auf Indien einzuwirken; aber ein Sammelplatz der Heere, die oft Indiens Geschicke entschieden, und ein langer Thorweg zwischen Iran und Indien, durch welchen die Erzeugnisse der Länder wie des Geistes zum Austausche durchzogen.

Alle Beobachter im Lande bestätigen es, daß hier ein merkwürdiger Wendepunkt für die asiatische Landesnatur, daß hier eine natürliche Scheidewand zwischen Ost- und West-Asien sei. Weiter im Osten beginnt das von dem übrigen Continent abgeschlossene, in sich selbst gekehrte, charakteristisch von aller übrigen Welt verschiedene Land und Menschengeschlecht. Weiter nach Westen zu liegt bis zum Hellespont und zum Mittelmeere der Occident von Asien, der dem europäischen Continente zugewendet ist, auf den dieser als auf das europäische Asien, gleichsam in allem dem, was er durch ihn überkommen, angewiesen ist. Amerika ist in der That durch den atlantischen Ocean, der Weltstellung nach, kaum weiter von Europa abgespalten worden, als es Vorder-Asien der innern entzweienden Natur nach von Hinter-Asien ist, wo eben um die vermittelnde Stufe von Kabul, nach Osten hin, das hohe, unwirthbare Turan und das Alles in seinem Bereiche bannende und gestaltende Indien beginnt. Es wirkt hier im Großen, jenes eine abstoßende, dieses eine anziehende Kraft im historischen Sinne auf die Menschengeschlechter aus, von der kein anderer Erdtheil eine ähnliche, in demselben grandiosen Stile aufzuweisen hätte.

Von Kabul an beginnt ein neues Gebiet von Asien, das dem von Persien, Anatolien, Arkadien, Hispanien und dem El Maghreb verwandter ist und wahrhaft näher steht, als den Indus- und Gangesländern, wenn schon die Landkarte für solche Charakteristik der Erdoberfläche keine Sprache hat. In dieser Hinsicht könnte man wohl mit Recht sagen, hier beginne das europäische Asien als das Gebiet einer neuen Erdregion und Asien bestehe eigentlich aus zwei Erdtheilen, der Physik und der Geschichte nach.

283. Persien und die Perser.

(Nach E. Flandin, Voyage en Perse.)

Persien erstreckt sich dreihundert Lieues von Süden nach Norden und ungefähr dreihundertundfünfzig von Osten nach Westen. Man kann es in drei fast parallele Zonen theilen, die klimatische Verschiedenheiten darbieten, wie sie in keinem Lande der Welt in denselben Grenzen wahrgenommen werden dürften. In der nördlichen Zone wird die Kälte übermäßig; das Thermometer sinkt bis 20 und 25 Grad unter Null, und sie hält fünf bis sechs Monate an; jedoch ist in derselben Zone das Klima der beiden Provinzen, die an das kaspische Meer grenzen, völlig verschieden; es erzeugt eine Vegetation, die theil-

weise der südpersischen gleicht. Die Mittelzone erstreckt sich von Ost nach West unter einem gemäßigten Klima, wo der Frost weder Kraft noch Dauer hat. Der Süden bildet eine dritte Zone, welche man das Land der Hitze, Guermsoi, nennt, und in der That erreicht hier das Thermometer niemals Null im Winter, steigt dagegen im Sommer bis zu 46 und 48 Grad.

Ein anderes charakteristisches Merkmal Irans ist, daß es in zwei fast gleiche Theile getheilt werden kann, von denen der eine bevölkert, der andere wüst ist. Dieses große Land hat ungeheure Einöden ohne Wasser und Vegetation, wo der Boden, mit einer Salzlage bedeckt, der Bevölkerung, die ihn flieht, keine Hülfsquellen bietet. So finden sich im Osten die Wüsten Khorasan, Yezd, Kerman; dagegen ist der westliche Theil bergig, bewässert und daher von der Bevölkerung gesucht. Ist es schon schwierig, die Einwohnerzahl einer persischen Stadt anzugeben, so ist es noch schwieriger, die Summe der Bevölkerung des ganzen Landes zu ergründen. Das beweis't die merkwürdige Verschiedenheit unter den Abschätzungen verschiedener Reisenden. Die Städte sind verkommen, die Dörfer von einander entfernt und sehr selten; mit Ausnahme der drei Hauptstädte Ispahan, Teheran und Tabriz haben sie nur eine schwache Bevölkerung. Zwar gibt es viele Nomaden, aber auch diese sind nur dünn gesäet; Persien macht den Eindruck eines Landes, dem Menschen fehlen, und seine Bevölkerung steht in gar keinem Verhältniß zu seiner Ausdehnung. Jedoch dürfte die Bevölkerung wenigstens auf 13 Millionen Seelen anzuschlagen sein. Lies't man die Geschichte Persiens, erwägt man die frühere Macht dieser Nation, ihre Eroberungen, die Rolle, die sie schon im Alterthum, dann in der neueren Zeit gespielt hat, so kann man unmöglich glauben, daß sie nur 12 Millionen Seelen gezählt habe. Dabei war von je her das Cölibat verboten und die Vielweiberei in Gebrauch. Woher also die Abnahme der persischen Bevölkerung? Die Ursachen liegen in den Bürgerkriegen, in den großartigen Gemetzeln, welche jene nach sich zogen und die seit einem Jahrhundert zumal das Land decimirt haben. Die Eroberungen der Russen, die durch schlechte Regierung veranlaßten Auswanderungen, die Tyrannei der Begler-Begs und die Erpressungen der Großen haben ebenfalls dazu beigetragen. Auch die Erdbeben, welche so viele Städte vernichtet und unter ihren Trümmern so viele Einwohner begruben, haben das Ihrige gethan.

Die Einwohner zerfallen in drei scharf gesonderte Theile: in die Bürger, die Rajas oder Bauern, die Iliats oder Nomaden. Letztere sind alle Mohamedaner, theilen sich aber in Sunniten und Schiiten. Die beiden anderen sind schiitische Muselmänner, katholische und schismatische Christen, Juden und Gebern oder Anhänger des Magierthums. Die Nation besteht in ihrer heutigen Zusammensetzung aus wesentlich heterogenen Elementen, und das ist ohne Zweifel wenigstens theilweise die Quelle der blutigen Bürgerkriege, die gerade in den bevölkertsten Strecken gewüthet haben. Auf die alten Stämme, den medischen im

Norden und den persischen im Süden, stürzten sich zahlreiche fremde Völker. Diese mischten sich zwar mit der eingebornen Bevölkerung, aber mehrfach ist die Verschmelzung unvollständig, und jeder der Stämme, der zu der eigentlich persischen Nation hinzu gekommen ist, hat seine Sitten, Lebensweise, Religion und selbst seine Sprache behalten. So besteht in der nördlichen Zone die Bevölkerung größtentheils aus Türken, die in Folge der Tataren-Einfälle gekommen und in dem Lande geblieben sind. In der mittleren Zone mischen sich mit einer Bevölkerung persischer Herkunft viele Kurden, Zends, der alte Stamm des Südens oder Baktyaris, fast alle Nomaden. Man weiß nicht recht, woher die Baktyaris kommen; sie gelten in Persien als Fremde und türkischen Ursprungs; sie selbst behaupten, von Osten gekommen zu sein. Vielleicht stammen sie in der That aus Turkomanien, dem alten Baktriana. Im Süden ist die Bevölkerung am buntscheckigsten und am wenigsten seßhaft. Neben den Zends, den ersten Bewohnern des Landes Fars, finden sich unter den Namen Lowis, Failis, Mamasenis, Arabes und Belonthis zahlreiche Familien, von einander gesondert und verschieden in Sitten und Religion. Freilich ist das Persische die gemeinsame Sprache aller dieser Völkerschaften, aber jede hat nichtsdestoweniger ihre eigene Sprache behalten, und wenn man im Norden in den Bazars Türkisch, das Dschagatai unter den schwarzen Zelten hört, so kann man im Süden nach einander das Kurd, Zend und das arabische Idiom finden.

Diese eigenthümliche Verschiedenheit Persiens, welche in Klima und Bevölkerung sich findet, besteht auch in seinen Productionen. Neben den Erzeugnissen der kälteren Zonen findet man auch die des heißen Klima's; während man im Norden die Eiche, Pappel, Weide, den Apfel- und Kirschbaum findet, trifft man im Süden die Cypresse, den Dattel-, Feigen-, Orangen-, Citronen- und Pfirsichbaum, neben Baumwollen- und Indigo-Pflanzungen.

Da Persien zum großen Theil ein sehr bergiges Land ist, so ist es von Natur reichlich mit Metallen und Mineralien jeder Art versehen. Aber der Reisende nimmt sie mehr wahr, als daß er sie ausgegraben, bearbeitet und benutzt sieht, denn die Perser nützen nicht die Schätze ihres Bodens.

Persien zerfällt in zehn Provinzen: Aserbidschan, Ghilan, Masenderan, Kurdistan, Irak-Adschemi, Khorasan, Kusistan oder Arabistan, Farsistan, Kerman und Laristan, deren Hauptstädte sind: Tabriz, Rescht, Sari, Kermandshah, Ispahan, Mesched, Khusis, Schiras, Kerman und Har.

Die nomadische Bevölkerung lebt unter dem Schutz und der Botmäßigkeit ihrer eigenen Häuptlinge, sie führt ein Hirtenleben; die seßhafte steht unter der Regierung der Ket-phodahs, Bakims und Begler-Begs, welche vom Schah eingesetzt sind; sie theilt sich wieder in drei gesonderte große Klassen oder Kasten. In erster Linie stehen die Chans, welche die Aristokratie oder den Adel bilden; die Mirsas, das sind

Personen von guter Familie, gebildet und einen höheren Beruf übend, nehmen den zweiten Rang ein; nach ihnen kommen die Rajas, welche alle Arbeiter, Handwerker oder Ackerbauer umfassen. Jedoch gehören die Perser nicht unwiderruflich zu einer der drei Klassen, in der sie geboren sind. Sie können durch Verdienst oder Begünstigung aus derselben ausscheiden und um einen oder zwei Grade der socialen Stufenleiter steigen. Ein gescheidter Raja, der Bildung besitzt, kann den Titel Mirsa erlangen, und da der König Chans durch Ferman ernennt, so bewilligt er nicht selten diesen Titel Personen der Mittelklasse für geleistete Dienste oder gar für einen bezahlten Preis. Der Titel Chan ist in der Art militärisch, daß alle Officiere der Armee ihn besitzen müssen. Der Titel Mirsa dagegen ist rein bürgerlich. Früher war er ein Zeichen des Adels und gebührte ausschließlich Personen von alten und vornehmen Familien. Dies zeigt die Wortbildung, denn Mirsa ist eine Abkürzung von Emir (Edel) und Sadéh (Sohn). Da dieser Titel durch die Geburt erworben wird, so kann er nicht verloren werden, selbst der Titel Chan schließt ihn nicht aus, und viele Perser, die sich Chans nennen, behalten gleichwohl den Mirsa-Titel bei. Man dehnt den Namen Mirsa auch auf diejenigen aus, welche durch Erziehung und Vermögen über den Handarbeitern stehen, aber ohne damit den ursprünglichen Sinn zu verbinden. Heutzutage ist jeder Mirsa, der kein gewöhnliches Handwerk betreibt, jede Person, die am Gürtel den Kalanidan und die Papierrolle trägt: Mollahs, Dichter, Aerzte, Astrologen, Schriftsteller, Handlungsdiener, alle sind Mirsas.

Der Uebergang aus einer anderen Klasse in die höhere kommt nirgends so häufig vor, als in Persien, und geht mit großer Leichtigkeit von statten. Ein armer Mirsa nimmt außerordentlich geschickt die Manieren eines großen Herrn an, die Mienen und feinen Sitten der Aristokratie, er trägt zierlich den Kodart des Chans und vertauscht sein Kleid von grober Baumwolle mit dem Gewande von Seide und Kaschemir, ohne daß man einen störenden Contrast wahrnimmt, ohne daß er seine Herkunft verräth. Dies liegt offenbar in dem Adel in Haltung, Sprache und Sitten, der die asiatischen Nationen auszeichnet. Der Araber, Perser oder Indier hat von Natur in seiner Haltung etwas Würdiges, Hohes, Edles, das den einfachen Beduinen von dem Stammhaupt, den Raja von dem Ilan, den indischen Proletarier von dem Nabob nur durch das Costüm unterscheidet. War nicht Mohamed ein armer Kameeltreiber, und in welchem anderen Lande würde man einen Räuber-Anführer oder Soldaten wie Nadir-Schah und Kerim-Chan würdig die Krone tragen sehen? Die Geschichte der Perser ist voll von solchen Beispielen, daß Perser der niedern Klasse zu den höchsten Würden des Reiches sich erhoben haben.

Eine Hauptursache dieser Erscheinung ist der natürliche Verstand der Perser, welcher leicht alle Eindrücke aufnimmt, und sich wunderbar leicht allen Formen anpaßt. Sie haben einen sehr lebendigen, sehr angeregten, aber zugleich frivolen Geist und eine überraschende Beweglich-

keit. Sie geben eine Idee, ein Studium, eine Beschäftigung eben so geschwind wieder auf, als sie dieselben anzueignen sich bemüht hatten. Man hat sie die Franzosen des Orients genannt. Sie sind in der That geistvoll, liebenswürdig, artig, wohlwollend, gastfreundlich, tapfer, geweckt; ihre glänzende Imagination liebt Poesie, Malerei, jede Art Kunst und begeistert sich für kriegerischen Ruhm. Aber sie besitzen auch natürliche Hinterlist, ein feiles Gewissen, Grausamkeit, Betrug und eine Gewohnheit zu lügen, die unüberwindlich ist; denn wenn man allerdings noch mit Xenophon sagen kann: die Perser sitzen gut zu Pferde und sind treffliche Bogenschützen, so kann man nicht mehr mit dem Anführer der Zehntausend hinzufügen, daß sie die Wahrheit sagen.

Die Perser haben sich von der mohamedanischen Rechtgläubigkeit losgesagt und sind eifrige Bekenner der abweichenden Lehre, aber ihr Fanatismus hat mehr Verstand und weniger Brutalität als der türkische. So leiden die Sunniten nicht, daß man auch nur über einen ihrer Glaubenssätze discutirt; die Perser dagegen lieben die Controverse, sie suchen sie sogar mit der Sicherheit, welche ein lebendiger Glaube und ein entwickelter Geist verleihen. Die Perser theilen zwar mit den Türken den Glauben an das Fatum, aber wenn sie auch vor der Wucht desselben das Haupt beugen, so bemühen sie sich, wenn auch nicht das, was geschrieben ist, zu verhindern, doch seine Wirkungen abzuwenden und zu schwächen.

Früher war Persien ein reiches Land, die Perser waren üppig und luxuriös. Wohlstand herrschte in allen Klassen, weil das Land producirte und seine Fabriken viele Weltmärkte versorgten. Heutzutage ist Persien arm; seine Einwohner haben noch Geschmack an Pracht und Ueppigkeit, aber nicht die Mittel, ihn zu befriedigen. Ausgesogen durch die Einfälle fremder Horden, durch die von diesen erhobenen Tribute, vernichtet durch eine andere nicht minder furchtbare Invasion, die der europäischen Kaufleute, sinken seine Finanzen fortdauernd, und sind die Einwohner in eine sehr elende Lage gekommen. Das Geld ist selten, die Geschäfte ohne Sicherheit, der Credit Null, und Glaube auf's Wort, mithin das Vertrauen, unbekannt. Das Elend ist so groß und allgemein, daß es erstaunlich ist, mit welchem Grade von Geschicklichkeit die Perser der Herrschaft des baaren Geldes sich zu entziehen wissen. Sie haben fast das Problem gelös't, ohne Geld zu leben und leben zu lassen. Sie nehmen sich einander, was sie produciren, und durch diesen wechselseitigen Diebstahl, welcher den Credit ersetzt hat, vegetiren sie eben wie es geht.

Mit Ausnahme des Königs, dessen Casse durch die Abgaben sich füllt, der Großen, welche Dörfer oder Gouvernements haben, in denen sie schamlose Erpressungen verüben, und einiger Großhändler, die für ihren auswärtigen Handel baares Geld nicht entbehren können, verkehren die Perser fast gar nicht mit gemünztem Gelde. Dieser Mangel steigt fortdauernd; denn die Einfuhr übersteigt an Werth die Ausfuhr, und man kann berechnen, in wie viel Zeit alles Gold und Silber aus

Persien verschwunden sein wird. Uebrigens werden die Perser dabei nicht zu Grunde gehen; wenn sie ihr Tausch-System noch etwas vervollkommnen, werden sie Münzen vollkommen entbehren können. In Summa: es ist ein Volk, das von Gott die glücklichsten Gaben empfangen und ihnen lange Zeit seinen Ruhm verdankt hat, das aber jetzt schlecht regiert und völlig verkommen ist. Noch immer werden die Perser unter einer guten Leitung zu großen Dingen fähig sein. Mit neuer Liebe zum Vaterlande und zur Unabhängigkeit könnten sie ihre Feinde verjagen, und das Löwenbanner und der Name Ali's würden sie von Neuem zum Siege führen. Noch vor nicht sehr langer Zeit haben sie mit Nadir-Schah, diesem verwegenen und unternehmenden Krieger, Delhi genommen und Indien erobert. Tapfer, nüchtern, unermüdlich, würden sie immer noch treffliche Soldaten sein; verständig, thätig, betriebsam, voll Geschmack für jede Kunst, könnten sie wieder jenen Standpunkt erreichen, wo ihre Erzeugnisse den unserigen zum Muster dienten. Sie könnten noch Gold und Seide wirken, noch Brokat, Sammet, Emaille, Juwelen jeder Art, die Waffen anfertigen, die sie einst für ganz Asien lieferten. Aber Rußlands Eroberungen von der einen Seite, von der anderen die Nothwendigkeit für Europa, den enormen Ueberschuß seiner Production zu verkaufen, drücken Persien und verstopfen immer mehr seine Lebensquellen.

---

284. Ispahan.

(Nach Sir Robert Ker Porter, Reisen in Georgien, Persien u. s. w.)

Schon in den frühesten Zeiten als wichtige Stadt genannt, in fruchtbarer Gegend und unter einem gesunden Himmelsstriche gelegen, und bespült von den Wellen des herrlichen Flusses Zenderud, bedurfte Ispahan nur der Gunst der Herrscher zum mächtigen Emporblühen. Diese ward der Stadt, als nach den mongolischen Ueberflutungen Persien sich zu selbständiger und bald ruhmvoller Stellung emporraffte und hier in der Mitte des Reiches der Herrscherstamm der Sofi's seinen glänzenden Thron errichtete. Vor allen Königen dieses Stammes war es Schah Abbas der Große, welcher seine Residenz auf den Gipfel königlicher Pracht erhob und sie zum großen Emporium der asiatischen Welt machte. Während seiner Regierung belebte über eine Million Einwohner die geschäftigen Straßen, und eine blühende Umgegend mit mehr als 1400 Dörfern versorgte durch ihre Arbeit die Märkte dieser zahlreichen Bevölkerung. Die Bazars der Stadt waren angefüllt mit der Waare aus allen Welttheilen und den Erzeugnissen des einheimischen Gewerbfleißes, die Karawanserais wimmelten von Kaufleuten aus Europa und Asien, während der Hof des großen Schah die Versammlung von Abgesandten aus den mächtigsten Reichen des Morgen- und Abendlandes war. Gelehrte und Künstler aller Länder und Religionen fanden Aufnahme am glänzenden Hofe des prachtliebenden und freige-

bigen Herrschers, der Persien so mit dem Ruhme seiner Waffen wie mit den friedlichen Werken glänzender Paläste und Moscheen erfüllte. Noch nennt man seinen Namen überall, wo ein dem allgemeinen Besten dienender Bau, eine Brücke oder Karawanserai dem Fremden entgegentritt, und tausend Erzählungen mit Charakterzügen seiner Milde und Gerechtigkeit leben noch im Andenken des Volkes.

Ispahans Blüthe dauerte fort unter den Nachfolgern Abbas des Großen, deren Verweichlichung jedoch den Verfall des Reiches verschuldete. Als der Edelsteinhändler Chardin in ihren Mauern sich befand (1673), zählte dieser noch 162 Moscheen, 1800 Karawanserais, 273 öffentliche Bäder und 600,000 Einwohner. Der Einfall der Afghanen 1722 vernichtete diese Blüthe, und die Verlegung der Residenz der Schahs nach Teheran vollendete den Ruin Ispahans. Gegenwärtig zeigt der Schutt der weit zerstreuten Trümmer noch den ehemaligen Umfang der Stadt von fünf deutschen Meilen, aber die Einwohnerzahl ist bis auf 50,000 (?) herabgekommen, und von den 1400 Dörfern der Umgegend sind nur noch 200 vorhanden. —

Eine unabsehbare Menschenmenge strömte aus der Stadt, als die Gesandtschaft ihren Einzug nahm. Wir kamen durch die armenische Vorstadt Julpha, überschritten dann den Zenderud auf einer der herrlichen Brücken, welche die Stadt dem Schah Abbas verdankt, und traten dann durch das Thor einer großen Mauer in einen ausgedehnten Park, angefüllt mit Dickichten von Rosen und Jasmin, Obstbäumen und blühenden Sträuchern. Dazwischen führten lange Alleen von schlanken, dichtbelaubten Platanen, den berühmten Chinarbäumen, die nicht ihres Gleichen haben, begleitet von Canälen, die in Marmorbecken mit glänzenden Springbrunnen auslaufen. Durch die Oeffnungen der grünen Laubgänge erblickten wir im Hintergrunde hier und da Paläste in zauberischem Glanze, und fühlten uns in einen Zauberort der 1001 Nacht versetzt. Wir waren im Bereiche der Lustgärten Abbas des Großen, dem Tagher Bagh oder den vier Gärten. Eine Mauer von bedeutendem Umfange umschließt diesen weiten Park, welcher in acht Gärten eingetheilt wird. Jeder hat einen besondern Palast, welcher den Jahreszeiten oder den wechselnden Launen des königlichen Besitzers angemessen war, der sie die Hischt Bihist (die acht Paradiese) nannte. Unter allen diesen Gebäuden tritt der Tschihil Situhn (vierzig Säulen) durch die unerschöpfliche Verschwendung seiner glänzenden Materialien bei Weitem hervor. Die Vorderseite des Palastes bildet eine vorn offene Halle, deren Dach von einer doppelten Reihe vierzig Fuß hoher Säulen getragen wird. Jede Säule steht auf den vereinigten Rücken von vier Löwen von weißem Marmor, und die Säulenschäfte sind mit Arabesken und Laubwerk in Spiegeln, Vergoldung und Malerei bedeckt, dazwischen sind hunderte von glänzenden Spiegeln. Eine Bogenthür führt von der Halle in einen großen innern Saal, zu dessen Ausstattung aller Aufwand morgenländischer Pracht verschwendet ist. Der Fußboden vieler Zimmer ist mit den reichsten Teppichen bedeckt, welche noch aus der

Zeit der Erbauung durch Abbas den Großen stammen, und deren Farben bei dem reinen Klima Persiens so vollkommen erhalten sind, als ob der Teppich so eben erst gefertigt wäre. Aus einer Ecke des innern Zimmers führen niedrige Doppelthüren in einen sehr geräumigen und hohen Saal, der ehedem zu den üppigen Gelagen des Sofi-Hauses gedient zu haben scheint. Die Wände desselben sind bedeckt mit sechs sehr großen Gemälden, von denen vier königliche Gastmähler, zwei aber Schlachtscenen darstellen. Alle Gegenstände sind mit fast flamländischer Genauigkeit gezeichnet und man erkennt sogar in den Gesichtszügen fast sämmtlicher Figuren ein Ansehen von Trunksucht, was nebst den zahlreich aufgestellten Bechern und den üppigen Stellungen der Tänzerinnen hinreichend andeutet, daß Wein und Ausschweifungen das Hauptverderben des Sofi-Geschlechtes waren. Die kriegerischen Gemälde zeigen die damalige Tracht in Persien, große Turbane, volle Knebelbärte und glatt geschorne Kinne, welche jetzt der hohen, schmalen und schwarzen Mütze von Schaffell und dem langen dicken Barte Platz gemacht haben.

In größerer Entfernung von dem Tschihil Situhn steht der Winterpalast, wo Aschreff, der zweite Tyrann der Afghanen, seine kurze, aber grausame Herrschaft führte und wo er das Blut des gefangenen Schah Hussein vergoß. Er ist von ähnlichem Baustil und mit Blumen, Gold und Spiegeln anmuthig verziert. Im Audienzsaale erblickt man eine Menge von Gemälden, von denen ein sehr großes den jetzigen Schah nebst den meisten seiner Söhne darstellt. Alle diese Gemälde sind jedoch ohne Rücksicht auf Licht und Schatten und gegen alle Gesetze der Perspective gemalt.

Eine Hauptzierde Ispahans ist der große Platz El Maidan Schah (Königsplatz). Er ist vielleicht der größte Platz in allen Städten der Welt, denn seine Länge beträgt 2600 und seine Breite 700 Fuß. Jede der vier Seiten ist durch ein großes Gebäude geziert, von denen sich die große Moschee, Meschid Schah, von Schah Abbas erbaut, und der Ali Kapi (Ali's Thor), ein großer Palast, vornehmlich auszeichnen. Die große Moschee übertrifft an Pracht und Schönheit aller Theile die weltberühmten Moscheen von Kairo, Damascus und Bagdad. Das Sofi- oder Ali Kapi-Thor ist ein Gebäude von beträchtlicher Höhe und wahrscheinlich das vollkommenste Werk von schöner Ziegelarbeit, das man in Persien findet. Mehrere Treppenflüchte von dem schönsten bunten Porcellan führen zu den höheren Stockwerken, die eine Menge reichverzierter Zimmer enthalten, welche zu fröhlichen Gelagen des Königs und seiner Hofleute bestimmt gewesen zu sein scheinen. Ein von 18 hohen achteckigen Säulen getragener Balkon tritt aus dem ersten Stockwerk auf den großen Platz hinaus, und hier pflegte Schah Abbas zu sitzen, wenn er Gesandte empfing, die mit ihrem Gefolge sich unten auf dem Platze befanden, oder wenn er den ritterlichen Spielen seines Adels, den Uebungen seiner Reiterei oder den Kämpfen wilder Thiere zusah. Noch steht eine hohe Stange

auf dem Maidan, auf welcher zu jenen Zeiten ein Gegenstand als Ziel für die Schützen befestigt wurde.

Von dem Dache des Ali Kapi hatten wir eine weite Aussicht über die Stadt, diesen Stolz der Perser, welche sie „nisfah Dschehan" — die halbe Welt — benennen. Jetzt ist mit Ausnahme der Paläste des Tschaher Bagh ringsum Alles eine verfallene Masse zerstörter Häuser, Mauern und Moscheen, aber zwischen den Ruinen steht eine Menge von Gruppen und Reihen hoher Pappeln, Wallnußbäume, Chinars und Obstbäume, welche den Eindruck der Zerstörung für das Auge angenehm mildern.

Jenseit des Zenderud, dem durch die neuerliche Anlage von Reisfeldern rings um die Stadt viel Wasser entnommen ist, liegt die Vorstadt Julpha. Schah Abbas verpflanzte hieher die christlichen Einwohner der reichen Stadt Julpha am Araxes in Armenien, welche von den Türken arg bedrückt wurden. Er gestand ihnen volle Glaubensfreiheit zu und erlaubte ihnen, Kirchen nach ihren Vorschriften zu bauen. Der Fleiß und die Handelsgeschicklichkeit dieser Armenier war eine der Ursachen des raschen Aufblühens von Ispahan, und Julpha selbst zählte 10,000 begüterte Einwohner und 13 prächtige christliche Kirchen. Jetzt sind dort kaum noch 300 elende Familien, welche kümmerlich und meist auf gemeine Art ihr Leben fristen, und der armenische Name ist verachtet in Persien.

285. Schiras, im sogenannten Rosengarten von Farsistan.

(Nach Sir Robert Ker Porter, Reisen in Georgien, Persien u. s. w., und Erich v. Schönberg, Patmakhanda, Lebens- und Charakterbilder aus Indien und Persien)

Der erste Anblick des Rosengartens von Farsistan gleicht nicht den Vorstellungen, welche durch die Lobpreisungen alter Dichter sich der Phantasie eingeprägt haben. Eine weit ausgedehnte, braune, staubige Fläche streckt sich viele Meilen lang hin und endigt mit neblichten Dünsten, die sich aus den Salzefflorescenzen bei dem See Backtegan erheben. Kaum treten aus dem umhüllenden Staube einzelne schwankende Umrisse von Wällen und Gebäuden, von Lehmmauern und Ruinen hervor, um die sich einzelne Gärten wie schwarze Punkte in der Wüste lagern, und künden uns das berühmte Schiras an, das erste Hoflager der arabischen Khalifen nach dem Sturze der letzten Sassaniden. Wo ist der Glanz der Stadt, die zur Zeit der Weltstürmer Haluka und Timur der Sitz der größten Cultur in Asien war und mit ihren Imans, Gelehrten und Künstlern die Weltherrscherin Samarkand ausstatten mußte! Wo ist das paradiesische Thal von Schiras mit seinen Weingärten, Blumen und Früchten, von dessen Reiz der persische Anakreon, Hafis, singt, und unter dessen Schatten der weise

Saadi seine Sprüche schuf, beide der Stolz und die Freude auch ihrer rohesten Landsleute! Noch ist der heitere blaue persische Himmel derselbe und wölbt sich über dieses geschützte Fruchtklima der Trauben und Orangen, das selbst in Persien kaum seines Gleichen hat, aber die Herrscher haben ihre Gunst diesem ehemaligen Edelstein ihrer Krone entzogen, und die Oede kehrt wieder zurück, wo nur dem Fleiße der Hände, aber auch hundertfältig, die lohnenden Früchte zu Theil werden. Den letzten Aufschwung erhielt Schiras durch Kerrim Khan, der es um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zum Mittelpunkt seines Reiches machte, Bazars, öffentliche Gebäude und schöne Gärten schuf und die Stadt mit starken Festungswerken umgab. Als zu Ende des vorigen Jahrhunderts Aga Mohamed Khan die Nachfolger Kerrims bei Persepolis geschlagen hatte, eroberte er Schiras und zerstörte die Werke des Stammes Send. Seitdem gleicht die Stadt so vielen anderen in Ruinen liegenden Städten des Orients und ist von Trümmern, Schmutz und Armuth erfüllt. Selbst die klaren Wogen des von alten Dichtern verherrlichten Flusses Rocknabad, welche vordem die Gärten der Stadt bespülten, haben, durch Vernachlässigung gezwungen, sich ein neues Bett in einiger Entfernung gesucht. Doch bildet der schön überwölbte Bazar Vakyl*), der die Bazars von Konstantinopel, Kairo und Teheran übertrifft, noch immer einen der Glanzpunkte Persiens, dessen Bewohner bei dem schönen Schiras und seinem herrlichen Bazar schwören und fluchen; immer noch sind trotz aller Zerstörung in der nächsten Umgebung noch einige Gärten übrig geblieben, welche die große schwarze Traube des feurigen Schiras-Weins, herrliche Pfirsiche, Kirschen, Granatäpfel, Birnen und andere Früchte hervorbringen und umkränzt sind von Gebüschen der Rose und anderen wohlriechenden Blumen; und immer noch stehen die Frauen von Schiras im Rufe, die schönsten ihres Geschlechtes in Persien zu sein.

Eine englische Meile von der Stadt, da, wo ehedem die liebliche Vorstadt Mosella stand, ruht die Asche von Hafis, dem Lieblingsdichter Persiens, unter einem Grabmal von weißem Marmor. Viele Reisende haben den lieblichen Ort und die dunkeln Schatten der Cypressen gepriesen, welche Kerrim Khan pflanzte. Letztere zwar sind verschwunden und zahlreiche Gräber umgeben die Ruhestätte des Dichters, doch bietet der Ort noch genug des Schattens, und die Aussicht von ihm auf Schiras und seine Umgebung ist so schön, daß er einer der beliebtesten Vergnügungspunkte für die Einwohner von Schiras bildet. Auch die schöne Abschrift von Hafis' Gedichten, welche am Denkmal befestigt war, ist nicht mehr, aber der weiße Marmor ist über und über mit den schönsten Stellen aus den Werken des Dichters, als der edelsten Lobrede, beschrieben.

*) In der Nacht vom 21. zum 22. April 1853 ward Schiras durch ein furchtbares Erdbeben heimgesucht; die Stadt ward fast ganz zerstört und der größte Theil der Einwohner unter den Trümmern begraben.

Eine geographische Meile nordöstlich von Schiras am Eingange eines Gebirges liegt ein einsam stehendes Viereck, außen kahl, innen mit einigen niedrigen Gesträuchen bepflanzt. Hier ruhen die Ueberreste der zweiten Glorie von Schiras, des weisen Scheikh Saadi, dessen Lehrsprüche in dem Munde aller persischen Weisen sind und die Stelle moralischer Vorschriften vertreten. Neben der Mauer führen dreißig Stufen zum Rande eines Baches hinab. Hier war der Lieblingsplatz des Dichters, und die armen Bewohner dieser Gegend halten den Platz so in Ehren, daß sie die Fische dieses Wasserbeckens nicht beunruhigen. An Saadi schätzt man die Tiefe der Gedanken, und seine Sprache ist frei von den poetischen Ueberladungen der persischen Dichter.

286. Die Kurden.

(Nach Moritz Wagner, Reise nach Persien und dem Lande der Kurden.)

Die Kurden, aller Wahrscheinlichkeit nach ein Mischlingsvolk gleich den Kabylen des Atlasgebirges, bei welchen sich eben so wenig vorherrschende Racenmerkmale angeben lassen, sind über einen großen Theil West-Asiens verbreitet. Sie sind in zwei Stände oder Kasten geschieden: in den Kriegerstand, welcher nur Heerden besitzt und gewöhnlich auch Räuberei treibt, und in den Bauernstand, Guran genannt, welcher im südlichen Kurdistan vier- oder fünfmal zahlreicher als ersterer sein soll. Die Guran unterscheiden sich durch ihre Physiognomie wie durch ihren Dialekt von der Kriegerkaste. Ihre Gesichtsbildung ist sanfter, weit regelmäßiger und erscheint öfter ganz griechisch. Die ächten Kurden der Kriegerkaste sind ein stämmiges, robustes, gesundes Volk.

Raub und Diebstahl gelten bekanntlich bei allen wilden Völkern nicht als entehrende Verbrechen, sondern sind nach ihren Begriffen des Mannes, des Tapfern vollkommen würdig. Aber so tief in Charakter, Lebensweise und Gewohnheiten eingedrungen, wie bei den Kurden, ist die Raublust bei keinem der barbarischen Völker, welche ich während fünfjähriger Reisen in Afrika und Asien zu beobachten Gelegenheit hatte, nicht bei den Tataren und Tscherkessen am Kuban, nicht einmal bei den Beduinen und Kabylen der Berberei. Nach den Ansichten der Kurden gehört gewaltsamer Raub zu den ächten Heldenthaten, und jeder berühmte Häuptling, den ihre Lieder feiern, hat nicht nur gegen die türkischen Paschas und gegen die ungläubigen Russen gekämpft, sondern auch Karawanen geplündert und die Dörfer der ketzerischen (schiitischen) Adischani überfallen. Indessen gilt im Orient die Ansicht, daß der Kurde bei seinen räuberischen Unternehmungen sich doch honnetter und menschlicher benehme, als der Tatar, Turkomane oder der Beduine. Wenn nicht die Pflicht der Blutrache es gebietet, mordet er nie den Beraubten, enthält sich sogar jeder Mißhandlung, wenn jener sich nicht zur Wehre setzt. In der Provinz Erivan ist es öfter vorgekommen,

daß Kurden in den überfallenen Dörfern den Leuten alles Gute und Brauchbare, selbst das Hemd vom Leibe weggenommen, ihnen dafür aber ihre eigenen schlechteren Kleider als Geschenk zurückgelassen haben. Auch geben sie nicht selten den Aermsten in den geplünderten Dörfern einige Lebensmittel zurück, um sie vor dem Hungertod zu bewahren. In der Kühnheit des Stehlens werden die Kurden vielleicht nur von den Sioux und Huronen Amerika's übertroffen. Die Geschicklichkeit, mit der sie unserer Karawane im Augenblicke des Lagerns mehrere bepackte Pferde entführt hatten, und die Schnelligkeit, mit der sie dann noch den verfolgenden Armeniern Pferde, Turban, Hemd und Hosen abgenommen, war unvergleichlich. Dagegen wollen sich die Kurden durchaus nicht mit der Contrebande befassen, welche an der russischen Grenze gegen Persien und die Türkei so schwunghaft betrieben wird und für gewandte Schmuggler so einträglich ist. Da Niemand besser als der Kurde die Gebirgswege kennt, Niemand es ihm im Steigen und Schleichen zuvorthut, so wäre ihm ein leichter und sicherer Erwerb durch das Schmuggeln geboten. Aber diese Art von Gaunerei und List ist ihm zu modern. Selbst gegen gute Bezahlung will er von den armenischen Händlern sich nicht für die Contrebande gewinnen lassen, da sie nicht zu den alten Gewohnheiten seines Stammes gehört.

Die Tracht der Kurden ist nach den Gegenden, welche sie bewohnen, fast eben so abweichend, wie ihre Physiognomie. Die hohe, gelbe Filzmütze ist nicht überall ihr Kopfschmuck. Im türkischen und russischen Armenien tragen sie häufig Turbane. Lebhafte, bunte, schreiende Farben lieben sie alle, Männer wie Frauen. In den südlichen Gauen des eigentlichen Kurdistan trägt der gemeine Mann einen weiten Kaftan, Antari genannt, gewöhnlich braun und weiß, darunter ein engeres Gewand im türkischen Schnitt mit einem ledernen Gürtel, welchen Metallplatten zieren. In den nordwestlichen Gegenden nähert sich die Tracht der tatarischen, in den Gebirgslandschaften am unteren Tigris der arabischen. Sehr verschieden ist auch die Bewaffnung. Die Feuergewehre sind überaus schlecht, meist Luntenflinten. Dagegen trägt im türkischen Armenien und im persischen Kurdistan der kurdische Reiter eine sehr lange Bambuslanze, gewöhnlich mit einem Büschel von schwarzen Roßhaaren oder Wolle oben geziert. Viele tragen auch krumme Säbel und lange, breite, zweischneidige Dolche, Kandschar genannt. Der Häuptling besitzt gewöhnlich auch Pistolen. Das Schießpulver wird von den Kurden Derman genannt, was so viel als „wirksame Medicin" bedeutet.

Die Kurden theilen mit anderen wilden und barbarischen Gebirgsbewohnern des Orients, besonders mit den Kaukasiern, fast alle guten und die meisten schlechten Eigenschaften. Sie sind wie die Tscherkessen und die alten Germanen kraftvoll, tapfer, freiheitliebend, gastfrei; auch bis zu einem gewissen Grade worttreu, lieben Krieg, Raub, Jagd und Müßiggang, huldigen in fast gleichem Grade wie die Bewohner des kolchischen Hochlandes der gräßlichen Sitte der Blutrache, leben wie sie in wilder Stammesanarchie, fechten auch für Sold. Stolz und ritter-

liche Züge sind ihnen, besonders ihren Häuptlingen, nicht fremd. Sie unterscheiden sich von den Tscherkessen durch mehr religiösen Sinn und durch Liebe für ihre Familie. Der Kinderverkauf, welcher im Kaukasus so allgemein herrscht, ist in Kurdistan unbekannt. Wie die tscherkessischen Usden, wohnen auch die kurdischen Häuptlinge in alten Vesten, welche, wie die deutschen Ritterburgen, auf den steilsten Felshalden, in den unzugänglichsten Schluchten wie Geierhorste thronen. Von hier aus behaupteten sie ihre Herrschaft, machten sie ihre Razzia gegen die friedlichen Armenier, plünderten sie die Karawanen und Reisenden.

Die Stammesältesten sind bei den Kurden immer in großem Ansehen, auch wenn sie nicht aus fürstlichem Geblüte stammen. Im Hause oder Zelte des Häuptlings oder Stammesältesten versammeln sich jeden Tag die angesehensten Männer, sitzen im Halbkreise auf den Teppichen und dampfen die lange Pfeife. Die jüngeren Kurden, selbst die Söhne des Häuptlings, sind dabei anwesend, dürfen sich aber nicht in Gegenwart der Alten setzen, sondern müssen dieselben stehend bedienen und ihnen Kaffee und Pfeife reichen. Tritt ein junger Mann in das Zelt, so küßt er gewöhnlich sämmtlichen Alten der Reihe nach die Hand und wird von diesen auf die Stirne geküßt. Ist der Eintretende ein älterer Mann, so ergreift er nur die Hand des Häuptlings und Jeder berührt sich mit der Hand die Stirne zum Zeichen der Achtung. Bei dem Eintritt des Häuptlings erheben sich alle Anwesenden, bis er sich niedergelassen hat. In den großen Kurden-Clans ist es Brauch, daß der Häuptling beständig offene Tafel hält. Alle Geschenke an Vieh und Feldfrüchten, welche die verschiedenen Stammesglieder ihrem Chan oder Beg bringen, kommen ihnen bei dieser Gelegenheit wieder gut. Ueberhaupt wirken Sitten und Einrichtungen im Orient dem Anhäufen von Reichthümern entgegen. Ein persischer, kurdischer oder türkischer Großer ist durch die Sitte gezwungen, sehr viele Diener zu haben und offene Tafel zu halten, überhaupt bedeutenden Aufwand zu machen. Alle von ihm empfangenen Geschenke oder die erpreßten Gelder gehen auf diesem Wege wieder unter das Volk zurück. In Persien und in der Türkei sorgten Schah und Sultan durch die Confiscation des Vermögens reich gewordener Günstlinge, daß nicht große Schätze in den Händen Einzelner sich anhäufen konnten.

Die blutigsten Fehden und Ausrottung ganzer Stämme sind oft die Folge eines einzigen Verbrechens. Doch gibt es bei den Kurden neben der Erlegung des Blutpreises und der Dazwischenkunft eines Weibes noch einige Mittel der Versöhnung und der Rettung für den dem Untergang geweihten Missethäter. Stürzt sich der Schuldige mit dem Säbel in der Scheide über den Rücken hängend und mit einem baumwollenen Zeuge in der Hand, welches das Todtenhemd genannt wird und als Zeichen völliger Unterwerfung gilt, in die Hütte seines Feindes, des Häuptlings oder eines Mollah, und gibt dadurch zu erkennen, daß er ohne Widerstand sein Leben der Großmuth seines Gegners anheimgebe, so gebietet zwar kein Gesetz, aber Brauch und Sitte, die Vergebung.

Schimpf und Schande würde dem zu Theil, welcher, das Odschag, d. i. das Hausrecht, entehrend, dem wehrlos reuigen Feind ein Leid zufügen würde. Durch die Nacht der Barbarei dieser Gebirgsbewohner zuckt also doch auch mancher versöhnende Lichtstrahl. Nicht nur der Charakter der Einzelnen zeigt solche Funken von Edelsinn und Großmuth, nein, in der allgemeinen Sitte selbst wohnt mancher zarte Zug, und man merkt immerhin, daß man es bei diesen Wilden mit Söhnen des Morgenlandes zu thun hat, aus dem das erste Morgenroth der Cultur und der milderen Sitte für die westlichen Länder schimmerte.

---

b. Das Tiefland Turan.

287. Turan.

(Nach Wilhelm Wachsmuth, europäische Sittengeschichte.)

Turan ist dem Perser, im Gegensatze seiner Heimat, wo Städte, Fruchtfelder, Weinberge und Obstgärten den Preis seßhaften Lebens bekunden, das Land an seiner Nordmark, wo nomadische, zum Einfallen in das schöne Iran stets bereite Horden umherziehen; für den Chinesen besteht dasselbe Verhältniß; er nennt die nördlichen Steppen Kitai; gegen ihre Bewohner ward 300 Jahre v. Chr. die große Mauer erbaut.

Die Natur der Landschaften Mittel-Asiens führt auf Nomadenleben; doch ist weder sie, noch das in ihr wohnende Menschengeschlecht einerlei. Als eine Mark ist der Imaus der Alten, jetzt Mustag, anzusehen; diesseits dieses Höhenzuges sind die Landschaften zum Theil wirthbar, weidenreich, und ihre Bewohner, wenngleich meist Nomaden, ein wohlgestalteter ansehnlicher Menschenschlag, der tatarische oder türkische; jenseits desselben ist Steppe, Haide und Wüste, der Boden bringt nur kümmerliches Gesträuch hervor, die Einwohner sind widrig anzusehen, ein äußerlich garstiges, innerlich mit menschlicher Tugend nicht ausgestattetes Geschlecht, das mongolische. Stetigkeit des Naturgepräges der Landschaften hat auf die der Lebensweise gewirkt; was bei den Alten von den Scythen erzählt wird, paßt auch auf die späteren Geschlechter, die in jenen Räumen Mittel-Asiens wohnten und daraus nach einander hervorbrechend ost-europäische Länder heimsuchten. Rohes Waffenthum, ausgezeichnet durch geschickten Gebrauch des Bogens, erfüllte ihren Sinn; Theil an der Beute hatte nur, wer den Kopf eines erschlagenen Feindes brachte; bei Bündnissen tranken die Abschließenden von ihrem Blute; auch das Blut des zuerst erschlagenen Feindes wurde getrunken, Haut und Haar seines Oberkopfes diente zum Pferdeschmuck, der Schädel in Gold gefaßt zum Trinkgeschirre; von Gefangenen wurde der hundertste Mann den Göttern geopfert, allen insgesammt aber die Nase abgeschnitten. Ackerbau betrieben nur die Knechte; die Freien

lebten zu Roß und Raub; Wagen dienten zu Nachtstätten und zur Bergung des Geräths und der Unmündigen; Nahrung und Kleidung gaben die Heerden, welche mit den Wanderschaaren zogen. Dabei aber war nicht etwa Sinn für Gemeinfreiheit im Innern entwickelt; das Königthum war barbarisches Sultanat; bei eines Königs Leiche wurden seine Räthe, Diener, sein liebstes Weib und Roß geschlachtet*). — Die Natur lockt oder zwingt zur Wanderung; das Roß ist Hauptrüstzeug zu Nahrung, Wanderung, Raub und Krieg; heimatlichen Zauber übt weder Himmel noch Erde; Ruhestätten bieten die Wagen, sie werden nicht auf dem Boden gesucht, dem der Nomade in jeglicher Art fremd bleibt, der Sinn ist auf Raub und Verheerung gerichtet, der Feind leicht erreicht und überfallen; wenn es sein muß, eben so leicht sein Angriff vermieden; die Behandlung der Besiegten unmenschlich; Bevölkerung und Anbau ohne Werth, daher Mord und Verwüstung; Treue und Glauben, Achtung beschworner Verträge so gut als unbekannt.

Ein volles Jahrtausend hindurch hat die Geschichte Ost-Europa's mit Wanderungen aus Mittel-Asien zu thun; sie bietet von der Ankunft der Hunnen bis zu der der Osmanen eine Reihe von Völkerauftritten, wo die Wildheit des in Europa kaum angesiedelten Volkes nicht sobald nachzulassen beginnt, als neue Schaaren aus dem turanischen Mutterlande mit frischer Rohheit hervorbrechen und die Gräuel der frühern überbieten. Sie gehören theils dem tatarischen Geschlechte und dem westlichen Mittel-Asien, theils dem Lande und Stamme jenseits des Imaus an. Da wo von Norden das uralische Gebirge sich herabsenkt und mit dem westlichen Vorsprunge des Altai eine Spitze gegen die Ebenen der Kirgisen bildet, war eine Art Ruhepunkt für die Wanderhorden.

Hier, im Norden des Aral und des kaspischen Sees, ist das Hügelland, Aral-Dag, die Adlerberge genannt, auf welchem die Hunnen bei ihren Auswanderungen aus Hoch-Asien zuerst wieder festen Sitz faßten und von da aus die Wolga und Europa überflutheten. Bis hieher drangen die Mongolenstämme vor und erweiterten ihre Herrschaft vom Altai bis zum Uralflusse. Hier war das Völkerriff, an dessen Seiten sich alle Nomadenhorden bei ihren Zügen nach dem Westen umhertummelten, Schiffbruch litten oder sitzen blieben, so die Baschkiren, Uiguren, Wogulen, Bulgaren ꝛc. Hier ist die Grenze von Asien und Europa, wie sie die Geschichte und die Natur selbst festgesetzt hat**).

288. Die Kirgisen.

(Nach Alexei v. Lewschin, Beschreibung der Horden und Steppen der Kirgis-Kosaken, und James Abbott, Narrative of a journey from Heraut to Khiwa.)

Das Volk, welches wir unter dem Namen der Kirgisen begreifen, nennt sich selbst Kasaks (Kasaken) und führt auch bei den Persern,

*) Herodot, IV. Buch. **) Ritter's Erdkunde I. 489.

Bucharen, Chiwern und anderen asiatischen Nationen keinen anderen Namen.

Der Ursprung der Kirgis-Kaissaken ist sehr dunkel. Nur so viel ist gewiß, daß sie schon in einer sehr entfernten Zeit eine mächtige und von ihren Nachbarn gefürchtete Nation bildeten. Die Bewohner des heutigen Kirgisen-Landes waren dem griechischen Geographen Strabo unter dem Namen Saken und Massageten bekannt, und die Roßmelker (Hippomolgen) des Herodot sind wahrscheinlich auch die Vorfahren der heutigen Kirgisen und Kalmücken gewesen. Ferdusi, der am Anfange des 11. Jahrhunderts lebte, erwähnt schon der Kasaken, als mit Lanzen bewaffneter Reiter, welche sich durch Raub und Mord furchtbar gemacht hatten.

Die drei Horden, welche das Volk der Kirgisen bilden, zerfallen in eine fast unzählbare Menge von Stämmen und Zweigen. Im Allgemeinen besteht jede Horde zunächst aus zwei Klassen (Chost), welche die Weiße und die Schwarze heißen. Zur weißen Klasse gehören nur die Chans und deren Verwandte und Abkömmlinge, welche den Titel Sultan führen. Der schwarze Chost umfaßt nicht nur die gesammte Volksmasse, sondern auch die Stammhäupter und die Aeltesten, welche keine erblichen Würden bekleiden. Die Telenguten oder Diener der Chans, und die Kuls oder Sclaven gehören zu keiner Klasse. Die Ersteren werden zum gemeinen Volke gerechnet und die Letzteren als bewegliches Eigenthum betrachtet, da sie überhaupt keine Kirgisen sind.

Man schätzt die gesammte Volksmenge aller Kirgisen der drei Horden auf 400,000 Zelte oder Familien, von welchen 75,000 zur Großen, 165,000 zur Mittlern und 160,000 zur Kleinen Horde gehören. Rechnet man im Durchschnitt 5 bis 6 Personen (wohl zu viel) auf jede Familie, so gibt dies eine Gesammtzahl von 2- bis 2,400,000 Seelen.

Die Kirgisen führen ein unstätes, herumstreifendes Leben, dessen Bestimmung so zu sagen nur die Ernährung ihrer Heerden ist. Die Wohnung besteht in einer Kibitka oder Jurte, einem halbkugelförmigen Zelte, aus einem hölzernen Gitterwerk zusammengefügt, welches mit Filz bedeckt wird und am obersten Ende eine runde Oeffnung hat, die nach Belieben geschlossen werden kann. Sie dient als Fenster und vertritt zugleich die Stelle des Rauchfangs. Diese Jurten haben 8 bis 16 Fuß Höhe und sind doppelt so breit. Die Wände des hölzernen Gerippes sind mittels Stricken von Pferdehaaren an Pfosten befestigt, die in der Erde stecken. Die Thüren sind von Holz und mit knöchernen Verzierungen bedeckt; zuweilen aber bestehen sie auch nur aus einem Stück Filz. Um ein Zelt abzubrechen oder aufzubauen, braucht der Kirgise nicht mehr als eine halbe Stunde.

Da er Gegenden bewohnt, welche großen Extremen von Hitze und Kälte ausgesetzt sind, so muß er auch seine Wohnplätze nach der Jahreszeit wählen. Im Sommer begibt er sich nach den Thälern des höheren Landes, wo kein Mangel an Brunnen ist, die allen Wander-

stämmen wohl bekannt sind. Bei Annäherung des Winters steigt er nach tieferen Stellen herab, die aber ebenfalls Brunnen haben müssen, denn in seinem Lande gibt es weder Flüsse noch Bäche. Ist der Winter völlig eingetreten, so kann er auch diese Stellen verlassen, da der Schnee ihn hinlänglich mit Wasser versieht, aber der Viehweide wegen muß er die tiefsten Gegenden aufsuchen, es wäre denn, daß er sich einen zureichenden Futtervorrath für den Winter hätte einlegen können. Bis dahin hat er fast nur von der Milch seiner Kameele, Stuten und Schafe gelebt, die er in geronnenem Zustande ohne Brod oder andere Zuthat von Pflanzenspeisen genießt, und nur bei seltenen Gelegenheiten hat er sich Fleisch gegönnt. Aber mit dem Eintritt des Winters, wo die Thiere nur wenig Milch liefern, schlachtet er alle seine alten Kameele, Pferde und Schafe und salzt ihr Fleisch ein, welches dann, ebenfalls ohne Brod oder sonstige Zuthat, verzehrt wird. Die einzige ihm bekannte Art der Zubereitung ist das Kochen.

Im Frühling bringt der Kirgise seine Viehheerden in die Nachbarschaft der Kalkberge, welche sich von Nowo Alexandrowsky am kaspischen Meere in südlicher Richtung bis zum Breitenkreise von Chiwa erstrecken und welche in ihren Schluchten noch bis weit in den Sommer hinein einen Vorrath von Schnee bewahren.

Ihr Vermögen besteht einzig in ihren Viehheerden; andere Bedürfnisse, die ihnen diese nicht liefern, z. B. Teppiche, Filz, Pferdegeschirr &c., müssen sie gegen Kameele, Ponys und Schafe von den benachbarten Turkmanen eintauschen. Hausgeräthschaften und Werkzeuge (z. B. gußeiserne Kessel, Töpfe und Pfannen, Messer, Löffel &c.) erhalten sie von den Russen, welche auch ganz Turkestan und die Tatarei mit diesen Artikeln versehen.

Der Kirgise ist von schwerfälligem Körperbau und robuster als der Turkmane. Er hat auch eine lichtere Gesichtsfarbe, weit vorstehende Jochbeine (Backenknochen), regelmäßigere Züge und kleine, etwas schief stehende und wenig geöffnete Augen. Der Gebrauch von Leinenzeug ist dem Kirgisen unbekannt und er hält überhaupt nicht viel auf Kleiderpracht. Statt eines Rockes von gewebtem Stoff hüllt er sich in einen Mantel von halbgegerbtem Schaffell oder Kameelshaut, deren Haarseite nach innen gekehrt ist, oder er trägt wohl auch eine Pferdehaut, jedoch mit der Haarseite auswendig. Den Kopf bedeckt eine Mütze von demselben Stoff. Das Weib des Kirgisen ist lichtfarbiger als ihr Mann. Mit Ausnahme vielleicht der Negerin ist die Kirgisin das häßlichste Weib unter der Sonne. Durch starken Körperbau ausgezeichnet, werden ihr vom Manne die schwersten Arbeiten aufgebürdet.

Die Kirgisen sind, sowohl Männer als Frauen, geübte Reiter, da sie schon von frühester Jugend an das Pferd besteigen. Die wildesten Renner wissen sie mit einer Kühnheit und Leichtigkeit zu bändigen, welche die größte Bewunderung erregen. Sie haben äußerst kurze Steigbügel, und indem sie das Pferd mit ihren krummen Beinen umschließen, scheinen sie auf dem Sattel wie angeleimt zu sein. Bogen

und Pfeile werden von ihnen mit großer Geschicklichkeit gehandhabt; die sie aber selbst verfertigen sind schlecht, und sie kaufen daher die meisten dieser Waffen bei den Baschkiren oder den Chinesen. Auch bedienen sie sich sehr unvollkommener Luntenflinten, deren vordern Lauf sie auf eine Gabel legen; indessen ist dieses Gewehr in ihren Händen nicht sehr furchtbar. Außerdem gebrauchen sie im Gefecht auch den Tschakan, ein kleines Beil mit einem sehr langen Griffe, welches oft tödtliche Wunden macht.

Die Kirgisen sind höchst neugierig, leichtgläubig und schwatzhaft. Im Allgemeinen sind sie gastfreundlich, doch rechnen sie im Stillen auf Wiedervergeltung, denn Eigennutz und Habsucht sind Hauptzüge ihres Charakters und werden nicht selten Veranlassung zu blutigen Streitigkeiten, in welche ganze Geschlechter gezogen werden, denn Selbstrache ist nicht nur geduldet, sondern der, welcher sich durch Glück bei Ueberfällen besonders auszeichnet, wird von seinen Landsleuten gepriesen und hoch geehrt. Fürchterlich ist die Blutrache, wenn Jemand bei Streitigkeiten das Leben einbüßt. Doch sind sie im Ganzen nicht tapfer, sondern mehr kecke Räuber, die den Feind durch List oder Ueberrumpelung zu besiegen suchen und die Flucht ergreifen, wenn sie kräftigen Widerstand finden. Sie machen darum ihre Ueberfälle und Angriffe meist des Nachts. Ihr erster Anfall ist stets heftig und fast unwiderstehlich, aber nur, weil sie gute Reiter sind und durch Hoffnung reicher Beute angereizt werden. Wird das Pferd getödtet und müssen sie zu Fuß fechten, so sind sie verloren. Der Anblick einer einzigen Kanone ist hinlänglich, sie in Unordnung zu bringen. Bei der Theilung des Raubes, wenn sie eine Karawane geplündert haben, gehen sie auf eine lächerliche Weise gewissenhaft zu Werke. Tuch, Pelzwerk ꝛc. ꝛc. wird in tausend Stücke zerrissen, selbst Uhren und Instrumente werden zerbrochen und die Stücke vertheilt; der Eine z. B. bekommt ein Rad, der Andere eine Schraube, der Dritte eine Feder u. s. w. Ueberdies muß Jeder, wenn er nach Hause kommt, einen Theil der Beute an seine Eltern und Verwandten abliefern, so daß ihm selbst oft nur wenig übrig bleibt.

Die **Religionsbegriffe** der Kirgisen sind ziemlich unklar. Sie glauben allerdings an ein höchstes Wesen, das die Welt erschaffen hat, aber die Einen verehren Gott nach den Lehren des Korans, die Anderen vermischen mit dem Islam noch alte Gebräuche des Heidenthums. Indessen kann man doch den Islam als die herrschende Religion der Kirgisen betrachten. Sie bekennen sich zur Secte der Sunniten, und kein Gefangener, der zu dieser Secte gehört, kann als Sclave verkauft oder als solcher zurückgehalten werden, während man Schiiten, Kalmücken und Christen als gute Prisen betrachtet und verkauft. Uebrigens nehmen es die Kirgisen mit den Geboten des Korans nicht sehr genau. Sie beobachten weder die Fasten noch die Waschungen; auch das tägliche fünfmalige Gebet wird nicht von Allen verrichtet. Da Mekka zu weit entfernt von diesen Ländern ist, so hat man fast kein Beispiel, daß ein

Kirgise die Wallfahrt dahin gemacht hätte. Rückkehrende und durchreisende Pilger (Hadschis) und andere Schwärmer bereichern sich nicht selten, indem sie in der Steppe umherziehen, Gottesdienst halten und Talismane verkaufen, welchen die Kirgisen die Kraft zuschreiben, unverwundbar und unbesiegbar zu machen.

Die Zauberer oder Wahrsager theilen sich in mehrere Klassen. Die zahlreichste ist die der Dschaurunschis, welche auf jede beliebige Frage nach verborgenen oder zukünftigen Dingen mittels eines Schafknochens antworten, indem sie diesen von allem Fleisch entblößen und so lange ins Feuer legen, bis er an mehreren Stellen Risse oder Spalten bekommt. Aus diesen Rissen behaupten sie nun Vergangenes und Künftiges lesen zu können. Die Ramtschis gründen ihre Prophezeiungen auf die Farbe der Flamme, welche entsteht, wenn man Schaffett ins Feuer gießt. Höher geben es die Dschulduztschis, welche die Sterne beobachten, die nach ihrer Behauptung von ihren vertrauten Geistern bewohnt werden.

Von höherer Geistesbildung kann bei diesem Nomadenvolke im Ganzen keine Rede sein. Sie haben indessen einige Gesänge, die nicht ohne poetischen Werth sind.

Das Nomadenleben hat den Kirgisen einige astronomische Kenntnisse beigebracht. Sie haben Namen für die meisten größeren Sternbilder. Die Monate führen dieselben Namen wie die Zeichen des Thierkreises. Die Zeitrechnung der Hedschra ist nur den Mollahs bekannt. Das Volk rechnet nach mongolischen Cykeln von je zwölf Jahren, deren jedes nach einem Thiere benannt wird.

Die der russischen Krone untergebenen Kirgisen wählen sich zwar ihre Chans, aber die Regierung bestätigt sie. Außer den Chans, als Oberhäuptern der Horden, werden die Stämme durch Beys, Behadirs, Sultane und Aelteste regiert. Der Titel eines Bey ist eigentlich erblich; allein wer ihn nicht durch eigenes Verdienst und persönliche Eigenschaften behaupten kann, verliert ihn bald, während derjenige, der sich Achtung erwirbt, ihn erlangt, sei es nun, daß es allmählich Sitte wird, ihn Bey zu nennen, oder daß ihm dieser ehrenvolle Titel ausdrücklich beigelegt wird. Die Behadirs sind Männer von anerkannter Tapferkeit, die im Kriege als Anführer gewählt werden. Die Sultane (Tura, d. h. Herren) sind Verwandte des Chans und haben ebenfalls Einfluß auf die Kirgisen; sie müssen aber nicht minder als die Beys persönliches Verdienst besitzen, wenn sie Ansehen genießen sollen. Der Chan hat das Recht über Leben und Tod aller Kirgisen seiner Horde, welche gegen seinen Despotismus keinen anderen Schutz haben, als die öffentliche Meinung und die Gebote des Korans. Auch pflegt er sich mit einer Rathsversammlung zu umgeben, welche größtentheils aus Volks-Aeltesten besteht, deren Ergebenheit er durch Schmeichelei oder Freigebigkeit zu gewinnen sucht. Diese Aeltesten sind in der Regel bejahrte und erfahrene Männer, deren Rathschläge das Volk zur Richtschnur

nimmt. Sie müssen übrigens reich sein und ausgebreitete Familien-Verbindungen haben.

289. Arabiens Weltstellung.

(Nach C. Ritter, Erdkunde.)

Die arabische Halbinsel mit ihrem Hoch- und Tieflande und einem physikalischen Charakter, der am mehrsten von dem der asiatischen Länderräume abweicht (ein Länderraum von 50,000 Quadrat-Meilen ohne großes Stromsystem), ist das wahre Mittelglied zwischen der asiatischen und afrikanischen Landesnatur. Man kann sich kaum des Gedankens eines wirklichen frühesten Zusammenhanges Arabiens mit seinen Nachbarländern im Osten und Westen erwehren, wenn man die Trapezgestalt dieser Halbinsel auf der Karte verfolgt, die mit ihren Parallelzügen gegen die engen Spalten d.r persischen und arabischen Golfe nur als ein Bruchstück von beiden erscheint, aus einer Zeit, da vielleicht die Niveauverhältnisse der noch auf beweglicheren Unterlagen schwimmenden, schon nach oben erkalteten oder getrockneten und gehobenen Schichten der Erdrinde noch nicht festgestellt waren wie heute, und daher selbst ganze Systeme von Länderflächen abberſten und sich losreißen mochten, indeß ihre Zwischenräume sich bald als Meerengen mit Gewässern füllten. Auch sind Arabiens charakteristische Producte, wie der Kaffeebaum auf der Höhe, die Dattelpalme in der Tiefe, das Kameel wie das Pferd u. a., beiden gemeinsam; dem Bewohner, dem Ur-Araber, steht der Gebirgs-Abyssinier am nächsten in Sitte, Gestalt, Sprache. Wie verschieden von seiner Heimat mußte die des Bewohners am Ostende von Asien, des Chinesen sein, der durch seine Naturverhältnisse, von der Seeseite durch Fluten-Andrang, von der Landseite durch fast unübersteigbare Felsgebirge und kalte Schneehöhen, die beide dem Araber fehlen, gleichsam ummauert lag und von der ganzen übrigen Welt abgeschnitten wurde, um die er nun auch in seinem eigenen Dünkel sich nicht mehr bekümmern zu dürfen wähnte! Wie verschieden von der des Inders, der nur für seine indische Welt geboren, in ihr allein und in keiner anderen einheimisch werden konnte, weil er in Allem auf sie allein angewiesen war! In dem Brennpunkt aller Gaben und Kräfte der Natur seines Erdtheils verließ dieses älteste, höher entwickelte Urvolk des asiatischen Bodens auch niemals die Naturgrenze seiner Muttererde, indeß alle anderen Völker zu ihm einwanderten als Eroberer, als Colonieen, als Handelsleute, und im Naturgefühl seines Reichthums hier der Heimische den Fremdling nirgends zurückwies. Der Araber auf seiner gleich isolirten, ebenso doppelt gestalteten Halbinsel, aber zwischen beiden Erdtheilen, Asien und Afrika, geboren, eignete sich frühe auch beiden an, seit ältester Zeit, wie kein anderer Asiate. Er dehnte seine Herrschaft über beide aus, bis zum Atlas im Westen und bis zu den chi-

nesischen Grenzmauern im Osten; kein Fremdling zog in die dürftig bewässerte Natur seines Bodens bei ihm ein, er selbst aber breitete die bei Weitem größere Zahl seiner Geschlechter außerhalb der Halbinsel, außerhalb der Urheimat aus, und mit ihnen seine Sprache, Religion, Sitte, Lebensart, mit seinen unzertrennlichen Gefährten, dem Pferde und Kameele, mit seiner Nahrung, dem Reis und der Dattel. Denn selbst auf einem indifferenten Boden, unter dem sonnenreichsten Himmel geboren, wußte er Herrschaften und Colonisationen auf fremden Ländergebieten zu gründen, wo Naturverwandtschaft ihn leicht befriedigte, weil er Heimatsverhältnisse aufsuchte, die leicht übertroffen wurden und die Fremde, der er seine Mitgift zuführte, sich anzubilden wußte; so am atlantischen Atlas, an der Guadiana, am Niger und Nil, wie im Terrassenboden von Schiras, zu Samarkand, am Indus und Oxus, bis zu allen seinem Nedsched verwandten, kühleren und wasserärmeren Plateauhöhen Mittel-Asiens.

---

290. Die Araber und ihre Heimat.

(Nach Wilh Wachsmuth, europäische Sittengeschichte.)

Arabiens Grenzgürtel ist an drei Seiten das Meer, gegen Norden und Nordwesten Sandwüsten. Die Sicherheit einer Insel hat es nicht minder durch die letzteren, als durch jenes; die Landschaften am rothen Meere haben wohl fremdes Joch getragen, aber keine Heeresmacht ist jemals durch die Wüste vorgedrungen; der Araber hat nur die Brunnen derselben zu verschütten, und der Tod lagert sich zu seinen Feinden. Innerliche Geschlossenheit und Eigenthümlichkeit, gleich der von Inselbewohnern, offenbart bei dem Araber sich mehr als Folge der inneren Landesbeschaffenheit, denn der äußeren Abmarkung. Jene Beschaffenheit aber ist nicht an der Westküste, nicht in dem sogenannten hochgepriesenen glücklichen Arabien, wo Durra, Weihrauch, Gewürze, Balsam und Kaffee erzeugt werden, sondern in der Wüste zu suchen, die von dem Bergrücken in Mittel-Arabien, Nedsched, westlich bis zum ägyptischen Delta, nördlich bis zu Palästina's Klippen und Schluchten und östlich zum Euphrat hin und über diesen hinaus sich erstreckt. Dieses Theils Natur herrscht vor zur Ausprägung arabischen Lebens; das glückliche Arabien ist nur als Ausnahme zu betrachten; Kern und Mark des arabischen Volksthums ist bei den Bewohnern der Wüste zu suchen, und vom Nomadenleben, scheint es, ist auch die Benennung des Landes, Arabien, hergenommen.

Dorthin also unser Blick, zum Gepräge der Einförmigkeit, wo keine Ströme die Landschaft befruchten und überschwemmen, keine Fruchtebenen, die den Bebauer an die fetten Schollen heften, keine wechselnde Farbe des Bodens; der Himmel ist unbewölkt und glänzend heiter, aber es ist nicht behaglicher und milder Hauch, den der Tag ausströmt, sondern

brennende Gluth; freundlicher ist dem Araber die Nacht mit ihrem flimmernden Sternenmantel; sie bringt ihm erquickenden Thau, und nur durch diesen werden die Tamarisken und Akazien am Saume der Wüste genährt. Die Erde, nicht befruchtet durch des Himmels Ergüsse, hat nur wenige lebendige Quellen; manche von diesen haben salziges Schwefelwasser; was von dem seltenen Regen in Cisternen gesammelt wird, bleibt nur geringe Zeit frisch. Zu seßhaftem Leben lockt keine Stätte; wer in jener Natur leben will, muß wandern. Dazu aber bietet die Natur ihre Hülfe. Das Kameel, in der Wüste heimisch und ihr verwandt, mit seinen breiten Füßen auf den Sand angewiesen, eben so geduldig als häßlich, eben so schnell als sicher, das Thier des Verkehrs und Handels; das Roß, edler als irgendwo, voll Schnellkraft in Nerv und Sehne, ohne beschwerendes Gewicht der Fülle, über den lockern Sand flüchtig dahin eilend, ohne seine Fußtapfen tief einzudrücken, bei Hunger und Durst schnellkräftig, dem Menschen sich anschmiegend, ungestüm zum Rennen, aber im Nu festgewurzelt, wenn der Reiter herabstürzt. Vom Roß und Kameel ist der arabische Beduine unzertrennlich; sein Muth ist am vollkommensten, wenn er zu Rosse sitzt.

Der arabische Volksstamm ist der Sprache nach verwandt mit dem Geschlechte, das über Palästina, Syrien, Phönicien, Babylonien, Mesopotamien und Armenien in der Urzeit der Menschengeschichte sich ausgebreitet hat. In die heimische Sage der Araber haben die Ueberlieferungen des alten Testaments Eingang gefunden; die Beduinen, nebst den Bewohnern der Westküste, Hedsjas, von Mekka und Medina, leiteten sich ab von Ismael; die Bewohner Yemens vom Semiten Joktan oder Kahtan; die Namen Araber und Saracenen, jener uralt, dieser aus der Zeit der ersten Verbreitung des Christenthums, gelten für beide insgemein. Auf Wahrung der Reinheit des Geschlechts war der Araber nicht bloß im Gegensatze gegen Ausländer, sondern die einzelnen Stämme gegen einander bedacht. Diesem Sinne entspricht die Gleichartigkeit des natürlichen Gepräges und der Lebensweise, die mit ungemeiner Stetigkeit Jahrtausende hindurch sich erhalten hat, so daß der Araber unserer Zeit und der aus den Tagen Hiobs wenig von einander verschieden sein mögen.

Hier gibt es nichts Riesenhaftes und Kolossales, wie bei den alten Deutschen; solche Körper könnte die Wüste nicht nähren; der Sand möchte zu unfest für solche Last scheinen. Der Araber ist mittelgroß, hager, sein Bedürfniß in Speise und Trank geringe, der Körper ganz Flechse und Muskel, die Gliederung vom schönsten Ebenmaß, das Antlitz ein regelrechtes Oval, die schwarzen blitzenden Augen scharf gespalten, Hand und Fuß zierlich gebildet, die Geberden behende. Der Geist aber ist seiner Hülle würdig; der anständigen Körperhaltung des arabischen Mannes entspricht Adel und Stolz der Seele, der äußeren Gliederung und Geberdung Aufgewecktheit und Schnellkräftigkeit, Beharrlichkeit und Festigkeit des Geistes, die Augen aber haben ihren Blitz von der innern Gluth des Gemüths. Wenn die deutschen Wanderungen an den brausenden Ungestüm der Fluten mahnen, so das

Hervorbrechen der Araber an das Sprühen des Feuers; die Deutschen treten auf als Volk der Waldungen und der Wasser, massenhaft und vollsaftig gleich ihren Eichen; die Araber als Söhne der Wüste, saftlos gleich deren Sande und leicht beweglich wie dieser. Der Geist erscheint bei jenen noch als gleich dem vaterländischen Nebel, der Klärung bedürftig und ihr selbst entgegenstrebend; bei diesem gluthvoll wie die heimische Sonne, die Phantasie maßlos, wie die Sandbetten der Wüste, üppigen Reichthum abenteuerlicher Gebilde schaffend aus der Wahlverwandtschaft mit dem nächtlichen Sternenhimmel, welcher Wunder über Wunder in unermeßlichen Räumen der Anschauung darbietet.

In der Schätzung der natürlichen Geistesrüstung möchte der Araber dem Altgermanen mehr vor- als nachstehen, unter den sittlichen Anlagen hat er einige der edelsten mit ihm gemein. Es ist wahr, der Beduine ist Räuber, Gewalt geht ihm vor Recht; wie der Deutsche in die römischen Landschaften einfiel, um Beute zu machen, so lauert der Beduine der Karawane auf; aber Plünderung bei Nacht und Diebstahl ist ihm ein Abscheu; den Besiegten und Beraubten läßt er nicht verschmachten, er gibt ihm Obdach und Unterhalt; wer aber vor der Wanderung seinen Schutz sich erkaufte, den geleitet er treu und läßt ihm kein Haar krümmen. Immer bedacht auf Raub, ist er eben so willig, wieder zu geben; auch der Aermste bietet von seinem Brode und seinen Datteln den Zuschauern seines kargen Mahls; Almosengeben galt dem Araber aller Zeit für eine seiner vorzüglichsten Verpflichtungen. Das Ebenmaß aber, das der Deutsche in der Gemüthlichkeit hat, besitzt der Araber in der gesammten Geistesstimmung, die, durchweg ernst, selten zum Lachen sich hingibt. Auf Ehre des Mannes hält der Araber nicht minder als der Deutsche, so auch auf Stattlichkeit der äußeren Erscheinung; in Gedichten wird schwarzes über die Schulter wallendes Haupthaar gepriesen; der wertheste Schmuck des Mannes aber war der Bart, er wird beim Gruße geküßt und beim Kraftspruche berührt. Aber reger als bei dem Deutschen war und ist bei dem Araber das Gefühl für Beleidigung; das Blut des Morgenländers, leicht in Wallung, kühlt sich nicht bald, und nachhaltig ist das Sinnen auf Wiedervergeltung, schwer versöhnlich das von Rachlust erfüllte Gemüth. Eine Beleidigung nicht rächen, gilt für entehrend, Durst nach Blutrache ist der Fluch des arabischen Volksthums; der Araber ist ausgezeichnet durch das furchtbare Talent, glühenden Haß Jahre hindurch nähren zu können; ja, manche arabische Stämme führten in Verfolgung der Blutrache Jahrhunderte lang Krieg mit einander, manche bis zur gänzlichen Vertilgung. Verpflichtung zur Blutrache haben noch jetzt die nächsten Verwandten, und Verachtung trifft die, welche sie nicht erfüllen. Es ist alter Volksglaube der Araber, daß, so lange die Blutrache für einen Erschlagenen unerfüllt ist, die Stätte, wo ihn der Tod traf, nicht benetzt würde vom Thaue. Kommt der, dem es gilt, auf andere Art, als durch die Hand des Bluträchers ums Leben, so trifft der Bluthaß dessen nächste Anverwandten, und so wird denn das fürchterliche Wort:

Es gibt Blut zwischen uns, selbst mit für den Stamm zur Losung, die bei jeglicher Gelegenheit wiederholt wird und zur Fehde ruft.

Ganz eigenthümlich aber ist dem Araber der poetische Schwung; in der einförmigen Dürftigkeit der äußeren Natur um ihn her ist seine Einbildungskraft mit den buntesten Bildern erfüllt und gestaltet sich eine Welt poetischer Bilder. Poesie ist Anfang und Ende der Weisheit des Arabers; poetisch ergießt sich sein Gefühl über Einsamkeit der Wüste, Roß und Kameel, Lanze und Schwert; sein Stolz nährt sich durch poetische Verherrlichung der Großthaten seines Stammes, der Weisheit und der Tugend, insbesondere der Gastfreundschaft und Großmuth, Liebesabenteuer und Reichthümer der Vorfahren; hochfahrende Träume der Phantasie überdecken die Wirklichkeit mit einem bunten Gewebe von Wundermähren. Neben dieser Richtung aufs Abenteuerliche bringt ein scharfer zugespitzter Verstand hervor im sinnvollen Spruch und ergötzt im trauten Vereine mit der Phantasie sich am Räthsel und an der poetischen Fabel. Versammlungen zu poetischen Vorträgen gab es vor Mohamed's Zeit zu Mekka und seit dem sechsten Jahrhunderte zu Okhad, einer Stadt in Tehama, woselbst jährliche Märkte und Spiele; dreißig Tage hindurch wurden Wettgesänge gehalten; der Gewinn eines poetischen Preises war dem Araber so viel werth, als die Geburt eines edlen Füllens, ja, selbst eines Sohnes; sein Stamm eignete den Ruhm sich an, andere Stämme brachten Glückwünsche, es wurden Feste begangen, wozu die Weiber den Männern unter dem Klange des Tambourins entgegen zogen. Dichterruhm konnte selbst zur Würde eines Scheikh oder Stammführers erheben. Der Mustergedichte aus jener Zeit waren sieben, die Moallakats in Mekka aufgehangen, der Stolz seiner Bewohner.

Die Sprache aber ist dem poetischen Ausdruck förderlich durch ungemeinen Reichthum an Formen und bildlichen Bezeichnungen. Der erstern gibt es vielleicht nicht weniger, als im Griechischen, der letzteren werden achtzig für Honig, zweihundert für Schlange, vierhundert für Unglück, fünfhundert für Löwe, tausend für Schwert gerechnet. Daher denn auch große Willigkeit der Sprache zum Reimspiel. Etwa hundert Jahre vor Mohamed, also um 500 nach Christi, hob sich die Mundart der mekkanischen Koreischiten vor allen übrigen hervor; in ihr ist der Koran geschrieben und dadurch ihr dauernde Herrschaft auf die folgende Zeit geworden.

So sehen wir denn des Arabers Ausstattung und Reichthümer in seiner Persönlichkeit allein, und mit grellem Abstich erhebt dieser sich über die Armseligkeit des äußeren Lebens. Unter Hütte und Zelt, bei Entbehrung und Mühseligkeit ist der Araber stolz auf sein Geschlecht und seine Freiheit! Zwar behauptet der Beduine, bei Theilung der Erde seien die reichen Länder an andere Stämme gekommen und der Araber übervortheilt worden, so daß er mit List und Gewalt nach deren Erwerbung streben könne; doch aber ist ihm die Heimat mit ihrer Dürftigkeit und allen Entbehrungen und dem Wechsel der Ruhestätten werth;

der Beduine verachtet die Ansässigen (Fellahs), Städter und Ackerbauer, und ist selten Träger friedlichen Verkehrs mit den Städten. Der Stolz und Adel des Sinnes fand eine wackere Pflegerin in der Gunst der Verfassung. Der Araber der Wüste, frei geboren, und Knecht nur durch Kriegsgefangenschaft, hat allein vor allen Völkern Asiens nie ganz und nie lange das Joch der Despotie getragen; darum ist er, gleich dem Germanen, so mächtig in Umgestaltung despotisch gewöhnter Völker gewesen. Das Urgepräge der Gesellschaft, Familienverein und Stamm, ist noch jetzt erkennbar. An der Spitze eines Stammes sucht ein Scheikh innern Hader beizulegen und zur Fehde anzuführen; wenn ein solcher seine Gewalt mißbrauchen wollte, so möchte es ihm schwer werden, die immer unsteten Schaaren im Zwinger des Gehorsams zu erhalten. Die Vielheit und Gesondertheit der Stämme wird durch den Stolz auf die Abkunft unterhalten, Freiheitsliebe und ein sehr reizbares Gefühl veranlaßt blutige Fehden derselben, dann und wann einten mehrere Stämme zu gemeinschaftlichen Unternehmungen sich unter einem Großscheikh (Scheikh al Gebr) oder Emir.

Was nun vermochte die Söhne der Wüste, mit den Bewohnern der Westküste und selbst des in sich zu heimischer Glückseligkeit abgeschlossenen Landes Yemen, als Eine Schaar, von Einem Geiste erfüllt, hervorzubrechen, das Feuer der vereinzelten Geister zu Einem Brennpunkte zu sammeln? Es war Eines Mannes Persönlichkeit und die von ihm ausgehende Religionslehre. Die Nachbarschaft Arabiens hatte die mosaische Religion und das Christenthum entstehen sehen, keine von beiden hatte das Volksthum so für sich geltend gemacht, als Mohamed's Lehre, der Islam.

---

292. Mekka und Medina.

(Nach J. R. Wellsted und J. L. Burkhardt, Reisen in Arabien.)

Zwei Tagereisen von Dschidda, der größten Handelsstadt des rothen Meeres und der schönsten Arabiens, liegt die heilige Stadt Mekka, das Ziel der Wanderungen von gläubigen Moslims aus allen Theilen der alten Welt. Die große Heiligkeit der Stadt erlaubt nicht, daß der Fuß eines Ungläubigen sie verunreinige, und nur unter der Verkleidung und dem angenommenen Charakter muselmännischer Pilger gelang es Seetzen, Burkhardt, Badia und Anderen, den Geburtsort des Propheten und die heilige Kaaba zu besuchen. Die Stadt, welche die Frömmigkeit der Gläubigen mit hunderten schöner Beinamen belegt, wie Mutter der Städte, die Edle, Gebiet der Gläubigen, liegt in einem engen Thale, von kahlen Bergen umgeben. Sie gehört zu den schöneren Städten des Orients, ihre Straßen sind breit und ziemlich regelmäßig, ihre Häuser oft drei Stock hoch, von Stein gebaut und mit Fenstern nach der Straße hin versehen. Drei Citadellen mit Besatzung

beschützen sie. So wenig die Natur zu ihrer Verschönerung gethan hat, da nirgends ein Baum oder ein grünes Fleckchen das Auge erfreut, so bietet sie doch zur Zeit des Hadsch (der Wallfahrt) einen sehr belebten Anblick, wo alle Straßen mit den Pilgern erfüllt sind und überall wohlversehene Kaufläden die Schätze des Orients zur Schau tragen. Dann haben sich hier versammelt die Gläubigen aus der Türkei, Klein-Asien und Syrien, welche der Pascha von Damaskus mit der großen Hadsch-Karawane hieher geleitet, die Karawanen aus Bagdad und Bassra mit den ketzerischen Persern, und alle die kleineren Pilgerzüge, welche von Bahrein und Medsched, von Yemen und Hadramaut sich hieher ergossen haben; ferner die Pilger aus dem fernen Mograb von den Küsten des atlantischen Meeres, aus Marokko und der großen Wüste, aus Algier, aus Tunis und aus Tripolis, und die große Kafilah, welche aus dem fruchtreichen Thalbett des Nil um das rothe Meer gezogen ist. Dazu sind von Dschidda herübergekommen, die sich dem trügerischen Meere anvertraut haben, die Pilger aus dem fernen Osten, von Indien, Beludschistan und Afghanistan, auch von den Küsten des persischen Meerbusens, von Oman und Süd-Arabien, wie die Afrikaner aus den Häfen Berberah, Zeila und Massawa, Kosseir und Suez, und die armen Schwarzen von Sudan, welche sich in Suakim einschiffen. Ein solcher Zuwachs von oft über hunderttausend Menschen mit der halben Zahl von Kameelen für eine Wüstenstadt von 50,000 Seelen erfordert schon zur Beschaffung der täglichen Nahrung ungewöhnliche Regsamkeit. Dennoch findet man in Mekka keine öffentlichen Gebäude, keine Khans für die Reisenden oder zur Waaren-Niederlage, keine Paläste noch andere Moscheen, als die einzige große Moschee Beit-Ullah, das Haus Gottes, mit der heiligen Kaaba.

Die große Moschee, auch schlechthin El Haram, das Heiligthum, genannt, besteht in einem großen Hofraum von 250 Schritt Länge und 200 Schritt Breite, welcher mittels einer dreifachen Reihe von Bogengängen mit kleinen Kuppeln geschlossen ist und die Kaaba, den Brunnen Zemzem und mehrere andere Heiligthümer enthält. Sieben achteckige Minarets erheben sich an den verschiedenen Ecken der Einfassung, 19 Thore oder gewölbte Schwibbögen führen auf den innern Platz. Das vornehmste Thor ist Bab es Salem, Thor des Heils, durch welches die Pilger zuerst die Moschee betreten und sich dadurch der Gnade Gottes in besonderem Grade würdig zu machen glauben. In der Mitte des Platzes steht die Kaaba, ein würfelähnliches Gebäude von 34 Fuß Höhe mit ungleicher Länge der Seiten, deren kleinste 29, deren größte 38 Fuß lang ist. Es besteht aus zugehauenen Granitsteinen der benachbarten Berge und enthält im Innern nur einen Raum, dessen Decke von zwei Säulen getragen wird. An der nordöstlichen Ecke des Gebäudes sieht man einen schwarzen, von einer silbernen Platte umgebenen Stein eingemauert, dessen Oberfläche durch die Küsse der Pilger ganz ungleich und höckerig geworden ist. Nach der Sage ist die Kaaba 2000 Jahre vor Erschaffung der Welt im Himmel erbaut und von

den Engeln angebetet worden. Adam errichtete sie auf der Erde, genau unter der Stelle, wo sie im Himmel gestanden hatte. Zehntausend Engel wurden zu ihrem Schutze bestimmt. Trotzdem zerstörte sie die Sündflut. Abraham (Ibrahim) erbaute sie auf's Neue, unterstützt von seinem Sohne Ismael (Ismail) und dem Erzengel Gabriel. Letzterer überbrachte den Stein, der Anfangs ein durchsichtiger Hyacinth war, aber durch die Thränen, welche Abraham über die Sünden der Menschen darauf weinte, sich schwarz gefärbt hat. Die Kaaba ist von außen und innen bekleidet. Die äußere Bekleidung besteht in dem Kesua, einem großem Vorhang von schwarzer Seide, der in Kairo gefertigt und alle Jahre zur Wallfahrtszeit erneuert wird. In zwei Drittel der Höhe sind auf einem breiten Streifen in Gold fromme Sprüche und das Glaubensbekenntniß des Islam gestickt: „Es gibt keinen Gott als Gott, und Mohamed ist der Gesandte Gottes." Die Thür hat einen besonders prächtigen, ganz mit Gold und Silber gestickten Vorhang. Für den schwarzen Stein, den jeder Pilger beim Umgang küssen muß, und für einen anderen Stein, der von den Pilgern nur berührt wird, sind Oeffnungen in dem Kesua angebracht. Die innere Bekleidung ist ein rosenrother Seidenstoff, welcher gleichfalls alle Jahre neu aus Konstantinopel geschickt wird und, wie der Kesua, ein Geschenk des Großsultans ist. Die alten Bekleidungen werden zerschnitten und in Stückchen an die Pilger verkauft, welche sie als Andenken und Amulette nach Hause nehmen. Um die Kaaba herum ist ein schönes Marmorpflaster, von 32 Pfeilern in vergoldeter Bronze umgeben. Letztere sind durch Eisenstangen verbunden, an deren jeder 7 Lampen hangen, welche alle Abend bei Sonnenuntergang angezündet werden. Jenseits dieser Pfeiler steht das Gebäude mit dem Brunnen Zemzem (Semsem). Der Sage nach ist dieses die Quelle, welche der Engel des Herrn der Hagar (Hadscher) zeigte, als sie mit ihrem Knaben Ismael von Abraham in die Wüste verstoßen war und Beide in Gefahr waren, vor Durst zu verschmachten. Wahrscheinlich verdankt Mekka dieser Quelle seine Entstehung, denn mehrere Meilen in der Runde gibt es kein süßes Wasser. Sie gilt dem gläubigen Moslem für ein unfehlbares Heilmittel gegen alle Krankheiten, und der Pilger trinkt davon während seines Aufenthaltes in Mekka so viel er nur irgend kann, nimmt auch noch Krüge damit gefüllt in seine Heimat mit.

Den vier Seiten der Kaaba gegenüber befinden sich vier kleine Gebäude (Mamam), wo die Imans der vier rechtgläubigen sunnitischen Secten ihren Platz einnehmen und den Gebeten ihrer Versammlung vorstehen. Der größte Theil des Platzes ist mit grobem Sand bestreut, wo sich viele Tauben aufhalten, deren Fütterung der Pilger für ein verdienstvolles und frommes Werk hält. Von den Eingängen führen zur Kaaba gepflasterte Wege. Den größten Theil des Tages hindurch scheint die Moschee mehr ein Gesellschaftsplatz, als ein Tempel der Gottesverehrung zu sein, denn viele Gruppen unterhalten sich mit lautem Geplauder, Andere essen und schlafen hier, Andere beschäftigen sich

mit dem Lesen des Korans oder hören den Vorträgen der gelehrten Ulema's zu, während unter den Säulenhallen große Schaaren von Bettlern und Kranken lagern. Aber zur Zeit des Abendgebetes wird der Boden mit großen Teppichen belegt, und nun versammeln sich um die Kaaba die vielen Tausende der Pilger in großen Kreisen, ihr Antlitz dem Heiligthume zugewendet. Ein Iman stellt sich an den Eingang der Kaaba und seine Kniebeugungen werden von der ganzen versammelten Menge nachgeahmt. Die feierliche Stille bei der Andacht einer so großen Menschenmenge aus drei Welttheilen, dabei der Lichtglanz der tausend Lampen, welche auf dem Platze und rings um unter den Arkaden brennen, hat etwas ungemein Feierliches.

Der Pilger, welcher alle vorgeschriebenen Gebete in der großen Moschee verrichtet, den schwarzen Stein geküßt und von dem Brunnen Zemzem getrunken hat, darf doch nicht auf den Ehrennamen eines Hadschi Anspruch machen, wenn er nicht die Wallfahrt nach dem Berge Arafat gemacht hat. Dieser Berg liegt drei deutsche Meilen von Mekka und ist ein 200 Fuß hoher Vorberg der Charrah-Gebirge. Zu seinen Füßen erstreckt sich eine weite Ebene. Alle Pilger sind verpflichtet, an einem gewissen Tage, bald nach Eröffnung der Wallfahrtszeit, zu diesem Berge zu wallfahrten und dort am Tage nach ihrer Ankunft, Nachmittags um drei Uhr, einer Predigt, welche ein Katib von dem Gipfel des Berges herab an die versammelte Menge hält, beizuwohnen und gewisse Gebete zu verrichten. Diese Ceremonie heißt „Asser" und ist der wichtigste Theil der ganzen Wallfahrt. Die in Mekka stets zerstreuten Pilger sind hier zu gleicher Zeit mit Einem Blicke zu überschauen, und es gibt gewiß keinen Ort weiter in der Welt, wo man auf so kleinem Raum so vielerlei Völker sehen und so verschiedene Sprachen hören könnte. Burkhardt zählte zu einer Zeit, wo äußere Umstände die Wallfahrt etwas beschränkt hatten, vom Gipfel des Arafat an 3000 Zelte, welche über die Fläche vertheilt waren, und schätzte die Zahl aller hier Versammelten auf 70,000, welche 25,000 Kameele bei sich hatten. Auf dem Berge Arafat soll Adam vom Engel Gabriel Unterricht empfangen haben, wie er beten müsse, auch soll jener hier nach langer Trennung seine Eva wieder gefunden haben.

Auf der Reise nach dem Berge Arafat kommen die Pilger durch das Thal Muna. Hier bezeichnen drei Pfeiler die Stellen, wo Abraham durch je sieben Steinwürfe den Teufel verscheuchte, als derselbe ihn bei der Rückkehr vom Berge Arafat irre zu leiten versuchte. Jeder Gläubige verrichtet bei diesen Teufelspfeilern die Ceremonie des Steinwerfens durch je sieben Steinwürfe und opfert dann ein Schaf oder eine Ziege, welche er zu diesem Zwecke eigens mitgebracht hat. Auf einem Berge hinter Muna zeigt man auch die Stelle, wo Adam begraben sein soll.

Im Beled el Haram, dem heiligen Lande, nimmt Medina die zweite Stelle ein. Viele Pilger wallfahrten auch zu diesem heiligen Orte, welcher den Propheten nach seiner Flucht von Mekka gastlich auf-

nahm und seine Gebeine bewahrt. Der Weg von Mekka nach Medina geht durch ein dürres, von Bergen und Thälern durchschnittenes Land, wo hin und wieder bebaute Felder und Brunnen sich finden. Die Entfernung beider Städte beträgt 50 deutsche Meilen. Medina ist eine gut gebaute Stadt, von einer Mauer und einem Wassergraben umgeben und liegt an der Grenze des Niederlandes und der Bergkette Charrah. Gärten und Felder umgeben die Stadt und versorgen sie reichlich mit Weizen, Gerste und vorzüglichen Datteln. Am östlichen Ende der Stadt liegt die große Moschee, gleichfalls El Haram genannt, und gleich ihrem Vorbilde zu Mekka aus einem von Säulenhallen begrenzten, aber etwas kleineren Platze bestehend. Hier steht im südöstlichen Winkel das Grabmal des Propheten, ein viereckiges Gebäude von schwarzen Steinen erbaut und von zwei Säulen unterstützt, wo der große Mann an der Seite seiner Nachfolger Abu Bekr und Omar den ewigen Schlaf schläft. Der Sarg, welcher die Asche Mohamed's umschließt, ist mit Silber überzogen und hat oben eine Marmorplatte mit der Inschrift: Bismillahi Allahumma Sally alei (im Namen Gottes! ertheile ihm Deine Gnade!). Das Grabmal ist ganz von einem seidenen Vorhang verhüllt, der reich mit Verzierungen und Inschriften in verschiedenen Farben durchwebt ist und bei einer neuen Thronbesteigung zu Konstantinopel von dort aus erneuert wird. Der alte Vorhang wird dann nach Konstantinopel geschickt, um die Gräber der Sultane und Prinzen zu bedecken. Einige Schritte von dem Vorhang umgibt das ganze Grabmal noch ein eisernes, grün gemaltes Gitter von feiner und dicht an einander schließender Arbeit, so daß man nicht hindurch sehen kann. Zur Befriedigung frommer Neugier sind jedoch einige Fensterchen auf allen vier Seiten angebracht. Das ganze vom Gitter eingeschlossene Innere heißt El Hedschra, und vornehme Pilger erhalten die Erlaubniß, in den Raum zwischen dem Gitter und dem Vorhang einzutreten. Das Innere des Grabmals wird jedoch nur Behufs Anbringung eines neuen Vorhangs und auch dann nur zur Nachtzeit von den obersten Dienern des Heiligthums betreten. Rings um die Gräber wurden vormals die Schätze von Hedschas aufbewahrt, Juwelen und goldene Geschmeide, welche nach und nach die Pilger und Sultane der Moschee verehrt hatten. Bei der Eroberung Medina's durch die Wahhäbis wurden sie jedoch von diesen geraubt. Gläserne Lampen erleuchten jede Nacht das Grabmal, und die Kuppel desselben erhebt sich mit ihrem vergoldeten Halbmond weit über die anderen Kuppeln der Moschee.

Die Gebräuche, welche der Pilger beim Besuche der Moschee zu beobachten hat, sind folgende. Gleich nach seiner Ankunft in Medina muß er ein vollständiges Bad nehmen und wo möglich sich mit Wohlgerüchen salben. Sobald er die Moschee zuerst erblickt, muß er einige kurze Gebete sprechen. Der Mezowar (Fremdenführer) läßt ihn hierauf in das Hauptthor Bab el Salam eintreten, und sieht genau darauf, daß der Pilger mit dem rechten Fuß die Schwelle überschreitet; ein

Gebrauch, der zwar bei allen Moscheen eingeführt ist, hier aber mit besonderer Strenge beobachtet wird. Von hier begibt er sich, fortwährend Gebete hersagend, nach dem Rodha (Garten), verrichtet abermals ein kurzes Gebet und wirft sich dann, zum Zeichen der Begrüßung, vier Mal auf die Erde, indem er dabei zwei kurze Capitel des Korans, das 109. und 112., hersagt. Sodann geht er durch eine der kleinen Thüren in der Scheidewand des Rodha zu dem Gitter des Hedschra (der Einfassung), wo er sich vor das westliche Fenster an der Südseite stellt und mit halb erhobenen Armen zu Mohamed betet, wobei er an zwanzig verschiedene Namen und Ehrentitel des Propheten öfters wiederholt. Er bittet um seine Fürsprache im Himmel und schließt in sein Gebet die Namen aller Freunde und Verwandten ein. Daher kommt es, daß ein Bewohner Medina's nie einen Brief erhält, worin er nicht am Schlusse gebeten würde, den Namen des Schreibers am Grabe des Propheten zu erwähnen. Daß ein Pilger, welcher im Namen eines andern auf die Wallfahrt geschickt wird, auch den Namen des Letzteren in sein Gebet einschließen muß, versteht sich von selbst. Unter den Gebeten, welche an dieser Stelle so wie an anderen heiligen Orten der Stadt verrichtet werden, besteht das eine in folgenden Worten: „Verdirb unsere Feinde, und laß ihnen die Qualen des höllischen Feuers zu Theil werden!"

Nach Beendigung der lauten Gebete sagt der Führer dem Pilger, daß er den Kopf dicht an das Fenster legen und so einige Minuten in stiller Anbetung verweilen möge. Ist dies geschehen, so tritt der Pilger zurück und verrichtet wieder ein Gebet mit vier Niederwerfungen unter der benachbarten, dem Gitter gegenüber stehenden Colonnade. Dann geht es zu dem Grabe Abu-Bekr's, und endlich zu den Gräbern Omar's und Fatme's, wo dieselben Gebräuche verrichtet werden. Der Pilger kehrt nunmehr zum Rodha zurück, richtet hier noch ein Gebet an Gott selbst, und verläßt die Moschee, nachdem er mit dem Ganzen höchstens zwanzig Minuten zugebracht hat.

Selbst bei den rechtgläubigen Moslemims ist die Wallfahrt nach Medina zur Moschee und zum Grabe des Propheten bloß eine „verdienstliche" Handlung, welche mit der „Pflicht" des eigentlichen Hadsch (der Pilgerfahrt nach Mekka), die allen Gläubigen obliegt, nichts gemein hat. Sie halten sie jedoch, so wie den Besuch der Moschee zu Jerusalem und bei dem Grabe Abraham's zu Hebron, für eine der Gottheit höchst wohlgefällige Handlung, und für geeignet, manche Sünden dadurch abzubüßen und sich den Schutz des Propheten wie des Patriarchen zu erwerben.

293. Der Sinai.

(Nach Gotthilf Heinrich v. Schubert, Reise in das Morgenland in den Jahren 1836 und 1837.)

Am 2. März, bald nach Sonnenaufgang, machten wir uns auf zum Besteigen des Sinai. Der ehrwürdige Prior hatte es sich nicht nehmen lassen; er wollte uns selber auf dem Wege geleiten. Der Greis mit seinem Wanderstabe ging voran; eine Schaar der Beduinen, welche die Vorräthe des frischen Brodes, der Datteln und eingesalzenen Fische, so wie eine Flasche mit Racki trug, folgte uns nach. Nahe beim Kloster, in einer Bergschlucht an der nordöstlichen Seite des Horeb, steigt man auf jenen, zum Theil verfallenen Stufen empor, welche schon die fromme Kaiserin Helena oder doch Kaiser Justinian zur Bequemlichkeit der Pilgrime anlegen und einhauen ließen. Zu beiden Seiten erschienen die zum Theil prunklosen, meist aber gewürzhaften Gewächse des arabischen Felsenlandes; doch das Auge hatte jetzt keine Zeit, sie zu sehen. Bei der Quelle des heiligen Sangarius, in der Grotte, am klaren, frischen Wasser ruhten wir aus, denn wir waren vom Kloster aus hieher schon 920 Fuß, mithin zweimal so hoch gestiegen, als die größeste der Pyramiden zu Ghizeh oder als der Münsterthurm in Straßburg emporragt. Diese Quelle, so erzählt die fromme Sage des Klosters, ward zur Erquickung seiner Bewohner, deren Bedürfniß das Wasser der Cisternen einst in dürrer Zeit nur spärlich befriedigte, durch das Gebet des frommen Abtes Sangarius eröffnet und gefunden.

Die Schlucht verengert sich nun, das Ansteigen auf den oft ganz ausgebrochenen Stufen und Felsblöcken wird mühsamer. Endlich gelangt man zu einer Gebirgsplatte, auf welcher, im Schatten der Cypresse, ein gemauerter Brunnen steht, und hier ist man auf der Höhe des im engeren Sinne*) sogenannten Horeb, von welchem der Sinai eigentlich nur der südöstliche, höher ansteigende Gipfel ist. Dort in der Felsenhöhle war die Stätte, dahin Elias der Thisbite zu dem Angesicht Gottes sich rettete, als Ahab und sein abgöttisches Weib Jesabel mit blutdürstigem Zorne ihm nach dem Leben stunden**).

Wir ruhten ziemlich lange am Brunnen des Elias, unter der hohen Cypresse, und besahen dann das meist verfallene Kirchlein der Eliasgrotte, so wie die Trümmer eines kleinen Klosters, welches auch hieher die Andacht der Mönche erbaut hatte. Die Höhe des Horeb bei dem Eliasbrunnen mißt 6126 Fuß über dem Meere; 1400 Fuß über dem Thal des Klosters.

Am Saume der Gebirgsplatte der Horebhöhe steigt der eigentliche Sinai an, dessen Gipfel noch 900 Fuß höher ragt, als die Gegend

*) Im weiteren Sinne wird unter dem Namen Horeb in der heiligen Schrift offenbar die ganze Gebirgswüste der Umgegend des Sinai verstanden.

**) 1. Kön. C. 19.

der Eliasgrotte. Das Ansteigen geschieht abermals auf Stufen, welche etwas besser erhalten sind, denn die am Horeb.

Die höher gestiegene Sonne beleuchtete jetzt des Horeb und Sinai's majestätischen Gipfel im vollen Glanze; ich erhob mein Auge und mich ergriff ein Mitgefühl mit jener Furcht, welche Israels Volk bis auf unsere Tage davon abhält, den Sinai zu besteigen. Denn, wie uns dies in Jerusalem versichert wurde, kein strenggläubiger Jude wagt noch jetzt „auf den Berg zu steigen, noch sein Ende anzurühren*)“, so tief hat sich dem unter dem Gesetz stehenden Volke das Andenken jener Stunden eingeprägt, da „der ganze Berg rauchte und sehr erbebte, weil der Herr auf ihn herabfuhr mit Feuer“.

Der Gipfel des Berges, der ganz nahe bei der Kluft des Moses ist, war jetzt erstiegen; der Gipfel des Berges, welcher der größeren Hälfte der Völker der Erde ein heiliger Ort ist. Denn er ist heilig dem Volke Israel, welches nur aus ehrfurchtsvoller Ferne ihn betrachtet, heilig den Mohamedanern, welche hier, der alten, christlichen Capelle gegenüber eine kleine Moschee errichtet haben; heilig den Christen, denen ihr Glaube lehret, daß kein Titel, kein Jota dieser, prophetisch das Fernkünftige andeutenden Worte des Gesetzes, auf Sinai's Höhe gegeben, verloren gehen solle, bis daß sie einst alle in Erfüllung gingen.

Ich habe stark aussehende Menschen gekannt, auf welche der erstmalige Anblick des Meeres einen solch erschütternden Eindruck machte, daß sie fast ohnmächtig wurden. Ohnmächtig zwar wurde Keiner von uns; mächtig erschüttert aber wurden wir Alle durch die Aussicht vom Berge, deren schon an sich selber große Macht durch das Andenken an das, was einst hier geschehen, noch vielfach erhöht wird. Der Gipfel des Sinai ragt mehr denn siebentausend Fuß hoch über das Meer, er beherrschet mithin, wie sich berechnen läßt, eine Aussicht über das niedere, ebene Land und die Wasserfläche, welche, wo sie durch vorliegende Berge nicht gehemmt wird, nach allen Richtungen hin gegen 23 Meilen beträgt, mithin einen Kreis, welcher im Durchmesser 46, im Umfange 144 Meilen mißt. Wo aber jenseit dieses Kreises ein Berg von gleicher Höhe steht, da erweitert sich die Aussicht auf das Doppelte und in gleichem Verhältniß der Gesichtskreis.

Im Süden wie in Ost und West bemerkt man an einzelnen Punkten den Gürtel des Meeres, der das Hochland der peträischen Halbinsel umschlingt; jenseit des Meeres, in weiter Ferne mehrere Gebirgshöhen der arabischen und ägyptischen Küste. Es ist, als stünde man in der Mitte des riesengroßen Horstes eines einsamen Adlers, gegründet auf nackten, öden Felsen, zwischen die Grenzen der Meere. Nirgends, wohin man auch sieht, eine grünende Alpenwiese; nirgends ein Wald, kein rauschender Bach noch Wasserfall, keine Alpenhütte noch Dorfschaft; und wenn nicht gerade der Sturmwind oder die Donner ihre Stimme reden, da ist hier eine Stille, wie ich sie noch nirgends

*) 2. Mos. 19, V. 12.

auf Erden also hehr und also tief empfunden habe. Die Wüste des Sinai mit ihrer Felsenwarte ist ein Denkstein, ein unverändert stehen gebliebenes Werkstück des dritten Tages der Schöpfung, da Gott sprach: „es sammle sich das Wasser unter dem Himmel an besondere Oerter, daß man das Trockene sehe"; eine Versinnlichung jener Zeit der Anfänge, da noch kein Gras und Kraut noch fruchtbare Bäume, kein webendes und lebendes Thier, noch Gevögel, noch Vieh, noch Menschen waren, sondern da statt der Kraft des freien Lebens nur jenes Gesetz waltete, das der Erdveste ihre Gestaltung, dem Gewässer seine bestimmten Grenzen gab.

Wo kann man wohl in weiterem Umfange und ungehemmter in das Getriebe der krystallinischen Gestaltung der Felsen hineinschauen als hier, wo kein Erzeugniß der späteren Schöpfungstage die des dritten überkleidet und verhüllt; wo das granitische Gebirge mit seinen riesenhaften Tafeln und Felsenpyramiden unvermischt mit jüngeren Bergarten emporsteigt, keine seiner zunächst liegenden jähen, tiefen Schluchten mit Sandstein oder Kalk ausgefüllt ist, und wo man die Gänge der Wacke und des Basaltes wie schwarze Adern stundenweit durch das Gestell seiner Bergwände und Kuppen fortlaufen sieht?

Und auf diese Felsenwarte läßt nun auch die Geschichte der vergangenen Tage ihren verklärenden Strahl fallen und erhebt den innern Blick auf einen Standort, da derselbe, in noch viel anderem Umfange als das äußere Auge, ein Reich der Zeiten und Völker überblicket. Hier ward den Menschen das Gesetz gegeben, das wie eine Erdveste dem Meere der Leidenschaften und Begierden zur sicheren Grenze dient; das Gesetz, das auf Christum hinweiset, weil in Ihm des Gesetzes Erfüllung ist. Wie dann hier, unter dem Fittiche des einsamen Adlers, der sein Volk hieher in die Stille der Felsenwüste führte, der Lebenskeim der beiden Religionen, der des Gesetzes und jener der Erfüllung, ausgeboren ward; so nahm dort im Südosten das stürmische Meer des Islamismus seinen Ausgang; wir stehen hier im Geburtslande der drei Haupt-Religionen der Völker.

294. Das Hochland Armenien.

(Nach Moritz Wagner, Reise nach dem Ararat und dem Hochland Armenien.)

Ganz treffend bemerkt Ritter, daß die zwischen ihren Parallelzügen aufsteigenden hohen und weit verbreiteten Stufen und Plateauländer das Eigenthümliche des armenisch-taurischen Gebietes ausmachen, welches durch das Vorherrschen hoher Tafel-Landschaften gegen das benachbarte Kaukasus-System einen so verschiedenartigen Charakter hat. Keine unübersteiglichen Schneeketten und hohen Riesenbarrieren sind diesem armenisch-taurischen Alpenland eigen, wie dem Kaukasus, dem Himalaya, sondern überall Pässe von, wenn schon steilen und klippigen,

doch kurzen, eintägig zu überwindenden und relativ niedrigen Culminationen, und die Passagen finden sich allenthalben in unzähliger Menge nach allen Richtungen in den culturfähigen und bewohnbaren milderen Regionen, die weder gänzliche Hemmungen der Communicationen bilden, noch ganze Jahreszeiten hindurch, selbst ohne Nachhülfe der Kunst, die Bevölkerungen ausschließen, vielmehr immer den Zugang und Durchgang gestatten. Das charakteristische Vorherrschen der Plateau- und Stufen-Landschaften hat dieses Erdgebiet zwar mit dem iranischen, anatolischen und cilicischen Gebiete gemein, aber gänzlich unterscheidet es sich von diesen durch die großen Stromdurchbrüche in Tiefthälern und Engspalten aus der Mitte dahinterliegender Tafelländer durch alle Hauptketten, Neben- und Vorketten nach allen entgegengesetzten Directionen und Weltgegenden.

Die mittlere Höhe der Pässe, welche von den Pontusländern, von den Thälern Georgiens und den Hochebenen des westlichen Persiens nach dem armenischen Alpenland führen, zeigt eine auffallende Uebereinstimmung, durchschnittlich 6- — 7000 Fuß, was der Höhe der Pässe in den cottischen und grajischen Alpen zwischen Monte-Viso und Montblanc nahebei entspricht. Von fast gleicher Höhe sind die Pässe der Bergketten im Innern des Hochlandes, welche jene aufeinander folgende Reihe von Plateaux trennen, die von den Quellen des westlichen Euphrat bis Aserbeidschan fortdauern. Wie in den Alpen der Schweiz und Savoyens liegen auch die von den nördlichen und südlichen Grenzländern, von Grusien, von der pontischen Küste und Mesopotamien nach den armenischen Alpen führenden Pässe fast immer da, wo zwei Querthäler aneinanderstoßen. Die vielen Pässe im Innern des armenischen Hochlandes hingegen, welche man überschreiten muß, um von einem Plateau nach dem andern zu gelangen und die auch von Anatolien und Aserbeidschan den Zugang zu Armenien vermitteln, folgen der Richtung der Längenthäler oder Hochebenen, welche zwischen den verschiedenen Parallelketten sich hinziehen und durch Gebirgsäste, die aus den Hauptketten häufig von Süden nach Norden auslaufen, getrennt und begrenzt werden. Die Einsenkungen der Gebirgsmasse sind bei den meisten Pässen Armeniens minder bedeutend als in den Alpen Tirols und der Schweiz oder im Kaukasus, dagegen beträchtlicher als in den Apenninen und im skandinavischen Gebirge, wo man sehr oft über die äußerste Höhe der Gebirgsmasse selbst passiren muß. Das Verhältniß der Paßhöhe zur Höhe des Gebirgskammes nähert sich in Armenien dem der Pyrenäen ziemlich. Im Vergleich der Paßhöhen zu den höchsten Gipfeln sind die Pässe Armeniens höher gelegen als in den Meer-Alpen und als in den cottischen, grajischen, lepontinischen, rhätischen Alpen, aber ziemlich nahe kommen sie hinsichtlich dieser relativen Höhe den Pässen der penninischen Alpen zwischen Montblanc und Monte Rosa.

In den meisten Gebirgen unterbrechen Längenthäler die Abfälle, Terrassen stufen sie ab, kleinere Gebirgsmassen und zerstreute Bergspitzen steigen auf den Gebirgsseiten empor und geben dem oberen und

mittleren Theile des Gebirges ein unregelmäßiges Ansehen. Dies ist theilweise auch in Armenien der Fall, wo das Auge des Gebirgsforschers vergeblich nach einer eigentlichen Centralkette forscht, wie sie in Gebirgen von geringerer Breite, z. B. im Kaukasus und in den Pyrenäen, so deutlich und bestimmt hervortritt. Die außerordentliche Breite des Wasserscheiders und die drei- bis vierfache Reihe von ausgedehnten Hochebenen und Längenthälern, welche zwischen den höchsten Ketten liegen und mit diesen völlig parallel laufen, sind für das armenische Hochland höchst charakteristisch. Es erheben sich zwischen Ispir und Khunis in einer Breite von fast $1^1/_2{}^0$ vier Ketten von Alpenhöhe, deren jede die Wiege eines bedeutenden Flusses ist und die zusammen die große Wasserscheide Armenien bilden.

Die nördlichste jener vier mit ewigem Schnee bedeckten Parallelketten läuft zwischen Kars und Ispir in der Hauptrichtung von Süd-Ost nach Nord-West und scheidet das Land der Lasen vom Lande der Armenier. Nahe an den höchsten Gipfeln seines nördlichen Abfalles befindet sich der Quellbezirk des Kur, der von da in nord-östlicher Richtung durch einen Theil des kolchischen Gebirgslandes seinen Lauf nach Grusien nimmt.

Einen halben Breitegrad südlich vom Quellbezirk des Kur erhebt sich eine zweite Alpenkette in gleicher Richtung, die Wiege des Euphrat. Dieser, welcher hier noch den Namen Karasu führt, entspringt auf den südlichen Gipfelterrassen des Giaur-dagh, 7510 Fuß über dem Pontusspiegel, in vielen Quellen, worunter aber eine Hauptquelle, welche dem Riesenstrom gleich bei seiner Geburt eine beträchtliche Wassermasse liefert. In raschem Sturze wälzt sich der Karasu von hier in die Hochebene von Erzerum, wird plötzlich sehr tief, mit trägem Lauf und sumpfigem Wasser, und nimmt alle Quellen und Schneebäche auf, die von der Bergkette im Süden der Hochebene ihm zuströmen.

Am Südrand der Hochebene von Erzerum erhebt sich eine dritte Bergreihe von Alpenhöhe, deren östliche Fortsetzung auch die südlichen Ränder der Hochebenen von Hassan-kaleh, Topra-kaleh, Bajasid bildet und nach Aserbeidschan fortsetzt. Einer der höchsten Berge dieser Kette ist der Ala-dagh an der Ostgrenze Armeniens, von dessen nordöstlichen Gipfelterrassen (8300 Fuß) die Quellen des Murad-tschai oder östlichen Euphrat herabstürzen.

Von der vierten und südlichsten Hauptkette des armenischen Hochlandes scheint der gewaltige Bingöl-dagh, der „Berg der tausend Quellen", eines der höchsten Glieder zu bilden. Da die Spitzen des Bingöl-dagh den Scheitan-dagh bei Erzerum bedeutend überragen, glaube ich ihre absolute Höhe auf nahe an 10,500 Fuß schätzen zu dürfen. Durch auslaufende Querjöcher steht die vierte alpine Kette Armeniens einestheils mit der dritten Kette von Ala-dagh, andererseits mit den Bergen im Norden des Wan-Sees, dem Nimrud-dagh, vielleicht auch mit dem mehr isolirten Vulkan Seiban-dagh und mit den Alpen Kurdistans in

Verbindung, ja, sie scheint gegen Osten ganz in diese Ketten überzugehen und als selbständiges Glied zu verschwinden. Der hohe armenisch-taurische Haupt-Gebirgskamm ist also, ähnlich wie die große Andeskette, nach Humboldt's Beschreibung, unregelmäßig gereiht, bald dreifach, bald vier- und fünffach und dann durch schmale Querjöcher gegliedert. Der erwähnte quellenreiche Bingöl-dagh gibt auch einem Hauptfluß, dem Araxes, das Dasein.

Aus vorstehenden Bemerkungen geht hervor, daß keine der vier Alpenketten, oder richtiger gesagt, der vier großen Reihenglieder des armenischen Haupt-Gebirgskammes eine absolute Wasserscheide bildet. Durch jede derselben erzwingen sich Flüsse in entgegengesetzten Richtungen mittels tiefer Querspalten den Durchgang. Die beiden Euphratarme entspringen von nördlicher gelegenen Ketten als der Bingöl-dagh und nehmen doch eine südliche Richtung, während der an der südlichsten Randkette des breiten Kammes entstehende Araxes seinen Lauf, erst nach Norden, dann nach Osten nimmt. Gegen diese auffallende Unregelmäßigkeit der Stromrichtung bildet das Kaukasus-System einen scharfen Contrast. Hier gleicht die große, einfache Centralkette einem ungeheuren Damme, der das Flußgebiet auf das bestimmteste scheidet. Alle an dem nord-östlichen Abfall entstehenden Quellen und Bäche fließen dem russischen Steppenlande zu, alle, die von dem süd-westlichen Abhang herunterströmen, vergrößern die Flüsse Transkaukasiens. Der Mangel eines schmalen, scharfen Hauptkammes ist in Armenien auch die Ursache der ungewöhnlich weiten Verbreitung von Gebirgspflanzen und Thierarten. Die Terrassenform des armenischen Gebirgslandes, die ausgedehnten Hochebenen, welche dieses Alpenland besonders charakterisiren, fehlen dem kaukasischen System gänzlich.

Bei dem eigenthümlichen Vorherrschen von weiten Plateaux und Thalstufen sollte man bei einem so breiten Gebirgssystem, wie das taurisch-armenische, eine große Zahl von Gebirgsseen vermuthen. Dies ist nicht der Fall, und mit Ausnahme des Goktschai- und Wan-Sees existiren in Armenien nur wenige Gebirgsseen. Der Grund liegt offenbar in der Häufigkeit jener großen Stromdurchbrüche, welche sich nicht nur in den alpinen Ketten, sondern auch in den niedrigern Gliedern dieses Gebirges finden, wodurch im Norden und Osten der Lauf der Gewässer nach dem schwarzen und kaspischen Meer, im Süden nach den mesopotamischen Ebenen begünstigt und erleichtert wird. Landseen, welche am Fuße unserer europäischen Alpen, wie auch am Rand des noch breiteren skandinavischen Gebirges in ziemlicher Zahl vorkommen, fehlen sowohl am nördlichen Fuß als auch an der Westseite des armenischen Gebirges, indem dasselbe fast allenthalben ziemlich schroff gegen das Meer abfällt oder wenigstens nirgends durch breite Ebenen vom Ufer geschieden ist. Bei unseren europäischen Alpen in Tirol und der Schweiz begünstigten die großen Ebenen, die an ihrem Fuß sowohl im Norden als im Süden sich ausdehnen, und der Mangel sehr breiter und tiefer Stromthäler, die Bildung ansehnlicher Landseen, wie des

Lago-maggiore, des Comer-, Garda-, Luganer-Sees im Süden, des Genfer-, Neufchateler-, Zuger-, Züricher-, Boden-Sees am nördlichen Fuße. Der Kaukasus zeichnet sich durch den gänzlichen Mangel von Gebirgs- und Land-Seen aus.

Gletscher scheinen im Innern der armenischen Alpenzone ganz zu fehlen, eine natürliche Folge der Ausdehnung der Plateaux, der Höhe der Schneelinie und der Seltenheit von sehr hohen zusammenhangenden Berggipfeln, welche die Schneelinie überragen. Auf dem Ararat kommen sowohl an der Nord- als an der Südseite Gletscher vor, sind aber an Größe und Ausdehnung den Gletschern in unsern europäischen Alpen nicht zu vergleichen.

Die merkwürdige Bildung alpiner Terrassen und ausgedehnter Plateaux, deren Mehrzahl eine Höhe von 5-—8000 par. Fuß über dem Meeresspiegel erreicht, bedingt im Hochlande Armenien wesentlich den Charakter der Flora. Andere physikalische und klimatologische Verhältnisse üben nebst dieser plastischen Gestaltung des Landes einen bedeutenden Einfluß auf die Fülle der Pflanzendecke, vor Allem die leichte Zersetzbarkeit und die wärmebindende Fähigkeit jener dunkeln vulkanischen Gesteinarten, welche mantelförmig den trachytischen Kern überdecken, sodann der segenvolle Reichthum jener Wasserströme von schmelzenden Schneemassen und Tagesquellen, welche, unter den Lavaschichten hervorbrechend, die Verwitterung des vulkanischen Gesteines ungemein begünstigen und der kräftigen Sonnenwirkung auf den schwarzen Humusboden die unentbehrliche Feuchtigkeit beigesellen. All' diese Einflüsse erzeugten die reiche Vegetation der Gramineen und Cerealien, jene ungeheuren Alpenwiesen mit mehrjährigen Pflanzen von niedrigem Wuchse, aber geschmückt mit großen und mannichfaltig gefärbten Blumen, statt der üppigeren und höheren aber mehr einfarbigen Wald- und Steppenflora, welche so ganz verschiedenen Charakters den Küstensaum der Länder des Pontus Euxinus bedeckt.

Armenien ist eine „hohe luftige Berginsel", wie Ritter den Naturcharakter dieses Alpenlandes so richtig bezeichnet. Kräftiger Baumwuchs, wahrer Hochwald fehlen auf den Terrassen und Plateaux, deren mittlere Erhebung die obere Baumgrenze nahebei erreicht. Nur in ganz geschützter Lage konnten sich jene massenhaften Ansammlungen von Bäumen bilden, welche unserm Begriff einer Waldung einigermaßen entsprechen.

Die Flora im eigentlichen Armenien besitzt geringe Mannichfaltigkeit der Gattungen, eine natürliche Folge der beträchtlichen Erhebung des Landes über dem Meeres-Niveau. Reich an Formen kann die Vegetation nur in Ländern sein, welche, aus tiefer Ebene oder vom Seegestade aufsteigend, sich allmählich über die Meeresfläche so bedeutend erheben, daß die verschiedenen Regionen verschiedene Klimate haben. Armenien im engern Sinne, wenn man Grusien, Kolchis und Lasistan ausschließt, ist seiner größeren Ausdehnung nach ein echtes Alpenland. Auf seinen baumlosen Hochebenen und Terrassen, deren wenige unter

4000 Fuß über der pontischen Fläche herabsteigen, ist der sub-alpine Charakter der Pflanzenformen und die Zahl der ächten Alpenpflanzen überwiegend. Neben großer Armuth an jenen Gewächsen, die am besten in feuchten Wäldern, in Steppen, Sumpfgegenden, am Gestade salziger Seen gedeihen, ist die eigentliche Alpenflora dagegen sehr reich und übertrifft an Mannichfaltigkeit die der kaukasischen Centralkette, welcher sie übrigens in ihren Formen ganz nahe steht.

295. Das Stromgebiet des Euphrat und Tigris.

(Nach Georg Weber, allgemeine Weltgeschichte, mit einem Zusatze aus Heeren's Ideen.)

Zwischen dem iranischen Ländersystem im Osten und der syrisch-arabischen Welt im Westen, von der Bergkette des Zagros bis zu den felsigen Höhen des Libanon und der syrischen Wüste liegt das Stromgebiet des Euphrat und Tigris, ein Land, das sich von den Bergreihen Armeniens, wo die beiden Flüsse ihren Ursprung haben, allmählig bis zu der Tiefebene abstuft, die sich zwischen der Vereinigung derselben und ihrer Mündung in den persischen Meerbusen in unabsehbarer Weite ausbreitet. Die oberen, durch ein hochgelegenes, mitunter fruchtbares Steppenland sich durchwindenden Flußthäler sind von Höhen umgeben, wo Platanen- und Cypressenwälder mit grünen Wiesen abwechseln und sich ein üppiger Blumen- und Pflanzenwuchs in mannichfaltiger Farbenmischung zeigt. Diese Thäler erweitern sich mit der zunehmenden Abflachung des Bodens zu fruchtbaren Ebenen an den Ufern, wogegen die breite Fläche in der Mitte der beiden Ströme immer öder und baumloser wird und endlich in eine Wüste übergeht, wo nur hier und da einzelne Wanderhirten mit ihren Heerden weilen und Schwärme von Straußen, Trappen und wilden Eseln eine ergiebige Jagd gewähren. Dies ist das bekannte „Stromland der Mitte" (Mesopotamien), das etwa hundert Meilen oberhalb der Mündung, da wo die beiden Flüsse am nächsten zusammentreten, sich zu einer breiten Ebene mit brauner und fetter Bodenerde ausdehnt. Diese durch ihre ungewöhnliche Fruchtbarkeit wie durch ihre historische Bedeutung berühmte Tiefebene, das „Land Sinear" der Semiten, von den Griechen Babylonien genannt, ist eben so regenlos wie Aegypten und würde zu einer Sandwüste austrocknen, wenn nicht Natur und Menschenhand für reichliche Bewässerung gesorgt hätten. Im Frühling nämlich, wenn auf den Bergen Armeniens der Schnee schmilzt, treten die beiden Flüsse über ihre Ufer und tränken das dürstende Land. Bei dem sanft fließenden Euphrat geht diese Ueberflutung eben so regelmäßig und ruhig von Statten, wie bei dem Nil; die breite, auf höherer Sohle fließende Wasserfläche findet an dem niedrigen Gestade keinen Widerstand, sie ergießt sich über die Ebene und setzt, wie der Nil, eine fette Schlammerde ab; und, da-

mit auch die entlegeneren Gegenden an der befruchtenden Bewässerung Theil hätten, kam man der Natur durch künstliche Wasserleitungen und Dämme zu Hülfe. Dagegen wirft der Tigris, der in einem schmäleren, häufig durch Felsgebirg verengten oder versperrten Bette brausend dem Meere zueilt, und die von den östlichen und nördlichen Gebirgen herabfließenden Bergströme in seinen Schooß aufnimmt, oft verheerende Fluten über das Land, entführt den Feldern die leichte, lockere Fruchterde und verwandelt die Ebene in ein weites, mit hohem Schilf- und Rohrwald überdecktes Sumpf- und Wasserland. Die Bewohner hatten also die doppelte Aufgabe, durch Dämme der Gewalt des Stromes Einhalt zu thun und die verheerende Ueberflutung zu verhindern, und durch Canäle und Wasserbehälter, die hier und da an Umfang einem See glichen, der befruchtenden Flüssigkeit einen sicheren Lauf zu bereiten. Darum war die babylonische Ebene mit einer solchen Menge von kleinen und großen Canälen, Dämmen und Gräben versehen, daß die kunstvollen Wasserbauten und Bewässerungs-Anstalten im ganzen Alterthum Bewunderung und Erstaunen erregten.

Dieser natürlichen und künstlichen Bewässerung ist es zuzuschreiben, daß die syrische Wüste ihren verdorrenden Gluthhauch nicht bis an das medische und persische Gebirgsland erstreckte, sondern daß zwischen den Bergketten und der Wüste ein getreidereiches, hier und da von Palmen, Cypressen und Obstbäumen beschattetes Land sich ausdehnte, das vom Schicksal berufen war, der Cultur eine glänzende Wohnstätte zu bereiten und ein Staatsleben zur Entfaltung zu bringen, das wie ein Phönix aus allen Zerstörungen und Zeitstürmen immer wieder verjüngt emporstieg.

Schon in den ältesten Urkunden des menschlichen Geschlechts prangt der Name von Babylon als der erste Sitz der bürgerlichen Gesellschaft und die Wiege der Cultur. Groß und berühmt blieb dieser Name durch eine lange Reihe von Jahrhunderten. Als endlich Babylon sank, gerade da es nach den großen Entwürfen des macedonischen Eroberers die Hauptstadt von ganz Asien und der Mittelpunkt seiner neu gegründeten Monarchie werden sollte, blühte neben ihm Seleucia am Tigris auf. Noch ehe Seleucia fiel, erhob sich unter der Parthischen Herrschaft Ctesiphon. Als durch die arabischen Eroberungen diese Oerter verwüstet wurden, stiegen statt ihrer die Königsstädte Bagdad und Ormus hervor; und gleichsam der letzte Schimmer der vorigen Herrlichkeit scheint sich noch in unseren Tagen auf dem halb verfallenen Bassora zu zeigen.

Von der ungemeinen Fruchtbarkeit des Landes, wo Weizen und andere Getreidearten wild wachsen, machen die alten Schriftsteller die glänzendsten Schilderungen. Xenophon preis't die Fülle an großen und schönen Datteln; und noch jetzt geben die Palmenwälder, welche den unteren Lauf der beiden Flüsse begleiten und die Einförmigkeit der Landschaft unterbrechen, Datteln in großer Menge, wenngleich unter der rohen Türkenherrschaft die ehemalige Blüthe gänzlich geschwunden und

„der alte Gottesgarten zu einem weiten Raubfelde geworden ist". Dieses reiche Land ist gegenwärtig eine dürre, wüstenähnliche Einöde, ohne Anbau und Vegetation; eine Ruinenwelt, deren thurmartige Erhöhungen die einzige Abwechselung in der weiten Ebene darbieten. Ersteigt man diese Erhöhungen, so erblickt man in der ewig feierlichen Stille dieser Trümmerwelt den weithin ziehenden breiten Spiegel des Euphrat, der voll stiller Majestät jene Einsamkeit durchwandert, wie ein königlicher Pilger durch die schweigenden Ruinen seines versunkenen Reiches. Die Paläste und Tempel, die Prachtbauten sind alle in Schutt und Graus zerfallen, statt der hangenden Lustgärten und der blühenden Paradiese bedecken graue Rohrwälder die sumpfigen Uferstellen, und eben da, wo einst die Gefangenen von Israel in der geschäftigen Herrscherstadt über das gefallene Jerusalem ihre Klagelieder singen mußten und ihre Harfen schlugen, da sind nur noch die unvergänglichen, einzelnen Weiden hier und da stehen geblieben, in deren Einöde aber weder ein Trauerlied noch eine Freudenstimme ertönt.

296. Bagdad.

(Nach J. R. Wellsted, Reise nach der Stadt der Khalifen.)

Bagdad liegt in einer niedrigen, flachen Ebene; der Fluß Tigris trennt es in zwei Theile, deren größerer nordöstlich liegt und mit dem andern durch eine Schiffbrücke verbunden ist. Als Hauptstadt des Sarazenenreichs war Bagdad früher ungeheuer ausgedehnt und bevölkert; aber die immerwährend wechselnde Herrschaft der Araber, Perser und Türken, unter der es stand, dabei die schlechte Regierung und der Despotismus, haben es so heruntergebracht, daß sein jetziger Anblick im Vergleich mit seiner früheren Größe, Pracht und Bevölkerung einen äußerst jämmerlichen Gegensatz bildet. Dennoch behauptet es immer noch seinen Rang als bedeutendster Handelsplatz in diesem Theile von Asien und als die größte Grenzstadt des türkischen Reiches gegen Persien.

Die vorzüglichsten öffentlichen Gebäude in einer orientalischen Stadt sind die Moscheen, Karawanserais, Schulen, Bäder und der Palast der Statthalter.

Der letztere ist ein unbedeutendes Gebäude im nordwestlichen Theile der Stadt, und unterscheidet sich höchstens durch seinen Umfang von den anderen Häusern. Zu verschiedenen Zeiten erbaut, ohne Rücksicht auf einen bestimmten Plan, gleicht er einem schlecht zusammengestellten Häuserhaufen; er enthält Locale für eine Menge von Behörden und weitläufige Räume für den Pascha, sein Gefolge und seinen Marstall.

Der Moscheen sollen mehr denn hundert in Bagdad sein; aber nur wenige darunter sind eigentlich schöne Gebäude; im Allgemeinen kommen sie denen in Syrien und Aegypten nicht gleich. Das Material, aus dem sie gebaut sind, ein im Ofen gebrannter Backstein, von

einer röthlichgelben Farbe und kleinem Umfang, kann nicht sehr dauerhaft sein. Der Raum, den die Moschee einnimmt, bildet ein längliches Viereck. Der erste Theil dieses Raumes bildet einen von einer Mauer umzogenen Hof, mit einem Wasserbehälter, woraus das zu den Abwaschungen vor und nach dem Gebete nöthige Wasser genommen wird. Den übrigen Raum nimmt die Moschee selbst ein, wie gewöhnlich ein viereckiges Gebäude, etwa 60 Fuß hoch und von einem Kuppeldach überwölbt. Dieses Letztere ist nach persischem Geschmack mehr spitz, als die in Syrien und Aegypten. Vordem war es Sitte, diese Kuppeln zu vergolden; man hat diese Sitte aber jetzt verlassen und so sind sie nun gemalt oder mit überglas'ten Ziegeln von verschiedener Farbe bedeckt. Wenn die Sonnenstrahlen auf ihnen glänzen, gewähren diese Gebäude einen bunten, heiteren Anblick, der im Allgemeinen der Stadt fremd ist; denn durch die platten Dächer der Häuser und deren schmutzige Farbe leidet sie an einer großen Einförmigkeit und Düsterheit.

Im Innern der Moschee ist nur wenig Glanz entwickelt. Straußeneier und einige Lampen von roher Arbeit hangen von der Decke herab. Strohmatten oder ein Teppich bedecken den Fußboden, und auf der nach Mekka zugekehrten Seite deutet eine kleine Vertiefung die Richtung an, in der die Gebete der Gläubigen dargebracht werden müssen. Diese Vertiefungen haben eine längliche Form, und anstatt wie in heidnischen Tempeln mit Bildern oder Statuen angefüllt zu sein, sind sie (um die Gegenwart und Unsichtbarkeit Gottes anzudeuten) in mohamedanischen Kirchen offen und unbesetzt gelassen.

Jedesmal mit einer Moschee verbunden und durch freiwillige Beiträge unterhalten ist eine Schule, in der die Knaben kostenfrei im Lesen, Schreiben und in der Kenntniß des Korans unterrichtet werden. Es bilden diese Kenntnisse die einzige Erziehung, die ein Muselmann für sein Kind nöthig erachtet.

Die Bazars gewähren mir in einer orientalischen Stadt immer den interessantesten Anblick. Enge Straßen sind entweder mit gebrannten Steinen überwölbt, oder es ist ein Dach von trocknem Laub und Leinwand darüber hingezogen, das durch Balken, die von Dach zu Dach quer über liegen, gestützt wird. Während der großen Hitze des Sommers sind die Straßen fast ausgestorben, bei Nacht aber gewährt es immer großen Genuß, durch diese Hallen zu wandern und sich unter der bunten Menschenmenge herumzutreiben, die sich eben durch sie hindurchdrängt. Ihre Düsterkeit wird selten bei Tage durch die Erscheinung eines einzelnen Menschen gemildert; bei der Nacht aber verwandelt der Glanz von hundert Lichtern, Lampen oder Fackeln Alles in Leben und Heiterkeit. Es war gerade zur Zeit des Ramadhan-Festes, und da waren alle Spazirgänger in ihrer schönsten Kleidung, ihre reichen Shawls und buntfarbigen Gewänder brachten die glänzendste und schönste Wirkung hervor.

Die Läden auf beiden Seiten sind kleine, etwa acht Fuß im Quadrat enthaltende Zimmer; die vordere Seite ist offen und der Eigen-

thümer sitzt, gewöhnlich mit einem Fächer in der Hand, auf dem Boden, der etwa drei Fuß höher liegt als die Straße. Wenn ein Geschäft nicht gerade von großer Bedeutung oder sehr langwierig ist, wird es abgeschlossen, ohne daß der Käufer die Straße verläßt; ist aber das Gegentheil der Fall, dann setzt er sich neben den Kaufmann, Pfeifen und Kaffee werden herbeigebracht, und die wichtige Sache wird dann umständlich besprochen.

Die Bazars sind in verschiedene Stadttheile vertheilt; Alle, die mit denselben Waaren handeln, wohnen meistens in einer Straße zusammen. Der größte, reichste und besuchteste ist der der El Harra, der von den Kleiderverkäufern eingenommen wird. Hier begegnen die kostbarsten Gewänder von Surra, Muslin, Shawls, Kaschmir, prächtige behängte Damascener-Säbel, hellglänzende Gewehre und persische Teppiche überall den erstaunten Blicken.

Die Eigenthümer der Läden wohnen nicht immer in oder über denselben. Sie kommen Morgens um sieben Uhr dahin, und selten, mit Ausnahme zur Zeit des Gebetes, verlassen sie dieselben während des Tages. Es gewährt, wenn des Muezzins Ruf ertönt, einen sonderbaren Anblick, Jedermann sein Geschäft, was es auch gewesen sein mag, auf einmal verlassen und die Menschen von allen Seiten eilen zu sehen, ihre Gebete zu ihrem Schöpfer empor zu senden. Man hat dann gar keine Furcht vor Dieben; der Kaufmann wirft nur, um die Fliegen abzuhalten, ein Netz über seine Waaren und verläßt sie dann sorglos, bis er wieder kommt.

Die ganze Stadt besteht aus engen, schmutzigen, dunkeln und feuchten Gassen. Am Fuße der Häuser sind dieselben nicht mehr als 9 Fuß breit, während sie oben der vorgebauten Fenster wegen fast ganz geschlossen sind. Selten können die Sonnenstrahlen zu jeder Zeit herein scheinen, und die Tag-Fledermäuse und Eulen genießen dann ihres willkommenen Dunkels. Die Gassen werden Morgens und Abends begossen, und wenn die Atmosphäre unerträglich sein würde, geben sie immer eine angenehme Kühle. Die Bequemlichkeit der Wasserleitungen ist hier unbekannt; die Häuser erhalten ihren Wasservorrath in Schläuchen, die entweder von Menschen oder von Eseln und Kameelen vom Fluß heraufgeschleppt werden.

Nichts ist in einer orientalischen Stadt unerträglicher, als die Hunde; obgleich sie von Türken und Arabern für unreine Thiere gehalten werden, dürfen sie doch in Schaaren sich in den Straßen herum treiben, ja, sie werden sogar geliebkos't. In Hinsicht ihres Ansehens und ihrer Gewohnheiten haben sie wenig mit dem europäischen Hunde gemein; sie haben lange Ohren, eine spitze Nase und sind überhaupt dem Schakal ähnlich. Sie haben eine besondere Liebhaberei, Europäern nach der Ferse zu schnappen. Diese entdecken sie, auch wenn sie wie die Eingebornen gekleidet sind, wie die Eingebornen sagen, durch den Geruch.

Gegen die Seite der Straße hin haben die Häuser gar nichts Einladendes. Reisende sprechen oft, weil sie nur nach dem Aeußern der-

selben urtheilen, von der Armuth und dem Elend orientalischer Städte. Bei der despotischen Regierung aber ist es nothwendig, äußeren Prunk zu vermeiden. Im Innern sind sie oft auf das prächtigste eingerichtet. In den Wänden sind Spiegel eingelegt und reich mit Perlmutter verziert. Die Decken sind oft bedeckt mit einer Menge der geschmackvollsten Schnitzwerke. In den Häusern der Reichen sind die Pfühle mit dem feinsten rothen Sammet überzogen, mit Goldstickerei geschmückt und mit Gold oder Silber eingefaßt. Die kostbarsten und feinsten Teppiche bedecken den Boden, und die Sclaven bewegen sich darauf mit geräuschlosem Tritte. In jeder Ecke liegen weite Gewänder von Pelz, die dem Gast bei kaltem Wetter zur Hülle angeboten werden.

Wenige Frauen von Rang sind bei gewöhnlichen Veranlassungen auf den Straßen zu sehen, sie müßten denn auf dem Wege zum Bade sein; dann aber reiten sie immer auf Eseln, und ihre Person ist so gänzlich vermummt, daß man gar nichts von ihnen sehen kann. Ihr Gesicht ist durch einen dünnen Schleier von weißem Musselin oder durch einen solchen aus Pferdehaar verhüllt, der nur zwei Oeffnungen hat, durch welche allein ihre dunkeln Augen gesehen werden können.

Zu der Zeit, von der ich rede, belief sich die Bevölkerung auf 120,000 Seelen. Davon gehörten zwei Drittheile einer aus Persern, Türken und Arabern gemischten Race an, die übrigen waren Juden und Christen; der größere Theil der Ersteren gehörte zur Sunnee-Secte. Die Armenier bilden die größte Anzahl der christlichen Bevölkerung. Sie sind sparsam und wohlhabend, und ihre Persönlichkeit wie ihr Eigenthum werden, außer vielleicht in ganz unruhigen Zeiten, geachtet. Sie werden besonders in Finanz-Angelegenheiten gebraucht, in denen die Türken nicht sehr brauchbar sind, und häufig schon haben sie die höchsten Staatsstellen erlangt. Sie haben hier einen Bischof und eine kleine Kirche.

Juden gibt es etwa 7000 in Bagdad. Unter allen Juden, mit denen ich in den verschiedenen Theilen der Welt zusammen gekommen bin, behaupten die hiesigen am meisten die Eigenthümlichkeiten in Persönlichkeit und Charakter, welche ihnen in der heiligen Schrift zugeschrieben werden. Sie halten sich für Nachkommen eines Theils der zehn Stämme, die sich weigerten, nach Jerusalem zurückzukehren, als Cyrus es ihnen befohlen hatte. Sie wohnen in einem besondern Stadtviertel unter der Oberaufsicht eines Patriarchen, der dem Pascha für ihr Betragen verantwortlich ist; und da sie Staatsdienste nehmen, erheben sie sich oft zu den höchsten Stellen, ja, sie erlangen sogar zuweilen Sitz im Divan.

Der Handel in Bagdad ist ein doppelter, — der mit Indien und der mit Persien. Der erstere hat in den letzten Jahren zugenommen, der letztere dagegen ist unbedeutender geworden, da man nun den directen Weg über Erzerum nach Konstantinopel einschlägt und nicht mehr über Bagdad geht. Zucker, Musselin, grobe und feine Tücher u. s. w.

kommen meistens aus Indien und werden dann weiter durch Syrien über Kurdistan nach Klein-Asien versendet.

---

297. Syrien.

(Nach C. Ritter, Erdkunde.)

Der Landschaft Syriens im weitesten Sinne, von welcher Palästina nur den südwestlichsten Theil einnimmt, gibt der syrische Gebirgszug wesentlich seine plastische Gestaltung; Bergzüge, Hochrücken, Gipfelreihen, Thalspalten folgen vorzugsweise dessen Längenaxe von Norden nach Süden; Jordan und Orontes fließen in den Hauptlängenthälern als Gegenströme, der eine nach der größten Süd-, der andere nach der größten Nordsenkung hin. Beider Normalrichtungen bezeichnen den Parallelismus der Hauptthäler Syriens mit dem seiner unter sich parallelen Gebirgsketten und Meeresküsten. Dreierlei Regionen werden hiedurch natürlich bestimmt, gleichsam Längenzonen vom Meere nach dem Binnenlande zu.

Im Osten beider Ströme, das Binnenland, eine hohe Plateaufläche (1200 bis 2000 Fuß mittlerer Höhe über dem Meere) von weit gegen Ost hin gleichförmiger Ausdehnung. Im Westen der niedrige, mehr oder weniger breite Küstensaum und zwischen beiden das Mittelglied, der breite, an mannichfaltiger Gestaltung und in Erhabenheit von mittler bis zur alpinen Höhe (Libanon-Gipfel 9000 Fuß über dem Meere) wechselnde Gebirgszug.

Die östliche Längenzone, welche durch ganz Syrien, vom äußersten taurischen Norden bis zum sinaitischen Süden, gleichmäßige Verhältnisse, nur mit verschiedenen untergeordneten Modificationen der Oberflächen, darbietet, ist dem Wesen nach Plateaustufe, mit Steppenboden überzogen, von Fels, Sand und Kies, in unabsehbaren Hochflächen ausgebreitet, deren Wirksamkeit sich ostwärts weithin schon durch die südöstliche Ablenkung des Euphratthales kund gibt, dessen Stromlauf sich durch ihre Hebung immer mehr vom Mittelmeere zu entfernen genöthigt wird. Hiernach mit sparsamen Fruchtstellen, oasengleich, ist sie nur theilweise zur Festsiedelung befähigt, ein Land des beweglichsten Völkerlebens, der Nomadenwirthschaft, der Beduinenzustände, also auch der Hirtenstämme Israels. Größtentheils in mehr als tausend bis zweitausend Fuß absoluter Höhe über dem Meere gelegen, herrschen hier außer dem trocknen Continental-Klima im benachbarten Hedschas heiterer Himmel, heiße Sommer, strenge Winter, scharfe Winde, zumal Ost und Nordost, vor; Dürre, Waldlosigkeit und Quellensparsamkeit sind natürliche Folgen dieser Verhältnisse, wie sie sich längs dem ganzen syrisch-arabischen Grenzsaume finden. Doch machen gewisse durch Bewässerung begünstigte Theile hiervon vortheilhafte Ausnahmen. Denn hier ist

eben das Land der großen Karawanenstraße, von dem Maximum der Euphratnähe zum syrischen Meereswinkel (28 Meilen).

Die zweite Längenzone, die maritime, im Westen, der tief- liegende Küstensaum Syriens, ist nur von geringer Breite, stets nur auf wenige Stunden von Westen nach Osten beschränkt, oft von Vor- bergen oder Vorgebirgsklippen auf engere Uferränder oder schmale Strandlinien zurückgewiesen, jedoch darin mannichfach wechselnd. Von Süden bei Gaza längs Palästina (Sephela und die berühmte Saron) bis zum Gebirge Karmel in längergedehnten Ebenen, doch immer an Breite abnehmend, von da an, längs dem phönizischen Gestade, meist auf vielfach unterbrochene Buchtebenen beschränkt, und im nördlichen Soristan oft ganz verdrängt durch dicht am Meeresufer fortlaufende Klippenwände. Daher blieb das südliche Drittheil, das palästinische, von dem Seeverkehr ausgeschlossen, während das mittlere Drittheil oder das phönizische Küstenland bei seinem übergroßen Reichthum an ab- und zufahrenden Meeresströmungen wie an hafenreichen Buchten seine Bevölkerung veranlaßte, durch frühzeitigste, weiteste Ausbreitung nach außen den Gegensatz zu bilden zu seinen nächsten Nachbarn in dem abgeschlossenen Palästina, eine maritime Rolle im Gegensatze zu der continentalen Israels.

Die dritte Längenzone, die mittlere zwischen jenen beiden, der lange syrische Gebirgszug, gehört ebenfalls ganz Syrien an, aber mit mannichfachen Modificationen, welche von dem entschiedensten Einfluß auf alle Natur und Völkererscheinungen sein mußten. Schon gegen Ost und West, welche charakteristische Verschiedenheit! Das allmählige ter- rassenförmige Ansteigen von der bewaldeten, reichbegrünten Meeresseite her, von Stufe zu Stufe bis zu den höheren gerundeten, weidereichen, heerdereichen Triften und Bergrücken im Süden, oder den steilern, fel- sigen alpinen Gipfelreihen in der Mitte (dem Libanon) wie im Norden; dagegen nach der arabischen Binnenseite gegen Ost der prallige, überall nackte Absturz in die Längenthäler des Orontes und der noch tiefere mauerähnliche des Jordan, von dem auf der Westseite auch nicht einmal eine Spur von Analogie hervortritt. Der Nord- und Südlauf dieser Längenthäler, schon an sich den Neigungen nach entgegengesetzt, aber auch sonst im Contrast hinsichtlich aller Naturtypen, zeigt sehr verschie- dene Formen, wennschon beide fast gleicher Wiege entquellen. Der Orontes ist so mehr gleichgültig geblieben für die Geschichte; das Jor- danthal, von der Natur begünstigt durch Seebecken, reichere und selt- same Formen, ist zur Entwickelung der höchsten Blüthe für Menschen- geschichte gelangt.

Der Jordan ist der Hauptstrom des Landes. Wie die Quelle in der Sprache des Orientes das Auge der Landschaft heißt, so ist auch der Strom, der vielen solcher Quellen entspringt, die am meisten be- lebende und gestaltende Ader des Landes, das anregendste Princip seiner Anwohner, die Hauptlinie der Ansiedlung, des Verkehres, der Civili- sation. Seine verschiedenen Quellen im Libanon und Hermon, durch

schneereiche, regenreiche, hohe Gipfel und Wassergrottenbau genährt, lassen durch die eisigen Vorrathskammern, Höhlenteiche und Seebecken seinen Lauf dauernd das ganze Jahr hindurch bestehen, indeß fast alle anderen Gewässer Syriens umher, die nicht mit ihm gleiche Verhältnisse theilen, in der trockenen Jahreszeit fast ganz versiegen. Mit Recht blickt daher fast ganz Palästina hinauf zu den reizenden, schneeigen Höhen des Hermon und Libanon, weil von daher dem Lande seine Befruchtung, sein Segen kommt; der Landmann wie der Hirt, der Sänger wie der Prophet, die Lehre und Poesie nimmt von da ihre schönsten Gleichnisse und Symbole. Die Einsenkung des Jordanthales gibt der Physiognomie des ganzen Landes ihren Hauptzug, der palästinischen Landschaft ihren eigenthümlichen Charakter. Denn dieser Jordan ist ein Strom, wie kein anderer der Erde: er ist der einzige seiner Art. Ein Binnenstrom ohne Erguß zum Meere, mit dem Verschwinden in der tiefsten Einsenkung der Oberfläche der alten Welt, tief unter dem Spiegel des Oceans; im Parellelismus mit dem so benachbarten Längenzuge der syrischen Wüste, ohne sich ihr auch nur zu nähern. Ohne diesem nächsten Meere, wie doch der Orontes, wenn auch im kürzesten Querthale bei Antiochien, sich zuzulenken, verschwindet er plötzlich, läßt aber sein bis zum rothen Meere fortlaufendes Thal trocken liegen. Aus Gipfeln und Höhlen hervorgetreten, sammelt er seine Wasser auf terrassirten Thalstufen, die nur zum Theil trocken gelegt sind, wieder in abgeschlossenen, großen, felsigen Seebetten; ist als gemischtes Wassersystem noch auf unentwickelter Stufe eines eigentlichen Stromlaufes zurückgeblieben, ohne ausgewirkte Thalbildung, nur ein eigenthümlicher, mit rollenden und stehenden Wassern theilweise erfüllter Erdspalt zwischen Felsklüften und Thalwindungen.

Der lange Gebirgszug selbst von Nord nach Süd, dessen Ostfuß von den beiden genannten Stromsystemen bespült wird, besteht aus vielen unter sich parallelen Ketten und Verzweigungen mit hohen Gipfeln, Felsrücken, immer nur hochliegenden, mehr oder minder gedehnten Längenthälern, deren keins (denn das Val Bekaa, wo Baalbeck zwischen Libanon und Antilibanon, das größte hohe Längenthal, bleibt immer noch 3000 Fuß über dem Meere erhoben) in die Tiefe der beiden genannten Längenthäler zur Seite hinabreicht. Kein größeres, tiefes Querthal durchsetzt dieses System der syrischen Gebirgsparallele von Osten nach Westen; denn sonst würde sich der Jordan nicht in Landseen verlieren, sondern einen Ausbruch zum mittelländischen Meere gewonnen haben, wie dies erst im äußersten Norden mit dem Orontes der Fall ist, dem nach plötzlicher Westwendung, im rechten Winkel gegen West, doch wahrscheinlich auch nur in Folge einer Erschütterung durch eine Erdspalte, der Erguß zum Mittelmeere gestattet ward.

Nicht nur tiefliegende Querthäler fehlen, auch hochliegende, welche als Hochstraßen, Querpässe, Sättel, Uebergänge von Natur bequeme Communication von Ost nach West, vom Binnenlande zum Meere oder umgekehrt, darbieten könnten, fehlen im südlichen palästinischen Dritt-

theile; wenn auch nicht ganz, so sind sie doch seltener und immer beschwerlich zu übersteigen; sie trugen sehr vieles zur Isolirung von der maritimen Welt bei.

Durch dieses centrale alpenhohe Gebirgsland, das mit seinen höchsten Gipfeln und Felsenklüften zwar nur an der ewigen Schneegrenze hinstreift, ohne sie eigentlich zu erreichen, aber doch alljährlich mit mächtigen Schneelasten sich zudeckt, welche mit anderen atmosphärischen Niederschlägen reiche, condensirte Wasserschätze für das ganze Jahr aufzuspeichern hoch genug sich in die obere Luftregion erheben, ist Syrien, und zwar zumal das mittlere und südlichere, zu dem seine größten Höhen und Gesenke sich vorzugsweise hinneigen, ungemein bevorzugt vor allen seinen flachen umherliegenden Nachbarländern; denn es wurde dadurch befähigt, nicht nur seine unmittelbare Nähe, sondern auch auf weite Ferne hin dieselben mit der nothwendigen Wasserfülle, die in ganz Vorder-Asien nur sporadisch vertheilt ist, reichlich zu begaben: ein Vorzug, der den zehnmal größeren Nachbarländern Arabien, Babylonien, Aegypten gänzlich abgeht.

Es zerlegt sich demnach ganz Syrien, nicht nur von Ost nach West gerechnet, in seine drei natürlichen Längenzonen, den continentalen, den maritimen Theil und den zwischen beiden sich erhebenden Gebirgszug, sondern auch von Süden nach Norden hat es seine Natur-Eintheilung in seine drei Hauptquartiere, das südliche, mittlere und nördliche Syrien, durch seine plastischen Verhältnisse erhalten. Das centrale ist eben das Bergrevier des Libanon, welches die beiden andern weit überragt und scheidet, deren bei Weitem niedrigere Bergzüge nicht, wie jenes Mittelglied, denselben Charakter der Erhabenheit in Anspruch nehmen können, sondern nur, in so fern sie sich ihm nähern, daran einen entfernteren Antheil haben.

Ohne diese centrale Erhebung würde ganz Syrien dieselbe Wasserarmuth, derselbe Mangel laufender Ströme und dieselbe Vegetationsleere, wie seine niedern persischen, arabischen, peträischen Umgebungen getroffen haben; es hätte nicht die Rolle übernehmen können, die es in der Weltgeschichte zu spielen berufen war. Nun konnte Damaskus mit seinem Paradiese, einer der ältesten Culturgärten an der Ostseite, aufblühen; das viel gegliederte, gegen Westen vorspringende phönizische hafen-, thäler- und flußreiche Küstenland konnte den Weltschiffern der alten Welt zur sichern Herberge der damals vielbewegten asiatischen Welt dienen; das nördliche Drittheil, Soristan, das syrische Passageland vorderasiatischer Völker- und Heereszüge von der Ost- zur Westwelt, hatte auf der kurzen Strecke vom Westbuge des Euphrat zur Mündung des Orontes bei Antiochia wenigstens noch den kärglichen Gewinn der Libanongewässer zu genießen; das südliche Drittheil des Landes aber, das alte Kanaan, das spätere Palästina, von den Vorhöhen des Libanon, dem Hermon, an, reich bewässert durch die Wiege seines großen Stromsystems, lag, des innern Reichthums und der Selbstgenügsamkeit sich bewußt, in sich gekehrt, abgewendet von Ost und West, in beglückender

Völkerruhe, bis auch hier die Zeiten der Ebben und Fluten des Völkergedränges hereinbrechen sollten.

Von der Centralgruppe des Libanon sind die beiden nördlichen und südlichen Drittheile Syriens gleich verschieden; das Jordanland, Palästina, unterscheidet sich aber wieder wesentlich von dem Oronteslande, Soristan. Der Orontes entströmt zwar auch dem hohen Libanon, tritt aber sehr bald wieder heraus und ist nur östlicher Begleiter von dessen fortgesetztem Kettenzuge, an seinem Ostufer aber von flachen unabsehbaren Plateau-Ebenen begleitet. Der Jordan dagegen stürzt zu einem Tiefthale hinab, das eingemauert bleibt vom Anfang bis zum Ende, da auch an seinem Ostufer die Steilwände mauerartig zu mehreren tausend Fuß hohem Klippenlande wieder emporsteigen und auf ihrem ebenen Rücken kühlere, weidereichere Hochflächen tragen. Hiedurch ist Palästina weit charakteristischer von der arabischen Nachbar-Landschaft geschieden und gesichert, als dies von derselben Ostseite, der assyrisch-euphratensischen, bei dem Oronteslande der Fall sein konnte; Soristan war daher weit zugänglicher von Ost, von der mesopotamischen Völkerfurth her, von allen überflutenden Völkerströmungen fortwährend bewegt und bedroht; Palästina aber nicht, dem das schwer zugängliche Hedschas und das breite wüste Syrien zur natürlichen Schutzmauer diente gegen Völkergedränge. Soristans Völkerschicksale fließen daher mit den assyrisch-mesopotamischen zusammen; im Norden am unteren Orontes war daher von jeher ein Land der Völkerstraßen, des Handelsverkehrs (wie Tadmors, Palmyra's, Antiochia's, Aleppo's und anderer Geschichte beweisen), kurz, ein Passageland zwischen dem Osten und Westen, vom Euphratsystem nach Klein-Asien und zum Mittelmeer, eine der Bahnen der großen Weltverbindungen vom Orient und Occident. Dort drängen sich assyrische, persische, parthische, römische, griechische, seleucidische, sassanidische, mongolische, türkische Völker- und Herrscherwechsel hindurch, bis heute noch die Turkomanen die Oberhand behielten; Welle auf Welle schob sie fort, und für einheimische Geschichte hatte keine Völkerschaft dort Zeit, sich dauernder zu entwickeln. Im Süden, am unteren Jordan, herrschte dagegen immer der Einfluß der Scheidewand vor; hier lag der Knotenpunkt natürlicher Hemmung der Völker, nie fand hier eine Verbindung zwischen Ost und West Statt bis zur mohamedanischen Völker-Ueberschwemmung; denn der temporäre Verkehr der Patriarchenzeit der Hebräer mit Aegypten, der Salomonischen wie der Nabatäer Periode, hatten andere Richtungen und andere vorübergehende Bedingungen, die mehr die Sinai-Halbinsel trafen. Noch vorübergehender waren die Durchzüge eines der Pharaonen, Alexander's und der Seleuciden; die römisch-byzantinische Herrschaft selbst fand deshalb hier ihren Grenzstein.

Die größere Fülle von Quellen, Bächen, Flüssen und Seespiegeln größerer und kleinerer Art ist eine zweite wesentliche Abweichung der südlichen von der nördlichen Gruppe, mit welcher natürlich große Vor-

züge für einheimisches palästinisches Volksleben, Anbau und Landescultur in Verbindung traten.

Eine dritte Differenz liegt in der größeren Ansiedlungs- und Culturfähigkeit des südlichen palästinischen Gebirgslandes. Was allen dreien landschaftlichen Gebieten abging, sind die weitläufigeren, einen Kornsegen tragenden Ebenen, der für größere, gedrängtere Bevölkerungen so unentbehrlich ist. Diesen Mangel, die Korn-Armuth, konnte das mittlere phönizische Gebirgsland durch seinen Schifffahrts-Transport ersetzen; das nördliche Soristan wie das südliche Palästina aber nicht. Sie waren dagegen gleichartig auf die ihnen benachbart vor und zur Seite liegenden Kornkammern angewiesen, die ihnen in der Noth ihre Dienste zu leisten im Stande waren, da sie nur durch wenige Tagereisen breite Wüsten von ihnen geschieden sind; so im Nordosten die mesopotamisch-babylonische, im Südwesten die ägyptische Kornkammer. Welchen Einfluß auch dieses Raumverhältniß der Weltstellung auf den ganzen Gang der Geschichte, der Cultur, des Handels der respectiven Bevölkerungen ausüben mußte, ist bekannt, und knüpft sich schon ohne Weiteres an die bedeutenden Städtenamen des Alterthums Memphis und Babylon an.

---

298. Damaskus (oder Scham) im Vergleich mit Kairo.

(Nach Gottfried Heinrich von Schubert, Reise in das Morgenland.)

Damaskus und Kairo waren so oft und lange unter denselben Herrschern vereint, das Volk der beiden Städte ist sich durch gemeinsame Sprache und Religion verbunden, und dennoch machen beide Städte einen überaus verschiedenartigen Eindruck. Man hat Kairo das Paris des Morgenlandes genannt; Damaskus möchte ich mit Madrid, nicht dem jetzigen, aufgelös'ten, sondern dem früheren, noch fest bestehenden vergleichen. Das Leben der Kahiriner bewegt sich, wie im flüchtigen Tanze, die Gestalt ihrer Stadt, in den Einzelheiten ihrer Gebäude wie im Ganzen, trägt das, wodurch sie den Sinnen imponirt, unverhüllt und äußerlich an sich, es hat bei den Erbauern der einzelnen Häuser wie der Gassen ein gewisser ungebundener Sinn geherrscht, der öfters wie ein Einfall der Laune erscheint und große Mannichfaltigkeit begründet. Dagegen schreitet das Leben der fleißigen Damascener ernsten, bedächtigen Schrittes einher, ihre Stadt mit all ihren alten Palästen, Moscheen und Khanen (Brunnen) bewirkt nicht gleich beim ersten flüchtigen Sehen, wohl aber beim längeren Betrachten ihres Innern, Beachtung und selbst Bewunderung; es hat bei dem Aufführen der einzelnen Häuser wie der Gassen nicht ungebundene Freiheit und Willkür geherrscht, sondern feststehende Norm und Gesetz, daher erscheint hier mehr Einförmigkeit als in Kairo, und die ägyptische Herrscherstadt hat namentlich keine so lange, gerade, breite Straße aufzuweisen als die lange Gasse von Damaskus ist. Dürfte man im All-

gemeinen von dem Baustil beider Städte reden, so könnte man sagen, daß dieser sich verhalte wie ihr Alter. Kairo ist ein Parvenu unter den Städten; Damaskus ist von uraltem Adel und hat sich so unvermischt erhalten, daß es die Ahnenprobe bestehen kann; denn damals, als die ägyptische Hauptstadt in den Zeiten der Khalifen erst begründet und erbaut ward, hatte die syrische schon dreitausend Jahre bestanden und aus den Trümmern ihrer Verheerungen immer wieder nach dem alten Urbild sich erneuert. Darum ist Kairo von (allerdings verhältnißmäßig alter) sarazenischer Bauart; in Damaskus waltet ein Nachhall jener noch viel älteren, ja, ältesten Baukunst, welche das früheste Herrscherreich am Euphrat und Tigris geübt. Jene sonderbar zeltförmige, wie die Mütze der Maronitinnen oder wie ein Zuckerhut oben spitzig zulaufende Form der Lehmhütten, welche die armen Fellahs der Gartenvorstädte von Damaskus bewohnen, findet man weithin in den Ländern des Ostens verbreitet; die Gestalt der eigentlichen inneren Stadt soll jener der persischen gleichen.

Damaskus steht an Umfang, an Zahl der Häuser wie der Bewohner, Kairo nur wenig nach. Zwar sieht man auch in jenem große Strecken und ganze Viertel, in denen eine Stille und Leblosigkeit herrscht, wie in einer verlassenen Stadt, und wo das Gras auf den Gassen wächs't, doch rührt dieser Schein der Unbewohntheit mehr von der sonderbaren Bauart der Häuser als von wirklicher Menschenleere her. Die Häuser haben nämlich nicht, wie in unserem neugierigen Europa, ihre Fenster vorne heraus auf die Gassen, sondern hier sieht man häufig nur die leeren Wände, während die bewohnten Zimmer mit ihren Fenstern, bedeckten Gängen und schönen Terrassen nach dem geschlossenen Hof hin liegen, der bei vielen mit Bäumen und Blumenbeeten geziert ist und in dessen Mitte ein Springbrunnen oder laufendes Wasser plätschert. Auch ein Theil der Arbeiter, wie viele der Weber, scheinen in diesen schattigen Hintergebäuden ihr Werk zu treiben, während andere die vorderen Räume ganzer langer Gassen besetzt halten und namentlich die Bazars von einem großen Gedränge der Menschen erfüllt sind, welches übrigens niemals so laut noch so unruhig erscheint, als das der Bazars von Kairo. Die eigentliche, innere Stadt ist von mächtig hohen, dicken Mauern umgeben, an denen eine Menge Thürme und Zinnen sich erheben, die Gassen haben zu beiden Seiten für die Fußgänger erhöhte Trottoirs, sind aber zum Theil dabei so eng, daß, wenn ein beladenes Kameel hindurch geht, man nur mit Mühe den Stößen, die seine Bürde nach beiden Seiten austheilt, sich entziehen kann.

Ich berührte schon den auffallenden Unterschied, der sich zwischen den Bewohnern von Damaskus und denen von Kairo findet. Auch jene sind gemischt wie diese, denn wenn man mit Ali Bey die Bevölkerung der syrischen Hauptstadt zu 200,000 Seelen schätzt (und sie ist eher größer, denn geringer), dann darf man wohl annehmen, daß wenigstens der achte, auch wohl der siebente Theil (25- bis 28,000) hiervon Christen, der vierzigste Theil Juden sind, während die eigentliche, mohame-

danische Hauptmasse der Bewohner theils von altem syrischem und arabischem, theils von turkomanischem und osmanischem Stamme ist.

Seines Gleichen an Arbeitsamkeit, handwerksmäßiger und bürgerlicher Tüchtigkeit, Ordnungsliebe und Mäßigkeit glaube ich kaum in einer andern Stadt des Morgenlandes gesehen zu haben. Schon die kräftig schönen Gestalten, die man überall unter dem Volke bemerkt, lassen auf eine wackere Uebung der Kräfte schließen; von dieser unermüdeten Uebung kann man aber unmittelbarer Zeuge sein, sobald man hinaustritt auf die Gassen der Handwerker und Künstler und in die Bazars der Handelsleute. Ich wüßte keinen Hauptzweig der künstlichen Handarbeiten, der nicht in Damaskus auf eine bewundernswürdige Weise gepflegt würde. Wer sollte nicht von den berühmten Stahlarbeiten der Damascener, von ihren Webereien in Seide, in Leinen und Baumwolle, ihren Arbeiten in Leder, in Holz und in Elfenbein oder anderen festen Stoffen der Art gehört haben, oder von ihrer Fertigkeit in Zusammensetzung metallischer Farben, in Bereitung von Balsamen, geistigen Essenzen, aromatischen Oelen, wohlriechenden Wassern, Seife und all dergleichen Dingen? Die Silber- und Goldarbeiten zeugen von eben so viel gutem Geschmack als von Geschicklichkeit; die Stahlarbeiter benutzen zwar häufig zu der kostbarsten Art ihrer Damascenerklingen das Material von schon vorhandenen alten Klingen, denen sie nur eine neue äußere Appretur geben, und man will behaupten, die vormalige Kunst der festen Stahlbereitung werde jetzt vernachlässigt oder sei ganz außer Anwendung gekommen; dennoch vermögen auch noch die besseren jetzigen Stahlarbeiten von Damaskus mit den besseren (wenn auch nicht besten) europäischen an Härte zu wetteifern und übertreffen sie an Wohlfeilheit wie an Zierlichkeit der Form. Man sagt, daß allein über vierzigtausend Arbeiter mit der Fabrikation der Atlas- und gestreiften oder geblümten, öfter mit Gold durchwirkten Seidenzeuge beschäftigt sind, deren Einkauf und Transport in andere Länder, vor Allem nach Aleppo, ganze, große Karawanen in Bewegung setzt. Stehen doch selbst die Sattlerarbeiten aus Damaskus in so hohem Rufe, daß sie, wie ihre Träger, die edlen Rosse der Umgegend selber, von Käufern aus weiter Ferne gesucht werden. So darf man doch gewiß dem Volke von Damaskus den Ruhm lassen, daß es von dem gewöhnlichen Hang zum Nichtsthun, den man dem Orientalen vorwirft, sich losgemacht habe, ja, daß es an Fleiß und Arbeitsamkeit dem Bewohner des mittleren Europa nicht nachstehe.

---

299. Baalbeck (Heliopolis).

(Nach C. v. Hailbronner, Morgenland und Abendland.)

Die Erinnerung der Städte überlebt gewöhnlich ihre Existenz. Memphis, Karthago, Troja sind längst von der Erde verschwunden und

leben nur in Traditionen fort. Von Theben, Baalbeck, Palmyra, spricht uns kein Buch, allein sie stehen noch in ihrer alten Marmorpracht und erzählen uns selbst ihre Geschichte.

Die Ruinen von Palmyra zeigen uns das Blendendste, die von Karnak (Theben) das Kolossalste, die zu Baalbeck das Eleganteste, was antike Architektur uns hinterlassen. Baalbeck vereinigt alle jene Vorzüge, und hier sehen wir das Grandiose neben dem Lieblichen, das Riesenhafte neben dem Anmuthigen, die Verbrüderung cyklopischer Bauweise mit dem Luxus und Geschmack der erhabensten Verzierung. Die Größe kann zwar den nicht in Erstaunen setzen, der von Theben kommt, allein hier ist Adel, Majestät und die schönste Zartheit in der kleinsten Ausführung in einen Genuß verschmolzen, und die Tempel der Sonnenstadt waren und sind noch der Glanzpunkt der alten, das edelste Studium der modernen Baumeister.

Die Natur hat auch hier die freigebige Hand geöffnet, um das große Menschenwerk zu fördern, und erstaunliche Felsenkammern, gleich denen zu Selseleh und Assuan in Aegypten, zeigen noch jetzt dem Vorüberziehenden glattgemeißelte Stücke von Urkalk, ähnlich den riesigen Substructionen von Baalbeck, welche die Bewunderung der Reisenden erregen. Schon die Lage dieser Steinbrüche, ihre Aushöhlung, Einschnitte und natürliche Höhlen erfüllen mit Erstaunen, das noch wächs't, wenn man sich den gegen Himmel strebenden Tempelsäulen nähert, die aus ihren Eingeweiden hervorgegangen.

Baalbeck, die alte Heliopolis, lag auf dem letzten Ausläufer des Antilibanon, wo noch jetzt die kleine neue Stadt, zum Theil in Mauern gefaßt und verfallen, zu sehen ist. Nichts findet man jetzt von ihrer einstigen Pracht, als die Tempel, welche auf der südwestlichsten Schneide des Hügels in die grüne Ebene hineinragen und von dem hellen Wasser der Littani umflossen sind. Die Terrasse, auf welcher sie stehen, besteht aus der Naturanhöhe und einer Aufmauerung von Felsenstücken, die ohne Mörtelverbindung, aber herrlich gefügt sind, und unter denen sich mehrere von dreißig bis sechszig Fuß Länge befinden. Nur die Nähe der Steinmine machte es möglich, derlei Kolosse sogar zu Fundamentalmauern zu verwenden, wovon sich selbst in Aegypten kein ähnliches Beispiel findet. Diese Umwallung umschreibt die ganze Plattform, auf welcher die Tempel mit ihren vielen Portiken, Nischen, Vorsälen und Avenuen stehen, und hat sich gewiß in der Zeit der Erbauung nicht über gewöhnliche Balustradenhöhe erhoben. Wie aber das barbarische mittelalterliche Fortifications-System das Parthenon und seine Propyläen mit verstellenden Mauern umgeben, so thürmten sich auch auf den unerschütterlichen Grundmauern der Sonnentempel saracenische Zinnen auf, aus den kostbarsten Fragmenten der inneren Gebäude selbst entnommen, und die Schießscharten gehen nicht selten zwischen Granitsäulen und Marmorfriesen. So fällt nun hier der Reiz des Anblicks von Außen größtentheils weg, dafür ist seine Wirkung desto außerordentlicher, wenn man über das Steingerölle durch die hohen Mauern

die Bahn gebrochen, und nun unmittelbar im Heiligthume selbst angelangt ist.

Die Haupt-Entree der Tempel-Terrasse stieg von dem Westende der Stadt auf einer großen Steintreppe in den Propyläengang von korinthischen Säulen und führte in einen sehr großen, sechseckigen Hof, der rings von Gebäuden, zum Zweck der Hierarchie, umschlossen war. Von diesem Vorhofe gelangt man in einen noch weit größeren Hof von viereckiger Form, welcher gegen vierhundert Fuß lang und die Hälfte breit ist, und der ringsum von Arkaden eingefaßt wird, die allein schon als eines der erstaunlichsten Bauwerke alter Zeiten bewundert werden. Eine Reihe ovaler Nischen zieht sich längs dieser weiten Mauern herum, die nach vorne offen, durch Pilaster geschieden und von Säulen getragen sind und unverkennbar den Statuen der verschiedenen und zahlreichen Gottheiten zum Aufenthalte dienten; denn die Römer hatten eben so willfährig die syrischen Götter adoptirt, wie sie dieses früher in Aegypten gethan.

Aus diesem herrlichen Nischenhofe tritt man auf die Parallelogramm-Esplanade, die mit offenen Bögen eingefaßt ist. Hier stehen die Tempel der Sonne. Von dem größeren gegen Süden liegenden erheben sich nur noch sechs Säulen der östlichen Breite, allein es sind die schönsten und höchsten der Welt, korinthisch wie alle anderen auf dieser Stelle, alle ganz aus einem Stücke 65 Fuß hoch, und mit prachtvollem Architrav überdeckt. Diese Säulen ruhen auf einem Postament von 27 Fuß, das an sich schon so erhaben ist, daß es mit dem Dache des kleineren Tempels beinahe im Niveau sich befindet. Die hohe Stellung macht die 6 Säulen weithin sichtbar, und sie sind es allein, die über die Festungsmauern hinausragen und von ferne sichtbar sind. Die Sockel der eingestürzten Säulenschäfte zeigen die Größe des Tempels, den sie umgeben, 10 Säulen Breite, 20 Säulen Länge. Dieser ungeheure Tempel, dem Helios geweiht, stand auf einer Erhöhung, die sich über der Hauptplattform erhebt, und ist von einer Mauer umgeben, die ihn von dem kleineren Tempel scheidet. Die Propyläen der Entree führten gerade in sein nach Osten liegendes Thor durch beide Höfe durch. Es ist unmöglich, eine imposantere Anlage und Stellung für einen Tempel zu finden, und die Arbeit der Knäufe und Chornischen übertrifft an Vollendung alles noch Bekannte.

Der kleinere oder eigentliche Sonnentempel verdankt seine Erhaltung seiner tieferen Lage, da er auf der Plattform-Terrasse ruht, denn in diesem Lande der Erdbeben und des Regens bedurfte es weit soliderer Arbeit, als in Aegypten, dem diese beiden Zerstörungs-Elemente fremd sind. Dieser Tempel ist ganz erhalten, nur das Dach der Cella und einige Säulen des umgebenden Porticus sind eingestürzt. Der syrische Porticus umschließt den Tempel, der ägyptische dient ihm als Propyläe, als Säulenhalle und Eingang. Doch muß auch hier eine doppelte Säulenreihe zum Thore geführt haben, da man die Sockel noch sieht. Jetzt geht ein Corridor rings herum, dessen schönes, gewölbtes Dach

von 50 unübertrefflich schönen, cannelirten Säulen getragen wird, während 16 vor dem Pronaos stehen. Diese Säulen haben 19 Fuß im Umfang und gegen 50 Fuß Höhe, auf denen die 7 Fuß hohen Chornischen stehen. Die Wölbung des Porticus enthält eine Reihe von ovaleingefaßten, vollendet kunstreich in Stein geschnittenen gigantischen Medaillons, Götter oder Helden darstellend, wahrscheinlich letzteres eine sinnige Art von Walhalla.

Alle diese äußere Säulenpracht dient nur als Relief zu dem Innern des Tempels, das uns das erhabenste Beispiel alter Architektur gibt, und womit kein anderes noch vorhandenes Götterhaus der alten Welt zu vergleichen ist. Das Portal ist über 20 Fuß weit und 30 hoch und von der kostbarsten erhabenen Sculptur eingefaßt. Der Sonnenadler mit ausgebreiteten Schwingen füllt die ganze Breite der Susporte und trägt auf seinen Fittigen die Fama, in seinen Krallen den Mercurstab.

Mit feierlichen Gefühlen betritt man den Tempel selbst, der mit einem Reichthum von Bildhauerarbeit übergossen ist. Er ist 120 Fuß lang und 70 breit, und durch Säulen von dem Heiligthum der Sonne an seinem äußersten Ende abgesondert. Doppelte, auf einander gesetzte, korinthische Pilaster schließen an beiden Seitenwänden eine Reihe künstlicher Nischen ein, Wohnungen der Idole, und die doppelten, dreieckig-gefalzten Pilaster in den Ecken sind von eigenthümlicher, das Ganze sehr hebender Form. Alle Architektur ist mit dem feinsten Geschmack in Hochrelief sculptirt, wie ich es nirgend anderswo gesehen, und der Totalanblick dieser sinnreich geordneten, prachtvollen und doch nicht überladenen Verzierungen macht einen erhabenen Eindruck. Der Stein, aus welchem ganz Baalbeck gebaut wurde, ist von marmorähnlicher Urkalkformation, und die Zeit konnte ihm wohl sein weißes Gewand rauben, die gelbe Altersfarbe seiner Schönheit aber nicht schaden. Im Innern des Tempels hat er dunklere Färbung angenommen. Viele Bruchstücke des röthlichen Granits von Assuan zeigen, daß sich jede Pracht hier vereinigt hatte, und wenn man berechnet, was noch unter den großen Schutt-Trümmern verborgen liegt, was nach anderen Städten verschleppt wurde, und damit vergleichen will, welch' Herrliches die Zeit uns dennoch hier erhalten, so dürfen wir die Tempel zu Baalbeck unbedingt für die reichsten oder wenigstens für die elegantesten der römischen Welt halten. Burckhardt, diese erste Autorität über den Orient, kam von Palmyra nach Baalbeck, und versichert, daß die Ruinen der ersteren zwar von größerem Umfange, aber bei Weitem nicht von solchem architektonischem Werthe seien, wie die der Heliopolis in Cölesyrien.

300. Palästina's Weltstellung.

(Nach C. Ritter, der Jordan und die Beschiffung des todten Meeres.)

Palästina, eines der kleinsten und unscheinbarsten Ländchen der Erde, ist doch dasjenige, dessen Name am weitesten über den Erdball, durch alle Länder und Völker, bis in die äußersten Zonen der Heiden vorgedrungen. So weit christliche Gemeinden wohnen, ist er ein gefeierter Name, an den täglich Erinnerungen, Gefühle, Gedanken, Ueberzeugungen von der größten und höchsten Wichtigkeit für das menschliche Herz geknüpft sind; und wo das Licht und die Wärme der Evangelien ein anderes Leben erweckt, da wandert gewiß auch das gelobte Land mit ein. Die Augen aller Völker der Erde werden dereinst noch auf jenes wunderbare Land der höchsten Offenbarungen hinweisen.

Auch die zerstreuten und verstoßenen Kinder Israels, denen nur die Offenbarung des Gesetzes auf jenem Boden zu Theil ward, jene Zerstreuten, denen die Erfüllung desselben auf jenem Schauplatze der Welterlösung noch verschleiert oder gänzlich verborgen blieb, auch diese sind an denselben doch auch noch in ihrem ganzen altgläubigen Ideenkreise gefesselt. Eben durch ihre Patriarchenzeit, durch Jehova, ihren Landesgott, durch den einen Tempel auf Moriah; durch die Glanzperiode ihrer Richter, Propheten, Gesetzgeber, Sänger, Könige, ja, selbst durch das ganze Geschick ihres Volkes, durch seinen furchtbaren Sturz und die daraus hervorgegangene Zerstreuung. Viele von ihnen, voll Sehnsucht nach jener alten Heimat der Verheißungen, kehren aus dem fernsten Orient und Occident, in ihrem höchsten Lebensalter auch heute noch dahin zurück, um ihre Asche am Fuße des Berges Moriah zu den Gebeinen ihrer Vorväter zu versammeln.

Auch ihre Dränger, die abtrünnigen Völker, die Araber und Türken, die heutigen Gebieter des Landes, erkennen wenigstens, nach Mekka, die heilige Stadt, el Kods, d. i. Jerusalem, als den zweiten würdigsten Ort der Wallfahrten für die ganze Erde an. —

Palästina war vom Anfang an ein abgesondertes Land, und sollte es auch sein, wie Israel ein abgesondertes Volk; und darum waren auch Jahrtausende hindurch Beide für andere Länder und Völker so unverständlich wie unzugänglich geblieben!

Obwohl in die Mitte der concentrirtesten Massen des alten Continentes, in das Maximum der Berührungen der drei Erdtheile gestellt, und dicht umgeben von den damals glänzendsten Culturvölkern und Culturstaaten: der Babylonier, Assyrer, Meder, Perser, Phönizier, Aegypter, blieb es, wie kein anderes Volk des Alterthums, durch die Natur von ihnen gesondert und geschieden, um den vollständigsten Gegensatz in sich auszubilden, den nur ihm, in der ganzen Welt eigenthümlichen Monotheismus zu behaupten, seine große Selbständigkeit erlangen und die größte Frucht für die Nachwelt zur Reife bringen zu können!

Keine große Landstraße führte hindurch von Volk zu Volk, alle gingen an seinen Landesgrenzen zur Seite vorüber, gleich den Seewegen an seinem hafenlosen Gestadesaume.

Im Westen vom mittelländischen Wassermeere, im Osten vom arabischen Sandmeere begrenzt, und also natürlich abgeschieden vom Orient wie vom Occident, wurde das palästinische Syrien, zwischen jenen beiden Landschaften, im Norden und Süden (dem Hochlande Armeniens im Taurus und dem Tieflande Aegyptens am Nilstrom) ein natürliches Verbindungsglied, dem auch der Entwickelungsgang seiner Bevölkerung entsprechen mußte; von Hoch-Asien einwandernd, von dem Culturlande Aegyptens zurückbiegend in das Bergland Palästina's, seine historische Mitte!

Es waren die Vormauern und Umwallungen des Jordans und der wilden Schluchten des todten Meeres zurückschreckend selbst für die Horden des dahinter liegenden wüsten Morgenlandes; sie sollten zu allen Zeiten dessen Söhne der Wüste und die durch den Bund mit ihnen gestärkten Völkerschaaren zur Seite ablenken, und das haben ihre wilden Gestaltungen auch Jahrtausende hindurch gethan.

Aber dennoch war Palästina, das verheißene Land, so gelegen, zwischen den Ländern und dem von allen Seiten her tief in dieselben mit ihren Golfen und Wasserstraßen einschneidenden Meere, daß auch für die Periode seiner Erfüllung zwischen alter und neuer Zeit, von dieser gemeinsamen Glaubensmitte, doch die Bahnen für die Sendboten des Evangeliums, schon nach allen Weltgegenden, zu allen Völkern der Heiden vorbereitet erscheinen.

Läßt sich in solchen Hauptzügen, die auf den Entwickelungsgang der Völkerschicksale von vielen Millionen, Jahrtausende hindurch von entscheidendem Einflusse waren, eine höhere Anordnung, ein nicht bloß von Naturkräften plutonischer oder neptunischer Art bedingter, sondern wahrhaft geistiger Einfluß einer weltordnenden Kraft wohl verkennen?

Palästina's Weltstellung trat frühzeitig in seiner historischen Individualität hervor; rings umgeben im Kreise von den Residenzen der glänzendsten Culturvölker, blieb sein Land und die Tempelstadt in seiner Mitte minder berührt von ihrem Völkertreiben, abgesondert, schwer zugänglich für jene Zeiten, durch Wüsten und Meere; gesichert zwischen Klippen, Schluchten und Bergen, mit mäßigen Reizen, ohne innere Reichthümer, ohne Anziehungskraft für das Ausland. So konnte es selbständig in unverdrossener Bearbeitung seines kargen und doch reichlich lohnenden Bodens, ohne durch schiffbare Stromgebiete zu dem Meere oder durch andere Naturbegünstigungen nach außen verlockt zu werden, und immer wieder in seine eigene patriarchalische Mitte zurückkehrend, zur heimatlichen Entwickelung als ein compaktes Volk Israel gelangen! Als aber die Zeit der Erfüllung des Gesetzes gekommen und die Isolirung überwunden war, gleichzeitig mit dem Eintritt in den politischen Verband des römischen Weltreiches, da öffneten sich den Evangelien zugleich alle Bahnen unter die Völker, gegen den Auf- wie den Nieder-

gang, und selbst die unmittelbar folgende größte Zerstreuung des früherhin compactesten Volkes, nach der Zerstörung Jerusalems, mußte diese Wege mit anbahnen helfen. Dieser Verein der größten Contraste in der Weltstellung, eine möglichst isolirte Zurückgezogenheit, nebst Begünstigung möglichst allseitiger Weltverbindung, mit der gleichzeitig vorherrschenden Culturspähre der alten Welt, mit der arabischen, indischen, ägyptischen, wie mit der syrischen, armenischen, griechischen und römischen Culturwelt, in deren gemeinsamen räumlichen Mitte, ohne von ihnen berührt, in deren gemeinsamen historischen Brennpunkt, ohne von deren Strahlen entzündet zu werden, dies ist eine charakteristische Eigenthümlichkeit dieses gelobten Landes, das zur Heimat des auserwählten Volkes vom Anfange an bestimmt war.

---

301. Der Libanon.

(Nach Karl v. Raumer, Palästina, und Jos. v. Russegger, Reisen in Europa, Asien und Afrika, mit besonderer Rücksicht auf die naturwissenschaftlichen Verhältnisse).

Wie das mittelländische Meer abendwärts mit der Meerenge von Gribraltar endet, so wird es morgenwärts durch die Küste Syriens begrenzt, welche vom nördlichen Meerbusen von Issus fast in gerader Linie südwärts zum Meerbusen von Gaza hinunterzieht. Der südliche Theil dieser Küste gehörte zu Palästina, der mittlere, zwischen Tyrus und Tripoli, dem alten Phönizien. Südlich von Tripoli tritt der Libanon mit dem Vorgebirge Ras el Schakaa ans Meer und bildet bis zum Bostrenus, nördlich von Sidon, streckenweise eine Steilküste, über welche Felsenstraßen neben dem Meere hinlaufen. Man sieht den an 9000 Fuß hohen zackenlosen Gebirgskamm des Libanon an 20 Meilen weit schon von Cypern her; Schnee bedeckt ihn zum Theil das ganze Jahr hindurch, daher der Name Libanon (von liban, weiß sein); arabische Dichter sagen von ihm: er trage den Winter auf seinem Haupte, auf seinen Schultern den Frühling, in seinem Schooße den Herbst, der Sommer aber schlummere zu seinen Füßen am Mittelmeere. In kurzem Laufe stürzen sich von seinem westlichen Abfalle kleine reißende Flüsse ins Meer, so die von Alters her bekannten: der Adonis, Lykus und Tamyras; Korte versichert, nirgends so große und häufige Quellen gesehen zu haben, als auf dem Libanon. Schon das Hohelied (4, 15) spricht vom Born lebendiger Wasser, die vom Libanon fließen.

Von der Küste des Mittelmeeres, von der tiefsten Schlucht bis oben an den nie schmelzenden ewigen Schnee ist jeder Schuh Landes am Libanon möglichst benutzt. Gemauerte Terrassen steigen wie Stufen eines Amphitheaters empor, reich mit Maulbeerbäumen bepflanzt zur Pflege der Seidenwürmer, von deren Zucht die Einwohner fast einzig leben. Ein Wald voller Nachtigallen und anderer Vögel bedeckt

das Gebirge. Vom Kloster Mar Seman sah Richter*) ostwärts hinauf über grüne Berge den überragenden beschneiten Gipfel des Libanon, abendwärts hinab nach Beyrut und über das weite Meer. Silberpappeln, Platanen, lombardische Pappeln, Eichen und Akazien, ja, selbst die dürren Felsblöcke sah er von Reben umrankt, deren Wein schon Hosea erwähnt. Der Reichthum des Libanon an Pflanzen ist überhaupt so groß, daß Ehrenberg und Hemprich in zwei Monaten 1140 Species sammelten.

Nahe dem höchsten Rücken des Gebirgs, unweit der Straße von Baalbeck nach Tripoli beim Dorfe Bschirrai, ist der altberühmte Cedernwald. Dieser erhebt sich auf einem steinigen Hügel und besteht aus 300 bis 400 Stämmen, theils den Resten eines Waldes, der wahrscheinlich einst das ganze Thal erfüllte, theils den jüngsten Nachkommen der greisen Eltern, die in ihrer Mitte stehen. Die meisten sind in einem Alter von ein paar hundert Jahren, mehrere mögen 400 bis 800 Jahre zählen, und zehn sind ganz alte, unter denen sich wieder sieben theils durch ihre besondere Größe, theils durch ihr auffallend altes Ansehen auszeichnen. Dieses Alter wird sehr verschieden geschätzt; von einer genauen Altersbestimmung kann aber bei Stämmen keine Rede sein, die zum Theil nur noch aus einem Stück Rinde bestehen, welches durch seine Lebenskraft den ganzen Baum erhält. Daß diese Stämme ein paar Jahrtausende zählen, möchte auch ich wohl annehmen, besonders wenn ich ihre Größe, ihre Dicke, den steinigen Boden, auf dem, und die hohe, windige Lage, in der sie gedeihen, berücksichtige. Schön sind diese Restore der Pflanzenwelt eben nicht, aber ehrwürdig sind sie in hohem Grade. Man sieht in den Wäldern am Taurus viele geradere und überhaupt schönere Cedern, während die am Libanon ein mehr krüppelhaftes Aussehen haben. Die Höhe dieser alten Cedern des Libanon ist nicht bedeutend und dürfte 50 Fuß wohl kaum übersteigen. Die alten Bäume, deren Stämme kaum mehr aus etwas Anderem als aus der bloßen Rinde bestanden, grünten nicht nur recht frisch und üppig, als Russegger sie sah, sondern standen sogar in voller Blüthe, ein wahrhaft schönes Bild eines jugendlichen Greises, und ein Beweis, daß diese Cedern vielleicht noch manches Jahrhundert durchleben können, bevor sie, wenn man ihre Ruhe nicht stört, der Zeit zum Opfer fallen. Von den Cedern aber sieht man über die niedern Vorberge frei auf's Meer hinaus, und auf der Küstenfahrt zwischen Tripolis und Dschebeli muß man sie auch vom Meere aus als einen schwarzen Fleck am kahlen und fahlen Gehänge des Mackmel, unterhalb seiner höchsten Spitze, wahrnehmen können.

Das herrschende Gestein des Libanon ist Jura-Kalkstein; zunächst finden sich zur Kreideformation gehörige und jüngere tertiäre Bildungen, welche auf 3000 Fuß Höhe Fisch-Versteinerungen enthalten. Aus Jura-Kalkstein ist der große Sonnentempel von Baalbeck erbaut. Auch Sa-

*) Wallfahrten im Morgenlande von O. F. v. Richter. 1823.

lomo nahm vom Libanon die Steine zum Tempel Jerusalems. Der nördliche District (Kesruan) ist vornehmlich von Christen, den Maroniten, bewohnt, der südliche von Christen und Drusen; letztere sind Herren des ganzen Gebirgs. Im Kloster Kanobin (coenobium), das unfern der Cedern an ein tiefes steiles Felsthal angebaut, wie in der Luft schwebt, wohnt der Maroniten-Patriarch; in Deir el Kamar der Emir der unheimlichen Drusen. Die Bewohner nähren sich vorzugsweise von Seidenbau. Hat man den höchsten Kamm des Libanon erstiegen, so blickt man gegen Osten in das Thal Bekaa hinab, in das alte Cölesyrien, welches der Leontes (Kasmieh) durchströmt; jenseits des Thals erhebt sich der Antilibanon, so hoch wie der Libanon. Im Thale liegen die ungeheuren Ruinen von Baalbeck (Heliopolis).

Libanon und Antilibanon senden Flüsse nach den vier Weltgegenden. Gegen Norden den Orontes, welcher Homs (Emesa) und Hama (Epiphania) vorüberfließt und erst am Ende seines Laufs, bei Antiochia, der Stadt, wo die ganze Christenheit ihren Namen erhielt*), sich gegen Westen zum mittelländischen Meere wendet. Der Leontes fließt gegen Südwesten und mündet ins Mittelmeer, nachdem er Cölesyrien verlassen, nördlich von Tyrus, jener Königin der alten Handelsstädte, die da sprach: „ich bin die allerschönste", welche aber auf dem Meere still, ganz still geworden. Ostwärts sendet der Antilibanon die Wasser Amana und Pharphar nach dem uralten Damaskus, das zwischen dem Fuße des Antilibanon und der weiten Morgenwüste wie eine Gartenstadt Gottes liegt, welche Abraham schon sah, David beherrschte, und wo Paulus sehend ward. Endlich gegen Süden fließt der Jordan vom Antilibanon durch den See Genezareth in das todte Meer.

Welch ein Gebirge ist der Libanon! Ueber Damaskus und die weite, weite östliche Wüste des Euphrat geht ihm die Sonne auf, über Tyrus und Sidon im Mittelmeere unter, gegen Norden Antiochia, gegen Süden das heilige Land, Nazareth, Bethlehem, Jerusalem.

302. Der Jordan mit dem Todten Meere.

(Nach C. Ritter, der Jordan und die Beschiffung des Todten Meeres.)

Der Jordan ist nicht, wie andere Ströme, die belebende Ader des Landes, das er durchzieht, nicht das anregende Princip seiner Anwohner, bisher keineswegs, wie unsere europäischen, segensreichen Ströme, die Hauptlinie der Ansiedelung, des Verkehrs, der Civilisation im Lande geworden. Hier sollte Alles anders sein: dennoch gibt die Einsenkung des Jordanthales der Landes-Physiognomie ihren Hauptzug, der palästinischen Landschaft einen ganz eigenthümlichen Charakter. Denn dieser

*) Apost.-Gesch. 11, 26: „daher die Jünger am ersten zu Antiochien Christen genannt wurden."

Jordan ist ein Strom wie kein anderer der Erde, er ist der einzige seiner Art. Ein Binnenstrom, ohne Erguß zum Meere, mit dem Verschwinden in der tiefsten Kluft der alten Welt (1235'), tief unter dem Spiegel des Oceans; ein Längenbegleiter des syrischen Gebirgszuges, ja, sogar im vollständigen Parallelismus mit der so nahen Küste des mittelländischen Meeres, zu der er sich an keiner Stelle, wie doch sonst alle Flüsse gegen die Meere, nicht einmal hinneigt, während sein nördlicher Gegenstrom, der Orontes, doch bei Antiochia ein Durchbrecher der syrischen Ketten zum Meere ward. Ohne sich diesem Meere, am Südende, im kürzesten Querthale zuzulenken, verschwindet er plötzlich, läßt aber die Fortsetzung seines Längenthales, bis zum rothen Meere, trocken liegen. Aus den Gipfeln und Höhlen des Libanon hervorgetreten, sammelt er seine Wasser auf 3 terrassirten Thalstufen, die nur zum Theil trocken gelegt sind, wieder in 3 in sich abgeschlossenen, kleineren und größeren Seebetten, dem Merom, dem Galiläer und dem Todten Meere.

Den continuirlichen, permanenten, gleichmäßig geregelten Lauf unserer europäischen Ströme hat er nicht erlangt.

Daher auch der Mangel früherer Schifffahrten, daher die Beschwerde seiner letzten Beschiffung!*) Zehn Tage der größten Anstrengungen waren nothwendig, um, selbst bei hohem Wasserstande, seine kurze Strecke, vom Tiberias-See zum Todten Meere glücklich zurückzulegen. Von 3 Flußbarken zerschmetterte die von Holz gebaute gleich am ersten Tage, zwischen Felsklippen und Katarakten. Die Boote aus Eisen und Kupfer widerstanden, wenn auch nicht unverletzt, allen Gefahren. Der Strom, im Normallaufe von Norden nach Süden, zeigte so unendlich viele Windungen und Krümmungen, daß man oft nur zur Seite, häufig wieder rückwärts schiffte, und daß es unmöglich war, alle ihre Details zu vermessen. Dieses waren im oberen Laufe des Jordan eben so viele Felsbänke, Felsklippen; mit höhern und niedern, kürzern und längern Strecken wildtosender, schaumiger Katarakten; wahre Wasserfälle, über welche die Boote hinwegschießen mußten, oder noch gefährlichere Stromschnellen, in denen sie oft zwischen den Klippen hangen zu bleiben in Gefahr waren, oder Strudel, die sie an den Felswänden zu zerschmettern drohten. In der unteren Hälfte des Jordanlaufes kehrten ähnliche Gefahren wieder, doch mehr noch Hemmungen durch Schutt- und Sandbänke, oder andere Untiefen und Stagnationen, welche die Schifffahrt verzögerten. Wenn zuvor die nackten Kalkklippenufer, mit Binsen, Grasung oder Dorngestrüpp bedeckt, fast keinen Anhalt gaben, so war im untern Laufe das Walddickicht des Ufersaumes gefahrbringend, da die Takelage der Segelboote sich in dem weithinaus, über den Strom reichenden Gezweige der Bäume verwickelte, wenn man, dem heißen Sonnenbrand in der Mitte des Stromes ausweichend,

*) Durch die nordamerikanischen Ober-Officiere Lynch und Dale im Jahre 1848, aus deren hier folgendem Berichte sich die Charakteristik von selbst ergibt.

den Schatten der Waldufer aufsuchte, wo aber den dort Verweilenden eine noch größere Gefahr von den Raubthieren drohte, zumal von den Hyänen, Leoparden und anderen Bestien, die durch die engen Wald- und Schilfpfade sich zur Tränke am Strome drängten, und da zugleich auf ihre Beute lauerten.

Die stets geladenen Gewehre mußte man aber zu gleicher Zeit noch bereit halten gegen die Ueberfälle der Beduinen, deren ein Dutzend unabhängiger Tribus, meist in Fehde und Kampf um die Oberherrschaft und die Grenzvertheidigung ihrer Territorien begriffen, die Passanten fortwährend bedrohte. Wie froh war der Commandant der Expedition, Capitän Lynch, als er, mit seiner ganzen Schiffsmannschaft gesund und glücklich bei Jericho, am berühmten Jordanbade, der Mündung zum Todten Meere ganz nahe, angelangt, seiner Admiralität in Washington den kurzen, aber inhaltreichen Bericht schreiben konnte: „Wir haben in 10 Tagen den 30 Stunden langen Strom durchschifft. Wir sind auf ihm mit unseren beiden Metallbooten 27 drohende große Katarakten glücklich hinabgestürzt, und über eine mehr als dreifache Zahl geringerer. Der Jordan hat noch weit mehr Krümmungen in seinem Laufe, als der Mississippi — Alles ist gesund und wohlauf!"

Nun war noch die zweite Aufgabe der Expedition zu vollführen übrig: die Beschiffung und die Aufnahme des Todten Meeres.

Hier traten andere Beschwerden und Schwierigkeiten auf. Ein widriger Schwefelgeruch begleitete die beiden Metallboote zur Jordan-Einmündung in den See. Der heftige Nordwestwind schlug, nach kurzer Fahrt, in einen wilden, ungastlichen Südsturm um, der die Wellen zu Schaumwogen emporpeitschte, die mit ihrem umherspritzenden Salzschaum die Kleider der Schiffenden mit starren Salzkrusten bedeckten und Haut wie Augen mit Brennen und Jucken erfüllten. Der grausige Sturm drohte bald mit seinen starken Salzwogen, die wie schwere Titanenhämmer gegen die zitternden Metallwände der Boote schlugen, diese bersten zu machen, oder sie mit dem schweren Salzwasser zu überschütten. Es dünkte den Officieren, als wären sie zu einer verbotenen Pforte des Todten Meeres eingefahren, an welcher die grimmigen Wächter auf Sturmesschwingen ihnen ein Gebot entgegen riefen: hier sei kein Einlaß zu dem ewigen Grabe der Todten! — Aber die Gefahr ging vorüber, dem Sturm folgte eine stille Mondnacht, in deren Einsamkeit man, höchst überraschend, die Mitternachtsglocke des Klosters St. Saba von den benachbarten Felshöhen durch das Kidronthal herüber tönen hörte! Ein großartiger Eindruck am Todten Meer, in der größten Wildniß sich doch mit menschlichen Wesen durch das christliche Gebet vereinigt zu wissen.

Zwanzig Tage verwandte man zur Beschiffung des Salzsees und aller seiner Gestade, von Vorgebirg zu Vorgebirg, und schlug die von Ort zu Ort gewechselten Lager da auf, wo nur einiger Maßen eine wirthliche Stelle sich zeigte, wenn es auch nur eine brakische, oder eine laue Quelle war, die das unentbehrlichste Wasser geben konnte. Nur

die fetiden Schwefelwasserquellen, die in Menge den See umgeben, mied man, weil ihr Gas, bei der furchtbaren Hitze des sengenden Sonnenstrahls in der absolut großen Tiefe des Seespiegels und dem dadurch bei tropischer Schwüle verstärkten Luftdrucke, einen sehr nachtheiligen, lähmenden Einfluß auf Körper- und Seelenstimmung der Schiffenden ausübte. Trat noch ein heißer Südwind, ein glühender Sirocco mit Backofenluft und beständigem Wetterleuchten hinzu, wie das nicht selten der Fall war, so erschlafften bald Aller Kräfte unwiderstehlich, und den Capitän, der Einzige, dem die Seelenkraft blieb, sein Auge nicht zu schließen und das Steuer fort zu lenken, um nicht wirklich in ein Verderben zu rennen, konnte in der Mitte seiner durch Starrsinn in dumpfen Schlaf und in Todtenstille versunkenen, erbleichten Schiffsmannschaft der schaudererregende Gedanke an Charon's Nachen auf der Fahrt zur Unterwelt wohl beschleichen.

Dennoch wurden, nach wiedererwachten und gestärkten Lebensgeistern und vielfachen Wechseln der Zustände, die Arbeiten zur Aufnahme der Vermessung des ganzen Sees zu Ende gebracht und die erste Karte danach entworfen. Sein Becken zeigte sich in zwei Seeboden getheilt, von denen der nördliche (2/3) in einen Abgrund von 1000 bis 1300 und an einer Stelle bis 1970 Fuß unter seine Spiegelfläche (nach Symonds) hinabsinkt, während der südliche (1/3 des Sees) nur eine flache Salzlagune von nicht über 18, meist nur unter 6 bis zu 1 und 1/2 Fuß Tiefe, darbietet. Diesen flachen Boden füllte meist nur ein salziger Seeschlamm, der von heißen Quellen aus der Tiefe zu sehr erhitzt wurde, um ihn ohne Beschwerde durchwaten zu können, als man die Boote zurücklassen mußte, und doch das Ufer am äußersten Südende erreichen wollte, um auf ihm die berühmte Salzsäule Usdums, an 40 Fuß hoch, zu erklimmen, in der sich der Name Sodoms mit geringer Umänderung erhalten hat. Diese Salzsäule ist aber nur der vorderste Pfeiler eines langen Zuges von Steinsalz, der tiefer in das Edomiterland einsetzt. Die wenigen Uferanwohner eines schwächlichen Fellahgeschlechtes, die nie ein Schiff gesehen, setzten die beiden Barken, die sie für Thiere hielten, in Erstaunen, weil sie nicht begreifen konnten, daß diese, ohne Beine zu haben, doch auf dem Wasser gehen könnten, bis man ihnen die Ruder als die Beine zeigte.

Als nun alle Theile des Sees umschifft, untersucht und seine Naturproducte eingesammelt und durch Messung die tiefe Lage des Seespiegels zu mehr als 1300 Fuß unter dem Spiegel des Oceans und der absolute Einsturz des Seegrundes, als die größte Einsenkung der Erde, auf wenigstens 2200 bis 2600, an manchen Stellen sogar bis 3321 Fuß unter dem Spiegel des Mittelmeeres festgestellt war, kehrte man zum Nordende des Todten Meeres zurück. Nicht nur die Metallboote waren durch die salzige, corrosive Lauge des Seewassers zerfressen und leck geworden, auch die ganze Schiffsgesellschaft war durch die drückende Atmosphäre und das Uebermaß der Anstrengung dazu genöthigt, ein anderes Klima wie dieses schwüle tropische, in dem man

überall indisch-tropischen Vegetationen begegnet war, aufzusuchen, um Krankheiten zu entgehen, deren Symptome schon sich zu zeigen begannen.

303. Jerusalem.

(Nach A. G. Hoffmann, ein Gang durch Jerusalem.)

Durch ihre Lage war die Stadt von Anfang an gewisser Maßen eben so zur Isolirung bestimmt, wie jenes Volk, dessen Cultur-Centrum sie eine Reihe von Jahrhunderten hindurch gewesen ist; nach der Morgenseite erscheint sie durch die wüste Umgebung des Todten Meeres und das östlich daran stoßende rauhe Gebirge, und nach Mittag zu durch das unwegsame, unnehmbare Felsennest Idumäa, und die vor Aegypten sich hinstreckenden, unwirthbaren Sandwüsten wie abgeschieden von dem Verkehr mit der übrigen Welt, und selbst von Mitternacht und Abend her nur auf beschwerlichen Wegen zugänglich; ohne den Segen eines Flusses und den Reichthum eines weit ausgedehnten, fruchtbaren Bodens in ihrer nächsten Umgebung zu besitzen, ruht sie meist auf felsigem Boden, wenn er auch jetzt stellenweise 30—40 Fuß hoch mit Trümmern zerstörter früherer Cultur überdeckt ist, anderwärts theils in Folge von Erderschütterung, theils durch künstliche Abtragung, namentlich von Seiten der makkabäischen Fürsten, wesentliche Umgestaltung erfahren hat.

Die jetzige Stadt kann im Wesentlichen als ein breites und ziemlich hohes Plateau bezeichnet werden, jedoch mit einzelnen, nicht gerade bedeutenden Steigungen und Senkungen, und von allgemeiner sanfter Steigung nach Süden, bezüglich Südöst. Seine Fläche hängt nur gegen Mitternacht noch mit dem eigentlichen Rücken der großen Gebirgsmasse zusammen, welche als eine südliche Fortsetzung des Libanon zu betrachten ist und ganz Palästina von Norden nach Süden durchdringt, während sowohl westlich als östlich und südlich tiefe, theilweise schroff abfallende Einschnitte dieses Tafelland von der ursprünglich damit zusammenhangenden Umgebung abgetrennt haben. Diese Schluchten bilden im Osten das Thal Josaphat oder Kidron, aus der Passionsgeschichte wohl Jedem bekannt, da es den berühmten Oelberg mit dem Garten Gethsemane schmerzlichen Andenkens von der Stadt scheidet, und auf der Westseite das Thal Gihon, welches auch Thal Hinnom heißt, mit dem Mamilla- und Sultans-Teiche. Nach Südost zu vereinigt sich das Thal Hinnom mit dem östlich die Stadt umringenden Thale, welches den Bach Kidron enthält, und beide führen ihren Inhalt, welchen sie nur durch Regen empfangen, gemeinschaftlich dem Todten Meere zu.

Das städtische Areal ist, wenn man es von Süden her überblickt und den Ausdruck nicht zu buchstäblich nimmt, einer Landzunge oder Halbinsel von etwa 2000 Fuß Höhe vergleichbar, deren Grenzen nach drei Richtungen gegeben waren, und also nach jeder Restauration in der

Hauptsache unverändert geblieben sein werden; nur nach der verhältnißmäßig flacheren, durch kein äußeres auffallendes Moment des Terrains bestimmten Nordseite hin ist der Umfang schwankend und in einer Art von Fluctuation und Wandlung gewesen. Ehemals dehnte er sich dorthin offenbar weiter aus, wenigstens vor Zerstörung des Ortes durch die Römer.

Schon in vorhistorischer Zeit hatten die Ureinwohner die Bedeutung dieses merkwürdigen Punktes, welcher dem Jordan und Todten Meere „um ein Viertel näher liegt als dem Mittelmeere und etwa um ein Drittel minder hoch über letzterem als über ersterem" ist, mit richtigem Instinct erkannt und zur Anlegung einer Burg (Jebus) benutzt, welche den Hebräern tapfer widerstand und noch dem kühnen David höhnend zurief: „Du wirst nicht hier herein kommen, sondern dich werden die Blinden und die Lahmen abhalten" (2. Sam. 5, 6.). Doch fiel sie diesem thätigen Könige als edle Beute in die Hände und empfing durch ihn die ihr geziemende Bedeutung der Metropole für sein ganzes Reich.

Da, wo die Stadt nicht durch die Natur von unzugänglichen Schluchten umzogen ist, wurden künstliche angelegt, und zu dem Ende selbst in den Felsen Graben gehauen; ferner war sie dort zur Zeit der Eroberung durch die Römer mit drei festen Mauern umschlossen, an den übrigen Seiten hatte sie nur eine Ringmauer. Gerade dieser Theil von Jerusalems Vorzeit ist noch nicht in allen seinen Theilen aufgehellt, und die Untersuchung, ob die heilige Grabeskirche den wirklichen Golgatha, auf welchem Christus gekreuzigt wurde, mit einschließen könne, steht damit in genauem Zusammenhange. Jetzt ist Jerusalem durchgängig von einer ansehnlichen, gut unterhaltenen Mauer aus massiven, graulichen Quadern umgeben, und diese scheint in ihrem Unterbau, besonders an der Morgenseite der Stadt, noch Reste hohen Alterthums zu enthalten; die dazu verwendeten gewaltigen Blöcke, darunter Werkstücke von 6 Fuß Höhe und 20 Fuß Länge und selbst 7½ Fuß Dicke, entsprechen wenigstens der gigantischen Bauart der Vorzeit.

Nach Josephus Bericht war die alte Stadt auf zwei einander gegenüber liegenden Hügeln erbaut, welche in der Mitte eine von beiden Seiten mit Häusern dicht besetzte Schlucht trennte. Der eine viel höhere und geräumigere Hügel mit der oberen Stadt hieß früher Burg David's, wegen seiner natürlichen Festigkeit, später der obere Markt; der andere ringsum abschüssigere Hügel mit der unteren Stadt hieß Akra (Höhe, Spitze, Burg). Diesem letztern gegenüber, und etwas niedriger als er, lag ein dritter Hügel mit dem Tempel, der Moria (eigentlich Widerstand, fester Ort, nach 1 Mos. 22, 14. vgl. v. 8 gedeutet: von Jehova ersehen).

Als die Bevölkerung Jerusalems immer mehr zunahm, reichte der ursprünglich von der Stadtmauer umschlossene Raum für sie nicht hin; man baute sich daher zunächst auf der Nordseite des Tempelberges an, und bei immer weiter gehendem Bedürfniß auch noch auf einem vierten Hügel, dies war Bezetha, d. i. Neustadt. — Der äußere Anblick des

Tempels war von allen Seiten her ein durchaus imposanter, wenigstens in seiner letzten, durch Herodes erhaltenen Gestalt; ringsum mit goldenen Platten belegt, schimmerte er bei Sonnenlicht in feurigstem Glanze, und sah, wie Josephus erzählt, in der Entfernung einem schneebedeckten Hügel ähnlich, da an den Stellen, wo er nicht übergoldet war, sein weißer Marmor blendend hervortrat. So großartig und theilweise pittoresk auch jetzt noch das Panorama der kuppelreichen Stadt vom St. Salvatorkloster und anderen hochgelegenen Punkten der Nord- und Nordwestseite oder vom Oelberge und von dem südlich gelegenen Berge des Aergernisses unstreitig ist, dem ausgezeichneten Eindruck, welchen zur Zeit Christi eine solche Rundschau machen mußte, ist es doch in keinem Falle vergleichbar.

Die ursprünglichen Hügel, worauf die Stadt in ihren verschiedenen Perioden nach jeder bitteren Katastrophe immer wieder erneuert wurde, wenn auch mit verschiedenem Umfang hauptsächlich nach Mitternacht zu, lassen sich auch jetzt noch im Wesentlichen nachweisen; denn das Längenthal oder die Vertiefung (das Wadi), welche eine halbe Viertelstunde vom Damaskusthore ihren Anfang nimmt und mitten durch die Stadt nach Süden zu läuft, durchschneidet sie so in zwei Hälften, daß auf der Ostseite davon die Hügel Bezetha und Moria, dagegen auf der Westseite Akra und Zion sich befinden.

Die Eintheilung des heutigen Jerusalems in Quartiere ist von der Lage der einzelnen Hügel ziemlich unabhängig; sie werden gewöhnlich nach der Religion ihrer Bewohner benannt. Das armenische und das Christenviertel liegen in der Westhälfte, das jüdische und das moslimische in der Osthälfte. Das armenische Viertel, in der schönsten und gesundesten Lage der Stadt, bildet den südwestlichen Theil derselben, liegt auf dem alten Zion und umfaßt auch die Citadelle, die neue Caserne und die protestantische Kirche; der Kern seiner Bewohner sind die Armenier, welche dort zwei Klöster haben, von denen das dem heil. Jakob geweihte (Mar Jakub) sehr bedeutend ist. Es kann 2000 Pilger beherbergen. Das Christenviertel macht den nordwestlichen Theil der Stadt aus und hat Christen aller Confessionen zu Bewohnern, deßgleichen auch einige Moslimen. In ihm liegen die heilige Grabeskirche, das Hospital, das lateinische Männer- und Frauenkloster, die Patriarchatswohnung, das Domherrenstift und der große Raum des ehemaligen Johanniter-Hospitals. Das Judenviertel nimmt den mittleren Theil der Stadt ein, und hat im Ganzen nicht die unfreundliche Lage, welche ihm von manchen Reisenden zugeschrieben wird; auch eine kleine Zahl von Mohamedanern wohnt darin. Das mohamedanische Viertel endlich ist das bei Weitem größeste; viele Punkte haben den Vortheil einer Aussicht auf den vormaligen Tempelraum, doch ist sonst ein bedeutender Theil dieses Quartiers nicht gerade anlockend. Außer den Moslimen wohnen hier auch viele Juden, aber wenig Christen. Der Schmerzenweg (Via dolorosa) mit den von der Tradition fixirten einzelnen Momenten des Leidens Christi, der Kreuz-

auflegung (Scala sancta), der Geißelungs-Capelle, dem bedeckten Gang oder Bogen Ecce Homo, den Stätten des ersten und des zweiten Falles Jesu (der erstere da, wo Simon von Cyrene das Kreuz zum Tragen aufgelegt wurde, Math. 27, 32., und der andere beim Hause der heil. Veronica) und dem sogenannten Gerichtsthor (Porta judiciaria), einer hohen, dicken, dunkelröthlichen Marmorsäule, gehört diesem Stadttheile an. Seine Hauptrichtung ist von Morgen gegen Abend. Bei einem zugemauerten Thore, welches ein Theil der Christenheit als das alte römische Landpflegerhaus betrachtet, ist sein Anfangspunct. Der meist ansteigende Kreuzesweg endet nördlich von der heiligen Grabeskirche, seine Fortsetzung bis zum Golgatha wird durch eine Reihe von Häusern behindert. Er ist meist gut gepflastert, mit einer Furche in der Mitte, nicht enge, und beträgt von oben nach unten durchgangen gegen 900 Schritte; die Zahl der darin markirten Stationen ist jetzt vierzehn, ehemals waren ihrer nur zwölf. Nachahmungen dieses Schmerzensweges und seiner einzelnen Stationen, selbst mit genauer Abmessung der Raumverhältnisse nach Schritten, gibt es bekanntlich auch in vielen deutschen Städten.

Am Himmelfahrts-Morgen selbst war die ganze christliche Bevölkerung der Stadt in freudiger Bewegung und zog dem anmuthigen Oelberge zu, um das Fest an der Stelle zu begehen, von welcher es einst seinen Ausgangspunkt nahm. Der Oelberg selbst erstreckt sich von Norden nach Süden etwa 2000 Schritte lang; seine Form nach der Stadt zu ist schön, seine Höhe über dem Kidronbette beim Stephansthore beträgt nur 600 Fuß. Von den drei Gipfeln, welche man unterscheidet, ist der mittlere der höchste, so daß Tobler ganz richtig bemerkt, der Berg sehe aus wie ein niedriger Kopf mit den beiden Schultern. Dieser mittelste Gipfel ist der Oelberg im engeren Sinne des Wortes.

Auf dem Oelberge liegt die Himmelfahrts-Capelle. Wir traten in die Capelle ein, um unsere Feststimmung noch zu steigern, welche sich vorher am Anschauen des vielgenannten biblischen Schauplatzes im Frühlingskleide genährt hatte. Aber viel mehr herabgestimmt und gedrückt wurde sie durch das Geräusch und den Lärmen, welcher rings umher herrschte. Alle Christenparteien besorgten ihren Cultus zu gleicher Zeit, die Lateiner in der Capelle, die übrigen unter Zelten. Die größte Unruhe aber entstand, als die Armenier ihre Procession nach der Capelle begannen. Diener mit hohen Stäben schritten voran. Hinter ihnen folgte der Patriarch, reich und prunkvoll gekleidet, umgeben von vielem Clerus in seidenen Gewändern. Die Lateiner aber verwehrten den Eintritt in die Capelle; ihr Einschreiten würde indessen nichts gefruchtet haben, wenn sie nicht schon auf den Vorfall sich gefaßt gemacht und um eine Abtheilung türkischer Soldaten zu ihrem Schutz zeitig nachgesucht gehabt hätten. Wunderliche Ironie des Schicksals! während die gewaltige Kraft der christlichen Westmächte den wankenden Thron der Osmanen aufrecht hält, sichert an geheiligter Stätte christlichen Glaubens das Machtgebot der Söldlinge des Sultans abendländischen

Christen den sonst gefährdeten Besitz. Im Innern der Capelle wurde uns auch ein harter, weißgelblicher Stein mit dem Eindruck eines rechten Menschenfußes als Spur des Auftretens Jesu bei der Himmelfahrt gezeigt, obwohl nach der biblischen Erzählung der Schauplatz derselben nicht auf der Spitze des Oelbergs, sondern unfern Bethanien gedacht werden muß.

Die Grabeskirche ist eigentlich eine etwas chaotische Vereinigung dreier Kirchen und umfaßt 1) das Grab Christi, 2) den Golgatha oder Calvarienberg und 3) die Stelle des aufgefundenen Kreuzes. Die Verbindung der verschiedenen Baulichkeiten ist durch ein großes Schiff bewirkt und zur Zeit der Kreuzzüge unter Gottfried von Bouillon zu Stande gebracht. Seitdem ist diese Gestalt, welche die Uebersicht nicht gerade sehr erleichtert, sondern den Eindruck von etwas Labyrinthischem hat, sorgfältig festgehalten worden, so verschiedene Verwüstungen auch nachher dieses Heiligthum betroffen haben. Seit dem Jahre 1832, wo Ibrahim von Aegypten Jerusalem einnahm, ist der Besuch der heiligen Grabeskirche den Christen frei gegeben ohne alle Beschränkung und ohne Entrichtung irgend einer Abgabe; der Sultan Abdul Medschid hat diese Vergünstigung seines Vasallen aufrecht erhalten. Das eigentliche heilige Grab nimmt in dem Heiligthum, welches seine hauptsächlichste Ausdehnung von Abend nach Morgen hat, die westlichste Abtheilung ein, befindet sich unter der Oeffnung einer mächtigen Kuppel, ist ein längliches Viereck mit zugerundeter westlicher Seite, und sieht aus wie eine kleine Kirche in der großen, welche wieder durch eine eigene achteckige Kuppel überwölbt ist Zu der Kreuzigungsstätte, welche gleich rechts von dem länglichen Vorhofe liegt, zu welchem man sogleich nach dem Eintritt in die Grabeskirche gelangt, führt eine in Felsen gehauene Treppe von 18 Stufen; sie ist von einem besondern Dache überwölbt und in zwei Capellen getrennt. In der ersteren derselben sieht man unter dem Hochaltar den nackten Felsen und darin drei Löcher, worin der Behauptung nach die Kreuze Christi und der beiden Schächer gestanden haben. Die mittlere Oeffnung, als die dem Kreuze Christi bestimmte, ist mit Silberblech ausgelegt, worauf der Spruch Ps. 74 12 in griechischer Sprache eingegraben ist: „Aber Gott, unser König, bewirkte vor Jahrhunderten das Heil im Mittelpunkte der Erde". Diese Wahl der Inschrift hängt mit der schon im 5. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung vorkommenden Meinung zusammen, daß Golgatha den Mittelpunkt der Erde bilde. Wenige Schritte vom Eingange der Grabeskirche liegt der Stein, auf welchem der Leichnam Jesu eingesalbt worden sein soll. Die andere der beiden Capellen Golgatha's wird als der Ort betrachtet, wo Christus ans Kreuz genagelt wurde. In den Besitz der Grabeskirche sind die verschiedenen christlichen Parteien so getheilt, daß einer jeden derselben bestimmte Räume überwiesen sind; aber darin liegt eben der Grund zu den unendlichen, häßlichen Zänkereien und Kämpfen derselben. Die Richtigkeit der Ueberlieferung über dieses Central-Heiligthum Jerusalems ist von der Kritik nicht minder in

Anspruch genommen, als die offenkundig von der geschäftigen Sage willkürlich geschaffenen Localitäten für unwichtigere biblische Ereignisse. Aller auftauchenden Bedenken und Zweifel ungeachtet, ist das Factum nicht wohl anzutasten, daß dieselbe Stätte seit den Zeiten Constantin's des Großen und seiner Mutter Helena die Verehrung der Christen genossen hat, welche ihr noch zu Theil wird, daß trotz aller Verfolgungen und Bedrückungen, welche die christliche Einwohnerschaft Jerusalems von Seiten der Mohamedaner getroffen hat, die Liebe und Theilnahme derselben für diese geweihten Orte nicht erkaltete.

Versenkt man sich in das Anschauen Jerusalems, von welchem Standpunkte es auch sei, der Gedanke an eine Fülle von Stätten der Anbetung und damit in innigem Zusammenhange stehender Anstalten drängt sich immer wieder in den Vordergrund und rechtfertigt neben den großen Erinnerungen, welche eben so unabweislich überall erweckt werden, den gewöhnlichen Namen der Stadt: el Kuds (die Heilige).

---

304. Die anatolische Halbinsel (Klein-Asien).

(Nach der Zeitschrift: Das Ausland, 1855.)

Wie die Nordküste des schwarzen Meeres theilweise durch das in dasselbe hinausspringende Viereck der taurischen Halbinsel gebildet wird, so wird auch der Südsaum dieses Meeresbeckens, und zwar fast in seiner ganzen Erstreckung, durch eine Halbinsel dargestellt, in welcher der asiatische Continent, genauer Vorder-Asien, als in seinem westlichen Ausläufer, am weitesten nach Europa vorspringt, nämlich durch die Halbinsel Anatolien (Natolien, Anatoli, d. i. das Morgenland, in der Handelssprache die Levante genannt) oder das alte Klein-Asien (Asia minor).

Die Oberflächen-Gestalt der anatolischen Halbinsel ist eine sehr unregelmäßige. Die Mitte des Landes ist eine ausgedehnte Hochebene, die mit einer Erhebung von etwa 5000 Fuß über den Meeresspiegel sich in der Richtung von Nordosten nach Südwesten erstreckt, auf welcher noch höhere Berge sich erheben, und Salzseen, Moräste und Wasserrinnen ohne sichtbaren Abfluß zerstreut sind, und die zum Theil von Flüssen bewässert ist, welche sich ins schwarze Meer ergießen. Diese Hochebene wird von zwei Gebirgsreihen eingeschlossen, die auf dem Plateau von Armenien ihren Anfang nehmen, wo überhaupt die Bergketten entstehen, welche Klein-Asien durchschneiden, nämlich dem Taurus und dem Antitaurus der Alten. Der erstere, als der südliche Arm, beginnt dicht am Euphrat, wo einer seiner Gipfel die Höhe von 10,000 Fuß erreicht, zieht sich in westlicher Richtung mit einem sehr unregelmäßigen Laufe unfern von den Küsten des mittelländischen Meeres und endet auf den Inseln des griechischen Archipelagus. Sowohl nach Süden als nach Norden zweigen sich von ihm Bergketten

ab, die wie die einzelnen Theile der Hauptkette mit besonderen Namen bezeichnet werden. Wie vor dem Halbinsellande von Dekhan, als abgesprungenes Stück der Bergmasse, die Insel Ceylon, so liegt hier vor dem syrisch-kleinasiatischen Meereswinkel die Insel Cypern (Kibris) und am Südwestende des Halbinsellandes die hohe Rhodus-Insel, welcher gegenüber das Gebirge Massicitus endigt. Der nördliche Arm oder Antitaurus läuft parallel mit dem Pontus Euxinus in nicht großer Entfernung von den Gestaden desselben, und endet am Bosporus, indem er einen südwestlichen Zweig entsendet, der sich mit dem Waldgebirge des Olymp (8800′) bei Brussa, und früher schon mit dem weidenreichen Plateau von Angora vereinigt, und am Golf von Adramyti im Berge Ida, dem Berge Trojas und dem letzten Grenzstein Asiens am Hellespont, endigt. Zwischen den beiden Hauptketten erheben sich mehrere kleinere, von denen einige bis zu einer bedeutenden Höhe emporsteigen; erhabene Gebirgsmassen, die mehr oder weniger mit einander im Zusammenhang stehen, findet man fast überall. Im südöstlichen Theil der Halbinsel erhebt sich als isolirter Pik, der mit den Tauruskettten nur einen schwachen Zusammenhang hat, der Arghi-Dagh oder Ardschisch, der Argäus der Alten; er ist vermuthlich der Culminationspunkt von Anatolien; seine Höhe beträgt 12,290′, nach Anderen sogar 13,000′. Er besteht ganz aus vulkanischen Producten, und an seinem Gipfel zeigen sich zwei Krater, aus denen sich einst die unterirdischen Kräfte Bahn zur Atmosphäre brachen. Das ganze innere Plateau, westlich bis nach Kutahija und darüber hinaus bis in die Ebene von Sardis und selbst bis zum westlichen Littorale bei Smyrna u. s. w., trägt die deutlichsten Spuren vulkanischer Revolutionen. Aber den merkwürdigsten geologischen Zug bietet das vulkanische Gebiet Katakekaumene dar, in welchem sich der Vulkan Kula etwa 500′ so steil aus der Ebene erhebt, daß eine Ersteigung seiner schroffen Flächen unmöglich ist. Wenn man von Osten her sich ihm nähert, so steht man vor einem schwarzen Lavastrom, der sich von der Linken zur Rechten ausdehnt, und dessen in tausend Formen gebrochene Oberfläche Meereswellen gleicht, die mitten im Wüthen des Sturmes in Stein verwandelt worden sind. Von dem Fuße des Kegels ausgehend, bildet dieser Lavastrom den schneidendsten Contrast mit der blühenden Umgebung, durch welche er zu fließen scheint. Solche erloschene vulkanische Kegel und andere unzweifelhafte Spuren von der Einwirkung unterirdischen Feuers dehnen sich über einen beträchtlichen Raum aus. Erdbeben wie jene, welche Laodicea, Apamea, Sardes und andere Städte des Alterthums zerstörten, kommen noch immer vor. Man denke nur an die furchtbare Zerstörung Brussa's durch Erdbeben im Frühjahre 1855. Im Zusammenhange mit der vulkanischen Beschaffenheit des Bodens steht das Vorkommen zahlreicher warmer und schwefelführender Quellen im Bereiche der anatolischen Halbinsel.

Die südliche Küste der Halbinsel ist mit hohen, dicht an das Ufer herantretenden Felsen versehen; tiefe, schöne Buchten treten in das

Land, unter denen die von Makri, Feneka, Adalia und Skanderun die wichtigsten sind. Eine Menge von Vorgebirgen springen in die See, in welcher von Syrien her die von Aegypten kommende Strömung, von Osten nach Westen gehend, an die Küsten stößt. Die Menge von Halbinseln und Buchten, welche Anatolien im Süden und Westen darbietet, ist nicht bloß ein wichtiges physisches Phänomen, sondern zeugt auch von der Bestimmung des Landes und seiner Bewohner zur Entwicklung eines lebhaften und thätigen Culturlebens, das auch in der That ehemals hier geblüht hat, aber unter der Herrschaft des Halbmondes in den traurigsten Verfall gerathen ist. Im Innern ist die ganze Südküste fast ununterbrochen Bergwald, durch tiefe Schluchten und Rinnsale rauschen die kurzen Bergströme ins Meer. Ganz ähnlich, wiewohl zuweilen mit sumpfigem Flachufer, ist die Westküste, die so ausgezackte und unregelmäßige Gestade, so hohe und schroffe Klippen hat, wie nur irgend eine Küste der Welt. Das Eingreifen des Meeres ins Land ist hier noch größer als an der Südküste, so daß eigentlich schon am Lande die im Archipelagus ausgesprochene Inselform beginnt — dieses Netz von Inseln, dessen Natur einen so eigenthümlichen Einfluß auf die Bildung des griechischen Volkes geübt hat. Die Nordküste am Pontus Euxinus, welche wenige stark hervortretende Unregelmäßigkeiten darbietet, ist ein schönes, fruchtbares Littorale, das viele Vorgebirge bildet; nur im Osten drängen sich mächtige Felsmassen mit tiefen Abgründen dicht an den Pontus, der hier bis an die Küsten tiefes Wasser hat, was nach dem Bosporus zu verschwindet.

Die Hauptflüsse der anatolischen Halbinsel strömen in nordwestlicher Richtung in den Pontus, indeß ist ihr Lauf bis jetzt nur unvollständig erforscht worden. Der bedeutendste ist der Kisil-Irmak. Die einzigen wichtigen Flüsse, welche von dem Plateau der anatolischen Halbinsel dem ägäischen Meere oder dem griechischen Archipel zuströmen, sind der Gedis-Tschai (Hermus), einst ein wegen seines Goldreichthums berühmter Strom, der nach einem Laufe von etwa 40 geogr. Meilen in den Golf von Smyrna fällt, und der Bajak-Mender-Tschai oder Mäander der Alten, unter den berühmten Flüssen Klein-Asiens der berühmteste, nicht allein wegen der Fruchtbarkeit und Ueppigkeit seiner Thäler und der Menge blühender Städte, die einst an seinen Ufern standen, sondern auch der Krümmungen seines Laufes halber, die so außerordentlich sind, daß der Name dieses Flusses als Eigenschaftswort, zur Bezeichnung eines in vielen Serpentinen fließenden Gewässers, allgemein üblich geworden ist. An seiner Mündung ins ägäische Meer stand Milet, die Vierhafenstadt, reich und mächtig durch Handel, die Gründerin zahlreicher Colonieen, deren Plinius nicht weniger als 80 rechnete. Die Stromlänge des Mäander schätzt man auf mehr als 60 geogr. Meilen. Unbedeutender sind die ins mittelländische Meer mündenden Flüsse Anatoliens. — In dem geographischen Bilde der anatolischen Halbinsel bildet die große Anzahl von Seen mit salzigem und frischem Wasser einen der hervorstechendsten Züge. Der bedeutendste

unter ihnen ist der etwa 14 Meilen nordöstlich von Konieh entfernte, 11 geogr. Meilen lange und 2—3 Meilen breite Tuz-Ghieul (Tatta Palus der Alten), dessen Wasser salzig ist, und der mit den Incrustationen an seinen Ufern die umliegenden Bezirke mit Salz versorgt.

Das im Alterthum so berühmte Klima der Halbinsel bietet in Folge der großen Verschiedenheit der Bodenerhebung so bedeutende Abweichungen dar, daß eine allgemeine Schilderung der klimatischen Verhältnisse unmöglich ist; der Reisende tritt zuweilen an demselben Tage aus dem Sommer in den Winter, und aus dem Winter in den Sommer. Im Innern, auf dem von den Bergketten des Taurus und Anti-Taurus umgürteten Central-Plateau, das sich, wie gesagt, durchschnittlich 5000′ über das Meeresniveau erhebt und außerdem noch Berge von mehreren tausend Fuß Höhe trägt, herrscht im Winter eine außerordentliche Kälte, aber auch gesundes Klima. Der Sommer ist hier von kurzer Dauer, und der Schnee liegt ziemlich tief etwa vier Monate des Jahres hindurch.

Was die Naturproducte der anatolischen Halbinsel betrifft, so reiht sich die Pflanzenwelt einerseits mehr der persischen und syrischen, andererseits der südeuropäischen an. Ja, im Süden am Littorale drängt sich die Vergleichung mit Aegypten auf, während das westliche Ufergebiet Griechenland sehr ähnlich ist. Der nördliche Abhang des Central-Plateau's besitzt einen solchen Reichthum an Wäldern von Eichen, Buchen, Platanen, Eschen und anderen Laubhölzern, daß die Osmanen einen seiner ausgedehntesten Wälder Agatschbaschi (das Meer von Bäumen, Holzmeer) nennen. Dieser in der Nähe von Trapezunt gelegene Wald hat eine Länge von 28 und eine Breite von 4 Meilen, und liefert in fast unerschöpflicher Fülle hauptsächlich das Bauholz für den Bedarf der türkischen Flotte. Hier erreichen die Bäume, namentlich in den geschützten Thälern südwestlich, eine bedeutendere Höhe als in anderen unter denselben Breitengraden gelegenen Ländern. Dem Reichthum an Kirschen verdankt das alte Cerasus, jetzt Kerasunt genannt, seinen Namen. In den Ebenen, welche die Flüsse Kisil-Irmak, Sakaria und Mendere begrenzen, gibt es vortreffliche Weiden. Caramaniens heiße Gestade-Landschaften haben in der Vegetation Aehnlichkeit mit den Küsten Syriens, und liefern Bäume mit kostbaren Harzen, unter denen der Storax das bekannteste ist. Große Massen von Weintrauben, Oliven und Feigen werden in den südlichen Thälern gezogen, besonders in Lycien, das die schönsten Früchte für den Markt von Smyrna liefert. Die Flora des westlichen und südlichen Anatoliens ist in allen Thälern so schön, daß sie sich mit der von Sicilien und Spanien vergleichen kann. Es wimmelt von schönen Sträuchern und immergrünen Pflanzen, unter denen sich die Myrthe (die hier einen ungemeinen Umfang erreicht), der Lorber, der Seidenbast u. a. m. befinden. Die ausgedehnten und kalten Hochebenen des Innern bilden in ihrem Vegetations-Charakter einen höchst auffallenden Contrast mit den bis jetzt in dieser Beziehung geschilderten Gebieten der anatolischen Halbinsel,

indem sie bloß verkrüppeltes Strauchwerk, Salzpflanzen, Wermuth, Salbei und einige Farrnkräuter hervorbringen, ja, ganze Gegenden enthalten, in denen zwei Arten von Brombeeren die alleinigen Repräsentanten der Pflanzenwelt sind. Die Thierwelt Anatoliens ist der südeuropäischen, noch mehr aber der syrisch-mesopotamischen verwandt. Es gibt wenig große Raubthiere, am gewöhnlichsten ist eine Art Panther, die von den Türken Kaglan genannt wird; außerdem gibt es einige wenige Bären, Wölfe, Hyänen, mehrere Katzenarten (die Angora- und cyprische Katze) und wilde Hunde. Schakals sind in den weniger besuchten Gegenden sehr häufig; auch Gazellen, Hirsche u. a. finden sich hier zahlreich. Was die Zugthiere betrifft, so braucht man als solche gewöhnlich, namentlich beim Feldbau, Büffel, und die weiblichen Thiere dieser Gattung versehen als Milchspenderinnen die Stelle der Kühe, welche selten sind. Beim Waarentransport gebraucht man, wie im ganzen Orient, vorzugsweise das Kameel, obgleich die Pferde stark und wohlgebaut, und die Esel lebhafter und höher als gewöhnlich sind. Die langhaarige oder Angora-Ziege, auch Shawl-Ziege genannt, war dem Lande früher eigenthümlich, kommt jetzt indessen auch in Persien und Ostindien vor. Auf der anatolischen Halbinsel gedeiht die Angora-Ziege bloß auf einem etwa 500 Quadrat-Meilen großen Raume westlich vom Kisil-Irmak, und artet in anderen Gegenden überall aus.

---

305. Smyrna und das asiatische Griechenland.

(Nach Gotthilf Heinrich v. Schubert, Reise in das Morgenland.)

Man hat die weite, von Bergen umgürtete Bucht von Smyrna mit der von Neapel verglichen. Die Natur ist allerdings eben so großartig und gewaltig in ihren Umrissen, ja, vielleicht selbst noch großartiger, als die von Neapel; der Gedanke, daß man hier in Homer's, in Anakreon's, in Anaxagoras' Vaterlande, und was noch mehr ist, daß man sich hier an der Stätte jener alten Christengemeinde befinde, welche vor allen anderen Gemeinden der Erde den Namen „der treuen“ sich erworben, erhebt vielleicht die Seele noch mächtiger, als der Anblick von Virgil's Grabe am Posilippo; eines aber geht dennoch der Gegend von Smyrna im Vergleich mit der von Neapel ab: das ist die grüne Bekleidung der Berge und Hügel mit Gebüsch und Bäumen, welche Italiens Landschaften ihren ganz besonderen Reiz gibt. Der Muselmann, wie er sein eigenes Haupt, das er unter dem Turban verbirgt, ganz kahl zu scheeren, ja, glatt zu rasiren pflegt, rasirt auch, so weit er es nur vermag, die Höhen seiner Berge und Hügel und entzieht hiedurch den Quellen und Flüssen seines Landes die natürliche Nahrung. Die Ebenen und Schluchten um Smyrna sind allerdings lachend schön, die Höhen aber daneben lachen nicht, sondern in ihrer jetzigen Entstellung grinsen sie das Auge des Europäers an, wie ein kahl geschorener Türkenkopf, dem

der Turban entfiel, während das Haupt der neapolitanischen Höhen mit der Jugendfülle der Locken umgeben ist.

In Smyrna haben Christen und Mohamedaner Jahrhunderte lang feindlich sich gegenüber gestanden und manche blutige Kämpfe mit einander gekämpft. Oben die alte Burg auf dem Mastusiaberge, die seit Antigonus, des Feldherrn Alexander's des Macedoniers, und seit der römischen Kaiser Zeiten von so vielerlei Händen gebaut und wieder zerrissen und wieder gebaut ward, hatten meist die Türken, den unteren Theil der eigentlichen Stadt vorherrschend die Christen im Besitz, bis zuletzt unter der fester begründeten türkischen Herrschaft die Osmanen auch in der Stadt selber die Oberhand gewannen. Dennoch, seitdem die blutigen Kämpfe der griechischen Revolution beendigt wurden, wohnen jetzt in dieser hierin merkwürdigen Stadt Mohamedaner und Juden mit den Christen der verschiedensten Glaubensbekenntnisse einträchtig beisammen. Der Stadttheil, welchen die Armenier und Türken bewohnen, zieht das Auge des Europäers durch seine reich mit den Erzeugnissen des Orients besetzten Bazars an. Die Gassen sind hier zum Theil sehr schlecht gepflastert und schmutzig, dabei so eng, daß, wenn der lange Zug der Kameele mit Holz, Baumwolle oder getrockneten Feigen beladen da hereinkommt, man in eine der angrenzenden Werkstätten sich retten muß; wenn sich, wie dies nicht selten geschieht, in einer solchen langen, engen Gasse zwei Züge von Kameelen begegnen, zwingt man die des einen Zuges, welche entweder gar nicht oder mit minder der Gefahr ausgesetzten Dingen beladen sind, sich niederzulegen, und die Thiere des anderen Zuges steigen dann ganz vorsichtig auftretend über ihre am Boden liegenden Gefährten hinweg.

Um eine Uebersicht über das alte und neue Smyrna zu gewinnen, besteigt man den Berg der alten, weitläufigen Burg, in deren inneren Räumen noch eine verlassene Moschee gesehen wird. Ein riesenhaft großer weiblicher Kopf, in halb erhabener Arbeit, den die Türken öfters zur Zielscheibe ihrer Pistolen gemacht und hiedurch sehr beschädigt haben, soll an jene Amazone, oder nach Andern an jene Gemahlin des aeolischen Begründers des alten Smyrna erinnern, von welcher diese Stadt, die alte wie die spätere neue, ihren Namen empfing. Wie diesem Bildniß ist es dann freilich auch den vormals so viel und hoch gepriesenen Bauwerken des classischen Smyrna selber ergangen. Das prachtvolle Theater, es war das größte in Asien, ist von den Osmanen bis auf wenige Reste, die etwa schon bei der türkischen Besitznahme einen Theil der benachbarten Wohnhäuser ausmachten, auseinander gerissen und seine marmornen Mauerstücke zum Erbauen der Kaufmannshallen und anderer öffentlicher Gebäude verwendet worden. Dennoch läßt sich noch die Stätte nicht nur des alten Theaters und des Stadiums, sondern auch die des Tempels des Jupiter Acräus in der vormaligen Akropolis bestimmen, und auch die Wasserleitung, deren Bogen sich durch das sogenannte Thal des Paradieses hinüberziehen, stammt, ihrer Grundlage nach, aus den Zeiten wenigstens der römischen Bau-

kunst her. Von der Höhe des alten Burgberges überblickt man auch am besten den bedeutenden Umfang der jetzigen Stadt, welche, wie man sagt, 12,500 Häuser, darunter freilich sehr viele Hütten, umfaßt und über 120,000 Einwohner hat.

Herabwärts gehend von den verödeten Baustätten des zweiten, für uns aber immerhin altclassischen Smyrna, kommen wir da an einem Felsenvorsprung vorüber, auf welchem, im Schatten der alten Cypresse, ein einfaches Grabmal in türkischer Bauart steht. Hier in der Nähe des Gemäuers eines längst zerstörten christlichen Kirchleins, das nach seinem Namen genannt ward, fand sich der noch jetzt lebenden Sage nach das Grab des heiligen Polykarpos, eines Schülers des Lieblingsjüngers des Herrn, des Apostels Johannes. Er litt hier, in der Nähe seiner Grabstätte, im Jahr 177 nach Christi Geburt, mithin ein Jahr vorher, ehe das furchtbare Erdbeben (von 178) die Stadt verheerte, den Zeugentod, der mit den Martern der Flamme begann und durch das Schwert vollendet wurde.

So gehet hier in Smyrna, wie in seiner ganzen Umgegend, die Erinnerung an die Heroen der Dichtkunst und der tiefer gründenden Weltweisheit mit der an die Helden des Christenglaubens Hand in Hand.

Man braucht nur einen Blick auf die Karte von Klein-Asien und auf die ganz nahe an seinen Küsten liegenden Inseln zu richten, um mit Einem Male an die ganze Urgeschichte der hellenischen Wissenschaft und Kunst erinnert zu werden. Dieses Land gleichet dem Granatbaum am Bache des Elisa bei Jericho, an welchem keine Blüthe fehl schlägt, an welchem jedes einzelne Zweiglein mit der Fülle der Früchte pranget: denn es ist hier keine Stadt, keine Insel, die nicht Mutter und Pflegerin irgend eines Heroen gewesen wäre, dessen Name in der Bildungsgeschichte unseres Geschlechts glänzt. Fassen wir da einen Erdstrich an der Küste von Klein-Asien ins Auge, dessen längste Ausdehnung nur gegen 30 geographische Meilen beträgt, und wir finden auf ihm die Heimat aller der gepriesensten Väter und Anfänger der Kunst wie der Wissenschaft beisammen. Dort, in der nachbarlichen, nördlich von Smyrna gelegenen Meeresbucht von Sandarli, sieht man noch die Ruinen von Kyme, dem Geburtsort des Dichters der „Werke und Tage“, des Hesiod; hier in der Gegend von Smyrna selber, oder wenn man dies lieber will, auf dem nahe gelegenen Chios war Homer, der Vater der epischen, nur wenige Meilen südwärts von Smyrna, an der andern Seite der kleinen Landzunge, in Teos, jener der lyrisch-erotischen Dichtkunst, Anakreon, geboren. Miletos war die Vaterstadt des ersten der sieben Weisen, des Begründers der ältesten Schule der Philosophie: des Thales, und mit ihm des Anaximander und des Anaximenes; in Priene, zwischen Miletos und Ephesus, lebte der weise Bias; Ephesus selber war der Geburtsort des tiefsinnigen Heraklit; dort in dem nachbarlich gegenüber (von Ephesus) gelegenen Samos war der Erforscher einer mächtiger und tiefer ins Leben eingreifenden Weisheit:

Pythagoras, geboren; hier südwärts von Miletos, in Halikarnassos, der Vater der Geschichte, Herodot; auf der Nachbarinsel Kos (Stanchio) der Vater der Arzneikunde, Hippokrates; Klazomenä (jetzt Vourla) ganz nahe bei Smyrna war die Vaterstadt von Anaxagoras, des Perikles' Lehrer. Blicken wir auf die Geschichte der Kunst, dann darf sich Samos die Mutter der gepriesensten Altmeister der griechischen Baukunst nennen; denn hier wurden Rhökos und sein Sohn Theodoros, so wie der gleichnamige Enkel geboren, welche mit Ktesiphon dem Cretenser den älteren Dianentempel zu Ephesus aus Krösus' reichen freiwilligen Gaben erbauten. Ephesus selber war die Mutterstadt eines der ältesten Meister der Malerkunst: des Parrhasius, die Pflegerin des Bildhauers Praxiteles; Zeuxis war bei Milet in Heraklea am Latmusgebirge, Apelles in Kos geboren*). Und da späterhin auf dieses an geistigen Erscheinungen so reiche Land noch ein anderer Thau von oben fiel und auf seinem Boden neben den Myrthen und Granaten auch Heilgewächse zur Gesundheit der Heiden und Völker aufgehen und gedeihen ließ; da hiedurch Klein-Asien nicht nur ein Lustgarten der Wissenschaft und Kunst, sondern ein Garten Gottes wurde, in welchem die Neues schaffenden Kräfte der Ewigkeit sich ergingen, in welchem Glanze standen damals Patmos und Ephesus, Colossä und Laodicea, Smyrna und Sardis, Pergamum, Thyatira und Philadelphia da!

---

306. Rhodus.

(Nach Gotthilf Heinrich v. Schubert, Reise in das Morgenland.)

Die amphitheatralisch an den Felsen gelehnte Stadt empfing bald, nachdem die Bewohner der Insel, gegen Ende des peloponnesischen Krieges, die Macht und den Reichthum ihrer drei älteren Städte Lindos, Jalyssos und Kamiros zum Aufbau dieser gemeinsamen Hauptstadt vereinten, mit Recht den Beinamen der kolossalen und herrlichen, weil mit den weltberühmten Kolossen der Sonne und dem nicht viel kleineren des Zeus noch tausend andere Kolosse sammt dreitausend Statuen ihre freien Plätze, Gassen und Tempel schmückten. Und wer eines der schönsten Meisterwerke der mittelalterlichen Befestigungskunde, wer eine ganze Stadt aus der kraftvollen ritterlichen Zeit sehen will, der darf nur Rhodus betrachten. Welchen mächtigen Eindruck aufs Auge machen noch jetzt diese alten Mauern mit ihren Zinnen und Thürmen, vor Allem der feste St. Nikolasthurm, welcher rechts bei der Einfahrt

*) Dem Verfasser, der im Jahre 1837 seine Reise niederschrieb, waren die seit 1841 in Lycien aufgefundenen Grabmäler und die theilweise von dort nach dem britischen Museum in London gebrachten Sarkophage, deren Flächen mit den verschiedenartigsten bildlichen Darstellungen im Relief bedeckt sind, noch nicht bekannt.

in den Hafen steht, und der auf der anderen Landzunge ihm gegenüberliegende Engelsthurm, so wie dort in der Ferne die alte Burgveste St. Elmo mit ihren tiefen Gräben, Zugbrücken und Bollwerken.

Am Eingang des inneren oder Galeeren-Hafens, nicht an jenem des äußeren, stand, so sagt man, auf den Felsenklippen das eine der sieben Wunder der alten Welt: der Sonnenkoloß, das Meisterwerk des Chares und Laches von Lindos, welcher 70—80 Ellen hoch ragte und zwischen dessen Füßen die Schiffe ein- und ausliefen. Im Jahre 282 v. Chr. war dieser Koloß, zum Andenken an die glückliche Abwehr des Städtebezwingers Demetrius von den hart bedrängten Mauern, errichtet worden; schon im Jahre 226, nachdem er nur 56 Jahre gestanden, stürzte er, durch ein Erdbeben getroffen, nieder, auch in seinen Trümmern noch Bewunderung erregend, bis die ersten moslimitischen Eroberer der Insel, die Araber, welche Moavia hieher geführt hatte, im Jahre 656 n. Chr., im 938. nach der Aufrichtung, selbst diese Reste, deren Erzmasse 9000 Centner lastete, hinwegführten.

Zwischen dem inneren oder dem Galeeren-Hafen und den Mauern der Stadt zieht sich ein Saum der Küste hin, auf welchem, außerhalb der eigentlichen Stadt, das Haus des türkischen Statthalters der Insel steht. Weiterhin steigt man den grünenden Hügel hinan zu einem der Thore, das zunächst steht dem Schloß St. Elmo und dem Bollwerke der Engländer, während der Belagerung der Stadt durch Suleiman. Die Kanonen in der Nähe dieses Einganges tragen das Bild des heiligen Johannes und Inschriften, welche es bezeugen, daß sie einst im Dienste anderer Herren und Vertheidiger der Stadt gewesen, als die jetzigen sind. Nicht fern von hier tritt man in die Hauptstraße der Ritter (Strada dei Cavalieri). Da rechts, über den Thüren der alten festgebauten Häuser, sieht man noch jetzt die Wappen jener edlen Geschlechter, die aus den Ländern des Westens hieher gezogen waren, zum Kampfe für den Glauben der Väter und das heilige Land. Der Palast des Großmeisters, mit seinen Hallen und Gemächern, das alte Gebäude der Kanzlei und der Rittersaal, erinnern durch die noch ungebrochene Kraft ihres festen Gemäuers an die Kraft ihrer ritterlichen Erbauer und an jene Einfalt, die sich so gut mit der Würde vertrug.

Hier, am Ende der Ritterstraße, steht die vormalige Kathedrale: die Kirche des heiligen Johannes. Mitten durch das Innere der Kirche haben die Türken einen betternen Verschlag gezogen; der östliche Theil, wo der Hochaltar stand, ist in ein Kornmagazin verwandelt. Noch erinnert mancher Zug der Gestaltung des festen Gesteines an die vormalige Bestimmung der Stätte, die Wände aber, von welchen die zügellosen Janitscharen nach der Eroberung der Stadt durch Suleiman, an dem für Rhodus so trauervollen Christtage (25. Dec. 1522), alle christlichen Gemälde abkratzten, sind kahl. Der westliche Theil der Kirche, jenseits des betternen Verschlages, hat die Bestimmung einer Moschee erhalten.

An der vormaligen Allerheiligenkirche konnten wir nur die prächti-

gen Marmorsäulen und die schönen halberhabenen Arbeiten ihres Haupteinganges und Vorhofes betrachten; ihr Inneres, das als eine der Hauptmoscheen der Stadt im Dienste des Islam steht, durften wir nicht betreten. Hier in der Nähe sind auch die Gebäude und Zellen einer türkischen Hochschule. Dieser arme, gespenstische Schatten, dieses Zerrbild einer Schule der Weisheit an solchem Orte macht einen schmerzlichen Eindruck. Ja, Rhodus ist freilich vormals in anderem Maße eine Schule der Kunst und der Weisheit gewesen: in den Zeiten des Chares und Laches aus Lindos, der Bildner des großen Sonnenkolosses, so wie des Bryaxes, des Meisters der anderen kolossalen Statuen, eine Schule der Sculptur; zu Protogenes' Zeiten der Malerei; in den Tagen der römischen Republik eine Schule der Redekunst und Staatsweisheit, deren Lehren Cato, Cicero, Cäsar und Pompejus hier vernahmen, nachmals eine Schule der ritterlich christlichen Tapferkeit und Kunst der Waffen, jetzt aber erscheint das ritterliche Rhodus wie ein auf der Todtenbahre liegender Held, der in der Blüthe seiner Jahre, ohne vorangegangene Krankheit, plötzlich den Tod des Schlachtfeldes starb und dessen Leichnam noch unentstellt den Ausdruck der männlichen Stärke und Schönheit sich erhielt. Einen besonders imposanten Eindruck aufs Auge macht der Anblick der hohen Mauern und Gräben der Stadt von der Westseite derselben, und zugleich ist auch hier die Aussicht nach den benachbarten Anhöhen von St. Stephan und hinabwärts nach der Küste ungemein reich und ergötzlich. Dort, in einer der Felsenhöhlen, soll der „Drache" seinen Aufenthalt gehabt haben, welcher den Stoff zu Schiller's bekannter Romanze bildet; an dem Thore der Landseite, zu welchem wir da herauskamen, war auch, nach Thevenot's Bericht*), zuerst der Kopf des Ungeheuers aufgehängt gewesen, ehe die Türken ihn zu dem Thor am Hafen hinbrachten. Aber durch eben dieses Thor, das den Sieg der ritterlichen Tapferkeit bezeugte, drang dann später ein furchtbareres Ungeheuer hinein in die Stadt, als jenes gewesen, das der edle Provençale erschlug; hier zog zuerst das wüthende Heer der Türken ein und verwandelte den Wohnsitz der Ritter selber in eine Höhle des Lindwurms.

307. Der Kaukasus.

(Nach Friedr. Bodenstedt, die Völker des Kaukasus.)

Von den Ländern der Ostküste des Pontus zieht sich die große Kette des Kaukasus — auf zwei Meere hinabschauend und zwei Welttheile von einander trennend — in südöstlicher Richtung bis zu der in schnabelförmiger Biegung spitz im kaspischen Meere auslaufenden Halbinsel

*) Thevenot, Relation d'un voyage fait au Levant. Paris 1665, p. 223.

Apscheron, wo die ewigen Feuer brennen und die letzten Jünger Zoroaster's eine Zufluchtsstätte gefunden haben.

Mit seinen Nebenzügen und Verzweigungen nimmt der Kaukasus, in dessen Gebirgslagerung man drei Ketten unterscheidet, eine Breite von durchschnittlich 30 Meilen ein. Im Süden hängt er, unfern des schwarzen Meeres, durch einen secundären Gebirgszug mit der großen Kette des Ararat zusammen; im Norden verlieren sich seine Ausläufer in den Steppen Süd-Rußlands.

Von diesen Steppen aus knüpfen wir unsere Betrachtung der einzelnen bedeutenderen Gebirgszüge auf das Nächste und Natürlichste an den Beschtau oder die Berge von Pjätigorsk, welche gleichsam einen Vorposten der großen Kette bilden, — steigen alsdann zu dem alle anderen Berge überragenden Elbrus hinauf, werfen von hier aus einen Blick auf die das östliche Gestade des Pontus entlang streichenden Höhenzüge, bleiben einen Augenblick bei der die große Kette mitten durchschneidenden Militärstraße stehen und wenden uns endlich in südöstlicher Richtung dem kaspischen Meere zu.

Der Beschtau (corrumpirt von Besch-dagh, d. i. die fünf Berge) ist die alte Heimat der Tscherkessen, welche wir jetzt mit dem Namen der Kabarder bezeichnen. Südwestlich von Georgiewsk erheben sich in geringer Entfernung von einander vier dieser mit Wald umkleideten Berge, deren Kette mit einem hohen Bergkamme, genannt der Eselsrücken, zusammenhängt, solchergestalt, daß sich durch diese Vereinigung eine kesselförmige Oeffnung bildet, aus deren Mitte der fünfte und höchste Berg in konischer Form hervorsteigt. Sein Gipfel ist fast fortwährend von Wolken umhüllt und bildet ein steil abfallendes Plateau von so kleinem Umfange, daß kaum zehn Menschen darauf Platz finden würden. Von den übrigen vier Bergen verdient hier nur der Maschuka oder Metschuka, an dessen Fuße die berühmten heißen Schwefelquellen entspringen, besonderer Erwähnung. Der Gebirgsarm, durch welchen der Beschtau mit der großen kaukasischen Kette zusammenhängt, läuft zwischen der Kuma und dem Kuban hindurch, südwestlich immer höher und höher steigend, bis er sich zuletzt mit dem Elbrus, dem höchsten aller Berge des Kaukasus, verbindet.

Der Elbrus (oder Elborus), das kühnste und herrlichste Gebilde der vulkanischen Kräfte, welche diesen gigantischen Gebirgsmassen ihr Dasein gegeben, erhebt sich selbständig aus den ihn umlagernden Vorbergen durch ein gegen 10,000 Fuß hohes, von seltsam gezackten Felsenmassen durchbrochenes und überragtes Längenplateau; die steil abfallenden Felsen bilden eine kraterähnliche Höhlung, aus deren Mitte die beiden konisch geformten, ewig mit Schnee bedeckten Spitzen des Elbrus emporsteigen, bei ungetrübtem Himmel dem bloßen Auge schon in einer Entfernung von 40 Meilen sichtbar.

Mannichfaltig, wie die wunderbaren Sagen, welche sich an diesen Bergriesen knüpfen, dessen Höhe auf 17,350 Fuß angeschlagen wird, sind auch die Namen, die man ihm gegeben; die allgemeinste Benennung

dafür unter den Bergvölkern ist Dshin-Padischah (der König der Geister); denn seine Schluchten bilden nach der Sage den Eingang zum Dshinnistan oder Geisterlande, wo die luftigen, glückseligen Peris, die Feen des Orients, wohnen.

Auf seinen den Menschen unzugänglichen Höhen haus't seit Jahrtausenden Simurg, der greise Göttervogel, mit einem Auge die Vergangenheit, mit dem andern die Zukunft durchschauend. Wenn Simurg die Lüfte durchkreis't, so erzittert die Erde von dem gewaltigen Flügelschlag, und die Stürme heulen und das Meer wallt hoch auf und weckt durch sein Wogengerolle alle schlummernden Geister der Tiefe.

Südöstlich vom Elbrus, im Lande der Osseten, neben der georgischen Militärstraße, erhebt sich der etwa 16,500 Fuß hohe Kasbek, welcher gleichsam den Mittelpunkt der großen Gebirgskette bildet. Folgen wir der von Norden nach Südosten den Kaukasus in der Mitte durchschneidenden Militärstraße einige Meilen weiter, so gelangen wir zu dem mit ewigem Schnee bedeckten Krestowaja-Gora oder dem Kreuzberge, an dessen Fuße die Poststation Kobi liegt. Etwa eine Meile von Kobi erreichen wir den berühmten Weiler Baidar, von armen Osseten bewohnt, deren mühselige Lebensaufgabe ist, bei Schneefällen oder Stürmen verirrten Reisenden beizustehen. Etwas weiter stuft sich das Gebirge in südlicher Richtung Anfangs steil ab und verliert sich zuletzt in anmuthigen Hügelketten, welche bis ins Herz Georgiens hinein die gesegneten Thäler der Aragua durchziehen.

Großartig und voll überraschender Mannichfaltigkeit, wie das Gebirge selbst, ist auch die Vegetation der Länder, die seine Arme umschließen. In den durch Lage, Boden und Klima bedingten Abstufungen findet man hier in üppigster Fülle die meisten Erzeugnisse des Gewächsreichs der beiden gemäßigten Zonen; während Tannen- und Fichtenwälder zitternd aus schwindelnden Höhen auf die lachenden Thäler hinabschauen, singt unten im Lorberbaume die Nachtigall, schlingt sich der Weinstock hochaufstrebend um schattige Ulmen, ragen schlanke Cypressen durch die Luft wie grüne Thürme des Waldheiligthums, säuselt der Wind durch das Laub der Pinie, des Nußbaums, der Platane, des Tamariskenstrauchs, blühen in wunderbarer Pracht und Größe Rhododendron und Azalea pontica.

Dichte, unübersehbare Waldungen, fruchtbares Ackerland, üppige Weideplätze wechseln überall mit einander ab; die Natur hat das Füllhorn ihres Segens über diese Länder ausgeschüttet, aber sie schafft hier für sich allein, ohne daß der Mensch fördernd dabei mitwirke. Voll ursprünglicher Frische und Kraft — gleich den Bewohnern dieser Gegenden unveredelt, aber auch unverdorben durch die Hand der Cultur — ist alles, was hier die Erde hervorbringt; doch der Mensch zieht nur wenig Nutzen aus dem, was die Natur ihm so freigebig gespendet, und noch lange Jahre werden vergehen, ehe Ackerbau und die Künste des Friedens hier dauernde Wohnstätten finden können.

In den russischen Provinzen, namentlich in den fruchtbaren Thälern

zwischen Scheki und Schirwan, betreibt man mit großem Nutzen die Zucht des Maulbeerbaumes und der Baumwollenstaude; sogar das Zuckerrohr hat man im Khanat Talisch mit Erfolg eingeführt.

Klima. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß die große Verschiedenheit der Lage und natürlichen Beschaffenheit der Länder des Kaukasus auch die auffallendsten Unterschiede im Klima erzeugen muß. Während ein undurchdringlicher Schnee- und Eispanzer ewig Haupt und Rücken der Gebirge umkleidet, daß die Strahlenpfeile der Sonne machtlos davon zurückprallen, gehören in den tiefer gelegenen Gegenden Schnee und Eis zu den seltensten Erscheinungen des Winters. Landstriche, welche durch ihre gesunde Lage und milde Luft mit den gesegnetsten Plätzen der Erde wetteifern können, wechseln ab mit Gegenden, die der Fuß des Wanderers nie ungestraft betritt. Während der vor Kälte zitternde Reisende am Kreuzberge sich mit Mühe einen Weg durch den hohen, frisch gefallenen Schnee bahnt, blühen in den Gärten von Tiflis schon Rosen und Mandelbäume.

In den Tiefebenen herrscht im Sommer eine so unerträgliche Hitze, daß die Bewohner gezwungen sind, Schutz auf den Höhen der Gebirge zu suchen. Die Bewohner der höheren Gebirgsgegenden suchen ihrerseits im Winter, wo die starke Kälte und der hohe Schnee sie aus ihren leicht gebauten Hütten vertreiben, mit ihren Heerden Schutz und Nahrung in den Tiefebenen.

Die Länder in der Nähe des Meeres sind den Ausdünstungen der sumpfigen Ufer, so wie den schädlichen Seewinden und Nebeln ausgesetzt, welche hier oft die Ursache gefährlicher Krankheiten, besonders hartnäckiger Fieber, werden.

Am meisten ihrer ungesunden Luft wegen berüchtigt sind die Thäler und Steppen zwischen Schirwan und dem Khanat Talisch am kaspischen Meere, so wie der größte Strich der Ostküste des Pontus. Es versteht sich von selbst, daß der schlimme Einfluß des Klima's sich weniger bei den Eingebornen, als bei den Russen äußert, von denen Tausende jährlich in den Lazarethen und Feldlagern dahinsterben. In der Festungslinie von Redut-Kalé bis Anapa muß die Besatzung durchschnittlich alle drei Jahre erneut werden; die Kugeln der Bergvölker sind hier weit weniger zu fürchten, als die den größten Theil des Jahres hindurch grassirenden bösartigen Krankheiten. Die der Gesundheit am zuträglichsten Landstriche bieten Georgien, Karthli, Imerethi, Mingrelien und der nördliche Theil des Daghestan. Auch das am südwestlichen Abhange der kaukasischen Vorberge gelegene Abchasien erfreut sich einer herrlichen Temperatur, besonders der schmale, von üppig bewachsenen Hügelreihen durchschlungene Streifen, welcher sich zwischen dem Meere und dem Gebirge hinzieht. Doch selbst in den gesundesten Gegenden werden die feuchten, kalten Nächte, so wie der unvermeidliche plötzliche Uebergang von Hitze zu Kälte und umgekehrt, den schlecht versorgten russischen Soldaten oft Ursachen todbringender Krankheiten. Die Russen haben im Kaukasus drei furchtbare Feinde zu bekämpfen,

deren erster und grimmigster das Klima ist, — das Gebirge ist der zweite, die Bergvölker sind der dritte.

Die Flüsse. Einen auffallenden Gegensatz zu den gigantischen Formen des Kaukasus bilden die größtentheils unbedeutenden Gewässer, die sein Schooß gebiert. Kein einziger großer Strom nimmt hier seinen Ursprung. Der Grund dieser Erscheinung ist theils in der wilden Natur des Gebirges selbst, dessen schroffe Abhänge und ungethüme Felswände der Vereinigung der Flüsse wie der Menschen sich hemmend entgegenstellen, besonders aber in der Nähe der beiden Meere zu suchen, denen die von den Höhen herabstürzenden Gebirgswasser nach kurzem Laufe zuströmen, ehe sie Zeit gefunden haben, sich zu sammeln und zu wachsen.

Aber eben dieser Mangel an großen Flüssen im Kaukasus ist ein Hauptgrund der Unüberwindlichkeit seiner Bewohner, da die zahllosen reißenden Gewässer, ohne selbst Verbindungsmittel darzubieten, häufig noch durch ihr Uebertreten die Passage der Landwege erschweren oder unmöglich machen.

Die von den nördlichen Abhängen des Hochgebirges erzeugten und genährten Hauptflüsse sind der Terek und der Kuban, welche — ersterer dem kaspischen und letzterer dem schwarzen Meere zuströmend — wie schützende Wassergräben fast die ganze Nordseite des Kaukasus umziehen. Auf der anderen Seite nimmt der im kaspischen Meere mündende Kur die von den südlichen Abhängen stürzenden Gebirgswasser in sich auf.

Dem oberen Theile der südöstlichen Abhänge des an einigen Stellen bis hart an den Pontus streichenden Gebirges entquillen eine Menge reißender Flüsse und Gießbäche, welche nach kurzem Laufe größtentheils in südwestlicher Richtung dem Meere zueilen, die meisten klein, wie sie geboren, auch untergehend.

Der durch seine historischen Erinnerungen, seine Größe und seinen Fischreichthum bedeutendste Strom der Länder des Kaukasus: der Kur oder die Kura (der Cyrus der Alten), welcher das von der Natur so gesegnete Georgien in zwei fast gleiche Hälften theilt, nimmt seinen Ursprung in den Bergen von Kars, läuft zuerst westlich durch eine etwa 40 Werst lange, malerische Schlucht, welche in der Mitte eines hohen, fast fortwährend mit Schnee bedeckten Bergkammes liegt, wendet sich dann gegen Norden, auf seinem schnellen Lauf nach Achalzich ein stumpfes Eck bildend, ändert darauf seine Richtung nach Nord-Osten, wo er in der Nähe der Festung Atzchur seine Fluten den wild durchbrochenen massenhaften Bergen zuwälzt, welche die durch ihre Heilquellen und alten Ruinen berühmte Schlucht von Bardshom bilden. Aus dem Paschalik Achalzich dem blühenden Karthli zuströmend, fließt der Kur bis zur Stadt Gori in nordöstlicher Richtung; von Gori über Tiflis der Provinz Karabach zufließend, ändert er seinen Lauf nach Süd-Osten. Von hier aus zieht er sich durch die mugan'sche Steppe in südöstlicher Richtung zum kaspischen Meere hin. Da er eine Menge der bedeu-

tendsten Flüsse des Kaukasus aufnimmt und, die Ebenen nur selten berührend, größtentheils zwischen tiefen Bergschluchten hinbraus't, so ist der Kur sehr wasserreich und hat überall ein tiefes Bett, aber fast nirgends eine bedeutende Breite.

---

308. Die Bewohner des Kaukasus.

(Nach „Die Gegenwart".)

Schon seit den ältesten Zeiten nahm man an, daß der Kaukasus eine Menge der verschiedenartigsten Völker einschließe. Plinius spricht von 300 Völkern, die in Dioskurias (im heutigen Abchasien an der Küste des schwarzen Meeres) des Handels wegen zusammenkamen und doch hauptsächlich aus dem Gebirge stammten. Die Araber nennen namentlich den östlichen Theil den Berg der Sprachen, Dshebel al Fath, und auch in der neuesten Zeit ist, hauptsächlich durch die Russen, die Meinung allgemein geworden, daß eine Menge der verschiedenartigsten Völker auf dem kaukasischen Gebirge wohnten. Namentlich führen die russischen Generale in ihren Siegesberichten stets eine Reihe von Völkern auf, die sie alle dem russischen Scepter unterworfen haben wollen. Es ist dies aber ein Irrthum, der wohl hauptsächlich deshalb entstanden sein mag, daß eine Menge Völker der Vorzeit auf ihren Wanderungen und Zügen den Kaukasus nicht allein berührten, sondern sogar eine längere Zeit an seinem Nordfuße seßhaft gewesen sind. Alle die verschiedenen Stämme, welche man als im Kaukasus wohnhaft nennt, lassen sich auf sieben Völker: Tscherkessen oder Cirkassier (280,000), Abassen oder Abchasen (140,000), Ossen oder Ossethen (60,000), Georgier oder Grusier (50,000), Tschetschen oder Tschetschenzen (110,000), Lesghier oder Lesghinzen (400,000) und Tataren (80,000) zurückführen. Armenier und Juden leben nur vereinzelt im Kaukasus. In Betreff der ersteren muß noch bemerkt werden, daß man die Völker im Orient häufiger nach ihrer Religion als nach ihrer Abstammung unterscheidet, und daß man deßhalb auch die Georgier Armenier nennt, wenn sie sich zum gregorianischen Schisma bekennen. Diese sieben Völker gehören mit Ausnahme der später eingewanderten Tataren hinsichtlich ihrer Körperconstitution und Gesichtsphysiognomie sämmtlich dem indo-europäischen Völkerstamme an. Blumenbach hatte vollkommen Recht, die semitischen und indo-europäischen Völkerstämme mit dem Namen der kaukasischen Race zu belegen, da ohne Zweifel der Kaukasus die schönsten Menschen dieser Race aufzuweisen hat. Obwohl die Sprachen dieser sieben genannten Völker sehr von einander abweichen, und selbst der Körperbau, wenigstens für eine und dieselbe Race, keineswegs unter ihnen übereinstimmt, so haben sich doch Sitten und Gebräuche im Durchschnitt durch das ganze Gebirge, im Osten wie im Westen, allmählich gleich gestaltet. Vor allen Eigenschaften tritt bei dem

Kaukasier ein ungebändigter Freiheitssinn hervor. Obschon hier und da erbliche Fürsten oft mit großer Macht herrschten, so wagte doch Keiner derselben, der persönlichen Freiheit eines Einzelnen zu nahe zu treten. Körperliche Kraft und persönliche Energie sind die einzigen Tugenden, die der Kaukasier anerkennt und denen er sich freiwillig unterordnet.

Die Söhne verheirathen sich frühzeitig, bleiben aber oft noch eine längere Zeit bei dem Vater, bevor sie eine eigene Wirthschaft gründen. Viehzucht ist neben wenigem Ackerbau die Hauptbeschäftigung aller Kaukasier und wird in der Regel, wenigstens außerhalb des Hauses, von den männlichen Gliedern einer Familie besorgt, während die weiblichen sich den rein häuslichen Geschäften unterziehen und namentlich in der Fertigung von allerhand Webereien und Tuchen, selbst von Stickereien, eine große Geschicklichkeit an den Tag legen. Das weibliche Geschlecht ist keineswegs so unterdrückt, wie es sonst im Orient der Fall: es bewegt sich frei und verschleiert sich fast nie. Achtung vor dem Alter, Gastfreundschaft und Blutrache herrschen im Kaukasus wie in den meisten Gebirgsgegenden Vorder-Asiens.

Wie in Sitten und Gebräuchen durch das ganze Gebirge eine gewisse Einförmigkeit herrscht, so auch hinsichtlich der Wohnung und der Kleidung. Wo Wälder vorhanden sind, werden die Häuser aus Holz verfertigt, wo nicht, bedient man sich der Steine als Material. In der Regel besteht das Wohnhaus aus einem Stockwerk, häufig selbst nur aus einem Zimmer, in dem bei den Aermeren sogar auch das wenige Vieh sich aufhält. Bequemlichkeiten, wie wir sie kennen, sind bei den Kaukasiern zum großen Theil vollkommen unbekannt. Die Kleidung der Kaukasier unterscheidet sich wesentlich von der aller übrigen Orientalen dadurch, daß sie eng anliegt und deßhalb mehr der unserigen gleicht. Ein Hemd tragen nur die Reicheren. Die männliche Kleidung besteht außerdem aus einem doppelten Rocke, von dem der äußere in der Form dem sog. polnischen Schnurenrocke, freilich ohne Kragen, entspricht. Ein lederner Gürtel um die Taille schließt den äußeren Rock. In ihm stecken nach hinten meist die Pistolen und oft die kurze Tabakspfeife, während nach vorn, und zwar mehr nach rechts, der lange und gerade Dolch, welcher am meisten dem kurzen zweischneidigen Schwerte der Römer ähnelt, befestigt wird. Anstatt der Schuhe trägt man auch Stiefeln mit geschnäbelter Spitze und erhöhtem Absatze. Die Kopfbedeckung besteht aus einem wattirten Deckel, der den oberen Theil des Kopfes rings umschließt und am Rande mit einem breiten Pelzstreifen versehen ist. Außer den schon genannten Waffen trägt der Kaukasier noch einen wenig gekrümmten Säbel und eine schmalkolbige aber lange Flinte, die er in der Regel beim Schießen auflegt. Die weibliche Kleidung ist bei den Stämmen des mehr unfruchtbaren Gebirges sehr einfach, indem oft nur ein weites blaues Gewand den Körper umschließt. Der Kopf ist in der Regel unbedeckt und das schöne Haar wird in Flechten vereinigt. In den wohlhabenden Familien herrscht bei den Frauen auch ein größerer Luxus. Es genügt dann keineswegs die einfache, eben beschriebene

Kleidung, sondern ein seidenes, dem Oberkörper enganschließendes und bis zum Fuße oder nur bis zum Knie herabreichendes Kleid wird über das Hemd gezogen; ein zweites, oft aus Sammet verfertigtes und mit Pelz oder Gold- und Silbertressen besetztes Gewand bedeckt wiederum dieses und entspricht der russischen Kadsawecha. Wo dieser Luxus herrscht, sieht man auch die Wohnungen nicht mehr so einfach. Es sind mehrere Zimmer vorhanden und vor Allem die weiblichen von den männlichen geschieden. Teppiche der schönsten Art bedecken die einzelnen Gemächer.

C. Afrika.

309. Afrika im Allgemeinen.

(Nach C. Ritter, Erdkunde.)

Dieser Erdtheil, welcher seinen Namen sonderbar genug von einer kleinen karthagischen Landschaft Frigi, A-friki-a an seiner nördlichsten Spitze, erhalten hat, ist, wenn wir ihn im Ganzen überschauen, seiner Gestalt nach einem großen Körper oder Stamme ohne Glieder zu vergleichen, und unter denen der östlichen wie der westlichen Landveste in der That der einförmigste aller Continente zu nennen, wenn das seinem Innern nach uns noch so gut wie unbekannte Festland Australiens ihm darin nicht einst noch vielleicht den ersten Rang streitig machen sollte. Seine Küstenperipherie, die sich unter allen am meisten der kreisrunden nähert, ist im Vergleich zum Flächeninhalt seiner Länder weit geringer an Ausdehnung, als die von Asien, Amerika und Europa. Die Berührungen dieser Landveste mit den bespülenden Meeren und durchschneidenden Strömen sind unter denen aller ähnlichen Erdindividuen am kärglichsten ausgefallen für die Entwickelung der größtmöglichsten Mannichfaltigkeit in der horizontalen Theilung*). Alle anderen Erdtheile erscheinen überall von tieferen Buchten, Meerbusen, Meerstraßen eingeschnitten, in vielartig gestaltete Serraturen, Vorsprünge, Landzungen, Halbinseln zerspalten, was bei Afrika's Gestaden ganz wegfällt; ja, in ihrer Nähe liegt zugleich die geringste Anzahl von Nachbarinseln, die selbst nicht einmal, nur Madagaskar an der Ostseite ausgenommen, in einem bestimmter nachzuweisenden Verhältnisse zur Küstenbildung stehen, wie doch ganze Inselketten und Inselgruppen aller anderen Festländer, selbst von weit geringerem Umfange. Hier hingegen sind selbst die wenigen, einzeln in den afrikanischen Küstenmeeren eingesprengten (sporadischen) Inseln ausschließlich nur Producte unterirdischer, cyklopischer Gewalten, und in keiner, Madagaskar ausgenommen, ein etwa von dem Continente abgesprengtes Glied zu erkennen.

*) Ueber die horizontale Gestaltung Afrika's siehe auch Bd. I. S. 48.

Der feste Körper des Erdtheils hat nur zwei überwiegend große Hauptformen, die ihm seinen ganzen Grundcharakter geben und in die er seiner ganzen Erstreckung nach fast gleichmäßig getheilt ist.

Das Hochland im Süden des Aequators, mit überaus gleichartig nach drei Winden abfallenden Rändern zum Ocean. Auch gegen Norden senkt es sich in den beiden Seitenflügeln von Habesch und Mandingo eben so gleichmäßig wie dort herab, jedoch nicht zum Ocean, sondern zur zweiten Hauptform, dem Tieflande, das in wunderbarer Einförmigkeit und Weite die größere Nordhälfte von Afrika einnimmt und sich wie ein breiter Fuß mit den unteren Nilstufen und dem niederen Plateau der Berbern gegen Asien und Europa vorschiebt.

In jenem Hoch- wie im Tieflande sind immer nur je zwei vorherrschende, ziemlich ebenmäßig vertheilte Hauptformen, die in einem unverkennbaren Parallelismus vertheilt sind. Dort an dem Ost- und Westrande Afrika's, die Mittel- und Küsten-Terrassen von Norden nach Süden streichend, quer durchbrochen von den kurzen Küstenströmen; hier die wasserarmen Wüsten und Steppenflächen von Osten nach Westen ziehend.

Aus den Combinationen dieser wenigen, gleichartig verbreiteten Hauptformen in ihren Stellungen zum Flüssigen der Meere und der Luftschichten, wie zum Sonnenlaufe selbst, geht die ganze Mannichfaltigkeit der afrikanischen Natur hervor.

Im Leblosen wie im Lebendigen tritt daher hier das Gleichartige des Gemeinsamen mehr hervor, als das Ungleichartige des Gesonderten. Die scharfe Sonderung und bestimmt charakterisirte Individualität des ganzen Erdtheiles macht, daß die Eigenthümlichkeit seiner Theile und alles dessen, was er hervorbringt und dessen Träger er ist, mehr zurückgedrängt erscheint. Selbst alles Belebte ist hier mehr Glied des afrikanischen Erdkörpers, als selbständig entwickeltes Individuum. Die Species verschwindet hier mehr gegen das Genus, und das Individuum gegen die Species, und das Ganze umschlingt alles Einzelne mit dem vorstechenden Charakter der Familienähnlichkeit im unentwickelten Zustande ihrer Glieder.

Dieser Familienzug wiederholt sich in dem Berg, der Fläche, im Strom, Pflanze, Thier, Mensch, Familie, Volk, und ist um so weniger zu verkennen, je mehr das Besondere in der Heimat festgewurzelt und kaum von der Masse abgelöset, zum individuellen Leben gelangt ist.

Von jener angedeuteten großen Einförmigkeit des Erdtheiles finden unter den großen räumlichen Formen, nach unserer bisherigen Kenntniß, nur drei Ausnahmen in seinen Ost-, Nord- und Westecken Statt; nämlich das Gebilde des unteren Nilthales, das Bergland der Berbern nebst Barca und das untere Senegal-Gambialand.

Durch den culturreichen Thalboden, im engen, untern Laufe, durch die Plateaubildung der niedrigern Art (im El Magreb wie in Spanien), und durch die Binnenschifffahrt mehrerer natürlich zusammenhangender, durch die oceanische Ebbe und Flut gesteigerter Flußgebiete (der inland

navigation der Engländer) entfernen sich diese am mehrsten von der afrikanischen Grundform und schließen sich sammt dem durch sie Bedingten dem asiatischen und europäischen Charakter näher an.

Und erleuchtet, erwärmt nicht selbst die Sonne in ihrem Spirallaufe die Nord- wie die Südspitze dieses Erdtheils wie in keinem der übrigen auf die gleichförmigste Weise, in dem sonst überall wechselnden Kreise des Jahres, indeß sie von der breiten Mitte dieses Erdtheiles nie sich abwendet!

a. Nord- und Nordost-Afrika.

310. Aegypten (das alte und neue).

(Nach A. H. L. Heeren, Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt.)

Aegypten, nach seinem ganzen Umfange, gehört zu den Ländern der mittlern Größe. Wenn man den Flächeninhalt desselben zu etwa 6000 Quadrat-Meilen annimmt, so beträgt er noch nicht viel über die Hälfte von Deutschland. Allein schwerlich gibt es ein anderes so beschränktes Land, das so große innere Verschiedenheiten zeigte und in seinen einzelnen Theilen sich selber so ungleich wäre. Die höchste Fruchtbarkeit grenzt hier unmittelbar an die gänzliche Oede der Wüste; fette Fluren liegen zwischen dürren Sandhügeln und starrenden Felsengebirgen! Die Bilder des Lebens und des Todes schwebten beide stets dem Aegypter in seinem Lande vor Augen.

Schon das Alterthum nannte Aegypten ein Geschenk des Nils, und so heißt es mit Recht, in so fern von seiner Fruchtbarkeit die Rede ist. Wenn es gleich Unter-Aegypten nicht an Regen fehlt, so wird dieser doch immer seltener, je weiter man sich von dem Meere entfernt; und unter dem ewig heitern Himmel der Thebais verfließt oft ein ganzes Menschenalter, ohne daß mehr als ein Thau von oben herab den Boden erfrischte. Unter diesen Umständen hängt die Bewässerung, und mit ihr die Fruchtbarkeit, nur von dem Flusse ab, ohne welchen Aegypten ein gleiches Schicksal mit dem übrigen Afrika haben und eine theils sandige, theils steinigte Wüste sein würde.

Die beständigen Regen, denen die Gegenden des obern Aethiopiens in den nassen Monaten vom Mai bis September ausgesetzt sind, schwellen alle Flüsse der dortigen Gegenden an, die sämmtlich ihre Gewässer in den Nil ergießen, der daher der allgemeine Ableiter für diese ganze ungeheure Masse von Wasser wird. In der Mitte des Juni, gegen die Zeit der Sommersonnenwende, fängt dieselbe an Aegypten zu erreichen, und der Fluß beginnt dort zu steigen. Er wächst bis Ende des Juli, ohne gleichwohl sein Bett zu überschreiten; aber in der ersten Hälfte des August tritt er über seine Ufer und überschwemmt

die benachbarten Gegenden, indem er noch ununterbrochen bis in den September zunimmt. Wenn um diese Zeit in Aethiopien die Regengüsse aufgehört haben, so fängt er zwar auch an zu fallen, aber doch so langsam, daß noch zu Anfang Octobers die meisten Gegenden Aegyptens von seinem Wasser bedeckt sind. Erst gegen das Ende dieses Monats zieht er sich völlig in sein Bett zurück.

Die Zeit der Ueberschwemmung also dauert von der Mitte des August bis zu Ende Octobers. In diesem Zeitraum gleicht das ganze fruchtbare Aegypten einem See, aus dem die Städte allenthalben wie Inseln hervorragen. Die alten Schriftsteller pflegen den Anblick desselben mit dem Aegäischen Meere zu vergleichen, wo die cykladischen und sporadischen Inseln ein ähnliches Schauspiel im Großen darboten.

So weit die natürlichen Grenzen der Ueberschwemmungen des Nils gehen, oder man auch durch die Kunst sie erweitern konnte, geht auch die Fruchtbarkeit des Landes. Der von ihm eingeweichte Boden ist dann mit einem fetten Schlamm gedüngt, in den man nur zu säen braucht, ohne zu graben oder zu pflügen; und Getreide und Hülsenfrüchte schießen so schnell auf, daß sie zum Theil eine doppelte Aernte jährlich gestatten.

Der Nil läuft von der Südgrenze Aegyptens bis zu dem Orte, wo er sich trennt, ununterbrochen in einem Thale, das zu beiden Seiten durch eine Reihe von Bergen begrenzt wird, die sich bald mehr, bald weniger, gewöhnlich in einer Entfernung von zwei bis drei Meilen auf beiden Seiten, von seinen Ufern zurückziehen. Dieses Nilthal macht den vornehmsten Theil des fruchtbaren Aegyptens aus; es war das ursprüngliche Bett des Flusses, das ihm großentheils durch Kunst abgewonnen werden mußte. Eben dieses Thal war der älteste Sitz der ägyptischen Cultur; hier bildeten sich die ersten ägyptischen Staaten, und in ihm stieg nach und nach jene Reihe von Städten, von Tempeln und kolossalen Kunstwerken hervor, welche die Ufer des Flusses zu beiden Seiten bedeckten.

Da, wo dieses Thal endigt, theilt sich der Fluß und bildet durch seine Arme den fruchtbaren Theil von Nieder-Aegypten, der unter dem Namen des Delta begriffen wird. Schon alte Naturforscher haben diese ganze Gegend mit Recht für ein Geschenk des Nils erklärt, der durch den Schlamm, den er mit sich führte, den Boden allmählig erhöhte, und, indem er in einer langen Reihe von Jahrhunderten da Land bildete, wo vorher Wasser war, sich selber mehrere Ausgänge offen erhielt, die die Natur und die Kunst in der Folge auf mancherlei Weise veränderten.

Diese, allenthalben von Canälen durchschnittene Ebene und das vorher beschriebene Nilthal machen allein den zum Ackerbau fähigen Theil von Aegypten aus; kaum der sechste Theil des ganzen Landes, nach seinem Flächeninhalt berechnet!

Die westliche Bergkette dient dem ganzen Nilthal zur Schutzwehr gegen den von den Winden aufgewirbelten und fortgetriebenen Sand der Wüste, der es ohne dieselbe längst verschüttet haben würde. Sie

bildet ein großentheils mit Sand bedecktes Felsengebirge, an dessen westlicher Seite man in die große Sandwüste herabsteigt.

Von ganz anderer Beschaffenheit ist die östliche Hälfte des Landes, zwischen dem Nilthal und dem arabischen Meerbusen. Ein steinigtes Gebirgsland, nicht mehr zum Ackerbau, aber in manchen Gegenden zur Viehzucht tauglich. Marmor von den verschiedensten Farben, Granit, Porphyr und ähnliche Steinarten machen die Bestandtheile dieser Gebirge aus, der unerschöpflichen Magazine für die kolossalen Monumente der Baukunst des alten Aegyptens, wo man selbst die Formen ausgehauener Obelisken und Kolosse nicht selten noch gegenwärtig in den Granitfelsen sieht.

Die Gebirge des Nilthals theilen sich nach ihren Bestandtheilen in drei verschiedene Regionen. In der südlichsten, bei Philae und den Katarakten, herrscht, wenn gleich nur in einem mäßigen Umfange, der Granit. Sie gab den Aegyptern die Materialien zu ihren Denkmälern aus Einem Stück (Monolithen): den Obelisken, Kolossen &c. In der nördlichsten Region bis jenseits Theben bestehen die Bergketten an der Ost- wie an der Westseite aus Kalkstein, woraus daher auch die Pyramiden gebaut sind. Die mittlere Region, die etwa einen Breitengrad einnimmt, von Syene bis eine Tagereise südlich von Latopolis oder Esne, bildet den Uebergang zwischen den Kalk- und Granit-Gebirgen und besteht ganz aus Sandstein. Dieser Sandstein — das Material für alle Tempel in Ober-Aegypten — hat verschiedene Abwechslungen der Farbe; greis, gelblich, ganz weiß; auch einzelne Adern von Hochgelb oder lichter Rosenfarbe zeigen sich darin. Im Ganzen jedoch erscheinen die Gebäude weiß oder grau. Der Stein ist nicht sehr hart und erleichterte dadurch die unermeßlichen Sculptur-Arbeiten, die auf den Mauern jener Tempel ausgeführt sind.

Das Nilthal in seiner ganzen Länge (dessen obere Hälfte bis Chemmis die alte Thebais oder Ober-Aegypten, die niedere oder nördliche aber von Chemmis bis nach Cercasorus, wo der Nil sich theilt, Mittel-Aegypten ausmachte) war zwar, wie wir gewiß wissen, mit einer Reihe von Städten und Denkmälern bedeckt, die eine fast ununterbrochene Kette gebildet haben müssen; es ist aber gegenwärtig zwischen beiden, in Rücksicht der Ueberbleibsel des Alterthums, ein auffallender Unterschied. Ihre Anzahl und ihre Wichtigkeit nimmt zu, je weiter man den Nil hinaufsteigt, und Ober-Aegypten zeigt davon nicht nur mehrere, sondern auch die bei Weitem interessantesten. In ganz Mittel-Aegypten sind, bis auf wenige verfallene Ruinen und die noch nicht hinreichend erforschten Alterthümer von Arsinoe oder Fayoume, die Pyramiden die einzigen Denkmäler der Baukunst, die sich über der Erde erhalten haben; dagegen eignet sich Ober-Aegypten jene Tempel zu, die, wie unverständlich auch immer die zahllosen Inschriften und Vorstellungen sind, welche ihre Mauern bedecken, doch durch ihre Größe, ihre Pracht und ihren ganz eigenthümlichen Stil weit mehr dazu geeignet sind, die Nation aus ihnen kennen zu lernen. Diese Reihe von

Denkmälern fängt an zu Tentyris, an der Westseite des Stroms, wo der durch seinen Thierkreis so berühmt gewordene Tempel die ersten anschaulichen Begriffe von einer Bauart gibt, die kein anderes Land der Erde aufzuzeigen hat. Sein Anblick bereitet aber nur vor zu den größeren Wundern, die etwa fünf Meilen weiter südlich den erstaunten Wanderer unter den Monumenten von Theben, der großen Jupiterstadt, oder der Stadt des Ammon, erwarten. Beide Ufer des Stroms, so weit das Thal nur reicht, zwei Meilen von Westen nach Osten, sind mit den Ruinen der ältesten Königsstadt der Erde bedeckt, und wo die Wohnungen der Lebenden enden, beginnen auch hier die Wohnungen der Todten, die sich bis tief in die westliche Gebirgskette erstrecken. Tempel, deren ungeheure Massen sich gleich Gebirgen aufthürmen, von Kolossen, Sphinxen und Obelisken umgeben, die groß genug sind, um nicht neben ihnen zu verschwinden, liegen zerstreut in der Ebene; Jahrtausende gingen schon vor ihnen vorüber; aber weder die Hand der Zeit, noch die zerstörende Wuth der Barbaren hat sie überwältigen können. Noch steht er, der große Jupitertempel zu Carnak; noch die Paläste der Pharaonen zu Luxor und Medinat Abu; noch der Koloß des Memnon, eines der Wunder der alten Welt; noch die anderen Tempel und Kolosse, deren Zahl man nicht einmal genau kennt; noch die Gräber der Könige mit ihren Malereien, so frisch und unversehrt, als wären sie gestern verfertigt! Von hier bis zu der Südgrenze Aegyptens folgen sich die Glieder dieser Kette von Monumenten immer dichter.

Noch an der Nordseite der Wasserfälle des Nils, unmittelbar neben Syene oder Assuan, der alten Grenzstadt Aegyptens, liegt in der Mitte des Stroms die Insel Elephantine, und gleich jenseits der Katarakten, eine Meile weiter südlich, die Insel Philae. Beide, vorzüglich die Letztere, sind voll von den stolzesten Denkmälern der Baukunst.

Auch Mittel-Aegypten kommt darin mit Ober-Aegypten überein, daß seine Fruchtbarkeit sich nur auf die Ufer des Nils erstreckt, und daher das Thal, worin er fließt, ausschließend der Sitz der Cultur blieb. Allein dieses Thal, welches in Ober-Aegypten sehr beengt ist, fängt hier an, sich allmählig zu erweitern. Dennoch aber beträgt die ganze Breite des Thales bis nach Arsinoe, dem jetzigen Fayoume, hin, nirgends leicht über drei Meilen. Zu der Verbreitung der Bewässerung dient hier einer der Haupt-Canäle des Flusses, der, unter dem Namen des Josephs-Canals bekannt, in einer Strecke von 30 Meilen parallel mit dem Flusse an der Westseite desselben gezogen ist. Bei Fayoume aber öffnet sich das Thal, indem die libysche Kette sich nach Westen zurückzieht und eine sehr fruchtbare Landschaft einschließt, die durch einen Arm des Josephs-Canals bewässert wird. Im Alterthum war dieser Theil von Mittel-Aegypten durch große Anlagen berühmt, unter denen die des Sees Moeris, der als Behälter des Nils dem Lande seine Fruchtbarkeit gesichert haben soll, die wichtigste war. Ein Theil dieses merkwürdigen Sees ist unter dem Namen des Karun-Sees noch gegenwärtig vorhanden. In der Nähe dieses Sees stand eines

der größten Gebäude des alten Aegyptens, das berühmte Labyrinth, von dem uns Herodot die Beschreibung erhalten hat. Wir wissen aus neueren Berichten, daß sich noch jetzt große Ueberreste alt-ägyptischer Gebäude und Kunstwerke dort erhalten haben; selbst die von Herodot erwähnte Pyramide aus Backstein ist noch sichtbar. Aber von den Gebäuden liegt nicht nur Alles in Trümmern, sondern der größte Theil scheint auch von dem hereingewehten Sande aus der Wüste bedeckt zu sein.

Allein wenn die Denkmäler der Lebenden verschwunden sind, so haben sich dafür die der Todten erhalten. Die ganze Bergkette, so wie die Sandwüste, die sich innerhalb des Thals an ihrem Fuße herzieht, ist voll von Grabmälern, ähnlich denen, die man auch in Ober-Aegypten findet. Vor allen aber eignet eben dieser District sich eine andere Art von Monumenten zu, welche von jeher die Bewunderung der Welt durch ihre ungeheuren Massen auf sich zogen, die Pyramiden. In einer Länge von etwa 8 Meilen von Gizeh an, der jetzigen Hauptstadt Kairo schräg gegenüber, bis nach Meidun hinauf findet man sie bald einzeln, bald gruppenweise. Es gibt mehrere derselben, die so verfallen sind, daß man nur noch ungewisse Spuren von ihnen erkennt, während andere fortdauernd der Vergänglichkeit trotzen, woraus es sich erklärt, daß ihre Zahl nicht einmal gewiß sich angeben läßt. Alle stehen auf jenem großen Todtenfelde, auf dem mit Sand bedeckten und mit Gräbern angefüllten Felsenboden, am Fuße der libyschen Bergkette.

Der Punkt, wo der Nil sich in zwei Arme theilt, ist der Anfang von Unter-Aegypten. Die weitere Verbreitung seiner Gewässer verbreitet auch zugleich die Fruchtbarkeit, und wenn sie in Mittel-Aegypten und Ober-Aegypten sich nur auf das Thal des Flusses beschränkte, so breitet sie sich hier über die weite Ebene aus, welche seine Arme umfassen. Die westliche Kette, die ihn bisher einschloß, biegt sich nach Libyen hinein; die östliche aber endigt gänzlich gleich unterhalb Kairo mit dem Gebirge Mokattam.

Wenn indeß der fruchtbare Boden in Unter-Aegypten sich sehr erweiterte, so fehlte doch viel daran, daß dieser ganze Theil des Landes sich dieses Vortheils zu erfreuen gehabt hätte. Er zerfällt überhaupt wieder in den mittleren Theil oder das von den Griechen sogenannte Delta, und in das Land zu beiden Seiten desselben, welches im Westen jetzt unter dem Namen von Bahie und im Osten unter dem von Sharkie begriffen wird. Der westliche Theil genießt zwar des Vorzugs, daß die spätere Hauptstadt Aegyptens, Alexandria, an seinen Küsten angelegt wurde; aber schon diese Stadt kann ihr Wasser nur durch einen Canal aus dem Nil erhalten, und gleich vor ihren Thoren fängt die Sandwüste an, welche den übrigen Theil der Landschaft einnimmt. Etwas besser ist freilich der östliche Theil, wo die Städte Heliopolis oder On, und Parbaethus, das neue Belbeys, sich fanden; allein auch hier verliert sich doch bald die Fruchtbarkeit, wenn man von dem Strom sich entfernt, und die Landenge von Suez wird eine dürre und wasserlose Wüste. Das Land zwischen den beiden äußersten

Armen des Nils, dem von Canopus und Pelusium, oder das Delta, kommt hier also nur eigentlich in Betrachtung und zeigt auch in seinem jetzigen, fast gänzlich verödeten Zustande noch, was es dereinst gewesen sein muß. Es gibt nicht leicht einen größeren Contrast, als die kurze Reise von Alexandria nach Rosette dem Reisenden ihn darbietet. Wenn er um jene Stadt nur eine öde Sandwüste sah, so erblickt er, so wie er Rosette und dem Nil sich nähert, plötzlich die Natur in ihrer üppigsten Fülle, und fängt an es zu begreifen, wie dieses Land eines der Hauptländer der Erde sein konnte. Die gewaltige Menge von Städten, die einst das Delta ausfüllten, von denen hier nur Sais und Naukratis erwähnt werden mögen, geben einen Beweis von der hohen Cultur, deren dieser Theil des Landes ehemals genoß. Doch fing sie erst an, als Ober-Aegypten schon lange in seinem blühenden Zustande war, und erreichte auch jenen hohen Grad wahrscheinlich erst in der letzten Periode der Pharaonen, wo Sais gewöhnliche Residenz ward, bis die Anlage Alexandria's Unter-Aegypten überhaupt eine Wichtigkeit gab und erhielt, wie sie ehedem Ober-Aegypten gehabt hatte. Allein die Spuren dieses Glanzes und dieser Größe sind bis auf die wenigen Denkmäler des alten Alexandria beinahe gänzlich verschwunden, und selbst der Boden hat sich längs der Küste gar sehr verändert. Beträchtliche Theile des festen Landes, besonders die Gegenden, welche unter dem Namen der Sümpfe so oft erwähnt werden, aber von Stämmen bewohnt wurden, die von der Viehzucht lebten, sind in Seen verwandelt, welche durch das Stagniren gewisser Arme des Stroms entweder entstanden oder doch vergrößert sind.

Auch Unter-Aegypten gibt einen auffallenden Beweis davon, wie nicht etwa bloß plötzlich durch große physische Revolutionen, sondern auch durch das bloße Sinken der Cultur die Beschaffenheit und Gestalt eines Landes sich verändern kann. Und wo mußte dieses auch mehr als gerade hier geschehen, wo die Vernachlässigung der Dämme und Canäle allein hinreichte, solche Veränderungen herbeizuführen?

311. Kairo*).

(Nach C. v. Hailbronner, Morgenland und Abendland.)

Kairo, die Beschirmte, ist die Hauptstadt aller arabischen Länder, die vornehmste arabische Stadt unserer Zeit. Sie gibt den Ton an, so weit arabische Sitte und Sprache herrscht, und in ihr sehen wir, was die Khalifenperiode Großes erzeugte und was jetzt noch das arabische Wesen Höheres in sich trägt. Gelbgrau, gleich dem Grunde, der sie trägt, erhebt sich die Saracenenstadt, wie keine andere auf den kühnen Ausläufern des Mokattam-Gebirges. Ihr gegenüber thronen auf den

*) Die Vergleichung Kairo's mit Damaskus s. S. 505.

starren Felsenhügeln der libyschen Wüste die königlichen Pyramiden der Pharaonen, die ewigen Wachehalter des zauberischen Nilthales. Zwischen Gebirg und Strom, zwischen Wüste und Wüste gebaut, ist sie würdig, die Nachfolgerin von Theben und Memphis, den ältesten und größten Königsstädten der Welt, zu sein.

Wer sich nur einmal in seinem Leben in London durch den Strand oder Cheapside gewunden hat, kann sich einen Begriff von dem Gedränge in den Straßen Kairo's machen. Nur sind diese sehr schmal, und der Lärm durch die unglaubliche Lebhaftigkeit der arabischen Bevölkerung mit keiner anderen Stadt der Welt zu vergleichen. Ich brachte in der ersten Zeit stets Kopfschmerz von der Straße nach Hause. Es ist, wie wenn Alles im Zustande von Aufruhr und Kampf sich befände. Kameelzüge mit schweren Lasten, flüchtige Reiter auf arabischen Pferden, Packträger ohne Barmherzigkeit, Heerden von Büffeln und Ochsen, ägyptische Fantasieen mit den monotonen Pauken und gellenden Pfeifen, Tausende dieser leisetretenden Esel, die einem auf den Fersen sind, ehe man sie auf den ungepflasterten Straßen hört — alles das kreuzt sich im unentwirrbaren Knäuel und unter ohrenzerreißendem Geschrei und Gesang durch die schmalen Gassen, und es wäre Noth, Augen hinten wie vorn zu haben, um nicht ewig umgerannt und gestoßen zu werden.

So wechseln die Bilder in dieser originellen Stadt. Das unwissende, Kindern gleiche Volk vergnügt sich an den albernsten Vorstellungen, und jeden Augenblick stößt man auf Springer, Seiltänzer und Ringkämpfer, die eine erstaunliche Körperkraft entwickeln. Die rohen Späße und schlechten Witze der Possenreißer bringen Alle zu heftigem Lachen. Derwische, die durch mysteriöse Künste Schlangen aus den Häusern locken; Magier, die den Dieb mittels des berühmten Zauberspiegels entdecken; die sinnreichsten Taschenspieler, von deren Geschwindigkeit man sich bei uns keinen Begriff machen kann; das Geschrei der Kameeltreiber, die den Fußgängern zurufen; das Gebrüll und die Beschwörungen der Gaukler; die malerisch gekleideten und ernst einherschreitenden hohen Beduinengestalten, die glänzenden rothen Uniformen der durch die Straßen sprengenden ägyptischen Officiere, die Unzahl von abessinischen, äthiopischen Sclaven, das Geheul der Klageweiber, welche die Todten zu Grabe führen, indem sie sich die Haare ausreißen und die Brüste zerschlagen, das traurig tönende Rufen der Muezzins von 400 Minarets, der nie endende Tumult der Fantasias in 1100 Kaffeebuden; nackte Menschen und Kinder; halbverhungerte herrenlose Hunde in großen Banden umherschweifend und Alles angreifend; all dieser heillose Spectakel windet sich den ganzen Tag durch Straßen, die oft so schmal sind, daß man beide Häuserreihen mit ausgespreizten Händen erreichen kann. Wenn es unendlich mühsam ist, sich durch diesen Menschenknäuel durchzuarbeiten, so ist es gewiß eben so wunderbar, daß nicht mehr, ja, daß nicht unausgesetzt große Unglücksfälle aus dieser Verwirrung entstehen.

Grau in Grau getaucht erheben sich die Saracenenschlösser des

alten Kairo längs den Höhen des Gebirges, welche das Castell krönt. Feindlich ist Alles unter sich abgeschlossen, und wie die Florentiner ihre Paläste verschanzten, im nächsten Nachbar den Feind erspähend, so ist die Khalifenstadt in hundert Festungen gespalten, durch mächtige Thore und dicke Mauern verwahrt, und nur durch enge Gänge unter sich verbunden, die sich gleich Tranchéen und Laufgräben durch sie fortwinden. Alle diese Burgen sind nach jeder Richtung sorgfältig geschützt, feste Quadermauern, eisenbeschlagene Thore, große Vorhöfe mußten einen Ueberfall beinahe unmöglich machen, und noch jetzt möchte es leicht sein, einen gewagten Handstreich davon abzuhalten. Eine Stadt ohne Fenster ist gewiß eine eigenthümliche Erscheinung. Die Oeffnungen nach der Straße, welche sie vertreten, sind mit festem, dichtem Holzgitterwerk verschlossen, dicht genug, um jeden Gegenstand hinter ihnen unsichtbar zu machen, und nicht geschlossen genug, um dem Auge des Spähers den Blick auf die Straße zu wehren. Kleinere Häuser sind ganz ohne Fenster und Gitterwerk, und alle empfangen das Licht von dem oben offenen Hofraume, in dessen Innerem sich das ganze Leben der Wohnung bewegt.

Die Fatimiden-Dynastie begann ihre Herrschaft im zehnten Jahrhundert mit Erbauung Kairo's, und der große Saladin umgab die Stadt zweihundert Jahre später mit Mauern und Schanzen. Diese weichen nun den Verschönerungen, welche als eine der gelungensten europäischen Nachahmungen in diesem Lande anzusehen sind. Die wallähnlichen Schutthügel, welche Kairo so lange umgaben, sind größtentheils geebnet, und an ihre Stelle Anlagen und Alleen getreten, welche Alt-Kairo und Bulac mit dem eine halbe Stunde vom Nil entfernten Kairo verbinden. Bulac ist der Hafen für die von der Meeresküste, Alt-Kairo für die von Ober-Aegypten kommenden Schiffe. Die Hauptstadt selbst ist von ihren Hafenstädten durch Flächen getrennt, die durch ihren reichen Anbau zeigen, wie Aegypten in seiner früheren Blüthe muß ausgesehen haben. Von Fostat herab bis zu dem reizenden Schubra und zu dem Obelisken von Heliopolis ist Alles bebaut, und die guterhaltenen Wasserleitungen erhalten diese reiche Ebene in einem Glanze, den man fast nur ähnlich in der auf dieselbe Weise bewässerten Huerta von Valencia findet. Es ist schwer, sich von der Macht der ägyptischen Vegetation einen Begriff zu machen, auf welche weder Hitze, noch Staub, noch Dürre einwirkt, da sie durch beständige Bewässerung der fruchttreibenden Nil-Canäle ganz außer den Bereich klimatischer Einflüsse gestellt ist. Der Anblick der drei altersgrauen Städte wird durch die mitten durchlaufenden, verschiedenfarbigen Gärten und Cultur-Anlagen gehoben, von denen der weißliche Hintergrund des Mokattam-Gebirges desto schärfer absticht.

In dem ungeheuren Kairo finden wir nur Eine regelmäßige oder vielmehr fahrbare Straße, die aber gleich allen anderen eng und ungepflastert ist. Jene Hauptstraße führt nach der Citadelle hinauf, die auf hohem Felsen über der Stadt steht und sie ganz beherrscht, so daß

dieser Punkt als der einzige militärisch feste Aegyptens angesehen werden darf, in so fern die überragenden hinteren Höhen vertheidigt sind. Vom alten Saladins-Palast ist nichts mehr übrig, dagegen hat Mehemed Ali ein Palais in den Hof gebaut, über dessen Mauern der einzige Mameluk mit dem Pferde in die Tiefe der Stadt gesetzt hatte, der dem Blutbade seiner unglücklichen, betrogenen Kameraden durch dieses fast unglaubliche Wagniß entronnen war. Dieser Palast überblickt das Nilthal bis zu den fernsten Pyramiden, und das unversiegbare Getöse Kairo's dringt gleich der Meerbrandung zu seiner Höhe hinauf. Der breite, hellgrüne Streif des Nilthals zieht sich zwischen den hellgrauen Hügeln hin, welche die Wüste auf beiden Seiten abgrenzen. Unten ist reiches, üppiges Leben, mit allem, was fruchtbare Erde erzeugen kann, oben Alles wie abgestorben und abgeschnitten.

312. Abessinien.

(Nach T. E. Gumprecht, Afrika.)

Abessinien war einst ein sehr großes und mächtiges, unter einem einzigen Herrscher vereinigtes Reich, das sich mit vorherrschend christlicher Bevölkerung vom 16.° nördl. Breite im äußersten Nordosten und dem 13.° im Nordwesten südlich bis etwa zum 11.° im Südosten und 7° nördl. Breite im Südwesten, so wie muthmaßlich von dem äußersten östlichen Punkte der Küste des rothen Meeres, dem hohen und spitzen, unter dem Namen des Dschebel Sedschan (Sejan) bekannten Vorgebirge, bis ungefähr zum 53.° östl. Länge erstreckte. Nach allen Seiten schloß dieses große Reich mit natürlichen Grenzen ab: im Norden mit hohen Abfällen seines Terrains gegen die nubischen Ebenen, im Westen ähnlich gegen die grasreichen Ebenen längs dem Tumat, Yabous und Bahr el Azrek, im Osten gegen das rothe Meer, im Südosten gegen die wüsten Ebenen der Adal, im Süden gegen die Savannen der nomadisirenden Galla. Namentlich bildete im Südosten das außerordentlich breite Thal des Aouasch-Flusses immer eine natürliche Grenze gegen die turbulenten und unsteten Horden der Adal.

Oberfläche. Abessinien ist innerhalb seiner alten politischen Grenzen ein Hochland, zu dem nur im Osten einst noch ein tiefliegender Küstenstrich meist von einigen Tagereisen Breite längs dem rothen Meere, die Samhara, gehörte. Auf seinem Gipfel erscheint dasselbe meist als eine Folge ausgedehnter, sehr häufig grasreicher, meist aber völlig wald- und selbst baumloser Hochebenen, deren mittlere Erhebung über dem Meeresspiegel etwa 6—7000 Fuß beträgt. Die bedeutendste Erhebung besitzt die Hochebene von Samen, die streckenweise eine Höhe von 10,000 Fuß erreicht. In allen diesen Hochebenen, durch welche die Configuration Abessiniens einen so eigenthümlichen Charakter erhält, erheben sich wiederum unzählige isolirte Felsmassen mit kahlen, senk-

rechten Wänden in zuweilen höchst grotesken Formen als Obelisken, Säulen und Pyramiden, oft auch als Tafelberge, die im Lande den allgemeinen Namen Amba führen und der Bevölkerung in ihren Kriegen gegen auswärtige Feinde und bei ihren ewigen inneren Fehden als natürliche Festungen und in Zeiten der Gefahr auch als Zufluchtsörter dienen. Viele Amba sind nur durch Leitern oder Seile ersteiglich, manche aber auch sehr groß, und dann auf ihren Gipfeln wohl bewässert, bewaldet und mit einer üppigen Vegetation bedeckt, so daß sie beständig bewohnt und cultivirt werden. Außerdem steigen aus den Hochebenen mehrere ansehnliche, aber, wie es scheint, meist gänzlich isolirte Gebirgszüge auf, deren Gipfel sich entweder der unteren Grenze der ewigen Schneeregion bereits sehr nähern oder vielleicht ganz in dieselbe hineinreichen. Die Hochflächen sind zuweilen selbst auf ihrer Oberfläche wellenförmig, wie in Agamé. Häufig werden sie durch enge, zuweilen erstaunlich tiefe, schluchtenartige Thäler mit senkrechten Wänden zerrissen, in denen die Gewässer des Landes ihren Lauf nehmen. Wo die Einschnitte breiter sind, zerfällt die Hochebene in mehrere kleinere, völlig isolirte Plateau's, die mit ihren senkrechten Rändern, gleichwie Inseln aus dem Meeresgrunde, sich erheben. Im südlichen Abessinien besteht besonders das Hochland von Schoa aus einer ganzen Reihe solcher isolirten, durch tiefe Einschnitte von einander getrennten kleineren Plateau's, so wie es selbst durch das breite und tiefe Thal des Aouasch von dem Berglande Gurague getrennt ist. An seinen Rändern fällt das Hochland Abessiniens nach allen Seiten steil ab. Besonders aber ist das Aufsteigen desselben im Osten dergestalt plötzlich, daß der steile Rand des Hochlandes, von den flachen Ebenen der Samhara aus gesehen, völlig den Anblick eines sehr jäh aufsteigenden Gebirges gewährt. Nur sehr wenige und noch dazu schwierig passirbare, treppenartige Päffe führen auf das Hochland, so daß der größte Theil des alten Abessiniens die Natur einer natürlichen Felsenburg hatte, die zu jeder Zeit ihren Bewohnern als natürliches Bollwerk zur Bewahrung ihres Glaubens, ihrer Nationalität und ihrer Freiheit gedient hat. Selbst im Innern sind die Communicationen zwischen den einzelnen Theilen des Hochlandes der tiefen Einschnitte und der Beschwerlichkeit der Päffe wegen oft sehr schwierig, indem einige der letzten fast in die Schneeregion hineinreichen, wie es mit dem 13,000 Fuß hohen Paß am Buahit der Fall ist. Den nördlichen und, so viel wir wissen, auch den westlichen, höchst wahrscheinlich selbst den südlichsten Abfall des Hochlandes umzieht eine ganz eigenthümliche, 6—7 Tagereisen breite, sumpfige, mit den dicksten Urwaldungen bedeckte und mit unzähligen Elephanten, Raubthieren und Schlangen erfüllte, aber mit Menschen schwach bevölkerte Zone, die den Namen der Kwala oder Kolla, d. h. im Abessinischen heißes Land, führt. Ganz verschieden von dem Hochlande ist die Beschaffenheit der Samhara und der längs dem indischen Ocean außerhalb der Straße (Bab) el Mandeb bis zum Aouasch gelegenen Ebenen, indem sich dieselben meist nur wenig über den Meeresspiegel erheben und an ihrer

südöstlichsten Grenze mit der Oberfläche des Assal-Salzsees (Bahr el Assal) sogar 760 Fuß tief unter den Spiegel des Meeres hinabreichen und erst im Innern allmählig gegen das süd-abessinische Hochland ansteigen. Alle diese Tiefebenen bilden ein fürchterlich heißes und einförmiges, durchweg ödes, wasser- und pflanzenloses, nur von schwachen nomadischen Stämmen durchzogenes Gebiet, dessen Oberfläche theils nackter Fels ist, theils aus flüchtigen Sandablagerungen unmittelbar über dem Fels besteht. Die Neigung ihrer Oberfläche gegen Osten ist so schwach, daß alle vom Rande des Hochlandes herabkommenden Bäche in dem Sande versiegen und deren Bett sogar den größten Theil des Jahres trocken liegt. Durch diese Pflanzen- und Wasserlosigkeit wird die Passage durch die Samhara und das südlich daran stoßende Adalland sehr erschwert und einen großen Theil des Jahres sogar unmöglich gemacht. Nach den verschiedenen Verhältnissen der Oberfläche, der zunächst auch die namhaftesten Verschiedenheiten in Bezug auf Klima, Fauna und Flora folgen, theilen nun die Abessinier selbst ihr Land in drei große Theile: 1) das Dega oder Daga, d. h. Hoch- oder kalte Land, umfassend die 8000 Fuß und darüber hohen Landschaften; 2) das Quaina Dega oder das Mittelland mit allen Landschaften und Districten von 8000 bis 6400 Fuß abwärts; 3) die Kolla, zu der nach Ansicht der Abessinier eigentlich alle Terrains unter 6400 Fuß gehören, wobei aber die Samhara unberücksichtigt gebieben ist.

Gewässer. Abessinien ist überaus reich an Quellen meist des klarsten, erfrischendsten Wassers, fließenden größeren Gewässern und Seen. Die Bäche und Flüsse nehmen ihren Lauf in den meist erstaunlich tiefen, selbst 3—4000 Fuß unter das Niveau ihrer oberen Ränder hinabgehenden Schluchten, wodurch das Hochland zerrissen wird, und haben nach ihrem starken Gefälle, ihrem in der trockenen Jahreszeit ungemein geringen Wassergehalte, und umgekehrt nach ihrem starken Anschwellen während der Epoche der tropischen Regen ganz den Charakter wahrer Gebirgswasser. Sehr charakteristisch ist es für den Lauf der abessinischen Flüsse, daß viele der größeren derselben große Spiralen bilden, wodurch bedeutende Landstriche halbinselartig umschlossen werden. Unter den zahlreichen Seen Abessiniens gibt es einige von großer Bedeutung. Sie liegen fast ohne Ausnahme im Hochlande und haben dadurch den Charakter der europäischen Alpenseen. Die vulkanische Umgebung der meisten macht es wahrscheinlich, daß dieselben Ausfüllungen von erloschenen Kratern sind. Der größte Nord-Abessiniens ist der Tsana oder Dembea, drei Tagereisen südlich von der Stadt Gondar in 5732 Fuß absoluter Höhe über dem Meere gelegen, bei einer Oberfläche von 150 Q. Stunden 9 M. lang, 2 bis 7 breit und stellenweise tiefer sogar als 600 Fuß. Der See hat flache Ränder und ist von allen Seiten durch überaus fruchtbare Hochebenen eingeschlossen; er enthält ziemlich viel, meist bewohnte und wohl cultivirte Inseln und ist zugleich sehr reich an Fischen und Hippopotamen; nur Krokodile fehlen

ihm, da sein Wasser zu kalt ist. Er wird vom Abai in einem bogenförmigen Lauf durchflossen.

Klima. Die hohe Lage des größten Theiles von Abessinien gibt demselben ein sehr gemäßigtes und angenehmes Klima, das dem von Nordschottland gleicht. Nur im Dega und besonders in den hohen Gebirgszügen von Lasta und Samen ist dasselbe im Winter sehr streng, da diese Gebirge einen großen Theil des Jahres mit Schnee bedeckt sind, der am Abu Jaret bis wenigstens 1500 Fuß unter den Gipfel hinabsteigt. Zu Ankober in Schoa ist die mittlere Temperatur bei 8500 Fuß Höhe noch im December und Januar 19° und hier zugleich die Atmosphäre im Allgemeinen so erfrischend, daß neuere deutsche Reisende mit Entzücken aussprachen: sie hätten auf den Hochflächen Schoa's alpinische Luft geathmet und alpinisches Wasser getrunken. Das herrlichste reine Lazurblau des Himmelsgewölbes erhebt sich über ihnen, wie über den Alpen Europa's. Ganz abweichend von den klimatischen Verhältnissen des Hochlandes sind die in den tief in dasselbe eingeschnittenen Thälern, in der niedrigen Kolla am Fuße des Hochlandes, in der Samhara und im Adallande. In diesen Theilen Abessiniens herrscht nämlich einen großen Theil des Jahres hindurch eine glühend heiße Temperatur, die sich in den engen Flußthälern durch den Mangel jedes Luftzuges fast bis zum Ersticken steigert. Die Samhara steht durch die von den hohen Felswänden des abessinischen Plateau's reflektirten Sonnenstrahlen in ihrer Temperatur kaum den heißesten Strichen des Continents in Ober-Aegypten und Nubien nach. In einigen dieser Tiefländer, wie in der Samhara und im Adallande, ist zugleich die Atmosphäre meist im höchsten Grade trocken, weil die Tropenregen ganz fehlen oder nur periodisch mit Heftigkeit eintreten; in der Kolla am Nordrande des Hochlandes ist sie dagegen sehr feucht, indem die dicken, für die Sonnenstrahlen undurchdringlichen Urwälder selbst in der trockenen Jahreszeit dem Boden einen großen Theil seiner Nässe erhalten. Auch das Hochland ist den tropischen Regen unterworfen, die hier sehr günstig auf die Cultur und Vegetation einwirken. Gewöhnlich treten die Regen zwei bis drei Tage hintereinander in der Art ein, daß der Morgen hell ist und sich der Himmel erst um 1 Uhr Mittags verdunkelt, worauf der Regen unter fürchterlichem Blitz und Donner in Masse herabfällt und sich die Luft schnell abkühlt. In Schoa regnet es dagegen zwei Monate lang Tag und Nacht ohne Unterbrechung stromweise, wobei der Donner nicht aufhört und oft großer Hagel den Regen begleitet. Bei der außerordentlichen Reinheit der Luft in den höheren Theilen des Landes genießt die Bevölkerung derselben im Ganzen eine ausgezeichnete Gesundheit, und in den von den Galla bewohnten Hochebenen im Süden sollen Krankheiten sogar etwas Unerhörtes sein.

Natur-Producte. Die Flora ist bei den sehr verschiedenen klimatischen Verhältnissen des Landes sehr mannichfaltig und ungemein ausgebildet in begünstigten Localitäten. Während sie nämlich in den hohen Strichen, unter andern Schoa's, schon subalpinisch ist, und in den

höchsten Theilen Lasta's sich fast nur auf Lichenen und haideartige Gewächse beschränkt, erscheint sie in der Kolla und in den heißen Thälern des unteren Mareb und Takazzé ganz im tropischen Charakter und in der üppigsten Entwickelung in Individuen und Arten. Von 1500 Arten, die man bis jetzt hat untersuchen können, sind 3/4 völlig neu; unter den übrigen zeigt sich eine merkwürdige Uebereinstimmung mit der Flora des Senegals, namentlich bei denen, die aus den feuchten, heißen Strichen herstammen. Doch sind noch ganze Provinzen in botanischer Hinsicht gar nicht untersucht. Wälder fehlen vielen Landstrichen, vorzüglich den Hochebenen Lasta's, fast völlig; auch in Schoa gibt es nur wenige Waldungen. Ungemein reich sind dagegen die verschiedenen Theile der Kolla an dicken Urwaldungen mit Bäumen, zum Theil vom riesigsten Wuchs, wie sie nur an den feuchten Strichen längs der Westküste des Continents am Senegal, Gambia, Niger und Gabun bekannt sind. In der Mittelstufe wächst überall die Baumwollenstaude wild; ihr Product gehört zu dem besten Afrika's. Auch die Thierwelt Abessiniens ist ungemein reich und in den heißen Strichen sehr mit der von Senegambien übereinstimmend. Kaum ein anderes Land der Erde möchte mit Abessinien in der Zahl und Mannichfaltigkeit der Thiere wetteifern. Besonders sind Pachydermen häufig; Elephanten durchziehen das Land am Aouasch schaarenweise, bevölkern die Kolla und steigen selbst auf dem Plateau, einem ihnen angenehmen Grase folgend, bis 8000 Fuß hoch auf; ein-, besonders aber zweihörnige Rhinoceronten, letztere in der nördlichen Kolla; Hippopotamen, ganz übereinstimmend mit denen am Senegal in allen größeren Flüssen und Seen, besonders im Tsana. Ueberaus häufig erscheinen noch Raubthiere, namentlich Schakals und Hyänen, letztere in solcher Menge sogar, daß sie zur Landplage werden, Löwen in der Samhara und im Adalgebiet, Panther, Leoparden in mehreren Arten, einige davon sehr groß in Samen, wilde Katzen und die für den Handel der süd-abessinischen Länder sehr wichtige Zibethkatze.

Bevölkerung. Im Umfange des alten abessinischen Reiches, das durch die ewigen grausamen Fehden, den beständigen Menschenhandel und die häufige Hungersnoth, in letzter Zeit auch durch die sechs Jahre hindurch verwüstend aufgetretene Cholera so dünn bevölkert ist, daß man die Einwohnerzahl von Nord-Abessinien nur auf 1½ Million geschätzt hat, wohnen verschiedene große Völkerschaften, wie die eigentlichen sogenannten Abessinier auf dem nördlichen Hochlande, dann in Schoa und Gurague, aber nirgends in tieferen Niveau's, als 4000 Fuß hinabsteigend, die Agow nebst den Falassa gleichfalls auf dem nördlichen Hochlande, dann die Galla in den südlichen, trockenen Hochflächen. Sie lassen sich sämmtlich auf das Bestimmteste durch Sprache und körperliche Entwickelung als Glieder ganz verschiedener Volksstämme von einander unterscheiden. Die speciell so genannten Abessinier zeigen bereits so große Verschiedenheiten unter sich, daß es schwer ist, für sie eine allgemeine Charakteristik aufzustellen; doch weis't der physische Charakter derselben auf einen gemeinsamen Charakter und auf eine Ver-

wandtschaft mit den Arabern hin. Vorherrschend ist bei ihnen die reine braune Hautfarbe, die bei den Bewohnern des nördlichsten Theils des Landes, der Landschaft Tigré, zuweilen so hell wird, daß man sie weiß nennen könnte, während andererseits selbst in den höchsten und kältesten Theilen Abessiniens, wie in Samen, die Hautfarbe sehr dunkel und fast schwarz ist. Nach Sprache und körperlichen Eigenschaften zerfallen die eigentlichen Abessinier noch in drei große Zweige, welche die Bevölkerungen von Tigré, Lasta und Amhara umfassen. Die zweite Haupt-Abtheilung der Bevölkerung Hoch-Abyssiniens, die Agow, bildete muthmaßlich einst die Urbevölkerung, ist aber jetzt sehr zurückgedrängt und unterscheidet sich von der herrschenden Bevölkerung durch ihre eigenthümliche harte und mit Gutturalen erfüllte Sprache, das Agawi. Jetzt unterscheiden sich die Agow im äußeren Ansehen, der Kleidung, Religion und in den Sitten gar nicht von den übrigen Abessiniern; gleich ihren Nachbarn sind sie strenge christliche Orthodoxen. Viel bedeutender ist der dritte Zweig der abessinischen Bevölkerung, welcher das große Volk der Galla umfaßt und über dessen Ursprung und ursprüngliche Heimat völliges Dunkel herrscht*).

313. Die Gallas.

(Nach A. Katte, Reise in Abessinien.)

Die Gallas sind ein schöner, kräftiger Menschenschlag, von einnehmender interessanter Physiognomie, und weniger schwarz als die übrigen Abessinier. Die schönsten Sclaven, die nach Aegypten und Arabien aus Abessinien ausgeführt worden, sind Gallas. Sie werden auch in diesen Ländern, wegen ihrer körperlichen Vorzüge sowohl als geistigen, besser bezahlt als die übrigen Abessinier. Sie sind stark, gewandt, thätig, arbeitsam und ausdauernd in einmal angefangenen Unternehmungen. Treue und Mäßigkeit sind ihre hervorstechenden Tugenden; auf ihr gegebenes Wort soll man sich immer verlassen können. Dagegen sind sie rachsüchtig, und, wie alle auf einer niedern Stufe der Civilisation stehenden Völker, grausam gegen ihre Feinde. Ihre Kriege führen sie mit ungemeiner Schnelligkeit. Hierbei kommen ihnen ihre vortrefflichen Pferde, welche die steilsten Berge mit Leichtigkeit hinaufgehen und mit bewundernswürdiger Sicherheit und Gewandtheit über breite und tiefe Felsschluchten und Abhänge hinweg setzen, auf das beste zu Statten. Ihre Streifzüge werden nur durch Reiterei ausgeführt. Infanterie kennt man unter ihnen, wie in dem größten Theil der anderen Provinzen, durchaus gar nicht, ja, ein Galla würde es für eine Schande halten, anders als zu Pferde in den Kampf zu ziehen. Ihre Waffen bestehen, wie die der Abessinier, in einem starkgekrümmten Säbel, der

*) Siehe den folgenden Aufsatz.

an der rechten Seite getragen wird, einer hellebardenartigen Lanze und einem Schild aus der Haut des Hippopotamus. Feuergewehre sind ihnen unbekannt. Bogen und Pfeil tragen sie nur sehr selten. Ihre Kleidung ist die einfachste von der Welt. Ein Lappen, um die Blöße zu bedecken, das Fell eines wilden Thieres über die Schulter gehängt, so trotzen sie Hitze und Kälte, die sie in hohem Grade ertragen können. Im Gefecht sind sie kühn und tapfer. Der Angriff geschieht mit Heftigkeit und großem Geschrei. Zuerst schleudert man die Lanze in die feindlichen Reihen, alsdann greift man mit dem Säbel in der Hand an. Gelingt der erste Angriff nicht, so fliehen sie, um aber gleich zu einem zweiten zurückzukehren.

Der größte Theil der Gallas sind Heiden, meistens Feuer- und Fetisch-Anbeter. Viele beten auch die Gestirne, Andere Thiere und Bäume an. In der Gegend von Makade, südlich vom blauen Fluß oder Abavi, werden drei große Steine angebetet, die aus der Sonne herabgefallen sein sollen. Ein jedes Dorf, ein jeder Flecken hat seine eigene Regierung und seine eigene Religion. Die mohamedanischen Gallas hangen ungemein an ihrer Religion und befolgen die Vorschriften des Korans mit größerer Gewissenhaftigkeit als die Araber selbst. Die christlichen Gallas empfangen das Christenthum der Abessinier mit allen seinen Auswüchsen von Bilderdienst und Streitsucht. Mit der Annahme einer anderen Religion ändern die Gallas auch gewöhnlich ihren Charakter. Ohne ihre Laster in Tugenden zu verwandeln, werden sie alsdann faul, hinterlistig, tückisch, habgierig und fanatisch. Die letztere Eigenschaft findet sich hauptsächlich bei den mohamedanischen Gallas, die, ganz gegen die Weise der Muselmänner, im höchsten Grade intolerant sind, und öfters im wildesten Fanatismus zu den gewaltthätigsten Bekehrungsmaßregeln gegen andere Gallastämme schreiten.

Der Glaube an gute und böse Geister, Hexen, Zauberer, Verzauberungen u. s. w. ist überall gleichmäßig verbreitet. Menschenopfer, um die Götter zu versöhnen, finden in Zeiten der Noth Statt. Drückt eine Hungersnoth oder eine andere Calamität das Land und erscheint in solchen Augenblicken eine Karawane, so wird alsdann das Loos über sie geworfen, und der, den es trifft, den zürnenden Göttern geopfert. In jedem anderen Falle sind sie sehr gastfrei, und man reis't im Ganzen weit sicherer unter ihnen als unter den anderen Völkerstämmen Abessiniens, welche die Reisenden, namentlich die Europäer, nur in ihre Häuser aufnehmen, um sie desto sicherer berauben zu können.

---

314. Das Plateau der Berberei oder des Atlas.

(Nach T. E. Gumprecht, Afrika.)

Das Atlasland, welchem man nebst dem Gebiet von Tripolis in früherer Zeit gewöhnlich den Namen der **Berberei** nach den Ber-

dern gegeben hatte, liegt als wohl geschlossenes und besonders von Tripolitanien sehr bestimmt gesondertes Ganze im nordwestlichen Theile des Festlandes, begrenzt im Norden vom mittelländischen, im Westen vom atlantischen Meere, im Süden durch die große Sahara, im Osten durch den großen Busen des Mittelmeeres, dessen südlichsten Theil der Golf von Sidra bildet. Zwischen diesen Grenzen befinden sich vier große Landgebiete: das Sultanat oder Reich Marokko, das Reich des Sidi Hescham und einiger kleineren Häuptlinge, die französische Provinz Algerien und der mittelbar zum türkischen Reiche gehörende Staat von Tunis (Tunesien). Die Oberfläche des Atlaslandes ist vorherrschend gebirgig, indem es durch eine große Zahl Gebirgsketten vom atlantischen Ocean im Westen bis zu dem großen Busen im Osten longitudinal durchzogen wird, wozu zahlreiche, die longitudinalen verknüpfende Transversalketten treten. Alle Gebirgsmassen zeichnen sich auf so eigenthümliche Weise durch ihre Schroffheit und Zerrissenheit aus, daß sich daraus abnehmen läßt, daß sie einen gemeinschaftlichen geognostischen Charakter besitzen. Schon von dem nordwestlichsten Vorsprunge des Continents bei (Tandscher) Tanger und Ceuta erhebt sich sofort das Terrain bedeutend und bildet sich bald zu einer Reihe der Küste des Mittelmeeres gleichlaufender Gebirgsketten aus, die durch Marokko, Algerien und Tunesien ununterbrochen fortsetzen, und hier als eine gebirgige, bei der Berber-Bevölkerung unter dem Namen des Rif, d. h. des Küstenlandes, bei der arabischen dagegen unter dem des Sahel, was so viel wie Seerand bedeutet, bekannte Zone erscheinen. Im Süden wird dieselbe durch eine ebene und in Algerien besonders auch breite Zone begrenzt, welche gleichfalls vom atlantischen Ocean ohne Aufhören durch Marokko und über dessen Ostgrenze, dem Mulviafluß, hinaus durch Algerien und Tunesien zu verfolgen ist. An dieselbe schließt sich wiederum im Süden eine zweite gebirgige Zone an von meist viel bedeutenderer Erhebung über dem Meeresspiegel, als die gebirgige Küstenzone. Diese ist in ihrer ungemein langen Erstreckung bei der Bevölkerung unter verschiedenen Namen bekannt. Der westliche, bei den Europäern am gewöhnlichsten Atlas genannte Theil heißt bei den Marokkanern arabischer Abkunft wegen der fast beständigen Schneebedeckung seiner höchsten Gipfel Dschebel el Teltsch, d. h. Schneeberg. In Höhe, Ausdehnung, Richtung und fast allen übrigen Verhältnissen stimmt diese Zone auf höchst merkwürdige Weise mit dem Zuge des großen europäischen Alpengebirges zwischen dem Montblanc und der ungarischen Grenze überein. Südlich davon breiten sich wieder bis zum 28.—30.° nördl. Breite weite ebene Landstriche aus, die schon den Namen Sahara führen und eine vierte Zone des Atlaslandes bilden. Die Oberfläche der vierten Zone ist im Allgemeinen keine ebene, dürre, menschen- und wasserlose Landschaft, wie der bei Weitem größte Theil des centralen Gebiets von Nord-Afrika bis zum Niger, indem hier häufig Einschnitte, felsige Terrain-Erhebungen, selbst kurze Gebirgsstrecken und Sümpfe mit fast unzähligen, an Quellen und periodische

Wasserläufe gebundenen Culturstellen (Oasen), in denen Städte, Dörfer und üppige Gärten gewöhnlich sind, wechseln. Durch die mürbe und lose Beschaffenheit der Felsmassen an der Oberfläche der Zone und die horizontale Schichtung der Gesteine wird nämlich das atmosphärische Wasser am Abfluß gehindert, aufgesaugt, ehe es verdunsten kann, und in die Tiefe geführt, wo es im ganzen Gebiet der Zone unterirdische Wasserbecken bildet, die fast überall und besonders in den Oasen durch Brunnen aufgeschlossen worden sind, so daß es hier nirgends Strecken größer als 3—4 Tagereisen gibt, wo nicht der Reisende Quellen oder Brunnen anträfe. Durch diese Eigenthümlichkeiten der Oberfläche erklärt sich zugleich das hier häufige Phänomen der verschwindenden Flüsse. Nur die Strecken zwischen den Oasen sind von sandiger Beschaffenheit, aber auch sie verwandeln sich im Frühjahr in grünende Weiden, die einer zahlreichen nomadischen Bevölkerung periodisch ihren Lebensunterhalt gewähren, während in den Oasen eine mit Industrie und Handel lebhaft beschäftigte Bevölkerung ansässig ist. Aber im Gegensatz zu der reich bewässerten, dem Ackerbau so günstigen Küstenzone, gestattet der Boden dieser Zone und selbst der der beiden mittleren Zonen in Algerien die Cerealien-Cultur fast nirgends, so daß die Lebensweise der Bevölkerung in den verschiedenen Theilen des Atlaslandes auf das Wesentlichste durch die physischen Verhältnisse bestimmt wird. Hiernach theilen die Bewohner das Atlasland in zwei große bestimmt gesonderte Districte, den Tell (muthmaßlich vom Lateinischen tellus herrührend), wo der Cerealienbau möglich ist, und das Land der Weiden, so wie der Datteln oder die Sahara. Jedes der drei großen Länder längs dem Rande des Mittelmeers, Marokko, Algerien und Tunesien, hat seinen Tell und seine Sahara. Die geognostische Beschaffenheit zeigt eine höchst merkwürdige Uebereinstimmung mit den geognostischen Verhältnissen längs dem ganzen Nordrande des Mittelmeers in Morea, Italien, der Provence, Andalusien und den Pyrenäen sowohl in Bezug auf die Beschaffenheit, als auf das Alter und die Lagerungsverhältnisse der Gesteine. Besonders ist diese Uebereinstimmung auch bei dem südlichen Vorsprunge Europa's, dem Felsen von Gibraltar, und dem nördlichsten von Afrika bei Tandscher und Ceuta sichtbar, so daß die Mythe des Alterthums über den einstigen Zusammenhang beider Continente große Wahrscheinlichkeit erhält.

Die Gebirgsketten des Atlaslandes geben einer überaus großen Zahl fließender Gewässer ihren Ursprung, worunter aber kein einziger größerer schiffbarer Strom, mit Ausnahme vielleicht des Draaflusses, sich befindet. Die meisten haben einen kurzen Lauf und fast alle die Natur der Bergströme, indem die Wassermenge in ihren tief eingeschnittenen Betten sich im Sommer ungemein vermindert, im Winter dagegen durch die starken Regenfälle und den geschmolzenen Schnee der höheren Gebirgsmassen so vermehrt, daß die Passagen dadurch in hohem Grade erschwert werden.

315. Die Bewohner der Berberei.

(Nach Hermann Fürst von Pückler-Muskau, Semilasso in Afrika.)

Die Berbern, zu denen die Kabylen und Hajuten gehören, können als die Urbewohner angesehen werden. Sie bilden ohne Zweifel ein Gemengsel von Karthagern, Römern, Numidiern und Saracenen, und mögen von allen ihren Vorfahren Etwas beibehalten haben. Diese Leute finden sich in verschiedenen Stämmen (Tribus) über die ganze Berberei, von Marokko bis zum Golf von Sydra, vertheilt. Sie sind in der Regel von hoher Statur, mager, muskulös und von entschlossenem Charakter, mit durchdringenden Augen und fast immer schönen Zähnen, die mit ihren römischen Zügen und schwarz gebrannten Gesichtern schön contrastiren. Sie wohnen meist in den Bergen, entweder in elenden Hütten von Erde und Steinen, oder in schwarzen Zelten, von Ziegenhaar gewebt. Höchst genügsam und mäßig, fast nur von Brod, Milch und Datteln lebend, erreichen sie ein hohes Alter. Die Jagd, etwas Ackerbau und Viehzucht sind ihre einzige Beschäftigung; treu und gastfrei für Freunde, sind sie wild und grausam gegen Feinde, Fremden abgeneigt und eifersüchtig auf ihre rohe Unabhängigkeit.

Zahlreicher sind die Beduinen, welche die Hauptbevölkerung des Landes ausmachen. Diese scheinen noch ganz die nämlichen bis auf den heutigen Tag, die sie zur Zeit Moses' und der Propheten gewesen sind. Ihre Tracht, mit dem einfachen, faltenreichen Mantel, der zugleich den Kopf bedeckt, nebst den nackten Füßen mit Holzschuhen oder Sandalen, erinnert ebenfalls mehr an das alte Testament als an die gegenwärtige Zeit. Die Beduinen sind von sanfterer Natur als die wilden Berbern, ihr Teint ist olivenfarben, der Ausdruck ihrer Augen mild und voll Leben. Sie sind ebenfalls sehr mäßig, von großer Ausdauer, gute Reiter, tapfer im Kriege und gewandt in Führung ihrer Waffen. Von Ort zu Ort wandernd und ihre Zelte überall aufschlagend, wo der Boden, den sie nur oberflächlich bearbeiten, ihnen eine ergiebige Nahrung verspricht, haben sie nirgends eine bleibende Stätte; ihre Weiber beschäftigen sich mit Zucht der Bienen und des Seidenwurmes, verfertigen die Zeuge für die Kleidung ihrer Männer und die Zelte, in denen sie wohnen. Ihre Gastfreiheit ist sprüchwörtlich geworden und ihre Sitten sind noch eben so einfach, als in der urältesten Periode. Gesellig, Freunde wunderbarer Erzählungen und der Poesie, dem Luxus fremd und leicht in Enthusiasmus versetzt, sollte man glauben, daß kein Volk mehr als sie zur Civilisation geneigt sei. Vielleicht steht sie ihnen noch bevor, und in Spanien hatten einst ihre Brüder sie schon in einem Grade zu erlangen gewußt, den damals keine andere Nation Europa's erreichte.

Ein dritter bedeutender Theil der Bevölkerung besteht aus Negern, welche, obgleich Mohamedaner und alle religiösen Vorrechte derselben genießend, doch nur Sclaven sind. Der Sclavenhandel mit dem In-

nern Afrika's ist sehr bedeutend, doch werden die Schwarzen vielleicht hier besser als irgendwo behandelt. Auch scheinen diese Menschen heiter und glücklich, obgleich zuweilen von einem schwermüthigen Heimweh ergriffen.

Die hier anwesenden Türken zeichnen sich besonders durch ihre Geldgier und vielfachen Aberglauben aus. Sie glauben nicht nur an Hexen und Zauberer, Vampyrs, unglückliche Zahlen und Thiere, übles Auge u. s. f., sondern haben auch das hebräische Opferprincip beibehalten. Wenn sie den Grundstein zu einem Gebäude legen, schlachten sie gern ein Lamm, dessen Blut sie auf einen Stein träufeln lassen: lassen sie ein Schiff vom Stapel laufen, so wird das Fleisch des getödteten Thieres in das Wasser geworfen.

Auch befinden sich 700,000 Juden in sämmtlichen Staaten der Berberei. Als eine grausame Politik an 200,000 Menschen dieses Glaubens aus Spanien und Portugal vertrieb, suchten sie eine Zuflucht bei den Barbaren. Sie fanden in Fez, Algier, Tunis und Tripolis eine große Anzahl ihrer Brüder, ursprünglich aus Judäa und Aegypten hier eingewandert. Sie sind in der Berberei die vorzüglichsten Handwerker, sie stehen an der Spitze der Douanen (Zölle), sie haben den größten Theil der Einkünfte wie die Ausfuhr mehrerer Handelsartikel gepachtet, unter ihrer Controle steht die Münze und sie reguliren den Werth des Geldes, sie haben des Beys Juwelen und Kostbarkeiten unter ihrem Verschluß, sind seine Schatzmeister, Geheimschreiber und Dolmetscher; das Wenige, was man hier von Künsten, Wissenschaften und Arzneikunde weiß, ist größtentheils auf die Juden beschränkt; sie sind im Genuß noch mehrerer anderer Monopole, und Viele besitzen ungeheure Reichthümer. Mit solchen Mitteln kann ihre Unterdrückung nur scheinbar sein, und so verhält es sich auch in der That.

316. Algier.

(Nach L. Buvry, Algerien und seine Zukunft.)

Auf der letzten Abstufung des höchsten Gipfels des algerischen Sahel (Küstenlandes) erhebt sich längs dem Meere, amphitheatralisch die Stadt Algier, welche sich dem vom Meere Kommenden als eine Masse weißer Steinblöcke darstellt, ihn aber bei seiner Annäherung unterscheiden läßt, daß das, was er für ein Chaos nackter Felsen hielt, flach bedachte, niedrige, weißbetünchte Häuser sind.

Die Stadt theilt sich in zwei Quartiere, nämlich in das europäische und maurische, die sich durch ihre von einander abweichende Bauart unterscheiden. Der untere, dem Meere zunächst liegende Theil bildet das europäische Quartier und besteht aus drei- und vierstöckigen und in europäischem Baustile aufgeführten Häusern. Es wird von zwei bedeutenden Straßen durchzogen, von denen die eine die Straße

Bab-Azun und die andere Straße der Marine heißt. Beide münden auf dem Gouvernements-Platze aus, welcher durch den Zusammenfluß dieser Hauptstraßen zum Sammelpunkte der Bevölkerung wird und daher auch der lebhafteste der Stadt ist.

Die Süd- und Nordseite des Platzes wird von zwei großen gleichartig gebauten modernen Häusern begrenzt, die wie die Häuser der Hauptstraßen in ihrem unteren Stockwerke Bogengänge haben, eine Einrichtung, durch welche sich auch viele Städte Tirols und Ober-Italiens auszeichnen und die in einem so heißen Klima eine wahre Wohlthat ist, da die Fußgänger sowohl gegen die Einwirkung der Sonnenstrahlen als gegen den oft heftig niederströmenden Regen geschützt sind. Im Hintergrunde dieser Arkaden öffnen sich elegante und reich ausgestattete Kaufläden, in welche alle nur mögliche Waaren in reichster Auswahl das Publikum zum Kaufe einladen. Besonders am Abend bieten diese Hallen einen prachtvollen Anblick dar, und wenn man das bunte Gewühl der Menge betrachtet, welche, um von des Tages Last und Hitze sich zu erholen, hier die erfrischende Nachtluft einathmet, so glaubt man sich nach Frankreichs großer Hauptstadt, in das Palais Royal versetzt. Was dem Anblick des Platzes noch mehr Lieblichkeit verleiht, sind die ihn von einer Seite einfassenden Maulbeerbäume, deren Grün dem Auge einen wohlthuenden Ruhepunkt gewährt.

Algier besitzt zehn große Moscheen und ungefähr fünfzig kleine Capellen, in welchen Heilige oder Marabut begraben liegen; doch würde man hier vergebens die meisterhafte Ausführung der alten maurischen Architekten suchen, welche derartige Bauten in Kairo, Damaskus, Bagdad, Cordova, Granada, Sevilla u. a. m. auszeichnet. Die Façaden haben nichts Bemerkenswerthes, und die mit Galerieen versehenen viereckigen Thürme, deren oberer und mittlerer Theil mit bunten Kacheln bekleidet ist, sind im Verhältniß zu dem Bau nicht sehr hoch. Die Galerieen sind zum Ausrufen der Gebetstunden bestimmt, welches durch den Muezzim geschieht; neben der Kuppel der Thürme ist eine Stange angebracht, an welcher der Muezzim bei jedesmaligem Ausrufen eine kleine weiße Flagge aufzieht, um die Aufmerksamkeit der Gläubigen auf sich zu lenken. Mehrere dieser Moscheen liegen im europäischen Quartier, die meisten jedoch stehen im maurischen zerstreut umher. Beim Eintritte in dieselben gelangt man zuerst in einen Hofraum, dessen Mitte ein kleiner, durch einen Weg getheilter, mit allerlei Gewächsen verzierter Garten einnimmt; die rechte Seite desselben bietet schattige Partieen, in denen die Araber nach vollbrachtem Gebete, lange Pfeifen rauchend, ruhen. Links von diesem freundlichen Plätzchen erblickt man eine Marmorfontaine, an welcher die Gläubigen, bevor sie die Moschee betreten, die im Koran vorgeschriebenen Waschungen verrichten; die Moschee selbst bildet eine weite luftige Halle, durch deren offen stehende Thüren und Fenster man eine Aussicht auf den Hafen genießt. In der Richtung der Kaaba (Mekka) befindet sich eine Nische, von deren gewölbter Decke mehrere Straußeier herabhangen und vor welcher einige in eisernen

Ringen ruhende gläserne Lampen hangen. Diese Nische ist das Sanctus Sanctorum, vor welcher der Imam (Priester), das Gesicht nach der Kaaba gewandt, die Gebete sagt. Zur Seite derselben befindet sich eine kleine hölzerne Kanzel, von welcher er jeden Freitag ein Kapitel des Korans auslegt. Der Fußboden der größeren Abtheilung der Moschee ist mit schön gewirkten Teppichen, die kleineren mit Strohmatten belegt. Im Ganzen genommen ist die ganze Einrichtung von der größten Einfachheit; Bilder und Statuen fehlen zufolge der mohamedanischen Religionsbegriffe gänzlich, und nur einige mit Versen aus dem Koran beschriebene Tafeln hangen an den Wänden umher.

Diese Moscheen, verbunden mit den in der Straße der Marine befindlichen Magazinen und stattlichen Hotels, machen diese Straße zu einer der schönsten der Hauptstadt; sie endet mit dem Hafenthor oder Porte de France. Tritt man nun zu diesem Thore hinaus, so gelangt man auf den das Fort de la Marine mit der Stadt verbindenden Damm, welcher seiner Länge nach durch eine mit Cactus und Orangenbäumen besetzte Terrasse in zwei Hälften getheilt wird, längs deren Seiten Wege angelegt sind, von denen der nördliche nach dem Palast des Admirals und in das Fort de la Marine, der südliche hingegen dem Hafen entlang auf den neuen Molo führt. Die Aussicht, welche man von diesem aus genießt, ist eine wahrhaft großartige; läßt man das Auge über die azurblauen Wogen des Golfs nach Osten schweifen, so erblickt es den Theil der Metidscha*), welcher sich hier nach dem Meere zu öffnet und die im Hintergrunde derselben aufsteigenden pitoresk geformten Gebirge; nach Süden ruht es auf den kühn gegen Himmel strebenden schneebedeckten Gipfeln des kleinen Atlas und den schroffen kahlen Graten des Djurjüra-Gebirges, während es im Vordergrunde sich an dem grünen Pflanzenteppich, welcher den Sahel überzieht, und den auf demselben malerisch gruppirten weißen Landhäusern erquickt. Nach Westen bietet sich dem Beschauer das überraschend herrliche Schauspiel des Panorama's von Algier, dessen Hintergrund die grünen Höhen des Sahel schließen und mit dem blendenden Weiß der Stadt freundlich contrastiren. Der mit so vielen Opfern und Kosten hergestellte Hafen hat eine Tiefe von 15'; jedoch bietet die Einfahrt, besonders bei nördlichem Winde, einige Schwierigkeit dar. Die Rhede, welche sich vom Cap Matifu bis zur Stadt erstreckt, hat zwar einen vortrefflichen Ankergrund, ist aber bei heftigen nördlichen Winden nicht haltbar.

Eine andere bemerkenswerthe Straße des europäischen Quartiers ist die Rue de Chartres, welche mit der Straße Bab Azun parallel läuft; hier haben alle kleinen Händler, welche die theuren Miethen der in den früher genannten Straßen belegenen Magazine nicht erschwingen können, ihre Kaufläden, die oft nur 5' Breite haben; dies sind nur Araber, Juden und Malteser, welche hier ihrem Erwerbe nachgehen. Nicht leicht kann man sich ein Bild größeren Wirrwarrs vorstellen, als

*) Metidscha heißt die durch ihre Fruchtbarkeit berühmteste Ebene Algeriens.

bei Eröffnung des Marktes. Da ist ein Drängen und Treiben der Käufer und Käuferinnen, eine Verschiedenheit der Costüme, dazwischen die mit Feldfrüchten beladenen Esel, und dieses Alles wälzt sich in buntem Gemisch durch eine enge Straße ohne Trottoirs nach einem Mittelpunkte hin, dem Place de Chartres, dessen hohe Gebäude auf Arcaden ruhen, unter welchen die Fleischer ihre mit Blumen geschmückte Waare ausgelegt haben und in dessen Mitte ein großer muschelförmiger Springbrunnen einige Kühlung über das dichte Marktgewühl verbreitet.

Von besonderem Interesse für den Fremden ist der am Ausgange der Rue de Chartres befindliche maurische Bazar oder die Galerie d'Orleans, sowohl der darin aufgestellten Landes- und Kunsterzeugnisse halber, als auch zur Erlangung eines Genrebildes maurischen Lebens und Treibens. Der Fußboden, sowie die halbe Höhe der Wände sind mit schön gearbeiteten Strohmatten bekleidet, auf welchen mit unterschlagenen Beinen die Mauren umhersitzen. Mit ächt orientalischer Gravität sitzen hier die Meister, eine lange Pfeife rauchend und ihre Gehülfen überwachend, welche mit Anfertigung hübscher Lederstickereien, zierlicher Pantoffeln oder prächtiger Frauengürtel beschäftigt sind. Hier ist der Stapelplatz aller jener kostbaren, in Europa so sehr gesuchten Artikel, die zum Theil sehr billig zu haben sind, so wie anderer Gegenstände des täglichen Bedürfnisses. Das wohlriechende Rosenöl von Tunis durchduftet die Halle, während man in anderen Kaufläden zierlich umwobene Straußeier, Armbänder aus Korallen vom Riffe bei la Calle, feine arabische Burnus, Kameelhaardecken, seidene Shawls und rothe tunesische Fez (Mützen) erblickt.

Tritt man auf der, der Rue de Chartres entgegengesetzten Seite aus dem Bazar, so gelangt man auf einen Platz, dessen Westseite die Kathedrale und der Palast des Gouverneurs einnehmen, während auf der Ostseite der bischöfliche Palast sich erhebt. Die Kathedrale wurde aus einer der schönsten Moscheen zu einer christlichen Kirche umgestaltet; leider aber hat sie durch diesen Umbau keineswegs gewonnen, denn man hat ihr äußerlich eine der sonderbarsten Gestalten gegeben, die zu keinem der bekannten Baustile paßt.

Das ehemalige Haus Hassan Pascha's, eines der reichsten Mauren Algiers, ist jetzt die Residenz des General-Gouverneurs der Regentschaft, und sowohl dem Aeußern als auch dem Innern nach das schönste Gebäude der Stadt, welches seinen maurischen Typus unverändert beibehalten hat.

Im maurischen Quartier bekommt man eine annähernde Vorstellung von dem, was Algier einst war; indessen finden nur wenige Europäer Vergnügen daran, die dunkeln, steilen Straßen emporzuklimmen. Dieser Theil der Stadt gleicht mit seinen winkelreichen Straßen und Engpässen einem großen Labyrinthe, in dem Straßen von 4' Breite, von oft noch weniger, selten mehr, in ihren mannichfachen Krümmungen alles Andere, nur keine gerade Linie zeigen, für welche die eingebornen Ingenieure eine erklärte Abneigung gehabt zu haben scheinen. Die

Häuser zeigen von außen keine Fenster, wenn man nicht etwa den einzeln angebrachten Luftlöchern diesen Namen geben will, oft ragen die oberen Etagen der Häuser über die der entgegengesetzten Häuserreihe weit hinaus, zuweilen stoßen sie in der Mitte an einander, indem sie unten nur eben einen Raum zum Durchgange lassen; an vielen Stellen windet sich die Straße unter finsteren Bogengängen fort. Nun stelle man sich all dieses Gemäuer von blendender Weiße vor, denn zweimal im Jahre werden sie frisch betüncht, und man hat ein ungefähres Bild des alten Algier. Die Straßen sind ihrer Enge halber unbefahrbar, weshalb Alles auf Eseln hergebracht wird, und selbst der Fußgänger ist nicht selten in Verlegenheit, genügenden Raum für seinen Körper zu finden, wenn ihm ein Zug dieser beladenen Thiere begegnet. Dicht an die Wand geklemmt, harrt er des Augenblickes, wo es sich entscheiden wird, ob er von den Säcken gequetscht, ob er erstickt, zertreten, mitgeschleift werden oder unbeschädigt aus dem Rencontre hervorgehen soll. Zum Ueberfluß ist das Steinpflaster noch sehr holprig, voller Löcher, und oft nimmt noch eine Kloake die Mitte der Straße ein; das häufig treppenförmige Pflaster und das damit verbundene Auf- und Absteigen trägt endlich auch wenig dazu bei, die Beschwerden eines solchen Weges zu mildern.

Von der Straße Bab-el-Ued steigt man durch die Straße der Casbah 497 Treppenstufen zu der früheren Residenz des Dey von Algier, der Casbah hinauf. Dieses Schloß, welches den höchsten Punkt der Stadt einnimmt und 450' über dem Meeresspiegel liegen soll, beherrscht die ganze Stadt sowie einen Theil ihrer Umgebung, wird jedoch von dem südöstlich von der Stadt sich auf einem Felsen erhebenden Fort de l'Empereur dominirt. Das Aeußere dieses großartigen Baues hat ein trauriges, finsteres Aussehen, welches die aus den Oeffnungen der Mauern dräuend hervorschauenden gewaltigen Kanonen nicht mildern. Das Innere desselben stimmt eben so traurig, wenn man die Verwüstungen erblickt, welche in diesem luxuriösen Sitze der letzten Deye von Algier angerichtet worden sind. Zu jener Zeit enthielt die Casbah außer dem Palast eine Moschee, mit Waaren angefüllte Magazine, einen bombenfesten Pulverthurm, zwei hübsche Gärten, eine Menagerie und viele andere Dinge, welche theils zum Unterhalt der Garnison, theils zum Zeitvertreibe der Beherrscher dienten. Alle diese Herrlichkeiten sind nun dahin; die Kachel-Einfassungen der Thüren und Fenster sind größtentheils zerbrochen, der schöne Marmorboden ist verschwunden, ebenso die prachtvolle Spiegel-Galerie und die mit goldenen Zierrathen geschmückten Kioske; die schönen Arkaden sind zugemauert, die Gärten zerstört, und von den mannichfaltigen Bäumen, welche dieselben zierten, sieht man nur noch eine riesige Platane und einige hohe Orangenbäume, die eine Fontaine beschatten, und trotz alledem macht das Ganze durch seine Größe noch einen imposanten Eindruck, und man kann sich ungefähr einen Begriff davon machen, wenn

man erwägt, daß in dem Palaste, der jetzt zu einer Caserne umgeschaffen ist, 1300 Mann nebst ihren Officieren wohnen.

317. Die Kabylen.

(Nach L. Buvry, Algerien und seine Zukunft.)

Bei keinem Volke erscheint wohl der Stolz auf eine uralte ununterbrochene Unabhängigkeit gerechtfertigter, als bei den Kabylen. Die römische Weltherrschaft und der Andrang der Vandalen im 5. Jahrhundert vermochten nicht, ihnen ihre Freiheit zu rauben, die gegen Ende des 7. Jahrhunderts hereinbrechende Flut der Araber, welche weder die Meerenge von Gibraltar noch die Pyrenäen aufzuhalten vermochten, brach sich an der Tapferkeit dieses Volkes und an der Unzugänglichkeit seiner Wohnsitze, und keine Armee der späteren türkischen Machthaber war im Stande, diese Söhne des Gebirges vollständig ihrer Botmäßigkeit zu unterwerfen. Dieser Nationalstolz macht sich denn auch in dem ganzen Wesen des Kabylen bemerkbar; das ihm eigene würdevolle Benehmen verläßt ihn auch bei den geringfügigsten Handlungen seines Lebens nicht und zeichnet ihn vor allen anderen Völkerschaften der Regentschaft auf das Vortheilhafteste aus. Reizbar von Gemüth, versetzt ihn alles in Zorn, was irgendwie seinen Stolz verletzt. Von offenem Charakter, verschmäht es der Kabyle, zu Lügen und Winkelzügen seine Zuflucht zu nehmen. Diese Offenheit beobachtet er auch bei seinen Kriegen; denn während der Araber seinen Feind, ohne ihm den Krieg zu erklären, plötzlich überfällt, schickt der Kabyle immer eine Kriegserklärung voraus, welches auf folgende Art geschieht: Das Unterpfand des Friedens zwischen zwei Stämmen besteht in irgend einem beliebigen Gegenstande, den sie gegen einander austauschen, welcher dann el Mezrag, die Lanze, genannt wird, wahrscheinlich weil früher Lanzen ausgetauscht wurden. Will nun ein Stamm dem anderen Krieg erklären, so schickt er den Mezrag zurück, und der Stamm weiß dann, woran er sich zu halten hat. Die Dia oder das Blutgeld als Sühne für den Mord eines Verwandten oder Stammgenossen anzunehmen, gilt bei den Kabylen für schimpflich, und nur das Blut des Mörders oder das eines seiner Anverwandten kann das vergossene Blut sühnen. Es ist hier hervorzuheben, daß in dieser Beziehung zwischen den Sitten der Kabylen und denen der Araber Süd-Arabiens eine merkwürdige Uebereinstimmung herrscht. Wie bei allen orientalischen Völkerschaften, wird auch bei den Kabylen die Gastfreiheit als eine Haupttugend angesehen; jeder, welcher Religion, welcher Nation er auch angehören möge, kann sicher sein, auf das gastfreieste aufgenommen und behandelt zu werden, und nichts in der Welt würde einen Kabylen bewegen können, einen Flüchtling an seine Verfolger, wären sie auch noch so mächtig, auszuliefern. Analog mit dem Charakter der Araber Süd-Arabiens und der

verwandten nubischen Stämme Ost-Afrika's, zeigt sich auch der Charakter der Kabylen hinsichtlich der Vergnügungen; denn während bei den anderen orientalischen Völkerschaften ein Mann entehrt sein würde, wenn er sich dem Vergnügen des Tanzes hingeben wollte, tanzt bei den Kabylen Alles und bei jeder Gelegenheit, welche zum Frohsinn Anlaß gibt, mit oder ohne Waffen, wobei dann oft Tänze vorkommen, bei denen die Mimik und Plastik eine hervorragende Rolle spielen, eine Thatsache, welche auf eine außerordentliche Culturfähigkeit dieses Volkes schließen läßt.

Das Familienleben dieses Volkes ist dem der Beduinen Arabiens sowie der berberischen Volksstämme durchaus gleich. Hier wie dort ißt, trinkt und bewegt sich die Frau, ohne sich zu verschleiern, mit und unter den Männern der Familie und den etwa anwesenden Fremden.

Die politische Verfassung der Stämme der großen Kabylie unterscheidet sich auffallend von denen der anderen unzähligen Völkerschaften, welche den großen afrikanischen Continent bewohnen; denn während jene alle Abstufungen von dem abschreckendsten Despotismus der Negerstaaten bis zur freien patriarchalischen Verfassung der Beduinenstämme zeigen, welche die ungeheure Wüste nomadisirend durchziehen, bietet diese einen im höchsten Grade ausgebildeten Republikanismus dar, wie er wohl auf der weiten Erde nicht anderswo angetroffen wird. Jeder Stamm ist ein abgeschlossenes Ganzes, eine Republik für sich, und mehrere dieser Stämme bilden wiederum eine Conföderation, ohne daß diese jedoch einer Central-Verwaltung unterworfen wäre oder den Charakter der Stabilität an sich trüge. Diese Conföderationen bilden sich je nach dem Bedürfnisse des Augenblickes und lösen sich auf, wenn andere politische Ereignisse eintreten oder Feindschaft zwischen den beiden bisher verbündeten Stämmen ausbricht. Trotz der streng republikanischen Sitten, aus denen die Institutionen der Kabylen hervorgehen, findet man dennoch, wie in allen älteren und neueren Republiken, hervorragende Familien, militärischer oder religiöser Abkunft, welche einen so ausgedehnten Einfluß besitzen, daß fast immer die Anführer aus ihnen gewählt werden.

Ein Stamm (Arck) ist in Unter-Abtheilungen (Ferka) getheilt. Diese Unter-Abtheilungen zerfallen wieder in Deschera (Dörfer). Jede Deschera erwählt einen Häuptling, der den Titel Amin führt, bei dessen Wahl sich ein jeder erwachsene Kabyle betheiligt. Zu gewissen Zeiten des Jahres findet eine Djemma oder Versammlung des Stammes, d. h. sämmtlicher Amine Statt, bei welcher dann ein Präsident gewählt wird, der auch der Häuptling des ganzen Stammes ist und Amin-el-Umena (Amin der Amine) genannt wird. Die Aufgabe der Amine beschränkt sich darauf, die Ordnung in ihren respectiven Ortschaften aufrecht zu erhalten, und es würde bei der sehr eingeschränkten Macht derselben um den Frieden der Landstraßen sehr schlecht stehen, wenn nicht eine der ihrigen überlegene Macht bestände, die genügend ist, den Raubsinn dieser Gebirgssöhne in heilsamen Schranken zu er-

halten. Diese Macht ist die der Marabut, deren Einfluß sogar den des Amin-el-Umena bei Weitem übersteigt. Das Wort Marabut kommt von Mrabeth (gebunden), hier in der Bedeutung, gebunden an Gott, daher Marabut ein Mann, der eng an die Gottheit gebunden ist und in nächster Beziehung zu derselben steht. Bei jeder Gelegenheit werden die Marabut zu Rathe gezogen; sie sind es, welche bei der Wahl der Amine die ihnen am würdigsten scheinenden Individuen dem Volke vorschlagen, und kein Anderer als sie hat das Recht, sich in die Streitigkeiten zweier Stämme einzumischen und vermittelnd aufzutreten.

Wird durch irgend ein Ereigniß eine Versammlung des Stammes nöthig, so sind es abermals die Marabut, welche dieselbe bekannt machen lassen, die Verhandlungen leiten und, nachdem sie die Meinung aller Stammgenossen vernommen haben, ihren Beschluß fassen und denselben dem Stamme bekannt machen. Während der Märkte, auf denen keinerlei Abgaben lasten, welche also vollkommen frei sind, halten die Marabut die Ordnung aufrecht und dulden weder die Gefangennehmung eines Verbrechers, noch Streitigkeiten oder Ausbrüche der Rachsucht zwischen feindlichen Parteien.

Man sollte glauben, daß bei einem Volke wie dieses, wo der höchste Grad individueller Freiheit herrscht, bei welchem die Macht der vom Volke selbst gewählten Oberhäupter eine sehr eingeschränkte und bei dem die Ausübung der Blutrache gleichsam zu einem Ehrengesetz erhoben ist, die Sicherheit des Eigenthums und des Lebens bedeutend gefährdet, sowie eine vollständige Anarchie herrschend sein müßte. Dem ist jedoch nicht so; denn Eigenthum und Leben sind in Kabylien vielleicht gesicherter, als in manchen anderen Ländern, welche sich einer geregelten Regierung und Policei zu erfreuen haben. Diese Sicherheit verdanken die Kabylen zweien höchst merkwürdigen Institutionen, nämlich denen der Zauja und der Anaja.

In den Augen des kabylischen Volkes ist die Zauja ein geheiligter Ort, denn außer ihrem religiösen Charakter, der sich in der in ihrem Umfange befindlichen Moschee kund gibt, ist sie auch die Wohnung der Marabut (Priester), Schule und Freistatt. Ein jeder Fremde, sei er, wer er wolle, wird in diesen Anstalten drei Tage unentgeltlich verpflegt, ja, die Gastfreiheit geht so weit, daß jedes Thier, wie Kameele, Pferde, Esel, welches herrenlos und durch Zufall vor der Thür erscheint, aufgenommen und gefüttert wird, bis der Eigenthümer seine Ansprüche auf dasselbe geltend macht. Diese vorzüglichen Anstalten üben denn auch einen bedeutenden Einfluß auf die Sitten der Bevölkerung aus, indem sie die vielen Verbrechen verhindern, zu welchen in dem gesitteten Europa durch den Mangel an den nothdürftigsten Lebensbedürfnissen so Viele getrieben werden, und somit zur Sicherheit des Lebens und des Eigenthums beitragen.

Diese Zaujas haben sowohl hinsichtlich ihres Zweckes als auch ihrer inneren Einrichtung eine große Aehnlichkeit mit den Franziskanerklöstern Palästina's und Syriens und sind eine wahre Wohlthat für das Land,

dessen Vorsehung sie genannt zu werden verdienen; denn während sie mit unbegrenzter Gastfreundlichkeit Tausenden von Bedürftigen Obdach und Nahrung bieten, läutern und mildern sie die Sitten des Volkes durch ertheilten Unterricht.

Noch merkwürdiger ist die bei den Kabylen bestehende Institution der Anaja. Die Anaja ist eine Schutzherrschaft, welche jedes Individuum eines Stammes, sei es männlich oder weiblich, über einen Jeden ausüben kann, der dasselbe um seinen Schutz bittet. Um einen solchen Schutz zu gewähren, genügt es, daß der Beschützer dem Beschützten irgend einen ihm zugehörigen, von den Mitgliedern des Stammes als ihm gehörig bekannten Gegenstand einhändigt, dessen Vorzeigung dann nicht allein die Rolle des in civilisirten Ländern gebräuchlichen Passes spielt, sondern einen solchen bei Weitem an Wirksamkeit übertrifft. Unsere europäischen Pässe legitimiren den Reisenden nur der Policei gegenüber, schützen aber nicht gegen etwaigen Straßenraub; die Anaja aber, oder das sichtbare Zeichen derselben, stellt ihren Besitzer gegen jeden räuberischen oder feindlichen Angriff in dem ganzen Umfange des Stamm-Territoriums und oft noch weit darüber hinaus sicher. Besitzt die um die Anaja angegangene Person irgend einen Gegenstand, wie z. B. ein Kameel, Maulthier, Hund, Gewehr u. s. w., welcher von allen Individuen des Stammes als ihr gehörig bekannt ist, so übergibt sie denselben dem Schützlinge, und dieser kann dann seine Reise fortsetzen, ohne befürchten zu müssen, selbst von seinen schlimmsten Feinden belästigt zu werden. Ist der Kabyle nicht im Besitze eines solchen Gegenstandes, oder hat er Grund zu der Annahme, daß ein solcher seinem Schützlinge nicht die erforderliche Sicherheit gewährt, so begleitet er ihn selbst. Man kann sich denken, daß die Anaja um so mehr an Wirksamkeit zunimmt, je mächtiger der Ertheiler derselben ist. Mit der Anaja eines Marabut versehen, kann der Reisende ungehindert durch ganz Algerien reisen; denn der Marabut des nächsten Stammes wird die Anaja seines Collegen unbedingt anerkennen und dieselbe gegen seine eigene auslösen, die dann wieder vom Marabut des nächsten Stammes ausgelös't wird, und so fort, bis der Reisende das Ziel seiner Reise erreicht hat. Auf nichts ist der Kabyle eifersüchtiger, als auf die Anerkennung seiner Anaja, und er würde eher seine Familie, Habe und Leben aufopfern, als die Nichtachtung derselben ungerächt lassen, ja, die Ehrerbietung, welche dieser merkwürdigen Einrichtung gezollt wird, geht so weit, daß der ganze Stamm keinen Augenblick Anstand nehmen würde, für die Aufrechthaltung der Anaja jedes Einzelnen solidarisch und mit Gefahr seines Lebens einzustehen.

Im Ganzen genommen sind die Kabylen sehr sparsam in der Ertheilung ihrer Anaja, denn der Flüchtling erhält sie von einem und demselben Individuum nur einmal, und der Verkauf derselben an einen Anderen wird als ungültig angesehen; Wehe dem aber, der sich unterfangen würde, sich das Zeichen des Schutzes auf unrechtmäßige Weise anzueignen und als solches zu gebrauchen; denn der Kabyle, dessen Name

bei einer solchen Gelegenheit mißbraucht ist, würde nicht eher ruhen, als bis er diese Usurpation an dem Thäter blutig gerächt hätte. Diese Institutionen bestehen seit undenklichen Zeiten auch bei den Stämmen des südlichen Arabiens, namentlich bei denen, welche östlich von Yemen die Provinzen Jafa, Hadramaut, El Djof, Mahrah und Oman bewohnen, ein Umstand, der mich in der oben ausgesprochenen Meinung bestärkt, daß die Kabylen ein nubischer oder berberischer Stamm, also Abkömmlinge der aus Süd-Arabien eingewanderten hymjaritischen Stämme sind. Dem sei nun wie ihm wolle, so geht doch aus allem Angeführten hervor, daß ein Menschenschlag, welcher solche Institutionen besitzt, außerdem Acker- und Gartenbau treibt, — denn wo sich nur ein fruchtbarer Strich Landes darbietet, sieht man auf das Beste angebaute Felder und schöne Obstgärten — ferner feste Wohnplätze hat, dessen Häuser aus Stein und Kalk aufgeführt, von Vertheidigungswerken umgeben sind, deren Anlage sehr vielen natürlichen Verstand verräth, und auch eine für ein wildes Volk erstaunliche industrielle Thätigkeit entwickelt, als ein durchaus und in hohem Grade culturfähiger angesehen werden kann.

318. Die canarischen Inseln.

(Nach Julius v. Minutoli, die canarischen Inseln, ihre Vergangenheit und Zukunft.)

Die canarischen Inseln werden als Adjacentes des Festlandes von Spanien, d. h., als dazu gehörige Nachbarinseln, im Gegensatz zu den überseeischen Besitzungen, betrachtet und bilden eine der neunundvierzig Provinzen der Monarchie. Diese Inselgruppe befindet sich im atlantischen Ocean gegenüber der äußersten Südwestküste des marokkanischen Kaiserreiches, zwischen den Vorgebirgen von Bojador und Guer. Sie besteht aus sieben größeren und sechs kleineren Inseln. Die ersteren heißen: Fuerteventura, Gomera, Gran Canaria, Hierro, Lanzarote, Palma und Tenerifa; die letzteren sind nicht bewohnt.

Die Lage der Inseln unter einander, ihre Formation und ihre Nähe an der afrikanischen Küste haben die Ansicht gerechtfertigt, daß sie mit dem afrikanischen Gebirgssystem zusammengehangen und eine Fortsetzung des Atlas-Gebirges gebildet hätten. Ein Blick auf die Landkarte und eine genauere Vergleichung der klimatischen Verhältnisse, der Vegetation, der Geschöpfe, die sie bewohnen, selbst der Sprache und Sitten der ursprünglichen Bewohner der Inseln haben diese Hypothese zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit erhoben. Doch tritt dem Beobachter der vulkanische Ursprung der Inseln und ihre Erhebung aus dem Meeresgrunde zu entschieden entgegen, als daß man annehmen könnte, die Inseln wären nur Ueberreste eines untergegangenen Continentes, von denen lediglich nur die Vulkane sich erhalten hätten. In wie weit diese

beiden Ansichten sich vereinigen lassen oder nebeneinander bestehen können, muß der Prüfung und Entscheidung der Männer vom Fache überlassen bleiben. Daß sich die Gebirgsmassen aus der Tiefe des Meeres erhoben, bekunden die ausgedehnten Muschelschichten auf den Höhen. Eine ungeheuere Kraft muß nothwendig gewesen sein, bis sie den Widerstand der auf sie drückenden Wassermasse zu überwältigen vermochte. Aus dem furchtbaren eröffneten Krater erhob sich ein Central-Vulkan, der Pic de Teyde auf Tenerifa, ein Koloß von Trachyt, und eröffnete die Verbindung des Innern mit der Atmosphäre. Nur in der Höhe, nicht in der Tiefe durch Erkaltung und Zurückhalten geschmolzener Massen verstopft, hat er sich an seinem Fuße durch Hervorschieben einzelner Lavaströme Bahn gebrochen und ist der Mittelpunkt des ganzen vulkanischen Systems geblieben, zu welchem sich die Höhen von den steilen Küsten pyramidenförmig erheben. Die Ausbrüche der Vulkane waren am heftigsten kurz vor und bald nach der Besitznahme der Inseln durch die Spanier. Diejenigen auf den Inseln Gomera, Fuerteventura und Hierro haben zuerst aufgehört. Auf Palma fand die letzte Eruption, und zwar aus 40 Oeffnungen, im Jahre 1677 Statt. Der Pico de Tenerifa, welcher noch jetzt unausgesetzt Schwefeldämpfe ausströmt, hat bereits seit 500 Jahren seine Ausbrüche eingestellt.

Das Klima auf den Canarien ist im Allgemeinen eben so angenehm, als gesund. Die Temperatur ist, trotz der südlichen Lage der Inseln, eine gemäßigte, denn Luftströmungen kühlen sie ab. Am heißesten ist es auf der Insel Fuerteventura, wahrscheinlich wegen ihrer größeren Nähe an der afrikanischen Küste und wegen der bedeutenden Ebenen, die sich dort finden. Die heißen Landwinde vermögen sich auf dem nur 20 Leguas zählenden Wasserwege nicht hinreichend abzukühlen. Mit dem Eintritt des Märzmonates hört der Frühling auf den canarischen Inseln schon auf. Die stärkste Hitze tritt zu Ende des Sommers und zu Anfang des Herbstes ein. In dieser Jahreszeit weht öfters der Südost- oder Levantewind, aus dem glühenden Sande der Wüste herüberziehend. Er trocknet die Erde aus und läßt Pflanzen und Früchte verdorren. Wenn er nicht nach Norden oder Nordost umspringt und in diesem Falle die Gluth mit einer Regenschauer abkühlt, ist seine Wirkung auf alle Geschöpfe unerträglich. Menschen und Thiere fallen betäubt um, Vögel und Ziegen verbergen sich in den Felsspalten. Die Luft wird so dick und trübe, daß man die Umrisse der nächsten Berge nicht zu erkennen vermag. Plötzliche Wirbelwinde reißen Alles in einem Strudel mit sich fort. Obgleich sich die Menschen in ihre Wohnungen zurückziehen, so tritt doch bei Vielen ein Zustand höchster Nervenaufregung ein. Die beklemmte Brust hebt sich unruhig, das Auge entzündet sich, die Haut springt auf. Hält der Levantewind an, so führt er von der gegenüber liegenden afrikanischen Küste ungeheure Schwärme kleiner und großer Heuschrecken herüber, welche, in das Wasser stürzend, von Wind und Wellen in großen Haufen willenlos fortgetrieben, sobald sie die canarischen Gestade bedecken, sich wiederum

beleben und erheben und verwüstend in die Felder fallen. Im Jahre 1812 lagen die Heuschrecken auf den der Ostküste zu gelegenen Ebenen Fuerteventura's in so unglaublicher Menge, daß sie an einigen Stellen eine vier Fuß hohe Masse bildeten. Mit welchen Besorgnissen die Landleute diese Plage sich ihren Ufern nähern sehen, kann man leicht ermessen. Es gibt kein Mittel zur Abwehr, als die Hoffnung, daß die Heuschreckenmassen, bevor sie sich von ihrer Betäubung erholen und beleben, von dem umsetzenden Winde nach einer anderen Richtung vom Ufer fortgetrieben werden. Mit Anfang November stellen sich die Nord-Nordost- und Nordwestwinde ein. Sie führen den befruchtenden Regen mit sich, wenn nicht Südwinde die heilsame Wirkung paralysiren. Im December herrschen Südsüdwest- und Westsüdwest; Regen, Sturm und Hagelschauer. Im Januar liegen der Pico de Teyde und die Höhen der übrigen Berge der Inselgruppen in tiefem Schnee. Auf manchen, namentlich den östlich belegenen Inseln, fällt bisweilen das ganze Jahr hindurch kein Regentropfen.

Die Fruchtbarkeit des vulkanischen Bodens, Lage und Klima begünstigen eine Entwickelung der Pflanzen beider Hemisphären. Von der niedrigen Küste ab, in den Barranken und Wäldern, bis zu den höchsten Gipfeln ist jeder Pflanze ihre eigene Zone angewiesen.

Die Bevölkerung der Canarien bietet eine Mischung von Aus- und Inländern mit Spaniern. Auf der Insel Palma erkennt man augenblicklich die Abkömmlinge der dortigen portugiesischen Ansiedler an der Hautfarbe, an ihrer Haltung, Tracht und fröhlichem Wesen; nicht minder die Urenkel der holländischen Colonisten an ihrem blonden Haar, ihren blühenden Gesichtsfarben und an dem kalten und gemessenen Wesen, mit dem sie auftreten. Auf den Inseln Gomero und Hierro begegnet man den Galejos oder Galicianern. Sie haben ihre Sitten und Eigenthümlichkeiten, wie im Mutterlande, treu bewahrt. Sie suchen Arbeit und Unterhalt außerhalb. Sie leben sparsam, versagen sich allen Genuß und kehren, wenn sie ein Sümmchen verdient, heim; sei es, um das Ersparte mit den Freunden in kurzer Zeit zu verjubeln und dann getrost wieder hinauszuziehen, um in der Fremde ein neues mühsames Leben zu beginnen, oder um daheim ein Stückchen Land und eine Hütte zu kaufen, um einen Hausstand zu begründen. Auf den Inseln Lanzarote und Fuerteventura ist der maurische Typus der Bevölkerung unverkennbar. Auf Gran Canaria und Tenerifa, den größesten, reichsten, bevölkertsten und zuletzt eroberten Inseln, hat sich die Physiognomie der Ureinwohner, der Guanchen, am deutlichsten erhalten.

Der Charakter der Canarier ist ein durchaus liebenswürdiger. Sie sind offen, harmlos, friedfertig und versöhnlich; sie sind treu, bescheiden und zuverlässig; sie sind arbeitsam und genügsam, dabei aber von einer Gastfreiheit, wie sie ihres Gleichen sucht. Reitet man durch einen Ort, so wird man gewiß von verschiedenen Seiten her angeredet und aufgefordert, abzusteigen, auszuruhen und im Hause vorlieb zu nehmen. Nimmt man die Einladung an, so ist man nicht ein Gast zur Mahl-

zeit, sondern ein Freund des Hauses oder wie ein Mitglied der Familie betrachtet, das da geht und kommt und bleibt nach eigenem Belieben, ohne Förmlichkeiten und Redensarten.

Der Anstand und die ernste Haltung, die auch die unteren Stände im gewöhnlichen Leben beobachten, verläßt sie selbst in außergewöhnlichen Lagen des Lebens nicht. Bei ihren Volksfesten und Tänzen, bei ihren Spielen im Springen, Ringen, Schleudern und Wettlaufen, überall Maß und Ziel und nirgends Ausbrüche roher Gesinnung und Leidenschaft; an Kranken- und Todtenbetten, in Kummer und Noth eine an Stoicismus grenzende Ruhe und Resignation.

b. Central-Afrika.

319. Die Sahara.

(Nach C. F. Laukhard, geographische Bilder aus Afrika.)

Betrachten wir den schmalen Küstenrand, der fast die ganze Nordseite Afrika's ausmacht, so bemerken wir südlich davon einen langen Sandstreifen, die ganze Breite des Erdtheils einnehmend; das ist die große Wüste, die Sahara. Sie ist über 600 Meilen lang und bald 100, bald 200 Meilen breit, ein Sandgürtel, mit dem man zwei Dritttheile von Europa bedecken könnte. Der Sand ist wegen der fast senkrechten Sonnenstrahlen glühend heiß, ohne Wasser, ohne Pflanzenwuchs, ohne Thierleben, eine furchtbare Oede, in der man Tage lang keinen Laut hört, keine Bewegung sieht. Die Araber nennen die Wüste das Meer ohne Wasser, und allerdings hat das große Sandmeer viel Aehnlichkeit mit dem Meere; denn es ist eine große einförmige Fläche voll Gefahren, nur mit dem Kameel, dem Schiff der Wüste, zu durchwandern, wo es Stürme und Inseln gibt wie auf dem Wassermeere.

Wir scheiden die Wüste in zwei ungleiche Theile; die Scheidelinie reicht von Tripolis oder der großen Oase Fezzan nach Süden bis zum See Tschad. Der größere, westliche Theil ist die Sahel, der kleinere, östliche die libysche und nubische Wüste. Jener Grenzstrich ist ein Zug von klippenreichen Höhen, Felsblöcken und tiefen, schauerlichen Schluchten. Da müssen vor langer Zeit die unterirdischen Feuer, die hier zu Tage brachen, übel gehaus't haben. Denn von der Oase Fezzan läuft ein dunkelfarbiger Basaltbergzug nach Süden, sieben Tagereisen lang, und wild und wüst liegen die emporgehobenen und umhergeschleuderten Felsblöcke durcheinander. An diesen Bergzug, den schwarzen Harudsch, schließt sich mehr nach Westen der drei Tagereisen lange weiße Harudsch an, eine Reihe von weißglänzenden Kalkklippen, voll Seemuscheln, versteinerter Seethiere und Fischköpfe. Am schwarzen Harudsch sind nach einer Sage der Tuariks die Wohnungen und unterirdischen Paläste der Luftgeister, welche in großen Höhlen Gold, Silber und Diamanten auf-

gehäuft haben und von Zeit zu Zeit Versammlungen halten, zu denen die Geister von allen Enden der Welt zusammenkommen. Die Sahel ist von der nubischen und libyschen Wüste bedeutend verschieden. Die letzteren sind nicht so öde, uneben, steinig und felsig, haben mehr Oasen, in der Richtung des Nilflusses gar eine ganze Reihe, und einen oft mit Salzkrystallen überzogenen Boden. Die Sahel ist fast eben, hat wenige und kleine Oasen und besteht aus feinem Flugsande, der sich bis an das atlantische Meer ausdehnt und noch weit ins Wasser hinaus, so daß hier eine gefährliche Küste entstand, wo die Schiffe leicht stranden. Der Flugsand hat sich am Ufer zu Dünen und Hügeln aufgehäuft und täuscht oft, in die Luft erhoben, die Augen der Schiffer, so daß sie die gefährliche Sandbank nicht eher gewahr werden, bis das Schiff festgefahren ist. Der Boden der Sahara zeigt sich indeß bei näherer Betrachtung voller Verschiedenheiten, und man würde irren, wenn man ihn als eine Fläche von weißem oder gelbem Sande ansähe. Bedeutende Erhöhungen gibt es vorzugsweise in dem kleineren östlichen Theile; in der Sahel sind es unbemerkbare Hochflächen oder Sandhügel*). Das Erdreich besteht bald aus dünnem, unstetem Flugsand, bald aus weißen, scharfkantigen Kieseln, die dem Auge und den Füßen wehe thun; bald ist es fester Thonboden, bald decken weitgedehnte Felsplatten die Erde, von Steintrümmern überlagert oder Wadis durchzogen. Die Wadis sind Risse und Spalten, oft 30 Fuß tief, in denen hie und da nach Gewitterregen ein Fluß dahinrauscht, der aber nur von kurzer Dauer ist; die heiße Wüste verschluckt ihn, und er verdunstet in der Glühhitze; in seinem Bette aber wird, wie in den Gletscherspalten der Schnee, so hier der Sand zusammengeweht, in den die Wüstenwanderer einsinken. Nicht selten trifft man auch Salzfelder, die wie mit Schnee bedeckt aussehen, und Salzseen, deren manche 20 Meilen lang sind. Manchmal findet man auch kleine Strecken, die nicht ganz unfruchtbar sind und zu Weiden benutzt werden können. Sonst erzeugt der dürre Boden ursprünglich Thymian, distelartige Pflanzen und hin und wieder Dorngesträuch, das von den Kameelen gierig verzehrt wird. Das Maul dieser Thiere ist mit einer harten Haut gegen die Stacheln geschützt. Von Lebendigem ist in der Wüste kaum etwas Anderes zu bemerken, als Vipern, Skorpione und Ameisen. Insekten gibt es nicht viele, weil keine Pflanzen da sind. Raubvögel, als Geier, Falken und Raben, verzehren die Reste gefallener Kameele. Strauße, Antilopen und wilde Esel setzen zuweilen wie im Fluge über die Einöde; ihr Aufenthalt

*) Eine nähere Kenntniß der westlichen Sahara, die wir vorzugsweise den Franzosen Caillié und Panet verdanken, hat gezeigt, daß auch diese kein ununterbrochenes Sandmeer ist, daß vielmehr auch hier Berge mit Ebenen wechseln, Wasser und Pflanzenwuchs an vielen Stellen die Existenz von Heerden und Nomadenvölkern möglich machen und der Austausch der einheimischen Producte gegen die Waaren Europa's und des Sudan einen lebhaften Handelsverkehr hervorgerufen hat. Vergl. A. Petermann's Mittheilungen über wichtige neue Erforschungen auf dem Gesammtgebiete der Geographie, 1859. S. 101.

aber ist das Gebüsch am Saume der Wüste, wo auch der Löwe sein Lager hat. In den Gärten der Oasen findet sich das Chamäleon, welches die Farben wechselt, aber gewöhnlich mattroth, gelblich oder braun aussieht und mit seinen beständig bewegten Augen einen sonderbaren Anblick bietet.

Das große Sandmeer hat seine Inseln, die Oasen, welche, etwa 30 an der Zahl, in der Wüste zerstreut liegen. Es sind grüne, quellreiche, mit Dattelpalmen bewachsene Flecke, gewöhnlich Thäler, die rings von Anhöhen umschlossen sind, welche den Wüstensand abhalten. Die Oasen bilden gleichsam die Ruheplätze und Gasthöfe der Karawanen, deren Weg von einer zur anderen führt. Wege gibt es eigentlich in der Wüste nicht, es sind schmale Sandpfade, wo ein Mensch und ein Thier hinter dem anderen geht; oft sind es auch ungebahnte Strecken, wo nur ein fernes Feld, ein Hügel oder ein Dattelbaum auf einem grünen Fleckchen den Wegweiser macht. Die größte Oase ist Fezzan, südlich von Tripolis, länglich rund, von öden Gebirgen wie von einem Ringe umschlossen. Sie ist 60 Meilen lang und 40 Meilen breit und das Ziel vieler Handels-Karawanen, so daß in den 100 Flecken und Dörfern, vorzüglich aber in der Hauptstadt Murzuk ein beständiger Markt gehalten wird. In der mit dem Nil gleichlaufenden Reihe von Oasen ist Siwah die nördlichste. Hier war im Alterthum ein in Afrika, Europa und Asien berühmtes Orakel des Jupiter Ammon; es war eine Priester-Colonie mit vielen Tempelgebäuden und dichten, schattenreichen Oliven- und Palmenhainen, welche die Gluth der Sonnenstrahlen abhielten. Dieses Orakel besuchte auch Alexander der Große und wurde hier als der Sohn Jupiter's begrüßt. Auch heutzutage ist die Oase noch sehr fruchtbar und bringt die schönsten Datteln, Feigen, Granatäpfel, Aprikosen und Trauben hervor. Der Boden ist weit und breit mit unterirdischen Mumiengräbern erfüllt, und die Bewohner suchen jetzt darin nach Geld und Schätzen. Die Bausteine vieler Häuser sind aus den Tempelresten der Vorzeit.

Die Bewohner der Oasen sind entweder die ursprünglichen Eingeborenen, Berbern genannt, oder Araber; sie sind theils Nomaden, theils Kaufleute, und dienen den durchziehenden Karawanen als Geleiter oder Unterhändler beim Kauf, lauern auch wohl den Reisenden auf und plündern sie oder erpressen Durchgangszölle von ihnen. Die Dörfer sind eng zusammengebaut, so daß die Dächer auch die engen, dunkeln Straßen überragen. Das Ganze ist mit einer Mauer umgeben, in welcher zum Schutz gegen Raubanfälle Thürme angebracht sind. Im Winter und Frühling gewährt die Weide der Oase dem Vieh hinreichende Nahrung; gegen Anfang des Sommers aber werden die Kameele mit Datteln und Wollenzeugen, welche die Frauen gewebt haben, beladen, und der ganze Stamm, Männer, Weiber und Kinder, bricht auf nach dem Markte; auch die Heerden, die Hunde und die Zelte werden mitgenommen. Der Zug geht nach Norden, zum Atlaslande. Dort kommen sie zur Zeit der Ernte an, wenn in ihrer Heimat Alles ver-

trocknet ist und die Quellen und Bäche nur wenig Wasser haben. Hier werden alle Bedürfnisse, als Gerste, rohe Wolle, Hämmel und Butter, eingehandelt, bis dann zu Ende des Sommers diese Zugvögel vergnügt in ihre Heimat zurückkehren. Eine berühmte Nation sind die Tuariks, welche zwischen Sudan und dem Atlas die Sahel durchschwärmen, schöne, stolze Menschen, Abkömmlinge der Urbewohner des Atlaslandes. Bei weißer Hautfarbe, nur an Gesicht und Armen von der Sonne gebräunt, haben sie gebogene Nasen, große Augen, einen feinen Mund und eine hohe Stirn; sie sind behend und rasch in der Ausführung ihrer Räubereien, schießen sehr gut und bewegen sich auf ihren flüchtigen Kameelen, äußerst schnell; daher werden sie von den Weißen und Schwarzen, in deren Mitte sie wohnen, gleich sehrgefürchtet.*)

Die Handelszüge durch die Wüste gehen regelmäßig, in Gesellschaften von 200 bis 1000 Kaufleuten mit ihren Lastthieren. Die Karawane von Fezzan gilt für die am besten eingerichtete. Die Hauptrichtungen gehen von Osten nach Westen, z. B. von Marokko nach Kairo oder von den Nil-Oasen nach Fezzan in Tripolis. Die Karawane von Fez nach Timbuktu braucht 129 Tage, unter denen 59 Rasttage sind.

Große Gefahr in der Wüste bringen die Sandstürme. Es ereignet sich nämlich nicht selten, daß heftige Wirbelwinde die Sandmassen gleich Meereswogen in Bewegung setzen, aufwühlen und als thurmhohe Sandsäulen in die Höhe wirbeln. Die Leiden der Reisenden während eines Sandsturmes sind unbeschreiblich, und der gewisse Tod steht jeden Augenblick bevor, weßhalb die Araber, wenn der Sand sich zu bewegen anfängt, schnell die Zelte abbrechen. Die ganze Luft ist dann voller Staubwolken, so daß man nicht zwei Schritte weit sehen kann. Dabei steigt die Hitze zu einem erstaunlich hohen Grade. Die Pferde recken die Zungen aus dem Halse hervor und bäumen sich; die Menschen werden von dem schrecklichsten Durste gequält; nur das Kameel erträgt alle Beschwerden mit Ruhe und Geduld. Unterdessen schreiten die Sandmassen wie wandelnde Berge daher; die hoch ragenden Säulen fliegen bald mit Windesschnelle, bald schieben sie mit majestätischer Ruhe über den Boden dahin. Manchmal fürchtet man schon erreicht zu sein, schon regnet ein feiner Staub aus den Wolken nieder; da entfernen sie sich wieder und verschwinden mit unglaublicher Schnelligkeit. Zuweilen beginnen sie an der Spitze zu zerrinnen und stäuben auseinander; manchmal brechen sie auch in der Mitte zusammen. Oft stürmen sie ganz nahe an der Karawane vorüber, Schrecken und Staunen erfaßt die Reisenden; an ein Entrinnen ist nicht zu denken, das schnellste Araberpferd würde von ihnen überholt werden. Man kann nichts thun, als sich ruhig in sein Schicksal ergeben und das Ende des Naturschauspiels abwarten. Man gewahrt in der Wüste häufig Knochen und Schädel von Menschen und Kameelen neben den Sandpfaden, oft auch große Sandhügel, aus welchen hunderte von weißgebleichten Gerippen hervor-

*) Ueber die Tuariks siehe ausführlicher Nr. 320.

ragen, Ueberreste von Menschen, Pferden und Kameelen in der Stellung, wie der Tod sie überraschte. Einige sitzen auf den Gerippen der niedergestürzten Pferde, den Turban noch auf dem nackten Schädel; Andere halten verdorrte Wasserschläuche in den Knochenhänden; hier scheint Einer nach dem Schwert, dort ein Anderer nach dem Boden gegriffen zu haben, um ihn nach Kühlung aufzuwühlen; Manche halten auch die Arme über die Brust gekreuzt, das Gesicht nach Mekka gewendet; sie waren betend gestorben.

Eine andere, aber minder große Gefahr, welche die Wüste bietet, sind die Gluthwinde, Chamsin, Samum und Harmattan genannt. Diese Winde erhalten durch die heißen, ausgedehnten Sandstrecken, über welche sie hinwehen, ihre Gluth. Durch den aufgewirbelten Staub erscheint die Sonne in matterem Lichte; die Thiere werden unruhig, den Menschen wird der Gaumen trocken und die Ausdünstung gehemmt, was ein sehr unbehagliches Gefühl hervorbringt. Die Araber pflegen sich dann das Gesicht zu bedecken und neben ihren Kameelen niederzuknieen, damit ihnen kein Staub in die Augen komme und der allzeit mehrere Fuß über der Erde hinstreifende heiße Luftstrom über sie weggehe. Auch die Kameele, denen wegen ihrer weit vorliegenden Augen der feine Sand besonders beschwerlich wird, bücken die Köpfe nieder. Das Schlimmste, was der Gluthwind anrichtet, ist das Austrocknen der Wasserschläuche, deren Inhalt freilich oft bedeutend durch den heißen Luftzug vermindert wird, wenn sie nicht gar bersten und das kostbare Getränk in den Sand rinnt.

Noch eine Merkwürdigkeit der Sahara ist die Kimmung, das Trugbild, welches die Italiener Fata Morgana nennen. Es erscheint nämlich dem Wüstenwanderer zuweilen mitten in der Einöde am Horizont, etwa auf eine Stunde Wegs Entfernung, eine grüne Gegend, aus der Palmen die Häupter heben, sich behaglich im Winde schaukelnd, oder ein schattiges Thal, ein kleiner See, Karawanen mit Reitern, bepackten Kameelen u. dergl. Das Bild, welches Anfangs trübe erschien, wird immer deutlicher und zuletzt so klar, daß man es mit einem schnellen Rosse in drei Minuten glaubt erreichen zu können. Welch ein Trost für die Durstenden, Müden, Halbverschmachteten! Da fängt das Bild wieder an zu erblassen oder hebt sich hoch in die Luft und erscheint zuweilen auch verkehrt, so daß Alles auf dem Kopfe steht; endlich verschwindet es, und die heiße, endlose Wüste dehnt sich wieder unabsehbar vor den Blicken der Wanderer aus. Diese Täuschung schreibt man einer Fee mit Namen Morgana zu; es ist aber die Abspiegelung irgend einer weit entlegenen Scene aus der Wirklichkeit. Als Spiegel dient vielleicht eine dünne, durchsichtige Luftschicht, hinter welcher sich eine dichtere, kältere gelagert hat, wie im Kleinen jedes Glas und jeder klare Bach, hinter welchem eine dichte, undurchsichtige Fläche sich befindet, zum Spiegel wird.

Die Sahara ist wahrscheinlich einmal ein Meer gewesen, darauf deuten das Salz und die Salzseen, die glatten, abgerundeten Felsen

und die vielen Muscheln. Ein alter Schriftsteller meint, es sei der ehemalige See der Hesperiden, von dem die Sage erzählt.

320. Die Tuareg (Berbern der Wüste).

(Nach Heinr. Barth, Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika in den Jahren 1849—1855.)

Die von den Arabern und nach ihnen von den meisten Geographen und Reisenden Tuareg genannten Berbern der Wüste gehören der weißen Menschen-Race an; denn abgesehen von ihrer Abstammung, sind alle gewöhnlich bedeckten Theile ihres Körpers fast so weiß, wie bei den Europäern, während die Farbe des Gesichts durch den Einfluß des Klima's dunkelbraun geworden ist. Ihre Figur ist groß und wohlgebildet, ja, die Tuareg sind nach der übereinstimmenden Angabe aller afrikanischen Reisenden der schönste Menschenschlag dieses Erdtheils. Besonders ist die Muskel-Ausbildung der freien Stämme außerordentlich, obgleich dem Reisenden nie vergönnt ist, von ihrem Körper viel zu sehen, da sie sich sehr streng bekleidet halten.

Die Kleidung der Tuareg ist mannichfaltig, je nachdem sie mit verschiedenen benachbarten Stämmen in Berührung gekommen sind, so daß es schwer zu sagen ist, was ihre ursprüngliche Kleidung war. Jedoch scheint bei den in der Nähe der Araber wohnenden Stämmen, sowie bei denen, die an das Haussa-Gebiet stoßen, ein weites Gewand vorherrschend zu sein, während die westlicheren Stämme ein mehr eng anschließendes kurzes Tobenhemd als gewöhnliche Tracht eingeführt haben. Das Charakteristische der Kleidung des Targi*) war in alter Zeit und ist noch jetzt der Gesichtsshawl, Litham oder Tessilgemist, der zweimal um das Gesicht gewunden wird, so daß er Augen, Mund und Kinn verhüllt und nur den mittleren Theil des Gesichtes mit der Nasenspitze frei läßt; indem er zugleich um den Kopf und die Schläfe gewunden und mit einer Schleife hinten am Kopf befestigt wird, bildet er die ganze Kopfbedeckung des Targi. Der Litham scheint zwei Zwecke zu erfüllen, einen religiösen, indem der Targi sich scheut, seinen Mund sehen zu lassen, und einen materiellen, um das Gesicht gegen den Einfluß des heißen Wüstenwindes und die Augen vor dem Sand zu schützen.

Ihre Waffen sind ein gerades, sehr langes Schwert, das jedoch nur dem freien Manne zukommt; ein Dolch, der am linken Handgelenk so befestigt ist, daß er am Vorderarm anliegt und mit dem Griff nach der Hand zugewendet ist; ein etwa sechs Fuß langer Speer, bei den Freien von Eisen, bei den Nichtfreien von der Korna-Wurzel; oft auch eine Flinte.

*) Singularform von Tuareg.

Die Sprache der Tuareg ist ein Berber-Dialekt und soll fast in der ganzen Ausdehnung ihres Gebietes dieselbe sein, in Agades wie in Rhat und Timbuktu, dagegen hat sie in den Grenzländern viele Wörter der benachbarten Sprachen aufgenommen. Ihre Religion ist die mohamedanische, doch sind sie bei Weitem nicht so fanatisch, wie die Fulbe, und wissen meist nichts von ihren Glaubenssätzen, als den Spruch: „Es gibt keinen Gott außer dem einen Gott, und Mohamed ist sein Prophet.“ Abergläubisch sind sie im höchsten Grade: Hals, ja, bei einigen Stämmen selbst Arme, Beine, Brust, Gürtel und Mütze sind mit einer Menge Amulette und Täschchen behangen, in denen Sprüche aus dem Koran gegen alle erdenklichen Zufälle und Gefahren aufbewahrt werden.

Die reineren Stämme zeichnen sich durch ihren kriegerischen Sinn aus, der selbst bei denen Achtung gebietet, die zu bloßen Wegelagerern herabgesunken sind. Daher kommt es, daß sie beständig unter einander oder mit ihren Nachbarn in Kampf begriffen sind und daß sie von den übrigen Bewohnern Nord-Afrika's gefürchtet und gehaßt werden. Die Araber sagen: „Der Skorpion und der Tuareg sind die einzigen Feinde, denen man in der Wüste begegnet“, und nennen die letzteren „djin“, Besessene oder Dämonen. Bei ihren Räubereien kann man ihnen jedoch keine Grausamkeit zum Vorwurf machen, wie sie auch im Allgemeinen ihre Sklaven gut behandeln.

Die Frauen genießen eine größere Freiheit als bei den Arabern, sie dürfen unverschleiert einhergehen und sich in die Gespräche und Angelegenheiten der Männer mischen.

Ihre Hauptbeschäftigung, die Kameel- und Schafzucht, nöthigt die Tuareg, ein nomadisirendes Leben zu führen, doch haben sich auch viele in Dörfern und Städten niedergelassen. Eine große Anzahl lebt vom Handel, und dadurch ist diese Völkerschaft von so hoher Bedeutung für den Verkehr im Innern Nord-Afrika's geworden, daß sie es hauptsächlich ist, welche den Austausch der Waaren des Sudan und der der Küste vermittelt und welche die Karawanen durch ihre Heimat, die Wüste, geleitet. Sie sind die eigentlichen Beherrscher jener Karawanen-Straßen; ohne ihren Schutz wäre es unmöglich, ins Innere vorzudringen. Sehr hinderlich ist hierbei ihre Trennung in verschiedene, oft einander feindlich gegenüber stehende Stämme; denn es genügt nicht, den Schutz eines derselben gewonnen zu haben, sondern man muß sich den Weg durch oft wiederholte Geschenke und Tribute eröffnen. Solche Tribute werden in allen Tuareg-Ländern, in Rhat wie in Kabra, dem Hafen von Timbuktu, von den Kaufleuten und Reisenden erhoben und machen einen beträchtlichen Theil der Einkünfte der Tuareg aus.

c. West-Afrika.

321. Das Negerreich Dahomey.

(Nach Fr. E. Forbes, Dahomey and the Dahomans.)

Das Königreich Dahomey liegt an der Westküste Afrika's in der Nähe des Delta, das der Niger bei seiner Ausmündung bildet. Es wird von keinem Volke, sondern von einer Armee bewohnt, der rohesten und grausamsten, von der die Geschichte weiß. Man denke sich ein unbebautes, obwohl höchst fruchtbares Land, das Millionen von Menschen reichlich ernähren könnte, aber nur etwa 200,000 Sklaven einschließt. Im Mittelpunkte dieser Einöde liegt eine Stadt, Abomey, in welcher der Souverain, der König Guezo, residirt. Guezo ist ein Menschenjäger, wie sein Heer die Meute, die er auf die Verfolgung des Wildes mit der unsterblichen Seele abgerichtet hat. Alljährlich tritt er aus seinem Palaste, dessen Mauern mit abgeschnittenen Köpfen geziert sind, sammelt seine Truppen und zieht mit ihnen aus der Stadt, ohne daß ein Anderer, als er selbst, das Ziel des Zuges kennt. In einer Nacht nähern sie sich dann irgend einer friedlichen Ortschaft und mit Anbruch des Morgens, wenn die Bewohner aus ihren Hütten treten, fallen sie über dieselben her, tödten die Alten, zerschmettern die Kinder und binden die jungen Männer und Frauen, die sie theils zum Verkauf, theils zu Menschenopfern aufbewahren. Feuer, in die Hütten geworfen, vollendet das Werk der Zerstörung, und die Horde zieht heim, die heulenden Gefangenen in ihrer Mitte und hunderte von abgeschlagenen Köpfen als Tropäen mit sich führend.

Der König von Dahomey hat zwei Hauptstädte, eine afrikanische, Abomey, im Innern des Landes, und eine europäische, Whydah, an der Küste gelegen. Von der ersteren aus geschehen die Razzia's, in der letzteren werden die Gefangenen als Sklaven verkauft. Whydah ist das Hauptquartier der reichsten Sklavenhändler auf der ganzen Küste. Diese Sklavenhändler sind meistens Brasilianer, Portugiesen oder Spanier, doch gibt es ihrer auch unter den Eingebornen, die ihre Brüder verkaufen, gleich den Söhnen Jacob's. Sie sind zu gleicher Zeit reelle Kaufleute, die ihre Boden-Erzeugnisse verladen. In der Stadt haben sie ihre Neger-Caserne, auf dem Lande haben sie ihre Plantagen. Dort speichern sie Menschen auf und brennen ihnen mit dem Glüheisen eine Marke ein; hier ziehen sie mit idyllischer Sorgsamkeit Palmbäume, Arachiden und andere Oelpflanzen, deren Früchte sie nach Frankreich und England versenden. Der Boden um Whydah ist überaus fruchtbar und vermöge seiner wellenförmigen Beschaffenheit, mit trockenen Höhen und feuchten Niederungen, zu mannichfaltigem Anbau geschickt. Die Bewohner von Dahomey haben noch mehr, als die übrigen Afrikaner, von denen dieser Vorzug feststeht, Anlage zur Bewirthschaftung des Landes. Dieselbe wird leider nur sehr wenig begünstigt. Die

Politik der Häuptlinge ist es, die kriegerischen Neigungen ihrer Stämme zu pflegen, die friedlichen niederzuhalten, um sich die reichen Einkünfte, die ihnen der Sklavenhandel bringt, nicht schmälern zu lassen.

Die Stadt Abomey hat acht englische Meilen im Umkreise und ist mit einem Graben von fünf Fuß Tiefe umgeben, aus dem Akazien hervorwachsen und der die einzige Befestigung dieser Soldatenstadt bildet. Die Thore, sechs an der Zahl, sind einfache Lehmmauern, die zweimal durchbrochen sind. Einer von den beiden Durchgängen ist für den König bestimmt. Das wahre Reichswappen, nämlich die Schädel von Hingerichteten, bilden die Verzierung der Thore, neben denen man Reihen von Menschen und Thiergerippen aufgepflanzt sieht. Im Mittelpunkte der Stadt erheben sich zwei neben einander gelegene königliche Paläste. Rings um dieselben liegen die Wohnungen der Rathgeber und Heerführer des Königs.

In dieser Stadt ohne Gewerbe, in der fast alle Einwohner Soldaten sind, geht das Leben unter öffentlichen Lustbarkeiten und Kämpfen hin. Jedes Jahr im März unternimmt der König einen Zug gegen einen Nachbarstamm, kehrt darauf, mit Raub beladen, zurück, und nun beginnt eine Reihe von barbarischen Festlichkeiten, die unter seinen Leuten die Trägheit, Plünderungssucht und Verachtung des Menschenlebens wach erhalten. Diese wilden Feste, die in der Landessprache die „Gewohnheiten" heißen, werden unwandelbar mit dem Schauspiel von Hinrichtungen beschlossen, die man an Unschuldigen vornimmt. Das größte Fest ist das im Mai abgehaltene; es dauert mehrere Tage, an denen verschiedene Ceremonien vorgenommen werden. Man beginnt mit Lobgesängen auf die in den jüngsten Razzia's vollführten Heldenthaten, und es sollen diese naturwüchsigen Poesieen nicht ohne Eigenthümlichkeit sein. An den folgenden Tagen zieht der König Guezo im Triumphe mit der dem Feinde abgenommenen Beute in der Stadt umher, und endlich folgt der große Tag der Beutetheilung und die Abschlachtung der Gefangenen.

---

d. Süd-Afrika.

322. Die Weltstellung der Cap-Colonie.

(Nach C. Ritter, Erdkunde.)

Die Küstenterrasse des Südendes von Afrika ist der Hauptsitz der Cap-Colonie, die, zuerst von Holländern begründet, erst seit diesem Jahrhundert in den dauernden Besitz der Engländer übergegangen ist. Die Portugiesen, welche 1498 das Vorgebirge zuerst umschifften, ließen sich nicht darauf nieder: seit 1601 landeten dort zuerst die Holländer auf ihren Fahrten nach Ostindien und nahmen dort Erfrischungen ein. Die vortheilhafte Lage als Mittelstation und Hafenort bewog die ostindische Compagnie, durch Anlegung einiger Festungswerke im Jahre 1652, wo

gegenwärtig die Capstadt liegt, von diesem Posten förmlich Besitz zu nehmen. Seitdem haben sich Niederländer, Deutsche, Franzosen dort angesiedelt und einen bedeutenden Landstrich bevölkert und angebaut, der das Capland oder das Land der Colonie genannt wird. Seit 1795 wurden die Engländer Meister der Capstadt, die sie 1801 an Holland zurückgaben, aber nach kurzer Abtretung im Januar 1806 wieder eroberten. Seitdem blieben sie im Besitze dieses Landstriches, dessen Behauptung und Erhaltung den Begründern der Colonie immer sehr kostbar gewesen zu sein scheint. In dem größeren System der britischen Seeherrschaft bildet dagegen diese oceanische Colonie ein wichtigeres Mittelglied für das Ganze; einmal als Erfrischungsort und Ausbesserungs-Platz für die Schiffe der ostindischen Compagnie, dann als Observationsposten und Station für die Kriegsflotten, welche den Eingang zum indischen Handelsmeere und zu den französischen Colonieen auf Bourbon und Isle de France dominiren, und drittens, als Vermittlungsposten zur Fahrt nach jedem Erdtheile. Denselben Werth hat diese Besitzung auch in klimatischer Hinsicht durch ihre gesunde Lage; denn für die englischen Truppen, die nach den heißeren Klimaten nach Ostindien bestimmt sind, oder aus diesen ungesunden Regionen zurückkehren, ist sie ein großes Genesungshaus. Die aus Indien rückkehrenden Invaliden und Kranken erholen sich hier sehr leicht wieder, die aus Europa dahin gehenden Regimenter acclimatisiren sich hier dagegen leichter für die heiße Zone und bereiten sich mit geringerer Lebensgefahr den Beschwerden vor, die ihrer dort warten, und jedem Seemann ist das Capklima heilsam. Nicht nur die Gewächse der indischen und europäischen Zonen, sondern auch die Menschen dieser verschiedenen Weltgegenden gedeihen hier, wie sich dieses aus der 5000 Mann starken englischen Garnison des Caplandes ergibt. Diese Vortheile, welche aus der Weltstellung dieser Südküste zu den Oceanen hervorgehen, werden durch die große Leichtigkeit erhöht, von hier aus, wie von einem gemeinsamen Mittelpunkte, sehr schnell (denn kein Erdtheil steht entgegen, sondern zu jedem führen, von Süden her, radienmäßig gleichartige Einfahrten) in die von den europäischen Küsten sonst so ungleich entfernten Gegenden der Erde, durch bequeme Meeresfahrten zu gelangen.

Für den Handel mit China, Ostindien und Süd-Amerika, für den ertragreichen Wallfischfang in den Südmeeren ist daher diese Colonie von größter Wichtigkeit, der wahre Schlüssel des indischen Oceans und ein Hauptposten für die Beherrschung der Weltmeere. In der Zukunft muß diese Colonie nach Erringung größerer Selbständigkeit das große Welt-Emporium für den Handel von China, Indien, Australien und Europa werden, und gegenwärtig ist sie schon dadurch für Afrika selbst sehr merkwürdig, daß sie das einzige größere christliche Gebiet dieses Erdtheils ist, von welchem zugleich die Ausbreitung der Lehren des Evangeliums mit den Entdeckungen nach dem Innern des Erdtheiles gleichen Schritt zu gehen scheint.

323. Die Hottentotten und die Kaffern.

(Nach „Die Gegenwart".)

Die Gesammt-Bevölkerung, welche das Cap bewohnt, ist aus den verschiedensten Menschenracen zusammengesetzt. Die Eingebornen sind die Hottentotten (in ihrer eigenen Sprache: Quaikuae), die ursprünglich Süd-Afrika im Westen bis zum südlichen Wendekreise und im Osten jedenfalls bis zum Keifluß bewohnt haben. Es ist eine schwache, unkriegerische Race, die vielleicht von den kräftigeren Racen der Menschheit nach diesem Südende der alten Welt hinabgedrängt wurde, und von der es sprüchwörtlich gilt, daß sie auf der Grenze zwischen Mensch und Thier stehe. Die Hottentotten sind jedenfalls äußerst häßlich. Die Gesichtsform ist eckig, die Backenknochen sehr hervorstehend, der untere Theil der Wangen eingeschrumpft, das Kinn spitz, der Mund hervorragend, die Lippen dick, die Augen klein, schmal und etwas schräg gesetzt, die Stirn niedrig, die Nase so platt, daß der obere Theil gar nicht erscheint, die Nasenlöcher groß und weit, der Haarwuchs aus einigen unregelmäßigen Büscheln grober Wolle bestehend. Ihre Haut hat eine gelbbraune Farbe, die Hände und Füße sind meistens klein und zärtlich (im Gegensatz zu denen der Neger), ihre Statur ist klein, unter fünf Fuß. Die Hottentotten, welche noch im wilden Zustande leben, thun dabei das Mögliche, um ihre Häßlichkeit zu vermehren. Sie beschmieren sich stets dick mit Fett, welches, da es fortwährend dem Rauche ausgesetzt bleibt, eine schwarze, glänzende Kruste bildet, so daß die gelbbraune Haut kaum durchschimmert. Sie führen zur Rechtfertigung dieser Gewohnheit an, daß sie das Einschmieren gegen die Sonnenstrahlen schütze und Hautkrankheiten verhindere. Die Schmiere bildet dabei aber ein Hauptunterscheidungszeichen der Klassen: der Reiche bedient sich frischer Butter, der Aermere des Fetts. Ihre Kraals (Dörfer) sind verwirrte Knäuel kleiner konischer Hüttchen, aus Zweigen und Erde erbaut, in welchen ganze Familien schlafen und wohnen, ohne darin aufrecht stehen zu können. Das in der Mitte befindliche Feuer füllt den Raum mit dichtem Rauche; der Fußboden ist mit Schmutz jeder Art bedeckt. In ihrem früheren freien Zustande hatten sie Häuptlinge, die je einem Kraal vorstanden und sie in den Krieg führten, wo sie mit Wuth gefochten haben sollen. Sie gebrauchen ihre Pfeile und Wurfstöcke mit großer Sicherheit und umzingeln wilde Thiere mit einer Geschicklichkeit, greifen sie mit einer Energie an und vermeiden ihre Sprünge mit einer Gewandtheit, wie es kein Europäer vermag. Auch gerben und bereiten sie ihre Felle, flechten Matten aus Binsen und drehen Bogensehnen aus Eingeweiden. Die Hottentotten haben eine unklare Vorstellung von einem guten und bösen Geiste, begehen Tänze und Festlichkeiten beim Voll- und Neumonde, halten gewisse Oerter als den Aufenthalt abgeschiedener Geister für heilig, besitzen aber keine Priester und halten keinen Gottesdienst, außer daß sie einen kleinen glänzenden

Käfer verehren. Alles dies gilt jedoch nicht mehr von den Hottentotten innerhalb der Colonie, die ihre eigenthümliche Lebensweise aufgegeben haben und das Christenthum bekennen. Dieses Christenthum beschränkt sich indessen meist auf ein papageiartiges Hersagen von Gebeten, ohne Spur eines wahren Verständnisses auch der einfachsten Begriffe. Großentheils leben sie als Dienstboten, Hirten u. s. w.; Viele beschäftigen sich mit einigem Landbau, Andere auch treiben sich auf dem Lande in Banden umher. Sie sind im Ganzen ein unschuldiges Volk, aber so sorglos und unbetriebsam, daß sie als freie Leute inmitten einer civilisirten Bevölkerung nicht wohl existiren können. Seitdem die englische Philanthropie ihnen mit völliger Freiheit ein unerwartetes Geschenk gemacht, hat dieses kindliche Volk reißend an Zahl abgenommen. Plötzlich aus wohlversorgten Sclaven in vernachlässigte Freie verwandelt, führte sie die Branntweinflasche dem Untergange zu, so daß in wenigen Jahren wohl der letzte Rest der reinen Hottentotten in der Colonie verschwunden sein wird. Die Zahl der echten Hottentotten in der Colonie ist bereits sehr gering; die meisten Stämme, welche die Portugiesen nennen, sind jetzt ausgestorben. Die meisten dieser Hottentotten sind sogenannte Bastards, eine Mischung von Holländern und ächten Hottentotten, welche die Letztern an Größe und Stärke übertreffen. Das aus Hottentotten gebildete berittene Jägercorps beweis't jedoch durch seine Tüchtigkeit, daß, wenn man nur mit einiger Sorgfalt und wahrhafter Philanthropie zu Werke gehen will, der Hottentotte Bildungsfähigkeit genug besitzt, um auch zum bürgerlichen Leben tüchtig zu werden.

Die Hottentottenstämme, welche sich in der Nähe der Colonie noch im wilden Zustande befinden, sind die Namaqua in den Wüsten nördlich der Colonie, und die Koranna am Oranjefluß, wo er weite, grasreiche Ebenen durchströmt, in trägem Stumpfsinn von zahlreichen Heerden lebend. Ein besonderer Hottentottenstamm sind die Buschmänner (Bosjesmans; sie selbst sollen sich Saab nennen), die in der östlichsten Erhebung des Quelllandes des Oranjeflusses auf kaltem, schneereichem, umstürmtem Gebirge in Felsklüften troglodytisch leben und von Heuschrecken, Wurzeln und allem, was sie sonst finden, sich ernähren. Sie verstehen sich indessen auch auf die Jagd und schießen das Wild mit vergifteten Pfeilen, wozu sie das Gift aus den Beuteln der Schlangen, der Wurzel der Agapanthuslilie und aus anderen Pflanzen zu nehmen wissen. Sie begeben sich auch oft, vom Hunger getrieben, auf Streifereien, um Vieh zu stehlen, und werden von Colonisten und Hottentotten in dieser Hinsicht sehr gefürchtet. Die freien Hottentotten sehen noch viel winziger und hagerer aus als die in der Colonie, und ihre Nase ist noch weniger entwickelt. Ihr Aeußeres und ihr gieriges, thierisches Wesen erinnert in der That auf das lebhafteste an die Affen. Doch sind sie keineswegs ohne Intelligenz; ihr außerordentliches Talent im Nachahmen, was freilich affenartig ist, beweis't ihre scharfe Beobachtungsgabe. Im letzten Kaffernkriege befanden sich 150 dieser Männlein mit ihren vergifteten Pfeilen als Alliirte bei der englischen Armee,

von den Kaffern überaus gefürchtet. Ihre Pfeile sind mit Widerhaken versehen und können nicht ausgezogen werden, ohne daß man dadurch die Wunde vergrößert. Die Hottentottenrace hat in der Physiognomie viele Aehnlichkeit mit den Chinesen und den alten Aegyptern.

Die Benennung Kaffer oder Kafir wird von diesen Stämmen selbst nicht anerkannt; sie ward den der Colonie benachbarten wahrscheinlich von den arabischen Kaufleuten beigelegt, welche hier früher Sclavenhandel trieben; denn Kafir bedeutet im Arabischen der Ungläubige. Der zunächst an der Ostgrenze der Colonie wohnende, von ihr so häufig bekriegte Stamm, auf den man gewöhnlich den Namen Kaffer beschränkt, nennt sich selbst der Amakosastamm. Weiter nördlich, in der Nähe von Natal, sitzen die schrecklichen Amazula (Zulu), deren Eroberungen unter ihrem König Tschaka sie zum Schrecken aller Eingebornen Süd-Afrika's machten und die durch ihre Kämpfe mit den emigrirten Boers bei Natal auch in neuester Zeit bekannt geworden sind.

Alle diese Völkerschaften oder Stämme sind in Körperbau, Sprache, Sitten und Gebräuchen nahe verwandt. Der Kaffer ist ungemein aufgeweckten und begabten Geistes. Zahlreiche schöne Heerden bilden seinen vorzüglichsten Reichthum und Stolz, den Hauptgegenstand seiner Wünsche, weshalb er auch so gern, da er Diebstahl keineswegs für Verbrechen hält, das schöne und bessere Colonialvieh stiehlt. Die Geschicklichkeit, welche er bei diesen Räubereien entwickelt, ist erstaunlich. Auch treiben die Kaffern einen rohen Ackerbau; hauptsächlich bauen sie eine Art Hirse (Holcus Caffrorum). Diese Feldarbeit wird aber durchaus nur von den Weibern verrichtet, deren der Kaffer aus diesem Grunde so viele wie nur möglich hält. Der Kaffer trägt keine Kleidung außer dem Karoß oder ledernen Mantel, aus wohlbereiteten, gleich Handschuhleder sanften Häuten, von einer angenehmen, rothbraunen Farbe, gefertigt. Die Häuptlinge tragen Leopardenfelle, an welchen die Haare belassen. Bei feierlichen Gelegenheiten zieren sie das Haar mit rothem Ocher, indem sie es in eine Masse kleiner Knoten binden und jeden Knoten sorgsam einschmieren und ochern, eine Operation, die von den Weibern verrichtet wird und sehr langwierig ist. So seltsam uns dieser Gebrauch auch erscheint, so ist er doch nicht seltsamer als das Pudern der Europäer. Die Weiber unterscheiden sich in der Kleidung von den Männern hauptsächlich nur durch eine wie ein Turban geformte, mit großen Glasperlen und messingenen Knöpfen besetzte Mütze von Leder. Statt der Karosse bedienen sich die Kaffern jetzt aber häufig englischer wollener Decken (Blankets), und die Häuptlinge erscheinen bei besonderen Anlässen in europäischer Tracht. Ihre Nationalwaffe ist ein leichter Wurfspieß mit einem fünf Fuß langen Stiele von sehr zähem Holze und einer eisernen lanzenartigen Spitze. Es ist eine gegen europäische Truppen freilich unzulängliche Waffe, da sie nicht auf mehr als 50 Ellen Weite mit Sicherheit geworfen werden kann. Eine andere Waffe ist der Kiurie, ein mit einem dicken Knotenende versehener Stock (wie die irischen shillalagh), womit sie Vögel im Fluge treffen. Außerdem be-

sitzen sie jetzt auch größtentheils Flinten, welche ihnen trotz des Verkaufsverbots von den Colonisten selbst verschafft worden sind.

Die Hütten der Kaffern sind hemisphärisch und den Ameisenhügeln, womit das Land bedeckt, in der Form sehr ähnlich. Sie leben in Dorfschaften (Kraals) und Stämmen zusammen und stehen, soweit sie ihren natürlichen Zustand bewahrt, unter Häuptlingen, welche alle wieder einem Ober-Häuptling untergeordnet. Die Stufenfolge der Häuptlinge und ihre relativen Rechte und Befugnisse scheinen mit einer Genauigkeit festgesetzt, die an das Feudalsystem erinnert. Die Macht der Häuptlinge gegen das Volk ist ebenfalls nicht absolut, obgleich sie sich vielfache Grausamkeiten und Bedrückungen erlaubten, sondern sie hangen von der öffentlichen Meinung und von gewissen Gebräuchen ab, die sie nicht durchbrechen können. Selbst der oberste Häuptling muß bei allen wichtigen Gelegenheiten die Pakati oder Räthe consultiren, und häufig widersetzen sich diese.

---

324. Das Binnenland von Süd-Afrika und seine Bevölkerung*).

(Nach T. E. Gumprecht, Afrika.)

Noch vor wenigen Jahrzehnten war der bei Weitem größte Theil des inneren Süd-Afrika völlig unbekannt und dessen Darstellung in Büchern und auf Karten nur durch eine einzige große Lücke vertreten, welche nicht einmal die Phantasie gewagt hatte, auf irgend eine Weise, wie es mit dem Innern Nord-Afrika's lange Zeit geschah, auszufüllen. Niemals hatten nämlich hier, wie im nördlichen centralen Afrika, thatkräftige und wanderlustige Araberstämme ihren Drang nach Abenteuern, nach Erforschung neuer Völker und neuer Phänomene oder vorzugsweise nach Gewinn in das Innere getragen; selbst der Mohamedanismus war nicht über den Ostrand des Continents hinausgedrungen, und so fehlten hier durchaus die Berichte arabischer oder mohamedanischer Pilger und Handelsleute, welche für die Kenntniß des Innern von Nord-Afrika bis in die neueste Zeit die einzige Quelle der Erdkunde waren und für manche Gegenden desselben es zum Theil noch sein müssen. Erst seit dem Beginne dieses Jahrhunderts beginnt die wissenschaftliche Leere in der Kunde des centralen Süd-Afrika mit dem allmähligen Fortrücken der Grenzen des Caplandes nach Norden, mit dem unaufhaltsamen Vordringen von Süden her der Bevölkerungen europäischer Abstammung, die jetzt schon bis in uns noch völlig unbekannte Fernen des Innern weit über den südlichen Wendekreis gelangt sind, endlich mit der zahlreichen und kühnen Missionaren gelungenen Ausbreitung

*) Der Verfasser schrieb im Jahre 1852; seitdem sind, namentlich durch Livingston's wiederholte Reisen in Süd-Afrika, manche Erweiterungen und nähere Bestimmungen der Kunde von Süd-Afrika erzielt worden.

des Christenthums und der Civilisation unter den eingeborenen Stämmen, vor Allem aber mit den Entdeckungszügen der unerschrockenen deutschen Missionare Krapf und Rebmann und besonders des englischen Missionars Livingston von der Ostküste her aufzuhören und ein Licht über die Verhältnisse des südafrikanischen Binnenlandes sich zu verbreiten, so daß wenigstens einige allgemeine Andeutungen zu dessen Aufklärung zusammengestellt werden können. Das ganze Gebiet des centralen Süd-Afrika reicht nach den angenommenen Grenzen durch etwa 29 Breitengrade (0—28 oder 29 Grad S. Br.) und ungefähr 20 Längengrade, vom 34—54 Grad O. L.

Oberflächen-Beschaffenheit. So viel bis jetzt vom Innern Süd-Afrika's erforscht ist, besteht dessen Oberfläche vorherrschend aus unermeßlichen Hochebenen, worin nur stellenweise isolirte Bergketten oder selbst nur vereinzelte Berge, letzte jedoch zuweilen von gigantischer Höhe und den höchsten Erhebungen der Erdoberfläche nur wenig nachstehend, emporsteigen. Dergleichen Hochebenen erscheinen gleich in der Nähe des Aequator als unmittelbare Fortsetzungen derjenigen, welche im Innern des Somalilandes durch nomadisirende Gallastämme durchzogen werden. Von der Südseite des großen Njamisees (Ngami), der eine Höhe von 2800 Fuß über dem Meeresspiegel erreicht, bis zum 26. Grad S. Br. und vom 41.—47. Grad O. L. erstreckt sich ein unermeßliches horizontales Plateau, das Kalagary- oder Kaliharyland, als eine vollkommene Ebene ohne die mindeste Erhebung, wenn man einige Sandhügel ausnimmt, ja, selbst fast ohne einen Stein, durch einen großen Theil des Continents, im Westen ohne Unterbrechung in die Hochebenen der Groß-Nama und Ovaherero übergehend. Man hat den merkwürdigen Landstrich Kalagary mit der Sahara im Norden des Continents verglichen und ihn selbst die südliche Sahara, aber ohne genügenden Grund, genannt, da die Oberfläche durchweg von tiefen Sandmassen bedeckt ist, nirgends hier die kahlen Felsflächen, die nackten Felsrücken zu Tage treten, noch weniger Gebirgsketten den Landstrich durchschneiden, und da der größte Theil desselben sogar mit undurchdringlichem Gebüsch und selbst den dichtesten Waldungen, die auf Feuchtigkeiten in der Tiefe hinweisen, bedeckt ist. Nur in dem fast absoluten Mangel an Quellen und fließenden Gewässern und der daraus hervorgehenden Menschenleere hat das Kalagary-Plateau mit manchen Strecken der nord-afrikanischen Sahara Aehnlichkeit. Ganz verschieden davon sind die höchst ausgedehnten, baumlosen, aber mit hohem Gras bedeckten, sandigen Ebenen zwischen dem Garip und Lithako, in welchen zahlreiche Quellen zu Tage treten, deren Stellen, gleich denen um die Quellen in der nördlichen Sahara, sich stets durch Baumgruppen, hier aber nicht von Dattelpalmen, sondern von Akazien, dem Wanderer verrathen. Viel fruchtbarer, doch auch baumlos, dagegen mit üppigem Graswuchs bedeckt, einem Grasmeer gleich, sind die endlosen Hochebenen, welche sich von den südlichsten Ausläufern des Caschan-Gebirges bis zum Vaal-Rivier, den jetzigen nordöstlichen Grenzen des Caplandes,

ohne Unterbrechung erstrecken. Im äußersten Norden steigen nun aus den Hochebenen die schon von der Küste aus sichtbaren gewaltigen Bergmassen der Landschaften Kilema und Teita auf, und noch nördlicher von ihnen in etwa 0 Grad 20′ Südl. B. und etwa 53 Grad Oestl. L. der ungeheure, aus den umgebenden Hochflächen bis hoch in die ewige, in diesen Breiten in etwa 17,000 Fuß beginnende Schneeregion, also wohl bis in 20,000 Fuß Höhe reichende, einem gigantischen Wall ähnliche Felsrücken des Kenia, aus dem noch zwei mächtige, pfeilerartige Spitzen hervortreten, und dem zunächst im Westen ein anderer hoher Berg, ein noch angeblich thätiger Vulkan, liegt. Noch grandioser und in einem Punkte dem Kenia nicht nachstehend sind die Bergmassen im Süden des Adi in Kilema und Kikumbuliu. Der Centralpunkt derselben, der Kilimandscharo, d. h. großer Berg, etwa in 3 Grad S. B. 53—54 Grad O. L., trägt nämlich gleichfalls das ganze Jahr hindurch auf einem Theil seiner Gipfel eine weiße Schneedecke. Er theilt sich nach oben zu in zwei verschiedene, durch einen $2^1/_2$—3 Meilen langen Sattel verbundene Kuppen; die höhere ist die westliche, welche, gleich dem Ararat in Armenien, die Gestalt eines ungeheuren Doms hat und das ganze Jahr hindurch bis tief mit einer Schneedecke bekleidet ist, während die niedrigere östliche in mehrere pikartige Spitzen ausläuft, die nur einen Theil des Jahres Schnee tragen. Die Masse dieses Giganten der Gebirgswelt frappirt den fremden Reisenden am meisten von der Südseite, wo er sich schroff aus Ebenen erhebt, aber auch selbst von anderen Seiten, weil die zahlreichen Berge, welche sich im Norden zunächst an ihn anschließen, oder im Südosten ganz in seiner Nähe liegen, ungeachtet sie bis 6000 Fuß über die ausgedehnten Ebenen an ihrem Fuße aufsteigen, doch ihm gewaltig in der Höhe nachstehen, und da auch die weiteren Umgebungen des Kilimandscharo nur durch unermeßliche Ebenen gebildet werden. Von unten bis oben ist seine Oberfläche durch tiefe Spalten zerrissen.

Gewässer. Aus denselben Gründen, wie die meisten Hochebenen des Continents, sind auch die im centralen Süd-Afrika ungemein wasserarm. Die Sandablagerungen auf der Oberfläche der fast einem Meeresspiegel vergleichbaren und meist wenig geneigten Ebenen absorbiren rasch das atmosphärische Wasser, ehe es abfließen und verdunsten kann, und die horizontal geschichteten porösen Kalk- und Sandsteine befördern dessen weiteres Versinken in die Tiefe. Von allen Strichen Süd-Afrika's dürfte jedoch der wasserloseste das Kalihari-Plateau sein, worin sich gar keine längere fließende Gewässer und höchst wenige perennirende Quellen, außerdem aber nur einige natürliche Cisternen finden, indem sich das gesammelte Regenwasser einige Zeit in den Vertiefungen des unterliegenden Kalkfelsen erhält und dadurch einzig die Möglichkeit einer schwachen Bevölkerung herbeiführt. Wegen dieses außerordentlichen Wassermangels ist es Europäern noch nicht gelungen, tief in das Innere des Kalihari-Plateau einzudringen, und noch viel weniger, es quer zu durchreisen. Wegen des großen Wassermangels in

den Ebenen des Binnenlandes von Süd-Afrika bildet sich, wo eine Vegetation möglich ist, dieselbe, besonders in der Nähe des Aequators, auf eine ganz eigenthümliche, verkrüppelte Weise aus, indem in den Hochebenen von Teita große Strecken nur mit verkümmerten, undurchdringlichen Dornengewächsen bedeckt sind. In früheren Zeiten waren die Hochebenen Süd-Afrika's viel reicher an Wasser, indem man häufig auf alte, jetzt ausgetrocknete, doch deutliche Strombetten trifft, von denen einige, besonders die in der Kalihari, noch zu Menschengedenken Wasser führten und mit Hippopotamen bevölkert waren. Mit hoher Wahrscheinlichkeit wird diese auffallende Abnahme an Quellen und anderen fließenden Gewässern von europäischen Reisenden der Unklugheit der Bevölkerung, im Süden namentlich der der Betschuanen, beigemessen, welche ihre Gebiete schonungslos entwalden. Sehr reich an Quellen und längeren fließenden Gewässern sind dagegen die Gebirgsketten und Bergmassen Süd-Afrika's, namentlich solche, welche, wie der Kenia und der Kilimandscharo und angeblich einige im Norden des Njamisees, bis in die Schneeregionen reichen. Ihnen verdankt ein großer Theil der größeren Ströme Süd-Afrika's seinen Ursprung. In die Landschaft Kikuyu, an deren Grenze der Kenia liegt, hat man neuerdings sogar einen Theil der Quellen des Weißen Nils versetzt, da nach der Angabe der Eingebornen von Kenia ein Strom in nördlicher Richtung seinen Lauf nimmt. Zu den größeren Binnenströmen, deren unterer Lauf dem niedrigen Küstenstrich längs dem indischen Ocean angehört, ist endlich noch der Zambese zu zählen. Viele Binnenströme münden in den N'yassi, während andere ihre Richtung nach Westen nehmen, und vorzüglich zur Bildung des Zaire und Coanza beizutragen, endlich die Möglichkeit einer Schifffahrt von Westen her bis in das Innere des Continents zu eröffnen scheinen, da nach neueren Ermittelungen Böte von Coanza an aufwärts bis in die Nähe der Hauptstadt des mitten im Centrum gelegenen Reiches des Miluavolkes angeblich gelangen. Unter den südlichsten Strömen des Binnenlandes behauptet, nach dem Garip und dem Baal-Rivier, so wie dem vom Süd-Abhange des Caschan herabkommenden Mooie-Rivier oder schönen Fluß, der Limpopo oder Uri den ersten Rang. An großen Süßwasserseen erscheint das Binnenland besonders reich. Der nördlichste und wahrscheinlich der bedeutendste von allen, der Uniamesi, liegt etwa 150—200 Stunden westlich von Dschagga, zwischen dem 1.—4. Grad S. Br. und dem 46.—47. Grade O. L. in der Landschaft gleichen Namens. Er soll schiffbar sein und schwillt, muthmaßlich durch das Einströmen großer Flüsse, zu bestimmten Zeiten regelmäßig an, da er, wie die Eingebornen vorgeben, eine regelmäßige Ebbe und Flut hat. Südöstlich vom Uniamesi und ziemlich genau 62 Tagereisen westlich vom indischen Ocean bei Kiloa, also im 4. Grad 30′ S. Br. 48.—49. Grad O. L., liegt der N'yassi (Niassa), d. h. See, ein sehr lang gezogenes, verhältnißmäßig aber schmales Süßwasserbecken mit vielen Inseln und reich an Fischen, an dessen Rändern und auf dessen Inseln die Mun'yassi, d. h. See-

männer, wohnen, welche ihn in sehr großen Fahrzeugen beschiffen. Am genauesten der Lage nach hat man aber in den letzten Jahren einen großen Süßwasser-See des Binnenlandes, den in 20 Grade 19′ S. B. 41. Grade O. L. gelegenen Njami oder Inghabe (auch Noka a Batlali oder Noka a Mampure genannt) kennen gelernt, der gleichfalls bewohnte Inseln einschließt, von Südosten her den großen Zugastrom und an seinem nordwestlichen Ende die beiden großen Ströme, den Teoge und Tamunakle, aufnimmt und mit einem noch bedeutenderen, 72 Meilen nördlicher gelegenen ähnlichen, inselreichen See durch den Teogefluß in Verbindung steht. Der Njami hat einen ungeheuren Wasserspiegel und einen großen Reichthum an Fischen, Krokodilen und Hippopotamen; er erstreckt sich in seiner größten Länge von NNO. nach SSW. An Salzseen erscheint nur der südlichste Theil des Binnenlandes reich, während der nördlichere, nördlich vom Njami, auffallend arm daran ist.

Bevölkerung. Der überwiegendste Theil der Bevölkerung des centralen Süd-Afrika gehört nach seinen physischen Charakteren und seiner Sprache dem großen Volksstamme Süd-Afrika's an, zu dem wir am Westrande des Continents die Bewohner Loango's, Congo's und Angola's nebst dem Ovahererovolk, dann am Ostrande die Suaheli, M'iao und die südlicheren Kafferstämme rechnen, indem, so weit bekannt, vom Aequator bis zu den jetzigen Grenzen des Caplandes mit wenigen Ausnahmen, zu denen die Gallastämme im äußersten Nordosten, die Hottentottenstämme im äußersten Süden gehören, nur solche Völkerschaften vorkommen, deren körperliche Bildung auf das Auffallendste übereinstimmt und deren Sprachen ungeachtet der mannichfachen Verschiedenheiten, die sich bei ihnen selbst darbieten, sämmtlich als aus derselben Wurzel entsprungen anzusehen sind, indem die Sprachen bis in die weitesten Entfernungen von einander überall dieselben charakteristischen Eigenthümlichkeiten, wozu vorzüglich der Gebrauch der Präfixe gehört, und überhaupt denselben grammatischen Bau besitzen. Eine der größten und bekanntesten Abtheilungen dieses großen süd-afrikanischen Volksstammes bilden die im Süden und Südosten wohnenden Betschuanen (Beschuanen, Sing, Moschuana). Früher war die Verbreitung der Betschuanen noch größer als jetzt, indem aus dem Sitschuana, der Sprache dieses Volkes, entlehnte Benennungen von Gewässern und Localitäten sich bis zum Garip, ja, sogar bis zu den alten Grenzen des Caplandes an den Schneebergen vorfinden, so daß dieselben deutlich auf eine frühere ausgedehntere Verbreitung des Betschuanenvolkes nach Süden zu hinweisen, von wo es durch die jetzt dort ausschließlich verbreiteten Hottentottenstämme verdrängt wurde. Die Betschuanen zerfallen in zahlreiche Stämme, die sämmtlich noch unabhängig sind; nur einer der Hauptstämme der Betschuanen im tieferen Süden, der Stamm der Bassuto, steht bereits unter britischer Oberherrlichkeit. Alle Betschuanen sind unter sich in Hautfarbe, Körperbau, Sitten und Gebräuchen fast völlig übereinstimmend und ihren nächsten Nachbarn im Osten, den Kaffern, so sehr verwandt, daß der gemeinsame Ursprung beider Völker aus

derselben Wurzel gleich bei Auffindung der Betschuanen im Beginn dieses Jahrhunderts außer Zweifel gesetzt werden konnte. Die Hautfarbe der Betschuanen ist meist ein reines Braun, dem Kaffeebraun am ähnlichsten, mitunter in ein lichteres Rothbraun oder in ein schwärzlicheres Braun übergehend; ihr Wuchs schlank und ebenmäßig, aber, mit Ausnahme einzelner Individuen, selten so hoch und kräftig und am Allerwenigsten so athletisch, als bei den Kaffern; ihr Gesichtsschnitt ist nicht völlig der der Neger, doch mit starken Annäherungen an denselben, indem ihr Gesicht breit, ihre Nase flach, die Lippen groß und aufgeworfen sind. Niemals aber liegt in ihrem Gesicht der kühne und oft wilde Ausdruck, welcher den Gesichtsformen der Kaffern so gewöhnlich ist. Gleich den Letzteren haben die sämmtlichen Betschuanen das kurze, krause Wollenhaar der Neger. In der Entwickelung der geistigen Fähigkeiten stehen die Betschuanen den Kaffern nach, auch sind sie lange nicht so energisch und kriegerisch, vielmehr von heiterem, mildem und harmlosem Charakter, so daß ihre Fehden, obwohl sie fast beständig in dergleichen mit ihren Nachbarn um den Besitz von Heerden und die Benutzung von Weidestellen und Quellen verwickelt sind, niemals einen sehr blutigen Ausgang nehmen. Bei der Weichheit und selbst Verweichlichung des Charakters der Betschuanen, so wie bei der Unvollkommenheit ihrer Waffen, die in leichten Speeren und kurzen Schilden, höchst selten und nur bei den südlichsten Betschuanen aus den von ihren unmittelbaren Nachbarn, den Buschmann-Hottentotten, entlehnten Bogen und vergifteten Pfeilen bestehen, unterlagen die Betschuanen in ihren Kriegen den auswärtigen Feinden fast stets, so daß die Hottentottenstämme und besonders die Korana, von Kaffern aber die Zoulah immer weiter in das Betschuanengebiet eingedrungen sind, ja, daß im Laufe dieses Jahrhunderts alle politischen und socialen Verhältnisse des großen Betschuanenvolkes bis weit über den südlichen Wendekreis hinaus durch die Zoulah umgestaltet wurden, indem die letzteren einen großen Theil der Stämme aus ihren Wohnsitzen verjagten und zur Uebersiedelung in entfernte Gegenden, wo sie vor ihren Verfolgern sicher waren, oder zur Flucht in die dichten Waldungen, und in die unwegsamen Gebirge ihres Landes zwangen, zahlreiche Stämme aber so vollkommen aufrieben, daß man im Norden des Vaal-Rivier viele Tage lang durch die fruchtbarsten Grasebenen reisen kann, ohne etwas Anderes anzutreffen, als Haufen gebleichter Knochen nebst Resten zerstörter Wohnungen, und ohne eine menschliche Seele zu sehen, und daß überhaupt jetzt nur Thiere in großen Strecken die Stelle einer einst glücklichen und friedlichen Bevölkerung einnehmen. Bei aller Sanftmuth ihres Charakters haben jedoch die Betschuanen einen offenen Sinn, Liebe zur Unabhängigkeit und ein würdiges Auftreten, verbunden mit Fleiß und bei einigen Stämmen sogar mit einer sehr ausgebildeten Industrie. Besonders im Fleiß übertreffen die meisten Betschuanen die Kaffern bei Weitem, so wie sie dieselben auch meist durch eine größere Geschicklichkeit in Handarbeiten und in dem vollkommeneren Ausbau ihrer Häuser überragen, ja,

durchweg unbezweifelt auf einer höheren Civilisationsstufe stehen. Selbst die Einimpfung der Pocken war einigen Stämmen schon vor Ankunft der Europäer nicht unbekannt. Eigentliche Sclaverei findet bei den Betschuanen nirgends Statt, nur im Norden werden in den Fehden Sclaven gemacht, um sie den mohamedanischen Händlern an der Küste zu verkaufen. Obgleich die Betschuanen Viehzucht, gleich den Kaffern, in großem Umfang betreiben, so vernachlässigen sie den Ackerbau viel weniger als diese, und wo es nur irgend der Boden gestattet, cultiviren sie ihn fleißig. Deßhalb sind sie auch viel seßhafter, als ihre Nachbarn im Osten, und sie leben mehr in großen Ortschaften vereinigt, als dieselben, wovon die großen städteähnlichen Ortschaften, welche im Beginn dieses Jahrhunderts zuweilen Bevölkerungen von 15-—20,000 Seelen besaßen, Zeugniß geben. Der größte Theil der Ortschaften wurde jedoch durch die grausamen Eroberungszüge der Zoulah vor etwa 25 Jahren vernichtet. Die sämmtlichen Anwohner des N'yassi, die großen Völkerschaften der M'biza, Mucamango und Mucaranga scheinen ebenfalls nach ihrer braunen Hautfarbe und ihrem hohen, schlanken Wuchs den Betschuanen sehr nahe zu stehen; auch sie werden übereinstimmend ihrer Industrie, ihrer mannichfachen technischen Geschicklichkeit und ihrer ausgedehnten Handelsthätigkeit wegen gerühmt, indem die M'biza, die unmittelbaren südlichen Nachbarn des Cazembelandes, ihre Eisenerze verarbeiten, daraus viele Geräthschaften, namentlich Waffen und Ackerwerkzeuge, verfertigen und damit großen Handel treiben, ja, mit den eisernen Hacken zum Bestellen der Felder sogar die Bewohner der portugiesischen Besitzungen am oberen Zambese versehen. Doch fanden europäische Reisende die meisten dieser nördlichen Völkerschaften im Gegensatze gegen die Galla feige. Unter ihnen sind die Mucaranga mit die größten Handelsleute dieses Theils von Afrika, durch welche die Producte des Innern, vorzüglich Sclaven, Kupfer, Elfenbein, Wachs und ein rothes Oel, nach der Küste geführt und dafür europäische und orientalische Waaren in das Binnenland zurückgebracht werden. Dies, die anständige Kleidungsweise der Mucaranga und die Geschicklichkeit, die sie in der Anfertigung ihrer Kleidungsstoffe bekunden, rechtfertigt den guten Ruf, den dieselben ihrer höheren Civilisation wegen bei den Bewohnern des Küstenlandes haben. Zu derselben braunen Abtheilung des großen süd-afrikanischen Volksstammes dürfte ferner das große, nord-nord-westlich von den Mucaranga, westlich von den Wanica, so wie endlich fast unmittelbar am Aequator wohnende industriöse Bergvolk der Meremongao oder Wakamba gehören, die so wenig, wie ihre nächsten Nachbarn im Süden, die Kilema oder Dschagga, Neger sind, da sie weniger wolliges Haar als die Neger, mitunter sogar langes Haar, weniger dicke Lippen, einen in geringerem Maße negerartig gestalteten Schädel und eine ganz braune Hautfarbe besitzen. In ihrer Heimath haben die Wakamba ein heiteres und kindliches Gemüth, obgleich ihnen Geistesschärfe nicht abgeht, wogegen die an die Küste kommenden Wakambahändler sich oft schon sehr verdorben

zeigen. Im Osten von den Wakamba, von denen sie durch den Mudomani-Bergzug getrennt werden, durchwandern Gallastämme ganz derselben Art, wie im Norden des Aequator, die Savannen des Binnenlandes, wogegen im äußersten Süden den Kolong und den Vaal-Rivier aufwärts Koranastämme und die aus der Verbindung der holländischen Bauern des Caplandes mit Hottentotten hervorgegangenen Griqua eingedrungen sind. Jene, im Besitz sehr großer Viehheerden, sind noch fast vollständige Nomaden, wogegen die Griqua nur als Halbnomaden gelten können, da sie immer mehr, wo es nur irgend der Boden und eine gehörige Bewässerung gestattet, eine seßhafte Lebensweise annehmen. Ueberhaupt überragen die Griqua bei Weitem die reinen Hottentotten, indem sie von ihren europäischen Vätern Muth und Verstand geerbt haben und auch in ihren physischen Eigenschaften viel schönere Verhältnisse besitzen, als ihre Vorfahren mütterlicher Seits. An diese Bevölkerungen schließen sich endlich seit den letzten 25 Jahren die aus dem Capland gewanderten Bauern an, welche sich in den Hochebenen vom Vaal-Rivier an über den Limpopo hinaus bis sehr weit nach Norden verbreiten und meist in einzelnen Familien oder kleinen Haufen nomadisirend umherziehen, von denen aber auch bereits einzelne feste Ortschaften gegründet wurden.

---

325. Die Insel Madagaskar.

(Nach L. Carayon, histoire de l'établissement français de Madagascar.)

Die Insel Madagaskar liegt an der östlichen Seite von Afrika, von welchem sie durch den Canal von Mozambique getrennt wird. Ihr Flächeninhalt wird zu 10,500 geographischen Geviert-Meilen angenommen und sie steht daher an Größe der australischen Insel Neu-Guinea, von 10,800 Geviert-Meilen, nach, welche ihrerseits von der Insel Borneo (11,300 Geviert-Meilen) des ostindischen Archipels übertroffen wird. Madagaskar ist demnach, in Betreff der Größe, die dritte Insel des Erdbodens. Die erste Entdeckung geschah 1506 durch den Portugiesen Lorenzo Almeida, welcher ihr den Namen seines Schutzheiligen, San Lorenzo, beilegte. Späterhin nannten sie die Franzosen Ile Dauphine (Dauphins-Insel). Bei den Eingebornen heißt sie Madecasse, mit welchem Namen man auch die Einwohner im Ganzen belegt, deren Anzahl auf 4 Millionen geschätzt wird.

Die Insel wird durch eine Gebirgskette von 3- bis 4000 Meter Höhe, welche sie von Norden nach Süden durchschneidet, in zwei ziemlich gleiche Hälften getheilt. Gegen die Mitte der Insel hat der westliche Abhang dieses Gebirges eine sehr sanfte Abdachung, welche in ein ungeheures, regelmäßiges Plateau übergeht. Dagegen ist der östliche Abfall sehr steil, geht aber, nachdem er plötzlich eine Tiefe von 1000 bis 1500 Meter erreicht hat, ebenfalls in ein weit ausgedehntes Plateau über, welches dann steil gegen die Meeresküste abfällt.

Aus den Gebirgen des Innern kommen zahlreiche und große Flüsse an der östlichen Seite herab und ergießen sich in das Meer, ohne jedoch schiffbar zu sein und eine Verbindung mit dem Innern der Insel herzustellen. Es ist dies einer der wichtigen Nachtheile, welche dieses Land darbietet. Außerdem sind alle diese Flüsse, obschon sie meistens hinlängliche Tiefe haben, an ihren Mündungen dergestalt mit Untiefen und Barren angefüllt, daß das Einlaufen der Schiffe vom Meere aus äußerst schwierig und nicht selten sehr gefahrvoll ist. Viele solcher Einfahrten werden zuweilen durch Sandbänke gänzlich verstopft, so daß erst durch die angestrengte Gewalt des Wassers selbst ein Weg ins Meer gebahnt werden kann.

Die Ostküste selbst besteht aus zwei deutlich geschiedenen Abtheilungen. Die eine erstreckt sich vom Hafen Tamatave (etwa unter 18 Grad S. Br.) bis zur Nordspitze der Insel, und besitzt zahlreiche und treffliche Ankerplätze für Seeschiffe. Der andere, von Tamatave bis zur Südspitze, ist von diesen Vortheilen fast gänzlich entblößt.

Was das Klima von Madagaskar betrifft, so finden im östlichen Theile als Folge der oben beschriebenen Configuration des Bodens drei große Verschiedenheiten Statt. Während man auf dem unteren Plateau eine wahre Frühlings-Temperatur genießt und die Berge des oberen Plateau's nicht selten mit Reif bedeckt sind, empfindet man am Ufer des Meeres alle Unannehmlichkeiten einer heißen und feuchten Atmosphäre. Gleichwohl ist diese Küstengegend, trotz der einen Theil des Jahres hier herrschenden ungesunden Luft, diejenige, welche wegen der Beschaffenheit des Bodens, der Kräftigkeit des Pflanzenwuchses und der Leichtigkeit des Verkehrs mit den Fremden, der Bevölkerung die meisten Vortheile gewährt.

Der Pflanzenwuchs ist in dem heißen und feuchten Küstenlande ungemein kräftig und mannichfaltig. Wer den Samenkern eines Baumes der Erde anvertraut, kann sich, ehe sechs Jahre vergehen, in seinem Schatten erquicken. Auch weiter landeinwärts findet man diese Ueppigkeit der Vegetation, wenn der Mensch den Boden durch eine Aufeinanderfolge unzweckmäßiger Culturen nicht erschöpft hat. Bäume der ersten Größe, deren Wurzelstock täglich von der Meeresflut bespült wird, bilden mit untergemischten baumartigen Farnkräutern, Schlinggewächsen und kleinen Laubpflanzen, die in ihrem Schatten wachsen, ein für das Auge vom Meere her undurchdringliches Gehölz, dessen bezaubernder Anblick in Verbindung mit den prachtvollen und lieblich duftenden Blüthen an die von den Dichtern geschilderten Paradiese der Fabelwelt erinnern.

Afrikanische Neger und Malayen aus Indien scheinen zuerst Madagaskar bevölkert zu haben. Die Bewohner der Küsten haben den Typus und die schwarze Farbe ihrer afrikanischen Voreltern bewahrt, während man bei den Völkern des Innern die deutlichsten Spuren asiatischer Abstammung findet; namentlich hat sich die malayische Hautfarbe fast in ursprünglicher Reinheit im Mittelpunkte des oberen Plateau's erhalten, ein Beweis, daß die Malayen später als die Neger

gekommen sind. Sie würden sich, als ein seefahrendes Volk, gewiß nicht weit von den Küsten entfernt haben, wenn sie diese nicht schon besetzt gefunden hätten.

In einem spätern Zeitraume, aber noch vor der Entdeckung der Insel durch die Europäer, hatten auch die Araber zahlreiche Verbindungen mit Madagaskar, besonders im südlichen Theile.

In neueren Zeiten hatten, nachdem Madagaskar durch die Portugiesen entdeckt war, auch die Europäer zahlreiche Verbindungen mit der Insel, theils um Handel zu treiben und Niederlassungen zu gründen, theils um an ihren, damals noch wenig bekannten Küsten Zufluchtsorte gegen die Verfolgungen der Seeräuber zu finden. Es mußten dadurch mancherlei Kreuzungen mit den Eingebornen entstehen, so daß man heut zu Tage an der Ostküste die größte Mühe haben dürfte, einen Menschen zu finden, der den afrikanischen Typus in seiner völligen Reinheit bewahrt hätte. Daher stammen die mehr oder weniger zahlreichen von einander verschiedenen Volksstämme, welche die Insel unter sich getheilt haben.

Die Madecassen sind im Allgemeinen große, wohlgewachsene und starke Leute. Von Kindheit auf nackt einhergehend, haben ihre Gliedmassen sich frei entwickeln können. Auch die Erwachsenen sind durch ihre einfache Kleidung in ihren Bewegungen durchaus nicht gehemmt. Ein Stück Baumwollenzeug umhüllt den obern Theil des Körpers und ein anderes ist um die Hüften geschlungen. Der Madecasse braucht im Allgemeinen wenig Nahrung und arbeitet nur so viel, als zur Befriedigung der nöthigsten Bedürfnisse erfordert wird. Auch beschränkt er sich auf die Ausübung der gemeinsten Gewerbe und auf den Anbau seiner Nahrungspflanzen.

Ein Gebrauch, der dem Charakter der Madecassen zur Ehre gereicht und Aehnlichkeit mit einer in Europa (unter den Morlaken in Dalmatien ꝛc.) herrschenden Sitte hat, ist der so genannte Blutschwur, wodurch zwei Freunde übereinkommen, das Band, das sie vereinigt, noch mehr zu befestigen. Die Feierlichkeit geschieht in Gegenwart der vornehmsten Einwohner des Orts. Beide Theile lassen sich etwas Blut entziehen, fangen es mit einem Stück Ingwer auf und Jeder verschluckt das ihm von dem Andern dargereichte Stück, indem er dabei die furchtbarsten Verwünschungen für den Fall eines Meineides und Treubruches auf sich herabruft. Sie sind von nun an verbunden, sich in allen Verhältnissen des Lebens wechselseitig beizustehen. Viele Europäer haben, um ihren Vortheil im Verkehr mit den Eingebornen zu befördern, solche Freundschaftsbündnisse mit Einzelnen von diesen geschlossen; doch sagt Carayon, daß die Sitte heut zu Tage nicht mehr so religiös beobachtet werde und häufig zu einer leeren Förmlichkeit geworden sei. Dagegen wird die Gastfreundschaft fortwährend aufrecht erhalten.

In Betreff der Religion behauptet Carayon, daß die Madecassen an ein gutes und ein böses oberstes Wesen glauben, unter welchen eine Menge geringerer Gottheiten stehen, welche über die Elemente und die

menschlichen Schicksale gebieten. Einen regelmäßigen Cultus und eigene Priester gibt es nicht. Man empfängt das Gute mit Gleichgültigkeit, gleichsam als eine Sache, die man zu fordern berechtigt ist. Nur gegen befürchtete Uebel sucht man sich durch Opfergaben zu schützen. Außerdem herrschen eine Menge abergläubischer Meinungen und Gebräuche. Bei einer Mondfinsterniß feuert man Gewehre gegen den Mond ab, um dem guten Princip, das man im Kampfe mit dem bösen begriffen glaubt, zu Hülfe zu kommen rc. rc. Eben so glaubt man an unglückliche Tage, und ehemals wurden sogar Kinder umgebracht, die an diesen auf die Welt kamen.

Große Verehrung bezeigt man den Todten. Jede Familie hat einen eigenen Bestattungsplatz, wohin selbst, wenn es möglich ist, die an entfernten Orten verstorbenen Glieder der Familie gebracht werden. Die Särge sind aus einer Holzart gemacht, die für unzerstörbar gilt. Man hat eigene Hütten dafür, wo sie einer über dem anderen aufgehäuft werden und welche unter einzelnen großen Bäumen mitten im Walde errichtet sind. Diese Bestattungsorte führen den bezeichnenden Namen das kalte Haus. Man nähert sich ihnen nur mit Zeichen der tiefsten Verehrung, und wer den Theil des Waldes, wo sich ein solches Haus befindet, umhauen wollte, würde sich den Haß und die Verfolgung der beleidigten Familie zuziehen. Neben den Särgen stehen Gefäße mit geistigen Flüssigkeiten, die bei der Bestattung als Opfer dargebracht und auch wohl von Zeit zu Zeit erneuert werden.

D. Amerika.

326. Allgemeine Charakteristik der neuen Welt*).

(Nach Fr. v. Rougemont, Geographie des Menschen, übersetzt von Ch. H. Hugendubel.)

Ein charakteristischer Zug der neuen Welt ist ihre Gleichförmigkeit. Während die alte Welt ein System von drei verschiedenen Körpern bildet: Afrika oder der Süden, Asien oder der Osten, Europa oder der Westen, haben Süd- und Nord-Amerika die gleiche natürliche Beschaffenheit und bilden daher nur einen Continent; kein Gegensatz zwischen dem Orient und Occident, zwischen dem Süden und Norden. Die Westküste bietet bei einer Länge von 3500 Stunden keinen einzigen tief ins Festland eindringenden Busen dar und hat nur zwei schmale, lange, unbedeutende Halbinseln.

Im Osten liegt das Meer der Antillen, und in den Polargegenden befinden sich noch andere Mittelmeere; aber unter den verschiedenen öst-

*) Siehe die Vergleichung der alten und neuen Welt im 1. Bde. S. 35, welche schon eine allgemeine Charakteristik Amerika's enthält.

lichen Halbinseln ist keine einzige, welche mit den Halbinseln des südlichen Asiens und Europa's verglichen werden könnte. Die Gestaltung des Continents zeigt eine außerordentliche Einfachheit: das Hochland ist eine einzige Kette von Gebirgen und Hochebenen, welche in ihrer ganzen Erstreckung der Westküste folgt; das Tiefland besteht aus zwei Ebenen, eine erstreckt sich vom mexikanischen Meerbusen bis zum nördlichen Eismeere, die andere von den Gebirgen von Caracas bis Patagonien; aus dem Tieflande und dem antillischen Meere erheben sich am atlantischen Oceane die Apalachen, die Kette der hohen Antillen, das Massengebirge von Parime und das brasilische Hochland. Die Anden der beiden Amerika fallen schroff gegen das Meer und die Ebene ab, und schon an ihrem Fuße beginnt das Tiefland; wenig Terrassen, keine Stufen. Die Hochländer der Anden unterscheiden sich wenig von einander; die Ebenen sind Steppen oder Wälder, welche dem Reisenden viele Tagereisen lang den nämlichen Anblick gewähren, und werden nur von sieben Strömen bewässert, welche sämmtlich von dem Hochlande nach Osten fließen. Dieselbe Gleichförmigkeit finden wir auch bei den Nationen der neuen Welt. Eine einzige einheimische Race bewohnt Nord- und Süd-Amerika. Die Völker dieser Race haben schwach ausgeprägte, wenig verschiedene Charaktere. Diejenigen unter ihnen, welche sich über den wilden Zustand erhoben hatten, waren auf derselben Entwicklungsstufe stehen geblieben, und ihre Gesittung beruhte auf ähnlicher Grundlagen; man fand unter ihnen nicht den Gegensatz, welcher in der alten Welt zwischen dem morgenländischen und abendländischen Geiste besteht, vielleicht nicht einmal den Unterschied, den man zwischen den Völkern des südlichen und nördlichen Europa bemerkt. Amerika, dessen Mittelmeere, Ebenen, breite Ströme sich sämmtlich im Osten befinden, empfing von einem und demselben Orte, von Europa, seine neuen Bewohner und seine neue Gesittung. Die alte Welt ist in eine beträchtliche Zahl Nationen getheilt, welche ein sehr kräftiges eigenthümliches Leben besitzen, aber durch Verschiedenheiten des Charakters, der Sprache und Gesittung mehr oder weniger von einander abgesondert sind; in der neuen Welt dagegen bilden sich bloß zwei bis drei aus Europa stammende, christliche und demokratische Nationen, welche unermeßliche Räume einnehmen.

Die Kette der Anden, die Ebenen und Ströme haben ungeheure Erstreckungen, der Pflanzenwuchs besitzt eine außerordentliche Kraft, und die Anzahl der Menschen ist gering. Amerika ist gleichsam eine unermeßliche Einöde, welche bloß zur Entwickelung des Pflanzenlebens und für das Thierreich bestimmt zu sein scheint, und während in der alten Welt die Völker, die Verschiedenheiten ihrer Gesittung und die historischen Erinnerungen dem Gemälde seinen Hauptcharakter geben, verschwinden in der neuen Welt die Menschen gleichsam in einer wilden, riesenhaften Natur. Man möchte sogar behaupten, in den Anden sei die Natur feindlich gegen den Menschen gesinnt, da sie die großen Städte so häufig durch fürchterliche Erderschütterungen zerstört.

Die beiden gemäßigten Zonen werden durch die heiße und die kalten Zonen verkürzt. Die Nord-Polarländer erstrecken sich bis in das Gebiet des St. Lorenzstromes, welches durch seinen Pflanzenwuchs den Uebergang zu den gemäßigten Himmelsstrichen bildet; und das nördliche Gestade des mexikanischen Meerbusens gehört schon zu den Aequatorialländern, welche sich südwärts bis zu den Pampas des Rio de la Plata und den südlichen Thälern Chile's ausbreiten. Aber das feuchte, waldige Amerika ist weniger heiß zwischen den Wendekreisen als das dürre, sandige Afrika, und durch alle seine Aequatorialgegenden streicht die Kette der Anden, deren hohe Bezirke ein ähnliches Klima wie die gemäßigten Länder haben. In der alten Welt hat sich die Civilisation zwischen der heißen Zone und den kalten Gegenden des Nordens entwickelt, und auf den Halbinseln, den Hochebenen zweiten Ranges und den Tiefebenen niedergelassen, welche von den Hochländern ersten Ranges, wo die barbarischen Völker wohnen, beherrscht werden, und ihr Weg ging von Osten nach Westen. In der neuen Welt dagegen entstand die einheimische Civilisation in der heißen Zone und auf den Hochebenen des Haupt-Hochlandes; die Wilden wohnen in den Tiefebenen und auf den untergeordneten Hochländern.

327. Uebersicht der Gebirge und Stromsysteme Amerika's.

(Nach K. Andree, Nord-Amerika.)

Als Hauptgezimmer und Rückgrat für diese große westliche Erdhälfte erhebt sich die große Cordillere, welche vielfach in mehreren Zügen neben einander streicht und so entschieden den Charakter eines Kettengebirges trägt, wie keine andere Bodenerhebung. Dieses Hochgebirge ragt, bei einer Kammhöhe von 6000 bis 14,000 Fuß, in einzelnen Gipfeln bis über 20,000 Fuß empor. Auf der Landenge von Panama, dem schmalen Bande, durch welches die beiden großen Halben des Continents zusammenhangen, sattelt die Cordillere am tiefsten ein; die niedrigste Erhebung zwischen beiden Weltmeeren beträgt etwa 500'. Auf diesem Punkte ward der erste Schienenweg zur Verbindung beider Oceane gebaut.

Die verschiedenen Ketten des Gebirges laufen auf langen Strecken mit einander parallel und schließen Hochflächen ein, welche dem ganzen Continente ein besonderes Gepräge verleihen. Gleichermaßen eigenthümlich und von bestimmendem Einflusse auf die Boden-Entwickelung erscheint es, daß dieser Rückgrat fast überall hart an der westlichen Seite lagert und schroff und steil zum Meere abfällt. Denn hier haben die Küstenterrassen oft eine Breite von nur wenigen Meilen; nirgends erreichen sie eine solche von fünfzig Stunden. Die eigentliche Flächenbildung Amerika's liegt durchaus nach Osten hin, in einer Ausdehnung bis zu sechs- und neunhundert Stunden. In diesen weiten Ebenen

haben die großen Stromsysteme für mannichfache und breite Entwickelung einen Raum, der ihnen im Westen mangelt.

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß der 2000 Meilen lange Gebirgsgürtel sich unter verschiedenen Benennungen vom 54.° südlicher Breite bis zum nördlichen Eismeere zieht. Im Süden erhebt sich die patagonische Cordillere; jene von Chile, nachdem sie Verzweigungen nach Osten ausgeschickt, setzt sich durch Peru fort, wo sie erst aus zwei, weiter nördlich aus drei durch verschiedene Querketten mit einander verbundenen Parallel-Gebirgen besteht. Hier sind die Quellbezirke der größten Ströme Süd-Amerika's. Von Peru aus streicht die Cordillere durch Quito und Neu-Granada weiter, und fällt auf dem Isthmus von Panama bis zu einer Hügelkette ab.

Im süd-amerikanischen Osten lagern auf den weiten Hochflächen Brasiliens mehrere Bergketten, die im Allgemeinen eine mit der Küste gleichlaufende Richtung einhalten. Sie stehen in keiner unmittelbaren Verbindung mit der großen westlichen Cordillere; das tiefe Längenthal des Landes Chiquitos trennt das westliche Brasilien vom östlichen Ober-Peru. Die Hochlande von Guyana zwischen dem Amazonenstrom und Orinoco erstrecken sich tief ins Land hinein; auch sie bilden mehrere Parallelketten, gleich dem Küstengebirge von Venezuela, welches nach Norden zu steil abfällt, während im Westen des Maracaibo-See's das Schneegebirge von Santa Marta als ein für sich allein und abgesondert dastehendes Massengebirge erscheint.

Im Norden der Landenge steigen die Cordilleren von Guatemala wieder zu beträchtlicher Höhe empor. Nachdem sie einen Ausläufer durch die Halbinsel Yucatan vorgeschoben, senken sie sich auf dem Isthmus von Tehuantepec abermals. Von dort an tragen sie einen neuen Charakter; sie stellen sich oft als Randgebirge dar, welche Hochflächen umsäumen, und fallen in schmalen Stufen nach beiden Meeren hin ab. Mit vollem Rechte hat man deßhalb sagen können, daß in Folge dieser Gestaltung der Gebirge die Hochebenen Nord-Amerika's als breite Gebirgsrücken, jene von Süd-Amerika dagegen im Allgemeinen als zerklüftete Hochthäler erscheinen. In Mexiko liegen die höchsten Gebirgsgipfel auf der Scheitelfläche selbst. Die nord-amerikanische Central-Cordillere wird als Fortsetzung des östlichen mexikanischen Randgebirges betrachtet; sie erstreckt sich unter dem Namen der Felsengebirge — Rocky- oder Stony-Mountains — bis in den hohen Norden hinauf. Den höchsten Gipfel bildet, unter dem 43.° nördl. Breite, der Fremont's Pic, der sich in der Gruppe des Windflußgebirges, der großen Wasserscheide zwischen beiden Meeren, bis zu 12,730 Fuß erhebt. Aber höher als das Felsengebirge gipfeln die nord-amerikanischen See-Alpen, die von der Südspitze der Halbinsel Californien bis Unaliaschka und zu den Aleuten der Westküste entlang streichen. In dieser Küstenkette, in welcher noch manche Vulkane brennen und rauchen, wie denn überhaupt die dem Meere zunächst liegenden Ketten, auch in Süd- und Mittel-Amerika, die thätigeren Vulkane haben, erheben sich einzelne Gipfel bis

zu 14,540 pariser Fuß. Die Gebirgszüge von Texas und Arkansas, welche sich bis in die Nähe des Mississippi vorschieben, gelten als Fortsetzungen oder vielmehr Ausläufer der östlichen Cordillere Mexiko's.

Zwischen dem Mississippi und dem atlantischen Ocean streichen die Alleghannies, gleichfalls als Kettengebirge. Canada und Labrador haben ihre besonderen Höhenzüge. Die Gebirgsmassen im Polarmeere erscheinen als vereinzelt, gleich jenen West-Indiens, die auf Cuba und Haiti sich bis zu einer Höhe von mehr als 8000 Fuß aufgipfeln.

Die Hochebenen steigen in Brasilien noch nicht zu 2000 Fuß empor und in Guyana nicht viel höher. Sie gleichen wegen der vielen auf ihnen lagernden Bodenerhebungen mehr einem Gebirgslande, als einem Tafellande. Die eigentlichen Plateaux haben in Mexiko eine Höhe bis 7000 Fuß, in Peru eine solche bis 12,000 Fuß. Zwischen dem 37. und 43. Grade bieten die Rocky-Mountains Hochebenen in einer Ausdehnung dar, wie man sie kaum sonst auf der Erde findet. Vom östlichen Kamme des Gebirges bis zur californischen Seekette erhält sich ununterbrochen eine Anschwellung des Bodens von 5- bis 7000 Fuß über dem Meere, — ein großes, meist dürres und menschenleeres Becken, das sogenannte Great Basin, das an Flächeninhalt nur um ein Fünftel hinter Deutschland zurücksteht. Die Hochebene, welche den breiten Rücken der mexikanischen Andeskette selbst bildet, erhält sich fortwährend auf einer Höhe von mehr als 3500 bis zu 7000 Fuß; von der Hauptstadt Mexiko bis Santa Fe, einer Wegeslänge von beinahe 500 Stunden in gerader Richtung, bildet der breite, wellenförmig verflachte Rücken der mexikanischen Andeskette selbst dieses breite Hochland, das nicht als die Anschwellung eines Thales zwischen zwei Bergketten betrachtet werden muß, wie das eben erwähnte Great Basin zwischen dem Felsengebirge und den See-Alpen, oder die Hochebene des Titicaca See's zwischen der östlichen und westlichen Kette von Bolivia.

Die Entwickelung der Stromsysteme ist durch die orographischen Verhältnisse bedingt. In Amerika sind nicht, wie in der alten Welt, Hochgebirgsland und Tiefland durch Stufenländer vermittelt. Diese ausgleichende Form, welche Uebergänge bildet und dem Boden Mannichfaltigkeit gibt, mangelt der westlichen Erdhälfte im Allgemeinen eben sowohl wie das Massengebirge. Bei der Ebenenbildung, welche, wie wir schon bemerkten, ganz entschieden vorwiegt, gewinnen die unteren Läufe der Ströme eine ungeheure Ausdehnung, und in den weiten Flächen steht auch ihrer eigensinnigsten Entwickelung und Verflechtung kein Hinderniß entgegen. Die größten Gefließe verdanken meist dem westlichen Hochgebirge ihren Ursprung; sie strömen zum Theil, wie der Mississippi, dessen Lauf sich durch mehr als 15 Grade der Breite erstreckt, durch sehr verschiedene Klimate; sie erhalten auch von den im Osten sich erhebenden Kettengebirgen eine Menge von Zuflüssen, und wälzen daher eine ungeheure Wasserfülle in den Ocean. So empfängt der Mississippi Gefließe zugleich vom Ostabhang des Felsengebirges, von der westlichen Abdachung der Alleghannies, dem südlichen Abfall der Landhöhe an seinem Quell-

bezirke und von jenem der nördlichen Seenplatte. Der Amazonenstrom bildet ein Aufnahmebecken für Gewässer von der großen Cordillere, von den brasilianischen Gebirgen und der Sierra Parime, und fällt erst nach einem Laufe von 1600 Stunden, selbst einem Meer vergleichbar, in den Ocean.

In den amerikanischen Hochgebirgen liegen oft die Quellgegenden großer Stromgebiete ganz nahe bei einander, so z. B. des Rio del Norte, Missouri und Columbia. In Süd-Amerika bewirkt häufig eine beinahe unmerkliche Bodenwölbung, eine sogenannte Mesa, eine Wasserscheide. So flach ist oft das Land, daß große Stromsysteme durch förmliche Gabeltheilungen mit einander in Verbindung stehen, und daß der Orinoco in seinem oberen Laufe einen Arm, den Cassiquiare, in den Rio Negro sendet, welcher sich in den Amazonenstrom ergießt. In Nord-Amerika werden die Zuflüsse des Mississippi und des Sanct Lorenz oft nur durch ganz kurze Strecken Landes, sogenannte Tragplätze — Portages — von einander getrennt, weßhalb man sie ohne erhebliche Mühe durch Canäle mit einander in Verbindung bringen konnte. Verschiedene Ströme verschwimmen buchstäblich in einander. Besonders im Gelände des Amazonenstroms und des Orinoco erblicken wir ein labyrinthisches Geflecht von Stromrinnen, die auf hunderten von Meilen keine fortlaufende Bodenerhebung von nur 100 Fuß darbieten, und wo auf 100 Meilen Stromlauf kaum 100 Fuß Fall vorhanden ist. Die Llanos am Orinoco, die Bosques am Amazonenstrom und die Pampas am La Plata erheben sich allesammt schwerlich mehr als 300 Fuß über den Spiegel des atlantischen Oceans. Diese drei großen Niederungen und Stromgebiete mögen allerdings einst Becken großer Seen gebildet und als ein großes Binnenwasser die westliche Cordillere von den östlichen Gebirgen Süd-Amerika's getrennt haben.

Weil die Cordilleren nicht den Charakter der Massengebirge tragen, sondern als Kettengebirge streichen, und nur selten breite Kämme zeigen, so wird durch sie die Bildung von Alpenseen nicht begünstigt. Die Flüsse finden keine große Becken, in welchen sie sich ansammeln könnten, sondern brechen in raschem Laufe durch steile Hochthäler. Wo solche Aufnahmebecken sich finden, sind sie von nicht erheblichem Umfang, den sagenreichen Titicaca-See in Bolivia allein ausgenommen. Dem Flachlande Süd-Amerika's mangelt gleichfalls die eigentliche Seen-Bildung. Stehende Wassersammlungen, Steppenseen, sind allerdings in Patagonien, am Pilcomayo und Vermejo vorhanden; sie sind aber im Stromgebiete des La Plata nur periodisch und zumeist nur als große Moräste zu betrachten, wie der vielbestrittene Xarayes-See, und in Bolivia die Laguna von Rogaguado. In Patagonien empfangen diese, meist salziges oder brakiges Wasser führenden Steppenbecken Flüsse mit unvollkommenem Laufe, welche ihnen aus unfruchtbaren Wüsteneien etwa in der Weise zuströmen, wie in Nord-Amerika, auf dem Great Basin, dem großen Salzsee der Mormonen und dem damit in Zusammenhang stehenden Utah-See.

Weit häufiger als im Süden verwischen sich in Nord-Amerika die Unterschiede von Fluß und See. Das große Seenland jenseit des vierzigsten Breitengrades bildet in der Gestaltung der westlichen Erdhälfte einen ganz charakteristischen Zug, für welchen sich nur in Schweden und Finnland ein Analogon findet. Es gibt nirgends auf der Erde eine größere Ansammlung süßen Wassers, als in den canadischen Seen, die einen Flächenraum von der halben Größe Deutschlands bedecken. Als Binnengewässer stehen sie an Ausdehnung nur dem kaspischen See nach, der indessen salziges Wasser enthält. Etwa unter der Breite der Mississippiquellen und da, wo die Wasserscheide zwischen dem St. Lorenzstrom, dem Abfluß des großen canadischen Süßwassermeeres, und den in die Hudsonsbay fallenden Gewässern liegt, vom 42.—67. Grade, erhebt sich eine felsige Hochfläche, die sogenannte arktische Felsen- oder Seen-Platte. Auf ihr liegt ein Gewirr von unzählbaren Flüssen und von Seen, die zum Theil unfertig sind, lediglich als lagunenartige Stromerweiterungen erscheinen und bei hohem Wasserstande verschiedene Stromsysteme mit einander verbinden, z. B. durch den Athapesco-See jene des Columbia und des Mackenzie, welches letztere dem Eismeere angehört. Für den großen Handelsverkehr sind diese Gewässer von keiner Erheblichkeit, sie erleichtern aber den Pelzhändlern das Vordringen ins innere Land sehr wesentlich. Sie sind praktikabeln Landstraßen vergleichbar, auf welchen allein die Verbindung zwischen den Forts der Hudsonsbay-Gesellschaft Statt finden kann, welche vom stillen Ocean bis an die Hudsonsbay über die große Einöde zerstreut liegen.

a. Nord-Amerika.

328. Die Eskimos.

(Nach G. Hartwig, der hohe Norden.)

Unter allen wilden Völkerfamilien gibt es vielleicht keine, die so weit verbreitet wäre, wie die der Eskimos, keine, die so wie diese mit dem einen Fuß in Amerika und dem andern in Asien stände, und sowohl der alten als der neuen Welt zugehörte. Man findet Eskimos sowohl an der östlichen Spitze des Tschuktschenlandes, als im nördlichsten Theil von Neufundland, man trifft sie sowohl auf den Inseln des Behrings-Meeres, als in Grönland. In der Davis- und Hudsons-Einfahrt begegnen sie dem Wallfischfänger, so wie auch in dem eisigen Meere jenseits der Behrings-Straße, und wenn ihre südlichsten Stämme fast bis zur Breite von Wien sich herabsenken, so steigen sie im Norden bis zum 80. Grade hinauf, — eine Polnähe, die kein anderes bekanntes Volk erreicht.

Mit seltenen Ausnahmen liegt die ganze, unermeßliche von ihnen bewohnte Region jenseits der äußersten Grenzen des Baumwuchses, in

dem allerödesten, unwirthbarsten Theile der Erde. Die rauhen Winde des Polarmeeres streifen über ihre eisige Heimat und unterdrücken die Keime des vegetabilischen Lebens. Nur die allerzähesten, genügsamsten Gewächse — Flechten und Moose, Saxifragen und Weiden — sind im Stande, ihr Dasein gegen diesen vernichtenden Einfluß zu behaupten und gewähren einigen Landthieren und Zugvögeln eine dürftige Nahrung. Wie schlecht würde es um den Eskimo stehen, wenn er nur allein von dem, was die stiefmütterliche Erde hervorbringt, leben sollte, wenn nicht das Meer mit seinen Robben und Walrossen, seinen Cetaceen und Fischen für die Bedürfnisse seines unersättlichen Magens sorgte? So findet man ihn denn nirgends in weiter Entfernung von den unerschöpflichen Vorrathskammern des Oceans, und keiner verdiente mehr den Namen eines Küstenbewohners als er, der, von der Natur gezwungen, einen so großen Theil der Gestade des Polarmeeres umsäumt.

Es ist leicht begreiflich, daß eine Völkerfamilie, die an ihren östlichsten Grenzen schon seit Jahrhunderten mit Dänen und Engländern im Verkehr steht, die im äußersten Westen schon längst in den Kreis des russischen Einflusses gezogen ist, einige Verschiedenheiten in ihrer Lebensweise, ihren Sitten und ihrem Culturzustande darbieten muß, und daß dieselbe Beschreibung durchaus nicht in allen Punkten für den Jünger der mährischen Brüder in Labrador und Grönland, den griechisch-katholischen Aleuten und den noch ganz dem Schamanismus ergebenen Central-Eskimo passen kann. Doch alle Mitglieder der weitverbreiteten Eskimo-Familien sind an gewissen Grundzügen kenntlich, wodurch sie sich von allen Nachbarvölkern unterscheiden. Betrachten wir zuerst die Physiognomie und den Körperbau, so zeigt uns ihr breites, flaches Gesicht mit den hervorstehenden Jochbeinen und den kleinen mehr oder weniger schrägen Augen eine Aehnlichkeit mit den mongolischen oder tatarischen Völkern, die wir vergebens bei den nord-amerikanischen Indianern suchen würden. Auch ihre Hautfarbe nähert sich mehr der weißen, und so wie die Männer älter werden, ist ihr Gesicht stärker behaart als das ihrer kupferrothen Nachbarn. Die meisten Männer sind etwas unter der mittleren europäischen Größe; doch gibt es auch einzelne unter ihnen, welche den Namen Skrälinger oder Zwerge, womit die alten normannischen Ansiedler in Grönland sie belegten, durchaus nicht verdienen. Die Frauen dagegen sind sämmtlich von kleiner Statur. Was dem Eskimo gewöhnlich an Höhe abgeht, ersetzt er durch einen mächtigen, breitschultrigen Torso, und obgleich seine Muskeln sich weich und schlaff anfühlen lassen, so übertrifft er doch an Körperkraft alle anderen Ureinwohner von Amerika, und Kane sah im Norden einzelne Gestalten, die sogar mit dem Eisbär oder dem Walroß hätten ringen können. Auffallend bei beiden Geschlechtern ist die Kleinheit ihrer wohlgeformten Hände und Füße. Die Kleinheit der Füße läßt sich allenfalls dadurch erklären, daß sie sich fast immer sitzend im Schlitten oder im Boote bewegen, aber die Hände sind doch zu harten plebejischen Arbeiten verurtheilt und dürfen nicht wie die eines Dandy müßig liegen.

Allgemein ist die Sitte des Tättowirens von Kinn, Stirn oder Backenknochen — nicht aber wie bei den Südsee-Insulanern werden hier kunstreiche Figuren in die Haut eingegraben, sondern nur einzelne Striche, welche nicht übel stehen sollen. Von der Behringsstraße westwärts bis zum Mackenzie-Flusse haben die Männer die häßliche Gewohnheit, die Unterlippe in der Nähe jedes Mundwinkels zu durchbohren und Zierrathen aus großen blauen und grünen Glasperlen oder Quarzstücke, welche an Splittern von Walroßzahn befestigt sind, in die Oeffnungen zu stecken. Manche durchbohren auch die Nasenscheidewand und benutzen diese künstliche Apertur, um eine Knochennadel oder eine Zahnmuschel von der californischen Küste anzubringen, wodurch sie sich ungemein zu verschönern oder ein martialisches Ansehen zu geben glauben.

Was die Kleidung betrifft, so wissen die Eskimos sie vortrefflich ihren Bedürfnissen anzumessen. Mit ihren doppelten Beinkleidern aus Rennthier- oder Robbenfell, deren unteres das Haar nach innen kehrt, und ihren zwei Röcken oder Ueberwürfen, deren oberster, die Parca, mit einer großen Kaputze versehen ist; mit ihren mit Vogelfell oder dünnen Rennthierhaaren gefütterten Stiefeln und ihren mächtigen Handschuhen trotzen sie der grimmigsten arktischen Kälte und gehen auch im Winter ihren Beschäftigungen im Freien nach, sobald nur der Mond am Himmel kreis't, das Nordlicht am Firmamente flackert, oder die Dämmerung der Mittagsstunde ihr zweifelhaftes Licht verbreitet. Aus den Gedärmen der Robben oder der Walrosse verstehen es die Frauen, wasserdichte Hemden oder Kamlaiken zu verfertigen, welche im Sommer die schwere Parca ersetzen und bei ihrer fast amphibischen Lebensweise ihnen treffliche Dienste leisten. Eben so meisterhaft, so daß auch nicht die geringste Nässe durchdringen kann, und mit einer Zierlichkeit, welche dem besten Schuhmacher in Europa Ehre machen würde, nähen sie auch ihre Stiefel aus Robbenhaut zusammen. Die Kleidung der Frauen unterscheidet sich kaum von der der Männer, nur tragen erstere hinten am Rocke einen längeren Zipfel, der bis an die Fersen reicht.

In der Architektur ihrer Hütten zeigen die Eskimos eine wunderbare Kunst. So wie die schon länger werdenden Tage die am Cap Bathurst und an den Mündungen des Mackenzie-Flusses wohnenden Stämme zum Robbenfang an die Meeresküste rufen, bauen sie sich aus feinem Schnee*), der um diese Jahreszeit unter dem Einfluß der starken Winde und der steinsprengenden Kälte eine solche Festigkeit erhalten hat, daß er ein herrliches, leichtes Baumaterial liefert, wunderbare dom- oder glockenförmige Wohnungen. Monate lang dauern diese so gebrechlich scheinenden Gebäude; denn vermöge ihrer zirkelrunden Form widerstehen sie mit Leichtigkeit dem Winde, und auch das Aufthauen hat wenig Einfluß auf ihre Schneemauern, bis die Sonne im Hochsommer bedeutendere Kräfte entwickelt. Das Ameublement — Sitze, Tisch, Schlaf-

*) Das soll nur bei den östlichen Eskimos der Fall sein, die Wohnungen der westlichen Eskimos werden aus Treibholz hergestellt.

plätze — besteht ebenfalls aus Schnee, und darüber gebreitete Thierfelle lassen es an Comfort nicht fehlen. Man begreift, daß unter einer solchen Schneeglocke ein starkes Holzfeuer sich nicht anmachen ließe; aber gerade hierin besteht der Triumph der Eskimo-Baukunst, daß sie ein solches entbehrlich macht.

Die Thranlampe, die ewig brennende, reicht vollkommen hin, um die nassen Kleider und Stiefeln der Heimkehrenden zu trocknen; im kleinen Raum erzeugt sie in Verbindung mit der animalischen Wärme der eng zusammengepackten Bewohner eine hinreichend hohe Temperatur, und da der Eskimo eine besondere Vorliebe hat für rohes Fleisch, so braucht er auch keinen größeren Heerd zum Kochen. Daß seine Wohnung überdies mehr unter als über der Oberfläche der Schneedecke liegt, trägt natürlich ebenfalls bedeutend zu ihrer Wärme bei.

Die Hütte des Eskimo möge nun wie die eben beschriebene zu einem Schneedome sich wölben oder aus Steinen und Erde oder Treibholz gebildet sein, wie in anderen Gegenden und für andere Jahreszeiten, überall, von der Behringsstraße bis Grönland finden wir sie auf gleich zweckmäßige Weise dem Klima und den Umständen angepaßt.

Die schönste und eigenthümlichste Erfindung dieses merkwürdigen Volkes ist aber unstreitig die des einsitzigen Bootes — des Kayaks oder der Baidare. Ein leichtes hölzernes, langes und schmales Gerippe ist, bis auf eine Oeffnung in der Mitte, mit Seehundsfellen wasserdicht bekleidet. Der Mann sitzt mit ausgestreckten Füßen darin und ragt mit dem Körper aus der Oeffnung hervor. Diese ist mit einem Schlauch von Kamlaikastoff umsäumt, den er um den eigenen Leib unter den Armen festschnürt, so daß auch der furchtbarste Wogenschwall keinen Wassertropfen in das Innere des Bootes ergießt. Sein leichtes Ruder in der Hand, seine Waffen vor sich, das Gleichgewicht wie ein Kunstreiter haltend, fliegt er pfeilschnell über die bewegliche Fläche dahin, und sollte eine Welle ihn umwerfen, so weiß er mit seinem Ruder sich leicht wieder in die Höhe zu heben. Wenn die einsitzige Baidare dem schnellfüßigen Rosse gleicht, welches, mit seinem Herrn zu eins verwachsen, das flüchtige Wild ereilt, so ähnelt die große Baidare oder das Frauenboot dem schweren Fuhrwerk, das dem Zuge der Nomaden folgt. Auch dieses besteht aus einem mit Robbenfellen überzogenen Gerippe, ist aber so geräumig, daß es an die 50 Personen fassen kann. Der Mast trägt ein dreieckiges Segel, welches, aus den Darmhäuten von Seehunden verfertigt, leicht durch den schwellenden Windhauch aufgebläht wird. Der Mann würde es unter seiner Würde halten, in einem solchen schweren Familienboot zu rudern; er überläßt diese Arbeit ausschließlich den Frauen, die nach dem Takt eines monotonen Gesanges, den Oomiak — so heißt das Fahrzeug — durch die Fluten forttreiben. Die Eskimos zwischen dem Mackenzie- und dem Coppermine-Fluß wurden daher, wie Dr. Richardson erzählt, zu dem sonderbaren Irrthum verleitet, die englischen Matrosen, welche sie ge-

meinschaftlich rudern sahen, für Weiber zu halten. Einer von ihnen frug sogar, ob alle weiße Frauen Bärte hätten?

Was die Waffen der Eskimos betrifft, so wie die Geräthschaften, die ihnen zur Jagd und zum Fischen dienen, so zeigen uns auch diese eine große Kunstfertigkeit. Die Ruder sind geschmackvoll mit Walroßzähnen ausgelegt, die Speere sauber geschnitzt, der mit Darmsaiten umwundene elastische Bogen schnellt den wohl sechs Fuß langen Pfeil mit mörderischer Sicherheit zum weit entfernten Ziel. Zur Erlegung größerer Thiere ist letzterer mit einem scharfen Feuerstein oder einem zugespitzten Knochen versehen, abgestumpft und kleiner hingegen, wenn er den flüchtigen Vogel tödten soll.

Im Bau seiner Wohnungen und seiner Baidare, so wie auch im Verfertigen der einfachen Werkzeuge, die er zum Jagen und Fischen braucht, ist der Eskimo seinem Nachbar, dem rothen Indianer, eben so überlegen, wie an Körperkraft und Muth.

Jagd und Fischfang. Jahr aus, Jahr ein wiederholt sich bei den Central-Eskimos, sagt Richardson, derselbe einförmige Lebenskreis. So wie im Mai oder Juni die Flüsse sich von ihrer Eisdecke befreien, begeben sie sich zu den Schnellen und Wasserfällen, wo sie ihre Sommerzelte aufrichten und den stromaufwärts schwimmenden Fischlegionen mit ihren Speeren nachsetzen. Um dieselbe Zeit oder früher noch in mehr südlichen Gegenden, verfolgen sie das Rennthier, welches die Küsten und Inseln aufsucht, um sein Junges zu werfen, noch ehe der Schnee vollständig geschmolzen ist. Wo das offene Land keinen besonderen Schutz gewährt, um sich dem Wilde zu nahen, werden tiefe Gruben in den schneereichen Schluchten gegraben und oberflächlich mit Schneetafeln zugedeckt. Der nächste Wind verwischt die Spuren der Menschenhand. Das sorglose Rennthier wandert, ohne Böses zu ahnen, über die krystallene Fläche dahin — plötzlich aber versinkt der verrätherische Boden unter seinen Füßen — und aus dem engen Kerker, in welchen sein Unstern es führte, gibt es keinen Ausweg, als den Tod. Anfangs September versammeln sich die Rennthiere in größeren Heerden, um wieder südwärts zu ziehen; doch an ihren gewohnten Pässen über die Flüsse, oder dort, wo der sich verengende Landsee ihnen das Ueberschwimmen erleichtert, wartet ihrer der Eskimo mit Speer und Bogen und lichtet ihre furchtsamen Reihen.

An den Küsten, die der Walfisch besucht, wird der August seiner Verfolgung gewidmet, und eine glückliche Jagd verschafft der ganzen Gemeinde einen sorgenlosen Winter. Der Walfischfang erfordert ein gemeinsames Handeln; er ist es, der die Eskimos ihre Winterhütten aus Treibholz längs den Gestaden des Polarmeers zu Dörfern vereinigen heißt: ostwärts vom Cap Parry, wo Richardson keine Walfische mehr antraf, sah er auch keine Dörfer mehr, sondern nur einzelne Hütten. Zum Sitz eines solchen Dorfes wird gewöhnlich eine kühn vorspringende Küste gewählt, wo das tiefe Wasser es gestattet, die erlegten Cetaceen bis ans Ufer zu ziehen.

Wohl erlegt der Eskimo im Laufe des Jahres gar manches fett- und fleischreiches Thier, so daß eine doppelte Anzahl von mäßigen Essern, wie unser temperirtes Klima deren erzeugt, in beständigem Ueberfluß davon leben könnte; aber Seeluft und Kälte sind gewaltige Beförderer des Stoffwechsels und zehren stark am menschlichen Körper. Es bedarf daher auch einer ungeheuren Zufuhr, um den lebhafteren organischen Verbrennungsproceß zu unterhalten; und so sehen wir den Eskimo gemächlich seine 4 oder 5 Pfund Fleisch in einer einzigen Mahlzeit vertilgen, und Walfisch- oder Robbenöl-Humpen in gewaltigen Zügen dazu leeren. Kein Wunder, daß die Wintervorräthe sich erschöpfen und der Hunger manchmal peinigt! Doch dürfen wir der eisigen Seeluft und dem Stoffwechsel nicht alle Schuld beimessen: eine thierische Gefräßigkeit überschreitet oft die Grenzen des Bedürfnisses, und im Ueberfluß vergißt der unvorsichtige Wilde nur zu leicht den kommenden Morgen.

---

329. Canada und seine Seengruppe.

(Nach K. Andree, Nord-Amerika.)

Der hohe Norden Amerika's, vom Sanct Lorenzstrom bis zum Eismeere, ist englisches Gebiet, mit alleiniger Ausnahme jenes Theils der Nordwestküste, welchen die Russen für sich in Anspruch genommen haben. Dieses „amerikanische Sibirien", wie man die Besitzungen der Hudsonsbay-Compagnie auch wohl nennt, um den Charakter und das Klima jener weiten Einöden zu bezeichnen, macht im Süden des 50.° n. Br. allmählig einem fruchtbaren und mildern Lande Platz, dessen üppiger, zum Theil mit stolzen Wäldern dicht bedeckter Boden zu Ackerbau und Viehzucht einladet und schon jetzt eine ansässige Bevölkerung von etwa zwei Millionen Seelen zählt. Canada, Neu-Schottland und Neu-Braunschweig, die letzten Colonieen, welche Großbritannien auf dem Festlande Nord-Amerika's behaupten konnte, sind für das Mutterland von erheblichem Belang. Sie bieten eine Menge trefflicher Häfen dar, sind reich an Erzeugnissen des Ackerbaues, an Fischen und an Holz; sie gewähren den englischen Fabrikaten einen ausgedehnten und vortheilhaften Markt, nehmen alljährlich manches Tausend britischer Einwanderer auf, die nach kurzer Zeit werthvolle Consumenten von Industrie-Producten werden, und sichern der englischen Regierung in Nord-Amerika auch militärischen Einfluß. So lästig und kostspielig daher in mancher Hinsicht der Besitz dieser Colonieen für Großbritannien sein mag, in politischer und commercieller Beziehung bleiben sie demselben von großem Werthe.

Canada trägt wesentlich den Charakter eines Flachlandes; nur im Osten, nach Neu-Braunschweig hin, ist gebirgiger Charakter vorhanden. Ein Höhenzug von nicht unbeträchtlicher Erhebung, welcher von dem acadischen Gebirge in Maine ausgeht, läuft nach Norden bis zum St.

Lorenz und streicht dem rechten Ufer desselben entlang von Quebec abwärts nach Nordosten, in einer Länge von mehr als 150 Stunden bis zur Ostspitze der Halbinsel Gaspé. Er bildet für das gewaltige Stromthal gewissermaßen eine östliche Ufermauer, welche an einzelnen Stellen eine Höhe von 2- bis 3000 Fuß erreicht. Dieses Höhenland, rauh, steil und vielfach durchbrochen, hat in jeder Hinsicht ein skandinavisches Gepräge; auch ist es stark mit Nadelholz bestanden. Die große obercanadische Ebene endet am Norduser des Huron- und Oberen Sees in rauhem und steilem Klippengelände.

Die großen canadischen Seen geben dem Lande ein ganz eigenthümliches Gepräge. Sie bilden die größte Süßwasser-Ansammlung auf Erden; denn der kaspische See in Asien, welcher allerdings einen größeren Flächenraum einnimmt als der Obere See, enthält bekanntlich salziges Wasser; er steht an Ausdehnung wie an Wassermasse zurück, wenn man zum Oberen See die übrigen Becken hinzurechnet, welchen insgesammt der St. Lorenzstrom zum Abzugs-Canale dient. Man hat diese Seen mit Recht als ein Süßwassermeer bezeichnet; bei Stürmen schlägt es Wellen von der Höhe der Wogen auf dem atlantischen Ocean. Der Obere See hat eine Tiefe bis zu 900 und 1200 Fuß; sein Wasser ist, gleich jenem der übrigen, klar und durchsichtig wie Krystall. Er empfängt nicht, wie so viele andere Seen, einen großen Strom, sondern wird von vielen Bächen und etwa vierzig kleineren Flüssen gespeis't, unter welchen der St. Louis mit einem Lauf von etwa 70 Stunden der längste ist. Sein Küstenland ist mit dichten Wäldern bedeckt; der lang andauernde Frost hemmt die Verdunstung des Wassers. Am Südostende öffnet sich der Obere See und fließt durch die schmale St. Mary-Straße in den Huron-See ab. In der Mitte jenes etwa 20 Stunden langen Canals liegen die St. Marienfälle; sie bilden gewissermaßen nur eine ununterbrochene Reihe von Stromschnellen und Katarakten, über welche der Strom rauschend hinabstürzt, und gestatten keine Schifffahrt. Der Huron-See, ein Becken von sehr unregelmäßiger Bildung, liegt nur 32 Fuß niedriger als der Obere See und hat gleichfalls eine Tiefe bis zu 1000 Fuß. Seiner Nordküste entlang läuft eine Reihe von Inseln, welche den sogenannten Nord-Canal und die Georgian-Bay vom südlichen Theile gleichsam abschneiden. Im Nordwesten steht der Huron durch die Straße von Mackinaw mit dem Michigan-See in Verbindung, welcher rings vom Gebiete der Vereinigten Staaten umschlossen ist. Man hat den Flächeninhalt dieser drei Seen auf etwa 73,000 englische Geviert-Meilen berechnet; ihre Oberfläche ist etwa 640 Fuß über den Meeresspiegel erhaben, ihr Boden aber tief unter demselben, so daß sie eine bemerkenswerthe Depression bilden. Die ganze Wassermasse dieser Seen liegt etwa 300 Fuß höher als das Becken des oberen Mississippi. In seinem südlichen Theile bildet der Huron-See, dem es an guten Häfen fehlt, zwei Buchten. Die westliche oder Saginaw-Bay schneidet tief in den Staat Michigan ein, die zweite bildet nach Süden hin eine

etwa 15 Stunden lange Straße — den sogenannten St. Clair-Fluß — zum St. Clair-See, aus welchem der Detroit-Fluß zum Erie-See strömt, der noch 565 Fuß über dem Spiegel des atlantischen Meeres liegt, und dessen Tiefe 270 Fuß beträgt. Bis zum Erie-See hat der Strom der großen Süßwasser-Ansammlung eine vorzugsweise südliche Richtung; von nun an geht dieselbe bis zur St. Lorenzmündung nach Nordosten. Der Erie-See bildet den Mittelpunkt für die Binnenschifffahrt auf den Seen; er steht mit Canada, dem Hudson und dem Mississippi durch Canäle und Eisenbahnen in Verbindung. An der Nordostecke strömt der Niagara-Fluß aus dem Erie-See und ergießt sich nach einem etwa 16 Stunden langen Laufe zum Ontario. Auf dieser Strecke hat das Wasser ein Gefälle von etwa 334 Fuß; der Spiegel des Ontario liegt nur noch 231 Fuß über jenem des atlantischen Meeres. Dieser letztgenannte See ist unter den fünf großen Wasserbecken das kleinste; seine Tiefe wechselt von 156 bis 300 Fuß, doch hat man in der Mitte auch auf 300 Faden noch keinen Grund getroffen. Den Gesammt-Flächeninhalt aller fünf großen Seen nimmt man zu etwa 80,000 engl. Geviert-Meilen an.

Der Wasserfall des Niagara liegt dem Ontario näher als dem Erie. Wenn man sich ihm von der Seite des letzteren nähert, deutet nichts auf jenes wunderbare Natur-Schauspiel hin, welchem an Großartigkeit kein anderes gleichkommt. Man hat eine weite Hochebene vor sich, welche allmählig ansteigt. Durch diese bricht sich der Strom in einer Breite von etwa einer halben Stunde seine Bahn. Bald hört man dumpfes Getöse aus der Ferne, das allmählig stärker wird und in der Nähe des Falles das Toben von zehntausend Donnern übertönt. Doch fließt der Strom vergleichsweise noch ruhig bis etwa eine halbe Stunde oberhalb des Falls. Dann beginnt er sich zu kräuseln; bald folgt eine Reihe von heftigen Stromschnellen, auf diese abermals eine glatte Wasserfläche, die jedoch bis zum Rande des Abgrundes mit einer ungeheuren Schnelligkeit sich weiter drängt. Die Wasserfülle von 4 mächtigen Binnenseen stürzt in Thurmeshöhe nicht in einer Menge getheilter Cascaden, sondern wie ein Meeresstrom in einer einzigen Masse hinab, und ist nur durch eine kleine Insel von 75 Acker Flächeninhalt, Goats- oder Iris-Island, in zwei Theile gesondert. Ringsum erdröhnt ohne Unterlaß die Erde; das Getöse hört man bei Südwind bis nach Toronto an der Nordküste des Ontario-Sees, in einer Entfernung von 46 engl. Meilen. Die Haupt-Abtheilung des Falles, welche auf der canadischen Seite liegt, wird das Hufeisen (Horseshoe) genannt; sie ist etwa 2100 Fuß breit und 149 Fuß hoch. Jenseits der Ziegeninsel, welche ungefähr ein Viertel der gesammten Strombreite einnimmt (984 Fuß) und zu der man auf einer hölzernen Brücke gelangt, liegt der 1140 Fuß breite amerikanische Fall, über den sich eine weit geringere Wassermasse herabstürzt; er hat eine Höhe von 164 Fuß. Von dem sogenannten Tafelfelsen (Table Rock), der bis dicht zum Wasser hinanreicht, hat der Beschauer einen

Gesammtüberblick über den ganzen Wasserfall. Bis dicht an den Katarakt fährt täglich mehrmals ein Dampfboot, und zwar so nahe, daß die Fahrgäste vom Schaume des Falles bespritzt werden.

Die berühmte Hängebrücke über den Niagara-Fluß liegt unterhalb des großen Falles, zwischen diesem und dem sogenannten Strudel (the Whirlpool), den man mit dem Maelstrom bei den Lofodden verglichen hat. Sie liegt 230 Fuß über dem Wasserspiegel, hat eine Spannung von 800 Fuß, ist 40 Fuß breit, und wird von 16 Drahttauen gehalten, die 1100 Fuß lang sind. Ueber dieses kühne Werk, das seit 1849 dem Verkehre offen steht, führt eine Eisenbahn.

Am östlichen Ende des Ontario-Sees erhält der Strom, welcher dem großen Süßwasserbecken zum Abzuge dient, den Namen St. Lorenz (einst Fluß der Irokesen oder auch Cataraqui genannt).

---

330. Ottawa, die neue Hauptstadt von Canada.

(Nach The Canadian Directory for 1857—1858.)

Ottawa, früher Bytown genannt, eine der bedeutendsten Städte von Central-Canada, liegt an der Mündung des Rideau-Flusses in den Ottawa, 87 Miles von der Vereinigung des letzteren mit dem St. Lorenz. Ihren ursprünglichen Namen erhielt die Stadt nach ihrem Gründer, dem Ingenieur-Obersten By, den die englische Regierung im Jahre 1827 mit der Leitung der Arbeiten zum Bau des Rideau-Canals beauftragte. Im Jahre 1854 wurde Bytown durch einen Act des canadischen Parlaments zu einer City erhoben und ihm sein jetziger Name beigelegt. Der Canal trennt den oberen Theil der Stadt von dem unteren und wird durch acht prächtige steinerne Schleusen in den Ottawa geleitet. Eine massive Brücke von behauenem Stein führt über den Canal, der aber dem sich rasch entwickelnden Verkehr schon jetzt nicht mehr Genüge leistet. Die Stadt ist gut angelegt; ihre Straßen sind breit, grade und regelmäßig und durchschneiden sich meistens in rechten Winkeln. Die Hauptstraßen sind mit Gas erleuchtet, und man beabsichtigt nächstens die Anlage einer Wasserleitung. Am westlichen Ende der Stadt befinden sich die berühmten Chaudière-Fälle, die an Großartigkeit und Schönheit in Amerika nur von dem Niagara übertroffen werden, mit dem sie in mancher Beziehung sich messen können. Ueber diesen schäumenden Abgrund zieht sich eine von der Provincial-Regierung mit einem Aufwande von 66,448 Dollars errichtete Hängebrücke, welche Ober- mit Unter-Canada verbindet. Im Nordosten der Stadt sind noch zwei Katarakte, über welche die Gewässer des Rideau-Flusses sich mit wildem Ungestüm in den Ottawa stürzen, und welche, obschon an Erhabenheit und Majestät mit dem Chaudière nicht zu vergleichen, für den Bewunderer einer schönen Natur nicht ohne Reize sind. Ueberhaupt ist die Scenerie in dieser Gegend von unübertreff-

licher Schönheit; wild, romantisch und pittoresk, bietet sie eine Mannichfaltigkeit dar, die in keinem anderen Theile der Provinz zu finden ist.

Zu dem Handel Ottawa's liefern die unermeßlichen, jenseits der Stadt gelegenen Wälder das hauptsächlichste Material, das in der Form von Brenn- und Nutzholz hier durchgeführt wird. Von diesem ächt canadischen Stapel-Artikel wird mehr in dem District erzeugt, von welchem Ottawa das Emporium ist, als in irgend einem anderen Theile Canada's, und die von hier aus gelieferten Vorräthe versehen hauptsächlich die aus Europa ankommenden Schiffe mit ihren Retourladungen, sowie nicht minder die Märkte der Vereinigten Staaten, wo der Begehr nach canadischem Bauholz in stetem Zunehmen ist. Die Hull Iron Mines, etwa 7 Miles von der Stadt gelegen, werden mit Erfolg ausgebeutet und versprechen binnen wenigen Jahren eine Quelle bedeutenden Reichthums zu werden. Die Zukunft Ottawa's ist nicht schwer vorauszusehen; im Mittelpunkte eines fruchtbaren und sich rasch entwickelnden Landes gelegen, im fast ausschließlichen Besitz des Holzhandels, mit einer unerschöpflichen Wasserfülle versehen, die den Verkehr mit den Hauptorten Canada's und der benachbarten Republik erleichtert, ist es bestimmt, in einer nicht entfernten Periode der Sitz einer umfassenden industriellen Thätigkeit zu werden, und wenn der Ottawa and Georgian Bay Ship Canal ins Leben treten sollte, wird es einen Knotenpunkt der großen Wasserstraße nach dem Westen bilden. Auch zur Vertheidigung ist es durch seine Lage vortrefflich geeignet.

---

331. Weltstellung der nord-amerikanischen Union.

(Nach „Die Gegenwart".)

Für eine so rasche, gesunde und gewaltige Entwickelung, wie die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika sie aufweisen, hat die Geschichte der Menschheit bisher keine Analogie. Vor kaum mehr als 80 Jahren (1776) bildeten die 13 englischen Colonieen einen schmalen Küstensaum, der von Maine bis Georgien reichte und im Westen von den Alleghanies begrenzt ward. Allmählig dringen Ansiedler über diese Gebirgskette nach Westen vor, und seit die Unabhängigkeit der früheren Provinzen, die nun einen conföderirten Staatenstaat bilden, gesichert ist, gründen sie in dem weiten und fruchtbaren Stromgebiete des Mississippi einen Staat und ein Gebiet nach dem anderen. Aber gegen Westen und Südwesten hin stoßen sie auf hemmende Schranken: dort liegt das französische Louisiana; im Süden tritt das spanische Florida ihrem weiteren Vordringen entgegen. Ein günstiges Geschick will, daß sie auf friedlichem Wege, 1803, in den Besitz des gesammten Louisiana gelangen, welches in seiner alten Ausdehnung vom Mississippi bis zu den Felsengebirgen reichte. Und ehe noch zwei weitere Jahrzehende ver-

schwunden sind, erwerben sie, 1819, das spanische Florida. Nach einem Menschenalter rücken sie weiter vor, überschreiten den Sabinefluß, und pflanzen nach der Einverleibung von Texas, 1845, ihre Grenzpfähle am Rio Grande del Norte auf: ihr Gebiet reicht also schon vom St. Lorenzstrom im Nordosten bis zum mexicanischen Staate Cohahuila im Südwesten. Darauf beginnt der Krieg mit Mexico. Die amerikanischen Streiter werfen des Cortez entartete Nachkömmlinge in einem Treffen nach dem anderen, Büchsenschützen aus den Wäldern Wisconsins und Pennsylvaniens tafeln „in Montezuma's Hallen", unter dem sternenbesäeten Banner. Der Preis des Sieges ist nicht gering: er fügt das Gebirgsland von Neu-Mexico, das große westliche Binnenbecken, das Colorado-Stromgebiet und das reiche Californien dem Staatenbunde hinzu, der freilich schon einige Jahre früher seine Ansprüche auf das Land zu beiden Seiten des Columbiastromes, auf Oregon, durchgesetzt und somit das Gestade des großen Weltmeeres erreicht hat. Aber nun erst verfügt dieser Staatenbund als Gebieter über die Küste und die trefflichen Häfen vom Puget-Sunde bis San-Diego und hat die ganze Mitte des neuen Continents sich einverleibt.

Seitdem kehren die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika ihre Front dem Osten wie dem Westen der alten Welt zu; ihre Gestade werden von beiden großen Weltmeeren bespült; Nord-Amerika ist nun das eigentliche Land der Mitte und schon heute eine Weltmacht ersten Ranges geworden. Kein anderer Staat hat neben solcher Ausdehnung zugleich eine so vortheilhafte Handelslage, und kaum ein anderer ist in sich selbst so mannichfach gegliedert. Die Vereinigten Staaten könnten eine Welt für sich bilden und im Nothfalle sich selbst genügen, da ihr Gebiet von der Nähe des Wendekreises bis zum 50. Grade nördl. Br. hinaufreicht und einen Flächeninhalt einnimmt, welcher jenem des Festlandes von Europa nahe kommt. Reichlich die Hälfte desselben ist anbaufähig und zum Theil von üppigster Fruchtbarkeit, so daß schon jetzt das erst aus seinen Anfängen herauswachsende Land eine ungemeine Productenfülle liefert und in Bezug auf einige große Stapelartikel des Welthandels Europa von sich abhängig gemacht hat. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß Nord-Amerika eine Hauptachse bildet, um welche nun der Weltverkehr sich dreht. Der Weg von Ost-Asien, Australien und der hinterindischen Eilandflur nach Europa ist über amerikanische Verkehrsbahnen zum mindesten nicht länger als über das Rothe Meer nach Nordwest-Europa, und weit kürzer als jener um das Vorgebirge der Guten Hoffnung. Zu allen Zeiten aber erreichten besonders die Völker eine hohe Stufe von Wohlhabenheit, welche sich in ausgedehntem Maße am indischen und ostasiatischen Handel betheiligten. In unseren Tagen entwickelt sich gerade im Stillen Ocean ein neues Leben, und man hat mit vollem Rechte gesagt, daß derselbe sich erst jetzt zur Activität emporarbeite*). Bisher war die ganze amerikanische

*) Vgl. I. Bd. S. 22 ff.

Westküste von eben so untergeordneter Bedeutung wie Australien sammt der oceanischen Inselwelt. Seit der Entdeckung der Goldgruben treten sie als bestimmende Factoren in den Welthandel ein. Ein Dampfer nach dem anderen fährt um das Cap Horn in die Südsee, von Valdivia in Chile bis nördlich über die Columbia-Mündung hinaus greifen die Dampfschifffahrts-Linien in einander; und während man von England aus eine dergleichen Linie von Panama nach Sydney und Hongkong ins Leben ruft, bauen die Amerikaner Dampfer für die Fahrt zwischen Californien und China. Noch mehr. In vollkommen richtigem Verständniß der ganzen Wichtigkeit der Westküste legten sie Schienen über den Isthmus von Panama, eröffneten sie eine Straße durch Nicaragua, bauen sie jetzt eine Straße über die Landenge von Tehuantepec, haben sie eine Post- und Reiseverbindung zwischen Veracruz und Acapulco hergestellt und ziehen auf diese Weise ganz Mexico, Mittel-Amerika und Neu-Granada in den Kreis ihrer Verkehrs-Interessen. Dadurch bahnen sie zugleich ihrem politischen Einflusse auch im karaibischen Meere den Weg; den mexicanischen Meerbusen betrachten sie ohnehin schon seit längerer Zeit als ihr Binnenmeer. Im westlichen Meere wird ihnen mit derselben Nothwendigkeit der Archipelagus der Hawai-Inseln zufallen, der schon jetzt völlig amerikanisirt worden ist.

Man hat das weite Ausgreifen der Nord-Amerikaner getadelt. In der That sind sie ganz in der Art und Weise wie die Römer, die Engländer und die Russen ein eroberndes Volk geworden. Bei ihnen zeigt sich dieselbe Erscheinung, welche die Geschichte in allen Jahrhunderten darbietet: der Stärkere unterwirft den schwächeren Nachbar. Aber während alle übrigen Völker theils durch den Drang der Noth oder durch den Ehrgeiz großer Kriegsfürsten und Heermeister erobernd auftreten, verfolgen die Nord-Amerikaner ihren Plan, die Hälfte ihres Continents sich einzuverleiben und zu amerikanisiren, mit kalter und klarer Berechnung, und arbeiten unablässig auf das Ziel hin, das sie unverrückt im Auge behalten. Auf die Vorwürfe, welche ihnen über solches Ausgreifen von Seiten Englands gemacht wurden, entgegnete ein Staatsmann in Washington: es handle sich um etwas, das man von den altdeutschen und insbesondere von den englischen Stammvätern ererbt habe; wenn es ein Fehler sei, so liege es im Blute. Man bezeichnet dieses Einverleiben bekanntlich als Annexation.

Durch die eigenthümliche amerikanische Kraft der Ausdehnung, der eigentlichen Mutter der Annexations-Bestrebungen, ist aus den ehemaligen 13 Colonieen ein Weltreich erwachsen, so rasch wie nie ein anderes zuvor, und in einer durchaus eigenthümlichen, wir wollen sagen specifisch-amerikanischen Weise. Nicht ohne Grund hat man behauptet, daß der deutsche Charakter der Angelsachsen in Britannien insularisch geworden sei; man kann mit eben so vollem Rechte hinzufügen, daß er auf dem weiten Continente Nord-Amerika's wieder in das Continentale zurückschlage, ohne doch jene oceanische Zuthat einzubüßen, welche den Engländer charakterisirt. Denn ein Volk, dessen Gestadeland auf einer

Strecke von 5- bis 6000 englischen Meilen die Wellenschläge des Meeres empfängt, kann sich nicht einseitig entwickeln. Bis tief ins Innere hinein reicht der anregende und belebende Einfluß der See; ihr strömen die großen Flüsse zu; um die Häfen zu erreichen und zugleich die Binnen-Communication auszudehnen, baute man 20,000 englische Meilen Eisenbahnen, stellte man ein weitverzweigtes Canalnetz her, und der Bewohner von Missouri und Wisconsin ist heute nicht minder an der See interessirt als jener von Neu-York und Massachusetts oder Louisiana und Californien.

332. Das germanische Amerika im Vergleich mit dem romanischen.

(Nach G. B. Mendelssohn, das germanische Europa.)

Der Antheil am Boden der neuen Welt, welcher der britischen Insel durch ihre Lage zugewiesen wurde, ist der nördlichste, kälteste, am wenigsten durch kostbare Erzeugnisse des Pflanzen- und Mineralreichs ausgezeichnete. Ist es dennoch derjenige, der am kräftigsten und frischesten aufblüht, in dem sich europäische Cultur am echtesten und gesundesten erhält und wieder erzeugt, hat er auf England über alle Berechnung belebend und stärkend zurückgewirkt, während das spanische Amerika eine verderbliche Verlockung für das Mutterland wurde, so scheint er das zum Theil sich selbst, zum Theil seinen neuen Bewohnern zu verdanken. Das Klima zuerst war im britischen Amerika dem europäischen am meisten ähnlich, dem Europäer angemessen, der nirgends in tropischer Hitze geistig und leiblich gedeiht. Ebenso der Boden, gleich heilbringend durch das, was er gab, und durch das, was er weigerte. Kein Gold und Edelgestein lockte wilde Abenteurer, sondern fruchtbare Fluren, üppige Waldungen zogen fleißige Landleute, politisch und religiös Gedrückte oder Mißvergnügte an. Daher wohl großentheils die allgemeine Achtbarkeit der europäischen Ansiedler. Die Sitte, welche sie mitbrachten, trug wiederum der Boden bei, zu erhalten. Diese Ansiedler fanden hier keine offenen, wohl angebauten und reich bevölkerten Gegenden vor, keine mächtigen Reiche, mit in mancher Beziehung hoch gestiegenen Künsten der Verfeinerung und des Luxus — wie die Spanier auf den baumlosen Hochebenen von Peru und Mexiko —, sondern undurchdringliche Urwälder, in denen ganz rohe, wenig zahlreiche Jägerstämme herumirrten. Diese mußten und konnten zurückgedrängt oder vertilgt werden, was dort so grausam wie unthunlich gewesen wäre; so blieb im Norden rein europäische Bevölkerung, im Süden entstand mehr oder minder Vermischung, und was schlimmer ist, ein Verhältniß der Dienstbarkeit, durch Verschiedenheit der Farbe und Racen auf's härteste bezeichnet. Die britischen Ansiedelungen endlich waren dem Mutterlande ungleich näher und erreichbarer als die spanischen. Nach

der Westküste von Süd-Amerika zwar erleichtern Meeresströmungen und Winde die Fahrt und gleichen in gewissem Grade die Entfernung aus, allein die dem europäischen Leben gemäßen Gegenden, die Hochebenen von Mexico, Peru, Chili, liegen diese abwärts, jene hinter dem westindischen Insel-Archipelagus versteckt, durch ein gefahrenreiches Meer und heftige Stürme schwer zugänglich. Und selbst von der südlichen Westküste aus ist die Rückfahrt nach Europa ungleich schwieriger und gefahrvoller als die Hinfahrt. Dem Bewohner der Hochebenen ist die Küste fern gerückt durch beschwerliche Wege, durch verderbenbringenden Wechsel des Klima's. Sehr selten kehrte ein Colonist nach Spanien zurück. Nach dem britischen Amerika dagegen war die Hinfahrt zwar Anfangs mühsam, bis man einen besseren Weg auffand, die Rückfahrt dagegen durch herrschende Winde, günstige Strömungen sehr leicht gemacht*). Daher ununterbrochene Verbindung mit Europa. Handel, Wißbegierde oder Schaulust führte die vermögenden Ansiedler hinüber. So blieben sie in lebendigem Zusammenhang mit europäischer Sitte, Bildung, Literatur. Unstreitig gebührt jedoch der im englischen Volk erhaltenen politischen Productivität ein so großer Antheil am Gedeihen der nord-amerikanischen Ansiedelungen als den übrigen begünstigenden Verhältnissen. Es ist hierbei bemerkenswerth, wie in Nord-Amerika durch die Art der Uebersiedelung selbst, noch mehr bei erworbener Unabhängigkeit, der sächsische Bestandtheil des englischen Lebens, als der volksmäßigere, dem aristokratischen normannischen gegenüber, die Oberhand gewann. Vielleicht, wenn einst die Eigenthümlichkeit des britischen Lebens, britischer Sitte, Freiheit, Verfassung unter der Last der Uebervölkerung, des Luxus, der Ueberwucht europäischer Verhältnisse untergegangen ist, wird man das Bild davon in Nord-Amerika suchen müssen, so wie Island die Mythe und Dichtung des skandinavischen Nordens erhalten und ausgebildet hat.

---

333. Neu-York im Vergleich mit anderen Hauptstädten der alten und neuen Welt.

(Nach Fr. Raumer, die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.)

Es gibt in den jungen, lebenslustig treibenden Staaten von Nord-Amerika kaum eine einzige Stadt, welche, durch die Uebermacht hemmender Umstände bedrängt, etwa so zurückginge, wie Venedig und einige andere europäische Orte. Vielmehr zeigen sich überall Fortschritte, wo die Kraft thätiger Menschen und verständiger Einrichtungen irgend einwirken kann. Einige Städte sind aber unter vielen gleichmäßig wachsenden doch so von der Natur begünstigt, daß sie bereits jetzt oder in

*) Noch heute braucht man zur Hinfahrt um die Hälfte Zeit mehr als zur Rückfahrt.

naher Zukunft alle anderen überflügeln müssen. Hieher zähle ich St. Louis, Neu-Orleans und Neu-York. Diese drei Städte sind gleichsam die Herzen oder Pulse, welche Leben und Bewegung nach allen Seiten verbreiten und von allen Seiten erhalten. Ihre Bestimmung, ihre Aufgabe ist eine natürliche, und je mehr die übrigen Staaten und Städte sich heben, um so mehr muß auch ihre Größe und Bedeutung wachsen. Boston, obgleich jetzt durch eine Eisenbahn mit dem Hudson verbunden, ermangelt eines großen, schiffbaren Flusses, und liegt zu nördlich und zur Seite, als daß es je wieder Neu-York an Handel und Bedeutung gleich kommen könnte. Das bewundernswerth sich entwickelnde Cincinnati hat an Louisville, Pittsburg, Buffalo mehr oder weniger begrenzende Nachbarn. St. Louis dagegen ist ein natürlicher, unentbehrlicher Mittelpunkt alles Verkehrs, vom Ursprunge bis zum Ausflusse des Mississippi. Mit jedem Tage wird ferner das ungeheuer große Land, aufwärts vom Missouri, immer wichtiger und bevölkerter. Durch den Illinois endlich, und bald entstehende Canäle und Eisenbahnen, muß die Verbindung mit Chicago und den großen Seen so leicht als umfassend werden. Neu-Orleans ist der Ausgangs- oder Endpunkt alles Handels in dem unermeßlichen Flußthale des Mississippi. So geringen Anspruch dieser Fluß auf mannichfaltige Naturschönheit machen kann, ist oder wird er doch (mit seinen Nebenzweigen) der wichtigste auf Erden. Die rastlose Thätigkeit des ihn beherrschenden Volkes muß beispiellose Fortschritte herbeiführen, selbst die Ungesundheit einzelner Punkte (so Neu-Orleans) mehr oder weniger beseitigen (durch Dämme, Wasserleitungen, Anbau und dergleichen), und mehr Gegenstände erzeugen, einführen und ausführen, als selbst die Kühnsten jetzt voraussehen. Der Lorenzstrom ist schöner als der Mississippi; allein er beharrt in denselben Graden der Breite und fließt viel zu nördlich, als daß er in Beziehung auf Handel und Verkehr dem Mississippi gleich kommen und gleich bleiben könnte. Dieses Flusses größter Vorzug ist, daß er durch so viele Breitengrade und vom Norden nach Süden fließt. Wäre es umgekehrt, mündete er aus im Oberen See oder noch nördlicher, er wäre trotz alles Wasservorrathes so unbedeutend und nutzlos wie die sibirischen Flüsse.

Wie St. Louis ein verbindender Mittelpunkt und Neu-Orleans der Ausfuhrhafen ist, so Neu-York die Haupt-Einfuhrstelle für die Republik. Seitdem der Hudson durch den Erie-Canal mit den großen Seen verbunden ist, geht die Schifffahrt (es gibt nichts Aehnliches in der Welt) ununterbrochen vom atlantischen Meere bis zum Oberen See, den Felsgebirgen des Westens und dem mexicanischen Meerbusen. Wie natürlich erscheint hiernach das bisherige und künftige Anwachsen Neu-Yorks! Die Lage der Stadt und ihre Umgebung ist schön, und man hat sie wohl mit der Neapels verglichen. Der Vergleich ist jedoch nicht ganz passend. Denn in Neapel ist äußerst wenig Handelsthätigkeit; die Zahl der Schiffe, dieser Zeichen wirksam fleißigen Lebens, ist unbedeutend, die Zweckmäßigkeit der Häuser ist geringer, die Straßen sind

zum Theil finster und krumm u. s. w. Dagegen hat Neu-York keinen Vesuv, keine Inseln so gezeichnet wie Capri, Ischia, Nisida und Procida, unbedeutende Anhöhen (im Vergleich mit Sorrent und Castellamare), es fehlt das Phantastische, welches selbst die neapolitanische Armuthseligkeit zeigt, und ein Klima, das Myrthen und Orangen hervortreibt.

Neu-York liegt auf einem spitzen Dreiecke, dessen kürzere Seite mit dem inneren Lande zusammenhängt, dessen beide längeren Seiten aber von dem Hudson und dem östlichen Flusse begränzt werden. An der Stelle, wo beide gewissermaßen zusammentreffen, der Blick über größere Wasserflächen und fernere Ufer und Inseln hinüberschweift, Segelschiffe und Dampfböte vor Anker liegen, oder in raschem Wechsel kommen und gehen; an dieser schönen Stelle befindet sich ein mit großen Bäumen bepflanzter Platz oder Garten, die mit Recht von den Neuyorkern fleißig besuchte und hochgepriesene Battery. Sie ist einzig in der Welt (wie denn alles Individuelle einzig ist); lasse ich mich aber durch übertriebenes Lob wieder zum Vergleichen aufreizen, so erscheint die Piazetta in dem tragisch dahinsterbenden Venedig, mit der Markuskirche, dem Campanile, dem Dogenpalaste, den Procuratien und den gegenüberliegenden Inseln, Kirchen und fantastischen Gebäuden doch schöner und poetischer als das, was ich auf der Battery sehe oder hinzuzudenken veranlaßt bin. Von der Battery aus läuft die Hauptstraße, Broadway, durch die ganze Länge der Stadt; sie ist weit die belebteste und besuchteste und erinnert in dieser Beziehung an Oxfordstreet und den Strand in London. Mit ihr laufen mehrere andere Straßen parallel, und noch mehrere kreuzen den Broadway in rechten Winkeln. Die letzten sind aber weit kürzer, als die ersten; wie sich denn die Stadt (des Hudsons und des östlichen Flusses halber) nicht in der Breite, sondern nur in der Länge ausdehnen kann. Aber Hoboken auf der Seite von Neu-Jersey, Brooklyn und Williamsburg jenseit des östlichen Stromes können (bei der geringen Entfernung und der sehr leichten Verbindung durch Dampfboote) als Theile von Neu-York betrachtet werden. Insbesondere ist Brooklyn in der neuesten Zeit außerordentlich angewachsen. Es liegt am Abhange von Hügeln und auf denselben, und bietet hiedurch fast schönere Ansichten und Aussichten als das ganz ebene Neu-York. Hoboken, jenseit des Hudson, streckt sich ebenfalls auf Anhöhen, welche nach Neu-Jersey zu sich in ebenes Land ausbreiten, während nach dem Flusse hin der Abfall rasch ist und unten am Wasser ein angenehmer Spazirgang hinläuft.

Neu-York hat, wie alle amerikanischen Städte, viele, zum Theil zierliche Kirchen; aber nur eine, welche im gothischen Stile erbaut wird, kann neben den größeren europäischen genannt werden. Hingegen sind die Wasserleitungen, Wasserbehälter, Röhren, Springbrunnen, zur Verschönerung und Versorgung der Stadt, ein Werk, das den größten Unternehmungen der Art an die Seite zu setzen ist; ja, vielleicht an Kühnheit, Festigkeit, Zweckmäßigkeit, Nützlichkeit und Umfang nicht seines Gleichen hat.

Nächst London ist New-York wohl die erste Handelsstadt der gebildeten Welt; denn selbst Liverpool bleibt in seinem Verkehre einseitiger, und überhaupt weniger anziehend und lehrreich. Die Zahl der Omnibus ist in Broadway, der Hauptverbindungslinie, verhältnißmäßig größer wie in London, und der Lärm stärker, weil man noch keine Holzpflasterung (wie in Oxfordstreet) eingeführt hat. Die Häuser sind meist drei Fenster breit, von rothen, zierlich mit weißen Linien gemusterten Backsteinen, und von sehr verschiedener Höhe; ein Stockwerk bis drei, seltener vier oder gar fünf. Die Läden, zum Theil sehr reich und geschmackvoll, bieten wohl so ziemlich alles, was die Erde oder der Mensch zum Verkaufe erzeugt oder bearbeitet. New-York hat weniger große Plätze als das Westende, aber mehr als das alte London, und einige sehr reiche Springbrunnen. Das Wasser kommt in geschlossener Leitung bis an den Abhang eines sehr tiefen und breiten Flußthales, wird in ungeheuren Röhren unter dem Flusse hinweggeführt, treibt an niedrigster Stelle einen prachtvollen Springbrunnen, steigt, nach hydrostatischen Gesetzen auf der zweiten Seite den Berg hinan, und läuft dann wiederum in enger Leitung bis zu den geschlossenen Behältern. Damit aber jene Röhren die Flußschifffahrt künftig nicht unterbrechen, sind vierzehn ungeheure granitene Pfeiler aus tiefem Grunde bis zu der Höhe beider Berge aufgeführt. Sie werden kühn überwölbt und dann das Wasser hinübergeleitet.

Die Römer haben nichts Größeres und Kühneres vollführt. Der Nutzen der Wasserleitung für die Stadt (zum Trinken, Waschen, Straßenreinigung, Fabriken aller Art, Bäder, Springbrunnen) ist ungleich größer, als man sich anfänglich vorstellt, und Kunst und Schönheit gehen mit dem Nutzen Hand in Hand.

334. Das Binnenland Nord-Amerika's.

(Nach Moriz Wagner und Carl Scherzer, Reisen in Nord-Amerika in den Jahren 1852 und 1853.)

Unendlich wichtiger als die vergleichsweise schmalen Littorale an beiden Oceanen ist das Binnenland zwischen jenen beiden Gebirgen, dessen tiefste Thalsohle der Mississippi, der große Vater der Ströme, einnimmt. Vor allen Binnenländern der Welt zeichnet sich die große Thaleinsenkung Nord-Amerika's durch die Menge und die Mannichfaltigkeit seiner herrlichen Wasserstraßen aus, die in den verschiedensten Richtungen ziehen. Dieser Segen allein schon gibt dem Lande, abgesehen von seinen übrigen unerschöpflichen Ressourcen, die Mittel einer schnelleren und großartigeren Cultur-Entwickelung, als sie in anderen ausgedehnten Continenten, denen der Schöpfer diese Wohlthat viel sparsamer zugemessen hat, möglich ist. Die Hudsons-Bai und der mexicanische Golf schneiden als zwei ausgedehnte Mittelmeere in Nordosten und Süden tief

in das Land hinein, nehmen eine große Zahl von Flüssen auf, geben dem Binnenlande ausgedehnte Seeküsten und vermitteln den Verkehr des Innern mit dem Ocean. Eine fortlaufende Reihe von Süßwasser-Seen durchschneidet das große Becken von Nordwest nach Südost in einer Länge von nahebei 5000 englischen Meilen. Diese Seen zeigen in ihrer langen Reihenfolge vom großen Bärensee, an dessen eisbedeckten Ufern die Eskimos streifen, bis zum Becken des hellgrünen Ontariosee's, der den Niagara aufnimmt, ein bestimmtes Verbindungs-System, während die zahllosen kleineren Seen zwischen Minnesota und der Hudsons-Bai mehr regellos zerstreut sind.

Vom Lake Superior bis zum Erie-See erreichen diese Süßwasser-Becken eine so ungeheure Ausdehnung, daß man sie Binnen-Meere mit demselben Rechte wie den Kaspia-See nennen kann. Ihre Süßwassermassen kommen nach angestellter Berechnung der Masse des gesammten übrigen Süßwassers aller Seen und Flüsse der Erde gleich. Ein charakteristisches Merkmal dieser Wasserbecken, welches für die National-Oekonomie Nord-Amerika's von hoher Wichtigkeit, ist die Verbindung der meisten Seen durch natürliche Wasserstraßen. Da, wo die Communication noch auf Hindernisse stößt, sind bei den geringen Niveau-Differenzen des dazwischen liegenden Landes künstliche Canäle ohne großen Aufwand von Zeit und Kosten herzustellen.

Dem nordamerikanischen Continent vor allen anderen Weltgegenden eigenthümlich und in seinem national-ökonomischen Einflusse noch bedeutungsvoller als die beiden Mittelmeere und die lange Serie von Süßwasser-Becken, ist die Zahl, die Mannichfaltigkeit, die glückliche Vertheilung und die geringe Meereshöhe der wasserscheidenden Landhöhen, jener „Hydrographical Axes and Centres“, wie sie die amerikanischen Geographen, oder Schwellen, wie sie Humboldt nennt*). Diese Erhebungs-Achsen sind die Wiegen einer unendlichen Zahl wasserreicher Ströme, deren Bett in der Regel schon in gewisser Entfernung von den Quellen so breit und tief wird und so geringes Gefälle hat, daß Dampfboote aller Größen sie befahren. Der Wasserscheider, von welchem die Quellen des Mississippi, des nördlichen Red-River und des St. Lorenzstromes nach drei verschiedenen Himmels-Gegenden strömen, ist nur 1500 englische Fuß über dem Niveau des Oceans, und doch sendet er zu langem Laufe die größten Ströme aus, von welchen der Mississippi von seiner Entstehung bis zu seiner Mündung mit Inbegriff seiner Krümmungen eine Reise von mehr als 3000 englischen Meilen zurücklegt und von den Fällen bei St. Anthony bis zum mexicanischen Golf zwar viele Untiefen und gefährliche Stellen, aber doch kein die Schifffahrt wirklich unterbrechendes Hinderniß hat, wie die Katarakte des Nils oder die sogenannten eisernen Thore der Donau.

*) Humboldt meint, diese Erhebungen in den Ebenen als Wasserscheidungs-Linien (terrae tumores nach Frontin) seien gleichsam wie unentwickelte Berg-Systeme zu betrachten.

Die größte Höhe jener appalachischen Wasserscheide, von welcher der Alleghany-Fluß und der Monongahela, deren Vereinigung den herrlichen Ohio bildet, nach Südosten strömen, beträgt nicht über 1800 Fuß. Die meisten flußscheidenden Schwellen im Innern des großen Thales sind noch niedriger. Im Staate Michigan steigt der Wassertheiler nur 1100 Fuß, in den Staaten Illinois, Indiana und Ohio, südlich und südwestlich vom Erie-See, an den höchsten Stellen 1200 Fuß empor. Letzterer ist von hoher Wichtigkeit, nicht nur, weil von ihm zahlreiche kleine und zum Theil tiefe Flüsse nach den Thälern des Ohio und Indiana strömen, sondern auch, weil er die zwei größten Wasser-Systeme Nord-Amerika's trennt, welche, von einem gemeinschaftlichen Centrum ausgehend, die Richtung einerseits nach dem St. Lorenz-Golf, andererseits nach dem mexicanischen Meerbusen nehmen. Die Umrisse der meisten dieser hydrographischen Achsen haben zudem das Eigenthümliche und für die National-Oekonomie Amerika's Wichtige, daß sie nicht steile mauerartige Gebirgskämme, sondern Plateaux und Tafelländer bilden, welche mit vielen Teichen und kleinen Seen bedeckt sind und wodurch die Errichtung mannichfaltiger Verbindungswege durch Canäle zwischen den verschiedenen Fluß-Systemen auf sehr geringe Schwierigkeiten stößt. Die langsame Strömung der Flüsse bei so wenig gehobenen Wasserscheidern und die Tiefe des Bettes der meisten kommt der Schifffahrt in diesem Lande unendlich zu Statten. So z. B. ist das Bett des Illinois in geringer Entfernung von seinen Quellen schon so tief, sein Gefälle so gering und die Höhe des Wasserscheiders so flach, daß in der Regenzeit, wo die Gewässer der Plateaux anschwellen und der Mississippi mit seinen hohen Fluten an der Mündung des schwächeren Illinois einen starken Gegendruck übt, leichte Canots in die entgegengesetzten Gewässer gelangen, welche nach dem Michigan-See strömen, also die Wasserscheide überfahren können. Es ist dieses einer von den vielen Beweisen, mit welch geringen Anstrengungen in Nord-Amerika die Kunst der Natur zu Hülfe kommen kann, um Verbindungswege herzustellen, die in der alten Welt bei weit complicirteren Fluß-Systemen einen kolossalen Kostenaufwand erfordern würden.

Neben den unermeßlichen Vortheilen innerer und äußerer Verkehrsmittel durch Oceanküsten, tiefe Meerbusen, große Binnenseen, mannichfaltig gegliederte Fluß-Systeme und Quellgebiete von verhältnißmäßig geringer Culmination wiegen die Hülfsquellen, welche die geognostischen Verhältnisse darbieten, beinahe eben so schwer. Die ganze geognostische Structur des großen amerikanischen Thalbeckens trägt den vorherrschenden Charakter der Gleichförmigkeit und Einfachheit. Ungeheure Wasserfluten haben nach der Meinung der kenntnißvollen Geologen Nord-Amerika's diesen Continent einst von Nord nach Süd durchzogen, Höhen aus dem inneren Thal weggeschwemmt, Tiefen ausgefüllt und die Schichten der verschiedenen geologischen Perioden abgesetzt, ohne in dieser Bildung durch die Durchbrüche plutonischer Massen so oft gestört und unter-

brochen worden zu sein, wie der neptunische Bau der Erdrinde in der alten Welt.

Die Erhebungen und Durchbrüche krystallinisch-massiger Felsarten, wie des Granits und des Trapps, hatten wenigstens in der Breite keine bedeutende Ausdehnung und haben nirgends jene steilen zusammenhangenden Riesen-Barrieren aufgethürmt, welche in den Gebirgsländern Europa's dem Verkehr unendliche Schwierigkeiten in den Weg stellen. Wo aber plutonische Felsarten in Nord-Amerika zur Oberfläche gelangten, waren sie dadurch wohlthätig, daß sie nützliche Metalle, wie Eisen, Kupfer und Blei, in unerschöpflichen Massen mit zu Tage haben, z. B. in den kupferreichen Trappgebilden am Lake Superior, in den Bleihügeln am Fever-River bei Galena und am sogenannten Iron-Mountain im Staat Missouri. Dieser Eisenberg ist noch wenig bekannt und zur Zeit noch nicht technisch ausgebeutet, da er ziemlich entfernt vom Missisippi gelegen ist und das Eisen auch anderwärts in reicher Menge vorkommt. Geologisch aber ist sein Vorkommen sehr interessant. Ein Berg von 700 Fuß Meereshöhe und 3 bis 4 englischen Meilen im Umfang ganz von Eisen! Der Unkundige, welcher darüber wandelt und dunkles Felsgestein zu sehen glaubt, erkennt erst, wenn er ein Stück aufzuheben versucht, am Gewichte, daß er auf Metall, nicht auf Felsen steht. Während unseres jüngsten Aufenthaltes in St. Louis war die Rede, eine Actien-Gesellschaft zu bilden, um diesen Eisenberg auszubeuten. Sein Reichthum ist so ungeheuer, daß Hunderte von Generationen vorübergehen werden, ohne seinen Inhalt zu erschöpfen, und daß er für eine Eisenbahn um den ganzen Erdgürtel die Schienen liefern könnte, ohne daß die Verminderung seines Volumens sehr augenfällig würde.

Die ungeschichteten Formationen nehmen in der großen Thalsenkung dieses Continents kaum den achtzigsten Theil der Bodenfläche ein. In allen übrigen Theilen ist die feste Erdrinde aus Niederschlägen des Wassers gebildet, welche von den alten Formationen des cambrischen und silurischen Systems bis zu den jüngsten Alluvialgebilden des sogenannten Bottomlandes eine meist regelmäßige und ungestörte Reihenfolge zeigen. Horizontale oder wenig geneigte Schichten von so unermeßlicher Ausdehnung wie in Nord-Amerika hat die Geologie noch in keinem anderen Theile der Erde nachgewiesen. Diese regelmäßige Structur des großen Beckens ist für die National-Oekonomie des neuen Continents von unendlicher Wichtigkeit. Sie erklärt nicht nur die Leichtigkeit und Schnelligkeit, mit welcher hier Eisenbahnen ins Leben gerufen werden, sondern auch die Großartigkeit der Projecte hinsichtlich der künftigen Ausdehnung dieser Verbindungswege. Wer die geognostischen und hypsometrischen Verhältnisse nicht beachtet, dem wird der gigantische Plan einer Eisenbahn, welche, ganz Nord-Amerika in der Breite durchschneidend, über die Rocky-Mountains und die See-Alpen nach Californien und Oregon führen und beide Oceane verbinden soll, chimärisch erscheinen, während derselbe in der That auf geringere Schwie-

rigkeiten stößt, als manches Eisenbahn-Netz in Süddeutschland. Die Niveau-Verhältnisse in Nord-Amerika sind solchen riesenhaften Communications-Projecten überaus günstig.

Westlich vom Mississippi an den Ufern des Missouri und seiner tributären Flüsse dehnen sich die größten Savannen der Welt aus. Die Steigerung von der Mündung des Missouri (388 Fuß) bis zur Höhe des Southpaß in den Rocky-Mountains (7490 Fuß) ist eine so gedehnte und allmählige, daß, ungeachtet die Wasserscheide dort eine Höhe erreicht, welche der Paßhöhe des Simplon und St. Gotthardt nahe kommt, doch der Verkehr nirgends auf ernste Schwierigkeiten stößt und selbst jetzt, wo nicht einmal ein gebahnter Fahrweg durch die Savannen führt, die schwerbepackten Wagen der Mormonen und der nach Californien und Oregon ziehenden Auswanderer in der guten Jahreszeit leicht nach dem Southpaß gelangen. Bei so langsamer Steigerung der Hochebenen von Osten nach Westen war es dem Capitän Fremont*) nicht leicht, den Culminationspunkt des Wasserscheiders zu finden, der in den mauerähnlich aufsteigenden Hochgebirgen Europa's so leicht zu bestimmen ist. Wie sehr eine solche plastische Gestaltung der Oberfläche die Ausführung von Schienenwegen im riesenhaftesten Maßstabe ermöglicht, fällt klar ins Auge. Die Ausdehnung der Hochebene in den Rocky-Mountains zwischen dem 37. und 43. Breitengrade ist nach Humboldt's Bemerkung ziemlich einzig in der Welt.

Eben so wie die Niveau-Verhältnisse in dem geognostischen Bau Nord-Amerika's den national-ökonomischen Fortschritt mächtig begünstigen, so kommt auch die petrographische und orographische Beschaffenheit desselben dem raschen Wachsthum der ungeheuren Republik überaus zu Hülfe. Die älteren Flötze bieten Steinkohlenlager und gute Bausteine, während unendlicher Metallreichthum die Durchbrüche des Trappgesteins begleitet und die Bildungen des Alluviums, welche zum Theil noch unter unseren Augen fortdauern, dem Boden jene erstaunliche Fruchtbarkeit verleihen, die man am meisten im fetten Bottomlande des Mississippi-Thales bewundert. Nicht übertrieben nennt Herr v. Tocqueville dieses herrliche Thal von 3000 englischen Meilen Länge, dessen üppiger Boden mit allen Producten des Nordens auch die Baumwolle und das Zuckerrohr hervorbringt: „la plus magnifique demeure que Dieu ait jamais préparée pour l'habitation de l'homme.“

In den meisten Staaten der Union, wie auch in Canada, sind bereits Steinkohlen- und Anthracit-Flötze als zusammenhangende Lager von großer Ausdehnung aufgefunden oder wenigstens Spuren ihres beschränkten Vorkommens entdeckt worden. Pennsylvanien, Ohio, Illinois, Missouri, Arkansas und Alabama sind damit am reichsten gesegnet. In Ohio sind diese Lager ausgedehnter, als jene des berühmten

*) Oberst Fremont machte in den Jahren 1842—45 drei Entdeckungsreisen im Westen Nord-Amerika's, zuletzt bis nach Californien. Vgl. K. Andree, geographische Wanderungen I. 302 ff.

Steinkohlen-Beckens von Newcastle in England. Noch umfangreicher sind die Kohlenlager in Illinois. Bei unzureichender Kenntniß ihrer Ausdehnung und ihrer durchschnittlichen Mächtigkeit sind die Schätzungen noch etwas schwankend. Aber sachkundige Männer behaupten, daß im Staate Illinois, selbst bei einer zehnfach zahlreicheren Bevölkerung als der gegenwärtigen, die bisher gefundenen Kohlenlager noch auf 20,000 Jahre ausreichen könnten. Selten vergeht ein Jahr ohne Entdeckung neuer Kohlenflötze, und nur der Holzüberfluß in den Vereinigten Staaten ist bis jetzt schuld, wenn man diesen Entdeckungen geringeres Gewicht beilegte, als sie verdienen. Die meisten Dampfschiffe des Mississippi und seiner tributären Flüsse heizen ihre Kessel noch mit Holz, da die Wälder ohnehin des Anbaues wegen gelichtet werden müssen. Wenn im nächsten Jahrhundert die Axt in diesem Wäldermeer nicht mehr so wirthschaften kann, wie bisher, dann wird der Ansiedler gern nach jenen steingewordenen Vegetabilien der Urzeit greifen, deren Brennstoff ihm die Eingeweide der Erde hier so massenhaft darbieten.

Nach Drake's Angaben enthält das innere Thal von Nord-Amerika, ungerechnet die schönen Littorale der Neu-England-Staaten, Oregon und Californien, eine Bodenfläche von sechs Millionen englischen Quadrat-Meilen, wovon nahebei die Hälfte wegen localer Sterilität oder Rauhheit des Klima's uncultivirbar ist und nur als Viehweide benutzt werden kann. Das anbaufähige Land von drei Mill. Quadrat-Meilen besteht zum größten Theil aus den Anschwemmungen der Flüsse, dem fruchtbaren Bottomlande. Davon ist bis jetzt etwa ein Drittheil von der weißen Race dünn bevölkert. Die übrigen zwei Drittheile sind unbewohnt oder dienen schweifenden Indianerhorden als Jagdreviere. Rechnen wir nun den anbaufähigen Theil des Binnenlandes als den künftigen zusammenhangenden Staaten-Complex der Anglo-Amerikaner, so ergibt sich, daß derselbe 25 Mal größer als Großbritannien, 12 Mal größer als Frankreich, 11 Mal größer als das Kaiserthum Oesterreich ist, und wenn wir für die künftige Gesammt-Bevölkerung dieses Thalbeckens nur die gegenwärtige Bevölkerung des Staates Massachusetts, deren Dichtigkeit noch lange nicht den dünnbevölkertsten Staaten des mittleren Deutschlands gleichkommt, als Maßstab annehmen, so haben auf diesem Boden 360 Millionen Menschen Raum, sich gut zu nähren und zu bewegen, ohne die schmalen Küstenländer beider Oceane und die weidenreichen Thäler und Plateaux zwischen den Ketten der Rocky-Mountains und der californischen See-Alpen mit in Anschlag zu bringen.

335. Cincinnati, „die Königin des Westens“.

(Nach J. G. Kohl, Reisen im Nordwesten der Vereinigten Staaten.)

Es ist mir immer ein Wunder gewesen, so lange ich die Karte von Amerika betrachtet habe, wie gerade diese Lokalität und Stadt zu so überwiegender Bedeutung hat gelangen müssen, wie die große Königin

des Westens gerade hier in dieser kleinen Ohio-Nische zur Welt kommen mußte.

Es scheint auf den ersten Blick, daß ein Ort, wie die Mündung des Ohio in den Mississippi, oder doch ein Punkt, wie die Ohio-Katarakten bei Louisville, wo die große Schifffahrt des Flusses aufhört, von der Natur weit mehr für eine solche große Menschenschöpfung vorbereitet oder angedeutet gewesen wäre. Bei Cincinnati fließt kein großer Fluß in den Ohio, der weitere Verkehrs-Verbindungen eröffnete. Im Ohio selbst scheint sich auch nichts zu ereignen, was den Verkehr zwingen könnte, gerade hier eine Pause zu machen oder eine bedeutende Station zu bilden. Und doch steht die große Stadt da, und bildet ein großartiges und weit und breit dominirendes Handels-Centrum, und ist die größte Werkstatt des ganzen Westens, und wächst noch immer fort und fort, ganz, so möchte ein Geograph auf den ersten Blick fast sagen, ganz anomalisch fort, und macht noch keine Anstalt, auf ihren Titel: „Königin des Westens", zu resigniren.

Einer der einflußreichsten Vortheile der Position von Cincinnati ist indeß der Umstand, daß es an der ganzen Ohio-Linie von Pittsburg bis zum Mississippi eine entschiedene centrale Lage einnimmt. Dieser Umstand macht die Stadt, wenn auch nicht zur Königin des Westens, jedenfalls zum wahren Hauptmarkte und Herzen des ganzen Verkehrs dieses Thales, so weit wir dasselbe als ein isolirtes für sich bestehendes Ganze auffassen können. Alle Producte des Westens und Ostens dieses Thales haben keinen natürlicheren Austausch-Platz als Cincinnati, das dem Osten eben so nahe ist, wie dem Westen.

Weiterhin ist von sehr großer Bedeutung, daß der Ohio hier einen seiner Hauptwinkel bildet und mit einer scharfen Ecke in die nördlichen Länder hineingreift. Bis Cincinnati fließt der Ohio in seiner Hauptrichtung westlich, zum Theil sogar westnordwestlich. Von hier aber fällt er auf einmal entschieden und ausdauernd nach Süden und Südwesten ab und behält diese Richtung bis zu seiner Mündung bei. Für alle Waaren, die vom oberen Ohio kommen und nach Westen und Nordwesten, d. h. nach dem Centrum von Indiana und den westlichen Partieen des Staates Ohio gehen, wird daher Cincinnati der natürliche Ausschiffungsplatz, so wie es umgekehrt der natürliche Einschiffungshafen ist für alle Waaren, die aus dem zuletzt bezeichneten Gebiete zum oberen Ohio und weiter östlich gehen sollen. Eben so wird die Stadt in Folge jener Richtungs-Veränderung im Flusse durch die untere oder südwestliche Ohio-Linie, die bei ihr endet, der natürliche Austausch-Platz für die ganze westliche Hälfte des Staates Ohio in ihrem Verkehr mit dem Süden und den Mississippi-Landen.

Die Position jenes Flußwinkels bei Cincinnati wird um so bemerkenswerther, da sie der Mitte zwischen den beiden großen Seen von Erie und Michigan zustrebt und sich gleichsam wie ein Keil gegen sie vordrängt. Der See Erie in seiner nordöstlichen Erstreckung ist mit seiner Verlängerung im Ontario und St. Lawrence gewissermaßen eine

Fortsetzung der südwestlichen Ohio-Linie. Der lebhafte Verkehr des Erie kann zu den südlichen Gewässern des Mississippi nicht besser gelangen, als über den breiten Isthmus zwischen seinem Westende (der sogenannten Maumee-Bai) und dem Flußwinkel bei Cincinnati, wo die Schifffahrt frei zum mexicanischen Meerbusen hinabgeht.

Man hat daher auch bei Zeiten, ich glaube schon in den zwanziger Jahren, angefangen, diesen Isthmus mit einem Canal zu durchschneiden und Cincinnati mit dem Erie-See bei Toledo zu verbinden.

In ähnlicher, obgleich nicht ganz so vortheilhafter Beziehung wie die Südhälfte des Ohio zum Erie-See und Toledo, steht die Osthälfte des Flusses zum Michigan-See und Chicago. Die von Cincinnati nach Norden, Westen und Osten ausstrahlenden Chausseen und Eisenbahnen veranlassen und beweisen zugleich seine interessante Position als Flußwinkelstadt. Da nun dieser Flußwinkel zugleich in das Centrum des ganzen Flußthales fiel, da nun die Natur zugleich auch hier einen so vortrefflichen Hafen und einen so bequemen Bauplatz für eine große Stadt bereitet hatte, da ferner Louisville wegen des dämpfenden Mehlthaus der Sklaverei, und Kairo wegen bisher unbesiegbarer Naturhindernisse nicht concurriren konnte, so erklärt die Combinirung aller dieser Umstände, die sich gegenseitig in die Hand arbeiten, am Ende wohl hinlänglich die große Blüthe einer Stadt an diesem Flecke.

Sollte man den Titel „Königin des Westens" etwa ganz anders zu verstehen und bloß ästhetisch zu deuten haben, wollte man damit nur auf die reizende und königliche Situation der Stadt in ihrem Thalkessel andeuten, so wird d i e s e Auslegung des Namens für Cincinnati freilich noch länger eine unbestreitbare Wahrheit bleiben. Denn schwerlich gibt es im ganzen weiten Westen irgend eine Stadt, die sich so malerisch wie sie darstellt, mag man sie nun von dem Hügel des astronomischen Observatoriums oder von dem Berge, den die hiesigen Deutschen „den Roßberg" nennen, überschauen.

Man hatte die Güte, mich an beide Punkte zu führen und mich das schöne Panorama bewundern zu lassen. Wir hatten dort die Stadt zu unseren Füßen, den ganzen mit Gebäuden gefüllten Kessel, der wie ein von der Natur bereitetes Amphitheater von gefällig belaubten Bergen im Halbzirkel umgeben ist. Vorn ist der Kessel weit geöffnet, und hohe, etwas entfernte Vorgebirge stehen zu beiden Seiten des Thores. Da läuft der mit Schiffen bedeckte Fluß vorüber und auch jenseits desselben sieht man noch in die mit kleinen Städten und Orten gefüllten Fluren Kentucky's hinüber.

Auch der Rahmen dieses Bildes, der „Roßberg" und die anderen Höhen im Kreise umher sind reizend. Sie sind mit lichten Gehölzen und Laubbäumen geschmückt, und die Menge der hübschen Landhäuser und Gartensitze ist überraschend. Zahlreiche Wege schlängeln sich über sie hin landeinwärts ins Hinterland, das mit Weingärten und mit wohlhabenden Dörfern gefüllt sein soll.

Wer dies Alles aber so nett, wie es jetzt noch ist, sehen will, der

muß sich beeilen. Denn schon fängt die Stadt an zu fühlen, daß die Grenzen, welche die Natur ihr gesteckt hat, zu eng sind, und schon beginnt man, die geschmückten Hügel umher wegzugraben, abzutragen und auszuebnen.

336. Der Staat Minnesota.

(Nach K. Andree, geographische Wanderungen.)

Minnesota umfaßt das Quellgebiet des Mississippi und liegt in der Mitte zwischen dem atlantischen Ocean und dem stillen Weltmeer. Er wird durchzogen von vielen, zum großen Theil schiffbaren Flüssen, hat eine Menge fischreicher, klarer Seen, aus deren einem, dem Itasca, der Vater der Gewässer herausströmt. Ueberall ist das Ufer dicht bewaldet, über die weiten Prairieen sind Eichenlichtungen zerstreut, ein großer Theil ist mit Fichten bestanden, die auf lange Zeit hinaus einen reichen Ertrag an werthvollem Nutzholz geben werden. Kein Gebirge durchzieht das Land, aber die hohen Hügel sind bis zum Gipfel anbaufähig. Die Winterkälte ist streng, häufig gefriert das Quecksilber, aber auch dann wird das Arbeiten im Freien nicht unterbrochen, weil es zu den Eigenthümlichkeiten des Klima's gehört, daß bei einem hohen Kältegrade die Luft ganz still bleibt. Die Hitze wird während der Sommermonate durch erfrischende Regenschauer unterbrochen; Frost stellt sich spät ein; Wasserkraft ist in unversiegbarer Fülle vorhanden; Moräste kommen, im Gegensatz von Michigan, nur wenig vor. Die Seen senden ihren Abfluß zumeist in den Mississippi, welcher das Land von Norden nach Süden durchströmt und einem Stamme mit Aesten gleicht, an welchen die vielen Seen gleichsam die Früchte bilden.

Der neue Staat wird das am meisten nördlich gelegene Culturland in den Vereinigten Staaten bilden, hier zu beiden Seiten des oberen Mississippi steht einem frischen Gedeihen von Ackerbau, Gewerben und Handel nichts entgegen, und schon heute ist der Verkehr ungemein lebhaft. So rasch wie Minnesota ist überhaupt noch kein neues Land besiedelt worden; der Zug dorthin dauert ununterbrochen fort, und schon darin liegt der Beweis, daß jene Region eine mannichfache Anziehungskraft ausübt. Vor zehn Jahren standen hier nahezu ein Dutzend Häuser aus Fachwerk, die aber noch nicht alle fertig waren, und acht oder zehn kleine Blockhütten, sämmtlich mit Baumrinde gedeckt. Daraus sollte die Capitale des neuen Gebietes erwachsen. Statt jenes Dutzends von armseligen Blockhütten sehen wir nun eine prächtige Stadt mit lebhaftem Handelsverkehr und großen Speichern, in welchen Waaren aus allen Weltgegenden lagern; wir finden Kirchen mit hohen Thürmen, ein Capitol mit einer Kuppel, eine Menge dauerhaft und schön gebauter Häuser. Wir sehen eine Regierung gegründet in der Wildniß, hier eine gesetzgebende Versammlung gebildet, eine Reihe von Gesetzen gege-

ben und Anordnungen getroffen, wie sie für die Zustände passen; die Volksmenge hat sich mehr als verfünffacht, Städte und Dörfer wachsen überall aus dem Boden hervor, die von Dampf getriebenen Räder peitschen die Wellen des Mississippi zu Schaum, und ein Fahrzeug nach dem anderen bringt Hunderte von fleißigen und kräftigen Ansiedlern ins Land.

„Die gütige Natur", sagt der Gouverneur Ramsey in seiner Botschaft, „hat unser Land reichlich bedacht, und wir haben nirgends Boden, welcher den Anbau nicht lohnte. Blicken Sie nur auf die blumigen Prairieen, auf die Haine von belaubten Bäumen und die Fichtenwaldungen, auf unsere Seen und klaren Flüsse; wir haben Wasserkraft für viele Städte wie Lowell oder Manchester. Unsere geographische Lage allein schon könnte uns eine große Zukunft verbürgen. Wir haben den Strom, welcher für uns fahrbar ist, von der Quelle bis zur Mündung; wir haben den Oberen See mit seinem unerschöpflichen Reichthum an Erzen. Diese werden künftig wir verarbeiten und allen, welche dort die Schätze zu Tage fördern, obendrein Kleidung und Lebensmittel zuführen. Die Einwanderung flutet herein nach unserem Minnesota. In zehn Jahren werden wir ein Staat sein, nach zehn Jahren später eine halbe Million Bewohner zählen. Die blauen Wasser des Superior und die rothe Flut des Mississippi sind durch Eisen verbunden; St. Paul steht in unmittelbarer Verbindung mit dem Michigan-See. Die große Bahn von Neu-Orleans bis Minnesota verknüpft uns mit der Region, in welcher Palmen und Zuckerrohr gedeihen; wir sind nicht etwa abgeschlossen vom sonnigen Süden. Wir tauschen seine Erzeugnisse gegen Pelzwerk und Producte aus, die wir vom Polarkreise holen; wir befahren den nördlichen Red-River mit Dampfern und bauen eine Eisenbahn bis zum Athabaska-See. Ohne Zweifel hat die allwaltende Fürsehung in ihren unerforschlichen Zwecken beschlossen, daß das amerikanische Volk einen schnelleren Uebergang von der wilden Natur zur Reife gesellschaftlicher Ausbildung haben solle, als andere Völker; wir haben eine kürzere Spanne zwischen dem Samenkern und dem fertigen grünen Baume."

Uebrigens ist Minnesota unendlich rascher vorwärts gekommen, als der Gouverneur in seiner poetisch gefaßten Botschaft annahm, die Vision ist bei Weitem überflügelt worden; denn das Territorium ist schon ein Staat, und die Stadt St. Paul zählt heute mehr Kirchen, als 1849 Häuser, mehr Schulen, als damals Branntwein-Läden, über 20,000 Einwohner, und der junge Staat mehr als 200,000 Seelen. Die drei ersten Bedürfnisse, welchen der „Sachse" in der Wildniß Rechnung trägt, sind Kirche, Schule und Zeitungsblatt.

St. Paul, die Hauptstadt von Minnesota, liegt am linken Ufer des Mississippi, zu Lande acht, zu Wasser fünfzehn englische Meilen von den St. Antons-Katarakten entfernt. Ohne Zweifel steht dem Ort eine große Zukunft bevor; eine der hübschesten und lebhaftesten Städte ist es schon jetzt, und wenn einst die Eisenbahn nach dem stillen Welt-

meer ihn berührt, wird er einen Hauptknotenpunkt für den Verkehr bilden und seine Bewohner nach Hunderttausenden zählen.

337. Der Staat Wisconsin.

(Nach K. Neumann's Zeitschrift für allgemeine Erdkunde.)

Kein Staat der Union hat in commercieller Beziehung eine so merkwürdige und unter gewissen Voraussetzungen so günstige Lage als Wisconsin. Da der Handelsverkehr so weit als möglich den Wasser-Transport sucht, pflegen bedeutende Handels-Emporien meistens an den innersten Recessen größerer Meeresbuchten, d. h. an den äußersten Punkten, bis zu welchen die Schifffahrt vordringen kann, zu entstehen; liegt hinter solchen Punkten ein ausgedehntes consumtions- und productionsfähiges Hinterland, so bleibt an ihnen die Entstehung eines bedeutenden Stapelortes nie aus. Einer solchen Lage verdankten für die verschiedenen Becken des mittelländischen Meeres Genua, Venedig und Triest, Alexandria, für die Nordsee Hamburg, für den nordisch-russischen Handel im Mittelalter Lübeck ihre ausgezeichnete Blüthe. Daß dasselbe auch für Wisconsin, einen Staat, der fast in der Mitte eines großen Continents liegt, in gewisser Beziehung zutrifft, ist sicher eine seltsame Erscheinung, die nur durch einen Strom von der Bedeutung des Mississippi und durch eine so tief in's Land schneidende und zusammenhangende Seenkette wie die canadische vermittelt werden kann. An den fernsten Küsten der beiden innersten von diesen Seebecken — des Oberen und des Michigan-See's — und am oberen Laufe des Mississippi gelegen, wo die Schiffbarkeit dieser gewaltigen Stromader beginnt, genießt Wisconsin gleichzeitig die Vortheile einer ununterbrochenen Wasserverbindung mit dem atlantischen Ocean und dem mexicanischen Meerbusen, mit dem Osten und Süden, und mit den zahlreichen und blühenden Handelsplätzen, welche die Existenz dieser Wasserwege ins Leben gerufen hat.

Die Benutzung dieser bevorzugten Lage ist vollständig erst dadurch möglich geworden, daß man eine schiffbare Verbindung zwischen dem Oberen und dem Huronen-See hergestellt hat. Beide Seebecken hangen durch den St. Mary's River zusammen, einen Fluß, der sich hier zu kleinen Seen erweitert, dort mit seinen Armen malerische Inseln umschließt, an einigen Stellen aber auch zwischen Felsen eingeengt in gefährlichen Stromschnellen dahinbraus't. Ein absolutes Hinderniß für die Schifffahrt bildeten die Rapiden, die unter dem Namen Sault St. Mary bekannt sind: hier hat der Fluß auf einer Strecke von 3/4 engl. Meilen ein Gefälle von nicht weniger als 22 Fuß. Alle Waaren, die unter Benutzung der bereits bestehenden Schifffahrts-Verbindungen die canadische Seen-Terrasse hinaufgeführt waren, mußten, um an die Küsten des Oberen See's zu gelangen, hier ausgeladen und eine Strecke

weit zu Lande transportirt werden. Selbst die Fahrzeuge, welche den Oberen See beschifften, waren meistentheils stückweise auf Karren und Lastthieren über jenen sehr frequentirten Trageplatz befördert worden. Um solchem Zeitverlust und Kostenzuwachs vorzubeugen, schenkte der Congreß im Jahre 1852 dem Staate Michigan 750,000 Acres Land unter der Bedingung, daß er einen Canal zur Umgehung der St. Mary-Stromschnellen ausführen lasse. Zur festgesetzten Zeit, im Mai 1855, war das Werk vollendet. So ist ein Schiffsverkehr zwischen den Küsten des Lake Superior und den atlantischen Hafenplätzen ermöglicht und der letzte Riegel gesprengt, der die Verbindung der großartigen Seenreihe hemmte. Die Schifffahrt auf dem Oberen See beginnt durchschnittlich in der Mitte des April und schließt am 1. December.

Wenn nun Milwaukee an der Westküste des Michigan-Sees, und Superior City am westlichsten Receß des Oberen Sees, an der Fond du Lac Bay, durch ihre Lage zu einer hohen commerciellen Bedeutung prädestinirt sind, so hängt ihr ferneres Aufblühen lediglich von der Schnelligkeit ab, mit der ihr Hinterland, namentlich Wisconsin selbst und Iowa, dann aber auch die weiten Gebiete Minnesota's und des Nebraska-Territoriums, durch Colonisation in ein productives und consumtionsfähiges Verkehrsgebiet umgeschaffen werden. Wisconsin selbst bietet dazu die günstigsten Bedingungen dar. Es ist von der Natur mit einem vorzüglich ergiebigen Ackerboden gesegnet; im Osten und Süden ist das Land mit einer tiefschwarzen, zwei bis acht Fuß mächtigen Humusschicht bedeckt, die auch dem Runkelrüben-Bau besonders günstige Aussichten eröffnet; im Westen scheint ein röthlicher Lehm vorzuherrschen, ein vortrefflicher Weizenboden. Außerdem besitzt der Staat eine sehr glückliche Mischung von wohlbewässerten Prairieen, ausgedehnten Nadelholzwäldern, lichten Eichenkampen und sehr reichen Mineral-Districten. Von der merkwürdigen Blei-Region, welche die Nordwest-Ecke von Illinois und den Osten Iowa's bildet, gehört der bei Weitem größeste Theil dem Südwesten Wisconsins an. Außer Blei findet sich in demselben District auch Zink. Im Norden participirt der Staat an der ausgedehnten Kupfer-Region am Südrande des Oberen See's, die jetzt vorzüglich auf der Michigan-Halbinsel ausgebeutet wird und in der man ganz kolossale Massen gediegenen Kupfers zu Tage fördert. Reiche Eisenerze scheinen über das ganze Staatsgebiet zerstreut zu sein. Dazu kommt nun noch ein durchaus gesundes Klima; Wisconsin ist ganz frei von der Fieberluft, die weiter im Süden die Plage des Mississippi-Thales bildet, sein Winter ist frisch und nicht mit den Temperaturwechseln heimgesucht, die in anderen Theilen der gemäßigten Zone diese Jahreszeit zu einer eben so unangenehmen wie ungesunden machen. Der Staat besitzt also Vorzüge, welche ihm Colonisten aus allen Berufszweigen zuführen können und ihm eine schnelle und glückliche Entwickelung sichern.

Die bisherigen Erfahrungen stehen mit dieser Erwartung nicht im Widerspruch. Die Bevölkerung von Wisconsin belief sich 1840 nur

auf 30,945 Seelen; sie war 1850 auf 305,538 Seelen, 1855 auf 552,109 Seelen gestiegen. Das auffallendste Beispiel einer schnellen Entwickelung bietet aber der Haupt-Handelsplatz des Staates dar, — das am Michigan-See gelegene Milwaukee.

An der Stelle, wo jetzt Milwaukee liegt, das im Jahre 1857 bereits 45,000 Einwohner zählte, standen im Jahre 1834 nur zwei rohe Blockhäuser. Die Stadt liegt auf beiden Seiten des Milwaukee-Flusses, der vor seiner Einmündung in den Michigan-See eine Strecke weit von Norden nach Süden, der Seeküste parallel fließt und für solche Schiffe, wie sie auf den canadischen Seen fahren, zwei Miles weit aufwärts zugänglich ist. Er erweitert sich bei seiner Mündung zu einer halbkreisförmigen Bucht, die einen ziemlich sichern Hafen bildet. Ein künstlicher Canal von 250 Fuß Breite soll indeß einen bequemeren Zugang zur Stadt eröffnen. Die Häuser liegen theils auf dem flachen Flußufer, theils malerisch zerstreut auf dem hohen Seegestade. Das Klima ist vortrefflich und durch die Nähe des See's im Winter wie im Sommer temperirt. Da die Stadt ihre schnelle Entwickelung hauptsächlich dem Handelsverkehr verdankt, muß man in Anbetracht des Umstandes, daß das Eisenbahnnetz des Staates Wisconsin, welches sie zum Haupt-Stapelplatz der Landes-Producte machen muß, noch nicht vollendet ist, den bisherigen Aufschwung nur als einen schwachen Anfang der Entwickelung betrachten, welche diesem Punkte in Zukunft bestimmt ist. Gleichwohl hat der Handel Milwaukee's schon vor Vollendung dieses Bahn-Netzes einen bedeutenden Umfang erlangt. Mindestens 150 Kaufleute sind mit dem Großhandel beschäftigt, darunter 31, deren Absatz sich jährlich auf mehr als 200,000 Dollars beläuft. Den wichtigsten Zweig bildet der Getreidehandel, in welchem Milwaukee bereits das so schnell zu hoher Bedeutung gelangte Chicago überflügelt hat.

---

338. Chicago im Vergleich mit Odessa.

(Nach J. G. Kohl, Reisen im Nordwesten der Vereinigten Staaten.)

„Rom wurde nicht in einem Tage gebaut!“ — Aber Chicago? — Es ist zwar noch nicht ganz ein Rom. Aber es ist im Jahre 1858 eine Stadt von 120,000 Einwohnern, d. h. eine Stadt zweiten Ranges in Amerika, nachdem es noch vor zwei Jahrzehenden ein kleines unbekanntes Dorf, ein Nichts war. Außer Karakorum, der großen Zeltstadt, die der Mongolen-Eroberer Tschingis-Khan in seinem Mannesalter auf der Stelle schuf, wo er als Jüngling die Pferde seines Vaters geweidet hatte, ist noch kein Stück Sumpf, ein Aufenthalt von Büffeln und Prairiewölfen, so schnell in einen menschlichen Wohnort von 15,000 Häusern, jedes Haus mit Veranda's, Parlors und Gärten, verwandelt worden, wie Chicago.

Viele fremde Reisende haben Chicago der Welt als eine äußerst häßliche Stadt dargestellt. Ich gestehe, daß ich dem nicht so unbedingt beipflichten kann. Zu Zeiten allerdings, wenn es lange geregnet hat und die Oberfläche der Straßen und die ganze weiche, fette Ackerkrume der Umgegend sich in einen halbflüssigen Schlamm auflös't und die Wagen und Fußgänger dann selbst in den Löchern der leicht zerstörten Plankenwege stecken bleiben, gewährt die Stadt allerdings keinen ansprechenden Anblick. Die Natur hat freilich auch, den schönen Seespiegel, den man immer im Angesicht hat, ausgenommen, wenig für die Ausschmückung der Stadt gethan. Die ganze Umgegend ist so flach und einförmig wie eine Tischplatte, und allerdings würde außer Geschäftsmännern Niemand diesen Erdfleck zu seinem Wohnorte gewählt haben. Aber, was ich behaupte, ist dies, daß dennoch die Stadt als eine bloße Handels- und Geschäftsstadt viel mehr freundliche und gefällige Elemente in sich hat, als manche andere alte Handelsstadt, z. B. in Europa. Man hat mit Garten-Anlagen und Baumpflanzungen reichlich nachgeholfen, und wenn man die Stadt von einer Anhöhe überblickt, scheint sie fast in einem Gehölz mitten in der Prairie zu liegen. Die Amerikaner nennen sie sogar — vielleicht etwas übertrieben — „the Garden-City" (die Garten-Stadt).

Die Grundlage zu dem bald zu erwartenden schönsten Quartier der Stadt ist eben fertig geworden. Der See Michigan hat nämlich durch die Aufschwemmung eines merkwürdigen Sandfeldes von einer Meile Länge dem Gebiete der Stadt ein unschätzbares Terrain hinzugefügt. Dieses Terrain ist in den Händen weniger bemittelten Besitzer, die nun die Absicht haben, daselbst nach einem regelmäßigen Plane einen neuen Stadttheil zu bauen. Er soll das Westende von Chicago, der Sitz der Wohlhabenden werden.

Die vortrefflichen Wasserwerke von Chicago, die aus dem schönen klaren See schöpfen, sind auf 100,000 Einwohner berechnet und bringen auf jeden Einwohner täglich 30 Gallonen Wassers herab. Wie die Häuser, Zimmer, Küchen und Individuen, so auch die ganze Stadt selbst, ihre Straßen, Rinngossen, Canäle, ihren Fluß und Hafen kräftig auszuspülen, das verursachte bei der flachen Terrain-Gestaltung der Umgegend freilich mehr Schwierigkeiten. Allein man hat auch hierzu jetzt die Mittel gefunden und ist eben dabei, einen Fluß, der in den Mississippi geht, abzugraben, durch die Stadt zu leiten, und mit ihm einen beständigen und energischen Reinigungs-Proceß zu veranlassen.

Ein anderes großartiges städtisches Reform-Project, das bisher noch ziemlich einzig in seiner Art sein wird, wurde gerade zu der Zeit meiner Anwesenheit seiner Reife entgegengeführt. Chicago ist von mehreren Branchen seines Flusses durchzogen, und alle diese Branchen sind zugleich ihrer ganzen Ausdehnung nach Hafen, bedeckt von stets kommenden und gehenden Schiffen. Damit diese und der eben so lebhafte Terra-firma-Verkehr, die zahlreichen Waarenwege und Fußgänger der Stadt zugleich mit und neben einander circuliren könnten, hat man

bisher die Häfen- und Flußzweige mit hölzernen Drehbrücken überlegt, die für den Durchlaß jedes Schiffes abgedreht und umgewandt werden.

Die äußerst flache Gestaltung des Terrains, das sich überall nur wenige Fuß über dem Wasser erhebt, macht den Bau von hohen Bogenbrücken unthunlich. Pferde und Menschen würden über einen Berg steigen müssen, um die Schiffe mit ihren Masten und Schornsteinen unterweg passiren zu lassen. Da man also nicht über die Mastenspitzen der Schiffe fortkommen kann, so hat man daher den Plan gefaßt, unter ihren Kielen durchzugehen, und die ganze Stadt, statt mit vielen Brücken, mit so vielen Tunnels zu versehen. Man hat berechnet, daß neun Tunnels unter dem Hafen und den Flußzweigen fort, vorläufig ausreichen würden. Man denkt die Tunnels aus Eisen zu construiren, in der Art wie die englische Menaibrücke, alsdann bloß Rillen in dem Blue Clay auszugraben, und darauf die eisernen Tunnels in diese Rille halb zu versenken. Wenigstens ist dies eine der vorgeschlagenen Verfahrungsweisen.

Das junge Chicago, dessen Beispiel ohne Zweifel vielfach nachgeahmt werden muß, wird sich also mit einer höchst merkwürdigen städtischen Reform an die Spitze stellen und ein Verkehrs- und Wegebau-Problem gelös't haben, dessen Lösung man in London vergebens versuchte, das überall so wichtige Problem, wie man den Schiffen ganz und vollständig ihre feuchten Straßen frei überlassen und doch auch zugleich die Räder, Pferdehufen und Schuhsohlen mit der größten Leichtigkeit auf das andere Ufer bringen kann.

Chicago ist in der Hauptsache eine Handelsstadt, und zwar vorzugsweise ein großer Kornmarkt, und es gleicht daher in dieser wie in vieler anderen Beziehung dem russischen Odessa. Wie jenes, hat es die reichsten Kornprovinzen hinter sich, wie Odessa liegt es auf baumloser Steppe, an dem Ufer eines großen Binnenwassers; wie Odessa ist es jung und aufstrebend, und es ist auch merkwürdig genug, daß diese beiden so entfernten und doch so ähnlichen Städte sich auch in so fern eben jetzt begegnen, daß keine Stadt von der Blocade und dem Kriegsgewirre bei Odessa mehr Vortheil zieht als Chicago, dessen reicher Getreide-Segen von hier aus eben jetzt in alle Welt ausströmt und sogar bis in das entlegene orientalische Handelsgebiet Odessa's gelangt. Freilich könnte auch Odessa schon manche Lehre von seiner jüngeren Concurrentin empfangen. In Bezug auf Eisenbahnen, die Chicago so zahlreich heranlaufen, wie die Fäden in einem Spinnennetze, steht Odessa auf dem Nullpunkte. Und überhaupt sind die Handelsleute hier nicht nur denen von Odessa, sondern auch vielen anderen Städten in Bezug auf Schnelligkeit und Energie aller der beim Handel vorkommenden Manipulationen weit voraus. Die Noth und namentlich der Mangel an Handarbeitskräften hat hier die Menschen sehr erfinderisch gemacht und hat sie auf Surrogate für Handarbeit gebracht, die wirklich vollkommen neu und äußerst nachahmenswerth sind. Als ein Beispiel, mit welcher Ueberlegenheit sie hier Maschinenkraft auch in den verschiedenen

Proceduren, welche der Waarenhandel nöthig macht, eingeführt haben, will ich hier nur der merkwürdigen Vorrichtungen erwähnen, die sie hier unter dem Namen „Elevators" construirt haben. Es sind dies kolossale Gebäude, die zur Aufnahme, Magazinirung, Abwägung, Durcharbeitung und Umladung ihres Haupt-Handelsartikels, des Getreides, bestimmt sind. Man hat sie ganz hart ans Wasser, an den Rand des Hafens gestellt, so daß die Schiffe sich auf der einen Seite dicht unter den Mauern anlegen und ihre Ladung daraus empfangen können. Auf der anderen Seite führt ein eigens für das Magazin gebauter Eisenbahn-Zweig aus den großen Eisenbahn-Depots zu dem Elevator heran. Aus den Wagen fallen die Körner in große Kasten hinab, und es kommt nun darauf an, sie von dort auf einen höheren Standpunkt zu bringen, um sie daselbst zu verwahren und dann auf der anderen Seite bequem und rasch in die Schiffe hinabfallen zu lassen. Die Amerikaner haben dabei sehr richtig erkannt, daß Getreide-Körnermassen im Ganzen viele Eigenschaften der Flüssigkeiten an sich haben, und sie haben daher in ihrem ganzen Elevator-Systeme so verfahren, als ob es darauf ankäme, eine große Wassermasse zu schöpfen und durch ein Gebäude sich vertheilen zu lassen. Demzufolge haben sie eine Menge Schöpfkellen construirt und diese eine nach der anderen an Riemen von Leder oder Streifen von Geweben befestigt. Diese Streifen laufen über Rollen, welche von Dampfmaschinen bewegt werden, tauchen mit ihren Schöpfkellen in die Getreidemassen hinein, und schwingen dasselbe, eine Kelle nach der anderen, mit unglaublicher Rapidität und in großen Massen durch alle Theile des Gebäudes und in die höchsten Räume hinauf. Sie geben es da wieder von sich, wohin man die Waare eben haben will. Gewöhnlich werden sie zuerst in große Magazin-Kästen ausgeschüttet, in denen sie aufgespeichert werden, bis die Gelegenheit zur Schiffsverladung sich bietet. Diese Magazin-Kasten oder sogenannten „Binds" sind kolossale, oben offene Bretter-Constructionen, ein Dutzend oder mehr in jedem solchen Elevator, und jedes von einer vier oder fünf Mal so großen Capacität als das Heidelberger Faß. Sie fassen ein jedes wohl 50,000 Scheffel Weizen oder mehr und sind sechszig Fuß tief. Diese ganze Tiefe ist wie ein kleiner See mit Getreide voll.

Da es natürlich auch noch nöthig ist, die Quantität des Getreides, das ausgemessen und versandt werden soll, zu bestimmen, so befinden sich zu diesem Zwecke oben in der Spitze des weitläufigen Gebäudes, in jenen erwähnten thurmartigen Aufsätzen, Wageschalen. Es sind große hölzerne Behälter, in denen man, ich weiß nicht genau, wie viele hundert Scheffel auf ein Mal abwägen kann. Sie stehen gerade über jenen gefüllten Schlünden, den Binds, es führt aus diesen wieder eine kleine Schöpfkellen-Kette zu den Wageschalen hinauf, die sich rapide füllen, und aus denen dann die gewogene Quantität in das Schiff hinausströmt. Zum Zwecke dieses Hinausströmens sind sogenannte „Spouts" (Röhren) angebracht. Es sind hölzerne Canäle oder Röhren,

die von der Höhe des Gebäudes 60—70 Fuß tief herabgehen und aus denen das Getreide wie ein Strom herabfällt. Man setzt unten kleinere und bewegliche Röhren an, die man verschieben und stellen kann, je nachdem man den Getreidestrom in diese oder jene Gegend des zu beladenden Schiffes leiten will. Der Elevator, den ich sah, konnte 450,000 Scheffel Getreide magaziniren. Man baute aber eben noch viel größere, unter anderen einen für 750,000 Scheffel.

339. St. Louis in Missouri.

(Nach Friedr. Münch, der Staat Missouri, und Franz Löher, Land und Leute in der alten und neuen Welt.)

Die Cincinnatier nennen ihre Stadt die Königin des Westens; ein Amerikaner aber muß den anderen übertrumpfen, also spricht man in St. Louis von der Kaiserin des Westens. Den Kaisermantel wird die Stadt zwar noch lange nicht umthun, in ihren langen Häusergassen ist wenig Anderes bemerkenswerth, als daß die älteren Häuser solide und die neueren nach der einförmigen Backsteinmode gebaut sind. Aber einen Kaiserscepter hat St. Louis in Händen. Es beherrscht das ganze ungeheure Mississippithal, ein Reich, so weit, so erfüllt von natürlichem Reichthum, so durchzogen von den Lebensadern der Flüsse, wie es kaum noch ein anderes Gebiet auf dem Erdballe gibt. Es liegt zugleich nahe dem Zusammenflusse der größten Ströme des nördlichen Theiles dieses Continents, die für tausende (englische) Meilen schiffbar sind und mit deren kleinsten nur die europäischen Flüsse sich vergleichen können; es liegt auf einer sanft abgedachten Ebene, die eine endlose Vergrößerung gestattet, aber auf felsenfestem Grunde an dem Ufer des „Vaters der Gewässer" (des Mississippi), der fast vom äußersten Norden bis zum äußersten Süden, schiffbar den größten Theil des Jahres hindurch, hinströmt — es liegt nur wenige Meilen entfernt von der Mündung des gewaltigen Missouri, auf dem die Handelsgüter fast bis zum Felsengebirge schwimmen, — nahe der Mündung des Illinois, der eine Verbindung mit den großen fünf Oberen Seen sichert — nicht fern von der Mündung des „schönen Stromes" (des Ohio), welcher bis zum fernen Osten den Verkehr vermittelt, während durch den fast immer für die hiesigen Riesendampfer schiffbaren unteren Mississippi die bequemste Verbindung mit dem Hauptstapelplatze des Südens (Neu-Orleans) und durch diesen mit West-Indien, Mittel- und Süd-Amerika und der alten Welt hergestellt ist. Außerdem laufen Eisenbahnen, von Norden und Süden und in zahlreichen Zweigen vom Osten, so wie aus allen Theilen dieses Staates herkommend, in St. Louis zusammen, und welche Richtung auch einer künftigen Bahn nach den Gestaden des stillen Meeres gegeben werden mag, St. Louis wird jedenfalls mit ihr in directer Verbindung sein. Die klimatischen Verhältnisse sind von

der Art, daß sie die wichtigsten und mannichfachsten Gewerbszweige begünstigen. Die reichsten Erzlager der Welt sind fast vor den Thoren der Stadt, und Kohlen und Holz in jeder verlangten Menge kommen entweder aus Missouri oder den Nachbarstaaten; es fehlt kein nothwendiges Material, und Nahrungsmittel für die Arbeiter können in keinem Theile der Union wohlfeiler in großer Masse geschafft werden. Daher die unabsehbare Reihe von Dampfschiffen, welche längs der Werfte das eine am anderen liegen, daher das unaufhörliche Gewühl an der Landung von Waarenkarren, Handlangern und Geschäftsleuten. Ueber tausend Dampfschiffe befahren schon jetzt den Mississippi mit seinen Nebenflüssen, sie schaffen für St. Louis eine Zukunft, deren Reichthum sich nur erst andeuten läßt. Die Stadt gibt sich daher noch einen schönen Namen, „Metropolis des Westens", das klingt auch nicht übel; ohne einen wohlaufgeputzten bombastischen Namen geht's in Amerika einmal nicht ab.

St. Louis hat vor den meisten amerikanischen Städten voraus, daß es sich schon von Weitem stattlich darstellt am blanken Wasserspiegel. Die Stadt liegt nämlich mit ihren weißen Häusern am hohen Prairierande, zu dessen Füßen der weite Mississippi flutet. Sieht man vom Dampfschiff die Höhe hinauf, auf der die Häuser stehen, so macht man sich einen Begriff von den ungeheuren Wassermassen, welche im Frühjahr und Herbst den Strom herniederkommen, denn bis da oben ins erste Stockwerk der Häuser stieg die Ueberschwemmung vor ein paar Jahren. Beim Eintritt in die Stadt muß man sich erst durch enge, schwüle Gassen durcharbeiten, dann aber kommen Reihen von prächtigen Häusern mit schönen Steinwegen davor, und Plätze, Kirchen und Stadtgebäude, welche wenigstens nicht ganz im amerikanischen Stil sind. Die Stadt hat etwas Europäisches, sie ist nicht so altstädtisch und schmutzig wie Neu-Orleans, nicht so regelrecht und sauber wie Cincinnati. Noch mehr ist an ihren Einwohnern zu merken, daß das Yankeethum hier noch nicht wuchert, wenngleich es sich schon überall eingenistet hat. Etwas von europäischer Bildung und Behaglichkeit vereint sich hier mit dem rastlosen Handelsgeiste der Yankee.

Die Franzosen, deren Vorfahren vor jetzt etwa neunzig Jahren hier sich eine Zuflucht befestigten, verschwinden mit jedem Jahre mehr in der Bevölkerung. Wie in Neu-Orleans und Montreal wissen sie sich des überallhin dringenden Amerikanerthums bloß dadurch zu erwehren, daß sie sich in immer engere Familienkreise zurückziehen. Der Franzose liebt heitere Ruhe und gesellige Genüsse, der rastlose, immer schaffende, immer Pläne machende Angelsachse ist ihm ein Gräuel. In den Mittelklassen der Bevölkerung in St. Louis sind Franzosen jetzt nur noch wenig zu bemerken, dagegen zählen zu ihnen eine Anzahl der reichsten alten Familien, und unter den ärmeren Klassen hält sich hier und da noch ein Rest von Halbfranzosen zusammen. Auf jene altfranzösischen reichen Familien, bei denen Feinheit, Rechtlichkeit und eine eigene Art von Selbstgefühl zu Hause, stützt sich vorzüglich der Katho-

licismus. Mit Baltimore, Neu-Orleans, Neu-York und Cincinnati ist St. Louis eine Hauptstätte des Katholicismus in den Vereinigten Staaten.

Die Deutschen bilden in St. Louis einen sehr ansehnlichen Theil der Bevölkerung; gedrängt wohnen sie jedoch nur rings um den Kern der Stadt. In dieser kann man nämlich dieselben Abtheilungen unterscheiden, wie in den anderen großen Städten der Vereinigten Staaten. Am Flusse ist ein finsterer Stadttheil, ein Durcheinander von hohen Waarenhäusern, schlechten Kneipen und Handwerkerbuden. Hinter diesem nicht einladenden Häusergürtel folgen ein paar breite Straßen, besetzt mit schönen Häusern; dort wohnen die angesehensten Familien. Gewöhnlich haben sie auch noch eine besondere Straße oder einen Abschnitt in diesem Stadttheile, welche für vorzugsweise vornehm gelten. Entweder die breiteste mittlere Straße mit den glänzenden Läden oder sonst eine in der Nähe dient dann auch zum täglichen Spaziergange der feinen Welt. Höher hinauf, jedoch noch in dem angeseheneren Stadttheile, liegt der Markt; er bildet aber in der Regel einen Uebergang zu den weniger vornehmen Straßen. Um diesen Stadtkern dehnen sich dann die ärmeren Stadttheile aus, wo der Bauplatz noch nicht so hoch im Preise ist und die Deutschen sich ansiedeln; da gibt es ganze Straßen hinter einander, wo fast nur Deutsche wohnen. In St. Louis haben sie sich noch weiter am Flusse hinauf angebaut, eine Vorstadt dort heißt Neu-Bremen. Je weiter die Häuser in das freie Feld hineintreten, desto seltener werden die Backsteinhäuser, desto häufiger die Holzhütten, bis dann nach einigem Zwischenraume die Gärten mit den niedlichen Sommerhäusern der Reichen beginnen.

Die Hauptstadt von Missouri war schon seit Anfang der dreißiger Jahre ein Sammelplatz für Deutsche aus den gebildeteren Ständen. Viele kamen dort zu Reichthum und Ansehen, und sie üben einen höchst wohlthätigen Einfluß aus zum Besten humaner Bildung und Gesittung, nur halten sie sich bei ihrer nationalen Bescheidenheit auch hier gewöhnlich in zweiter Linie. Unter sich aber zerfallen sie wieder, wenigstens der Regel nach, in kleine Kreise, je nach religiöser und politischer Uebereinstimmung, unter denen nicht selten lebhafte Fehde ist.

---

340. Die Mormonen und ihr Land.

(Nach K. Andree, geographische Wanderungen.)

Die Mormonen oder Heiligen der letzten Tage im nord-amerikanischen Utahgebiete bilden ohne Zweifel eine der interessantesten Erscheinungen unseres Jahrhunderts. Joseph Smith, der Stifter dieser Secte, war ein Yankee aus dem Staate Vermont. Sein Vater verließ die Heimat, um sich im westlichen Neu-York anzusiedeln. Man sagt, daß der Sohn als Schatzgräber umhergezogen sei; gewiß ist, daß

sich früh in ihm eine ausschweifende religiöse Stimmung entwickelte. Schon in seinem 17. Jahre hatte er häufig „Erweckungen", betete lange, bange Nächte hindurch und suchte das Licht der Wahrheit. In der von ihm selbst verfaßten Lebensbeschreibung, welche seinen Anhängern für ein heiliges Buch gilt, erzählt er, wie einst ein Strahlenglanz sein Gemach erhellt habe, wie ein Engel ihm erschien, um ihn des rechten und wahren Glaubens theilhaftig zu machen, und wie derselbe ihm gesagt habe, daß auf Erden noch keine wahre Kirche vorhanden sei. Denn die, welche einst bestand, habe die Satzungen geändert, den ewigen Bund gebrochen und den Glauben verderbt; deßhalb sei sie von der Erde hinweggenommen worden. Aber er, Joseph, sei dem Herrn angenehm und solle ein Priester nach der Vorschrift Melchisedech's werden, um die Lehre wieder herzustellen und eine Kirche aus wahren Gläubigen zu bilden, welche dann den Herrn empfangen werde im tausendjährigen Reiche. Je stärker der Glaube sei, um so rascher werde dasselbe erscheinen. Für ihn, Joseph, den wahren Propheten, solle die Wahrheit aus der Erde hervorspringen; er, der Engel Moroni, werde ihn leiten zum Hügel Cumora bei Palmyra im Staate Neu-York und ihm dort prophetische Urkunden geben über einen jüdischen Stamm, der zur Zeit des Königs Zedekiah aus Jerusalem fortzog und in wunderbarer Weise über das Meer nach Amerika gelangte.

Nach manchen Versuchungen durch Satan, denen Joseph widerstand, zeigte ihm der Engel einen steinernen Kasten; in demselben lagen als heilige Kleinode das Schwert Laban's, ein goldenes Brustschild, zwei helle und glänzende Steine und goldene Platten mit Schriftzeichen. Diese letzteren enthielten das Buch Mormon's, in welchem die Schicksale der verlorenen Stämme Israels erzählt werden. Diese, so heißt es, waren nach Amerika herüber geschifft, und auch zu ihnen kam Jesus, nachdem er bei Jerusalem in den Himmel gefahren, und gab ihnen das Evangelium. Joseph konnte jene Schriftzeichen lesen und übersetzen; er bekehrte einen Mann, Namens Cowdery, und ließ sich von diesem in Pennsylvanien im Susquehanna taufen. Die Geister des Moses und des Elias waren als Pathen zugegen, nicht minder jene der Apostel Petrus, Jakobus und Johannes. Damit war Anno 1830 die „Epoche der neuen Kirche der Heiligen der letzten Tage" begründet!

Auf diese Erzählungen Joseph's hin mehrte sich in dem Lande der nüchternen Yankees die Zahl der Gläubigen. Sie schworen auf des „Propheten" Wort, und begannen zu Kirtland in Ohio einen Tempel zu bauen; doch er blieb unvollendet, weil die „Prophezeiung" einen anderen Platz, im Staate Missouri, bezeichnete. Dort sollte das neue Jerusalem erstehen und nach einem Muster aufgeführt werden, das vom Himmel herab kommen werde. Nicht auf der östlichen Erdhälfte, sondern in Missouri, in Jackson County, lag das Paradies, und dort wurde auch Adam geschaffen. Joseph sah mit eigenen Augen den Altar, auf welchem der erste Mensch geopfert hatte.

Bald geriethen die Heiligen in allerlei Zwietracht mit den „Heiden",

d. h. den Nichtmormonen, von welchen sie aus „Zion in Eden" vertrieben wurden. Sie flüchteten nach Illinois, wo sie 1842 einen weithin sichtbaren Tempel baueten. Aber auch in Illinois zeigten die Heiden eine feindselige Stimmung und legten den Mormonen, theilweise mit Unrecht, schwere Verbrechen zur Last. Joseph wurde sammt seinem Bruder Hyrum, dem Patriarchen, zu Carthago ins Gefängniß geworfen, nachdem man ihn des Hochverraths angeklagt hatte. Noch ehe er sich vor Gericht vertheidigen konnte, stürmte eine gegen ihn äußerst erbitterte Volksmenge den Kerker und erschoß 1844 den Seher sammt dem Patriarchen. Damit hatte die „neue Kirche" ihre ersten Martyrer. Aber sie war deßhalb nicht verwais't; sie scharte sich alsbald um Joseph's Busenfreund und Vertrauten Brigham Young. Von nun an erhielt dieser die „Offenbarungen", er war und ist bis heute Prophet des Herrn und Seher für die Heiligen. Er prophezeiete, daß sie, gleich den Israeliten, sich eine Zeitlang in die Wüste zurückziehen sollten, um Gefahren zu bestehen und Heimsuchungen zu erdulden. Und als dann abermals eine Verfolgung über die Mormonen hereinbrach, beschlossen sie, fürbaß zu ziehen und in weiter Ferne, hinten im Westen jenseits der Hochgebirge, eine neue Heimat aufzusuchen. Sie wollten fortan jeden Verkehr mit den Nichtmormonen vermeiden und für sich allein leben.

So geschah es auch. Denn nun begann jener Auszug der Mormonen, der in der Geschichte wenige seines Gleichen hat. Einzelne Vorläufer wurden über die Prairieen und über das Felsengebirge gesandt, um eine ruhige Stätte zu suchen. Diese 143 Männer, welche man als Bahnbrecher vorausgesandt hatte, entdeckten eine abgelegene Wüstenei mit grünen Oasen und bestellten dort flugs den Boden, damit das Volk fände, wovon es essen könne. Die Mormonen-Menge brach mit Anbeginn des Frühlings auf. Am 24. Juli 1847 traf der Seher Brigham Young am großen Salzsee ein, und bevor das Jahr abgelaufen war, hatten sich mehr als 6000 Heilige aus aller Welt im obercalifornischen Binnenbecken zusammengefunden. Die Felder waren bestellt, das ganze Land „dem Herrn geweiht" worden, eine Stadt gegründet, eine Burg gegen die Indianer gebaut, ein großer Bewässerungsgraben gezogen. Aber die Entbehrungen waren fürchterlich; die Lebensmittel reichten nicht aus, die Mormonen fristeten ihre Tage in Jammer und Noth, selbst Leder, womit man einzelne Häuser gedeckt hatte, wurde herabgerissen, gekocht und verzehrt, und Wurzeln, von welchen der Indianerstamm der Yamparicas sich nährt, waren ein leckeres Mahl. Zu alledem kam noch eine entsetzliche Heimsuchung. Das Korn auf dem Felde und das Gemüse in den Gärten schien trefflich gerathen zu wollen und man hielt das Ende der Noth für nahe; da zogen ungeheure Schwärme von schwarzen Heuschrecken heran und zerstörten alles Grün. Jede Bemühung, sie abzuhalten, war vergebens, und die Heiligen standen machtlos und trostlos da. Doch Hülfe in der äußersten Bedrängniß blieb nicht aus. Von den Inseln im großen Salzsee kamen plötzlich

weiße Möven mit rothen Schnäbeln und vertilgten die Heuschrecken. Darin sahen die Mormonen ein himmlisches Wunder.

Sie haben die Einöde in einen blühenden Garten umgewandelt. Sie selber nennen ihr Land Des-er-et; das mystische Wort ist ihrem Buche Mormon entlehnt und soll „Land der Honigbiene" bedeuten. In ihren staatlichen, kirchlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen, welche ein eng zusammenhangendes Ganze bilden, tritt das theokratische Element entschieden hervor und überwiegt alles Andere.

An der Spitze der Mormonen-Hierarchie stehen drei Personen der Präsidentschaft, welche „den drei ersten Präsidenten der apostolischen Kirche", Petrus, Jakobus und Johannes, nachgebildet worden sind. Die zweite Stufe besteht aus den zwölf Aposteln des apostolischen Collegiums; dann folgen die Hohenpriester, Aeltesten, Bischöfe, Lehrer und Diaconen, die Evangelisten und Missionäre.

Ein System, in welchem die wunderlichen Glaubenslehren der Mormonen übersichtlich und im Zusammenhange dargestellt wären, fehlt, so viel wir wissen, noch immer. Solch eine Dogmatik würde ein interessantes Buch sein. Denn der seltsame Eclecticismus dieser Heiligen ist zusammengewürfelt aus brahminischer Mystik, neuplatonischen und gnostischen Ansichten von Aeonen und beweglichen Principien im Elemente, mohamedanischem Sensualismus und christlichen Lehrsätzen. Auch die Lehre Zoroaster's findet Analogieen, denn die Mormonen haben Wesen, welche an Ormuzd und Ahriman erinnern; nicht minder glauben sie an eine Seelenwanderung. Dazu kommen noch manche Sätze aus der sogenannten spirituellen Philosophie der Nord-Amerikaner über Verwandtschaft der Geister und Sympathie der Seelen.

Zu diesen religiösen Phantastereien bildet die klare Prosa des gesunden Menschenverstandes, welche die Mormonen in allen übrigen Lebensverhältnissen bethätigen, einen wunderbaren, im höchsten Grade schroffen Gegensatz. Niemals hat ein Volk oder eine Secte sich eines solchen ökonomischen Gedeihens zu erfreuen gehabt, nie sind Andere so rasch zu gediegenem Wohlstande gelangt. Die Heiligen schaffen aus der Wüstenei einen Garten; vier- oder sechsmal sind sie unter Blut und Streit von Haus und Hof getrieben worden und mußten ihre Habe zurücklassen, aber allemal haben sie, und stets mit wachsendem Erfolge, mit frischem Muth von vorn angefangen. Durch diese aus aller Welt Enden zusammengewehte Masse geht ein und derselbe Geist; für das bürgerliche Leben halten sie den Grundsatz fest, daß die höchste Pflicht und das höchste Vergnügen in Verrichtung nützlicher Arbeit bestehe. Alle Reisenden, welche jemals das große Binnenbecken besucht haben, konnten sich der Bewunderung nicht erwehren, als sie das blühende Gemeinwesen der Mormonen sahen.

Im Frühjahr 1847 zogen, wie wir schon sagten, die ersten Heiligen von der Grenze des Staates Missouri aus, um einen ruhigen Fleck Erde aufzusuchen. Vierhundert Stunden weit pilgerten sie durch die Wiesensteppen am Nordarme des Platteflusses hin, welchen die Sioux-

Indianer den Nebraska nennen. Aber noch war ihres Bleibens nicht, die rechte Stätte hatten sie noch nicht gefunden; sie mußten weiter wandern und die Wahsatschkette übersteigen. Dann aber hatten sie einen entzückenden Anblick, der sie gewaltig ergriff: alle sanken auf die Kniee. Vor ihnen tief unten lag der große Salzsee und erglänzte im Sonnenstrahle, das gelobte Land, in welchem sie Hütten bauen wollten, war endlich gefunden. Ihre Freude steigerte sich, als in der Gestaltung der Gegend manche Aehnlichkeit mit Palästina unverkennbar war. Auch die Juden waren verfolgt worden und hatten durch die Wüste ziehen müssen gleich ihnen; Moses hatte Kanaan nicht mehr gesehen, auch Joseph Smith kam nicht an den Salzsee. Dieser hat keinen Abfluß zum Ocean und gleicht dem Todten Meer; in ihn fließt ein klares Wasser, der Jordan, welcher aus dem Utahsee kommt, diesem „westlichen See von Tiberias". In alle dem sahen die Mormonen einen Fingerzeig vom Himmel, der ihnen das von Weißen noch unbewohnte Thalbecken vorbehalten hatte.

Dieses große obercalifornische Binnenbecken, etwa auf halbem Wege zwischen der Grenze der westlichen Staaten am rechten Ufer des Mississippi und den Gestaden des großen Weltmeeres, ist von der übrigen Welt völlig abgeschlossen. Im Allgemeinen trägt es den Charakter einer dürren Wüste, die einen Flächenraum von mehr als 6000 Quadrat-Meilen einnimmt. Allein manche Strecken können als fruchtbare Oasen betrachtet werden, und in vielen Gegenden, wo Bewässerung möglich ist, wird der Anbau des Bodens reichlich gelohnt. Manche Berge behalten neun Monate im Jahre Schnee und speisen die von ihnen herabrinnenden Gefließe fortwährend mit Wasser.

Die Hauptstadt, welche die Heiden Great Salt Lake City nennen, soll zwei Stunden Länge und anderthalb Stunde Breite haben; die Straßen durchschneiden sich in rechten Winkeln, sind 132 Fuß breit, mit Seitengängen von je 20 Fuß. Die Stadt hat eine herrliche Lage nahe dem Salzsee am westlichen Fuße des Wahsatschgebirges, am Jordan. Durch die Stadt fließt unablässig im Winter wie im Sommer klares Wasser, das durch sinnreich und zweckmäßig angelegte Gräben durch alle Straßen, und zwar an beiden Seiten hin, geleitet worden ist und allen Gärten und Feldern die erforderliche Feuchtigkeit mittheilt. Durch die Anpflanzung von Bäumen und Sträuchern in Gärten und Straßen ist Salt Lake City eine wahrhaft liebliche Stadt geworden, deren Anblick um so mehr erfreut und überrascht, weil der Reisende wochenlang durch kahle, sonnenverdorrte Gegenden wandern muß, bevor er das Thal erreicht. Diese Mormonenstadt ist in der That ein Diamant der Wüste. Schon 1849 hatte sie 8000 Einwohner, gegenwärtig mag die Zahl das Dreifache betragen.

In Neu-Jerusalem soll sich der große Tempel erheben, welcher, den Mormonen zufolge, an Großartigkeit und Pracht alle anderen Gebäude der Welt übertreffen wird; und nur erst, wenn das tausendjährige Reich anbricht, soll noch ein Heiligthum erstehen, gegen das selbst er

verschwindet; zu demselben ist ein Platz in Jackson County, Staat Missouri, auserkoren worden, auf derselben Stelle, wo Adam's Paradies war. Aber dieser Tempel wird erst errichtet, wenn die Zeit sich erfüllt hat; bis dahin werden Licht, Wahrheit und der rechte Glaube von dem Tempel am Salzsee über die Welt ausstrahlen.

341. Californien.

(Nach K. Andree, geographische Wanderungen.)

Californien bildet den ersten Kern zu einem angelsächsischen Reiche am großen Weltmeere, und offenbar ist diesem Lande eine große Zukunft beschieden. Seit dreihundert Jahren kennt man seine Gestade, vor etwa 90 Jahren erhielt es die ersten weißen Ansiedler, aber erst vor kaum einem Jahrzehend ist es für den Weltverkehr erschlossen worden.

Im Februar 1848 trat Mexico das Land an die Amerikaner ab. Seit Californien nordamerikanisch war, strömte die Einwanderung dem Lande in erhöhetem Maße zu, bevor noch Gold gefunden worden war. Der fruchtbare Boden und die ausgedehnten Weidegründe lockten den Ackerbauer, die sicheren Häfen und die vorzügliche Handelslage zogen den Kaufmann an. Als dann im Anfange des genannten Jahres das edle Metall entdeckt ward und die Nachhaltigkeit der Schätze keinem Zweifel unterlag, lenkte sich eine neue Völkerwanderung nach dem westlichen Dorado. Zuerst waren die Mexicaner aus Sonora eingeströmt; gleich nach ihnen kamen amerikanische Ansiedler aus Oregon und Kanackas, Eingeborene der Sandwichs-Inseln; tausende von Anwohnern der Südsee, insbesondere an Bergbau gewöhnte Peruaner und Chilenen fanden sich gleichfalls ein; Europäer und Abenteurer aus den atlantischen Staaten kamen theils über die Felsengebirge der Sierra Nevada, oder über Panama, oder auf dem Wege um das Cap Horn; endlich stellte auch Australien sein Contingent, und zuletzt erschienen Chinesen zu Tausenden. Dazu rechne man die eingeborenen Creolen, die Indianer aus verschiedenen Stämmen, selbst vom Nutka-Sunde her, die Neger, Mulatten und Mestizen, und man wird gestehen, daß ein bunteres Gewirr verschiedener Racen und Volksthümlichkeiten nicht zu denken ist. Ein ähnliches Schauspiel, wie Californien es auch in ethnologischer Beziehung darbot, hatte die Geschichte nie zuvor gekannt.

Es würde in jedem alten europäischen Staate Mühe kosten, hunderttausend Abenteurer aus allen fünf Erdtheilen in Band und Zaum zu halten, obwohl man über Policei und bewaffnete Macht verfügt; in Californien war es doppelt schwierig, dem Gesetze Geltung zu verschaffen. Zwei Jahre lang wurde das Land von der Bundes-Regierung in unbegreiflicher Weise vernachlässigt und sich selber überlassen. Glücklicher Weise überwog bald die Zahl der eigentlichen Amerikaner, welche dorthin gekommen waren, um sich dauernd niederzulassen, nicht um

Raubbau auf Gold zu treiben, alle übrigen Nationalitäten; auch Handwerker und Kaufleute aus Deutschland und Frankreich hatten sich in Menge eingefunden; endlich wirkte selbst das Gold zur Aufrechterhaltung der Gesetze, denn wer etwas besaß, wollte das gleichviel ob leicht oder mühsam erworbene Metall behalten; auch um mehr gewinnen zu können, verlangte er Schutz für seine Person. So ist es erklärlich, daß Richter Lynch aushalf, wenn die Behörden zu schwach oder zu pflichtvergessen waren, um dem Verbrecher Gerechtigkeit angedeihen zu lassen. Man übte rasche Justiz und erreichte seinen Zweck. In St. Franzisco bildeten sich Ueberwachungs- und Sicherheits-Ausschüsse, um Räuber, Mörder und Brandstifter zu bestrafen und die Spieler, überhaupt die Abenteurer aller Art in Schranken zu halten.

Der Instinkt der Yankees zeigte sich dabei in sehr vortheilhafter Weise. Sie traten zusammen, „um den Vulkan zu stopfen". Als der Congreß in Washington säumig war, gaben sie sich selber eine Verfassung. Der Bundes-Congreß genehmigte im September 1850 die Aufnahme in die Union nach langen und heftigen Erörterungen, und Californien schickt seitdem Senatoren und Repräsentanten nach Washington.

Fremont *) hat in seiner geographischen Beschreibung Californiens das Land im Westen der Sierra Nevada mit Italien verglichen, mit dem es allerdings in Bezug auf Flächenraum, Klima und Erzeugnisse manche Aehnlichkeit darbietet; aber es ist keine auf drei Seiten vom Meere umflossene Halbinsel und hat auch im Binnenlande eine ganz verschiedenartige Gebirgs- und Stromentwickelung. Die bunte Mannichfaltigkeit des Landes, die Abwechselung von Hügel, Thal und Ebene, die malerische Landschaft, die Menge kleiner Flüsse und Bäche und der kräftige Baumwuchs am Abhange der Gebirge, besonders aber in dem Lande nördlich von San Franzisco, wird von allen Reisenden hervorgehoben; sie erstaunten insbesondere über die gewaltigen Fichten, welche sich bis zu einer Höhe von 300 Fuß erheben. Der ganzen Küste entlang laufen Höhenzüge, welche das innere californische Thal von dem Gestade trennen. Dieses etwa 100 deutsche Meilen lange Thal bildet zugleich die berühmte californische Goldregion, die von 40 bis zu 50 englischen Meilen breit ist und den Windungen der Sierra folgt. Die zahlreichen Gefließe, die von den schneebedeckten Höhen herabfallen, und die Regenbäche, die gleichfalls tiefe Schluchten in das Gestein gerissen und gewaschen haben, lagern eine große Masse fester Bestandtheile an den Hügeln ab, welche sich am Fuße des Gebirges gebildet haben. In diesen, und am Ufer wie im Bette der Flüsse und Bäche, liegen die ungeheuren Goldschätze, welche seit Februar 1848 zu Tage gefördert werden; nicht minder kommt das Gold in den Quarz eingesprengt vor. Schon seit sechs Jahren wird auf einer Strecke von etwa 500 engl. Meilen Gold zu Tage gefördert, und alljährlich, ja, allmonatlich werden neue Adern entdeckt, neue „Placeres" gefunden.

*) Siehe die Anmerkung S. 621.

Californien wäre jedenfalls auch ohne die Goldentdeckung aus seinem langen Schlafe erweckt worden, aber die Entwickelung hätte eine ungleich längere Zeit gebraucht und würde einen mehr normalen Verlauf genommen haben. Seitdem die Nord-Amerikaner einmal entschlossen waren, sich an der westlichen Küste zu behaupten und Oregon um jeden Preis in Besitz zu nehmen, konnte auch Californien den Einflüssen eines so unternehmenden Menschenschlages nicht lange mehr entzogen bleiben. Der Besitz des oregonischen Gestades war ohne Zweifel sehr werthvoll; die Mündung des Columbia liegt jenen der chinesischen Riesenströme gegenüber und zeigt nach Japan. Aber das Hinterland der Region am Pugetsunde (wo 1858 das Gold am Fraser und Thompson gefunden wurde), wie jenes am Columbia, hält keinen Vergleich aus mit dem südlicher gelegenen Californien, dessen Küsten leicht zugängig sind und das eine ungleich vortheilhaftere Weltlage hat. Das „goldene Thor", welches den Eingang zur Bucht von San Francisco bildet, ist in der That eine Pforte, durch welche der Verkehr von und nach Asien eröffnet wird. Dieses Wasserbecken hat in keinem anderen Erdtheile ein Nebenstück und steht in der That einzig da.

342. San Franzisco.

(Nach N. J. Andersson, eine Weltumsegelung mit der dänischen Fregatte Eugenie. Deutsch von Kannegießer.)

Franzisco ist eine Stadt mit 70- — 80,000 Einwohnern, strahlend in des Goldes und Reichthumes Pracht, in seinem Zauberschloß fabelhafte Schätze verschlossen haltend, und alles darbietend, was menschlicher Kunstfleiß und Erfindungsgeist als das Raffinirteste und Kostbarste hervorzubringen vermocht hat. Hier liegt sie groß und weit ausgedehnt und ladet hieher einen Volksstrom in mächtigen Wogen von Europa, Asien und Australien, und hier werden alle Erzeugnisse der Welt in Umlauf gesetzt. Und diese Stadt, diese Reichthümer, diese Pracht, diese Volksbewegung, dieser wunderbare Verkehr ist eine Schöpfung von sechs Jahren!

San Franzisco breitet sich amphitheatralisch innerhalb zwei mit hohem Buschwerk bewachsenen Höhen, welche in den Hafen als Erdzungen hinausschießen, auf einem sandigen, abschüssigen Erdstreifen aus, welcher weiterhin sich wiederum in ansehnliche Flugsandfelder erweitert. Zwischen diesen dehnt sich die Stadt beinahe in einem Viereck die ziemlich nackten Höhen, auf welchen der oberste Theil liegt, hinauf, während der andere auf Pfählen oder Schiffswracken in der See, die noch in alle leeren Räume zwischen die niedrigsten Straßen hineinspült, selbst erbaut ist. Dieser ganze niedrige Theil der Stadt ruht bloß auf Schutt, den man in größter Eile zwischen die Pfähle niedergestürzt, und auf welchen man häufig ansehnliche Steingebäude aufgerichtet hat, die des-

halb auch nicht selten unausfüllbare Risse haben oder gar einstürzen. Hier sind keine Straßen, sondern bloß Brücken, welche sich in dem verfallensten Zustande befinden, voll von Löchern und Lücken, eben so gefährlich für Menschen und Thiere, wie häßlich anzusehen. Vier oder fünf von diesen Brücken laufen sehr weit in den Hafen hinaus. Um diese liegt die aus mehreren tausend Schiffen und aus einer Menge Dampffahrzeugen bestehende Handelsflotte, welche in allen möglichen Formen, von dem stattlichen Klipperschiff bis zur kleinen Schaluppe, bald scharf gebaut und schnellsegelnd, bald plump und schwerfällig, bald neu angestrichen und aufgeputzt, bald deutliche Spuren der Wuth des Meeres und der Stürme tragend, sich hier von allen Weltmeeren sammelt und ihre vielfarbigen Flaggen ausbreitet. Die eigentlichen Straßen, welche durch die Stadt gehen, sind sehr geräumig und durchschneiden einander in rechten Winkeln; sie sind entweder größtentheils mit Brettern quer belegt, wie Brücken, oder auch sandig, wie Landstraßen, aber nie mit Steinen gepflastert. Die Häuser dieser Straßen zeigen die größte und sonderbarste Mannichfaltigkeit, die man sich denken kann. Bald ist es eine kleine Bretterhütte auf Rollen oder Walzen, roth oder weiß angestrichen, bald sind es geräumige hölzerne Wohnungen von einem oder zwei Stockwerken, bald wieder elegante Steingebäude aus rothen Marmorsteinen; bald erhebt sich dort ein großes Haus von Eisen, wie ein gigantischer Bienenkorb. Aber alle diese Gebäude von Holz, Stein, Segeltuch oder Eisen, welche in unordentlicher Mischung durcheinander stehen, stimmen in Einem Punkt überein, sie sind sämmtlich Läden oder Vorrathshäuser.

Wandert man durch eine dieser Straßen, besonders eine der Hauptstraßen, so hat man einen Anblick vor sich, welcher vermuthlich nirgends, nicht einmal in den nord-amerikanischen Städten, wo sonst das Schilder- und Feilbietungswesen herrschend ist, sich in gleichem Grade finden möchte. Ueberall, auf den Häuserwänden, Schornsteinen, Vordergiebeln, Grundmauern, mit Einem Wort, überall, wo es möglich gewesen ist, sie anzubringen, sieht man kolossale Schilder hervorragen, wie große Coulissen, mit gigantischen Buchstaben oder bizarren Malereien, mit Flaggen, Wimpeln, Pfeilern, Obelisken, Pfannen, Hämmern, Aexten oder anderen Werkzeugen, alle von ungeheurer Größe, darüber die Inschriften, welche die Nahrungszweige und Namen der Inhaber in allen europäischen Sprachen angeben. Man scheint gleichsam in einem ungeheuren Walde zu wandern, wo die Schilder sich wie drohende Aeste hervorstrecken, und wo man unwillkürlich den Kopf niederbeugt, beinahe kriechend oder so gut man kann, lavirend durch alle diese gefährlichen Auswüchse. Und welche Waaren innerhalb! Hier blitzen Juwelen in ihren kostbaren Einfassungen, dort ruht das Gold in den ausgezeichnetsten und kostbarsten Arbeiten, oft in gediegenen Klumpen. Und gleichwohl wird der Reichthum und der Glanz in diesen Läden von den aufgestapelten Goldhaufen überstrahlt, welche aus den Geschäfts-Localen der Banquiers hervorleuchten.

Rechnet man hierzu die Spielhäuser, welche in unheimlicher Menge auf allen Straßen blühen, aus denen unter Klängen der Musik eines wohlbesetzten Orchesters das Klappern der Würfel oder das Klingen der Gold- und Silbermünzen mit der Einladung der Spielwirthe: make your game, gentlemen! gehört wird und mit welchen sich der Spielenden Gelächter oder wilder Ausruf, die Bewegung und das Gedränge überall, die Lichtmassen, das Geräusch und der Lärm mischen, so hat man eine Vorstellung von dem gährenden Chaos, dem unruhigen Speculationsgeist der nimmer ruhenden Gewinnsucht, welche uns in tausend Gestalten auf jedem Schritt begegnet, aus jedem Geschäft angrins't, aus jedem Zuruf hervorschallt. Es ist ein Gewühl von Fahrenden, Reitenden, Springenden und Gehenden, von Kleidertrachten und Physiognomieen, welche man kaum irgendwo sonst finden wird.

In London und Paris hat doch im Ganzen Alles mehr ein Gepräge von Gleichheit, einen gewissen, sich überall aussprechenden, nationalen Zug angenommen. Aber hier sind Leute von allen Zungen und von Völkerschaften aller Art. Hier zeigt sich der Chinese in seiner weiten Kleidertracht mit seinem Hut, der einem Sonnenschirme gleicht, mit seinem Haarzopf und seinen dicksohligen Schuhen; „der Löwe“ aus Europa in seinem modernen Putz mit stutzerischem Gang und spöttischer Miene; der Goldwäscher vom Oberlande, ziemlich einem Straßenräuber gleichend, mit fliegendem Haar, langem Bart, großen Stiefeln und zerrissenen Kleidern; der feingebürstete und glattpolirte Krämer, gewöhnlich ein Deutscher, mit einschmeichelndem Wesen; endlich der Matrose, der ruhig seinen Tabak kaut, mit dem Hut in dem Nacken und das Halstuch nachlässig auf der Brust geknüpft, das Gesicht flammend von eben zu sich genommenen Stärkungsmitteln. Mit Einem Wort: dieses Gemälde von San Franzisco ist die erstaunlichste Mosaik; und ohne diesen Wirrwarr, diese Unordnung gesehen und diesen Lärm vernommen zu haben, kann man kaum durch irgend eine Beschreibung einen vollständigen Begriff davon erhalten.

Dieser außerordentlichen Mischung zufolge hat die Stadt keinen eigentlichen Charakter und kann daher kein dauerndes Interesse erwecken. Sie ist weder europäisch, noch etwas Anderes, sie trägt das Gepräge, Alles nachgeäfft zu haben, sie erinnert an Alles.

---

b. Mittel-Amerika.

343. Das Hochland von Mexico.

(Nach Ed. Mühlenpfordt, Versuch einer getreuen Schilderung der Republik Mejico.)

Jene Worte, welche der große Alexander v. Humboldt vor fünfzig Jahren über das Königreich Neu-Spanien aussprach, gelten auch heute

noch von der Republik Mexico. „Unter allen der Krone Spanien unterworfenen Ländern", sagt der berühmte Reisende, „dürfte das Königreich Neu-Spanien den ersten Rang einnehmen, sowohl wegen seiner Territorial-Reichthümer, als wegen seiner dem Handel mit Europa wie mit Asien gleich günstigen Lage. Die Masse der Bildung ist zugleich hier größer, als in anderen spanischen Colonieen. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist größer in Cumana, Neu-Barcelona und Venezuela; sie ist größer an den Ufern des Nieder-Orinoco und im nördlichen Theile von Neu-Granada; denn in Mexico gibt es manche unfruchtbare Gegenden, welche des Wassers ermangeln und von Vegetation entblößt erscheinen. Aber wenn wir die Größe der Bevölkerung des Landes, die Anzahl der bedeutenden Städte, welche hier einander nahe liegen, den ungeheuren Werth der hier gewonnenen edlen Metalle, seinen Einfluß auf den Handel Europa's und Asiens betrachten, und den Zustand von Uncultur dagegen halten, der uns in anderen spanischen Colonieen so auffallend entgegentritt, so müssen wir den Vorzug gerecht finden, welchen Spanien seit langer Zeit Mexico vor seinen übrigen Besitzungen eingeräumt hat."

Mexico gehört hinsichtlich seiner äußeren Gestaltung ganz unstreitig zu den merkwürdigsten Ländern des Erdbodens. Es ist ein ungeheurer, durch vulkanische Kräfte emporgetriebener Erdrücken, der sich zwischen dem atlantischen und Austral-Ocean hinzieht und erst da abzudachen oder sich in mehrere Gebirgsketten zu zerspalten anfängt, wo das Land eine größere Breite gewinnt. Dieser Erdrücken ist die Fortsetzung der Anden von Süd-Amerika, deren verschiedene Ketten auf dem Isthmus von Panama zu einer einzigen zusammenschmelzen und einen 300 bis 900 Fuß hohen Granitrücken bilden, der dem Andrange zweier Meere Trotz bietet.

Wenn nun aber auch die Gebirgskette von Mexico als eine und dieselbe mit jener erscheint, welche unter dem Namen der Cordilleras de los Andes ganz Süd-Amerika von Süd nach Nord durchschneidet, so ist doch der Bau derselben südlich und nördlich vom Aequator ganz verschieden. Auf der südlichen Halbkugel sehen wir die Cordilleren allenthalben durchfurcht von tief eingeschnittenen Quer- und Längenthälern, welche aussehen, als seien sie durch gewaltsame Spaltung der Gebirge entstanden. Man findet hier vollkommen ebene Landstriche in großer absoluter Höhe. Die reich angebaute Ebene um die Stadt Santa Fé de Bogota liegt 8700, die Hochebene von Caxamarca in Peru 9000, die großen Ebenen um den Vulkan Antisana 13,429 englische Fuß über dem Meere. Diese Bergplatten von Cundinamarca, Quito und Peru sind zwar sehr eben, haben aber nicht über 42 Quadrat-Leguas Ausdehnung. Schwer zu ersteigen, durch tiefe Thäler von einander getrennt, von hohen Bergfirsten umfangen, stehen sie unter einander in keinem Zusammenhange und bieten dem Verkehr im Innern jener Länder nur geringe Erleichterung. In Mexico dagegen sehen wir den Hauptrücken des Gebirges selbst die Hochebene bilden. Weit ausgedehntere und eben

so gleichförmige Bergplatten liegen nahe zusammen und folgen einander vom 18. bis zum 40. Breitengrade in ununterbrochener Reihe, nur von einzelnen höheren Kegeln und Bergzügen überragt. Die Richtung der Bergplatten bestimmt gleichsam den ganzen Lauf der Gebirgskette. Die 16,000 bis 18,000 Fuß hohen Kuppen liegen theils auf der Hochebene zerstreut, theils sind sie in Züge geordnet, deren Richtung aber keineswegs immer mit dem Streichen der ganzen Cordillerenkette parallel läuft. In Peru, Quito, Cundinamarca ꝛc. sind, wie gesagt, die Bergplatten durch Querthäler getrennt, deren senkrechte Tiefe zuweilen 4500 Fuß beträgt und deren steile Gehänge man nur zu Maulthier, zu Fuß oder gar von Indiern auf dem Rücken getragen erklimmen kann. In Mexico dagegen hangen die Bergplatten so zusammen, daß von Tehuantepec bis Santa Fé del Nuevo-Mexico, ja, noch weiter, bis in das Gebiet der Vereinigten Staaten Räderfuhrwerk rollen könnte. Auf dieser ganzen ungeheuren Strecke setzt die Natur der Anlegung guter Fahrstraßen vergleichungsweise nur geringe Schwierigkeiten entgegen. Die Bergplatten erhalten sich in ihrer Reihenfolge auf einer ansehnlichen und sehr gleichförmigen Höhe.

So sehr die beschriebene Structur des Innern von Mexico den Binnenverkehr zwischen seinen verschiedenen Staaten und Provinzen begünstigt, so große Schwierigkeiten hat die Natur der Verbindung des Innern mit den beiderseitigen Küsten fast allenthalben entgegengesetzt. Von den Grenzen der Hochebene stürzen sich die östlichen und westlichen Abhänge der Gebirge außerordentlich steil und schwer zu ersteigen gegen die Küstenebenen hinab. Schroffer und kürzer noch, als der Abfall gegen den Austral-Ocean, ist, wenigstens bis zum 27. Grad nördlicher Breite hinauf, die Abdachung gegen den mexicanischen Meerbusen. Von den 110¼ Leguas, welche man von der Hauptstadt Mexico bis zum Hafen Veracruz rechnet, liegen fast 60 auf der Hochebene. Der übrige Theil des Weges fällt rasch und ununterbrochen ab bis zum Ufer des Meeres.

Die höchsten, bis zur Linie des ewigen Schnees hinan und darüber hinausreichenden Berggipfel Mexico's liegen in der schmalen Zone zwischen 18° 20′ und 19° 12′ nördl. Breite, und zwar in einer Linie, deren Streichen die Richtung der Längenaxe der Cordilleren beinahe rechtwinklig durchschneidet. Fast alle höheren Bergspitzen in dieser Zone sind entweder noch brennende Vulkane, oder die Krater auf ihren Gipfeln, ihre ganze Gestalt und die vulkanischen Bildungen, von welchen sie bedeckt und umlagert sind, machen es äußerst wahrscheinlich, daß ehemals unterirdisches Feuer in ihrem Schooße verborgen gewesen.

Der Hauptvulkan von Jorullo erhebt sich in einem beinahe eine Legua weiten Thale. Am 29. Juni 1759 wurden die Bewohner der Umgegend zuerst durch heftige, von lautem unterirdischen Tosen begleitete Erdstöße erschreckt, welche von da an 60 oder 65 Tage hindurch sich wiederholten. Im Anfange des Monats September schien die Ruhe wieder hergestellt und erhielt sich, bis in der Nacht vom 28. auf den

29. Morgens gegen 3 Uhr das fürchterliche unterirdische Krachen aufs Neue und heftiger als je gehört ward. Jetzt flüchteten die entsetzten Bewohner der Gegend auf die Höhen von Aguasarco, und waren hier Augenzeugen des fürchterlichen Naturereignisses, welches ihre blühenden Felder, ihre friedlichen Wohnungen völlig zu Grunde richtete. Flammen stiegen auf einer Fläche von mehr als einer halben Quadrat-Legua Ausdehnung allenthalben empor, glühende Felsenstücke wurden zu ungeheurer Höhe aufgeschleudert, und durch eine dicke Aschenwolke, vom vulkanischen Feuer schauerlich erleuchtet, glaubte man die erweichte Erdrinde wie ein bewegtes Meer anschwellen und wogen zu sehen. Ein Landstrich von fast zwei Quadrat-Leguas erhob sich in Form einer Blase, an den Rändern um 30 bis 35, in der Mitte fast regelmäßig anschwellend, um 525 Fuß über die ursprüngliche Höhe des Bodens der Playas de Jorullo. Im Osten des gehobenen Landstriches sprangen sechs große Hügel zu Höhen von 1300 bis 1600 Fuß über dem alten Niveau der Ebene auf. Der höchste davon ist der eigentlich sogenannte große Vulkan von Jorullo. Um diese größeren Feuerberge her erhoben sich tausende von kleinen Kegeln, 6 bis 9 Fuß hoch, jeder ein Vulkan, Flammen und Schwefeldampf ausstoßend. Die Indier, erschreckt von dem furchtbaren Donnern des neuen Vulkans, verließen Anfangs alle Dörfer im Umkreise von 7 bis 8 Leguas von den Ebenen von Jorullo. In wenigen Monaten gewöhnten sie sich zwar daran und kehrten zu ihren verlassenen Häusern zurück, aber die Ebenen von Jorullo selbst blieben, sogar auf bedeutende Entfernungen von dem in die Höhe getriebenen Landstriche, dem man den Namen Malpais gegeben, während mehrerer Jahre nach der Eruption völlig unbewohnbar wegen der daselbst herrschenden großen Hitze.

Die Herren v. Humboldt und Bonpland besuchten den Jorullo am 19. September 1803, also 44 Jahre nach seiner Entstehung. Schon damals schien das unterirdische Feuer nicht mehr sehr thätig, und der Malpais und seine vulkanischen Hügel begannen sich mit Vegetation zu bedecken. Dennoch fanden die Reisenden die Luft so erhitzt, daß das Thermometer hoch über dem Boden und im Schatten auf 43° stieg. Auf dem Grunde des Kraters zeigte dasselbe 47, ja, 58 und 60°, und in den Schlünden, aus welchen Schwefeldämpfe aufstiegen, erhob es sich zu 85°. Das Ueberschreiten dieser Sprünge und die Anhäufungen von Schlacken, welche bedeutende Höhlungen bedeckten, machten das Hinabsteigen in den Krater ziemlich gefährlich. Kothige Auswürfe, besonders Lagen von Thon, welche Kugeln von zersetztem Basalt in concentrischen Schalen umschlossen, schienen den Reisenden zu beweisen, daß unterirdische Wasser eine bedeutende Rolle bei dem Ausbruche des Jorullo gespielt haben müssen.

Auf den Umstand, daß die meisten und größten Vulkane Mexico's in der Parallele zwischen dem 18. und 19° nördlicher Breite sich erheben, und daß auch der Vulkan von Jorullo in derselben Parallele dem Schooße der Erde entstiegen ist, gründete Herr v. Humboldt die

Vermuthung, daß in der genannten Parallele, in großer Tiefe im Innern der Erde, eine von Ost nach West, auf eine Länge von 146 Leguas fortstreichende Höhlung sich finde, über welcher, die äußere Kruste der Porphyrfelsen durchbrechend, das vulkanische Feuer sich zu verschiedenen Zeiten Luft gemacht habe.

---

344. Die Hauptstadt Mexico.

(Nach Eduard Mühlenpfordt, Versuch einer getreuen Schilderung der Republik Mejico.)

Mexico, im Jahre 1524 durch Cortez auf derselben Stelle gegründet, auf der einst Tenochtitlan, die glänzende Hauptstadt der Herrscher von Anahuac inmitten des See's von Tezcuco, sich erhob, bildet ein fast genaues Quadrat und ist so orientirt, daß die einander beinahe überall in rechten Winkeln durchschneidenden Straßen fast genau von Süd nach Nord und von Ost nach West gerichtet sind. Nur in den Vorstädten trifft man hie und da anders laufende, nirgends aber eigentlich krumme Straßen an. Beinahe alle Straßen der eigentlichen Stadt sind sehr breit, größtentheils wohl breiter als die Hauptstraßen der größten Städte Europa's. Dabei sind sie schnurgrade, und bei einer Länge von 6000 bis 9000 Fuß so vollkommen eben, daß sie das Auge mit einem einzigen Blicke überfliegt und ausruht auf den düsteren Gebirgen, welche das Thal von Mexico rings umgeben und in der dünnen und klaren Atmosphäre so nahe erscheinen, als erhöben sie sich unmittelbar am Ende der Straßen. Kaum dürfte es irgend eine andere Stadt auf dem Erdboden geben, welche hinsichtlich der Ebene des Bodens, der Regelmäßigkeit und Breite der Straßen und der Großartigkeit der öffentlichen Plätze den Vergleich mit Mexico aushielte. Die meisten Straßen haben bedeckte, einige aber auch offene Canäle, welche das Regenwasser abzuführen bestimmt sind, sich aber jeden Augenblick verstopfen, da sie nur wenig Fall haben und haben können, weil das Bett und mit ihm der Wasserstand des See's von Tezcuco, an dessen Ufern die Stadt liegt, sich jährlich erhöht. Der Unterschied zwischen dem Niveau der Stadt und dem gewöhnlichen höchsten Wasserstande des Sees beträgt jetzt kaum noch 18 spanische Zolle. Die bedeckten Canäle sind mit dicken Steinplatten nicht gar dicht zugelegt. Bei starkem Regenwetter vermögen sie die vom Himmel herabströmende Wassermasse nicht zu fassen, und die Straßen werden überschwemmt, während bei trockenem und warmem Wetter der in den Canälen angehäufte Schlamm übelriechende Dünste aushaucht, die von den fast jeden Nachmittag eintretenden Winden selten ganz vertrieben werden. Schmutziger noch sind die Straßen, in welchen statt der bedeckten Canäle offene Rinnen die Mitte des Fahrweges durchziehen. In ihnen herrscht, wenn

nicht etwa das Wetter lange Zeit sehr trocken war, ein Morast, der oft bis zur Höhe mehrerer Zolle das Pflaster bedeckt.

Schmutziger noch als die eigentliche Stadt, selbst elend, sind die Vorstädte oder sogenannten Barrios. Der Reisende, welcher zum ersten Male nach Mexico kommt, kann, da er sie stets zuerst betritt, kaum glauben, daß er sich wirklich in der berühmten, reichen Hauptstadt Neu-Spaniens, dieses vermeintlichen Dorado, befinde.

Ich erstieg einen der Thürme der Kathedrale, von denen herab man eines ausgedehnten Ueberblickes über die Stadt genießt. Unmittelbar zu meinen Füßen lag der große Hauptplatz (Plaza mayor), auf dem eine Menge Menschen gleich Ameisen durch einander gingen, liefen, ritten und fuhren. Lange, volkreiche Straßen dehnen nach allen Richtungen sich aus. Rasch überfliegt das Auge die terrassenförmig, bald niedriger, bald höher sich erhebenden platten Dächer der Häuser, die nicht entstellt sind durch unförmliche Schornsteine, deren Qualm die Atmosphäre verfinstert. Hell und glänzend lagen sie da im glühenden Sonnenscheine des Südens, und wenn ja hie und da ein einzelnes Rauchwölkchen rasch aufwirbelte, so hatte es doch keinen Einfluß auf die tiefe, klare Bläue des Himmels über ihm, in dessen unendlichen Weiten es bald verschwand. Hie und da erblickt man ein Dach, besetzt mit Blumenvasen und Kübeln voll blühender Sträuche, unter denen nach altspanischer Sitte am Abende der Klang der Guitarren ertönt. Kuppeln und Thürme in großer Anzahl erheben sich allenthalben, weit hinausragend über die platten Dächer. Ein Amerikaner zählte 105 Kuppeln, Dome und Thurmspitzen. Ueber die Stadt hinaus erblickt man die großen Ebenen des Thales von Tenochtitlan mit den von der Stadt weit sich hinziehenden Alleen und Landstraßen, mit seinen spiegelglatten, in der Sonne blitzenden Seen, von Teichen durchschnitten, mit seinen freundlichen Dörfern, Meiereien und Landhäusern, und mit seinen isolirten, kegelförmigen Hügeln, umgürtet von düsteren, wolkenumlagerten Gebirgen. Leider hatten die Vulkane, der Popocatepetl und Iztaccihuatl, neidisch ihre glänzenden Häupter verhüllt und dem vor mir ausgebreiteten prachtvollen Panorama damit eine seiner herrlichsten Schönheiten geraubt, aber dennoch war es ein großer, ein unaussprechlich erhabener Anblick! Kein Panorama irgend einer anderen Stadt, am wenigsten einer europäischen, dürfte dem von Mexico an erhabener, majestätischer Schönheit gleichkommen. Lange stand ich da, verloren in den Anblick der zu meinen Füßen ausgebreiteteten Pracht. Humboldt hat Recht. Es sind nicht seine Gebäude und Monumente, ich setze hinzu, es ist auch nicht seine Regelmäßigkeit und die Breite seiner endlosen Straßen, durch welche Mexico jenen großartigen Eindruck hervorbringt, der ewig unverlöschlich in der Erinnerung des Reisenden fortdauert, den auch ich empfand und mit mir forttrug in bewegter Brust; nicht vergängliche Werke der Menschen sind es, es ist die Erhabenheit, die Majestät der die Stadt umgebenden hohen, unvergleichlich prachtvollen Natur! Man darf hier nicht an eine schöne europäische Gegend denken. Mexico ist

etwas ganz Anderes. Nichts Einzelnes zieht hier das Auge an. Dies ist oft traurig, häßlich. Es ist die unbeschreibliche, fremdartige Erhabenheit des großen Ganzen, welche mit unwiderstehlicher Gewalt eindringt auf den Beschauer und ihn fortreißt zu Bewunderung und Entzücken.

Unter den öffentlichen Plätzen Mexico's ist der, dessen eine Seite die Kathedrale einnimmt und welcher Plaza mayor genannt wird, der größte. Er ist vielleicht größer, als irgend ein ähnlicher in einer anderen Stadt der Welt, von Nord nach Süd 1153 Fuß lang und von Ost nach West 768 Fuß breit. Auf dem nördlichen Theile desselben steht die Kathedrale, ein schönes Gebäude im reinsten dorischen Stil, erbaut auf derselben Stelle, auf welcher einst der Haupttempel der Azteken sich erhob.

Ein reges Leben und Treiben bewegt sich vom frühen Morgen bis in die späte Nacht unter den Arkaden und Säulengängen, welche die West- und Südseite des großen Platzes umgeben und sich von Ersterer noch weit in die Straßen de los Tlapaleros und del Coliseo viejo hinabziehen. Kaufläden-, Speise-, Wein- und Kaffeehäuser befinden sich unter diesen Hallen. Kleine Krämer in Galanteriewaaren, Büchern, Wachsfiguren, Spielsachen, Obst und hundert anderen Gegenständen haben unter ihnen ihre Stände, und Verkäufer von Zeitungen und Flugschriften drängen sich schreiend durch die hier beständig auf- und abwogende Menge. Dem Fremden muß man mit Goldsmith zurufen: „mind your pockets!“, denn Beutelschneider und Taschendiebe haben hier ebenfalls ihr Standquartier. Geputzte Herren aller Stände drängen und stoßen einander, oder sitzen, Erfrischungen nehmend, in den glänzenden, lockenden, stets offenen Sälen der Restaurationen und Kaffeehäuser. In zerrissene Mäntel und Decken gewickelt, lehnt das Volk der Leperos und Bettler an den Pfeilern, die Vorübergehenden anbettelnd oder bestehlend. Die Verkäufer sind meist Azteken, und das Ausrufen geschieht in ihrer Muttersprache, nicht in der spanischen, so daß nur die in der Stadt Mexico Einheimischen verstehen, was ausgeboten wird. Die Verkäufer tragen gemeinhin Alles auf den Köpfen in Körben und anderen Gefäßen. Eine andere Art von Menschen, welche ebenfalls gleich mit Anbruch des Tages rege werden, sind die Wasserträger (Aguadores), Männer, durch welche die Haushaltungen der Vornehmeren mit ihrem Bedarf an Wasser für den Tag versehen werden. Sie tragen das flüssige Element in großen, fast kugelrunden Flaschen von gebranntem Thon, von welchen die Eine, größere, an einem breiten, über die Stirn des Trägers laufenden Bande befestigt, auf dessen Rücken hängt, während die Zweite, bei Weitem kleinere, durch Stricke mit jener verbunden und ihr als Gegengewicht dienend, vorn vor der Brust schwebt. Gegen neun Uhr Morgens ist das Geschäft dieser Leute beendet; sie haben ihren geringen Lohn bekommen und überlassen sich nun größtentheils während der übrigen Dauer des Tages dem Müßiggange. Welcher Fremde hätte nicht auch auf der Plaza mayor und in deren Nähe jene wohlgekleideten Männer bemerkt, welche,

versehen mit Feder, Dinte und Papier, unter Sonnenschirmen von Matten sitzen oder unter der Menge umherwandeln, und den darin Unerfahrenen ihren Beistand in der edlen Schreibkunst anbieten? Vielleicht dürfte eine ähnliche Menschenklasse außer Mexico nirgends gefunden werden. Diese Leute heißen Evangelistas; sie schreiben mit gleicher Fertigkeit einen Liebesbrief, eine Bittschrift, eine Rechnung, eine Klageschrift oder Vorstellung an einen Gerichtshof oder was sonst immer nieder, und besitzen das Talent, die verworrensten, oft kaum halb ausgesprochenen Gedanken und Andeutungen zu einem verständlichen und gefälligen Aufsatze zusammen zu stellen.

---

345. Die Weltlage Central-Amerika's.

(Nach K. Andree, deutsche Bearbeitung von E. G. Squier, die Staaten von Central-Amerika.)

Die mittelamerikanische Landenge von Yucatan bis Panama gehört zu den schönsten Regionen der Welt und ist von der Natur in so hohem Maße bevorzugt, wie wenige andere. Kein Land in irgend einem Erdtheile kann sich einer vortheilhafteren Weltlage rühmen. Central-Amerika verwirklicht in Bezug auf seine Lage die alte Vorstellung von einem Centrum, einem Mittelpunkt der Erde. Es verknüpft die beiden großen Halben des amerikanischen Festlandes, die nördliche und die südliche Halbkugel, mit einander. Die ausgedehnten Gestade an beiden Oceanen besitzen gute, zum Theil vortreffliche Häfen. Die westliche Seite ist dem stillen Weltmeere zugewendet und ermöglicht bequemen Schifffahrtsverkehr mit den pacifischen Inselfluren, mit ganz Ost-Asien und Ostindien, mit der Küste des amerikanischen Festlandes von Californien und Oregon bis Chile. Die östliche Küste wird vom caraibischen Meere bespült und ist von den großen Emporien am mexicanischen Meerbusen, am nördlichen atlantischen Ocean und den Antillen her leicht zugängig. Central-Amerika liegt recht eigentlich in der Mitte zwischen Ost-Asien und Australien einerseits und West-Europa andererseits. Mit Recht hat man gesagt, daß es vorzugsweise zu einem Welt-Passagelande bestimmt sei.

Im Verlaufe der letzten zehn Jahre haben bekanntlich die Verhältnisse des großen Verkehrs eine völlige Umwandlung erfahren, welche zu nicht geringem Theil durch die Goldentdeckungen in Californien und Australien bewirkt worden ist. Schifffahrt und Handel gewannen ganz ungemein an Ausdehnung, und insbesondere hat sich im stillen Ocean und den westamerikanischen Küstenländern ein reges Leben entwickelt. Für Europa und den atlantischen Osten der Vereinigten Staaten Nord-Amerika's erscheint es von höchstem Belang, mit den pacifischen Regionen eine rasche und sichere Verbindung zu unterhalten; eine solche kann aber nur vermittelst der Passage durch Central-Amerika gewonnen werden.

Auf dieser großen Landenge bieten sich verschiedene Punkte dar, welche mehr oder weniger zur Herstellung von nassen oder trockenen Straßen geeignet sind. Man hat den Isthmus von Tehuantepec im mexicanischen Gebiete für die Anlage einer Eisenbahn ins Auge gefaßt, aber die Hafenplätze Minatitlan am Coatzacoalcos und Ventosa am stillen Ocean sind unsicher und für den großen Verkehr ungenügend. Man hatte den Plan, einen Canal durch Nicaragua zu führen und den San-Juan-Fluß sammt dem großen See bei diesem Unternehmen zu benutzen; man ließ ihn jedoch fallen, weil der Kostenaufwand zu hoch erschien, und begnügte sich mit Herstellung einer Dampfschifffahrtslinie von San Juan del Sur nach San Franzisco, und von Neu-York und Neu-Orleans nach San Juan del Norte; die Verbindung zwischen den beiden nicaraguanischen Seehäfen wird auf dem San-Juan-Strom und dem Nicaragua-See mit Dampfbooten unterhalten, doch so, daß die Strecke vom Seeufer nach San Juan del Sur von den Reisenden über Land zurückgelegt werden muß. Weiter südlich, im Gebiete der Republik Neu-Granada, verbindet die Panama-Bahn beide Meere. Die Straßen durch Nicaragua und über Panama vermitteln schon seit Jahren einen großen Theil des Verkehrs zwischen dem Osten und dem Westen. Demnächst wird eine dritte große Fahrbahn hinzukommen, der Schienenweg durch Honduras, von Puerto-Caballos in schnurgrader Linie nach der Fonseca-Bai. Diese Route wird allem Anscheine nach einst die beiden anderen weit überflügeln und zu einer großen Bedeutung gelangen.

Central-Amerika ist unendlich reich an Producten; es hat alle Erzeugnisse der Tropen und des gemäßigten Himmelsstriches, es eignet sich in gleicher Weise zur Plantagenwirthschaft, welche Baumwolle und Zucker in den Handel liefert, wie zum Ackerbau in mitteleuropäischer Weise; es hat ausgedehnte Wiesenflächen, auf welchen das Hornvieh gedeiht, es besitzt Hochweiden für die Schafzucht, und ist ungemein ergiebig an werthvollen Mineralien, insbesondere an edeln Metallen. Dazu kommt, und dieser Umstand fällt hauptsächlich schwer ins Gewicht, das überall im Hochlande ganz vortreffliche und gesunde Klima, welches dem europäischen Arbeiter ohne Nachtheil für seine Gesundheit sogar den Anbau des Kaffee's möglich macht. Nur das Flachland am atlantischen Ocean ist ungesund, der schmale Gestadesaum am großen Weltmeere zu heiß, und die große Querspalte von Nicaragua eine Heimat gefährlicher Fieber. Aber die Hochflächen und Gebirgsthäler in Costa Rica wie in Nicaragua, in San Salvador und vor Allem auch in Honduras und Guatemala, lassen in der That in klimatischer Beziehung nichts zu wünschen übrig. Erwägt man die großen Vorzüge, welche Central-Amerika für Ansiedler darbietet: die Weltlage, den fruchtbaren Boden, die Mineralschätze und das gesunde Klima, so wird man nicht im Zweifel sein können, daß über kurz oder lang diese gesegneten Gegenden einen Hauptzielpunkt insbesondere auch für die deutsche Auswanderung abgeben werden.

Freilich müssen zuvor die staatlichen Verhältnisse eine durchgreifende

Umgestaltung erfahren haben. Seit einem Menschenalter sind dieselben in einer so entsetzlichen Weise zerrüttet, daß man kaum absieht, wie aus dem Innern dieser Staaten heraus eine Rettung möglich sein könne. Nachdem die Ansiedelungen ihre Unabhängigkeit erkämpft hatten, wußten sie von ihrer Freiheit keinen verständigen Gebrauch zu machen, und die Bürgerkriege dauern bis auf den heutigen Tag, ohne daß ein Ende sich absehen läßt, wenn nicht die Nord-Amerikaner den Dingen in Mittel-Amerika eine andere Wendung und Gestalt geben.

Die geographische und topographische Gestaltung eines Landes hat allemal einen sehr bedeutenden, oftmals einen geradezu entscheidenden Einfluß auf den Charakter und die Bestimmung eines Volkes. Die Beschaffenheit und die Ausdehnung eines solchen Einflusses tritt gerade in Central-Amerika sehr deutlich hervor. Die Spanier fanden zur Zeit der Entdeckung zwei von einander ganz verschiedene Bewohnergruppen. Auf den Hochebenen, im Binnenlande und auf der pacifischen Abdachung, wo verhältnißmäßig wenig Regen fällt, das Land offen, das Klima verhältnißmäßig kühl und gesund ist, lebte eine zahlreiche Bevölkerung, welche in der Gesittung ziemlich weit vorangeschritten war und geordnete Staaten bildete. Auf der atlantischen Abdachung dagegen fanden die Entdecker dichte Urwälder, niedrige Küsten mit Sümpfen und Lagunen, dazu eine brennend heiße Sonne und ungesunde Miasmen; dort streiften wilde Stämme umher, die eigentlich keinen festen Wohnsitz hatten, sich von dem nährten, was Wald und Feld freiwillig darbot, oder was sie als Beute vom Fischfang und der Jagd in ihre Hütten heimbrachten. Sie waren ohne gesellschaftlichen Verband und hatten keine eigentliche Religion.

Dieselben natürlichen Bedingungen, welche der Entwickelung und höheren Ausbildung der Menschen in einem Theile Central-Amerika's Vorschub leisteten und in einem anderen sie gar nicht aufkommen ließen, üben noch heute ihre volle Kraft und Geltung. Die Spanier hielten sich nicht dabei auf, einen ungleichen Kampf gegen die wilde Natur auf der atlantischen Seite zu führen, sondern siedelten sich in den trockenen, gesunderen, ihnen in jeder Beziehung mehr zusagenden Ländern im Innern und auf der pacifischen Küste an. Das Moskitogestade wird noch jetzt von Wilden durchschwärmt, an welchen die Berührung mit civilisirten Menschen im Laufe von drei Jahrhunderten nichts geändert hat. Dagegen lebt im Staate San Salvador eine im Verhältniß zum Flächeninhalt doppelt so zahlreiche Volksmenge als in irgend einem anderen Theile des spanischen Amerika, ja, sie ist relativ so groß als jene von Neu-England.

Der Schwerpunkt für die Gesittung liegt demnach in Central-Amerika auf der pacifischen Seite. Californien, der größere Theil von Mexico, und außerdem einige süd-amerikanische Staaten werden über kurz oder lang dahin kommen, daß sie eine ähnliche Stellung gewinnen, wie Westindien sie Europa und den Vereinigten Staaten gegenüber einnimmt. Sie werden aber den Vortheil haben, daß sie Passageländer

sind, und vielleicht den Handel zwischen der östlichen und westlichen Halbkugel über ihr Gebiet lenken. Ihr Geschick ist schon in ihren Küstenumrissen klar vorgezeichnet, und nicht minder in ihrer Oberfläche wie überhaupt in ihrer geographischen Lage.

346. Haiti.

(Nach dem Boston Weekly Courier, im „Ausland“ 1858, mit einer Einleitung aus „Die Gegenwart“.)

Den zahlreichen, Mittel-Amerika gegenüber liegenden, von Unterflorida bis zu den Orinoco-Mündungen sich erstreckenden Inselgruppen ist der ursprüngliche, von Colon ihnen beigelegte Name Indien geblieben. Um Mißverständnisse zu beseitigen, fand man es bald nothwendig, „West“ hinzuzufügen, West-Indien zu sagen. Nach der fabelhaften Insel Antilla (höchst wahrscheinlich eine Corrumpirung der platonischen Atlantis) werden sie auch Antillen genannt und in große und kleine Antillen unterschieden. Ihre Eintheilung in Inseln unter dem Winde und gegen den Wind (windward, leeward) beruht auf dem Umstande, daß hier nahe an neun Monate des Jahres die Winde von Osten kommen. Die am östlichsten gelegenen, wie Barbados, heißen deßhalb Inseln unter dem Winde, während die am weitesten gegen Westen sich ziehenden, wie Cuba, Inseln vor dem Winde oder gegen den Wind genannt werden.

Der Zug der Gebirge, welche auf Jamaica und Cuba zwischen 7000 und 8000 Fuß absoluter Höhe emporsteigen, läßt auf einen früheren Zusammenhang der Inselwelt mit dem Festlande schließen. Die parallel laufenden Ketten mögen eine zertrümmerte Fortsetzung der Sierra von Yucatan sein. Die Bahamas und andere kleine, die großen Antillen umgebende Inseln erscheinen als Koppen einer unterseeischen Hochebene, der sogenannten Bahamabank, aufgeführt aus Trümmern korallischer Bauten im Meere. Die frühere Geschichte der Antillen hängt mit allen wichtigen Begebenheiten der drei letzten Jahrhunderte innig zusammen. Gar mannichfach und grausenerregend sind ihre wandelbaren Geschicke. Jetzt findet man hier zwei selbständige Staaten, Haiti und Dominica. Ueberdies theilen sich Spanier und Briten, Franzosen, Holländer, Dänen und Schweden in jene fruchtbaren und reichen Länder.

St. Domingo (Hispaniola, Haiti), nach Cuba die schönste Insel der Antillen, fast so groß wie Irland, einst reich bebaut und von ausgedehnter Cultur, ist jetzt eine verwilderte Fläche, bewohnt von freien Negern. Es zerfällt in zwei Staaten: die Republik Haiti, welche das westliche Drittheil, und die Republik St. Domingo, welche das östliche Zweidrittheil der Insel umfaßt. Ihre Oberfläche ist gebirgig, die Ebenen sind nur von geringer Ausdehnung; das Cibao-Gebirge, welches sich quer durch den mittleren Theil der Insel zieht, ist reich

an Partieen von ächtem Gebirgscharakter. Seen mit krystallhellem Wasser, Inseln mit einer Vegetation von nie vergehendem Glanze und reichster Farbenpracht, stattliche und ausgebreitete Wälder von Mahagoni-Bäumen, Blumen mit den glänzendsten Farben geschmückt, Vögel mit dem schillerndsten buntesten Gefieder zwischen dem dunklen Grün der Wälder, scharlachfarbene Flamingos, die an den Küsten in leisem Fluge hinstreichen, Fische, welche in dem klaren Wasser klaftertief sichtbar sind und durch ihre Zeichnung wie ihre theilweise wunderbare Gestalt ergötzen — dies sind einige Einzelheiten, welche die Aufmerksamkeit und das Staunen des Reisenden fesseln, bis sich sein Blick, vom Beschauen des Einzelnen gesättigt, zu der Gesammtheit wendet und auch in dieser die glanzvolle, farbenreiche Schönheit auffaßt. Weithin durch die klare Atmosphäre werden die sich thürmenden Gebirge sichtbar und begrenzen den farbigen Vordergrund. Von dem Ufer mit seinem fast schneeweißen Sande, auf dem die Wogen spielen, oder das hin und wieder in ein wellenförmig geschwungenes Vorgebirge ausläuft; über die fruchtbaren Lagunen fort, die mit Gruppen von Orangen- und Citronenbäumen, oder mit Kaffee-Pflanzungen bedeckt sind, aus denen sich eine einsame Rauchsäule, die dem Blicke versteckte menschliche Wohnung andeutend, aufrecht und deutlich in die Höhe kräuselt; über Gruppen von Mandelbäumen hin, welche sich dem Anscheine nach aus der Mitte des Wassers, in Wirklichkeit aber aus sehr gefährlichen Untiefen erheben; über Wälder und Hügel hin bis zu den Gebirgen im tiefsten Hintergrunde umfaßt das Auge das ganze reiche Gemälde mit Einem Male. Und wieder, wenn der Beschauer von einem erhabenen Punkte aus die vor sich liegende Insel überblickt bis weit hinaus auf die See, wo er winzige Segel hingleiten sieht oder gleich winzige, weit entfernte Inseln erkennt — wieder empfängt er das Ganze und schwelgt immerfort in dem Gefühle des bei scheinbarer Ueberschwänglichkeit nicht überwältigenden, stets befriedigenden Anschauens. Doch St. Domingo, von der Natur zu einem Garten bestimmt, ist durch die Menschen in jeder Hinsicht zu einer Wüste geworden.

Haiti, ein Kaiserthum*) 1849–58, umfaßt den Theil Domingo's, welcher von Spanien an Frankreich abgetreten wurde. Bis 1791 blieb derselbe im Besitze Frankreichs, fiel aber alsdann in Folge siegreichen Sclaven-Aufruhrs in die Gewalt der Neger, welche seitdem seine Herren geblieben sind. Der ehemalige Kaiser Faustin I. (Soulouque) ist bekanntlich zur Zeit des französischen Besitzthums als Sclave auf einer dortigen Pflanzung geboren, ist grausam, argwöhnisch und so unwissend, daß er seinen Namen nicht schreiben kann, besitzt aber natürlichen Verstand und einen bedeutenden Grad von Schlauheit und List. Er bezieht seine Einkünfte dadurch, daß er allen Einfuhr- und Ausfuhrhandel zum Monopol gemacht hat. Auf jeden Artikel ist ein bestimmter Preis gesetzt, zu welchem der Producent verkaufen muß; der Gewinn des Handels bleibt in der Tasche des Kaisers. Wer sich diesem

*) Die folgende Schilderung paßt nur auf die nächste Vergangenheit.

Staats-Grundgesetze widersetzt, dem werden alle seine Güter auf gewaltsame Weise genommen. Das Haupterzeugniß, also das bedeutsamste Monopol, ist der Kaffee, dessen Preis die Regierung jedesmal und zwar ganz willkürlich bestimmt. Der Druck, welcher durch diese Handlungsweise ausgeübt wird, ist aber um so größer, als der Producent sowohl, wie die Kaufleute des Landes gezwungen sind, das haitische Papiergeld als Zahlung anzunehmen. Dieses in jeder Hinsicht völlig unsichere Geld, welches in beschriebenen Scheinen von grobem Papier besteht, ist jetzt auf 8 oder 9 Cents für den Dollar gesunken. Die Ausfuhr edler Metalle ist daneben verboten.

Das Reichs-Gesetzbuch ist auf den Code Napoleon gegründet und würde den Verhältnissen sehr angemessen sein, wenn von seiner Ausführung überhaupt die Rede wäre. Gesetzgeber, Gesetz und Richter ist der Kaiser in eigener Person, die Richter sind seine unterthänigen Sclaven, welche nach seinem Befehle Recht sprechen. Es darf keine Sache von irgend einer Wichtigkeit entschieden werden ohne Consultation des Militär-Commandanten in dem Orte, wo das Gericht Statt findet, und jener ist zur vorherigen Einholung der kaiserlichen Instruction genöthigt. Nach dieser also wird jedesmal entschieden, doch kann sie durch eine gut angebrachte Bestechung der Betheiligten, also auch des Kaisers selbst, wohl geändert werden. Personen, welche dem Kaiser mißfällig sind, oder von denen er fürchtet, daß sie ihm schaden, werden ohne Weiteres eingezogen und oft nach gar keinem, gewöhnlich nur einem scheinbaren Verhör getödtet. Gefängnisse gibt es freilich, doch läßt sie der Kaiser nicht gern besetzen, weil er nicht Lust hat, die Gefangenen zu ernähren. Letztere sind deßhalb auf ihre Verwandten angewiesen, und da diese sehr oft nichts besitzen, so haben sie nicht selten die qualvollsten Leiden zu erdulden. Bestechung und Bestechlichkeit ist die Folge von diesen Einrichtungen; der Beamte bei den öffentlichen Einkünften schmuggelt mit eben so geringer Bedenklichkeit, wie der Schatzbeamte zu seinem eigenen Nutzen Reichs-Banknoten fabricirt.

Die Armee besteht aus mehr als 20,000 Mann; aus allen Schichten des Volkes und von jeglichem brauchbaren Alter herbeigezogen, ist sie eine möglichst bunte Vereinigung ohne militärische Kenntnisse und Disciplin. Dienst-Instructionen sind unbekannt, und die Waffen oft im schlechtesten Zustande. Ursprünglich war der haitische Soldat mit einem blauen, roth bordirten Rock und gleichen Beinkleidern uniformirt; da die Staatscasse aber eine Ersetzung des im Laufe der Zeit Ruinirten nicht vermocht hat, so bildet jetzt das Militär die possierlichst bekleidete Sammlung. Hier fehlt ein Arm, dort ein Bein, die Farben sind längst unerkennbar, Hemden und Westen aber sind den Soldaten verbotene Luxusartikel. Dazu haben einige Musketen, andere nur Bayonnette, einige große Schwerter, und wieder andere tragen alle diese Waffenarten zusammen an ihrem Körper.

Gleich achtungswerth wie die Armee, ist die Seemacht, welche aus 4 bis 5 kleinen Schiffen von geringer Tragfähigkeit und einem kleinen

Dampfer besteht; die Besatzung ist eben so ungeübt wie unwissend, und im Kriege gänzlich unbrauchbar.

Beständige Bürgerkriege, Blutvergießen und Raub, Unbeständigkeit der Regierung, Unsicherheit des Lebens und Eigenthums, Abnahme des Wohlstandes sind die Kennzeichen der Negerherrschaft in Haiti. Im Jahre 1791 betrug die Zuckerausfuhr 163½ Mill. Pfund, heute wird eine beträchtliche Menge eingeführt; die Kaffee-Ausfuhr wird jährlich geringer, alle anderen Producte des reichen Landes sind fast gänzlich unbenutzt.

Die Republik St. Domingo zählt auf ihrem großen Areal nur 190,000 Einwohner und umfaßt das Gebiet, welches früher die spanische Colonie St. Domingo bildete. Die Regierung soll nach der Verfassung in Gemeinschaft mit einem Repräsentantenhause und einem Senate vom Präsidenten geleitet werden, welcher letztere ein geborener Dominicaner, 35 Jahre alt sein und nach vierjähriger Regierung neu gewählt werden soll. Diese Verfassungs-Bestimmung wird aber gänzlich außer Acht gelassen; in Wirklichkeit ist Domingo eben so eine militärische Gewaltherrschaft wie Haiti, in welcher das Recht des Stärkeren das schließlich allein gültige ist. In Folge dessen besteht ein fortgesetzter Kampf zwischen den Nebenbuhlern um die Präsidentenstelle, wie die Namen Buenaventura, Baez, Santana zur Genüge beweisen, die während der letzten 5 bis 6 Jahre abwechselnd regierten, im Kerker schmachteten oder auf flüchtigem Fuße leben mußten.

Das französische Gesetzbuch der Restauration ist die Grundlage der hier gültigen Gesetzgebung, und ist (theoretisch) den hiesigen Verhältnissen aufs Zweckmäßigste angepaßt, findet aber leider keine strenge Anwendung und Ueberwachung. Die Armee besteht aus 12,000 Mann, freilich ebenfalls nur wenig eingeübt und noch weniger equipirt, aber doch um Vieles brauchbarer, als der Pöbel, welcher Haiti's Armee bildet.

Der Zustand der Einwohner ist gleich dem in Haiti. Obgleich der Boden des Landes sich zur Cultur eines jeglichen tropischen Productes eignet, ist doch das einzige gute und ausführbare Erzeugniß der im District Cibao gebaute Tabak; Kaffee und Zucker dagegen werden aus den Vereinigten Staaten zugeführt. Jener Anbau beschränkt sich auf den nördlichen Theil der Insel, im südlichen Theile herrscht eine Trägheit, welche nur mit derjenigen der Wilden Guyana's verglichen werden kann. Die einzige Arbeit, welche die Bewohner verrichten, besteht im Fällen der Mahagonibäume, wobei sie mit leichter Mühe in einem Monat so viel verdienen, daß sie zwei folgende Monate zu Hause bleiben und die Zeit in Müßiggang, Schmutz und Schlaf verbringen können, was sie denn aber auch regelmäßig thun. Als Verkehrsmittel dient ein eben so werthloses Papiergeld, wie dasjenige des Nachbarstaates ist, dessen ursprünglicher Werth um das dreißigfache gesunken ist. Immoralität und Unwissenheit, Faulheit und Hülflosigkeit sind den Bewohnern gemeinschaftlich.

Die Stadt St. Domingo ist über eine halbe (engl.) Meile lang, von sehr bedeutendem Umfang, an der Landseite von einer Mauer umgeben und mit Bastionen bewehrt, regelmäßig gebaut, hat breite ungepflasterte Straßen und größtentheils Häuser von Steinen. Letztere sind fast alle von gleicher Bauart, mit flachen Dächern und offenen, durch Latten geschützten Fenstern. Die Kathedrale ist ein sehr ansehnliches Gebäude, in welchem $2^1/_2$ Jahrhundert hindurch die sterblichen Ueberreste von Columbus und seinem Bruder lagen, die bei der Abtretung Domingo's an Frankreich nach Havana übergeführt wurden.

e. Süd-Amerika.

347. Süd-Amerika im Vergleich mit Afrika.

(Nach der deutschen Viertel-Jahresschrift 1848 und Alexander v. Humboldt, Ansichten der Natur.)

Diese beiden Continente haben in ihrem äußeren Umriß, in dem Mangel an wagerechter Gliederung, unverkennbare Aehnlichkeit; die Bildung der Halbinseln und Gestadeinseln wie der Binnenmeere und Meerbusen fehlt bei beiden fast ganz, beide sind Stämme ohne Aeste, Rümpfe ohne Glieder. Sie haben auch in der senkrechten Gliederung das gemeinsam, daß dieselbe im Allgemeinen bei beiden sehr einfach ist; sofort aber zeigt sich eben hier der auffallendste Gegensatz.

In Süd-Amerika nämlich ist die Hauptanschwellung des Landes ein riesenhaftes Hochgebirge, die lange Kette der Anden, die vom äußersten Süden bis zur Landenge von Panama streicht und noch Ausläufer an die Nordküste hinüberschickt; die Anden, dieses ganz vulkanische Gebilde mit seinen Feuerschlünden, seinem ewigen Schnee, seinen unerschöpflichen Metallschätzen, seinen zwischen Doppelketten enthaltenen Hochplatten, wie der von Quito, wo unter der Aequatorsonne in der Höhe unserer Alpen ein beständiger Frühling herrscht. Ostwärts von den Anden füllen Tiefländer den größten Theil von Süd-Amerika aus; es sind drei große Strombecken, die kaum von einander geschieden sind, so daß selbst Stromarme von einem zum andern gehen; nach Norden öffnet sich das des Orinoco, nach Süden das des La Plata mit ihren weiten Ebenen, die zur Regenzeit von mannshohem Gras strotzen und nur im äußersten Süden in eigentliche Steppen übergehen; in der Mitte aber breitet sich von West nach Ost durch den ganzen Erdtheil hin das riesenhafteste Wassersystem der ganzen Erde, das Becken des Amazonenstromes (Marannon) mit seinen Urwäldern aus. Fügen wir hiezu noch an der Ostküste zwei selbständige Gebirgsglieder, das Gebirgsland von Guyana zwischen dem Orinoco und Marannon, und das brasilische zwischen diesem und dem La Plata, so ist das Bild von Süd-Amerika fertig. Nichts bezeichnet mehr die süd-amerikanische Natur, als einerseits die

Anden, andererseits das Becken des Amazonenstromes mit seinem ungeheuren Wassernetz und seiner üppigen Waldwildniß. Man hat berechnet, daß dieses einzige Stromgebiet mehr Wasser enthalte, als ganz Afrika, der weit größere Erdtheil. Bald nach seinem Eintritt ins Tiefland ist der Strom eine halbe Stunde breit, nach der Vereinigung mit seinem größten Zufluß, dem Madeira, etwa zwei Stunden weiter abwärts, gleicht er mehr einem Meeresarm, durchschnittlich von der Breite des Bodensee's, ja, seine größte Breite soll selbst das Doppelte von der letzteren betragen; seine Strömung ist von der Mündung an 20 Meilen ins Meer merklich, und umgekehrt soll sich die Meeresflut 75 Meilen stromaufwärts erstrecken, wobei sich eine 15 Fuß hohe Wasserwoge in der ganzen Breite des Stromes hinaufwälzt, stets unter donnerndem Krachen überstürzend. Gleicherweise übertreffen seine Ueberschwemmungen an Großartigkeit Alles; sowie der Strom seine unzähligen Sandinseln überflutet, fliehen alle Thiere landeinwärts, selbst Krokodile und Wasservögel, der Schlamm setzt sich bis auf 50 Fuß Höhe an den Kronen der Bäume ab, dergestalt, daß sich dieselben sofort mit einem Blumenflor überziehen und ganze Wälder sich in Blumengärten verwandeln sollen. So erzählt man*), und wir wollen hoffen, daß diese natürlichen hangenden Gärten der neuen Welt minder fabelhaft seien als die künstlichen der Semiramis in der alten.

So Süd-Amerika; ganz anders Afrika. Hier haben wir statt der Marannonwildniß die riesenhafteste Sandwüste der Erde, statt der Anden ein ungeheures Tafelland, welches nur in Asien seines Gleichen hat. Dieses Hochland, welches das ganze südliche Dreieck einnimmt, ist die Hauptanschwellung des Landes in Afrika, rings von schneehohen Randgebirgen ummauert, von wo aus es in unentwickelten Stufen zur Küste abfällt, Stufen, die wieder durch Mittelgebirge getrennt und nur an sehr wenigen Stellen von größeren Strömen durchbrochen sind, den einzigen armseligen Zeugen von dem unbekannten, wüsten Innern. Im Norden des Hochlandes dehnt sich ein nicht minder riesenhaftes Flachland aus, welches den größten Theil des nördlichen Ovals einnimmt und, bis auf einen Streifen Landes im Süden mit dem Tschadsee, die größte und schauerlichste Sandwüste des Erdbodens ist, die Sahara. An zwei Stellen tritt das Sandmeer an die benachbarten Wassermeere, im Norden ans Mittelmeer westlich von Aegypten, im Westen ans atlantische; die übrigen Küsten des Sandmeeres nehmen Gebirgsländer ein, im Südwesten das sogenannte Hochland von Sudan, nur durch den Nigerstrom von Hoch-Afrika geschieden, im Nordwesten das Gebirgsland der Berberei, das im Atlas Schneehöhe erreicht, im Nordosten endlich die Stufenländer des Nil, vom Hochgebirgsland Habesch am Rande von Hoch-Afrika an bis zu dem hochberühmten Delta dieses weltgeschichtlichen Flusses. Dies ist das allgemeine Bild von Afrika; von dem ganzen ungeheuren Welttheil ist nur der östliche und nördliche

*) Berghaus, Annalen, Januar 1843. Vergl. unten S. 686 ff.

Saum der Wüste geschichtliches Land, die Wüste aber besonders bezeichnend für seine Natur. Sie ist die Heimath jener Gluthwinde, die nach Europa herüberwehen und uns bei längerer Dauer manchmal die gelinden Winter bringen, und man hat deßhalb Afrika einen großen Ofen genannt, dessen Wohlthaten hauptsächlich der hochbevorzugten Jungfrau Europa zu Gute kommen. Sie wird von flüchtigem Wild und jagendem Raubthier durchstreift, ihre Stürme wirbeln Sandwolken auf, welche Menschen und Thiere begraben können; sie enthält aber auch an zerstreuten Stellen niedriger gelegene Landstriche mit Wasserquellen und Pflanzenwuchs, die Oasen, die Inseln des Sandmeeres, durch welche es möglich ist, dasselbe zu durchwandern, und in der That wird durch die Sahara hindurch ein lebhafter Handel getrieben durch Karawanen, deren Straßen den Oasenzügen folgen.

Gleich dem größten Theile der Wüste Sahara liegen die Llanos, oder die nördlichste Ebene von Süd-Amerika, in dem heißen Erdgürtel. Dennoch erscheinen sie in jeder Hälfte des Jahres unter einer verschiedenen Gestalt: bald verödet, wie das libysche Sandmeer, bald als eine Grasflur, wie so viele Steppen von Mittel-Asien.

Es ist ein belohnendes, wenngleich schwieriges Geschäft der allgemeinen Länderkunde, die Natur-Beschaffenheit entlegener Erdstriche mit einander zu vergleichen und die Resultate dieser Vergleichung in wenigen Zügen darzustellen. Mannichfaltige, zum Theil noch wenig entwickelte Ursachen vermindern die Dürre und Wärme des neuen Welttheils.

Schmalheit der vielfach eingeschnittenen Feste in der nördlichen Tropengegend, wo eine flüssige Grundfläche der Atmosphäre einen minder warmen aufsteigenden Luftstrom darbietet; weite Ausdehnung gegen beide beeiste Pole hin; ein freier Ocean, über den die tropischen kühleren Seewinde wegblasen; Flachheit der östlichen Küsten; Ströme kalten Meereswassers aus der antarctischen Region, welche, anfänglich von Südwest nach Nordost gerichtet, unter dem Parallelkreise von 35 Grad südlicher Breite an die Küste von Chili anschlagen und an den Küsten von Peru bis zum Cap Parina nördlich vordringen, sich dann plötzlich gegen Westen wendend; die Zahl quellenreicher Gebirgsketten, deren schneebedeckte Gipfel weit über alle Wolkenschichten emporstreben und an ihrem Abhange herabsteigende Luftströmungen veranlassen; die Fülle der Flüsse von ungeheurer Breite, welche nach vielen Windungen stets die entfernteste Küste suchen; sandlose und darum minder erhitzbare Steppen; undurchdringliche Wälder, welche, den Boden vor den Sonnenstrahlen schützend oder durch ihre Blattflächen wärmestrahlend, die flußreiche Ebene am Aequator ausfüllen, und im Innern des Landes, wo Gebirge und Ocean am entlegensten sind, ungeheure Massen theils eingesogenen, theils selbst erzeugten Wassers aushauchen: — alle diese Verhältnisse gewähren dem flachen Theile von Amerika ein Klima, das mit dem afrikanischen durch Feuchtigkeit und Kühlung wunderbar contrastirt. In ihnen allein liegt der Grund jenes üppigen, saftstrotzenden

Pflanzenwuchses, jener Frondosität, welche der eigenthümliche Charakter des neuen Continents ist.

Wird daher eine Seite unseres Planeten luftfeuchter als die andere genannt, so ist die Betrachtung des gegenwärtigen Zustandes der Dinge hinlänglich, das Problem dieser Ungleichheit zu lösen. Der Physiker braucht die Erklärung solcher Natur-Erscheinungen nicht in das Gewand geologischer Mythen zu hüllen. Es bedarf der Annahme nicht, als habe sich auf dem uralten Erdkörper in der östlichen und westlichen Hemisphäre ungleichzeitig geschlichtet der verderbliche Streit der Elemente; oder als sei aus der chaotischen Wasserbedeckung Amerika später als die übrigen Welttheile hervorgetreten, ein sumpfreiches, von Krokodilen und Schlangen bewohntes Eiland.

Allerdings hat Süd-Amerika, nach der Gestalt seines Umrisses und der Richtung seiner Küsten, eine auffallende Aehnlichkeit mit der südwestlichen Halbinsel des alten Continents. Aber innere Structur des Bodens und relative Lage zu den angrenzenden Ländermassen bringen in Afrika jene wunderbare Dürre hervor, welche in unermeßlichen Räumen der Entwickelung des organischen Lebens entgegensteht. Vier Fünftheile von Süd-Amerika liegen jenseits des Aequators: also in einer Hemisphäre, welche wegen der größeren Wassermenge und wegen mannichfaltiger anderer Ursachen kühler und feuchter als unsere nördliche Halbkugel ist. Dieser letzteren gehört dagegen der beträchtlichere Theil von Afrika zu.

Die süd-amerikanische Steppe, die Llanos, haben, von Osten gegen Westen gemessen, eine dreimal geringere Ausdehnung als die afrikanischen Wüsten. Jene empfangen den tropischen Seewind; diese, unter Einem Breiten-Cirkel mit Arabien und dem südlichen Persien gelegen, werden von Luftschichten berührt, die über heiße, wärmestrahlende Continente hinwehen.

Zu der Wirkung heißer Landwinde gesellt sich in Afrika, so weit wir es kennen, noch der Mangel an großen Flüssen, an Wasserdampf aushauchenden, kälteerregenden Wäldern und hohen Gebirgen. Mit ewigem Eise bedeckt ist bloß der westliche Theil des Atlas, dessen schmales Bergjoch, seitwärts gesehen, den alten Küstenfahrern wie eine einzeln stehende luftige Himmelsstütze erschien. Oestlich läuft das Gebirge bis gegen Dakul hin, wo, jetzt in Schutt versunken, das meergebietende Carthago lag. Als langgedehnte Küstenkette, als gätulische Vormauer, hält es die kühlen Nordwinde und mit ihnen die aus dem Mittelmeere aufsteigenden Dämpfe zurück.

Ueber die untere Schneegrenze erhaben dachte man sich einst das Mondgebirge, Djebel al-Komr, von welchem man fabelte, daß es einen Bergparallel zwischen dem afrikanischen Quito, der hohen Ebene von Habesch, und den Quellen des Senegal bilde. Selbst die Cordillere von Lupata, die sich an der östlichen Küste von Mozambique und Monomotapa, wie die Andeskette an der westlichen Küste von Peru, hinzieht, ist in dem goldreichen Machinga und Mocanga mit ewigem Eise bedeckt. Aber diese wasserreichen Gebirge liegen weit entfernt von der ungeheu-

ren Wüste, welche sich von dem südlichen Abfall des Atlas bis an den östlich fließenden Niger erstreckt.

Vielleicht wären alle diese aufgezählten Ursachen der Dürre und Wärme nicht hinlänglich, so beträchtliche Theile der afrikanischen Ebenen in ein furchtbares Sandmeer zu verwandeln, hätte nicht irgend eine Natur-Revolution, z. B. der einbrechende Ocean, einst diese flache Gegend ihrer Pflanzendecke und der nährenden Dammerde beraubt. Wann diese Erscheinung sich zutrug, welche Kraft den Einbruch bestimmte, ist tief in das Dunkel der Vorzeit gehüllt. Vielleicht war sie Folge des großen Wirbels, welcher die wärmeren mexicanischen Gewässer über die Bank von Neufundland an den alten Continent treibt, und durch welchen westindische Cocosnüsse und andere Tropenfrüchte nach Irland und Norwegen gelangen. Wenigstens ist ein Arm dieses Meeresstroms noch gegenwärtig, von den Azoren an, gegen Südosten gerichtet und schlägt, dem Schiffer Unheil bringend, an das westliche Dünenufer von Afrika. Auch zeigen alle Meeresküsten (ich erinnere an die peruanischen zwischen Amotape und Coquimbo), wie Jahrhunderte, ja, vielleicht Jahrtausende vergehen, bevor in heißen, regenlosen Erdstrichen, wo weder Lecideen noch andere Flechten keimen, der bewegliche Sand den Kräuterwurzeln einen sicheren Standort zu gewähren vermag.

Diese Betrachtungen genügen, um zu erklären, warum, trotz der äußeren Aehnlichkeit der Länderform, Afrika und Süd-Amerika doch die abweichendsten klimatischen Verhältnisse und den verschiedensten Vegetations-Charakter darbieten.

---

348. Die Anden im Vergleich zu den Alpen.

(Nach Eduard Pöppig, Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrome während der Jahre 1827—1832.)

Der Charakter der Anden ist in hohem Grade von dem verschieden, den wohl Jeder nach kurzem Besuche als den bezeichnenden der Alpen der Schweiz und Tirols erkennt. Grausenhafte Einöde, völlige Nacktheit der unermeßlichen Felswände, ein riesiger Maßstab, der nirgends zu verkennen ist, spärliche Vegetation der schluchtähnlichen Thäler, fortdauernde Zerstörung und Herabrollen der in endloser Gleichförmigkeit und Kahlheit sich ausdehnenden Bergwände, und eine furchteinflößende Wildniß, welche nirgends durch freundlichere Scenen unterbrochen wird, solche sind die ersten und auffallenden Züge in dem ungewöhnlichen Bilde. In den Umrissen der Alpen herrscht eine außerordentliche Mannichfaltigkeit, ein Pic erhebt sich da über den andern, und neben dem abgerundeten Dom tritt die Form der spitzen Pyramide und grotesk zerrissener Joche auf. Nicht so in den Anden, die in der Ferne und in der Nähe stets als eine ungetheilte Wand erscheinen, über die nur in selteneren Fällen einzelne Spitzen hervorragen. Ihre einzelnen

Gruppen liegen als unermeßliche aber gleichförmige Massen da, an denen sich ein sonderbarer Ausdruck der Starrheit und der Trägheit bemerklich macht. Aber gerade der Umstand, daß die Natur es zu verachten schien, hier durch Contraste den Ausdruck des Großartigen hervorzubringen oder zu erhöhen, veranlaßt es, daß die Anden einem Jeden weit mehr imponiren, als die Alpen, allein er bringt es auch hervor, daß nur selten für späte Folgezeit der Phantasie ein getreues Bild ihrer Scenen bleibt. In den Alpen Europa's strecken breite, grünende Thäler sich hin zwischen den Hochgebirgen, auf denen eine heitere Vegetation sich bis an die unmittelbare Grenze des ewigen Schnees fortsetzt. Laubholz in vereinzelten Gruppen wechselt mit den ausgedehnteren Forsten von Tannen und Fichten; Gletscher glänzen blau von den höchsten Zacken der Gebirgskämme, und in den ausgedehnten Thälern liegen nicht selten ruhige Seen mit fruchtbaren Ufern. Von allem diesem zeigen die Anden dem Beschauer nichts. Braune, graue und gelbliche Mitteltinten sind über das Gebirge überall verbreitet, wo nicht der ewige Schnee weite, horizontal scheinende Ebenen bildet oder die größere Entfernung ihren mildernden bläulichen Dunst verbreitet. Grell leuchtet hier und da der hochrothe Porphyr von den halbzerstörten Jochen, und die engen, dunkeln Schluchten, die selten sich weit genug ausdehnen, um dem Landmanne nützlich werden zu können, sind hoch mit seinen Trümmern überschüttet und bieten nur verkümmerte Sträuche oder vereinzelte Pflanzen, die auf solchem Boden sich nie zu einer saftigen Trift vereinigen können. Von allem dem, wodurch der Mensch das Ansehen einer Landschaft verändert und verschönert, seinen heimischen Dörfern und Städten, seinen Kunststraßen und wohlangebauten Feldern, enthalten die einsamen Anden keine Spur. Der Ruf der Sennhirten begrüßt nicht den Wanderer, wenn er am frühen Morgen die steilen Bergseiten erklimmt, und des Abends tönt nicht aus dem Thale dem Heimkehrenden das friedliche Geläut einer Vesperglocke entgegen. Selbst Weiden sind nur sparsam vorhanden; denn eng und schluchtenartig sind die Thäler, deren Boden bald von dem wüthend daherstürzenden Alpenstrom zerstört, bald von herabrollendem Gestein überschüttet wird, indem alle niedrigeren Berge an ihrer Oberfläche in einer unaufhörlichen Auflösung begriffen sind, durch die sogar nicht selten das Leben der Reisenden gefährdet wird. Selbst dann noch, wenn Chile's Bevölkerung um das Zwanzigfache zugenommen haben wird, werden diese Cordilleren noch unbewohnt bleiben; denn eher wird der Eingeborene mit dem Schwert in der Hand es versuchen, sich der fruchtbaren Ländereien der südlichen Indier zu bemächtigen, als er es wagen wird, sich in Gebirgen anzusiedeln, wo ihn mit ernster Strenge eine Natur zurückweis't, welche gleichsam entschlossen scheint, hier wenigstens sich ein Theater vorzubehalten, auf dem der ewig vorwärts dringende Mensch nicht bestimmt ist, eine Rolle zu spielen. Von keinem Gewicht kann es sein, daß das Klima dieser Anden verhältnißmäßig noch ein sehr mildes sei, so lange man Höhen von 7000 Fuß nicht

überschreitet. Die außerordentliche Wärme jener Thäler ist von keinem Nutzen, denn die glühenden Strahlen der Sonne treffen nicht wie in den Urwäldern eine dichte schwarze Pflanzenerde, in welcher eine unerschöpfliche Wassermasse die Keime des ewig jugendlichen Lebens erhält, sondern nur ein Gerölle von ungemessener Tiefe oder rauhe Felsschichten, zwischen denen langsam sich ein dürftiger Boden anhäuft, den vielleicht die erste Wasserflut mit fortreißt. Zwischen diesem lockern Gemenge erhält sich das nährende Element nicht; es sickert durch und kommt tief unten, durch den überaus schnellen Abfall der Anden nach Westen begünstigt, in der Form von Quellen und Bächen hervor, die schnell ihren Weg nach den wenigen Flüssen finden und mit ihnen in beflügelter und unnützlicher Eile dem Ocean zuströmen. Dafür aber verbirgt die Cordillera in ihren innersten Tiefen sehr große mineralische Schätze, die sie jedoch meistentheils der menschlichen Habsucht unerreichbar macht. Alle Silberadern sind bis jetzt nur in Höhen vermuthet oder nachgewiesen worden, wo ungeheure Felsen der härtesten Art den Boden ohne Unterbrechung bedecken, wo der Schnee sechs Monate lang liegen bleibt und während dieser Periode ein Winter herrscht, der dem im Lande der Myrten und Orangen Geborenen doppelt unerträglich wird. Daher ist niemals in diesen Gegenden der Bergbau anhaltend oder mit Erfolg betrieben worden. Bei der Unwegsamkeit der Cordillera und der geringen Industrie des niedrigen Landes, aus dem man doch Alles herbeischaffen mußte, um die Colonie der Bergleute zu erhalten, überstiegen seine Kosten die Mittel der reichsten Speculanten so sehr, daß selbst der dem Glücksspiele der Minen außerordentlich geneigte Amerikaner von ihm zurückwich.

349. Der Chimborasso.

(Nach Alex. v. Humboldt in Berghaus' Annalen der Erd- und Staatenkunde.)

Den 22. Juni 1799 war ich im Krater des Pic von Teneriffa gewesen, drei Jahre darauf, fast an demselben Tage (den 23. Juni 1802), gelangte ich 6700 Fuß höher, bis nahe an den Gipfel des Chimborasso. Nach einem langen Aufenthalte in dem Hochlande von Quito, einer der wundervollsten und malerischsten Gegenden der Erde, unternahmen wir die Reise nach den Chinawäldern von Loxa, dem oberen Laufe des Amazonenflusses, westlich von der berühmten Stromenge (Pongo de Manseriche) und durch die sandige Wüste längs dem peruanischen Ufer der Südsee nach Lima, wo der Durchgang des Merkur durch die Sonnenscheibe (am 9. Nov. 1802) beobachtet werden sollte. Wir genossen mehrere Tage lang auf der mit Bimstein bedeckten Ebene, in der man (nach dem furchtbaren Erdbeben vom 4. Febr. 1707) die neue Stadt Riobamba zu gründen anfing, einer herrlichen Ansicht des glocken- oder domförmigen Gipfels des Chimborasso bei dem heitersten,

eine trigonometrische Messung begünstigenden Wetter. Durch ein großes Fernrohr hatten wir den noch 1570 Toisen entfernten Schneemantel des Berges durchforscht und mehrere Felsgrade entdeckt, die, wie dürre schwarze Streifen aus dem ewigen Schnee hervorragend, dem Gipfel zuliefen und einige Hoffnung gaben, daß man auf ihnen in der Schneeregion festen Fuß würde fassen können. Wir befanden uns in der Ebene, aus der wir am 22. Juni unsere Expedition nach dem Chimborasso antraten, schon 8898 pariser Fuß (1483 Toisen) hoch über dem Spiegel der Südsee. Diese Hochebene, ein Theil des Thalbodens zwischen der östlichen und westlichen Andeskette, verfolgten wir sanft ansteigend bis an den Fuß des letzteren Berges.

Nachdem wir die Nacht in Calpi, nach meiner Barometermessung 9720 Fuß (1620 Toisen) hoch über dem Meere, zugebracht hatten, begannen wir am 23. Juni Morgens unsere eigentliche Expedition nach dem Chimborasso. Wir versuchten, den Berg von der südöstlichen Seite zu ersteigen, und die Indianer, die uns zu Führern dienen sollten, von denen aber nur wenige bis zur Grenze des ewigen Schnees gelangt waren, gaben dieser Richtung des Weges ebenfalls den Vorzug. Wir fanden den Chimborasso mit großen Ebenen, die stufenweise übereinander liegen, umgeben. Zuerst durchschritten wir die Llanos de Luisa, dann, nach einem nicht sehr steilen Ansteigen von kaum 5000 Fuß Länge, gelangten wir in die Hochebene (Llano) von Sisgun. Die erste Stufe ist 10,200, die zweite 11,700 Fuß hoch. Diese mit Gras bewachsenen Ebenen erreichen also die eine den höchsten Gipfel der Pyrenäen (den Pic Nethon), die andere den Gipfel des Vulkans von Teneriffa. Die vollkommene Soligkeit (Horizontalität) dieser Hochebenen läßt auf einen langen Aufenthalt stehender Wasser schließen. Man glaubt einen Seeboden zu sehen. Die weit ausgedehnten Grasfluren sind am Chimborasso, wie überall um die hohen Gipfel der Andeskette, so einförmig, daß die Familien der Gräser selten von Kräutern dikotyledonischer Pflanzen unterbrochen werden. Es ist fast die dürre Steppennatur, die ich in dem dürren Theile des nördlichen Asien gesehen habe. Der Himmel wurde immer trüber, aber zwischen und über den Nebelschichten lagen noch einige Wolkengruppen zerstreut. Der Gipfel des Chimborasso erschien nur auf wenige Augenblicke. Da in der letzten Nacht viel Schnee gefallen war, so verließ ich das Maulthier da, wo wir die untere Grenze dieses frisch gefallenen Schnees fanden, eine Grenze, die man nicht mit der ewigen Schneegrenze verwechseln muß. Das Barometer zeigte, daß wir erst 13,500 Fuß hoch waren. Auf anderen Bergen habe ich, ebenfalls dem Aequator nahe, bis auf 11,200 Fuß Höhe schneien sehen, doch nicht tiefer. Meine Begleiter ritten noch bis zur perpetuirlichen Schneegrenze, das ist bis zur Höhe des Montblanc, der bekanntlich unter dieser Breite (1° 27′ südlich) nicht immer mit Schnee bedeckt sein würde. Dort blieben unsere Pferde und Maulthiere stehen, um uns bis zur Rückkunft zu erwarten.

Große Felsmauern, von Nordost nach Südwest streichend, zum Theil

in unförmige Säulen gespalten, erheben sich aus der ewigen Schneedecke, ein bräunlich-schwarzes Augitgestein, glänzend wie Pechstein-Porphyr. Die Säulen waren sehr dünne, wohl 50—60 Fuß hoch, fast wie die Trachytsäulen des Tabla-Uma am Vulkan Pichincha. Eine Gruppe stand einzeln und erinnerte in der Ferne fast an Masten und Baumstämme. Die steilen Mauern führten uns, durch die Schneeregion, zu einem gegen den Gipfel gerichteten schmalen Grat, einem Felskamm, der es uns allein möglich machte, vorzudringen; denn der Schnee war damals so weich, daß man fast nicht wagen konnte, seine Oberfläche zu betreten. Der Kamm bestand aus sehr verwittertem bröckligem Gestein. Er war oft zellig wie ein basaltartiger Mandelstein.

Der Pfad wurde immer steiler und schmaler. Die Eingeborenen verließen uns alle bis auf einen in einer Höhe von 15,600 Fuß. Alle Bitten und Drohungen waren vergeblich. Wir gelangten mit großer Anstrengung und Geduld höher, als wir hoffen durften, da wir meist ganz in Nebel gehüllt waren. Der Kamm (im Spanischen sehr bedeutsam Cuchilla, gleichsam Messerrücken, genannt) hatte oft nur eine Breite von 8—10 Zoll; zur Linken war der Abhang mit Schnee bedeckt, dessen Oberfläche durch Frost wie verglas't erschien. Die dünneisige Spiegelfläche hatte gegen 30° Neigung. Zur Rechten senkte sich unser Blick schaurig in einen 800 oder 1000 Fuß tiefen Abgrund, aus dem schneelose Felsenmassen senkrecht hervorragten. Wir hielten den Körper immer mehr nach dieser Seite hin geneigt, denn der Absturz zur Linken schien noch gefahrdrohender, weil sich dort keine Gelegenheit darbot, sich mit den Händen an zackig vorstehende Gesteine festzuhalten, und weil dazu die dünne Eisrinde nicht vor dem Untersinken im lockern Schnee sicherte. Nur ganz leichte poröse Doloritstücke konnten wir auf dieser Eisrinde herabrollen lassen. Die geneigte Schneefläche war so ausgedehnt, daß wir die Steine früher aus dem Gesichte verloren, als sie zur Ruhe kamen. Der Mangel an Schnee sowohl auf dem Grate, der uns leitete, als auf den Felsen zu unserer Rechten gegen Osten darf weniger der Steilheit der Gesammtmassen und dem Windstoße, als offenen Klüften zuzuschreiben sein, welche die warme Luft der dichteren Erdschichten aushauchen. Bald fanden wir das weitere Steigen dadurch schwieriger, daß die Bröckligkeit des Gesteins beträchtlich zunahm. An einzelnen, sehr steilen Staffeln mußte man die Hände und Füße zugleich anwenden, wie dies bei allen Alpenreisen so gewöhnlich ist. Da das Gestein sehr scharfkantig war, so wurden wir, besonders an den Händen, schmerzhaft verletzt. Der geringe Zusammenhang des Gesteins auf dem Kamm machte nun größere Vorsicht nöthig, da viele Massen, die wir für anstehend hielten, lose in Sand gehüllt lagen. Wir schritten hintereinander und um so langsamer fort, als man die Stellen prüfen mußte, die unsicher schienen. Glücklicher Weise war der Versuch, den Gipfel des Chimborasso zu erreichen, die letzte unserer Bergreisen in Süd-Amerika, daher die früher gesammelten Erfahrungen uns leiten und mehr Zuversicht auf unsere Kräfte geben konnten. Es ist ein eige-

ner Charakter aller Excursionen in der Andeskette, daß oberhalb der ewigen Schneegrenze weiße Menschen sich in den bedenklichsten Lagen stets ohne Führer, ja, ohne alle Kenntniß der Oertlichkeit befinden.

Wir konnten den Gipfel auch auf Augenblicke nicht mehr sehen und waren daher doppelt neugierig, zu wissen, wie viel uns zu ersteigen übrig bleiben möchte. Wir öffneten das Gefäß=Barometer an einem Punkte, wo die Breite des Kammes erlaubte, daß zwei Personen bequem neben einander stehen konnten. Wir waren erst 17,300 Fuß hoch, also kaum 200 Fuß höher, als wir drei Monate zuvor, einen ähnlichen Kamm erklimmend, auf dem Antisana gewesen waren. Es ist mit Höhenbestimmungen bei dem Bergsteigen wie mit Wärmebestimmungen im heißesten Sommer. Man findet mit Verdruß das Thermometer nicht so hoch, den Barometerstand nicht so niedrig, als man es erwartete.

Nach einer Stunde vorsichtigen Klimmens wurde der Felskamm weniger steil, aber leider blieb der Nebel gleich dick. Wir fingen nun nach und nach an, alle an großer Uebelkeit zu leiden. Der Drang zum Erbrechen war mit etwas Schwindel verbunden und weit lästiger, als die Schwierigkeit zu athmen. Ein farbiger Mensch (Mestize aus San=Juan) hatte uns bloß aus Gutmüthigkeit, keineswegs aber in eigennütziger Absicht, nicht verlassen wollen. Es war ein kräftiger, armer Landmann, der mehr litt, als wir. Wir bluteten aus dem Zahnfleisch und aus den Lippen. Die Bindehaut der Augen war bei Allen ebenfalls mit Blut unterlaufen. Diese Symptome der Extravasate in den Augen, des Blutausschwitzens am Zahnfleisch und an den Lippen hatten für uns nichts Beunruhigendes, da wir aus mehrmaliger früherer Erfahrung damit bekannter waren. Alle diese Erscheinungen sind nach Beschaffenheit des Alters, der Constitution, der Zartheit der Haut, der vorhergegangenen Anstrengung der Muskelkraft sehr verschieden, doch für einzelne Individuen sind sie eine Art Maß der Luftverdünnung und absoluten Höhe, zu welcher man gelangt ist. Nach meinen Beobachtungen in den Cordilleren zeigen sie sich an weißen Menschen bei einem Barometerstande zwischen 14 Zoll und 15 Zoll 10 Linien. Es ist bekannt, daß die Angaben der Höhen, zu denen die Luftschiffer behaupten, sich erhoben zu haben, gewöhnlich wenig Glauben verdienen, und wenn ein sicherer und genauer Beobachter, Gay=Lussac, der am 16. Sept. 1804 die ungeheure Höhe von 21,610 Fuß erreichte, kein Bluten erlitt, so ist dies vielleicht dem Mangel der Muskelbewegung zuzuschreiben.

Die Nebelschichten, die uns hinderten, entfernte Gegenstände zu sehen, schienen plötzlich, trotz der totalen Windstille, vielleicht durch elektrische Processe, zu zerreißen. Wir erkannten einmal wieder, und zwar ganz nahe, den domförmigen Gipfel des Chimborasso. Es war ein ernster, großartiger Anblick. Die Hoffnung, diesen ersehnten Gipfel zu erreichen, belebte unsere Kräfte aufs Neue. Der Felskamm, der nur hier und da mit dünnen Schneeflocken bedeckt war, wurde etwas breiter; wir eilten sichern Schrittes vorwärts, als auf einmal eine Art Thalschlucht von etwa 400 Fuß Tiefe und 60 Fuß Durchmesser unserem

Unternehmen eine unübersteigliche Grenze setzte. Wir sahen deutlich jenseits des Abgrundes unseren Felskamm in derselben Richtung fortsetzen, doch zweifle ich, daß er bis zum Gipfel selbst führt. Die Kluft war nicht zu umgehen. Am Antisana konnte freilich Bonpland nach einer sehr kalten Nacht eine beträchtliche Strecke des ihn tragenden Schnees durchlaufen; hier war der Versuch nicht zu wagen wegen Lockerheit der Masse; auch machte die Form des Absturzes das Herunterklimmen unmöglich. Es war 1 Uhr Mittags. Wir stellten mit vieler Sorgfalt das Barometer auf, es zeigte 13 Zoll 11,2 Linien. Die Temperatur der Luft war nur 1,6° unter dem Gefrierpunkt, aber nach einem mehrjährigen Aufenthalte in den heißesten Gegenden der Tropenwelt schien uns diese geringe Kälte erstarrend. Dazu waren unsere Stiefeln ganz von Schneewasser durchdrungen; denn der Sand, der zuweilen den Grat bedeckte, war mit altem Schnee vermengt. Wir hatten nach der Laplace'schen Barometerformel eine Höhe von 18,097 Fuß erreicht.

Wir blieben kurze Zeit in dieser traurigen Einöde, bald wieder ganz in Nebel gehüllt. Die feuchte Luft war dabei unbewegt. Keine bestimmte Richtung war in den einzelnen Gruppen dichterer Dunstbläschen zu bemerken, daher ich nicht sagen kann, ob auf dieser Höhe der dem tropischen Passat entgegengesetzte Westwind weht. Wir sahen nicht mehr den Gipfel des Chimborasso, keinen der benachbarten Schneeberge, noch weniger die Hochebene von Quito. Wir waren in einem Luftballon isolirt. Nur einige Steinflechten waren uns bis über die Grenzen des ewigen Schnees gefolgt. Die letzten kryptogamischen Pflänzchen, die ich sammelte, waren Lecidea atrovirens (Lichen geographicus Web.) und eine Gyrophora des Acharius, eine neue Species (Gyrophora rugosa), ungefähr in 2820 Toisen Höhe. Das letzte Moos (Grimmia longirostris) grünte 400 Toisen tiefer. Ein Schmetterling (Sphinx) war von Bonpland in 15,000 Fuß Höhe gefangen worden, eine Fliege sahen wir noch um 1600 Fuß höher. Da das Wetter immer trüber und trüber wurde, so eilten wir auf demselben Felsgrate herab, der unser Aufsteigen begünstigt hatte. Vorsicht war indessen wegen Unsicherheit des Trittes noch mehr nöthig, als im Heraufklimmen. Wir hielten uns nur so lange auf, als wir brauchten, Fragmente der Gebirgsart zu sammeln. Wir sahen voraus, daß man uns in Europa oft um „ein kleines Stück vom Chimborasso" ansprechen würde. Damals war noch keine Gebirgsart in irgend einem Theile von Süd-Amerika benannt worden; man nannte Granit das Gestein aller Gipfel der Andes. Als wir ungefähr in 17,400 Fuß Höhe waren, fing es an heftig zu hageln. Es waren undurchsichtige milchweiße Hagelkörner mit concentrischen Lagen. Einige schienen durch Rotation beträchtlich abgeplattet. 20 Minuten ehe wir die Grenze des ewigen Schnees erreichten, wurde der Hagel durch Schnee ersetzt. Die Flocken waren so dicht, daß der Schnee bald viele Zoll tief den Felskamm bedeckte. Wir wären gewiß in große Gefahr gekommen, hätte uns der Schnee auf 18,000 Fuß Höhe überrascht. Um 2 Uhr und einige Minuten

erreichten wir den Punkt, wo unsere Maulthiere standen. Die zurückgebliebenen Eingeborenen waren mehr als nöthig um uns besorgt gewesen. Der Theil unserer Expedition oberhalb des ewigen Schnees hatte $3^1/_2$ Stunde gedauert, während welchen wir, trotz der Luftverdünnung, uns nie durch Niedersetzen zu ruhen brauchten.

Wir nahmen unseren Rückweg nach dem Dorfe Calpi etwas nördlicher als die Llanos de Sisgun, durch den pflanzenreichen Paramo de Pungupala. Schon um 5 Uhr Abends waren wir wieder bei dem freundlichen Pfarrer von Calpi. Wie gewöhnlich folgte auf den nebelverhüllten Tag der Expedition die heiterste Witterung. Am 25. Juni erschien uns in Riobamba Nuevo der Chimborasso in seiner ganzen Pracht, ich möchte sagen, in der stillen Größe und Hoheit, die der Naturcharakter der tropischen Landschaft ist*).

---

350. Die gemischte Bevölkerung Peru's im Vergleich zu der homogenen in Chile**).

(Nach Eduard Pöppig, Reise in Chile, Peru u. s. w.)

Kein Land des weiten Amerika erfreut sich der Vortheile, welche einem Staate aus einer homogenen Bevölkerung und der Abwesenheit von Kasten erwachsen, in dem Maße wie Chile. Wenn diese junge Republik sich schneller als irgend eine andere ihrer zahlreichen Schwestern aus dem anarchischen Zustande des revolutionären Kampfes erhob, und wenn sie schon jetzt, mit einer Geschwindigkeit, die in jenem Welttheile noch ohne Beispiel dasteht, eine höhere Stufe von Civilisation und Ordnung erreichte, so dankt sie dieses wohl ganz vorzüglich dem Umstande, daß sie unter ihren Bürgern sehr wenige Farbige zählt. In ihr sind die vielfachen Uebergänge der einen Race in die andere unbekannt, deren Unterscheidung dem Fremden schwer fällt, und die in Ländern, wie Brasilien, früher oder später einen furchtbaren Kampf der Vertilgung herbeiführen müssen, in Peru und Columbien aber die Begründung einer allgemeinen Sittigung auf sehr entfernte Zeiten verlegen. Ist es schon ein großer Nachtheil für einen Staat, Menschen zweier sehr verschiedenen Racen zu seinen Bürgern zählen zu müssen, so wird die Unordnung zu einer allgemeinen und die verderblichsten Reibungen treten ein, wenn durch eine unvermeidliche Vermischung die Racen entstehen, die weder der einen noch der anderen Partei angehören und meistens alle Fehler ihrer verschiedenartigen Eltern, selten aber etwas von ihren Tugenden erben. Bestände die Bevölkerung Peru's allein aus Weißen

*) Der französische Physiker Boussingault hat am 16. Dec. 1831 einen neuen Versuch gemacht, den Gipfel des Chimborasso zu ersteigen; er gelangte 381' höher als Al. v. Humboldt.

**) Vergl. auch den folgenden Aufsatz, Nr. 351.

und Indiern, so wäre die Lage des Landes weniger hoffnungslos, als sie jedem ruhigen Beobachter erscheinen muß. Von der Natur selbst, wie es scheint, bestimmt, als Race nur für einen beschränkten Zeitraum sich auf der Erde zu erhalten, sterben die Indier trotz aller Vorkehrungen, welche die Menschlichkeit dictirt, im Norden und im Süden des großen Welttheils mit gleicher Schelligkeit aus, und werden in wenig Jahrhunderten den Weißen den unbestrittenen und einsamen Besitz des Landes lassen. Nicht so der Neger, der in Amerika ein Vaterland fand, welches ihm selbst mehr als der Welttheil seiner Entstehung zusagt, so daß seine Menge fast überall eine beunruhigende Zunahme zeigt. In demselben Verhältnisse, wie die eine Zahl wächst und die weiße Bevölkerung nicht wie ehedem durch häufige Einwanderungen aus der spanischen Halbinsel sich recrutirt, vermehrt sich die Menge von Farbigen, d. h. der Kastenmenschen, deren Färbung zwischen der weißen und schwarzen oder der weißen und braunen mitten inne steht und noch manche andere Verschiedenheiten darbietet, die weit weniger im Aeußern bemerklich sind. Gehaßt von der dunkelgefärbten Mutter, mit Mißtrauen angesehen vom weißen Vater, vergelten die Mischlinge jener mit Verachtung, diesem mit einem Widerwillen, der nur durch Umstände von dem Ausbruch abgehalten wird, aber unbesiegbar ist, da er sich auf einen hohen Grad von angebornem Stolz gründet. Umsonst sind alle Versuche gewesen, durch Vorkehrungen, wie längere Erfahrungen und Politik sie an die Hand geben, die unähnlichen Elemente jener Bevölkerung, wenn auch nicht zu amalgamiren, doch so zu stellen, daß sie, ohne sich zu reiben, neben einander beständen, und zur Erhaltung der ganzen Staatsmaschine gemeinschaftlich arbeiteten. Was die Natur selbst in dieser Hinsicht entschieden trennte, das vereint wohl nimmer der Mensch zu einem heilbringenden Ganzen.

Wenn selbst Länder, wie die Vereinigten Staaten, sich gedrückt und gehindert fühlen durch ihre verhältnißmäßig minder vorwiegende schwarze Bevölkerung, und wenn man dort, wo die Weisheit und Macht der Regierung vom Gemeingeist unterstützt wird, umsonst abhelfende Maßregeln zu entdecken sucht, so muß der Uebelstand noch vielfach empfindlicher in Ländern werden, wo, wie in Peru, der schlaffe Charakter des weißen Einwohners unaufhörliche Revolutionen begünstigt und die vorübergehenden Machthaber sich durch nichts weniger als durch Klugheit und wahren Patriotismus auszeichnen.

Von allen den Uebeln, welche aus der unverbesserlichen Abneigung der einzelnen Kasten entstehen, ist Chile frei, denn weder die unruhigen Neger, noch die für viele Staatszwecke unbrauchbaren Indier bilden einen Theil seiner Bevölkerung. Als Vortheil, der fast alle andere aufwiegt, ist noch die Gleichartigkeit der Sprache in allen Provinzen zu nennen. Dreifach erschwert wird in Peru die öffentliche Verwaltung und das Fortschreiten der Bürger durch die große Verschiedenheit der Sprachen, die, mit Hartnäckigkeit beibehalten, oft in der Entfernung von wenigen Tagereisen nicht mehr verstanden werden. Der Einge-

borne von Lima versteht kein Wort von der Sprache des Indiers der Anden, der, oft kaum durch eine Entfernung von zehn deutschen Meilen von der Hauptstadt getrennt, dennoch entweder das Spanische nicht spricht oder doch es nicht zu sprechen vorgibt. Selbst die uralte Sprache der Peruaner ist in zwei sehr unähnliche gespaltet worden, denn gegenwärtig versteht der Indier von Chachapoyas, welcher den Quinchua-Dialekt zu sprechen vorgibt, nicht mehr den Indier von Cuzco, der sich, vielleicht mit Recht, rühmt, die Sprache der Incas in ihrer Reinheit erhalten zu haben. Es ist sonderbar, daß unter den Tausenden, welche in den Andengegenden das Quinchua reden, unter denen sich nicht selten recht gebildete Männer befinden, nur höchst Wenige diese Sprache zu schreiben verstehen, eine Kunst beiläufig, die mit der Vertreibung der Jesuiten in Verfall gerieth. Daher ist die Mittheilung und Deutung aller officiellen Actenstücke, die, wenn auch zunächst für die Indier bestimmt, in Lima in spanischer Sprache verfaßt werden, den Behörden des Innern überlassen. Nicht genug, daß häufig ein unabsichtliches Mißverstehen der Befehle eintritt, kommen sogar Betrügereien vor, deren Gelingen wenig Mühe kostet, indem dem Indier die Mittel zur eigenen Untersuchung fehlen. Der Central-Regierung, deren Gliedern höchst selten die alte Sprache des Landes geläufig ist, fehlen also die Mittel einer directen Verbindung mit den Indiern, folglich auch der Controle über die Beamteten solcher Provinzen, die man wiederum wegen ihrer Kenntniß des Idioms stets aus denselben Gegenden nehmen muß, wo es seit alten Zeiten gebräuchlich gewesen ist, den Indier zu bedrücken. In Chile findet so etwas nicht Statt; denn Spanisch ist die Sprache aller Stände, und selbst an den Südgrenzen, wo die Verbindung mit den Indiern häufig ist, verstehen nur Wenige das Araucanische mit seinen Dialekten. Ist auch das Spanische der niederen Stände in Chile kein classisches, so ist es doch gewiß ein besseres, als dasjenige des Galiciers oder Catalanen. Eben so wie das Englische in Nord-Amerika mit einer geringen Verschiedenheit, die nur ein feines Ohr und Uebung entdeckt, an den Grenzen von Canada gesprochen wird wie in Georgien, eben so bleibt sich auch in Chile überall das Spanische gleich, und besteht ohne Provinzial-Dialekte im Norden und Süden.

---

351. Lima.

(Nach Ed. Pöppig, Reise in Chile, Peru u. s. w.)

Die Hauptstadt des silberreichen Peru unterscheidet sich wenig von anderen Orten einer gleichen Größe desselben Welttheils und bleibt in Hinsicht eines geläuterten Geschmacks in ihren Bauwerken sogar hinter Städten von geringerem Umfange, wie Para und Havana, zurück. Niedrige Häuser ohne Fenster, deren Zimmer sich alle durch breite Flügel-

thüren nach den Straßen öffnen, so daß das Thun der Bewohner dem öffentlichen Blicke Preis gegeben ist, bilden die ersten Gassen. Nach dem Mittelpunkte der Stadt nehmen sie an Größe zu, und manches massiv scheinende Haus fällt durch seinen Umfang, nie aber durch seine Architektur auf. Die besseren Gebäude folgen dem altspanischen Stile, mit Veränderungen jedoch, wie das Klima sie erheischt, mit weiten Höfen, kühlenden Springbrunnen, hohen und luftigen Zimmern und endlosen Reihen kleiner Balcons, deren buntes Gitterwerk die Fronten völlig deckt und manchen Straßen, namentlich dem großen Platz, etwas Orientalisches gibt. Die platten Dächer und die schweren Simse, von denen sie umgeben sind, die bunte Fresco-Malerei der Außenwände älterer Gebäude vermehren jenen Eindruck. Die zahlreichen Kirchen liefern mehr Beweise des verschwundenen Reichthums des vergangenen Jahrhunderts, als seines guten Geschmacks. Ihr Inneres ist im Verhältniß zum Lande und der sonstigen Pracht des katholischen Cultus in Amerika sehr ärmlich; denn die Häuptlinge der Parteien während der Revolution ließen sich, gleichviel ob Spanier oder Peruaner, die Plünderung ebenmäßig angelegen sein. Indessen fehlt es den Scenen, die sich überall auf den Straßen dem Blicke des Fremden darbieten, nicht an dem Reize der Neuheit und des Eigenthümlichen. Sie mögen noch am ersten den Ernst verscheuchen, der wohl eines jeden Denkenden bei dem Eintritt in diese Stadt sich bemächtigt, die nur als ein Denkmal gefallener Größe fortdauert, in jedem Augenblicke durch eine verrätherische Bewegung ihres nimmer ruhigen Bodens in Trümmerhaufen verwandelt werden kann, und eine Bevölkerung enthält, die so unglücklich ist, in sich selbst keine Mittel zur frischen Erhebung aus dem Stande bürgerlicher und moralischer Gesunkenheit zu besitzen. Vor Allem erregt die große Verschiedenheit der Hautfarbe die Verwunderung des neu Angekommenen, und nicht leicht mag es etwas geben, was ihn schneller und kräftiger an seine Entfernung vom Vaterlande erinnert. Man sieht gleichzeitig um sich her die Muster des reinsten Typus verschiedener Racen, und die vielartigen Uebergänge der einen in die andere in den Producten ihrer Kreuzung, welche der Fremde nur erst nach längerer Zeit richtiger unterscheidet, ohne jedoch in solcher Erkenntniß es je zu der Fertigkeit der Eingebornen bringen zu können. Selbst wenn man Jahre lang in West-Indien verlebte, und also der Anblick einer zahlreichen schwarzen Bevölkerung den Reiz der Neuheit verlor, bleibt der erste Anblick von Peru's Bewohnern noch auffallend. Eine ähnliche Musterkarte aller Abstufungen der Hautfarbe, wie sie zwischen dem reinen aber kränklichen Weiß der verzärtelten und vornehmeren Peruanerin, dem Braun des Indiers und dem Schwarz des Congo-Negers liegt, möchte wohl kaum ein anderer gleich beschränkter Raum in demselben Maße darbieten. Mit Einem Blick übersieht man den Eropäer, den der Handel hieherführte, die Seeleute aus allen Theilen der Welt, unter denen oft genug Malaien vorkommen, die gelblichen Peruaner des gemeinen Standes, die auf den Titel und die gesellschaftlichen Vorrechte

des Weißen Anspruch machen, den kupferbraunen Serrano und den afrikanischen Neger. Still und stumpf, in sich gekehrt, um das Getümmel völlig unbekümmert, lehnt der sonderbar aber ärmlich gekleidete Indier an seinem Maulthiere, bis der Verkauf der Producte seiner kälteren Heimat es ihm erlaubt, die verhaßte Stadt und das ihm so verderbliche Klima der niederen Gegenden zu verlassen. Der Anblick dieser Nachkommen eines uralten Volkes regt um so mehr die Theilnahme auf, wenn man weiß, daß ihnen der unwiederbringlich verlorene glücklichere Zustand ihrer Vorväter nicht unbekannt sei und daß sein Andenken in mancher wohlbewahrten Sage sich unter ihnen erhalten habe. Fällt auf der einen Seite die scheue Abgezogenheit und das Hinstarren des Indiers, des Bildes unverkennbarer Schwermuth, unangenehm auf, so wird man auf der anderen nicht immer im Anblicke der überaus zahlreichen Neger Gegenstände der Erheiterung finden. Laut lärmend, mehr im Schein ihre Arbeiten verrichtend, als wirklich beschäftigt, treiben sie sich in gedankenloser Fröhlichkeit und mit zudringlichem Wesen umher, und legen noch mehr als ihre Stammverwandten in irgend einem anderen Theile der Welt die grobe Sinnlichkeit an den Tag, auf welche schon durch physische Organisation die Natur sie anwies. Mulatten, Zambos, Tercerones, Mestizen und wie die mit unendlichen Abstufungen der Farbe bezeichneten Menschen heißen mögen, welche ein altes Gesetz zu sondern suchte und die nur erst in neuester Zeit eine Art von bürgerlicher Stellung erhielten, tragen das Ihrige dazu bei, die Buntheit der Gruppen zu vermehren.

Wenn die Betrachtung der Aeußerlichkeiten anzieht, welche die gemischte Bevölkerung der Hauptstadt und überhaupt der Küstenprovinzen Peru's so auffallend machen, so wird das Interesse erhöht, wenn man nach kurzer Forschung die moralischen Folgen solcher Vermengungen entdeckt. Peru ist zum Sammelplatz aller Vertriebenen der anderen Staaten Amerika's geworden, die in dem Hasse der Kasten und in dem schwachen Geiste der peruanischen Creolen die Werkzeuge zur Beförderung der eigenen Absichten entdecken. Der eigentliche Neger lebt in Peru nur in den niedrigen und warmen Gegenden der Küste in größerer Zahl, denn weder das Klima, noch die Bodencultur der Anden entspricht seinem Wesen; in den jenseitigen Urwäldern tritt er nur als eine seltene und dem eingeborenen Indier tödtlich verhaßte Erscheinung auf. Ist auch seine Menge nicht so bedeutend, daß sie einen allgemeinen Umsturz hervorbringen könnte, so gibt sie sich, ihrem unbedachtsamen und unruhigen Charakter getreu, doch leicht jedem Unruhstifter hin, und die Staatsumwälzungen geschehen mehr unter dem furchteinflößenden Geschrei des farbigen Haufens, als mittels der Gewalt der Waffen. Weit gefährlicher als der reinschwarze Neger ist der Mulatte, der zwar körperlich vollkommener ist als irgend ein Mitbewohner desselben Landes, aber in moralischer Hinsicht am tiefsten steht. Ohne Gutmüthigkeit, rastlos und sehr aufstrebenden Geistes, heimlich und undankbar, verfolgt er mit gleichem Hasse die Schwarzen und Weißen, deren Vermischung

er seinen Ursprung verdankt. Die bedrängte Republik nahm zu den Farbigen ihre Zuflucht, als die spanische Macht ihr Uebergewicht bewiesen, und diese kräftigen Menschen und nicht die verzärtelten Weißen jenes Landes waren es, die den Sieg davon trugen. Einmal über ihre Nothwendigkeit belehrt und entzügelt durch die Dauer des anarchischen Zustandes, haben sie die Schranken zerstört, die früher in gesetzlicher Form, je nach den Farben, die einzelnen Klassen der Peruaner sonderten. Bürgerliche Uneinigkeiten bleiben auf lange Zeit das Erbtheil der Nationen, in deren Mitte eine überwiegend große Zahl fremdartiger, durch Farbe ausgezeichneter, in Schmutz und Rohheit aufgewachsener Wesen durch Zufall ein bestrittenes Gewicht erlangte.

352. Die Republiken Bolivia und Chile.

(Vom Prof. Neumann, die süd-amerikanischen Republiken, im „Ausland" 1856.)

Das große Binnenland Bolivia, in einer Ausdehnung von drei bis viermalhunderttausend englischen Geviert-Meilen, mit einer geringen Bevölkerung und zum größten Theile Indianer, die verschieden, bald auf 800,000, dann auf eine Million, bald auf mehr als 1½ Million geschätzt wird, gehörte bis 1778 zum Vicekönigreich Lima oder Peru. Es wurde dann zu Buenos-Ayres gefügt, jedoch ist ihm der Name Ober-Peru geblieben. Bolivar hielt es für geeignet, diese Hochebene von Peru, zu welchem sie durch ihre natürliche Lage wie durch historische Erinnerungen gehört, zu trennen, einen besonderen Staat daraus zu schaffen und ihm seinen Namen Bolivia zu geben.

Bolivia ist in jeder Beziehung eines der reichsten und herrlichsten Länder der Erde, dem es nur bisher an Verbindungsmitteln zur übrigen Welt fehlte, um seine Fülle anderen Völkern mitzutheilen. Sein mannichfacher Reichthum in allen Gebieten der Natur wird dann erst, wenn Straßen vorhanden sind, erschlossen und der Menschheit zum Wohl über alle Gemarkungen ausgegossen werden. Der so äußerst belohnende Ackerbau, welcher dort bis zu 13,000 Fuß Höhe gedeiht, wird jetzt nur spärlich betrieben. Man beschränkt sich auf den heimischen Bedarf. Dies wird sich ändern, sobald die Eisenbahn von Tacna zum Meere führt und vor der Hand wenigstens sich ihm nur fahrbare Straßen in östlicher Richtung anschließen. Viele der kostbarsten Erzeugnisse: Baumwolle, Zuckerrohr und Tabak werden jetzt noch in den östlichen Departementen Bolivia's ohne alle oder nur mittelst geringer menschlicher Cultur gewonnen. Und dann denke man an die zahlreichen Minen, welche keineswegs erschöpft sind, sondern, kommen einst europäische Arbeitskräfte, europäisches Capital und europäische Maschinen nach Bolivia und Peru, deren beinahe ganz unbekannte Landesstrecken am Ostabhange der Anden von Reichthümern aller Art strotzen sollen, vielleicht noch ergiebiger fließen als in den blühendsten Zeiten früherer

Tage. Die Spanier arbeiteten ohne Ordnung, ohne Regel, ohne irgend eine Vorsicht, die man, um die Verlängerung der Arbeit oder um das Eindringen der Gewässer fern zu halten, sonst zu nehmen pflegt. Von dem Augenblick an, wo diese sie erreichten, verließen sie die Mine, indem sie sehr selten Galerieen oder kostbare Schachte anlegten. Zu diesen Ursachen der geringen Ausbeute gesellten sich der allgemeine Aufstand der Eingebornen 1781, der Krieg zwischen Spanien und England und der Unabhängigkeitskrieg. Das Jahr 1804 hat eine traurige Berühmtheit erhalten durch die furchtbare Trockenheit, in deren Gefolge Hunger und Pest erschienen. Die reiche Provinz Lipez verwandelte sich in eine Wüste, die 90 Haupthütten von Potosi wurden auf 13 und die von Oruro auf 8 reducirt. Dann drangen die Royalisten ein und verbrannten sie, als eben so viele Citadellen der Insurgenten. Später vollendeten gezwungene Anleihen, ungeheure Contributionen den Ruin. Die einsichtigen Bergleute, die geschickten Schmelzer verschwanden.

Der Cerro von Potosi, ein gewaltiger Kegel von 15,000 Fuß Höhe über dem Meere, ist vielleicht, selbst Californien nicht ausgenommen, das reichste Metalllager der Erde. Seit dessen Entdeckung bis zum Jahre 1846 hat man aus ihm die Summe von 1,651,721,578 spanische Thaler entnommen, und es ist sein Reichthum noch ungeschwächt. Selbst heute noch, obgleich man keine einzige Maschine, kein verbessertes Verfahren, wie es der Fortschritt der Wissenschaften seit 100 Jahren an die Hand gegeben, anwendet, liefert der berühmte Kegel noch jährlich über 100,000 Piaster. Der Cerro von Potosi ist aber nur ein hervorragender Punkt in einer Metallkette, welche ohne Vergleich in der ganzen Welt dasteht. Ihm stehen würdig zur Seite, in der Provinz Potosi selbst, die Minen von Guariguari und Mochamarka, die Minen der Provinzen Lipez, Chicas, Porco, Chayanta, wo die berühmte Gruppe von Aullagas, in welcher die Kuppen (mornes) von Silber sind, welche, seit 60 Jahren verlassen, kürzlich wieder in Angriff genommen wurden und in kurzer Zeit drei Millionen spanischer Thaler geliefert haben. Die Provinz Arque ist nicht weniger ihrer reichen Silberminen wegen berühmt, deßgleichen die Provinz Oruro, welche früher Potosi fast gleich stand und der Krone Spanien allein 40 Millionen Piaster als Fünftheil-Abgabe von ihrer Silber-Production geliefert haben soll. Der Canton Salinas hat eine Sierra von 20 Leguas Länge, welche in der ganzen Länge von Silberadern durchsetzt ist, die man aber bisher wegen Mangels an Maschinen und Transportmitteln nicht hat in Angriff nehmen können. In der ganzen Andenkette von La Paz bis Tarija, wo man kürzlich ein reiches Lager in der Cordillera d'Yscayache entdeckt hat, gibt es fast keine Erhebung, die nicht eine Beisteuer an Silber zu liefern vermöchte, und merkwürdiger Weise hält sich die Linie, wo das Silber am reichsten angetroffen wird, in der Nähe der Schneegränze.

Nicht minder reich ist die Republik an Gold. Die Minen der Provinzen Chayanta, Copasica, Amayapampa, Cuita, Tacononi und Choquenta sind berühmt, aber ihnen stehen nicht nach an Ausbeute die

Wäschereien am Rio San Juan (Pilaya) in der Provinz Tarija, wo das Klima vollkommen gesund ist. In der Provinz Tonima, bei Pomabamba, hat man in der Nähe des Picomayo ein unermeßliches Terrain entdeckt, in dessen ausgeschwemmtem Erdreich überall Goldklümpchen vorkommen. In dem Berge von San Thomas, in Chiquitos kennt man eine Goldader, welche sich 20 Leguas weit erstrecken soll, und weiterhin im Lande der Guarayos, an der Grenze von Matto grosso, findet sich in der Hügelreihe der berühmte Cerro von San Simon, aus welchem die Jesuiten Haufen von Gold zogen. Auch in der Provinz Apolobamba, im Gebiete des Beni, kommt das Gold in reichem Ueberflusse vor, und das Departement La Paz ist längst wegen seines Goldreichthums berühmt.

Das Gebiet der Republik Chile zieht sich in einem langen Strich von der Wüste Atacama, welche Chile von Bolivia scheidet, bis zur Straße Magalhaens, von den Cordilleren der Anden, der Scheidewand im Binnenlande gegen die argentinische Conföderation, hin zum stillen Meere, dessen zahlreiche Inseln vom Rio Negro zum Cap Horn noch zur Republik gehören. Dieser geographischen Trennung von den übrigen wirrungsvollen süd-amerikanischen Republiken verdankt Chile in demselben Maße wie der glücklichen Leitung durch einige einsichtsvolle Männer seine Ruhe, seinen langsamen aber sichern Fortschritt. Die Insel Juan Fernandez verdient unter den 64 der Gruppe einer besonderen Erwähnung, sie bildet eine historisch-literarische Merkwürdigkeit. Dort lebte eine Zeitlang der schottische Matrose Selkirk, dessen Schicksal und Schiffbruch dem Engländer Defoe die Veranlassung zu dem Leben und den Abenteuern des Robinson Crusoe gaben — die früheste Gattung der See-Romane —, welche in alle civilisirten Sprachen übersetzt wurden und zahlreiche Nachahmungen hervorgerufen haben.

Der Flächeninhalt der Republik Chile beträgt jetzt gegen 21,000 Geviertmeilen und die Bevölkerung nach der amtlichen Zählung vom April 1855 die Zahl von 1,439,120 Seelen. Der von den Cordilleren hinab zum Meere sich abdachende chilenische Boden ist reich an allerlei Metallen, an Gold, Silber und Kupfer; er liefert die verschiedensten Gattungen Getreide, welche während der letzten Jahre in großen Massen nach Californien und Australien und selbst nach Tahiti ausgeführt wurden, Mais, Hanf, Zucker, Tabak und Bauholz in großer Menge. „Unerschöpflich", sagt ein Spanier, „sind die Reichthümer, die Chile hegt. Sein Boden ist der angemessenste für jedes der Erzeugnisse, die Europa bereichern, indem er an seinen äußersten Grenzen einer gleichmäßigen Temperatur genießt und weder die Gewitter kennt, welche dem Seidenwurm feind sind, noch den Hagel, der die Früchte der Erde gefährdet. Kein reißendes Thier hält sich in seinen Gebirgen auf, das den Menschen bedrohen könnte, und kein einziges giftiges Gewürm kommt innerhalb seiner Grenzen vor." Nur fehlt es dem Lande an Wasserverbindungen, obgleich es von mehr als 120 Flüssen und Waldbächen durchzogen wird. Alle diese Gewässer tragen den Charakter

der Bergströme und könnten nur durch kostspielige Bauten schiffbar gemacht werden. Und solch ein Land ließ der Spanier in gefesselter Kindheit darben, ohne Schifffahrt, Handel und Industrie! Der Schleichhandel der Nord-Amerikaner, sagt Chamisso, welcher Chile im zweiten Jahrzehend unseres Jahrhunderts besuchte, versieht das Land allein gegen gemünztes Geld, ohne daß man seine Producte benütze, mit allen Bedürfnissen, und dieselben Amerikaner betreiben allein den Wallfischfang an seinen Küsten.

Die reichste der zwölf Provinzen ist Santiago, worin die Hauptstadt gleichen Namens von mehr als 80,000 Einwohnern. Den zweiten Rang behauptet Valparaiso, der vorzüglichste Handelsplatz auf der Ostseite im südlichen stillen Ocean. Diese beiden Städte, Santiago und Valparaiso, sind auch die Centralpunkte der Bildung. Während der letzten Jahre wurde auch die Provinz Atacama mit ihrer Hauptstadt Copiapo wegen ihrer zahlreichen Kupferminen von großer Wichtigkeit.

Eine Menge administrative, staatswirthschaftliche und financielle Reformen wurden und werden ergriffen. Projecte zur Anlegung von Eisenbahnen und Landstraßen, zur Verbesserung des Gerichts, des Post- und Hypothekenwesens, des Ackerbaues und der Steuern; Maßregeln zur Herbeiziehung fremder Arbeitskräfte, zur Förderung der Schulen und Volksbildung wurden eine Menge berathen und zum Theil auch ausgeführt. Die Colonisations-Projecte nahmen einen gedeihlichen Fortgang. Im Jahre 1852 sind über 800 deutsche Einwanderer in der Provinz Valdivia angekommen, wo ihre Gegenwart fördernd wirkt nach vielen Richtungen. Nach Außen hin wurde die Stellung der Republik durch Abschließung mehrerer Handels- und Freundschafts-Verträge mit den Vereinigten Staaten, mit England, Frankreich, Ecuador und anderen Ländern (1846—1855) befestigt und im Ansehen erhöht.

Chile ist so glücklich, daß sich seine Geschichte während der letzten drei Jahre (1853—1855) bloß um diese innere Entwickelung, um Maßregeln eines stetigen Fortschrittes bewegt. Die Santiago- und Valparaiso-Eisenbahn ist 1855 theilweise eröffnet worden. Bei der Santiago- und Tacna-Eisenbahn hat sich der Staat mit einer Million Dollars betheiligt. Auch für Straßen und Canäle sind bedeutende Summen bewilligt worden. Und so sucht die Republik Chile in der That nach diesen und nach jenen Richtungen der großen Schwester im Norden immerdar nachzueifern. Die Chilenen sind mit gutem Grunde stolz auf das Wachsthum und Gedeihen ihres Vaterlandes. Sie betrachten sich als den Vorkämpfer und den Hort der spanisch-amerikanischen Nationalität gegenüber der anmaßlichen nordamerikanischen Macht-Entwickelung. Wo immer die Yankees Fuß faßten, suchte Chile ihnen entgegenzutreten.

---

353. Das Stromgebiet des La Plata*).

(Vom Prof. Neumann, die süd-amerikanischen Republiken, im „Ausland“ 1856.)

Das Stromgebiet des Rio de la Plata nimmt den zweiten Rang ein auf Erden. Es ist nur um 18,000 geographische Geviert-Meilen kleiner als jenes des Amazon, und ungefähr um dieselbe Ausdehnung größer als das Mississippi-Gebiet. Die Ländermasse des Rio de la Plata ist aber die einzige, welche theils der heißen, theils der gemäßigten Zone angehört, so daß mittelst Dampfer der Austausch der verschiedensten Erzeugnisse auf Erden innerhalb einiger Tage erzielt werden könnte. Der Riesenstrom des Rio de la Plata wird durch die Vereinigung des Parana und Uruguay gebildet.

Der Uruguay entspringt in der brasilischen Provinz Santa Catharina am Fuße der Serra do mar, durchströmt in westlicher Hauptrichtung sieben Längengrade einen zur Zeit noch wenig gekannten, meist mit Urwald bedeckten Landstrich. Von der Einmündung des von Norden kommenden Rapiri mini bis zur Vereinigung mit dem brasilischen Grenzflusse Guaraim bildet er die Grenze zwischen Brasilien und der argentinischen Conföderation, und von da ab bis zu seiner Mündung die Grenze zwischen der letzteren und der Republik Banda Oriental del Uruguay. Die wasserreichsten Nebenflüsse strömen ihm von Osten zu, unter denen die größeren insgesammt schiffbar sind und fruchtbare herrliche Landschaften bewässern, in welchen mehr als 30 Millionen Menschen eine glückliche Existenz finden könnten, die aber jetzt noch beinahe völlig verödet daliegen.

Der Parana wird durch die Vereinigung der mächtigen Ströme Rio grande und Paranahyba gebildet. Der erstere entspringt (unter 22° S. Br.) in der brasilischen Provinz Minas geraes auf der Serra de Mantiqueira, nur 20 geogr. Meilen von der atlantischen Küste entfernt, durchströmt in westlicher Richtung ein ausgedehntes, überaus reiches Thal der Provinz Minas geraes, und den südlichen, beinahe ganz menschenleeren Theil der brasilischen Provinz Goyaz, und vereinigt sich nach einem Laufe von circa 150 geogr. Meilen, nachdem er eine große Zahl kleinerer und größerer Nebenflüsse auf der Grenze von Matto grosso aufgenommen, mit dem fast nicht minder bedeutenden Paranahyba-Strom. Dieser letztere hat seine Quellen in der Provinz Goyaz auf der Serra da Matta da Corda, nimmt zuerst einen westsüdwestlichen Lauf, dann, nachdem er den von Norden kommenden ansehnlichen Curumba aufgenommen, einen mehr südlichen Lauf auf der Grenze zwischen Goyaz und Matto grosso, und mischt seine Wassermasse unter 20° 22′ S. Br. mit dem Rio grande. Von dieser Vereinigung ab nimmt der majestätische Strom den Namen Parana an, den er bis zu seiner Einmündung in den La Plata beibehält. Nach einem Laufe von mehr als 180 geogr. Meilen

*) Auch abgedruckt in „Die Gegenwart“, Bd. XII. S. 347 ff.

durch ziemlich unbekannte Wildnisse Brasiliens, einerseits die Grenze zwischen Paraguay und Brasilien, andererseits zwischen Paraguay und der argentinischen Conföderation bildend, nimmt er den gewaltigen Paraguaystrom auf, wendet sich von hier ab in südlicher Richtung dem noch 130 geogr. Meilen entfernten Plata zu, allein der argentinischen Conföderation angehörend. Nur auf dieser letzteren Strecke ist er näher bekannt; aber selbst auf dieser, wo er die Hauptader des inneren Verkehrs bildet, hat sich in den dreihundert Jahren seit der Eroberung in seinem Ansehen wenig geändert. Es ist immer dieselbe Wassermasse, die sich ihr Bett gräbt bis zu Tiefen, die häufig das Senkblei kaum zu erreichen vermag, bald einen Spiegel bildend, auf welchem sich das Auge vergebens abmüht, die Ufer zu schauen, bald ihre Wogen in Engen aufthürmend, wo sie sich zwischen Inseln, die sich dem Laufe entgegen stellen, einen Weg bahnen muß. Zuweilen bespült der Strom seine Uferränder, die er auch wohl überflutet, und man glaubt sich dann in einem See zu befinden; bald stürzt er an dem Fuße eines steilen Ufers hin, dessen Rand hundert Fuß seinen Spiegel überragt und scheint in einen Abgrund zu fliehen. Dies ist der Parana von der Einmündung des Paraguay bis zum Rio de la Plata, in welchem er sich verliert.

Die Quellen des Paraguay liegen in dem reichen Diamantendistrict der brasilischen Provinz Matto grosso. In dem genannten reichen Becken haben eine Menge Nebenflüsse ihren Ursprung, der Preto, Vermelho, Seputuba, Cabacial und andere, durch deren Aufnahme der Paraguay sehr schnell zu einem ansehnlichen schiffbaren Strome anwächs't. Zwischen Ufern, die alle Reize einer tropischen Vegetation zeigen, wälzt der gewaltige Strom seine klaren Wassermassen immer weiter nach Süden, bis er dieselben bei Corrientes, nach einem Laufe von mehr als 200 geogr. Meilen, mit den trüben Wogen des Parana mischt.

Daß der Paraguay-Strom von seiner Mündung bis zum Jauru für Schiffe von 8 bis 10 Fuß Tiefgang ohne alle Hindernisse in allen Jahreszeiten befahrbar ist, darf nicht bezeifelt werden. In der neuesten Zeit sind See- und Dampfschiffe bis nach Asuncion gelangt, und einstimmig ist die Bewunderung des gewaltigen Stromes, welcher ruhig und langsam seine großen Wassermassen einherwälzt, dessen Tiefe überall sehr groß, ohne Klippen, ohne Strudel, und dessen Breite drei Mal größer als die der Seine bei Neuilly ist.

Alle die herrlichen, von jenen Strömen durchzogenen Gemarkungen, die zu Brasilien gehörigen nicht mitgerechnet, der argentinische Staatenbund und Buenos-Ayres, Paraguay und Uruguay, deren Geschichte manchmal unzertrennbar in einander fließt, weßhalb man sie auch gewöhnlich unter der Benennung La-Plata-Staaten zusammenfaßt, mögen einen Umfang von wenigstens 1,200,000 engl. Geviert-Meilen einnehmen, worauf kaum zwei Millionen Seelen wohnen, ein Bruchtheil mehr als zwei Personen auf der engl. Quadrat-Meile. Die weisesten Gesetze, die kräftigsten Mittel müssen wirkungslos sein unter Umständen, wo die Menschen so leicht ihren Aufenthalt wechseln können und für

ihre Bedürfnisse allenthalben gesorgt finden. Und ein verhältnißmäßig großer Theil dieser Bevölkerung lebt überdies in einigen Städten: Buenos-Ayres zählt 100,000, Cordova 16,000, Tucuman 10,000. Die übrige weitgestreckte Ländermasse ist zum Theil gar nicht, zum Theil äußerst spärlich bewohnt. Ortschaften, Pfarreien und Meierhöfe liegen vier bis acht, bei den mangelhaften Straßen mühsame Tagereisen von einander entfernt.

Eigenthümliche, durch die besonderen Natur- und Menschenverhältnisse hervorgerufene Erscheinungen, in den berühmten Pampas von Buenos-Ayres und in dem großen Chaco, sind die Estancias und Gauchos. Estancias oder Niederlassungen nannte ehemals der Spanier und nennt heutigen Tages der Süd-Amerikaner angebaute Feldmarken oder Meiereien, welche sich über 3—4 Meilen in der Runde erstrecken, mit einer großen Menge Vieh: Pferde und Ochsen, Schafe, Lamas und Alapacas. Man findet nicht selten Meiereien mit 30,000 Stück Thieren aller Art. In einem großen Hause, inmitten der Meierei, wohnt der Eigenthümer, umgeben von seinen zahlreichen Knechten, hier Gauchos oder Bauernvolk geheißen, und ihren Weibern. Genügen die Wohnungen im Meierhofe nicht, so werden den Gauchos in kleiner Entfernung hölzerne, mit Stroh bedeckte Hütten erbaut, Ranchos geheißen. Ihnen ist zur Ueberwachung der Arbeit und ihrer ganzen Aufführung ein Häuptling vorgesetzt, Majordomo, Hausmeier genannt. So mag es ungefähr in Deutschland ausgesehen haben zu den Zeiten der Karolinger. Aehnliche Zustände erzeugen ähnliche Einrichtungen. Ursprünglich wurden Gauchos schlecht beleumundete Mischlinge genannt, welche bewohnte Orte mieden und sich in einsame Gegenden zurückzogen. Später hat man die Benennung auf alle Landleute übertragen. Es wird jetzt die ganze, im Gegensatz zu dem städtischen Wesen, in einer Art Barbarei gedankenlos fortlebende Landesbevölkerung unter dieser Benennung Gauchos zusammengefaßt. Es ist das Bauernvolk unserer Sprache, mit derselben schimpflichen Nebenbedeutung. Die Gauchos gaben und geben den La-Plata-Staaten und in höherem Grade dem argentinischen Staatenbunde sein eigenthümliches Wesen. Mehrmals haben sie allein und auf lange Zeit die Schicksale jener Länder bestimmt; sie waren auch die Stütze der 20jährigen Zwingherrschaft des Don Juan Manuel de Rosas.

---

354. Die Pampas und die Gauchos.

(Nach Capit. Head, Reise durch die Pampas.)

Werfen wir nun einen Blick auf die Pampas überhaupt, welche im Osten der Cordilleren eine Breite von etwa 180 geographischen Meilen einnehmen und in drei Regionen zerfallen. Indem man Buenos-Ayres verläßt, sieht man die erste dieser Regionen etwa 36 Meilen hindurch mit Klee und Disteln bedeckt. Die zweite Region, welche sich

über 80 Meilen weit ausdehnt, bringt langes Gras hervor. Die dritte, die bis an den Fuß der Cordillera reicht, ist ein Wald von niedrigen Bäumen und Sträuchern. Diese behalten das ganze Jahr hindurch ihr grünes Ansehen, und auch die unermeßliche Grasfläche wandelt nur ihre Farbe von Grün zu Braun. Anders verhält es sich mit der ersten Region, welche in den vier Jahreszeiten auf die seltsamste Weise wechselt. Im Winter ist der Boden mit großen kriechenden Distelblättern bedeckt, der Klee erscheint in reichster Fülle. Im Frühling verschwindet dieser, und in weniger als einem Monat ist ein dicht verwachsener, vollblühender Distelwald von zehn bis zwölf Fuß Höhe aufgeschossen, so daß alle Aussicht dadurch versperrt wird. Noch ehe der Sommer indeß zu Ende geht, verlieren die Disteln ihren Saft und ihr Grün; ihre Köpfe hangen herab, die Blätter welken und schrumpfen zusammen, die Stämme werden schwarz und rasseln dann abgestorben bei dem leisesten Windhauch gegen einander, bis ein Sturm sie dem Boden gleich macht, wo sie sich schnell zersetzen und verschwinden. Darauf schießt der Klee wieder empor und die Ebene grünt wie zuvor. Das Klima ist im Sommer drückend heiß, im Winter so kalt, daß der Boden während der Nacht sich mit Reif bedeckt. In einigen Gegenden (so nördlich vom Flusse Colorado) wird man nicht wenig überrascht, die Ebene auch mitten im Sommer weiß erscheinen zu sehen, wie von einem mäßigen Schneegestöber, das der Wind in einzelne Haufen getrieben. Bei näherer Untersuchung überzeugt man sich jedoch, daß es nichts als Salz ist, welches sich wie Reif um Grashalme und andere Erhabenheiten des Bodens krystallirt hat. Die einzige Unregelmäßigkeit im Klima ist der Pampero oder Südwestwind, der durch die kalte Luft der Anden erzeugt wird und über diese unermeßlichen Flächen mit einer furchtbaren Schnelligkeit und fast unwiderstehlichen Heftigkeit weht. Aber dieser rasche Umlauf der Atmosphäre bringt gesundes und angenehmes Wetter. In der Wald- und Gras-Region ist die Luft ausnehmend trocken; es fällt selbst nicht einmal Thau zur Nacht, der dagegen in der Distel- und Klee-Region sehr stark ist. Doch scheint diese Feuchtigkeit nicht ungesund zu sein, denn die Gauchos und selbst Reisende schlafen auf der Erde, ohne sich über Rheumatismus zu beklagen oder Kälte zu empfinden. Die Gauchos oder Landbewohner, welche diese Ebenen sparsam bevölkern, leben in großen Entfernungen von einander. Ihre Hütten sind aus Lehm erbaut und mit langem gelbem Gras bedeckt. Der Corral oder Viehhof liegt 100 bis 200 Fuß von der Hütte ab. Es ist ein von starken Pfählen umschlossener Kreis, der gegen 60 Fuß im Durchmesser hat. Auf den Pfählen sitzen oft Geier und Habichte, und der Boden um den Corral ist mit Knochen, Pferdegerippen, Ochsenhörnern &c. bedeckt. Die Hütte umfaßt in einem einzigen Raum die ganze Familie. Im Sommer schläft diese über Nacht, um der Plage des vielen Ungeziefers zu entgehen, draußen vor der aus einem Ochsenfell gefertigten Thür unter der mit Sternen gestickten Himmelsdecke. Im Winter schlafen alle in der Hütte. Des Abends

wird diese durch eine schwach mit Ochsenfett unterhaltene Lampe erleuchtet und durch ein Feuer von Holzkohlen erwärmt. Der Gaucho sitzt dann auf dem Gerippe eines Pferdekopfes und seine Familienglieder auf ähnlichen Sesseln um einen großen eisernen Spieß, an welchem das Ochsenfleisch geröstet wird, von dem Jeder sich mit seinem langen Messer große Bissen abschneidet. An den Wänden hangen an Knochen zwei bis drei Zäume und Sporen, verschiedene Lasso's und Bola's. Außer den nackten kleineren Kindern nehmen Hunde und Hühner die Winkel ein. Der Gaucho lebt ohne Früchte und Gemüse und Brot. Von Vieh umgeben, hat er doch oft keine Milch, da er sich nicht darum mühet, auch macht er keinen Käse, und so bleibt ihm kaum eine andere Nahrung als Rindfleisch und Wasser. Im Lustgefühl des freien Umherschweifens verachtet er die Annehmlichkeiten des geselligen Lebens; nichts aber kann ihm den Mangel eines Pferdes ersetzen. Gegen Fremde benimmt er sich unabänderlich gefällig, höflich und gastfreundlich. Außerdem zeigt er sich bescheiden, und doch auch aufgeweckt und keck. Das immerwährende Tragen des Messers ist die Hauptursache, daß oft in ganz unbedeutenden Streitigkeiten viel Blut vergossen wird und Menschenleben verloren gehen. Im Kampf sucht Jeder das Gesicht seines Gegners zu zeichnen, indem er nach der Nase oder den Augen haut; man sieht oft tiefe und breite Narben. Räubereien sind eine natürliche Folge der allgemeinen Spiel- und Trinksucht, so wie der Faulheit. Policei und Gerechtigkeit sind machtlos, und der Reisende hat keinen Schutz außer der Feuerwaffe. Die Religion beschränkt sich auf das Einfachste. In fast allen Hütten hängt ein kleines Heiligenbild, und die Gauchos tragen zuweilen ein Kreuzlein um den Nacken. Behufs der Taufe ihrer Kinder bringen sie dieselben zu Pferde nach der nächsten Kirche; eben so werden die Todten nach geweihter Erde gebracht. Ist ein Heiraths-Contract abgeschlossen, so nimmt der junge Gaucho seine Braut hinter sich auf's Pferd und reitet mit derselben zur Trauung nach der nächsten Kirche, die vielleicht erst im Verlauf einiger Tage erreicht wird.

355. Paraguay.

(Nach G. S. Kerst in Gumprecht's Zeitschrift für allgemeine Erdkunde.)

Eines der großen Ländergebiete unserer Erde, dem unzweifelhaft das Loos zu Theil werden wird, eine gewaltige Bevölkerung europäischen Stammes auf seiner Oberfläche zu ernähren, ist dasjenige, welches vom La-Plata-Strom und seinen mächtigen Zuflüssen bewässert wird, aber noch gehört dasselbe zu den unbekanntesten, den wissenschaftlichen Forschungen am unzugänglichsten gewesenen Regionen. Eine neue Aera des Gedeihens beginnt für diese unermeßlichen Landstriche seit dem Fall des Dictators Rosas durch die neu eröffnete und durch Verträge festgestellte

Freiheit der Schifffahrt auf den gewaltigen Zuströmen des La Plata. Nichts hindert fortan den europäischen Unternehmungsgeist, auf den Riesenströmen des centralen Süd-Amerika's ein Leben zu verbreiten, das an Reichthum und Mannichfaltigkeit bei Weitem das übertreffen kann, welches sich auf dem Mississippi seit einem Menschenalter entfaltet hat, da die Schätze aus allen Naturreichen unendlich reicher und mannichfacher sind, als in den vom Mississippi, Missouri und den großen Zugängen dieser Ströme bewässerten nord-amerikanischen Landschaften. Unter allen Ländern im Bereich des La Plata und seiner Zugänge ist für den Forscher aber wiederum keins anziehender, als die Republik Paraguay, deren Existenz erst jetzt anfängt, bekannter zu werden, nachdem sie bekanntlich bis zum Tode ihres Dictators, des Dr. Francia, am 23. Sept. 1840, allen Fremden hermetisch verschlossen gewesen war. Ihr Reichthum an natürlichen Producten, ihre Lage, durch die sie zum Stapelplatz für einen unermeßlich ausgedehnten Theil des Inneren von Süd-Amerika prädestinirt ist, ihre geheimnißvolle und originelle Geschichte, und die Bedeutung, welche sie einst für Europa unausbleiblich erhalten wird, sind werth, nach allen Richtungen hin aufgeklärt zu werden.

Die Zahl der Naturproducte ist ungemein groß, doch gilt dies vorzugsweise von dem Pflanzenreich, da das Mineralreich im Gegentheil sogar dürftig ausgestattet ist. Bei der ganz außerordentlichen Holzarmuth der ungeheuern, im Süden an den Paraguay anstoßenden Ebenen, der Pampas der Banda Oriental, Entre Rios, Corrientes und der argentinischen Republik, die ein vollkommenes Seitenstück zu den end- und völlig baumlosen Prairieen am Mississippi und Missouri sind, könnten die vorhandenen Waldungen hier allerdings einen ganz anderen Werth haben, als in den tropischen Theilen des Continents, wo dergleichen ein fast endloses Ganzes bilden. So bedecken fast ununterbrochene Wälder voll der kolossalsten Bäume, die genügen würden, Tausende von Dampfschiffen zu bauen, fände sich erst das Bedürfniß dazu vor, den östlichen und nördlichen Theil Paraguay's. Doch nicht allein die Größe der Bäume und die Ausdehnung der Wälder, sondern auch die mannichfaltigen Eigenthümlichkeiten und die innere Güte, wodurch sich das hiesige Holz vor dem durch die Vereinigten Staaten Nord-Amerika's, Brasiliens und Rußlands in den Handel gebrachten auszeichnet, verleihen den Wäldern ihren besonderen Werth. Wenigstens 60 Hölzer von jeder Art und Farbe und jedem Grade der Elasticität und Dauerhaftigkeit, die als Bau- und Nutzhölzer und zu den feinsten Tischlerarbeiten tauglich sind, hat man bereits kennen gelernt. Einige Hölzer sind so hart, daß sie eiserne Werkzeuge abnutzen, und überaus dauerhaft, wie das rothe, unverwüstliche, nur grün zu verarbeitende, zu Balken aber sehr taugliche des Urundey-pita, oder wie das des Seibo, welches im frischen Zustande zwar weich und schwammig wie Kork ist und sich wie ein Apfel schneiden läßt, getrocknet aber so hart wird, daß Stahl es nicht angreift; andere Hölzer sind so schwer, daß

sie im Wasser untersinken und äußerst schwierig im gewöhnlichen Feuer brennen, bei intensivem Luftzuge jedoch so starke Hitze geben, daß diese fast der der Steinkohle gleichkommt. Bemerkenswerth ist ferner der sogenannte Milchbaum, den man eine vegetabilische Kuh nennen könnte (wahrscheinlich eine Euphorbiacee), der Schlangenbaum, dessen Blätter als untrügliches Mittel gegen den Biß giftiger Schlangen gelten, endlich der sogenannte Trinkerbaum, welcher ein eigenthümliches Destillations-Product gewährt. Besonders häufig sind gummi- und harzreiche Bäume. Nützliche Fruchtbäume fehlen eben so wenig in Paraguay's Wäldern. Dazu gehört der Ybaro mit zahlreichen fleischigen, apfelartigen Früchten, ferner der große Wälder bildende Curiys, eine Conifere von der Größe der nordischen Nadelhölzer, mit zapfenartigen, kopfgroßen Früchten, welche eßbare Kerne, gleich der Pinie, von der Dicke eines Fingers haben; die Indianer essen die Kerne geröstet viel, da sie dann so gut und noch besser als Kastanien schmecken, und reiben sie zu Mehl, woraus Kuchen angefertigt werden. So erscheint es völlig richtig, daß die hiesigen Wälder freiwillig alles liefern, was zum Nutzen, zur Behaglichkeit und zum Prunk erforderlich ist, von dem schönen Baumwollenbaum an, der dem Menschen die Kleidung gibt, bis zu den Farben, die seinen Sinnen schmeicheln, von den Hölzern, welche zum Schiffs- und Häuserbau dienen oder seine Möbel zieren, bis zu den Kräutern, welche seine Krankheiten heilen, oder bis zu den Harzen, die seine Geruchsnerven erfreuen. Unter den interessanteren, wildwachsenden strauch- und krautartigen Pflanzen finden sich namentlich viele Medicinal-, Farbe- und Fruchtpflanzen. Bei den rohrartigen Gewächsen zeichnen sich unter den sieben Bambusarten einige durch ungeheure Größe aus, indem sie die höchsten Bäume überragen, oder so dick und fest sind, daß die einheimische Bevölkerung sich ihrer im verflossenen Jahrhunderte als Kanonen im Kampfe gegen eine spanische und portugiesische Militärmacht bedienen konnte.

Die Bevölkerung nennt sich selbst Paraguayos und besteht theils aus Abkömmlingen eingewanderter Spanier, theils aus reinen Ureinwohnern, größtentheils aber sind es Mischlinge, sogenannte Pardos, aus der Verbindung beider Racen, oder auch dieser wieder mit Negern. Die Mischungen sind so mannichfach, daß Blumenbach selbst bei der Aufgabe, dieselben zu entwirren, in Verlegenheit gekommen sein würde, und doch hatten hier die höheren Klassen stets mehr Rücksicht auf die Erhaltung der Reinheit ihres Familienblutes genommen, als sonst in dem spanischen und portugiesischen Amerika der Fall war. Im Ganzen sind die Paraguayos ein sanfter, verträglicher, geduldiger, verständiger Menschenschlag, dessen männlicher Theil leicht zu vereinigen, zu bewaffnen, in Disciplin zu erhalten und dahin zu führen ist, wohin man ihn haben will. Zugleich sind dieselben ernst, fest, beständig, phlegmatisch, beharrlich zäh in ihren Vorsätzen, einsylbig, kalt, und besitzen statt des stürmischen, verwegenen und fieberhaften Muthes, der Gefahren herausfordert und aufsucht, eine ruhige Tapferkeit, welche

Gefahren und Tod kaltblütig nahen sieht. Schon die ernsten, kalten Gesichter geben den äußeren Ausdruck für den Charakter der Paraguayos. Die Neigung zieht den Paraguayo sehr zum militärischen Leben, und als Soldat erträgt er mit Resignation die Mühseligkeiten und Anstrengungen des Krieges. Wird er in seinen hartnäckig festgehaltenen Vorsätzen gehemmt, so stirbt er eher, als daß er davon zurückweicht. Ueber die jetzigen Zustände der wenigen uncivilisirten Indianer ist gar nichts Bestimmtes bekannt. Als die ersten Spanier in diese Gegenden kamen, waren die Indianer nicht Hirten, da sie noch keine Hausthiere besaßen, sondern sie lebten in kleinen, bestimmten Localitäten in großer Noth von Jagd, Fischfang und Ackerbau. Eßbare Früchte von spontanen Gewächsen hatten sie ebenfalls wenig. So fest hingen dieselben an ihren Sitten, Gewohnheiten und ihrer Kleidung, daß drei Jahrhunderte nicht zureichten, wesentliche Aenderungen darin hervorzubringen, selbst wenn die Indianer in der Hauptstadt des Landes geboren waren und 50 Jahre mit den Spaniern gelebt hatten. Der verbreitetste und zahlreichste Theil derselben waren einst und sind wohl noch die Guaranis, die sich zur Zeit der Ankunft der Europäer in diesen Gegenden von der Küste des Meeres bis zum Paraguay in ostwestlicher Richtung erstreckten und andererseits fast vom 29. und 30. Grade südl. Breite durch den größten Theil Brasiliens bis Guiyana reichten, jedoch nicht als compacte Masse den Paraguay überschritten. Trotz dieser enormen Ausdehnung waren die Guaranis die unkriegerischsten Indianer, die sich sofort von den Europäern unterjochen ließen, während es diesen nicht gelang, die übrigen nach und nach so sehr reducirten Indianerstämme zu unterwerfen. Wegen der großen Verbreitung dieses Volkes hat sich auch dessen Sprache, wie erwähnt, als herrschende der Bevölkerung nicht allein in Paraguay, sondern auch in dem größten Theile des erwähnten großen Landstrichs erhalten.

Neuere Fortschritte. Durch die neue Ordnung der Verhältnisse Paraguay's seit Francia's im Jahre 1840 erfolgten Tode zeigt sich jetzt bereits ein sehr wesentlicher Fortschritt fast in allen Dingen. Straßen werden nach geraden Linien in jeder Richtung und in einer Breite von 200 Vara's durch das ganze Land gebaut, womit indessen schon Francia den Anfang gemacht hatte; man beginnt Brücken über Bäche und kleine Flüsse, so wie Fähren über größere Flüsse zu legen. Auch die Erbauung neuer Städte und fester Ortschaften wurde nicht vernachlässigt. So gründete man eine Stadt San Salvador in Ober-Paraguay nebst mehreren Forts auf dem linken Ufer des letzten Flusses nahe einer Linie älterer Forts, und schützte dadurch, wie durch das ältere Fort S. Carlos, die nördlichsten Grenzen des Landes und den Anbau der fetten und fruchtbaren Ländereien vor den Einfällen der wilden Horden von Matto grosso her in die nördlichen Factoreien. Der bolivische Congreß eröffnete nicht allein alle schiffbaren, mit dem La-Plata- oder Amazonenstrom in Verbindung stehenden Flüsse dem Welthandel, sondern decretirte auch, daß der erste Dampfer, welcher in

einen der bolivischen Flüsse einlaufen würde, eine Belohnung von tausend Dollars erhalten solle. Schon rüsten sich die Nord-Amerikaner, die Ersten auf dieser Wasserstraße zu sein und den Preis zu erringen. Die Eröffnung der Flußschifffahrt im centralen Süd-Amerika scheint ein Moment von nicht geringerer Wichtigkeit zu werden, als es einst die Entdeckung des Seeweges um das Cap der guten Hoffnung war.

356. Der Amazonenstrom.

(Nach J. B. v. Spix und C. Fr. Phil. v. Martius, Reise in Brasilien in den Jahren 1817—20, mit einer Einleitung von C. Ritter aus Gumprecht's Zeitschrift.)

Der Amazonenstrom, unter den Riesenströmen des Erdballs der erste, durchströmt in seinem gekrümmten Laufe von 700 bis 800 deutschen Längenmeilen fast die ganze größte Breite Süd-Amerika's, von der Südseeküste in West, wo sein Quellsee, der Lauricocha, im Norden von Lima, kaum 10 geogr. Meilen fern von der Küste, auf den hohen Küsten-Cordilleren entspringt, einem Süßwassermeere gleich, bis zu seiner Mündung bei Para in den äthiopisch-atlantischen Ocean, am östlichen brasilischen Gestade!

Er würde in der alten Welt nicht nur ganz Europa von West nach Ost durchziehen, sondern erst im kaspischen und Aralsee sein Ende finden, nachdem er fast die dreifache Länge der Donau erreicht und ein zwanzig Mal größeres Stromgebiet, als der Rhein, bewässert hat, d. h. eines von 88,000 deutschen Quadrat-Meilen, welches weit über die Hälfte von ganz Europa einnimmt, und von einem Dutzend südlicher, wie fast eben so viel nördlicher, dem Rhein ebenbürtiger kolossaler Zuflüsse bis zu seiner mächtigen centralen Wasserader bereichert wird.

Noch liegt diese hydrographische Riesengestalt, fast ungebändigt von der Herrschaft der Menschen, durch die am reichsten ausgestattete Mitte der süd-amerikanischen Tropenwelt ausgestreckt, größtentheils gänzlich unbekannt, unerforscht, gleich dem Innern Afrika's, und darum noch nicht zu einem lebendigen Gliede in die tausendringige Kette des Weltverkehrs auf dem Erdenrund eingereihet! Durch das auf unseren Karten gegebene Bild darf man sich nicht über die scheinbare Sicherstellung seiner Stromläufe täuschen lassen!

Seit ein paar Jahrhunderten zwar angestaunt in einzelnen seiner hier und da betretenen, durch ihre Naturwunder bezaubernden Stätten, aber seinem großartigen Systeme, seinem Zusammenhange und seinem inneren Reichthume nach fast unbeachtet geblieben, fängt dieses erst gegenwärtig an, nachdem seine Umgebungen neu belebt und mehr und mehr aus einem schlummernden Dunkel hervorgetreten sind, die Aufmerksamkeit der Weltpolitik auf sich zu ziehen, wie denn eine Gegend der Erde nur nach der anderen zu einem solchen Ziele heranreift.

Und daß ihm eine besonders große Zukunft in dem Entwickelungs-

gange der Erdenvölker vorbehalten geblieben, liegt schon heute unverhüllt vor Augen!

Wohl kann man sagen, der Amazonenstrom sei ein Sohn aller Klimate. Seine Gewässer kommen zum Theil aus Eis- und Schneegipfeln herab, deren mittlere Temperatur sich nur wenig über den Nullpunkt erhebt, zum Theil werden sie in den qualmenden Wäldern niedergeschlagen, welche, unaufhörlich den Wirkungen einer Aequatorialsonne ausgesetzt, eine mittlere Wärme von 24° R. und mehr genießen. Hier sind es kühle Bergwässer, die, ein Wohnort von Forellenarten, eiligen Laufes über Felswände, arbeitende Vulkane und Alpenmatten herabkommen, dort träges warmes Sumpfgewässer, worin der Kaiman oder die Riesenschlange wohnen; hier trübt sie der Schlich von den Gold- und Diamantenwäschereien Brasiliens, dort von den Silberwerken von Potosi und Guancabelica. Aus diesen Quellen und Strömen trinken alle Bewohner Peru's, diesseits der östlichen Cordillera, die Bewohner des nördlichen Matto grosso, von Goyaz, Rio Negro und Para: etwa zwei Millionen Menschen, statt deren aber, wäre die ganze Area bebauet, wohl zweihundert Millionen Raum und Nahrung finden würden.

Bergsysteme mangeln innerhalb dieses großen Stromgebietes durchaus. Hohe Berge liegen nur an der Grenze des Gebietes, und selbst die mächtigsten secundären Becken sind nur durch niedrige Bergrücken oder Hochebenen von einander getrennt. Vorzugsweise gilt dies von den parallel von Süden nach Norden gerichteten partiellen Becken, und zwar um so mehr, je weiter sie gen Westen zu liegen. Nur der Guallaga und der Marannon sind durch eine Sandsteinkette, die Cordillera de Chachapoyas, getrennt, welche der letztere durchbricht, wenn er, sich ostwärts wendend, die berühmten Pongos zwischen Tomependa und Manseriche durcheilet. Auf der nördlichen Seite sind die westlichen Beiflüsse (Morona, Pastaza, Tigre und Napo), wenigstens in ihrem oberen Gebiete, durch steile Berggehänge getrennt, aber im unteren Theile werden sie wohl, eben so wie die östlicheren Flüsse, nur durch seichte Abhänge geschieden.

In dem untersten Stromgebiete, d. h. demjenigen Theile, welcher von den Brasilianern vorzugsweise Rio das Amazonas genannt wird, von seiner Mündung bis an die Vereinigung mit dem Madeira, treten die Ufer während des Hochwassers nur wenige Schuh über den Wasserspiegel hervor. Beständig von den Fluten bearbeitet, wechseln sie ihre Form, und die Vegetation kann auf ihnen um so weniger festen Fuß gewinnen, als das Hochwasser, da wo sich das Terrain senkt, tief austritt und das Land oft auf mehrere Stunden Ausdehnung überflutet. Im Allgemeinen ist das nördliche Ufer höher, als das südliche, ein Verhältniß, welches im untersten Theile des Rio Negro gerade umgekehrt erscheint, der durch die Widerlager auf der Südseite von einer Verbindung mit dem Hauptstrome weiter gen Westen verhindert wird. Oberhalb der Verbindung des Rio Negro mit dem Amazonas, in dem sogenannten Solimoës der Brasilianer, ist im Durchschnitt das südliche

Ufer etwas höher, als das nördliche, und die Zunahme der Hochwasser, welche um so schneller und plötzlicher eintritt, je mehr man nach Westen fortschreitet, hat einen um so gewaltigeren Einfluß auf ihre Gestaltung. Häufig erscheinen sie vom Wellendrange zu senkrechtsteilen Kegeln oder Wänden abgerissen und drohen durch Einsturz den vorübergehenden Fahrzeugen den Untergang. Der fast unglaubliche Wasserreichthum des Stromes, welcher einen so entschiedenen Einfluß auf die Gestaltung der Ufer äußern muß, hängt insbesondere auch mit der Menge kleinerer und größerer Seen längs der Ufer zusammen. Diese Uferseen sind eine eigenthümliche und charakteristische Bildung des hiesigen Terrains. Zwar mag das während der Ueberschwemmung ausgetretene Wasser theilweise zu der Bildung und Erhaltung der Teiche und Seen beitragen, aber die Hauptursache derselben ist ohne Zweifel in dem überschwenglichen Quellenreichthume zu suchen, die, nah und fern vom Strom aus dem Boden ausbrechend, sich je nach der Oertlichkeit zu solchen stehenden Wasserbecken ausbreiten, oder als Bäche und Flüsse dem Hauptrecipienten zufließen. Die Mehrzahl dieser Seen steht mit diesem oder mit dessen Confluenten durch Canäle in Verbindung, die selbst allmähliges Erzeugniß gegenseitiger Ueberflutungen sein mögen. Die Niedrigkeit der Ufer gestattet auch die häufigen Verbindungen zwischen den Nebenflüssen des Amazonas oberhalb ihrer Mündungen, wodurch das ganze Land in mancherlei Richtungen, gleich Holland, von Canälen durchschnitten erscheint.

Die Breite des Stromes erscheint dem Augenmaße wegen der Niedrigkeit der Ufer gemeiniglich geringer, als sie wirklich ist. Messungen anzustellen, ist oft durch den Zustand der Ufer erschwert, an denen selten eine entsprechende Grundlinie gemessen werden kann, da sie bald steil abgerissen und unwegsam, bald bewaldet oder ohne die nöthige freie Aussicht auf den Strom sind. Ich glaube nicht, daß ich den Strom in der ganzen von mir bereis'ten Ausdehnung öfter als vier- oder fünfmal ohne Inseln gesehen habe. Zwischen Ega und der Vereinigung mit dem Rio Negro rechnet man gewöhnlich eine Legoa Wegs von einem Ufer zum anderen, und der Hauptcanal (Mai do Rio) mag selten weniger als 800, gemeiniglich 900 bis 1000 Klafter Breite haben. Schon hier ist die Ansicht des Stromes wahrhaft majestätisch, obgleich die Landschaft niedrig und einförmig ist. Diese Verhältnisse wachsen weiter stromabwärts nach der Vereinigung des Negro und des Madeira. In der Strömung von Jatauarana, wo die Gewässer mit höherem Wellenschlage an dem steileren Ufer vorüberziehen, dürfte die Breite eine volle Lieue betragen, und in gleichem Verhältnisse nimmt die Ausdehnung gegen Osten hin zu.

Unzählig sind die Inseln, welche zwischen dem Süßwassermeer des Amazonas zerstreut liegen. Sie sind niedrig, eben, ohne Felsen und Riffe, während des niedrigen Wasserstandes in Sandbänke auslaufend, welche durch das Hochwasser überflutet werden, in der Mitte von einer eigenthümlichen buschigen Vegetation und den weißstämmigen Ambauvas

bedeckt, und nur selten sumpfig. Mehrere von ihnen haben eine deutsche Meile Länge, bei verhältnißmäßiger Breite. Marajo allein, worauf 10,500 Menschen wohnen, übertrifft die Schweiz an Flächen-Inhalt. Die Tiefe des Stromes kann nur annähernd angegeben werden.

Auch der Amazonas hat, wie der Nil, jährlich sein Steigen, seine befruchtende Ueberschwemmung und sein Fallen; und es ist natürlich, daß der wasserreichste Strom der Erde auch eine gewaltige Periodicität darstellen müsse. Uebrigens ist gerade die ungeheuere Ausdehnung seines Stromgebietes, vermöge welcher er fast in jedem Monate des Jahres, bald südlich, bald nördlich vom Aequator her, Hochwasser eines Confluenten empfangen muß, die Ursache, daß die Maxima und Minima seines Wasserstandes nicht so weit von einander unterschieden sind, als es der Fall sein würde, wenn er bloß von der einen Erdhälfte Zuflüsse erhielte. Die Zuflüsse nördlich vom Aequator haben keinen so entschiedenen Einfluß auf das Steigen des Amazonas, als die aus Süden herkommenden. Von allen diesen letzteren Zuflüssen bedingt der Madeira am entschiedensten das Steigen und Fallen des Hauptrecipienten, ja, seine Periodicität fällt eigentlich mit der des letzteren zusammen. Die anderen südlichen Zuflüsse, welche, eben so wie der Rio de S. Francisco, im November zu schwellen anfangen, füllen sich schneller als der Madeira, weil ihre Ufer großentheils von Bergen eingeschlossen sind. Die Anwohner des Amazonas zwischen der Barra do Rio Negro und Gurupa behaupten, daß das Steigen 120 Tage dauere, und daß gewöhnlich das dritte Jahr eine starke Ueberflutung und damit erhöhte Fruchtbarkeit der Cacaobäume bringe. Sie nennen es das Anno de Safra (Aerntejahr). Die Höhe, zu welcher sich das Hochwasser erhebt, ist nach Oertlichkeiten verschieden. Im Rio Negro steigt es selten über 30 Fuß, im Madeira bis jenseits der Katarakten auf 38, im Solimoês (dem mittlern Laufe) und von da gegen Osten auf 40; doch habe ich an manchen Stellen die Bäume selbst bis zu 50 Fuß Höhe über den niedrigen Stromstand mit Schlamm überzogen gesehen, der von den Ueberschwemmungen zurückgeblieben war.

Das Steigen und Fallen der Gewässer ist ein großes Naturdrama, worin auch das Pflanzen- und Thierreich handelnd auftreten. Sobald der Strom in gewisser Höhe über die sandigen Inseln hinflutet und Schilf und Gräser bedeckt, welche so dicht, als wären sie gesät, einen hellgrünen Saum um dieselben bilden, so verlassen die Wasservögel diese Orte, sammeln sich in großen Schwärmen und ziehen landeinwärts oder dem Orinoco zu. Oede und schweigsam wird die Gegend, die vorher vom Geschreie der Kibitze und Möven ertönte, und Fische, sich der erweiterten Grenzen erfreuend, spielen da, wo früher die Krokodile ruhten, Capivaras (Wasserschweine) und Tapire ihre Nahrung suchten. Schneller und stürmisch tritt endlich das Hochwasser über die unteren Ufergrenzen in die den Ueberschwemmungen unterworfenen Theile des Festlandes; die Bäume erzittern unter dem Drange der Flut, Verwüstung und Untergang schreiten mit dem Gewässer landeinwärts; scheu

flüchten die Thiere auf das höhere Continent, nur einzelne Vögel, wie der fasanartige Zigeuner, der die niedrigen Gebüsche bewohnt, und die krächzenden Araras, auf den höchsten Bäumen horstend, verlassen ihre Wohnorte nicht. Inzwischen belebt das Gewässer die Nahrungssäfte der Pflanzen, und aus dem strotzenden Laube brechen tausend Kelche hervor; während das schlammige Wasser um die Stämme spielt, überziehen sich die Kronen mit einem Schmelze der buntesten Blumen, und der ganze Ygapowald wird zu einem geschmückten Wassergarten. Fische durchschwärmen jetzt diese beschatteten Gewässer und viele entledigen sich hier in den tiefsten Gräben der Last ihrer Eier, aus denen die Brut vor Beendigung der Ueberschwemmung in den Hauptstrom zurückkehrt. Auch die Krokodile und die Flußschildkröten haben sich in dieser Zeit aus den Tiefen in die trüberen Gewässer des Ygapo (des Festlandes) gezogen, wo sie die Begattung vornehmen; die ersteren häufen ihre Eier zwischen Moder und Uferschlamm an der Grenze der Ueberschwemmung auf; die Schildkröten ziehen sich aus dem fließenden Wasser in die Teiche und Seen, von wo aus sie in den Strom zurückkehren, sobald die Sandinseln wieder entblößt worden. Auf der äußersten Höhe bleibt die Ueberschwemmung im Ygapo nur wenige Tage stehen, die Wasser beginnen dann durch die Vertiefungen des Terrains wieder abzulaufen, und vier bis sechs Wochen nach dem höchsten Wasserstande treten die nun mit Schlamm überzogenen Waldflächen wieder aus der Flut hervor; Gras und Unterholz sproßt üppig nach, und die Thiere, aus höheren Gegenden wiederkehrend, nehmen ihre alten Wohnsitze wieder ein.

Während der trockenen Jahreszeit, d. h. von Juni bis October, weht ein kühlender Ostwind dem Strome entlang täglich wenigstens in den frühsten Morgenstunden, und am Abende reinigen heftige Donnerwetter und Platzregen die Luft. Die Nächte sind niemals so kalt, daß die Temperatur-Veränderung die erhöhte Empfänglichkeit der Haut unangenehm afficiren könnte, wohl aber schadet der nächtliche Thau und der Nebel, denen sich zu entziehen allgemeine Regel für jeden Reisenden sein muß. Die nächtlichen Nebel sind vorzüglich an den Seeküsten, wo sie schon manchen Schiffbruch veranlaßt haben, und landeinwärts bis gegen die Stromenge von Obydos hin häufig; je weiter man aber von da im Innern des Landes nach Westen reiset, um so entschiedener gestaltet sich das Klima zu einem Continentalklima. Die von dem milden Scheine des tropischen Mondes zauberhaft erhellten Nächte werden heiterer und klarer, und die Atmosphäre verliert von ihrer qualmenden Feuchtigkeit. Die schlimmste Plage für die Reisenden bleiben daher jene dichten Schwärme von Stechfliegen, von deren furchtbarer Pein man in Europa wohl schwerlich eine richtige Vorstellung haben mag. Zwar scheinen die Winde einen Einfluß auf den Zug dieser kleinen Harpyen zu haben, jedoch dürfte das Land von ihnen nur durch vermehrte Bevölkerung und Abnahme der Sumpfufer befreit werden können. Bei dieser regelmäßigen Salubrität des Klima's, bei den Na-

turverhältnissen, welche die Schifffahrt auf dem größten der Ströme begünstigen, bei dem reichen Wechsel von Anschauungen und Erfahrungen, die sich hier gewinnen lassen, ist es zu verwundern, daß nur so wenige Reisen auf dem Amazonas ausgeführt worden sind. Der außerordentliche Fischreichthum des Stromes gewährt der Mannschaft überall frische und gesunde Nahrung (die Fische dieses Stromes sollen vor allen benachbarten wohlschmeckend und gesund sein), und da bevölkerte Ansiedlungen nicht fehlen, so kann der Reisende in einem zweckmäßigen, d. i. sicher gebauten, nicht zu schweren und gehörig verproviantirten Fahrzeuge eine Reise durch wenig bekannte, noch gleichsam im Urzustande befindliche Gegenden mit der Sicherheit und Annehmlichkeit einer europäischen Wasserfahrt machen. Ein Strom, der von keinen Fällen unterbrochen, mäßige Geschwindigkeit und große Tiefe verbindet, dessen waldige Ufer überall Holz und Kohlen liefern, und der durch zahlreiche Beiflüsse, so groß als die mächtigsten Ströme Europa's, sich fast durch zwei Drittheile des südamerikanischen Festlandes ausbreitet, scheint der Dampfschifffahrt ein weites und glänzendes Feld zu eröffnen. Allerdings hat sie gegenwärtig mit vielen feindlichen Elementen zu kämpfen, unter denen der Mangel an Bevölkerung und an Handels-Erzeugnissen im Innern und der Mangel an Capitalien in der Hauptstadt des Landes obenan stehen. Welche glänzenden Aussichten eröffnen sich aber, wenn einmal die Ufer des majestätischen Stromes mit volkreichen Städten besetzt sind, wenn die westlichen Länder die Naturgrenzen der Andes bezwungen haben, und Heerstraßen, von der Hauptstadt Peru's an den Marannon geführt, das stille Meer mit dem atlantischen Ocean verknüpfen, wenn die jetzt einsam melancholischen Wälder am Cassiquiari vom Rufe der Schiffer wiederhallen, welche aus dem Orinoco in den Amazonas hinabfahren, wenn die Katarakten des Madeira fahrbar gemacht, die Wasserscheiden von Aguapehy und Camapuao durchstochen sind, und wenn dieselben Segel auf den Fluten des stillen Rio Negro, des majestätischen Amazonas und weit nach Süden auf dem lebensreichen La Plata sich friedlich entfalten! Gerne verweilt der Blick des Menschenfreundes auf diesem Bilde einer schönen Zukunft, wenn Civilisation und Natur aus dem reichsten Lande der Welt geschaffen haben, wozu es alle Bedingungen in sich trägt: ein Vaterland glücklicher Menschengeschlechter, bei denen Thätigkeit und Genuß sich gegenseitig belohnen.

357. Die Urwälder Brasiliens.

(Nach J. B. v. Spix und C. Fr. Phil. v. Martius, Reise in Brasilien in den Jahren 1817—1820.)

Die Urwälder, welche als Zeugen der schöpferischen Kraft des neuen Continentes in ursprünglicher Wildheit und noch unentweiht durch mensch-

liche Einwirkung dastehen, nennt man in Brasilien jungfräuliche Wälder (Mato-Virgem). In ihnen weht den Wanderer europäische Kühle an, und zugleich tritt ihm das Bild der üppigsten Fülle entgegen; eine ewig junge Vegetation treibt die Bäume zu majestätischer Größe empor, und noch nicht zufrieden mit diesen riesenhaften uralten Denkmälern, ruft die Natur auf jedem Stamme eine neue Schöpfung von vielen grünenden und blühenden Parasiten hervor. Statt jener einförmigen Armuth an Arten in europäischen, besonders in nördlichen Wäldern, entfaltet sich hier eine unübersehbare Mannichfaltigkeit der Bildungen in Stämmen, Blättern und Blüthen. Fast ein jeder dieser Fürsten des Waldes, welche hier neben einander stehen, unterscheidet sich in dem Gesammtausdrucke von seinem Nachbarn. Während die Wollbäume, zum Theil mit mächtigen Stacheln bewaffnet, nur in beträchtlicher Höhe weithin ihre dicken Aeste verbreiten und ihre gefingerten Blätter zu leichten, beweglichen Massen gruppiren, treiben die mächtig wuchernden Lecythen und der brasilianische Spreubaum schon aus geringerer Höhe viele dicht mit Blättern bedeckte Aeste aus, die sich zu einem rund belaubten Gewölbe vereinigen. Die Jacaranda zieht das Auge durch den leichten Wurf ihrer doppelt gefiederten Blätter an; die großen goldgelben Blumen dieser und der Ipe strahlen feurig durch das dunkle Waldgrün. Auch die Spondias wölbt ihre gefiederten Blätter in leichte, längliche Formen zusammen. Ganz eigenthümlich und von größter Wirkung in dem Gemälde steht die Ambauba zwischen den anderen hohen Gestalten der Urwälder da. Die glatten weißgrauen Stämme erheben sich unter geringer Krümmung zu einer sehr bedeutenden Höhe, und senden an der Spitze unter rechten Winkeln quirlförmige Aeste aus, die an den Enden mit großen, tiefgelappten, weißen Blättern besetzt sind. Weichheit und Härte, Steifheit und Schwung scheinen zugleich in den Contouren des Baumes zu liegen, und dem Maler eine eben so interessante als schwierige Aufgabe zu machen. Die blüthenreichen Caesalpinien, die luftigen Lorberbäume, die hochstämmigen Geoffräen und Andiren, die Seifenbäume mit ihren glänzenden Blättern, die schlanken Cedrelen, die fiederblättrigen Ormosien, die Tapia mit heftig nach Knoblauch riechender Rinde, die Maina und tausend noch nicht gekannte Bäume stehen in bunter Reihe neben einander. Hier und da blickt zwischen dem frischen Grün die düstere Krone einer chilesischen Fichte hervor, die gleichsam fremd und verirrt in dem tropischen Kreise erscheint, und einzig und unvergleichbar ragen die schlanken Palmen mit ihren wogenden Wipfeln in die Höhe, eine Zierde der Wälder, deren Schönheit und Majestät jede Beschreibung übertreffen. Wendet sich das Auge von den erhabenen Formen jener ältesten Urbewohner zu den bescheideneren und niedrigeren, welche den Boden mit dichtem Grün bekleiden, so wird es von dem Glanze der Blumen entzückt, die hier in bunter Mannichfaltigkeit unter einander stehen. Die violetten Blüthen der Rhexien, die vollen Blumentrauben der Melastomen, Myrten und Eugenien, das zarte, mit niedlichen Blumen geschmückte Laub vieler

Rubiaceen und Ardisien, dazwischen die sonderbare Blattbildung der Teophrasta, des Conchocarpus und rohrartiger Erdpalmen, die glänzenden Blüthenkolben des Costus, die sparrigen Hecken der Maranten, aus welchen sich ein schuppiger Farnbaum erhebt, prächtige Stiftien, stachelige Solanen, großblüthige Gardenien und Coutareen, alle durch die Guirlanden der Mikanien und Bignonien, die weitläufigen Ranken der honigduftenden Paullinien, der brennenden Dalechampien und der Bauhinien mit seltsam gelappten Blättern dicht verflochten, die Schnüre blattloser, milchiger Lianen, welche von den erhabenen Gipfeln frei herabfallen oder die stärksten Stämme eng umschlingen und allmählig tödten, endlich jene parasitischen Gestalten, durch welche veraltete Bäume wie mit dem Kleide der Jugend geschmückt sind, die grotesken Pothos und Arumarten, die prachtvollen Blumen der Orchideen, die das Regenwasser aufbewahrenden Stauden der Bromelien, die gleich Baumflechten herabhangenden Tillandsien und eine Vielzahl von wunderlich geformten Farnkräutern, alle diese herrlichen Producte einer so jungen Erde vereinigen sich zu einem Bilde, das den europäischen Naturfreund in stetem Wechsel von Erstaunen und Entzücken erhält.

Wenn wir es hier versuchen, ein Gemälde von dem Innern einer tropischen Urwaldung zu entwerfen, dürfen wir nicht vergessen, auf das Verhältniß aufmerksam zu machen, welches rücksichtlich des Selbsterhaltungstriebes zwischen den einzelnen Individuen Statt findet. Bei einer so großen Fülle von Leben und einem so kräftigen Ringen nach Entwickelung vermag selbst ein Boden, so fruchtbar und üppig wie der hiesige, nicht die nöthige Nahrung in gehörigem Maße zu reichen; daher stehen jene riesenartigen Gewächse in einem beständigen Kampfe der Selbsterhaltung unter einander und verdämmen sich mehr noch als die Bäume unserer Waldungen. Selbst die schon hoch erwachsenen und einer großen Masse von Nahrungsstoffen bedürftigen Stämme empfinden den Einfluß ihrer noch mächtigeren Nachbarn, bleiben bei Entziehung der Nahrung plötzlich im Wachsthume zurück und fallen so in kurzer Zeit den allgemeinen Naturkräften anheim, die sie einer schnellen Auflösung entgegenführen. Man sieht so die edelsten Bäume nach wenigen Monaten eines atrophischen Leidens von Ameisen und anderen Insekten zernagt, vom Grund bis an die Spitze von Fäulniß ergriffen, bis sie plötzlich zum Schrecken der einsamen Bewohner des Waldes unter krachendem Geräusche zusammenstürzen.

Nicht minder ausgezeichnet als die Pflanzen- ist die Thierwelt, welche jene Urwälder bewohnt. Der Naturforscher, zum ersten Male hieher versetzt, weiß nicht, ob er mehr die Formen, Farben oder Stimmen der Thiere bewundern soll. Den Mittag ausgenommen, wo alle lebenden Geschöpfe der heißen Zone Schatten und Ruhe suchen und wo daher eine majestätische Stille über die im Sonnenlichte glänzende Tropennatur verbreitet ist, ruft jede Stunde des Tages eine andere Welt von Geschöpfen hervor. Den Morgen verkünden das Gebrüll der Heul-Affen, die hohen und tiefen Töne der Laubfrösche und Kröten,

das monotone Schmettern und Schwirren der Cicaden und Heuschrecken. Hat die aufsteigende Sonne den ihr vorangehenden Nebel verdrängt, so freuen sich alle Geschöpfe des neuen Tages. Die Wespen verlassen ihre schuhlangen, von den Zweigen herabhangenden Nester; die Ameisen kommen aus ihren künstlich von Lehm aufgethürmten Wohnungen, womit sie die Bäume überziehen, hervor und beginnen die Reise auf den selbst gebahnten Straßen; eben so die das Erdreich hoch und weit umher aufwühlenden Termiten. Die buntfarbigsten, an Glanz mit den Farben des Regenbogens wetteifernden Schmetterlinge, besonders zahlreiche Hesperiden, eilen von Blume zu Blume oder suchen ihre Nahrung auf den Straßen oder, in einzelne Haufen zusammengesellt, auf besonnten Sandufern der kühlen Bäche. Der blauspiegelnde Menelaus, Nestor, Adonis, Laertes, die bläulich-weiße Idea und der große, mit Augen bemalte Eurilochus schwingen sich, Vögeln ähnlich, durch die feuchten Thäler zwischen grünen Gebüschen hin. Die mit den Flügeln schnarrende Feronia fliegt eilig von Baum zu Baum, während die Eule, der größte der Nachtschmetterlinge, mit ausgebreiteten Flügeln unverrückt am Stamme festsitzend, den Abend erwartet. Myriaden der glänzendsten Käfer durchschwirren die Luft und blinken gleich Edelsteinen aus dem frischen Grün der Blätter oder aus duftenden Blumen hervor. Indessen schleichen Eidechsen von auffallender Form, Größe und Farbenpracht, düstergefärbte giftige oder unschädliche Schlangen, welche an Glanz den Schmelz der Blumen übertreffen, aus dem Laube, den Höhlen der Bäume und des Bodens hervor und sonnen sich, an den Bäumen hinaufwindend und auf Insekten oder Vögel lauernd. Von nun an ist Alles voll thätigen Lebens. Eichhörnchen, Herden von geselligen Affen ziehen neugierig aus dem Innern der Wälder nach den Anpflanzungen und schwingen sich pfeifend und schnalzend von Baum zu Baum. Die hühnerartigen Jacus, Hoccos und die Tauben verlassen die Zweige und irren auf dem feuchten Waldboden umher. Andere Vögel von den sonderbarsten Gestalten und dem glänzendsten Gefieder flattern einzeln oder gesellig durch die duftenden Gebüsche. Die grün, blau oder roth gefärbten Papageien erfüllen, auf den Gipfeln der Bäume versammelt oder gegen die Pflanzungen und Inseln hinfliegend, die Luft mit ihrem krächzenden Geschwätz. Der Tucan klappert mit seinem großen hohlen Schnabel auf den äußersten Zweigen und ruft in lauten Tönen wehklagend nach Regen. Die geschäftigen Pirolen schlüpfen aus ihren lang herabhangenden beutelförmigen Nestern hervor, um die vollen Orangenbäume zu besuchen, und ihre ausgestellten Wachen verkünden mit lautem zänkischen Geschrei die Annäherung des Menschen. Die einsam auf Insekten lauernden Fliegenschnapper schwingen sich von Bäumen und Stauden und erhaschen raschen Fluges den dahin wogenden Menelaus oder die vorübersummenden glänzenden Fliegen. Im Gesträuche verborgen thut indessen die verliebte Drossel die Freude ihres Lebens in schönen Melodieen kund; die geschwätzigen Pipren belustigen sich, aus dichtem Gebüsche bald hier bald dort in vollen Nach-

tigallentönen lockend, den Jäger irre zu führen, und der Specht läßt, indem er die Rinde der Stämme aufpickt, sein weit schallendes Klopfen ertönen. Lauter als alle diese wunderbaren Stimmen erschallen von der Spitze der höchsten Bäume die metallischen Töne der Uraponga, welche den Klängen der Hammerschläge auf dem Ambose ähnlich, nach der Wendung des Sängers bald näher bald ferner, den Wanderer in Erstaunen setzen. Während so jedes lebende Wesen in Bewegung und Tönen die Schönheit des Tages feiert, umschwirren die zarten Colibris, an Pracht und Glanz mit Diamanten, Smaragden und Saphiren wetteifernd, die prunkvollsten Blumen. Mit dem Untergang der Sonne kehren die meisten der Thiere zur Ruhe; nur das schlanke Reh, das scheue Pecari, die furchtsame Agouti und der rüsselige Tapir weiden noch umher; die Nasen- und Beutelthiere, die hinterlistigen Katzenarten schleichen nach Raub spähend durch die Dunkelheit des Waldes, bis endlich die brüllenden Heul-Affen, das gleichsam um Hülfe rufende Faulthier, die trommelnden Frösche und die schnarrenden Cicaden mit ihrem traurigen Liede den Tag beschließen, der Ruf des Macuc, der Capueira, des Ziegenmelkers und die Baßtöne des Ochsenfrosches den Eintritt der Nacht verkündigen. Myriaden leuchtender Käfer beginnen nun gleich Irrlichtern umherzuschwärmen, und gespensterartig flattern die blutsaugenden Fledermäuse durch das tiefe Dunkel der Tropennacht.

358. Rio de Janeiro.

(Nach J. B. v. Spix und C. Fr. Phil. v. Martius, Reise in Brasilien in den Jahren 1817—1820.)

Wer mit dem Gedanken an den neuen, erst seit drei Jahrhunderten bekannten Welttheil jenen einer durchaus und überall noch rohen, gewaltthätigen und unbesiegten Natur verbindet, möchte sich, wenigstens hier in der Hauptstadt Brasiliens, fast außer demselben wähnen; so sehr haben die Einflüsse der Cultur und Civilisation des alten, gebildeten Europa den Charakter amerikanischer Wildniß von diesem Punkte der Colonie verdrängt und demselben das Gepräge höherer Bildung ertheilt. Sprache, Sitte, Bauart und Zusammenfluß der Industrie-Producte aus allen Welttheilen geben dem Platze von Rio de Janeiro eine europäische Außenseite. Was jedoch den Reisenden alsbald erinnert, daß er sich in einem fremden Welttheile befinde, ist vor Allem das bunte Gewühl von schwarzen und farbigen Menschen, die ihm, als die arbeitende Klasse, überall und sogleich begegnen, wenn er den Fuß ans Land setzt. Uebrigens war dieser Anblick uns weniger angenehm, als überraschend. Die niedrige, rohe Natur dieser halbnackten, zudringlichen Menschen verletzt das Gefühl des Europäers, der sich so eben aus dem Vaterlande feiner Sitte und gefälliger Formen hieher versetzt sieht.

Rio de Janeiro, oder eigentlich S. Sebastiao, gewöhnlich nur Rio genannt, liegt am Ufer der großen Bai, welche sich von der Stadt aus noch dreimal so tief nach Norden in den Continent erstreckt, als man bis zum Ankerplatze rechnet. Es nimmt den nordöstlichsten Theil einer unregelmäßig viereckigen, an dem westlichen Ufer gelegenen Erdzunge ein, welche sich nach Norden erstreckt und gegen Süden mit dem Continente zusammenhängt. Die Stadt mißt in ihrer größten Ausdehnung schon über eine halbe Meile. Die Häuser, von verhältnißmäßig geringerer Höhe und Fronte, als Tiefe, sind meistens aus Granittrümmern, oder im oberen Stock aus Holz gebaut und mit Ziegeln gedeckt. Statt der früherhin vergitterten Thüren und Fensterläden sieht man jetzt schon überall vollständige Thüren und Glasfenster, und die düsteren, nach orientalischer Sitte verschlossenen Erker vor den Fenstern haben, auf königlichen Befehl, offenen Balcons Platz gemacht. Die Straßen sind größtentheils mit Granitsteinen gepflastert und mit Trottoirs versehen; jedoch sehr sparsam und fast nur einige Stunden der Nacht mittels der an den Muttergottesbildern befindlichen Laternen beleuchtet. Bei der Regelmäßigkeit der Straßen thut es dem Auge wohl, auf mehrere freie Plätze, wie den vor dem königlichen Palast, vor dem Theater, an dem öffentlichen Spazirgange (Passeio publico), oder den des Campo S. Anna zu stoßen. Die Hügel längs dem nordöstlichen Ufer sind zum Theil mit großen Gebäuden besetzt; vorzüglich gewähren das ehemalige Collegium der Jesuiten, das Klostergebäude der Benedictiner auf dem nordöstlichen Hügel, dann der bischöfliche Palast und das Forte da Conceicao, besonders vom Meere aus, eine großartige Ansicht. Die Residenz der ehemaligen Vicekönige, welche, nach Ankunft des Hofes von Lissabon, durch das Carmelitenkloster vergrößert und für die königliche Familie eingerichtet wurde, steht in der Ebene, dem Molo gegenüber. Dieses Gebäude ist keineswegs in dem großen Stile europäischer Residenzen erbaut und erscheint im Aeußeren nicht würdig des Monarchen eines so hoffnungsvoll aufblühenden Reiches. Ueberhaupt ist der Charakter der Bauart von Rio kleinlich und dem des älteren Theiles von Lissabon ähnlich. Unter den Kirchen, welche sämmtlich weder schöne Gemälde noch bildhauerische Werke, sondern nur reiche Vergoldungen darbieten, zeichnen sich besonders die da Candelaria, de S. Francisco de Paula durch gute Bauart und die da nossa Senhora da Gloria durch ihre erhabene Lage aus. Das schönste und zweckmäßigste Denkmal der Baukunst aber, welches Rio bis jetzt aufweis't, ist der im Jahre 1740 vollendete Aquäduct, ein Nachbild des in seiner Art einzigen Werkes Johann's V. in Lissabon, durch dessen hochgewölbte Bogen das von dem Corcovado herabgeleitete Trinkwasser zu den Fontainen der Stadt geführt wird. Die größte dieser Fontainen, auf dem Residenzplatze unmittelbar am Hafen gelegen, versorgt die Schiffe und ist stets mit Haufen von Matrosen aus allen Nationen umlagert. Noch ist man immer beschäftigt, neue Fontainen in der Stadt anzulegen. In einer so heißen und volkreichen Stadt richtet sich

die Aufmerksamkeit der Regierung mit vollem Rechte auf die reichliche Herbeischaffung von kühlem Trinkwasser; allein die Verbreitung desselben durch unreinliche Neger, welche es in offenen Gefäßen oder in Schläuchen, oft Stunden lang der Sonne ausgesetzt, feilbieten, verdiente eine Abänderung durch die Gesundheits-Policei.

Die Bai von Rio de Janeiro, einer der schönsten, geräumigsten Häfen der Welt und der Schlüssel zu dem südlicheren Theile Brasiliens, ist von den Portugiesen seit längerer Zeit mit Sorgfalt befestigt worden. Die plötzliche Einnahme der Stadt durch die Franzosen unter Duguay-Trouin (1710) mag zuerst auf die Nothwendigkeit solcher Anstalten aufmerksam gemacht haben. Der Eingang wird vorzüglich durch die Festung de S. Cruz, welche auf einer östlichen Landzunge an dem steilen Berge Pico gebaut ist, und durch die derselben gegenüber nördlich vom Zuckerhut liegenden Batterieen von S. Joao und S. Theodosio vertheidigt. Die durch beide Punkte gebildete Enge, nur 5000 Fuß breit, wird überdies durch die Kanonen eines Forts auf der niedrigen, fast mitten im Eingang gelegenen Felseninsel, Ilha da Lagem, bestrichen.

Bei einem Handelsverkehr von solcher Ausdehnung, wie der hiesige, ist es natürlich, daß der Reisende überall rege Thätigkeit und Geschäftsgewühl bemerkt. Vorzüglich sind der Hafen, die Börse, die Märkte und die dem Meere nächsten, meistentheils mit europäischen Waarenlagern versehenen Gassen stets mit einem Gewimmel von Kaufleuten, Matrosen und Negern angefüllt. Die verschiedenen Sprachen der sich durchkreuzenden Menschenmenge von allen Farben und Trachten, das abgebrochene, immer wiederkehrende Geschrei, unter welchem die Neger die Lasten auf Stangen hin- und hertragen, die dazwischen krächzenden Töne eines schwerfälligen, zweiräderigen Ochsenkarrens, auf welchem Waaren durch die Stadt geschleppt werden, der häufige Kanonendonner von den Castellen und den, aus allen Weltgegenden einlaufenden Schiffen, endlich das Geprassel der Raketen, womit die Einwohner fast täglich, schon vom Morgen an, religiöse Feste feiern, — vereinigen sich zu einem verworrenen, nie gehörten, den Ankömmling betäubenden Getöse.

Den bei Weitem größten Theil der Bevölkerung von Rio de Janeiro machen Portugiesen, oder deren Abkömmlinge, sowohl weißer als gemischter Farbe, aus. Amerikanische Ur-Einwohner sind hier beinahe nie zu sehen. Sie vermeiden wo möglich die Stadt und erscheinen nur äußerst selten und zufällig, gleich Zugvögeln, in dem ihnen fremdartigen Geräusche.

Wer den Zauber stiller Mondnächte hier in diesen glücklichen Breiten nicht selbst erlebt hat, den vermag wohl auch die gelungenste Schilderung nicht zu denselben Gefühlen zu erheben, welche eine so wundervolle Natur im Gemüthe des Betrachters hervorruft. Ein zarter, durchsichtiger Nebelduft liegt über der Gegend; der Mond steht hell leuchtend zwischen schweren, sonderbar gruppirten Wolken; die von ihm bestrahlten Gegenstände treten mit hellen und scharfen Umrissen hervor,

während eine magische Dämmerung die beschatteten dem Auge zu entfernen scheint. Kaum regt sich ein Lüftchen, und die nahen Mimosenbäume haben die Blätter zum Schlafe zusammengefaltet und stehen ruhig neben den düstern Kronen der Manga, der Jaca und der ätherischen Jambos; oder ein plötzlicher Wind fällt ein, und es rauschen die saftlosen Blätter des Acaju; die blüthenreichen Grumijama und Pitanga lassen ein duftendes Schneefeld niederfallen; die Wipfel der majestätischen Palmen wallen langsam über dem stillen Dache, welches sie, wie ein Symbol friedlicher und stiller Naturbetrachtung, beschatten; helle Töne der Cicaden, Grillen und Laubfrösche schwirren dabei beständig fort und versenken durch ihre Einförmigkeit in süße Melancholie. Fast unvernehmlich murmelt dazwischen ein Bach den Berg hinab, und der Macuc ruft mit seiner menschenähnlichen Stimme gleichsam um Hülfe aus der Ferne. Mit jeder Viertelstunde wehen andere balsamische Düfte, und stets abwechselnd öffnen andere Blüthen der Nacht ihre Kelche und betäuben fast durch die Kraft ihres Wohlgeruches; bald sind es die Lauben von Paullinien, bald der nahe Orangenhain, bald die dichten Gebüsche von Eupatorien, bald plötzlich enthüllte Blumenbüschel der Palmen, die ihre Blüthen aufschließen und so eine Ebbe und Flut von Wohlgerüchen unterhalten. Während die stille Pflanzenwelt, von den hin- und herschwärmenden Leuchtkäfern wie von tausend beweglichen Sternen erhellt, durch ihre balsamischen Ergüsse die Nacht verherrlicht, schimmern am Horizonte ohne Unterlaß feurige Blitze und erheben das Gemüth in freudiger Bewunderung zu den Gestirnen, welche, feierlich still am Firmamente über Continent und Ocean prangend, es mit Ahnungen von Wundern höherer Art bereichern. Im Genusse solcher friedlichen, zauberhaft wirkenden Nächte gedenkt der vor Kurzem eingewanderte Europäer seiner Heimath mit Sehnsucht, bis ihm endlich die reiche Natur der Tropen ein zweites Vaterland geworden ist.

Rio de Janeiro ist zwar im Allgemeinen als eine der ungesunderen Städte Brasiliens, doch wohl mit Unrecht verrufen. Das Klima ist heiß und feucht, was größtentheils von der Lage abhängt, indem ein hohes, mit dichter Waldung bedecktes Gebirge, der enge Eingang und die vielen Inseln der Bai den freien Wechsel der Winde hindern; jedoch treten sehr schnelle, der Gesundheit so schädliche Abwechslungen der Temperatur hier nicht ein. Feuchte, kalte Winde, welche leichte Rheumatismen veranlassen, sind indessen nicht selten. Obgleich die sumpfigen Niederungen am Meere zur Zeit der Ebbe desselben einen unerträglichen Uebelgeruch verbreiten, so bleiben sie, zum Glücke für die benachbarten Bewohner, doch nicht lange genug vom Wasser unbedeckt, um durch ihre faulenden Ausdünstungen endemische Fieber hervorzubringen. Auch gibt die Nahrung der niedrigen Volksklassen wenig Veranlassung zu Krankheiten. Das Mandiocca- (Cassava-), das Mais-Mehl und die schwarzen Bohnen, welche meistentheils mit Speck und gesalzenem, an der Sonne getrocknetem Rindfleisch gekocht werden, sind die hauptsächlichen Bestandtheile seiner, obgleich rohen und schwer ver-

daulichen, doch, bei starker Bewegung und dem Genusse von portugiesischem Weine oder Zucker-Branntwein, gesunden Kost. Fische werden hier nicht so häufig genossen, als an den nördlichen Küsten. In heißen Ländern, wo die Speisen schneller Verderbniß ausgesetzt sind, scheint der Genuß von Fischen immer in gleichem Verhältnisse mit der Trägheit, der Armuth, so wie den Krankheits-Anlagen des Volkes zu- oder abzunehmen; so fanden wir wenigstens auf unserer ganzen Reise immer das tiefste Elend da, wo die Bewohner lediglich auf den Genuß der Fische beschränkt waren. In dem Mittelstande der Bürger von Rio, welcher die Sitten Portugals noch nicht ganz angenommen hat, genießt man verhältnißmäßig nicht viele animalische Nahrung, indem man sich mit den trefflichen Früchten und dem aus Minas eingeführten Käse, welcher nebst Bananen auf keiner Tafel fehlt, begnügt. Selbst das Weizenbrod ißt der Brasilianer nur sparsam und zieht ihm seine Farinha vor. Neben der Einfachheit der brasilianischen Küche ist es auch die rühmliche Mäßigkeit beim Mahle, die der Gesundheit der Bewohner eines so heißen Landes zu Statten kommt. Der Brasilianer ißt von seinen wenigen Schüsseln wenig, trinkt größtentheils Wasser, und genießt überdies von Allem mit großer Regelmäßigkeit, wobei er jene strenge Ordnung befolgt, die hier zwischen den Tropen in allen Naturerscheinungen sichtbar ist. Am Abend nimmt er weislich fast nichts zu sich; höchstens trinkt er eine Tasse Thee, oder in dessen Ermanglung Kaffee und meidet besonders Nachts den Genuß kühler Früchte. Nur eine solche Diät und Uebereinstimmung mit der Natur des Klima's bewahrt ihn vor vielen Krankheiten, denen sich der Ankömmling aus Leichtsinn oder Unwissenheit aussetzt. Vor allen Dingen ist deßhalb dem Fremden zu rathen, eine gleiche Diät wie der Brasilianer zu halten, sich weder durch Bewegung im Freien während der heißesten Tageszeit, wo alle Straßen von Menschen leer sind, dem tödtlichen Sonnenstiche, noch bei nächtlichem Thaue den gefährlichen Folgen der Erkältung auszusetzen.

E. Australien.

a. Das Festland.

359. Das Festland von Australien oder Neu-Holland im Allgemeinen.

(Nach Fr. Gerstäcker, Vorwort zur deutschen Bearbeitung von G. R. Mundy's Wanderungen in Australien.)

Australien wird in immer höherem Grade die Aufmerksamkeit Europa's auf sich lenken. Schon vor der Entdeckung des Goldes hatte dieser uns so fern liegende Erdtheil eine erhebliche Bedeutung gewonnen.

Hunderttausende von Ansiedlern aus Großbritannien und Irland hatten dort eine neue Heimat gefunden, deutsche Colonisten folgten und ließen sich vorzugsweise in Adelaide nieder, die Hafenplätze steigerten ihren Handelsverkehr in demselben Maße, in welchem die Einwanderung zunahm und die inneren Hülfsquellen entwickelt wurden. Vor noch nicht siebenzig Jahren wurde da, wo nun Sydney steht, zum ersten Mal eine englische Flagge aufgezogen und der Grund zu einer „Verbrecher-Colonie" gelegt, aus welcher seitdem blühende Gemeinwesen erwachsen sind. Heute zählen die verschiedenen australischen Provinzen an neunmalhunderttausend Einwohner.

Aus einem „Diebsstaate" erwuchs eine Hirten-Colonie, ein Arkadien seltsamer Art bei den Antipoden. Der fünfte Erdtheil, der große Insel-Continent, hat allerdings fruchtbare Ackerstrecken, welche den Anbau lohnen können; aber für die Agricultur wird er schwerlich jemals von großer Bedeutung werden. Die ganze Bodengestaltung und die klimatischen Verhältnisse berechtigen zu der Annahme, daß weder in den tropischen Gegenden, noch in den gemäßigten Strichen die Plantagen-Cultur oder der Feldbau in europäischer Weise eine große Ausdehnung gewinnen werden. Australien ist eine ungeheure Viehweide, ein Continent der dürren Wüstenei, der unabsehbaren Schaftriften und der Gumbäume. Eine mannichfaltigere Entwickelung und eine höhere Lebensthätigkeit wird stets auf den Rand des Landes beschränkt bleiben, dessen ärgste Plagen Wassermangel und Dürre bilden. Einzelne Strecken liefern vortrefflichen Weizen, andere eignen sich für den Anbau des Zuckerrohrs und der Baumwolle, auch gedeihen die dorthin verpflanzten Gewächse theilweise höchst üppig. Aber im Allgemeinen trägt der Continent den Charakter des Unfertigen; so weit wir ihn heute kennen, herrscht die Wüste, die trostlose, dürre Oede vor. Selbst der Murray, ein Strom von etwa 300 Meilen Länge, und einer der wenigen, welcher wenigstens einige Wasserfülle in den Ocean ergießt, nimmt seinen Lauf durch Regionen, die kaum etwas Anlockendes für den weißen Menschen haben.

Australien wird sich in einer ganz anderen Weise entwickeln, wie die übrigen Erdtheile, in denen große Ströme und vielfach verzweigte Flußgebiete leichten Zugang ins Innere gestatten und praktikable Wege bilden, welche die Natur selbst geschaffen hat. Hier erheben sich an der Ostküste die Gebirge steil und schroff, und es verging ein Vierteljahrhundert, bevor man einen Paß über diese „Alpen" nach Westen hin fand. Der Murray selbst besteht in manchen Theilen seines Laufes während einiger Monate im Jahr aus Wasserlöchern, und wenn auch einmal unter günstigen Umständen ein Dampfer ihn bis zum obern Laufe befuhr, so leidet es doch keinen Zweifel, daß eine regelmäßige Beschiffung dieses Stromes nicht stattfinden kann. Auch ist die Anlage von Wohnplätzen an den meisten Flüssen unthunlich. Sie haben ein seichtes, oft manche Meilen breites Bett, das zur Zeit der Strom-Anschwellungen in einem Tage völlig ausgefüllt wird. Dann erreicht

das gewaltig heranbrausende Wasser eine Höhe von 20 bis 90 Fuß und mehr, reißt in wildem Wirbel Alles mit sich fort, ist aber nach kurzer Zeit wieder verschwunden. Es mangelt überall die regelmäßige, stetige Speisung in dem laub- und schneelosen Lande der Stauborkane.

An culturfähigen Oasen freilich fehlt es nicht, und diese lohnen den Anbau reichlich, wenn auch nicht immer sicher. Sie werden Mittelpunkte einer mannichfachen Betriebsamkeit bilden. Der Norden hat sich seither der Colonisation entzogen; die Versuche, welche man am Port Essington gemacht, sind ungünstig ausgefallen; im Südwesten scheinen Rand-Ansiedelungen zu gedeihen, wenn auch langsam. Die Bevölkerung lebt vorzugsweise im Süden und im Osten südlich vom 25. Breitengrade, aber auch hier vorzugsweise am Rande. Dort liegen vortreffliche Häfen im Striche der großen Weltschifffahrtslinie; sie werden nicht bloß von Walfischjägern, sondern auch von Kauffahrern als Erfrischungspunkte besucht. Doch ist das australische Meer im Süden und Westen stürmisch, und im Norden die Torresstraße wegen ihrer Korallenriffe eine höchst gefährliche Passage für den Seefahrer.

Australien ist ohne Anmuth, aber trotzdem ein ungemein interessantes Land für den Beobachter. Dieser unfertige Erdtheil bietet eine Menge neuer Erscheinungen dar; sie haben anderwärts auf Erden keine Analogieen. Die Gestaltung der Oberfläche, welche nirgends 6000 Fuß Meereshöhe erreicht, ist eigenthümlich; nicht minder eigenthümlich sind Pflanzen- und Thierwelt. Die Bäume verlieren nicht die Blätter, sondern die Rinde. Ein gründlicher Kenner Australiens, Albert Heising, bemerkt sehr richtig: „Wo der Reisende landen mag, im Osten, im Westen, im Süden, im Norden unter den Tropen, überall findet er durch 30 Breiten- und 40 Längengrade dieselbe düstere, einförmige, aber eigenthümliche, in sich abgeschlossene und seltsam unentwickelte Natur."

Es wurde auch von Europa aus zuletzt entdeckt und zuletzt besiedelt, hat dann aber rasch mannichfaltige Beziehungen zu allen übrigen Erdtheilen gewonnen und ist für Schifffahrt und Handel ein wichtiger Factor geworden. Es liefert dem letzteren Wolle, Häute, Talg, Pferde und Gold, und empfängt dafür eine sehr beträchtliche Quantität Fabrikate aller Art. Es wird seine Production an den genannten Artikeln steigern, und vielleicht noch einige andere, z. B. Wein, Tabak, Zucker und Baumwolle, in den Verkehr bringen. Seine Bevölkerung wird allmählig anwachsen, sie kann aber niemals die Dichtigkeit erreichen, wie in den übrigen Erdtheilen. Aber Alles scheint darauf hinzudeuten, daß im Fortgange der Zeit auch die australischen Colonieen selbständige Reiche bilden werden, und so viel ist gewiß, daß die germanische Cultur, in ihrer angelsächsischen Abzweigung, in Australien und in der ganzen Südsee herrschend sein wird.

360. Die Eingebornen Australiens*).

(Nach C. Büchele, Australien in der Gegenwart.)

Die Ureinwohner Australiens, wohl eine Mischung der Neger und Südsee-Insulaner, wenn nicht Neger und Malayen, werden gewöhnlich zwischen die malayische und äthiopische Race gestellt, und in dieser Racen-Beziehung Papuas (was in der Sprache der Eingebornen ungefähr so viel wie dunkelbraun bedeuten soll) oder Austral-Neger genannt, weil sie einige Aehnlichkeit mit den afrikanischen Negern haben, obwohl freilich auch in vielen Rücksichten von diesen ungemein verschieden sind.

Stieg der Mensch auf der leicht passirbaren Brücke der inselreichen Torresstraße aus dem indischen Archipel herab, so wurde er hier in eine unvollkommene, karge, nahrungsarme Natur vergraben und, nicht im Stande, sie sich unterthan zu machen, von ihr beherrscht. Abgeschlossen von der übrigen Welt, bei fortwährender Gefahr des Verhungerns und Verdurstens, blieb ihm nichts, was das geistige Leben wecken konnte, und er, der bevorzugteste Sohn der Schöpfung, wurde von der kümmerlichen Mutter Natur in Australien wieder auf die äußerste Grenze des Thieres herabgedrückt.

Die Papua-Neger, unter allen Völkern dem ersten Anblick nach vom Schöpfer am meisten vernachlässigt, denn eine häßlichere, schmutzigere Race läßt sich kaum denken, haben eine bisweilen dunkelbraune, meist jedoch grauschwarze Farbe der Haut, welche aber nicht so glatt und glänzend wie bei den eigentlichen Negern ist. Auch sind ihre Züge härter und weniger fleischig. Das Haar ist durchgängig schwarz, dick, häufig lang herabhangend, bisweilen hinten aufgebunden. Es theilt sich von selbst in dünne Stränge oder Locken, ganz verschieden von dem wollenen Vließ des Negers, und sieht angefeuchtet und gekämmt hübsch aus. Sie reiben es sich ungemein gern mit Fett ein. Die weit von einander stehenden Augen sind unwandelbar schwarz, groß, beinahe halb vom oberen Augenlid bedeckt, mit tiefbrauner, jedoch öfters von einem krankhaften Gelb umgebener Iris, großer, hervorspringender schwarzer Pupille. Der Blick ist meist ohne Ausdruck, jedoch nicht ohne Lebhaftigkeit, obwohl sich diese häufig mehr nur durch ein wildes Feuer, das darin leuchtet, verräth. Die Stirn ist niedrig und zurückgeschweift, und die Backenknochen treten stark vor, die Nase erscheint dick, breit, etwas flach und gedrückt mit weit offen stehenden Nasenlöchern; die Wange hohl, der Mund groß und breit mit dicken, wulstigen, hervorstehenden Lippen, schön geformtem weißem Gebiß, das aber bei manchen Stämmen im Jünglingsalter durch das absichtliche Ausschlagen der zwei oberen Schneidezähne entstellt wird. Nur zuweilen trifft man unter

---

*) Vgl. James Browne in A. Petermann's Mittheilungen u. s. w. 1856, S. 443 ff.

ihnen auch stattliche, besser ausgebildete Gestalten. Sie kommen schnell in das Alter der Reife. Im Laufe von 1—2 Jahren schießt der Knabe zum Mann auf. Aber sie nehmen eben so schnell wieder ab und erscheinen im Alter, wo der Weiße in seiner besten Kraft ist, schon verlebt und greisenhaft. Der Körper mit der oft sehr breiten Brust zeigt sich im Allgemeinen gut gebildet, nur daß die Arme und Beine in der Regel dünn und mager sind. Mißgestaltete Menschen sieht man selten, was sich vielleicht auch aus der Gewohnheit erklären läßt, mit solchen Gebrechen behaftete Kinder zu tödten und krüppelhaft gewordene ältere Personen dem Hungertode preiszugeben.

Im Ganzen zeigen sie eine stolze und stattliche Haltung, Lebhaftigkeit in ihren Bewegungen, besonders auf der Jagd, große Fertigkeit im Klettern, Schwimmen, Tauchen und Fischen, ein scharfes Gesicht, feines Gehör und Gefühl, ja, sogar einen ähnlichen Geruchsinn im Spüren, wie unsere Jagdhunde.

In der nördlichen tropischen Hälfte des australischen Festlandes gehen die Eingeborenen gewöhnlich nackt, oder tragen höchstens einen Gürtel aus Känguruh- oder anderen Fellen, an dem viele Streifen von demselben Stoff oder von dem fliegenden Eichhörnchen, nicht rund herum, sondern nur vorn und hinten quastenartig herunterhangen, oder aus fadenartig zusammengeflochtenen Baumblättern. In den südlichen, kälteren Gegenden sind Mäntel von Känguruhfellen, auch wohl von Gras, die bis zum Knie hinabreichen, im Gebrauch. Noch lieber nehmen sie dazu die weichen, haarigen und warmen Opossumhäute, deren 20—30 zu einem Gewande nöthig sind. Diejenigen Eingebornen, welche in der unmittelbaren Nähe der Europäer leben und mit diesen in vielfache Berührung kommen, hat man zu einer ausreichenderen Körperbedeckung angehalten; da aber solche durch Wegschießen der Opossums und Känguruhs von Seiten der Europäer selbst nach und nach geradezu unmöglich gemacht wurde, so läßt die britische Regierung am Geburtstage der Königin, wo zugleich ein Festessen für sie Statt findet, wollene Decken unter die erwachsenen Eingeborenen austheilen, die sie jetzt anstatt der Thierfelle nicht ohne Befriedigung zu tragen pflegen.

Zum Schmuck des Körpers tragen Männer und Frauen Halsbänder aus Muscheln oder Menschenzähnen, und in der gewöhnlich durchbohrten Nasenscheidewand Bambusstäbchen, Knochenstücke oder Federn, doch wird von diesen Verzierungen nur bei festlichen Gelegenheiten Gebrauch gemacht. An der Südostküste Australiens, zwischen Cap Wilson und Cap Howe, gibt es sogar einen Stamm, dessen Angehörige als Zeichen der Liebe für einen verstorbenen Freund und Verwandten eine Hand von ihm, wohl getrocknet und präparirt, über die Schulter hängend tragen.

Von dem Tättowiren, wie es bei den Neuseeländern gebräuchlich ist, wissen die Neuholländer nichts; gleichwohl findet sich etwas Aehnliches unter ihnen, jedoch in roher und kunstloser Manier, indem sie sich am Körper, aber nur auf der Brust, an Schultern und Armen mittelst

eines scharfen Steines oder Muschelstücks, oder seit Ansiedlung der Europäer mittelst Glasscherben unter den peinlichsten Schmerzen und Blutungen Einschnitte von ½—3 Zoll in einer gewissen Reihenfolge machen, eine Operation, der sie sich in der Jugend mit großer Ruhe und Standhaftigkeit unterziehen. In die Einschnitte legen sie kleine Kiesel, um sie eine Zeitlang offen zu halten und dadurch eine Erhöhung auf der Oberfläche zu erzeugen, die manchmal so stark hervortritt, daß sie wie ein kleiner Finger auf das Fleisch gelegt aussieht, ohne sich von der umgebenden Haut an Farbe zu unterscheiden. So gilt ihnen als Zierde, was dem Europäer, besonders Anfangs, wo die Einschnitte sich noch nicht als Narben, sondern als Geschwüre gestalten, Ekel erregt.

Eine andere, eben so kunst- und geschmacklose Verzierung, welche vorzüglich für öffentliche Tänze beliebt wird, suchen sie durch Bemalen des Körpers mit rother, weißer oder schwarzer Farbe zu erreichen; hiebei bedienen sie sich des Eisenockers, Muschelkalks und der Kohle, und damit der Färbestoff desto tiefer in die Haut eindringe, mischen sie ihm gewöhnlich Thran bei, was dem Schmutz und dem übeln Geruch gleich förderlich ist.

Da die einzige Beschäftigung darin besteht, sich Nahrung zu verschaffen, und sie solche meist nur mittelst der Jagd erhalten, so sind sie in beständiger Bewegung, denken weder daran, den Boden zu bebauen, noch Hütten oder Wigwams zu errichten; auch haben sie keinen Ruheplatz für mehr als etliche Tage. Bei schönem Wetter werfen sie sich ohne irgend eine Bedeckung zur Erde; wenn es naß ist oder sie länger als eine Nacht zu bleiben gedenken, oder die Localität besonders reichliche Nahrungsmittel verspricht, streifen die Männer Rinde von den Bäumen und machen kleine offene Hütten (Gunyas) damit, indem sie einige Stöcke schief gegen einander in die Erde stecken, oben zusammenbinden und mit jener überkleiden, oder die Rinde bloß in einen Halbkreis zusammenstellen, so daß sich oben die Spitzen alle in einem Punkt begegnen und ein einziger vorgestemmter Stock dann das ganze Zelt oder Dach hält. Bei sorgfältigerer, für längeren Aufenthalt berechneter Bauart werden Baumzweige kreisförmig an einander gereiht und hernach durch Gras, Baumrinde, große Blätter und alte zusammengesuchte Lumpen verbunden und wetterdicht gemacht.

Sehr häufig nehmen sie auch auf ihren Wanderungen Gruben, hohle Bäume und Felshöhlen zum Obdach bei schlechtem Wetter; manche Stämme scheinen überhaupt in dergleichen Höhlen zu leben, andere suchen sich sogar bei kalten Nächten im Sande zu vergraben. Irgend zweckmäßigere Wohnungen zu bauen, dazu besitzen sie durchgängig, in welchem Theil des Festlandes es auch sei, weder Geschick noch Trieb, und selbst die Nähe europäischer Ansiedler hat hierbei nichts wesentlich geändert.

In seinem Naturzustande liefert das Land den Eingeborenen wenig Nahrungsmittel, ja, nicht eine einzige, wohlschmeckende Frucht, indem es zwar alle Elemente in sich trägt, um seine Bewohner reichlich zu nähren,

jedoch hierzu der Beihülfe menschlicher Cultur durchaus bedarf. Aber noch sind sie durch den Vorgang europäischer Colonisten nicht bewogen worden, einen Versuch mit dem Anbau ihres heimatlichen Bodens zu machen, sondern ziehen es, von dem, was die Natur freiwillig bietet, als Stiefkinder lebend, vor, oft mühsamer als Vögel oder andere Thiere ihre Nahrung aufzusuchen, und was nur irgend genießbar, ist ihnen dazu recht, todt oder lebend, frisch oder stinkend, hart oder weich, gleichviel, ob roh oder gekocht, verschlingen sie Eidechsen, Schlangen, Würmer, Vögel, Fische, Ratten, Schildkröten, Frösche, Ameiseneier, Käfer, Raupen, Baumwurzeln, Baumblätter u. s. w., kurz alles, was ihnen nur vor die Hände kommt, und da an gutem Trinkwasser großer Mangel ist, trinken sie salziges Wasser (nach dem Innern zu sehr häufig) mit derselben Begierde, wie der dürstende Europäer frisches Quellwasser. So stellt sie ihre Ernährung auf die niedrigste Stufe lebender Wesen, ohne daß es noch der Anthropophagie oder Menschenfresserei bedarf, die unter einzelnen Stämmen hin und wieder vorkommen soll. Seltsamer Weise werden aber nach gewissen Reiseberichten nicht gefangene Feinde, wie sonst unter den Wilden, ein Opfer jenes Kannibalismus, sondern das Fleisch verstorbener Kinder und Verwandten ist es, was ihren Appetit reizt, und besonders das Nierenfett soll ihnen für einen Leckerbissen gelten, weil nach ihrer Vorstellung die Lebenskraft des Menschen eben in den Nieren ihren Sitz hat. Ueberhaupt meinen sie, sei der Genuß des Menschenfleisches unter solchen Umständen nur ein Act der Zuneigung und Pietät gegen Verstorbene, und es liege ein gewisser Trost für jeden Neu-Holländer darin, wenn er wisse, daß nach dem Tode sein Körper auf eine so thatsächliche Weise in das Sein und Wesen der lieben Angehörigen übergehe.

Es ist schon angegeben worden, daß die Befriedigung des Hungers das einzige Lebensziel eines australischen Wilden ist, und der Erreichung desselben widmet er daher auch seine ganze Thätigkeit. Ist die Nahrung gefunden, überladet er sich so sehr, daß er sich kaum mehr rühren kann, und bleibt dann auch vielleicht zwei bis drei Tage unthätig liegen; erst der Hunger bringt ihn wieder auf die Beine. Wenn er durch den Wald schreitet, hält er die Hand beständig über die Augen, um sorgfältig nach den oberen Baumzweigen herumzuspähen, denn dort ist der größere Theil seiner Nahrung zu suchen. Das Opossum ist dort zu Hause und die Biene legt dort ihren Honig nieder, von welchem er so sehr Liebhaber ist. Aber auch der Boden bleibt nicht unbeachtet, und die Stämme abgestorbener wie die Rinde lebender Bäume ziehen im Vorbeigehen seine Aufmerksamkeit an. Jetzt werden einige Känguruh's aufgespürt. Eine Anzahl von Eingebornen versammelt sich, ein kunstgerechtes Treibjagen anzustellen. Sie schließen einen weiten Kreis, indem sie sich in beträchtlicher Entfernung von einander halten, immer enger wird derselbe, indem sie Schritt für Schritt gegen das Centrum vorrücken, und durch ununterbrochenes Geschrei und Hundegebell treiben sie alle Thiere des Waldes, Känguruh's, Dingo's u. s. w., vor sich her.

Sind diese nun auf einen kleinen Raum zusammengedrängt, so werden sie entweder mit dem Speer erlegt, oder bei dem Versuch, auszureißen, mit dem Bumerang niedergeworfen. Zuweilen sucht man das Treibjagen noch dadurch vollständiger und erfolgreicher zu machen, daß man das Gras rings herum anzündet und ein Entrinnen aus dem tödtlichen Kreise unmöglich macht. Dabei wissen sie das furchtbare Element mit einer gewissen Sicherheit zu regieren, und diejenigen, welche damit beauftragt sind, versehen sich mit belaubten Baumästen, womit sie das Feuer, wenn es eine unerwünschte Richtung nimmt, auslöschen. Die ganze Scene ist sehr belebt, und der Wilde, bei dem jede Muskel in Bewegung ist und die ganze Geisteskraft aufgeboten wird, erscheint hier in ganz anderer Gestalt als sonst.

361. Melbourne, die Hauptstadt von Victoria.

(Nach A. Petermann's Mittheilungen über wichtige neue Erforschungen auf dem Gesammtgebiete der Geographie.)

Die Stadt Melbourne, die Hauptstadt von Victoria, liegt an den Ufern des Flusses Yarra Yarra und an der Küste der Hobsons-Bai im Hafen Port Philipp. Gleich Rom, Konstantinopel, Moskau und anderen berühmten Städten kann Melbourne sich rühmen, in seinem Weichbilde nicht weniger als sieben Hügel zu besitzen. Die Vorstädte sind Ost-Collingwood, Richmond und Prahran. Etwas weiter entfernt, aber doch noch bis zu einem gewissen Grade als Vorstädte zu betrachten und daher hier zu erwähnen sind die Seehafenstadt Williamstown und die blühende und schöne Landstadt Brighton, die an den entgegengesetzten Ufern der Hobsons-Bai liegen. Eine Menge Dörfer, wie z. B. Hawthorn, Flemington, Brunswick, Footscray u. s. w., kann man auch schon beinahe als Theile der sich reißend schnell ausdehnenden Metropole ansehen.

Der alte Theil der Stadt wurde unglücklicher Weise in Form eines Rechtecks angelegt und die Squares gänzlich vergessen. Die Hauptstraßen sind allerdings breit und zweckmäßig, aber zwischen ihnen sind Gäßchen, die ursprünglich zu Eingängen in die zu den Häusern gehörenden, hinter ihnen liegenden Gärten oder Felder bestimmt waren. Nun sind aber diese werthvoll geworden und man hat sie demgemäß auch bebaut. Diese Gäßchen sind dicht bevölkert und von seltsam contrastirenden Klassen bewohnt. Einige enthalten lauter Waarenspeicher, während sich in einem anderen, Namens Chancery-Lane, die Geschäftszimmer fast sämmtlicher Mitglieder des Advokaten- und Richterstandes befinden. Collingwood wurde auf einem Grund und Boden erbaut, der Privat-Eigenthum war, und es wurde kein regelmäßiger Plan dabei zu Grunde gelegt. Es bildet daher eine heterogene Masse schöner Straßen, enger Gassen und Sackgäßchen. Die gesetzgebende Versammlung hat 50,000 Pfd. Sterl. votirt, um die Straßen und Gassen zu

öffnen, und, soweit möglich, die ursprünglichen Mängel der Anlagen zu beseitigen. Die anderen Theile der eigentlichen Stadt, die seit der Entdeckung des Goldes erbaut worden sind, stehen von Seiten des Grundplans zu den oben besprochenen in einem starken Gegensatz. In diesen sind die Straßen alle breit, und man hat außerdem von vorn herein mit vieler Einsicht Raum für große Squares und Parks reservirt.

Der Baustil der Hauptstraßen von Melbourne ist eigenthümlich mannichfaltig. Bruchstein- und Backstein-Gebäude, die zum Theil elegante und massive Proportionen haben, sind zahlreich vorhanden, aber häufig sieht man unmittelbar neben ihnen elende, kleine, hölzerne Häuser, die nicht allein unansehnlich, sondern auch der Schauplatz häufiger Brände sind. Seit einigen Jahren ist jedoch ein sehr nachdrückliches Baugesetz zur Geltung gekommen, das der Vermehrung dieser Häuser vorgebeugt hat, und die Anzahl der Brände hat seitdem auch bedeutend abgenommen. In den neuerlich gebauten Stadttheilen trifft man viele Häuser aus Eisen, Zink und Holz.

Unter den öffentlichen Gebäuden sind die erwähnenswerthesten: das imponirende aber noch nicht vollendete Stadthaus (Town Hall), die neuen National-Schools (Schulen der bischöflichen Kirche), das Ausstellungs-Gebäude, das eben so sehr in künstlerischer Beziehung, als wegen der Schnelligkeit, mit der es vollendet wurde, bemerkenswerth ist, und etwa noch das kürzlich erweiterte Hospital. Die Regierungs-Gebäude und Gerichtshöfe verdienen keine besondere Aufmerksamkeit, und auch an Kirchen hat Melbourne, abgesehen von der römisch-katholischen Kathedrale, die dem heiligen Franz geweiht ist und durch ihren Plan, wie durch ihre Größe imponiren kann, nichts irgend Bedeutendes aufzuweisen. Daß dem so ist, liegt hauptsächlich in dem schnellen Wachsthum der Stadt und der dadurch bedingten Nothwendigkeit, den religiösen Bedürfnissen der Gemeinde rasche Befriedigung zu verschaffen. Was aber den kirchlichen Gebäuden in architektonischer Beziehung und an Größe abgeht, wird durch ihre Zahl wieder ersetzt; denn es gibt fast kein christliches Bekenntniß, das nicht in Melbourne mehrere Gotteshäuser hätte, und mit fast allen sind vortreffliche Schulen verbunden. Eine Universität ist auch schon im Bau; sie kommt hoch zu liegen und wird in einem edeln Stile ausgeführt. Markthallen fehlen leider noch, dagegen ist, außer dem schon vorhandenen Queen's Theatre, ein Theater-Gebäude im Entstehen, das mit jedem londoner wetteifern kann.

Eines der größten Bedürfnisse der Stadt ist eine Wasserkunst. Man baut schon an einem großen Reservoir in Jan Jean, 18 Meilen von Melbourne, das mit dem Flusse Plenty in Verbindung gesetzt werden soll. Wenn dieses Unternehmen vollendet ist, wird Melbourne einen unbegrenzten Vorrath von reinem, frischem Wasser haben, das dann wegen der hohen Lage des Reservoirs bis in die oberen Stockwerke der Häuser hinaufgetrieben werden kann.

Die nächsten Umgebungen von Melbourne machen einen höchst angenehmen Eindruck, und besonders gewährt der an der Yarra gelegene

Richmond Paddock einen entzückenden Aufenthalt, wenn man aus der Hitze, dem Staube und dem Gewühl der Stadt kommt. Bei besonderen Veranlassungen, wenn z. B. die Regiments-Musik in diesem Garten spielt, fühlt man sich durch den Glanz der versammelten Menschen und die umgebende Landschaft lebhaft an die Kensington Gardens erinnert und kann sich nur schwer überreden, daß man sich etwa 12,000 engl. Meilen davon in einer Colonie befindet, die erst seit ein paar Jahren existirt.

b. Die Inseln.

362. Die Inselgruppe Neuseeland*).

(Nach K. H. Brandes, in Fr. v. Raumer's historischem Taschenbuch, 185?.)

Die Inselgruppe Neuseeland, dieser äußerste Vorposten einer größeren bewohnbaren Landbildung im antarktischen Ocean, liegt ziemlich isolirt gegen 20 Breitegrade (man rechnet 1200 engl. M.) vom australischen Continent entfernt, und zugleich etwas weiter südlich hinausgestreckt. Sie besteht aus zwei größeren Inseln, die den Namen der nördlichen und mittleren führen, einer kleineren, der Stewartsinsel, die am südlichen Ende der mittleren Insel liegt, und aus verschiedenen Inselbildungen, besonders an der nördlichen Ostseite der nördlichen Insel und in der die beiden Hauptinseln trennenden Straße, welche nach Cook benannt ist.

Die drei Inseln zusammengenommen scheinen ungefähr dem Flächeninhalt von Großbritannien und Irland gleichzukommen. Man wird die nördliche Insel auf 2350, die mittlere auf 3500 und die südliche oder Stewartsinsel auf ungefähr 50 Quadrat-Meilen rechnen können.

Im Gesammtüberblick erinnert das kartographische Bild von Neuseeland an die Form eines Unterbeins, dessen Spitze oder Fuß nach Norden gekehrt ist. Eine gewisse äußere Aehnlichkeit mit der eigentlichen Halbinsel Italien, die freilich dem Umfange nach um das Vier- bis Fünffache zurückbleibt, ist nicht zu verkennen. Die Cooksstraße bildet einen Durchbruch und Einschnitt über dem Fußgelenk. Die Gestade-Entwickelung ist äußerst reich und mannichfaltig. Mehrfach wiederholen sich jene kühnen Auszackungen, die durch weitauslaufende, schmale Landzungen und durch enge, tief einschneidende Meeresbuchten an die Gestalt einer ausgespreizten Hand erinnern. Daneben aber begegnen uns auch, vornehmlich im Süden der nördlichen und am Ostrande der mittleren Insel, jene gefälligeren und sanfteren, fast halb eiförmig ausgerundeten Ausspülungen zu größeren Buchten, aus welchen dem Auge über die zunächst vorgelagerte Delta-Landschaft hinaus eine umfassende Fern-Ansicht auf verschiedene hintereinander hervortretende Gebirgsreihen im Innern sich eröffnet.

*) Vergl. C. Ritter, die Colonisation von Neuseeland. 1842.

In den Tagen der ersten hochgehenden Erregung für die Colonisation Neuseelands wurde von den begeisterten Vorfechtern der Angelegenheit gern dem Gedanken gehuldigt, daß jene Doppelinsel sich zur Britannia Australiens erheben werde. Unläugbar hat der Eindruck der äußeren Formen mitgewirkt, diesem kühnen Worte einen gewissen Anklang zu leihen. Die nördliche Insel erhält, seitwärts angesehen (die Linie vom Port Nicholson nach dem Ostcap als Basis betrachtet), auffallende Aehnlichkeit mit der Gestalt der Insel England und Schottland, nur ist im Norden die Breite geringer, und zumal fehlen die wilden Granitformen der Hochgebirge ganz. Ueberhaupt trägt der nördliche Auslauf Neuseelands in seinem abweichenden Umschweife nach Nordwesten den Charakter eines verjüngten Anhanges zu den übrigen massenhafteren Gliederungen, wiewohl in ihm der Schwerpunkt für die frühere Geschichte ruht. Denn kein anderer Theil wurde lange Zeit hindurch so häufig von Europäern besucht. Vorzugsweise gilt dies von der sogenannten Inselbai am Ostrande der nördlichen Insel, welche hier ungefähr zwei Tagereisen (12—14 deutsche Meilen) breit ist. Schon hier tritt der vulkanische Charakter der nördlichen Insel, deren einheimischer Name bedeutungsvoll genug ist, an den zerklüfteten Küsten in zuckerhutförmigen Basaltbergen und mit entsprechenden Erscheinungen im Innern auf. Als höchste Berggipfel zwischen der Inselbai und dem Hafen Hokianga erhebt sich mit unverkennbarer Kraterbildung ein erloschener Vulkan (Puki Nui) von 1240 Fuß Höhe, dessen vormalige zerstörende Thätigkeit den Blicken des Kundigen an selbstredenden Spuren und Trümmern überall sich entdeckt. In der Nähe liegen mehrere merkwürdige Seen 600 bis 700 Fuß über dem Meere, neben welchen heiße Quellen von verschiedenen Wärmegraden und mit verschiedenem Gehalte den Besucher überraschen.

Gleichwohl sind alle diese Zeugen vulkanischer Thätigkeit nur verschwächte Andeutungen und gleichsam Vorspiele der südlicheren Landschaft, deren erweiterte Ausbreitung gewaltigen Naturkräften einen größeren Spielraum darbot. Dort erhebt sich eine Anzahl kühner Piks wie urplötzlich weit über die Schneelinie hinaus. Diese Gegend ist durch ihre eigenthümlichen Erscheinungen und Bildungen für die geologische Wissenschaft sowohl, als für dilettantische Anschauung eine der merkwürdigsten unseres Erdballs. Sie ist die Heimat von zahlreichen Geysern, Fumarolen, Cement-, Schwefel- und anderen Mineralsprudeln, deren heilkräftige Wirkungen, von den Eingeborenen schon längst bemerkt und benutzt, in neuerer Zeit viele Leidende, namentlich invalide Officiere und Militärpersonen, herbeigezogen haben. Schon aus weiter Ferne bezeichnen unaufhörlich emporsteigende Dampfsäulen den außerordentlichen Reichthum heißer Naphta- und Salpeterquellen, aus deren Ergießungen sich große siedende Wasserbecken bilden. Den Blick des Beschauers überraschen von den Höhen herab mehr als zwanzig wunderreiche Seen, in deren Zuflüssen das kalte Eiswasser der nahen Bergreihen mit den Ausströmungen von tausenden heißer Quellen brausend

und zischend sich mischt. Das umfangreichste dieser Wasserbecken, der von malerisch terrassirten Trappfelsen bis zu 1000 Fuß Höhe eingehegte Tauposee, nimmt in einer Ausdehnung von acht Meilen Länge und fünf Meilen Breite fast die Mitte dieses bis zur Breite von 50 bis 60 Meilen erweiterten keldartig gestalteten Theiles der Insel ein.

Die mittlere Insel ist durch Gestalt, Oberflächenbildung und Naturbeschaffenheit von der nördlichen sehr verschieden. Ihr westlicher Rand läuft fast gleichmäßig 85 Meilen weit von Nordost nach Südwest. Die Ufer sind hier meist schroff und unzugänglich. Der Gebirgsgrat der südlichen Alpen, welcher mit zahlreichen schneebedeckten Gipfeln die ganze Insel von Nord nach Süd durchzieht, endet hier in steilem Abfall. Heftige Stürme vom Westen her und Mangel an guten Häfen machen jene zerklüfteten Küsten gefahrvoll. Einen ganz abweichenden Charakter trägt die Ostküste, nach welcher zu sich die Gebirge verflachen. Zwischen dem 43. und 44. Grad tritt eine hafenreiche Halbinsel, nach dem berühmten Naturforscher Banks benannt, 10 bis 12 Meilen weit in das Meer hinaus. An diesem Punkte machen sich vorzugsweise Spuren früherer vulkanischer Erhebungen bemerkbar; dagegen sind bis jetzt im Innern der mittleren Insel feuerspeiende Berge und selbst Krater noch nicht entdeckt, obgleich ansehnliche Binnenseen, selbst hoch in den Bergen, vielfach die Aufmerksamkeit der Reisenden beschäftigen.

Das Innere ist noch sehr wenig erforscht; die rauhe, wilde Gebirgsnatur und die vorherrschende Oede macht die Reise dorthin äußerst schwierig und wenig lohnend. Am Nordost- und Südwestende der mittleren Insel treten wiederum jene Auszackungen der Küste in zahlreichen, fast labyrinthischen Buchten mit vorgelagerten Inselbildungen auf, die den ersten Entdeckern und Schifffahrern große Mühe gemacht und Anfangs Viele irre geleitet haben.

Eine der merkwürdigsten Seiten Neuseelands ist seine natürliche Ausstattung. Von der höheren Thierwelt fehlt für die Zeiten vor den Besuchen der Europäer fast jede Spur; kein vierfüßiges Thier hat in den wilden Gebirgen der südlichen, an den fruchtbaren immergrünen Küsten der nördlichen Insel oder unter den mächtigen Kauribäumen, die aus dem undurchdringlichen, wildverwachsenen Gestrüpp der Urwälder aufragten, seine Wohnstätte gehabt. Vergebens hat man in den sagenhaften Erinnerungen des Volks, oder in den Erdschichten und Felsgebirgen nach Repräsentanten einer früheren Säugethierwelt gesucht. Die ersten Besucher, deren Kunde uns aufbehalten ist, fanden nur Hunde, deren Einführung durch spanische Schiffe durch den Namen, welchen sie bei den Eingeborenen führten, überaus wahrscheinlich wird, und — Ratten. Es klingt lächerlich, aber ist gleichwohl faktisch und äußerst charakteristisch, daß diese von uns mit Abscheu und Widerwillen betrachteten Thiere von den Maoris als Wildpret geschätzt wurden.

Während so die höheren Thiere fehlen, treten die gefiederten Bewohner der Wälder und Küsten desto mannichfaltiger urd zahlreicher auf. Sie sind, wie Leopold von Buch sagt, durch lange Jahrhunderte hin

Alleinbeherrscher der Inseln gewesen und haben durch eine in gigantisch kolossalen Körperformen auftretende Art, für welche nur auf der Insel Madagaskar in ganz neuester Zeit Analogieen aufgefunden wurden, der speculativen Ornithologie Fingerzeige zur Lösung eines interessanten wissenschaftlichen Problems geliefert. In den Alluvial-Erdschichten fand man nämlich Knochenreste von einer flügellosen 17 Fuß hohen Vogelgattung, „die mit drei mächtigen fürchterlichen Krallen am Ende der Zehen die Erde aufrissen, und einen gleich kräftigen Schnabel an einem Schädel trugen, der an einen Krokodilschädel erinnert". Nachdem zuerst Owen aus einem von anderen Naturforschern mißdeuteten Knochen-Fragment im Jahre 1839 mit bewundernswürdiger Bestimmtheit Natur und Bau des Thieres construirt, wurde die Existenz des Riesenvogels Moa durch nähere Entdeckungen außer Zweifel gesetzt, und die unter den Eingeborenen lebenden Sagen und Meinungen, daß jetzt noch Thiere dieser Art in den unzugänglichen Bergen der mittleren Insel hausen, haben das lebhafteste Interesse erregt.

Die Erscheinungen der Pflanzenwelt Neuseelands entsprechen beziehungsweise seiner Fauna. Die Farrnpflanzen treten uns in überwiegender Entwickelung entgegen; die Gräser und Fruchtarten sind mehr nur Resultat menschlichen Anbaues. Der Mineralreichthum ist noch nicht aufgedeckt; man fand indeß reiche Kohlenlager und Kupferadern, Zinn, Eisen, Magnesia, Steinsalz u. s. w. Die Erzeugnisse, welche zuerst die Aufmerksamkeit der Europäer erregten und Handels-Unternehmungen veranlaßt haben, sind folgende: Die Kauristämme, welche das vorzüglichste Schiffsbauholz der Welt liefern sollen (an der Wurzel oft 20—30 Fuß im Umfange); das Phormium tenax, aus dessen großen Blättern ein ganz vorzüglicher Flachs gewonnen wird, die Seehunde und Robben, vorzüglich an den Südküsten der mittleren und an der Stewartsinsel; die Walfische, deren Zahl unter der zunehmenden Frequenz der Walfischfahrer, die oft auch die Brut der Thiere leichtsinnig zerstörten, sehr abgenommen hat.

Daß die Zahl der Maoris — dies ist der nationale Name der Eingeborenen — im Sinken begriffen sei, ergibt sich als übereinstimmende Ueberzeugung aller Beobachter; es ist eine Erfahrung, die sich auf fast allen bekannten Südsee-Inseln wiederholt.

Für Neuseeland liegen die Ursachen dieser Erscheinung nahe genug. Die Maoris zerfallen in eine Anzahl von Stämmen, die meist von jeher die feindlichsten Gesinnungen gegeneinander zur Schau trugen. Die Kriege waren immer äußerst blutig und beinahe unaufhörlich, da jeder Schlag von Neuem rächende Vergeltung erheischte. Die Angreifenden sahen es nicht darauf ab, ihre Feinde zu unterwerfen, sie suchten sie zu vernichten. Die gefangenen Männer fielen dem Kannibalismus zur Beute, Frauen und Kinder wurden geknechtet. Nirgendwo kann das Loos der Sclaven fürchterlicher und hoffnungsloser gewesen sein. Sie erlagen den härtesten und beschwerlichsten Arbeiten, der rohesten Behandlung; dem Mangel und Hunger waren sie preisgegeben und

dabei keinen Augenblick ihres Lebens sicher. Es liegt eine Anzahl verbürgter Beispiele vor, wo die plötzliche Anwandlung kannibalischer Lust den Herrn trieb, sein Beil auf den Kopf des Unglücklichen zu schleudern, dessen Leichnam dann gebraten oder gebacken zur scheußlichen Mahlzeit bereitet wurde.

Eine zweite Ursache des Abnehmens der Bevölkerung ist die unverhältnißmäßige Minderzahl der Frauen, ein Uebelstand, der durch die vorherrschende Polygamie der Stammhäuptlinge noch an Fühlbarkeit und Erheblichkeit gewann. Die Erklärung dieses bis auf den heutigen Tag vorherrschenden Mißverhältnisses finden wir theils in der Barbarei, neugeborene Töchter nach Gutdünken und besonders wenn sie schwächlich oder mißgestaltet schienen, durch Eindrücken der Nase zu tödten, theils in der Sitte des Selbstmordes der Frauen nach dem Tode des Mannes, theils endlich in der übeln und verächtlichen Behandlung, welcher das weibliche Geschlecht in Neuseeland unterworfen war.

Die Ursachen des Hinschwindens der Maoris sind zum großen Theil beseitigt, seitdem die Einwanderungen der Europäer mehr überhand genommen haben. Der Kannibalismus ist, Dank den Fortschritten der Verbreitung des Christenthums, gegenwärtig ganz verschwunden. Die Polygamie schwindet immer mehr. Die frühere Lust an verheerenden Kriegen, welche großentheils aus Mangel an Beschäftigung und aus dem fanatischen Eifer der Blutrache entstand, weicht zusehends, wo der Sinn für friedliche Künste aufblüht, wo edlere Impulse oder auch nur Freude an ungestörterem Lebensgenuß erwachen. Die blutigen Heerfahrten früherer Jahre haben entweder aufgehört oder einen milderen Charakter angenommen mit der Verbreitung unserer Feuergewehre. Das Wohlgefallen an besseren und reinlicheren Wohnungen verdrängt die alten finstern, unsaubern Hütten, die man wegen ihrer Enge mit Schäferkarren verglichen hat. Allein leider ist eine Reihe neuer Uebelstände ins Leben getreten, die ebenfalls, wenn auch in geringerem Maße, das Hinschwinden der Maoris befördern. Dazu gehören: europäische Krankheiten, der Mißbrauch der Eingeborenen zu Arbeiten, die ihrer Gesundheit nachtheilig werden, endlich das Ueberhandnehmen von hitzigen Getränken und schädlichen Speisen. Es kann nicht Wunder nehmen, daß selbst ein so kräftiges Volk unter dem günstigsten Himmel und umgeben von einer fast paradiesischen Natur unter dem Einflusse solcher Mißverhältnisse einem langsamen, aber allen Bemühungen der Abhülfe zum Trotz unaufhaltsam scheinenden Untergange entgegensieht.

Gewiß ist, daß die neuseeländischen Maoris mit den malayischen Bewohnern der Südsee-Inseln und vorzugsweise mit den Sandwichs-Insulanern verwandt sind. Dies ergibt sich aus der Aehnlichkeit der Sprache, der Gebräuche, der Sitten, der äußeren Erscheinung. Die körperlichen und geistigen Vorzüge der Neuseeländer sind aus der bevorzugten Natur ihres Bodens und Klima's erklärlich.

Die Urtheile über den moralischen Charakter, über die geistige Befähigung, über den intellectuellen Bildungsgrad, über den Sinn für

religiösen Glauben und Gebräuche der Maoris sind daher contrastirend. Bald werden sie als ein finsteres, grausames, immer nur Hinterlist und Tücke brütendes Geschlecht geschildert, dessen Blutgier unersättlich sei, dessen Grausamkeit keine Schranken kenne. Bald sehen wir sie als gutherzige, gefühlvolle, theilnehmende Menschen dargestellt, die der zartesten Empfindungen und großer Aufopferungen für Freunde und Familienglieder fähig sind, die mit rührender Innigkeit und patriarchalischer Einfachheit aneinander hangen. Von vielen Beobachtern ist ihnen eine dämonische Lust am unsteten Leben, unersättlicher Hang zu Abenteuern und Kriegsfahrten beigelegt, während andere nicht minder zuverlässige Stimmen ihre Liebe für Frieden und selbst zarte Empfänglichkeit für Religion und Gesittung rühmen. Bald finden wir ihre Keuschheit und ernstes Festhalten an Pflicht und Recht gepriesen; bald einen vorherrschenden Hang zu müßigen Spielen der Laune und des Witzes hervorgehoben, in welchen sie alles, was ihnen sonst als heilig und edel gilt, mit frecher Ausgelassenheit schänden und verspotten.

Wie weit indeß die Wahrnehmungen über Gemüth und Charakter der Maoris auch auseinandergehen, darin stimmen alle competenten und vorurtheilsfreien Beurtheiler überein, daß ihnen ein überlegenes Talent für scharfe Beobachtung, eine außerordentliche Leichtigkeit der Auffassung, eine unverwüstliche Volubilität des Seelenlebens beiwohnt. Allein alle den Neuseeländern nachgerühmten Anlagen und Eigenschaften haben sich nichts weniger als hinlänglich erwiesen, um sie auf die Bahnen einer der menschlichen Natur und Bestimmung angemessenen socialen oder familiellen Existenz hinzuleiten. Das Leben schwand ihnen in öder Einförmigkeit dahin; keine Freude an Reichthum oder dauerndem Erwerb, an geistiger Bildung, an höherem Genuß. Die Milde und Gesundheit des Klima's, die unläugbare natürliche Fruchtbarkeit des Bodens, die malerischen und fast paradiesisch schönen Landschaften, die zur Entwickelung der Thatkraft auffordernde Nähe des Meeres haben auf ihre geistige und körperliche Organisation kaum erhebende, befruchtende und läuternde Einflüsse geübt, weil das höhere leitende Vermittelungs-Element fehlte. Dies mußte ihnen von außen gebracht werden. Ein tiefes, stilles Bewußtsein dieses Mangels spricht sich in den wehmüthigen Ahnungen aus, welche sich der Maoris den Europäern gegenüber bemächtigen. Einzelne haben es nicht verschwiegen, wie sie an ihrer Zukunft verzweifelten, wie sie sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß ihr schönes Land dermaleinst den Weißen anheimfallen werde.

---

363. Die Südsee-Inseln (Oceanien).

(Nach J. Fr. Schouw, Proben einer Erdbeschreibung, aus dem Dänischen, von Sebald.)

Die Südsee bietet eine ungeheuere Menge Inseln dar, doch zeigt sich ein verschiedener Charakter bei denjenigen, welche sich an die Fest-

länder zunächst anschließen, und denen, die in größerer Entfernung von ihnen liegen.

Lassen wir alle zu den Festländern gehörigen Inselgruppen außer Betracht, so bleibt in der Südsee nur die unendliche Menge kleiner Inseln übrig, welche zwischen den Wendekreisen oder ein wenig außerhalb derselben (die Pitcairninsel, die Osterinsel bis 27° südl. Breite) liegen, und eben diese sind es, die wir Oceanien oder die Südsee-Inseln in engerer Bedeutung nennen. Was diese Inselwelt auszeichnet, ist fürs Erste die unendliche Menge von Inseln; dann, daß sie alle so klein sind. Man vergleiche West-Indien, den griechischen Archipel, Polynesien (die Inseln zwischen Asien und Neu-Holland) u. s. w. Die größte von den Südsee-Inseln in diesem Sinne ist Owaihi, eine der Sandwichs-Inseln, welche, obwohl nur ein halb Mal größer als Seeland, doch im Vergleich mit den übrigen Inseln sehr groß ist. Oceanien stellt sich auf der Karte als eine Wasserfläche mit einer unendlichen Menge ganz kleiner, hingespritzter Flecken Landes dar. Hieraus folgt, daß Oceanien in Hinsicht auf Klima, Pflanzenwelt, Thierwelt, Verkehrsverhältnisse und Lebensart der Bewohner in hohem Grade vom Meere abhängig ist.

Beim ersten Blick nimmt man keine Ordnung oder Regelmäßigkeit in der Vertheilung der Inseln wahr. Doch nördlich vom Aequator sind die Inseln mehr in Reihen, südlich von demselben mehr in rundliche Gruppen geordnet. Demnächst wird man bemerken, daß sämmtliche Inseln einen Bogen von Norden nach Südosten, von den nördlichen Marianen bis zur Osterinsel bilden. Die Sandwichs-Inseln liegen in bedeutender Entfernung von den übrigen, mitten vor dem Bogen. Die Ausdehnung von Ost nach West, je nach der Breite verschieden, beträgt nach einem mittleren Verhältniß 800 Meilen, von Norden nach Süden 700 Meilen.

In Hinsicht der geognostischen Verhältnisse der Südsee-Inseln müssen wir zuerst die Korallenbildungen erwähnen, welche hier eine wichtige Rolle spielen, und unter diesen zunächst die sogenannten Atolls (Lagunen-Inseln). Es sind ganz kleine Inseln, welche einen Ring oder Theile eines Ringes, rings um einen See im Innern, eine Lagune, bilden. Der Ring ist entweder ganz geschlossen, oder läßt eine oder mehrere Oeffnungen; er ist indeß auch oft länglich, statt kreisförmig; die ganze Insel erhebt sich nur sehr wenig über das Meer — sechs, zwölf, höchstens dreißig Fuß; sie wird ausschließlich aus Korallen und Korallen-Bruchstücken gebildet; die Breite des Ringes beträgt 1000 bis 2000 Fuß und wird zum Theil zur Flutzeit überschwemmt. Die Lagune hat keine bedeutende Tiefe; sie wird allmählig von den Bruchstücken, die vom Meere ausgeworfen werden, angefüllt, und das Wasser wird, wenn der Ring geschlossen ist und eine gewisse Höhe erreicht hat, Süßwasser. Die Atolls sind vornehmlich in einem Gürtel von den Karolinen über die Mulgraves-Inseln bis zu den niedrigen Inseln, also von Nordwest nach Südost, herrschend, und machen den größten Theil

von Oceanien aus. Ein Beispiel eines Atolls gibt die Pfingstinsel unter den niedrigen Inseln.

Die zweite Art von Korallen-Bildungen zeigt sich als Korallen-Riffe, welche in einiger Entfernung von Inseln liegen, verschiedene Größe und geognostische Zusammensetzung haben, aber den Umrissen der Küste folgen. Ein Beispiel ist Borraborra und Rajatea unter den Gesellschafts-Inseln. Diese Riffe sind ganz klein, ringförmig und niedrig, und gleichen in sofern wesentlich den Atolls im Bau, besonders wenn die Insel, welche umschlossen wird, klein ist. Das Wasser oder der Canal zwischen der Insel und den Riffen ist selten ganz abgeschlossen, sondern es sind an sich darin mehr oder weniger Oeffnungen. Die Tiefe das Canals übersteigt nicht 50 Faden, während sich oft außer dem Kreise der Riffe kein Grund findet. Hierzu gehören die Gesellschafts-Inseln, die Fidji-Inseln und einige kleinere Gruppen.

Endlich kommen Korallen-Bildungen als Korallen-Bänke vor, welche sich der Küste größerer oder kleinerer Inseln entweder unmittelbar, oder mit dazwischen liegendem Grundwasser anschließen. So die Sandwichs-Inseln, die Freundschafts-Inseln, die Marianen und einige kleinere.

Die Korallen-Inseln zunächst unter der Meeresfläche werden durch die Korallenthiere gebildet. Es sind kleine, schleimige Polypen mit vielen runden Fangarmen, welche in großen Colonieen leben, indem das eine Thier aus dem anderen, wie Knospen auf den Bäumen, hervorwächst. Solche Colonieen zeigen sich daher bald verzweigt, wie Bäume, bald in niedrigen Haufen oder halbkugeligen Massen.

Das Klima ist im höchsten Grade angenehm und dabei sehr gesund. Die vielen gefährlichen und verheerenden Krankheiten, welche in anderen Klimaten zwischen den Wendekreisen, wie auf Java, in Guinea, auf West-Indien vorkommen, findet man hier nicht. Man genießt einer frischen Seeluft.

Wo ein hoher Wärmegrad und hinreichende Feuchtigkeit sich vereinigen, pflegt eine üppige und an Formen reiche Flora zu sein, wie in Brasilien, Java, Indien u. s. w. Ueppig ist die Vegetation zwar auch hier, wenigstens auf den gebirgigen Inseln, obschon man eine so große Fülle von Gewächsen, wie in anderen tropischen Gegenden, nicht findet, aber an Formen sind die Südsee-Inseln arm, und die hervortretenden sind nicht sehr eigenthümlich. Die Flora stimmt am meisten mit der von Asien, weniger mit der Neu-Hollands, am wenigsten mit der von Amerika, und zwar selbst auf den Inseln, die diesem Festlande näher als Asien liegen, überein. Merkwürdig ist die verhältnißmäßig große Anzahl von Farrnkräutern und Lycopodien.

Ist Oceanien arm an Pflanzenarten, so ist es noch weit ärmer an Land-Säugethieren, ja, es entbehrt deren fast gänzlich. Als die Europäer zuerst nach diesen Inseln kamen, fanden sie keine anderen Land-Säugethiere, als das Schwein, den Hund und die Ratte; — Thiere, von welchen man annehmen muß, daß sie entweder mit oder gegen ihren

Willen dahin gebracht worden sind; sie fanden sich auch nicht auf allen Inseln. Die neueren Naturforscher erwähnen außerdem die Maus, welche wohl mit europäischen Schiffen dahin gekommen ist, ein paar Arten Fledermäuse und ein kleines Nagethier. Die Anzahl der Land-Säugethiere ist also außerordentlich gering. Die Ursache davon muß wohl in der Schwierigkeit, welche das Meer der Ausbreitung der Land-Säugethiere entgegenstellt, gesucht werden. Seehunde, Fische, Schildkröten, Krebse, Mollusken und andere Seethiere sind dagegen in Ueberfluß vorhanden.

Die Südsee-Bewohner gehören alle zu einer Race, welche sogar die Neuseeländer unter sich begreift, einer Race von übereinstimmendem Körperbau und mit derselben Sprache, so daß sie einander gegenseitig verstehen. W. v. Humboldt hat dargethan, daß diese Sprache ein Zweig der Malayensprache ist, weßhalb die Neueren auch die Oceaniten als einen Hauptzweig der malayischen Menschenrace betrachten, welche vermuthlich, trotz des im Passatwinde liegenden Hindernisses, allmählig den größten Theil dieser Inseln bevölkert habe.

Sie sind eher groß als klein, von kräftigen, muskulösen und abgerundeten Formen, welche in passenden Verhältnissen zu einander stehen. Der Schädel ist nicht sehr abweichend von dem indisch-europäischen Bau, doch ist die Stirn etwas zurücktretend, die Backen sind ein wenig mehr vorstehend und das Gesicht etwas breiter. Die Lippen sind etwas dicker, die Augen groß und nicht schräge gestellt. Das Haar ist gewöhnlich glatt oder lockig, schwarz, braun, ja, hier und da sogar röthlich. Die Hautfarbe ist gelbbraun oder schmutziggelb; bei einigen, namentlich den Otaheitern, verhältnißmäßig hell, nicht dunkler als bei den Süd-Europäern, besonders bei denen, welche nicht in freier Luft arbeiten.

Auch Sitten und Gebräuche sind sehr übereinstimmend. So das Tättowiren, welches darin besteht, daß man Linien in die Haut punktirt und dadurch Verzierungen über den ganzen Körper oder einzelne Theile desselben anbringt. Diese Punktirungen werden mit einem Flügelknochen gemacht, dessen Ende kammförmig mit vielen Spitzen ausgeschnitten wird; die dadurch hervorgebrachten Wunden werden mit Kohle von der sogenannten Brenn-Nuß (Aleurites triloba) eingerieben. Die Operation dauert mehrere Wochen. Von den Geschickteren werden diese Verzierungen mit Kunst, Zierlichkeit, Symmetrie und Geschmack ausgeführt, z. B. Schilde auf den Waden, Streifen auf Armen und Beinen.

Als die Europäer zuerst nach den Südsee-Inseln kamen, fanden sie auf den meisten einen gewissen Grad von Civilisation. Ackerbau, zum Theil mit künstlicher Bewässerung, und Gartenbau waren allgemein; Bereitung von Zeugen, besonders von dem Papier-Maulbeerbaume, Farbestoffe, hübsch verzierte Holzgeräthe, mancherlei Putz, Doppel-Boote. Kunst verrieth sich in diesen Geräthen und im Tättowiren. Es gab Sänger; Beredtsamkeit wurde in Volks-Versammlungen geübt; eine geordnete Regierungsform, Häuptlinge und Fürsten waren vorhanden.

Doch war es nicht ungewöhnlich, die Feinde zu verzehren, ein Gebrauch, der wohl in Verbindung mit dem Mangel an Hausthieren stand.

Aber die Oceaniten, die von Natur aufgeweckt und wohl begabt sind, zeigen eine seltene Empfänglichkeit für europäische Bildung, und auf den Inseln, welche die Europäer unaufhörlich besuchen, sind die Bewohner des Landes schon fast unkenntlich geworden. Die Eingeborenen kleiden sich europäisch, bedienen sich europäischer Möbel, kennen Kanonen und Schießgewehre, haben Kirchen und Schulen, bauen Schiffe nach europäischer Weise, legen Straßen an. Wo man Pferde eingeführt hat, sind die Bewohner (Männer und Frauen) ausgezeichnete Reiter geworden. Sie haben zum Theil mit Enthusiasmus die europäischen Bildungsmittel aufgenommen. Als die Bewohner der Sandwichs-Inseln erfuhren, daß man mit Hülfe der Schreibekunst einander seine Gedanken mittheilen könne, machte dies einen solchen Eindruck auf sie, daß Alle, Groß und Klein, mit Schreibebüchern nach den Schulen eilten und diese wahrhaft bestürmten. Ein ähnlicher Auftritt bot sich bei Ankunft der ersten Druckerei auf Eimeo, einer der Gesellschafts-Inseln, dar. In Honolulu erscheinen vier Zeitschriften in der englischen Sprache und in der Sprache der Eingeborenen (Kanak-Sprache).

Auf den Sandwichs-Inseln, wo vor 72 Jahren Cook von den Eingeborenen getödtet wurde, sieht man jetzt europäische Trachten und Wohnungen, Packhäuser, Kaffeehäuser, Billards, Gasthäuser, Schildwachen in Uniform, montirte Batterieen und mehrere hundert Schiffe, die alljährlich von Nord-Amerika und Europa kommen. Wären die Inseln nicht so zahlreich und so zerstreut, so würde die Zeit nicht mehr fern sein, in welcher die nationalen Sitten und Gebräuche der Oceaniten in Alterthums-Museen studirt werden müßten, so wie wir jetzt die Sitten unserer heidnischen Vorfahren dort studiren. Zu dieser großen Umwälzung in den Sitten der Oceaniten haben vor Allem die englischen Missionäre von den Secten der Dissenters beigetragen.

Die Südsee-Inseln bieten also eine Inselwelt von unzähligen kleinen Inseln dar, theils Korallen-, theils vulkanische Bildungen mit einem außerordentlich angenehmen Klima, kühler Sommerwärme, hinreichendem Regen, stetigen Windverhältnissen, formenarmer Flora, Mangel an Landthieren; die Eingeborenen eine gemeinsame Bevölkerung von schönem Körperbau, von gemeinsamen Sitten und Sprache, mit Ackerbau, einiger Industrie, Kunst und Spuren einer geordneten Staats-Verfassung. Sie sind jetzt stark im Begriff, europäische Civilisation und mit ihr das Christenthum anzunehmen.

364. Neu-Caledonien*).

(Nach der Revue de l'Orient, 1844.)

Neu-Caledonien, von Cook im Jahre 1774 entdeckt, ist die Hauptinsel einer von gefährlichen Riffen umgebenen Gruppe; der eigentliche Name der Insel ist Opao und ihre Länge beträgt etwa 70, ihre Breite 12 Lieues. Sie ist von einer Kette hoher Berge durchzogen, unter denen ein thätiger Vulkan ist. Die Bevölkerung wurde von Forster auf 50,000 Menschen geschätzt, die zur schwarzen Race mit fetter Haut und gekräuselten Wollhaaren gehören. In seinem jetzigen Zustande zeigt dieses Land dem Beobachter einen jungfräulichen Boden, den die Hand der Menschen kaum berührt hat, und der, obwohl in jeder Beziehung von der Natur begünstigt, langer Bearbeitung bedürfte, um productiv zu werden. Seine geographische Lage in der Nähe mehrerer großen englischen Colonieen, und in geringer Entfernung vom Continent gibt ihm eine große politische Wichtigkeit, wenn man erwägt, daß es den französischen Kriegsschiffen eine sichere und gewinnbringende Fahrt im Fall eines Krieges in ganz Central-Oceanien verschaffen würde, da die Gruppe ihnen über und unter dem Winde Häfen darböte, um sich zu verproviantiren. Die jetzigen Hülfsquellen der Gruppe an Masten und Bauholz sind bedeutend, ihre Häfen sind sicher, zahlreich und leicht zu vertheidigen, und in kurzer Zeit könnten Lebensmittel aller Art im Ueberfluß beschafft werden.

Wenn aber diese Inselgruppe ein militärischer Punkt werden kann, so ist sie darum nicht minder bestimmt, eine beachtenswerthe Handels-Colonie zu werden. Die Mannichfaltigkeit, welche der Boden und die Temperatur darbieten, die Menge der Flüsse und Ebenen, die große Aehnlichkeit der Vegetabilien mit denen des Continents und der benachbarten großen Inseln im Westen, alles dies ist ein sicherer Bürge, daß jeder Anbau, welcher den Reichthum Indiens ausmacht, auch hier gelingen wird. Indeß ist zu bemerken, daß, wenn man auch von der geringen Einigkeit der Eingeborenen unter einander nichts zu fürchten hat, man darum doch nicht längere Zeit auf eine tüchtige Mitwirkung zählen kann, und daß die Colonisation dieselben Schwierigkeiten darbieten wird, wie auf den östlichen Inseln. Die erste Quelle des Handels bietet sich natürlich in der Ausbeutung der säulenartigen Fichtenstämme, des Sandel-, Teckholzes, überhaupt der großen Bäume dar, welche in diesen Wäldern in Menge sich finden; sorgfältige Proben müssen dann angestellt werden, welche Art von Anbau für die verschiedenen Localitäten paßt, und daraus wird sich dann erst der Handel mit Gewürzen, Baumwolle, Kaffee, Zucker und anderen Colonialwaaren entwickeln. Die

---

*) Die Insel ist 1854 von den Franzosen in Besitz genommen und zu einem Deportationsorte bestimmt worden.

Ebenen am Meere und die am Gebirge, welche eine minder hohe Temperatur haben, könnten wahrscheinlich, wie auf Bourbon und Isle de France, Cerealien erzeugen, oder mindestens unermeßliche Heerden nähren, woraus in wenigen Jahren eine vortheilhafte Industrie entspränge.

---

365. Die Marquesas-Inseln.

(Nach Vincendon-Dumoulin und Desgraz Iles Marquises ou Nouka-Hiva, bearbeitet in Sommer's Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse, 1844.)

Der Archipel der im großen Weltmeere (oder stillen Ocean) gelegenen Marquesas- oder Nukahiwa-Inseln breitet sich in der Richtung von Nordwesten nach Südosten über einen Raum aus, dessen größte Länge ungefähr 195 und die größte Breite 48 Seemeilen beträgt. Sie bestehen aus zwei Gruppen, der südöstlichen, welche Mendana und Cook entdeckt haben, und der nordwestlichen, deren Kenntniß man den späteren Seefahrern Ingraham und Marchand verdankt. Der ganze Archipel zählt zusammen 12 Inseln und Inselchen oder Klippen. Beide Gruppen sind etwa 20 Lieues von einander entfernt, haben aber eine und dieselbe Naturbeschaffenheit, und können auch, da sie von der nämlichen Race mit gleichen Sitten und Gebräuchen bewohnt sind, nicht von einander getrennt werden. Die Einwohner selbst betrachten beide Gruppen als einen einzigen Archipel und nennen ihn Nuka-Hiwa.

Wie die meisten Inseln Oceaniens ist auch der Nukahiwa-Archipel durchaus vulkanischer (oder doch plutonischer) Entstehung. Man sieht auf mehreren Berggipfeln ganze Reihen kahler, von allem Grün entblößter Basaltsäulen. Die Abhänge der Gebirge aber sind fest überall mit dem üppigsten Pflanzenwuchs bedeckt. Am meisten jedoch entfaltet sich der vegetabilische Reichthum in den Thälern. Gewächs an Gewächs drängt sich hier seit Jahrhunderten, altert, stirbt und hinterläßt eine dicke Schicht Humus, welche ohne Unterlaß zunehmend dem überdieß durch zahlreiche Flüsse und Bäche bewässerten Boden eine noch größere Fruchtbarkeit sichert. Man kann, die Grenzen der bewohnten Bezirke überschreitend, nicht ohne Bewunderung jene noch im Urzustande befindlichen Theile der Inseln betreten, wo dichtes Gesträuch, riesenmäßige Bäume und von tausend Krautpflanzen bedeckte Wiesenfluren kaum einen Fußpfad zu bilden gestatten und nicht selten alles Vordringen des Menschen ganz unmöglich machen. Ist man jedoch nach vieler Mühe auf den Gipfel eines Berges gelangt, so entschädigt die prachtvolle Aussicht reichlich für alle Beschwerlichkeiten. Am Horizont vermischt sich das blaue Meer mit dem Himmel, und in den Thälern zu den Füßen des Beobachters entfaltet sich der Luxus der Vegetation. Zerstreute Pflanzungen, zum Theil von schützenden Einfriedigungen umgeben, bezeugen die Fruchtbarkeit des Bodens, der fast ohne alle Cultur die Bedürfnisse der Einwohner im reichsten Maße befriedigt.

Die Bewohner der Marquesas sind unwidersprechlich das schönste unter den Völkern der malayischen Race, welche sich auf den Inseln Oceaniens niedergelassen haben. Sie sind wohlbeleibt, jedoch nicht in dem Grade, wie die Tahitier oder Sandwichs-Insulaner. Ihre zierlichen Hände und Füße haben vielleicht nicht das Athletische wie die Glieder der Eingeborenen von Tonga und Neu-Seeland, aber sie sind nicht weniger muskelkräftig, und an Körperbau übertreffen die Nukahiwer im Ganzen weit die Bewohner des Samoa-Archipels. Die Hautfarbe ist im Allgemeinen lichter als bei den Eingeborenen der eben genannten Inseln. Sie kommt fast mit der der Araber in Algerien überein.

Bei den Männern verschwindet die natürliche Farbe gewöhnlich unter der schwärzlichen Tättowirung, welche alle Theile des Körpers bedeckt. Die Zeichnungen und Muster sind bei den Nukahiwern fast dieselben, wie bei den Neu-Seeländern; nur sind die Linien zarter und hinterlassen keine so tiefen Furchen in der Haut, wie bei diesen. Vorzüglich unterscheiden sich die älteren Häuptlinge durch die Menge und kunstreiche Anordnung der Zeichnungen, welchen unstreitig eine gewisse Bedeutung zum Grunde liegt. Alle Theile des Körpers sind damit bedeckt, sogar bei Manchen die Lippen und die Augenlider und selbst das Innere des Mundes und der Nasenlöcher. Auch die Frauen sind tättowirt, doch nicht über den ganzen Körper. Nur die Arme, Hände, Füße, Lippen und Ohrläppchen werden auf diese Weise verziert, und die Muster und Bilder sind ganz anders als bei den Männern.

Was die verschiedenen Klassen der Bevölkerung anbelangt, so unterscheidet man zuvörderst zwei große Abtheilungen: die tabuirte (nicht anrührbare, d. h. heilige) und die nicht-tabuirte.

Der Kannibalismus, diese schreckliche, bei so vielen wilden Völkern herrschende Entwürdigung der Menschheit, wird auch auf den Marquesas angetroffen, obwohl nicht mehr so häufig als in früheren Zeiten. Der vornehmste Anlaß zu dergleichen unnatürlichem Gelüste ist ohne Zweifel das Gefühl der Rachsucht. Es gibt keine Familie, aus der nicht einer oder der andere unter den Streichen der Feinde gefallen wäre, und dafür muß Genugthuung erhalten werden. Daher stammen auch die fortwährenden blutigen Fehden zwischen den einzelnen Stämmen.

Die Nukahiwer haben keine feste Regierungsform. Das Ansehen der Häuptlinge beruht bloß auf ihrem größeren oder geringeren Reichthum. Nur die tabuirte Klasse besitzt Grundeigenthum und kann dieses vererben, während das übrige Volk von seiner Hände Arbeit oder vom Fischfang lebt. Rohe Ueberlieferungen, die Furcht vor unsichtbaren bösen Mächten, sind die Bande, welche diesen noch im Zustande der Kindheit befindlichen Staat zusammenhalten. Das einzelne Individuum ist vollkommen unabhängig und fügt sich nur dem äußeren Zwang, wenn es gilt, einen gemeinschaftlichen Feind zurückzuschlagen; die Gefahr vereinigt dann alle Kräfte. Außer derselben ist jeder Einzelne Herr seiner Handlungen. Kein bürgerliches Gesetz regelt sein Benehmen, keine fest-

gesetzte Strafe züchtigt ihn für verübtes Unrecht, und daher läßt er sich gehen, wie es seine Neigungen und Leidenschaften gerade verlangen. Er kennt überhaupt keine anderen Pflichten gegen die Gesellschaft, als die des Familienbandes und der Verwandtschaft.

In diesem Zustande gibt es nur eine einzige religiöse Einrichtung, welche mächtig genug ist, muthwillige Beeinträchtigungen des Eigenthums zu verhindern und verderblichen Ausbrüchen der Leidenschaften Grenzen zu setzen. Diese ist das Tabu, welches als gebieterischer Ausspruch der Gottheit betrachtet und von den Priestern als deren Dienern in Wirksamkeit gesetzt wird. Der ursprüngliche Zweck desselben ist ohne Zweifel der Schutz des Eigenthums, dieser Grundlage jeder bürgerlichen Gesellschaft, gewesen.

Das Tabu wird von den Priestern angeordnet, die sich darüber wahrscheinlich mit den Häuptlingen einverstehen. Es ist in jedem Thale und bei jedem Stamme von anderer Beschaffenheit. Auch wird es bei jeder feierlichen Veranlassung, beim Tode eines Häuptlings u. dgl., erneuert und abgeändert. Die Beschränkungen, die es auferlegt, sind eben so streng, als zum Theil höchst sonderbar. Die Umgebung eines heiligen Ortes, das Haus eines Häuptlings, die zu besonderen Festen bestimmten Gebäude, die Morais, so wie alles Eigenthum der höheren Klassen ist für die niederen Klassen tabu.

Einer der wichtigsten Einflüsse des Tabu offenbart sich zu gewissen Jahreszeiten, wo allgemeine große Volksfeste Statt finden. Jedes Thal hat seine eigenen Feste dieser Art, und so lange sie dauern, gebietet ein feierliches Tabu, den Fremden, die daran Theil nehmen und selbst von den benachbarten Inseln herbeiströmen, durchaus kein Leid zuzufügen. Es herrscht dann ein allgemeiner Waffenstillstand, und Feinde sitzen hier vertraulich beisammen, die sich in wenig Tagen bekämpfen werden.

Obschon die Eingeborenen fast nackt gehen, so haben sie doch, unabhängig von der Tättowirung, eine Menge Schmuck an sich, und zwar ist dies, im Widerspruch mit dem, was bei anderen Völkern Statt findet, mehr bei den Männern als bei den Weibern der Fall. Für gewöhnlich besteht die Kleidung nur in einem schmalen Schurz, von einem aus der zarten Rinde des Maulbeerbaums verfertigten Zeuge, den sie um die Hüften tragen; an festlichen Tagen aber schmücken sich die Krieger das Haupt mit einem Kranze von wallenden Federn; eine Art Visir, mit kleinen rothen Früchten bedeckt, umgibt die Stirn, und ein ähnliches Band den Hals. In den Ohren stecken kleine, aber breite und weiß bemalte Stückchen Holz, oder auch Schweinzähne und Muschelschaalen, während eine Schnur von kleinen Stückchen Menschenknochen, die das rohe Bild des Kriegsgottes darstellen, auf die Brust herabhängt. Armbänder von Haarbüscheln, welche von erschlagenen Feinden herrühren, umschließen die Handwurzeln und Fußknöchel, oft auch den Leib. Ein kurzer weißer Mantel, der die Brust bloß läßt, flattert im Winde, während der Krieger, seine Keule auf der Schulter, rasch einherschreitet und von Zeit zu Zeit stehen bleibt, um aus einer

Tritonmuschel langgezogene rauhe Töne vernehmen zu lassen, die als Aufforderung zum Kampfe allgemein verstanden werden.

Weit einfacher ist der Putz der Weiber. Keine Haarbüschel schmücken ihre Arme, kein Federbusch weht auf ihrem Haupte. Dagegen salben sie ihre Haare, die sie entweder am Nacken zusammenbinden oder frei um den Hals fliegen lassen, mit Oel aus Kokosnüssen. Ein schmales Band oder eine Art Turban umgibt die Stirn, eine Blumenschnur den Hals. Statt des Rockes dient ein von den Hüften bis an die Kniee reichender Schurz. Zuweilen, aber sehr selten, wird auch ein Mantel von einem gitterförmig gestreiften Zeuge nachlässig übergeworfen, so daß nur der eine Arm ganz entblößt bleibt. Man trägt ihn bloß zum Schutze gegen allzugroße Hitze oder gegen die Kühle des Abends. Insbesondere wenden die Frauen große Sorgfalt auf die Pflege ihrer Haut. Ein aus der Pflanze Papa bereitetes, sehr übel riechendes gelbes Pulver wird in Verbindung mit Kokosöl gebraucht, um die Haut nicht bloß weiß, sondern auch zart und geschmeidig zu machen.

Bei den Männern ist das Kopfhaar auf dem Scheitel fast immer in zwei Büschel abgetheilt, deren jedes mit einer Binde umwickelt ist, so daß es aussieht, als ob zwei kleine weiße Hörner emporstünden. Dies gibt ihnen in Verbindung mit der schwarzen Tättowirung ein wahrhaft teufelmäßiges Ansehen. Ein beträchtlicher Theil des Kopfes ist glatt geschoren. Ehemals bediente man sich dazu scharfer Muschelschalen; gegenwärtig kennt man schon den Gebrauch vollkommenerer Werkzeuge, und die Muscheln dienen nur noch zum Bartscheeren.

Die Waffen der Nukahiwer bestehen, außer den Feuergewehren, in zwei Arten von Mordkeulen. Die eine ist 1²/₃ Meter lang und hat oben eine starke, mit Schnitzwerk verzierte Bauchung. Es ist eine schwere Waffe, zu deren Gebrauch ein starker Arm gehört. Die zweite Art ist flach, mit scharfen Rändern und dient wahrscheinlich nur zum Verwunden, während mit der ersten ein Mensch auf der Stelle todtgeschlagen werden kann. Ein langer Spieß mit entweder glatter oder gezähnter Spitze dient ebenfalls beim Gefechte Mann gegen Mann. Aus der Ferne verwundet man den Feind durch einen Wurfspieß, dessen zerbrechliche und vergiftete Spitze in der Wunde stecken bleibt. Die Schleuder wird aus den Fasern der Kokospalme gemacht und hat ein korbartiges Geflecht, worin der Stein gelegt wird.

Eine der hübschesten Handarbeiten der Nukahiwer sind die flachen, halbrunden, geschmeidigen und leichten, mit einem dünnen Kalküberzuge versehenen Fächer, welche sich in den Händen der Greise, namentlich der alten Häuptlinge, gar anmuthig ausnehmen. Diese tragen außerdem gewöhnlich einen langen schwarzen Stab von hartem Holze, an dessen oberem Ende ein Haarbüschel befestigt ist. Wenn man einen Häuptling damit ernst und würdevoll einherschreiten sieht, so sollte man glauben, der Fächer sei sein Scepter und der Stock sein Commando-Stab. Wahre Meisterstücke der Eingeborenen sind ihre Stelzen, besonders die Fußtritte an denselben. Man bedient sich ihrer zur Zeit

der Ueberschwemmungen, welche durch das Austreten der Flüsse und Bäche verursacht werden.

Die zum Fischfange dienenden Geräthschaften bestehen in einem Spieße, dessen Ende mehrere gezähnte Spitzen hat, und in Angelschnüren aus Kokosfasern mit einem Haken von Perlmutter. Letzterer ist je nach der Größe der Fischgattung, für die er bestimmt ist, größer oder kleiner. Es gibt deren z. B. so große wie eine Hand, welche zum Fange der Haifische dienen. Manche sind aus Menschenknochen gemacht. Ein noch einfacheres Mittel zum Fischfang besteht darin, daß der Fischer im Wasser untertaucht und auf dem Boden die Blätter einer Pflanze (Inophyllum Callophyllum) ausbreitet, welche die Fische betäubt, so daß sie an die Oberfläche kommen und ohne Mühe gefangen werden können.

---

366. Tahiti.

(Nach Th. v. B., im „Ausland“ 1858.)

Tahiti erscheint vom Meere aus wie zwei getrennte Inseln, indem die flache Landzunge, welche die nördliche Halbinsel, Opuneonu, mit der südlichen, Tiarraboo, verbindet, nur auf wenige engl. Meilen sichtbar ist. Die Profile der beiden gewaltigen Felsenmassen, die sich ziemlich plötzlich aus dem Meere bis zu einer Höhe von 8000 Fuß heben, bilden merkwürdige Linien, indem nicht wie sonst gewöhnlich ein fortlaufender Kamm wahrnehmbar ist, sondern die Felsen sich in malerischen, scharfkantigen Figuren aufthürmen und durch tiefe Einschnitte und Thäler meist gänzlich von einander getrennt sind. Es macht den Eindruck, als hätten furchtbare vulkanische Revolutionen die Felsenmassen zerrissen und ihnen diese unnatürlichen, bizarren Formen gegeben. Vorherrschend sind die Zuckerhut-Formationen in der Art der Wächter des Hafens von Rio de Janeiro, daneben aber erheben sich mancherlei abenteuerliche Pyramiden, Obelisken und schlanke Säulen, die alle merkwürdiger Weise bis an die Spitzen reich bewaldet sind, was aus der Entfernung gerade so erscheint, als wären sie mit dichtem Epheu bezogen.

Während der Nacht kreuzten wir und steuerten am nächsten Morgen mit Tagesanbruch in geringer Entfernung von der Küste nach Point Venus, einer mit Palmen bestandenen schmale Landzunge, welche die nördlichste Spitze von Tahiti bildet und auf welcher Cook im Jahre 1769 sein Zelt zur Observation der Venus aufgeschlagen hatte. Die Gestade gewähren einen herrlichen Anblick: das schmale Küstenland am Fuße des Gebirges erscheint als ein phantastisch angelegter Garten im frischesten Grün, zwischen dessen Palmengruppen und Orangenhainen hin und wieder die runden Hütten der Eingeborenen hervorlugen; von Zeit zu Zeit öffnet sich ein pittoreskes Thal mit dunklerer Vegetation, in dessen Mitte sich ein Flüßchen aus dem Hochlande herabwindet. Wir

waren kaum am Point Venus vorüber, als das Lootsenboot erschien, um uns einzuholen; der Lootse war ein feiner, kleiner Franzose, seine Leute aber waren Eingeborene*), die wie Katzen an den Wänden unseres Schiffes heraufkletterten; es waren meist bildschöne Kerle mit athletischen Figuren; ihre Hautfarbe ist ein Schwarzbraun, welches im Ton die Mitte zwischen Bronze und Kupfer hält; ihr Anzug besteht in einer Tapa, d. i. einem um die Hüften gewundenen, fast bis an die Kniee reichenden Schurz von grellfarbenem baumwollenem Zeug, und über dieser Tapa tragen sie noch ein kurzes, offenstehendes Hemd von europäischem Schnitt. Sie sprachen etwas Englisch und Französisch, waren sehr neugierig und vergnügt, lachten über alles, was sie sahen und hörten, und verkauften uns aus Palmblättern geflochtene Körbchen mit prachtvollen Orangen, Bananen, Ananas und Kokosnüssen zu Spottpreisen.

Die Einfahrt in den Hafen von Papeete (sprich Papeiti) ist sehr schwierig, indem ein schmaler gewundener Canal durch die Korallenriffe hindurch führt, die zuweilen fast an die Oberfläche treten und dem Meere eine wunderbare bunte Färbung geben (diese Korallenriffe umgeben die ganze Insel auf eine Entfernung von 1—2 Meilen und verursachen eine starke Brandung); übrigens ist der Hafen gut, geschützt und geräumig genug für 30—40 größere Fahrzeuge.

Obgleich Papeete der Hauptort und der Sitz des Gouvernements ist, so kann man es doch kaum ein Dorf nennen, sondern einen schattigen Blumengarten, dessen unzählige Gartenhäuschen sich unter Oleander- und rothblumigen Hibiskusbüschen, unter Orangen- und gewaltigen Brodfruchtbäumen verstecken; die Einwohnerzahl ist sehr wechselnd und wurde jetzt incl. der etwa 200 Europäer auf höchstens 800 berechnet. Auf einem in das Meer hinein gebauten hölzernen Molo hat man die Aussicht auf die grünen Gebirgsgipfel von Tahiti und auf Eimeo oder Moorea, eine 15 Meilen entfernt im Westen liegende Insel, deren Profil viel Aehnlichkeit mit dem von Tiarroboo hat. Die Luftspiegelung war ausnehmend stark, die hunderte von Palmen auf der Westspitze unserer Bai, hinter welcher die Sonne eben unterging, erschienen riesengroß, und die kleinen Fischercanots, die auf der spiegelglatten See tanzten, schienen sich plötzlich in respectable Dreimaster zu verwandeln. In der ganzen Natur war eine himmlische Ruhe, nur das ferne Brausen der Korallenbrandung, der heitere Singsang der französischen Matrosen an Bord der Corvette „Provençale“ und unserer Schweden auf der „Antilope“, endlich das harmonische Geplauder und Gelächter der Kanaki unterbrach die Stille, ohne doch zu stören.

Am nächsten Morgen mit Sonnenaufgang stand vor meiner Thür ein kleines peruanisches Pferd mit rothsammtenem Sattelzeug in südamerikanischem Stil; ich warf meinen Poncho über, sprang in den

*) Die Eingebornen von Tahiti, sowie von sämmtlichen Südsee-Inseln nennen sich „Kanaki“ und werden auch von allen Europäern so genannt.

Sattel und trabte seelenvergnügt auf dem sogenannten breiten Weg in östlicher Richtung hinaus in die frische Morgenluft. Dieser Weg führt beinahe um die ganze Insel herum, die einen Umfang von mehr als 140 Meilen hat, doch geschieht leider wenig für seine Erhaltung, so daß er nur hin und wieder fahrbar ist; sämmtliche Dörfer und Ansiedelungen der Kanaki befinden sich in geringer Entfernung von diesem Wege, denn das gebirgige Innere ist so gut wie gar nicht bewohnt.

Nach etwa drei Meilen erreichte ich eine altersschwache Brücke, auf der ich den Fluß passirte, und mein Peruaner kletterte nun mit großer Sicherheit einen steilen, schlüpfrigen Zickzackgang hinauf. Je höher ich stieg, desto prachtvoller wurde die Aussicht in das Thal und auf die gegenüber liegenden grünen Felsenwände, die oft förmliche Mauerkronen trugen oder spitze Thürmchen, aus deren Fenstern gewaltige Bäume hervorschossen und kleine Wasserfälle wie Silberstreifen herabrieselten. Unten rauschte der Fluß durch Haine von wilden Bananen, die hier eine ungewöhnliche Größe erreichen. So mochte ich vielleicht 1½ Stunde geklettert sein, als ich plötzlich beim Passiren einer Felsenecke das Ziel meines heutigen Rittes — den Wasserfall von Fautahua — vor mir und zum Theil unter mir erblickte. Der Fluß stürzt hier 700—800 Fuß ganz senkrecht in einem gewaltigen Strahl herunter, der sich natürlich nach unten mehr und mehr breitete und hier im blitzenden Sonnenschein durch ein Thor von zwei Regenbogen im Grün verschwand. Kaum 800 Schritt von hier bilden die Berge ein kleines Plateau, auf welchem die französische Flagge weht. Es ist dies das aus der Kriegsgeschichte von Tahiti berühmte Fort Fautahua. Der Posten ist jetzt nur 20 Mann stark, ohne alle Bedeutung und wohl lediglich der Form wegen beibehalten, die natürliche Lage des Platzes macht ihn fast uneinnehmbar. Das Fort liegt im höchsten Grade pittoresk, etwa 2000 Fuß über dem Meeresspiegel, rings herum steil aufsteigende wilde Felsenpartieen; im Südwesten erblickt man das sogenannte Diadem, eine 6000 Fuß hohe Bergspitze, die genau die Form einer Krone oder eines Diadems hat, und dem Ansehen nach ein früherer Krater gewesen ist, wie denn überhaupt das Gebirge überall, seiner Formation nach, einen entschieden vulkanischen Charakter trägt.

Wir kletterten einen steilen, beschwerlichen Pfad nach einem anderen etwa 800 Fuß höheren Plateau hinauf, wo Sonntags die große Flagge aufgezogen wird; man hat von hier eine überraschende Aussicht auf das ganze Thal und auf das Meer, das wie ein stiller dunkelblauer See erschien, auf welchem die Korallenbrandung sich wie ein glänzendes silbernes Band abzeichnete. Wir wanderten dann nach den Bassins, aus denen der Riesenfall herabstürzt. Ich bedauere es aufrichtig, auch nicht annähernd im Stande zu sein, meinen Lesern einen Begriff von der überirdischen Schönheit dieser Felsen- und Wasserpartie zu geben. Der Fluß kommt brausend angeschossen und ergießt sich in ein rundes Bassin aus schwarzem Stein, der wie geschliffener Marmor glänzt; der Durchmesser dieses Beckens mag etwa 40—45 Fuß sein und seine

Tiefe 20 Fuß; über demselben wölbt sich eine nach Nordost offene Grotte von Tropfstein, von deren Plafond ein unaufhörlicher sanfter Regen herabrieselt. Aus diesem ersten Bassin stürzt das Wasser durch einen abschüssigen engen Canal in ein zweites eben solches Grotten-Bassin, das etwa 20—22 Fuß tiefer liegt, und aus diesem ergießt sich der große senkrechte Wasserfall scheinbar in die Unendlichkeit.

Bei allen Berührungen, die ich auf meinen Ausflügen mit den Eingebornen hatte, offenbarte sich ihre schnelle und richtige Auffassungsgabe und ihr gesundes Urtheil; berücksichtigt man dabei ihre bedeutende körperliche Stärke und Arbeitsfähigkeit, den Reichthum und die Productionskraft des Bodens, auf dem sie leben, die Lage dieser bedeutenden Insel auf der Seestraße gerade in der Mitte zwischen Amerika und Australien, endlich das unvergleichliche und gesunde Klima, sollte man da nicht erwarten, daß der nun fast 80jährige Einfluß europäischer Civilisation, die Einführung des Christenthums, die Eröffnung eines Welthandels für Tahiti einen gewaltigen Aufschwung hätte hervorrufen müssen? Aber leider ist gerade das Gegentheil der Fall, Tahiti hat ganz unendlich verloren. Einen Hauptbeweis liefert die Zahl der Bevölkerung selbst: Cook taxirte die Bevölkerung bei seiner zweiten monatlangen Anwesenheit im Jahre 1774 auf 200,000 Seelen; im Jahre 1797, also nur 23 Jahre später, ergab eine detaillirte Zählung der englischen Mission 16,050 Seelen, die Zählung vom 1. September 1857 nur 5900 Seelen. Danach steht es zu erwarten, daß in 50 Jahren die ganze schöne Bevölkerung vom Erdball verschwunden sein wird. Die hauptsächliche Ursache dieser enormen Abnahme ist allerdings wohl in den typhusartigen Krankheiten zu suchen, die Ende des vorigen Jahrhunderts hier schrecklich gewüthet haben sollen, die spätere Abnahme aber muß der angewachsenen unglaublichen Sittenlosigkeit der Kanaki zugeschrieben werden und den dadurch provocirten Uebeln. In gleichem Grade hat die Faulheit und Indolenz der Kanaki zugenommen, sie arbeiten so gut wie gar nicht mehr. Früh Morgens baden und fischen sie, den Tag über liegen sie im Schatten, essen, rauchen und träumen, Sonntags besuchen sie zwar die Kirche, kümmern sich aber übrigens weder um Gott noch um die Welt. Der Himmel hat es ihnen auch gar zu bequem gemacht, denn gewissermaßen wächst ihnen Alles in den Mund, ohne daß sie die Hand dabei zu rühren brauchen. Das Geld, das sie in Papeete für den Verkauf von Fischen und Früchten ärnten, verwenden sie fast lediglich auf ihr Kleidungsstück, womit sie allerdings einen großen Luxus treiben, alles Uebrige gibt ihnen die Natur gratis. Die unausbleibliche Folge dieser Lässigkeit ist die, daß der Handel Tahiti's ganz heruntergekommen ist; während noch vor 10—20 Jahren der Hafen von Papeete voll Schiffe lag, ist jetzt die Ankunft eines Schiffes ein Ereigniß. Tahiti exportirt factisch gar nichts mehr, als etwa 1000—1200 Tonnen Orangen nach S. Franzisco, und das ist nicht der Rede werth. Die einzige Wichtigkeit von Papeete und zugleich die Ursache, daß die hiesigen Häuser doch im

Ganzen gute Geschäfte machen, besteht darin, daß es bis jetzt noch als Hauptstapelplatz für alle umliegenden Inselgruppen dient. Es vergehen wenige Tage, wo nicht kleine Fahrzeuge mit Kokosnußöl, Perlmutter, Schildpatt, Sandelholz, Arrowroot u. s. w. von den Tonga-, Cooks-, Gambier- oder Marquesas-Inseln einlaufen. Die hiesigen Häuser kaufen die Waare auf und versenden sie in ihren eigenen Schiffen nach San Franzisco, Valparaiso oder Sydney. Was könnte Tahiti allein an Kaffee und Zucker produciren, für dessen Anbau sich Klima und Boden so vorzugsweise qualificirt? Ich habe verwilderte Kaffee-Plantagen von Hunderten von Quadrat-Morgen angetroffen, die aus Mangel an Arbeitskräften und Capital in ein undurchdringliches Dickicht ausgeartet und dadurch werthlos geworden waren, und dabei waren die Bäume über und über mit Blüthen bedeckt. Die Franzosen haben eben kein Talent zum Colonisiren, und deßhalb wird ihnen das schöne Tahiti immer zehnmal so viel kosten, als es ihnen einbringt.

Schließlich noch ein Wort über die jetzige Regierungsform: dem Namen nach ist Tahiti allerdings ein selbständiges Königreich unter kaiserlich französischem Protectorat, factisch aber ist es eine französische Colonie, und Pomare, die nach allem, was ich von ihr gehört habe, eine aufgeklärte, intelligente und wohlmeinende Fürstin sein muß, ist nur noch eine Schattenkönigin, eine Königin a. D., die so gut wie gar nichts mehr zu sagen hat. Es ist wohl kaum ein Zweifel, daß nach ihrem Tode auch diese Form aufhört und der jetzige kaiserliche Commissär den officiellen Titel eines Statthalters der Gesellschafts-Inseln erhält.

Druck von M. DuMont-Schauberg in Köln.







